



NAZIONALE

B. Prov.

XXIII

245

NAPOLI

BIBLIOTECA

VITT. EM III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armando XXXIII



Palchetto

Num. d'ordine /

~~119-C-71~~

B. Rev.

XXIII

245

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

629637

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.



Erste Section.

A—G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Einundsiebzigster Theil.

GNAPHALIEEN — GOD SAVE THE KING!

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1860.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Einundsiebzigster Theil.

GNAPHALIEEN — GOD SAVE THE KING!

GNAPHALIEEN.

GNAPHALIEEN. Mit diesem Namen bezeichnete Reising die siebente größere Abtheilung der umfangreichen Familie der Compositen und charakterisirte sie durch folgende Merkmale: Die Blütenköpfchen sind gleich- oder verschiedentlich, viel- oder wenigblüthig, selten einblüthig. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig, die der weiblichen Blüten fadenförmig oder äußerst selten bandförmig. Die Staubbeutel sind geschnäut. Der Griffel der zweigeschlechtlichen Blüten hat an den Aesten keine Anhängsel, jener der männlichen Blüthe ist oft ungetheilt. Der Fruchtkelch ist haar- oder borstenförmig und fehlt nur in seltenen Fällen. — Es gehören hierher Kräuter und Halbsträucher mit meist wechselständigen Blättern.

Diese Abtheilung der Gnaphalien zerfällt wiederum in folgende sieben Unterabtheilungen:

Erste Unterabtheilung. Angiantheen De Candolle.

Die ein- oder wenigblüthigen Köpfchen stehen in einem von einer gemeinschaftlichen Hülle umgebenen Knäuel dicht gedrängt.

1) *Stylancerus Labillardiere*. Die Köpfchen sind wenigblüthig und wahrscheinlich gleichbig. Die Schuppen des die Blüten überragenden Hauptkelchs sind elliptisch-länglich, stumpf. Der Blütenboden ist wahrscheinlich nackt. Die röhrenförmige, am Grunde erweiterte Blumenkrone hat einen fünfzähligen Saum und kurze, aufrechte Zähne. Der Griffel ist am Grunde stark verdickt. Die Achänen sind verkehrt-kegelförmig, papillös. Der kronenförmige Fruchtkelch besteht aus fünf, am Grunde verwachsenen, von der Mitte an sägezähnt-gerimperten, zugespitzten, außenwärts, wie es scheint, von einer sehr kleinen ringförmigen Haut umgebenen Spreublättern.

Zu dieser Gattung gehört nur eine im südwestlichen Theile Neu-Hollands einheimische, kleine, niederliegende Art mit gestreckten, linealischen, ganzrandigen, kahlen Blättern und mit in ein eiförmig-lugeliges, endständiges Knäuelchen dicht zusammengedrängten Blütenköpfchen.

2) *Hyalolepis De Candolle*. Die Köpfchen sind einblüthig und in ein Knäuelchen dicht gedrängt; die Schuppen des vielreihigen Hauptkelchs sind eiförmig-lanzettlich, ganzrandig oder an der Spitze zweifach, haben einen dunklen Nerv, sind sonst aber wasserhell. Der gemeinschaftliche Blütenboden ist ohne Spreuschuppen.

Die besonderen Hüllen sind einblüthig oder vielreihig aus drei Schuppen verwachsen, stielrund, am Grunde verhärtet. Die Blumenkrone ist fadenförmig, an der Spitze fast kreisförmig und drei bis fünfzählig. Die Narben sind an der Spitze schwach bärtig. Die Frucht ist stielrund, verlängert, selbst-werkhaarig. Der Fruchtkelch besteht aus einer fadenförmigen Vorste, welche etwas länger als die Blumenkrone ist.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, in Neu-Holland einheimische, einjährige Art mit aus dem Wurzelhalse entspringenden; zahlreichen, sehr kurzen Stengeln, fast grundständigen, linealisch-pfriemlichen, ganzrandigen, am Grunde verdickten, stengelumfassenden Blättern, mit weissem, zwischen den Blättern an der Spitze eines jeden Stengels sitzendem Blütenknäuel und mit einem loder- und schwach-wolligen Blatt- und Hüllgrunde.

3) *Phyllocalymna Benth.* Die zwei- oder vielblüthigen, gleichbigigen Köpfchen stehen in einem fast kugelförmigen Knäuelchen; die Schuppen des Hauptkelchs sind krautartig, linealisch und länger als das Blütenknäuelchen. Der allgemeine Blütenboden besitzt keine Spreublätter. Die besonderen Blütenhüllen sind mehrblüthig, länglich-keilförmig, trockenhäutig und ohne Anhängsel. Die Form der Staubbeutel ist noch unbekannt. Der Griffel ist eingeschlossen. Die Achänen sind keilförmig-linealisch, rauhhaarig. An Spreuschuppen des Fruchtkelchs sind etwa fünf vorhanden, welche aus eiförmigem Grunde in eine mit der Blumenkrone fast gleich lange, glatte oder raube Vorste ausgehen.

Zu dieser Gattung gehörige, im südwestlichen Theile Neu-Hollands einheimische, niedrige, sehr ästige, oberseits weiß-füßige Art hat linealische, am Grunde stengelumfassende, ganzrandige Blätter und seitliche und endständige, fast kugelförmige Blütenknäuel.

4) *Angianthus Wendland*. Die zwei- oder vielblüthigen, gleichbigigen Köpfchen stehen in einem eiförmig-rundlichen ährenförmigen Knäuelchen dicht gedrängt; die vier Schuppen der allgemeinen Hülle sind eiförmig, weiß-füßig und viel länger als das Knäuelchen. Der Blütenboden ist sehr schmal und füßig. Die besonderen Hüllen bestehen aus vier eiförmigen, trockenhäutigen Schuppen, von denen zwei flach und die andern beiden, die mit jenen abwechseln, zusammengeroßt sind und die einzelnen Blüten einhüllen. Die Blumenkrone ist röhrig, an der Spitze

fünfsäbhnig, die Staubbeutel sind geschwänzt. Die abgestumpften, divergirenden, an der Spitze behaarten Karben treten aus der Blumenkrone hervor. Die Adänen sind länglich, fahl. Der Fiederfels besteht aus zwei am Grunde häutig verbreiterten, gelappten, an der Spitze sehr zugespitzten, pinselförmigen Grannen.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische Art, eine einjährige, ganz krautartige Pflanze mit abwechselnden, länglich-spätförmigen, ganzrandigen, nervellosen Blättern, an der Spitze der Aeste in einer eiförmigen Reihe stehenden Blüthenköpfchen, mit weissen, filzigen, in vier Reihen stehenden, gedrängten Blättchen der allgemeinen Hülle, mit gelblichen besonderen Hüllblättchen und ebenso gefärbten Blumenkrone.

b) *Skirrhophorus De Candolle*. Die zweiblättrigen, gleichartigen Blüthenköpfchen stehen in einem eiförmigen Ährenbüschel dicht gedrängt, die äußeren Schuppen der zweireihigen allgemeinen Hülle sind wollig, die inneren länger, trockenhäutig und stärker als das Ährenbüschel. Der allgemeine Blüthenboden ist mit Papillen besetzt. Die besondere Hülle besteht aus länglichen, fast durchscheinenden, bald abfalligen Schuppen. Die sehr kleinen Blumenkrone ist röhrig, ihre Röhre ist am Grunde in einen wulstförmigen, etwas runzeligen Höcker erweitert, die fünf Zähne des Saumes der Blumenkrone sind zugedrückt. Die Staubbeutel sind noch unbekannt. Die kurzen Karben sind an der Spitze kopfförmig. Die Adänen sind fahl, länglich, am Grunde verschmälert. Der Fiederfels fehlt.

Die zu dieser Gattung gehörige Art wächst im südlichen Neu-Holland, es ist ein kleiner, sehr ästiger, dicht filziger Halbstrauch mit wechselständigen, linealischen, ganzrandigen, ziemlich dicken Blättern, eiförmigen, an der Spitze der Aeste stehenden Blüthenknäueln, wolligen äußeren Hüllschuppen und mit gelben trockenhäutigen inneren Hüllschuppen und ebenso gefärbten Blüthenköpfchen.

c) *Myriocephalus Benth.* Die vier- oder fünfblättrigen Köpfchen stehen in einem fast kugelförmigen Ährenbüschel sehr dicht gedrängt; die Schuppen der vielblättrigen allgemeinen Hülle sind linealisch, auf dem Rücken wollig und durch ein trockenhäutiges, eiförmiges Anhängel strahlend. Der Blüthenboden ist nicht mit Spreublättern besetzt. Die wenigen Schuppen der besonderen Hülle sind trockenhäutig und mit einem kleinen Anhängel versehen. Die Blumenkrone hat eine kurze Röhre und einen fünfsäbhnigen Saum. Die Staubbeutel sind unbekannt. Die kurzen, an der Spitze ein wenig verdickten Karben ragen aus der Blumenkrone heraus. Die Adänen sind linealisch, fahl. Der Fiederfels fehlt.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein kleiner im südwestlichen Neu-Holland einheimischer Halbstrauch mit aufrechten, fahlern oder an der Spitze weichhaarigem Stengel, wechselständigen, linealischen, ganzrandigen, am Grunde fengelumpfsackigen, beiderseits grünen, fast fahlen Blättern und eubündigen Blüthenknäueln.

7) *Gnephosis Cassini*. Die ein- bis vielblättrigen, gleichartigen Köpfchen stehen zwischen trockenhäutigen, am Grunde felförmig verschmälerten, an der Spitze stumpfen,

schwach gekrümmten Deckblättern in einer eiförmigen Reihe einzeln. Von den in zwei Reihen stehenden Schuppen des achselblättrigen Hauptfells bleiben die äußeren fest und sind häutig, nach Oben zu gefärbt, die inneren flach, mit einem strahlenförmigen Anhängel versehen und fallen zuletzt ab. Der spreublattlose Blüthenboden ist sehr klein. Die Blumenkrone ist röhrig, kahl, ihr Saum fünfsäbhnig. Die Staubbeutel und Karben sind unbekannt. Die Fruchtkapseln sind verkehrt-eiförmig, sehr kurz, glatt. Der Fiederfels ist konformig, sehr kurz, schnell hinfällig.

Aus dieser Gattung ist nur eine im südlichen Neu-Holland einheimische, von Cassini *Gnephosis tenuissima* benannte Art bekannt, eine einjährige, ganz fahle Pflanze mit schlanken, hin und her gebogenen, oft blattlosen Aesten, sehr wenigen, wechselständigen, linealischen, etwas rauhen, ganzrandigen Blättern, mit an der Spitze der Aeste in einer verkehrt-eiförmigen gekrümmten Reihe stehenden Köpfchen und mit trockenhäutigen, gelblichen Deckblättern.

8) *Calocephalus R. Brown*. Die dreiblättrigen, gleichartigen Köpfchen stehen in einem kugelförmigen, hüllblattlosen Ährenbüschel dicht gedrängt. Die an der Spitze stumphen, trockenhäutigen Schuppen des Hauptfells sind etwas länger als die Blüthen. Der Blüthenboden ist nicht von Spreublättern besetzt. Die Blumenkrone ist röhrig, fünfsäbhnig. Die Staubbeutel und Karben sind unbekannt. Die Fruchtkapseln sind verkehrt-eiförmig, stehend oder sehr kurz gekrümmt. Die wenigen Borsten des einreihigen Fiederfells sind felförmig.

Krautartige, aufrechte, wenig ästige, schlaffe, filzgraue, im südlichen Neu-Holland einheimische Gewächse mit gegenständigen, am Grunde in eine sehr kurze Scheide verwachsenen, linealischen, ganzrandigen Blättern und endständigen Blüthenknäueln machen die Arten dieser Gattung aus.

9) *Cylindrosorus Benth.* Die zweiblättrigen, gleichartigen Köpfchen stehen in einem länglich-cylindrischen Blüthenknäuel dicht gedrängt. Von den wenigen linealischen trockenhäutigen Schuppen des zweireihigen Hauptfells sind die äußeren sehr kurz, die inneren fast so lang als das Blüthenknäuelchen. Der Blüthenboden ist nackt. Die wenigen Schuppen der besonderen Hülle sind länglich-felförmig, trockenhäutig und haben kleine Anhängel. Die röhrenförmige Blumenkrone hat einen fünfsäbhnigen Saum. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Die Karben sind eingeschlossen, sehr kurz. Die Fruchtkapseln sind linealisch, fahl. Die wenigen Schuppen des Fiederfells sind aus eiförmigen Grunde in eine mit der Blumenkrone fast gleich lange, oberhalb der Mitte kurz felförmige Borste verlängert.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische, aufrechte, ästige, locker filzige Art mit wechselständigen, linealischen, halbkugelförmigen Blättern, endständigen, länglich-cylindrischen Blüthenknäueln und an der Spitze gelbgefärbten Schuppen der besonderen Hülle.

10) *Leucophyta R. Brown*. Die dreiblättrigen, gleichartigen Köpfchen stehen in einem kugelförmigen, von Deckblättern begleiteten Ährenbüschel. Die Blüthen des

Hauptfelds stehen in einer Reihe. Der Blüthenboden ist nackt. Die besondere Hülle besteht aus meist zehn eiförmig, länglichen, fast häutigen, mit den Blüthen gleich langen Schuppen. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde mit zwei Vorhöfen besetzt. Die Narben sind unbefannt. Die Fruchtknoten sind längseckig, verkehrt-eiförmig, drüsig. Die langen Vorhöfe des einreihigen Federfelds sind vom Grunde bis zur Spitze fedrig.

Die zu dieser Gattung gehörige, im südöstlichen Neu-Holland einheimische, halbstrauchige, ästige, ganz filzige Art hat abwechselnde, linealische, aufrechte, stehende Blätter, endständige Blüthenstands, eine kegelförmige Spindel und gelbe Blumenkrone.

11) *Craspedia Forster*. Die fünfblättrigen, gleich-eihigen Köpfchen stehen in einem fast runden, von den unter den einzelnen Köpfchen befindlichen Deckblättern umgebenen Blüthenstande auf einem gemeinsamen röhrenförmigen, wolligen Blüthenboden, die Schuppen des Hauptfelds sind häutig, durchscheinend, eiförmig und so lang als die Blüthen. Der schmale Blüthenboden ist am Rande mit durchscheinenden, ganzrandigen Spreublättern besetzt. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, breit, fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde mit zwei Vorhöfen versehen; die Narben sind eingeschlossen. Die Fruchtknoten sind länglich, wollig. Die Vorhöfe des einreihigen Federfelds sind federnförmig, fedrig.

Zu dieser Gattung gehören ausdauernde, in Neu-Holland und Neu-Seeland einheimische Gewächse mit am unteren Theile des Stengels gekrümmten, wechselseitigen, langetlichen/linealischen, ganzrandigen Blättern, aufrechten, fast nadtem, an der Spitze einfüßigem Stengel und schwefelgelben Blüthen.

12) *Pyrenosorus Benth*. Die Köpfchen stehen in einem kugelförmigen, deckblattlosen Andachten dicht gedrängt und sind wenigblütig und verschiedentlich, indem die eine Blüthe geschlechtslos, die übrigen zweigeschlechtlich sind. Die besondere Blüthenhülle besteht aus wenigen Schuppen. Der Blüthenboden ist mit Spreublättern besetzt, welche zwischen den Blüthen die Hüllschuppen darstellen. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, ihr fünfzähliger Saum hat aufrechte Zähne. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die Fruchtknoten sind behaart. Der Federfeld der geschlechtslosen Blüthe besteht aus wenigen, an der Spitze fedrigen Vorhöfen, je vier der zweigeschlechtlichen Blüthen aus mehreren, nach Unten ein wenig breiteren und vom Grunde fedrigen Vorhöfen.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische Art, ein aufrechter, welschwolliger kleiner Halbstrauch mit wechselseitigen, länglich-linealischen Blättern und langen, steifen, blattofen Blüthenstielen.

Zweite Unterabtheilung. Cassiniceen Lessing.

Die Blüthenköpfchen stehen nicht in Ähren. Der Blüthenboden ist ganz oder nur am Rande mit Spreublättern besetzt.

13) *Ammobium R. Brown*. Das Blüthenköpfchen ist vielblütig, gleichschig. Die Schuppen des halb-

freisförmigen Hauptfelds bedecken sich dachziegelig und sind leberartig, am Rande häutig und an der Spitze mit einem trockenhäutigen, breiten, contraven Anhängel versehen. Der breite, kegelförmige Blüthenboden ist mit länglichen, ein wenig contraven, an der Spitze gezähnelten, zugespitzten Spreublättern besetzt. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, ihre Röhre ist fleischig, grünlich, ihr Saum ist fünfzipfig. Die Staubbeutel besitzen am Grunde zwei Vorhöfe. Die Narben ragen hervor, sind gebogen und an der Spitze behaart. Die Fruchtknoten sind zusammengebrückt-vierkantig, an der Spitze vierzählig, zwei Zähne sind größer und in eine Vorste oder Granne verlängert.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, im östlichen Neu-Holland einheimische, aufrechte, ästige, grauwollige Art.

14) *Ixodia R. Brown*. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichschig. Der Hauptfeld ist cylindrisch, glockenförmig, länger als die Blüthen, seine Schuppen sind am Grunde angebrückt, leberartig und in ein frontblattförmiges, trockenhäutig-weißes, verkehrt-eiförmiges, abhebendes Anhängel verlängert. Die Spreublätter auf dem kegelförmigen Blüthenboden sind ein wenig länger als die Blüthen und stellen die Hüllschuppen dar, sie sind am Grunde breit, gezähnt, an der Spitze länglich, weiß-gesät und hüllen die Frucht ein. Die röhrenförmige, fünfzählige Blumenkrone ist auf der Außenseite mit gestielten Drüsen besetzt. Die Staubbeutel sind am Grunde von zwei Vorhöfen begleitet; die Narben sind an der Spitze abgestutzt und mit Wurzeln besetzt. Die Fruchtknoten sind länglich-cylindrisch, warzig-behaart. Der Federfeld fehlt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine im östlichen Neu-Holland einheimische, unbehaarte, aber flebrige, halbstrauchige Art mit abwechselnden, linealischen, dicken, ziemlich spizen, ganzrandigen, oder ein wenig gezähnten, einnervigen, drüsig-punktirten Blättern, chensträußigen Blüthenköpfen, weißen, strahlenden Hüllschuppen und gelben Blüthen.

15) *Rhynoea De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, die fünf Strahlblüthen sind fadenförmig, weiblich, die Scheidenblüthen, ungefähr 15 an Zahl, sind röhrenförmig, zweigeschlechtlich. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind weichhaarig, stumpf, die inneren in ein längliches, abhebendes, stumpfes, weißes Anhängel erweitert. Die Spreublätter des Blüthenbodens sind linealisch, abfällig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei kleine Vorhöfe. Die Narben sind abgestutzt. Die Fruchtknoten sind verkehrt-eiförmig-länglich, ungekreist, schwach weichhaarig. Die Vorhöfe des einreihigen Federfelds sind kaum rauch.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, am Cap der guten Hoffnung einheimische, aufrechte, ästige, halbstrauchige Art mit angebrückt-weichfüßigen Ästen und wechselseitigen, stehenden, herablaufenden, langetlichen, beispitzen, einnervigen, oberseits fahlen, blauen, unterseits angebrückt-graufüßigen Blättern, zusammengebrückt, fast ris-

pigem Stenkrause, kleinen Blättern und an der Spitze weissen inneren Hüllschuppen und Spreublättern.

16) *Cassinia R. Brown.* Das wenigblüthige Köpfchen ist entweder gleichbig, indem sämmtliche Blüthen zweigeschlechtlich und röhrenförmig sind, oder seltener verschiedengbig, indem auch einige wenige weibliche, schmale Blüthen vorhanden sind. Der Hauptkegel ist dochligelig, trockenblüthig. Die Spreublätter auf dem Blütenboden stellen die inneren Hüllschuppen dar. Die röhrenförmigen Blumentronen haben einen fünfzähligen Saum. Die eingeschlossenen Staubbeutel sind am Grunde von zwei Borsten begleitet. Die Narben sind an der Spitze stumpf, fast abgestutzt und mit einigen Haaren besetzt. Die Fruchtknoten sind verkehrt-eiförmig, ungestreift. Die zahlreichen Borsten des ein- oder zweireihigen Fiederkels sind fadenförmig oder an der Spitze pinselförmig.

Im östlichen Theile Neu-Hollands und in Neu-Seeland einheimische Halbsträucher mit zerstreuten, meist linealischen, selten länglichen oder lanzettlichen, ganzrandigen, am Rande oft umgerollten Blättern, ecksaftigen oder röhrligen endständigen Blütenköpfchen und halblugeligen, länglichen oder kreiselförmigen Hauptkegeln bilden die Arten dieser Gattung.

Dritte Unterabtheilung. Helichryseae Lessing.

Die Blütenköpfchen stehen nicht in Ähren. Der Blütenboden ist ohne Spreublätter, nackt oder mit Haaren besetzt.

17) *Humea Smith.* Das drei- bis vierblüthige Köpfchen ist gleichbig. Die Schuppen des cylindrischen, dochligelig stehenden Hauptkegels sind länglich, am Rande breit trockenblüthig, die untersten am Blütenstielchen stehenden sind kleiner, deckblattartig. Der Blütenboden ist sehr schmal, nackt. Die Blumentrone ist röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind unbekannt. Die Fruchtknoten sind ungestreift, unbehaart, oder drüsig. Der Fiederkel fehlt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine im östlichen Theile Neu-Hollands einheimische, krautige, zweijährige, aufrechte, spärlich ästige, nach Harz riechende Art mit wechselständigen, eiförmig umfassenden, eiförmig-lanzettlichen, zugespitzten, spärlich behaarten Blättern, weiter Röhre mit herabhängenden Ähren, purpurrothen oder rosenrothen Hauptkegeln und purpurrothen Blumentronen.

18) *Pithecarpa Lindley.* Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Von den in mehreren Reihen stehenden, dochligelig sich deckenden Schuppen des kreiselförmigen Hauptkegels sind die äußeren pfriemlich, die inneren fröhenblüthig, strahlend. Der Blütenboden ist kegelförmig, nackt. Die Blumentrone ist röhrenförmig, fünfzählig. Die Staubbeutel hängen mittelst einer dünnen Fäden am Grunde zusammen. Die Narben sind unbekannt. Die Fruchtknoten sind ungestreift, länglich, weichhaarig. Der Fiederkel fehlt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, im südwestlichen Theile Neu-Hollands einheimischen Gewächse sind mit einer dünnen, später abfallenden Wolle bekleidet und

haben nur wenige von einander entfernt stehende, linealisch-lanzettliche, sitzende Blätter, einspöhlige oder ebensträufliche Aeste und einen am Grunde schwach wölbigen Hauptkegel mit spizen oder purpurroth-bespizten inneren und weissen, stumpfen äußeren Schuppen.

19) *Lawrencella Lindley.* Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Von den dochligelig stehenden Schuppen des halblugeligen Hauptkegels sind die äußeren krautig, brandfleckig, die inneren fröhenblüthig, strahlend. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Blumentronen sind röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt, am Grunde abgerundet, durch spinwebenartige Häden vereinigt. Die Narben sind kegelförmig, auf dem Rücken drüsig. Die Borsten des in mehreren Reihen stehenden Fiederkels sind gleichlang, gesägt.

Lawrenc. rosea Lindley, eine im südwestlichen Theile Neu-Hollands einheimische, drüsig-weichhaarige, einjährige Pflanze mit gegen- oder wechselständigen, linealischen, stumpfen, ungetheilten Blättern, achsel- und endständigen, einspöhligen, wölbigen Blütenstielchen, eiförmigen, spizen, berandeten äußeren und langen, an der Spitze schwach gesägten, schon rosenrothen inneren Hüllschuppen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

20) *Xyridanthoe Lindley.* Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Von den dochligelig stehenden Schuppen des glockenförmigen Hauptkegels sind die äußeren concav, abgerundet, ein wenig trockenblüthig, die inneren strahlend und an der Spitze mit einem fröhenblüthigen Anhängsel. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Blumentronen sind röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind durch spinwebenartige Häden geschwänzt. Die Narben sind abgestutzt. Die Fruchtknoten sind ungestreift, wölbig. Der Fiederkel ist spreublätterartig, zweireihig, länger als die Blumentrone, seine Spreublätter sind fiedrig.

Die zu dieser Gattung gehörige, im südwestlichen Theile Neu-Hollands einheimische Art ist ganz kahl und hat wechselständige, sitzende, länglich-lanzettliche, häutige Blätter, fleise, einblüthige Aeste, einen durchaus fahlen Blütenstiel, sehr kleine, braune, glänzende Blütenköpfchen und längliche, stumpfe Schuppen, von denen die inneren durch ein kurzes, weißes Anhängsel röhrenförmig erscheinen.

21) *Quinetia Cassini.* Das Köpfchen ist zwei- bis dreiblüthig, gleichbig. Der Hauptkegel ist cylindrisch, vielblüthig, kaum länger als die Fruchtknoten, seine Schuppen sind linealisch, abwechselnd flach oder concav. Der Blütenboden ist schmal, nackt. Die Blumentrone ist röhrlig, am Schlunde nicht erweitert und hat einen drei- bis vierzähligen Saum. Die eingeschlossenen, mit einem endständigen Anhängsel versehenen Staubbeutel sind fast ungeschwänzt. Die langen Narben ragen aus der Blumentrone hervor und stehen gespreizt, sind fast haarförmig, kahl und endigen mit einem kurzen, durchscheinenden Anhängsel. Die Fruchtknoten sind eiförmig, in einen fast seidenhaarigen Stiel verschmälert, an der Spitze gleichfalls fast seidenhaarig, sonst kahl. Die fünf bis acht stehenden, in einer Reihe stehenden Spreu-

Blätter sind am Grunde häutig, eiförmig und in eine lange, etwas raube Granne verlängert.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, im südwestlichen Theile Neu-Hollands wachsende Art, eine aufrechte, kleine, jarie, ganz einfache, fahle, einjährige Pflanze mit verkehrt-eiförmigen, flachspitzigen, ganzrandigen, langgestielten Blättern, am Grunde erweitert, stengelumschließendem Blattstiele und mit fanggestielten, in den Blattachseln einzeln stehenden, an den Stämmchen traubig-ährigen Blütenköpfen.

22) *Rytidosis De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Die in zwei oder drei Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, durchscheinend, quer runzlig, gefält-gewimpert und kurz benagelt. Der Blütenboden ist mit zahlreichen Vertiefungen versehen. Die Blumenkrone sind röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind unbekannt. Die Narben sind kurz. Die fünf eiförmigen kleinen Schuppen des Fiedelfelds sind spreublattartig.

Die zu dieser Gattung gehörige im östlichen Neu-Holland einheimische, spinnwebig-grau behaarte Art stimmt in der Tracht mit *Heliceryum* überein und hat wechselständige, stehende, linealische, schwielig-zugespitzte Blätter, wenige blasse, an der Spitze einspösig-kele- und gelbe Hüllblätter.

23) *Rhodanthe Lindley*. Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Von den dachziegelig stehenden, häutigen, eiförmigen, spitzen Schuppen des kreisförmigen Hauptfelds sind die äußeren, am Blütenstielchen dreiblätterig silberweiß, die mittleren angebrückt, die inneren sternförmig-angebrückt, roseuroth. Der Blütenboden trägt keine Spreublätter. Die Blumenkrone ist röhrig, an der Spitze fünfspaltig. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die Fruchtknoten sind ungekrönt, wollig. Die in einer Reihe stehenden federigen Vorhen des Fiedelfelds sind deutlich gefordert.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, im südwestlichen Neu-Holland einheimische, krautige, einjährige, aufrechte fahle Art mit abwechselnden stengelumschließenden, stumpfen, ganzrandigen Blättern und endständigen, einzelnen sehr jetlichen Blütenköpfen.

24) *Podotheca Cassini*. Das Blütenköpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Die fast dachziegelig stehenden Schuppen des cylindrischen, mit den Blüten gleichlangen Hauptfelds sind linealisch-zugespitzt und fast blattartig. Der Blütenboden ist ohne Spreublätter. Die Blumenkrone sind röhrig, schlank, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorhen. Die Narben sind lang, an der Spitze stumpf. Die Fruchtknoten sind fast cylindrisch, raubhaarig, ihr seitlicher Hof sitzt auf einem schmalen, aus dem Mittelpunkt des Größchens entspringenden Stielchen. Die fünf Spreublätter des Fiedelfelds stehen in einer Reihe und sind sehr lang, am Grunde verwachsen und lang fiederzählig.

Die zu dieser Gattung gehörigen einjährigen, fahlen Arten wachsen im südwestlichen Theile Neu-Hollands und haben abwechselnde, stengelumschließende, linealisch-halbseitliche, ganzrandige, zugespitzte Blätter, einzelne

an der Spitze der blattlosen Aeste stehende Blütenköpfe, fast spinnwebige Hüllen und gelbliche Blüthen.

25) *Waitzia Wendland*. Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Der spreublattlose Blütenboden ist flach oder leicht ein wenig gewölbt und mit Grübchen versehen. Die dachziegeligen, in mehreren Reihen stehenden, trockenen Schuppen des Hauptfelds sind sämtlich oder wenigstens die mittleren und inneren gefaltet und mit einem frontblattartigen, strahlenden, gefärbten Anhängel versehen und länger als die Scheibe. Die Blumenkrone sind zweigeschlechtlich, röhrig, fadenförmig, schlank, mit dem Fiedelfeld gleichlang, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde verschmälert, ungeschwängt. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig. Die zusammengedrückten, eiförmigen Fruchtknoten sind an der Spitze in ein Schnäbelchen vorgezogen. Die zehn bis zwölf in einer Reihe stehenden Vorhen des Fiedelfelds sind ganz am Grunde verwachsen und ein wenig fiederig, oberhalb der Mitte sägezählig-rauh.

Die zu dieser Gattung gehörigen in Neu-Holland einheimischen krautartigen Gewächse haben ecksträussig, sehr selten einspösig, vom Grunde bis zur Spitze beblätterte Stengel, halbkugelige Blütenköpfe und trockene, gefärbte, die Scheibenblätter überragende Hüllschuppen.

26) *Leptorrhynchus Lessing*. Das Blütenköpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Der Blütenboden ist spreublattlos, flach und mit Grübchen versehen. Die dachziegelig gestellten, in mehreren Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind sämtlich stehend und ohne Anhängel, oder die inneren sind, aber nur äußerst selten, in ein sehr kurzes, durchscheinendes Anhängel verlängert und kürzer als die Scheibenblätter. Die Blumenkrone sind zweigeschlechtlich, röhrig, bis zur Mitte fadenförmig, über derselben sehr erweitert und haben einen breiten, glockenförmigen, fünfzähligen Saum, sie überragen den Fiedelfeld. Die Staubbeutel sind am Grunde verschmälert, ungeschwängt. Die Griffeläste haben eine kopfförmige Spitze. Die Fruchtknoten sind zusammengedrückt, länglich, an der Spitze verschmälert oder sehr selten in einen Schnäbel verlängert. Die zehn bis zwölf in einer Reihe stehenden Vorhen des Fiedelfelds sind am Grunde verwachsen und ihrer ganzen Länge nach sägezählig-rauh.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Neu-Holland einheimischen krautartigen Gewächse haben unterwärts beblätterte, nach oben ziemlich weit fahle oder mit sehr kleinen, durchscheinenden Schuppen bedeckte, einspösig Stengel und Aeste, kreisförmige Köpfchen und durchscheinende oder fast blattartige Hüllschuppen, welche kürzer als die Scheibenblätter sind.

27) *Millotia Cassini*. Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Die acht oder zehn in einer Reihe stehenden Schuppen des länglich-cylindrischen Hauptfelds sind an der Spitze zugespitzt-pfriemlich. Der flache Blütenboden hat keine Spreublätter. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, an der Spitze vierzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorhen. Die fahlen Narben haben ein sehr kleines, kegelförmiges Anhängel. Die Fruchtknoten sind länglich, zusammengedrückt, rau und ha-

ben einen dünnen langen Schnabel. Der in einer Reihe stehende Hederfeld ist behaart, dünn, rauh und länger als die Blumenkrone.

Die zu dieser Gattung gehörige einjährige, schwache, aufrechte, von spinnwebigem Haare überzogene Art wächst in Neu-Holland und hat abwechselnde, sehr zarte, spitze ganzrandige Blätter, einzelne endständige Köpfchen, gelbe Blumenkrone und einen röhrligen Hederfeld.

28) *Ixiolaena Benth.* Das Köpfchen ist vielblütig, gleichschig. Die zahlreichen Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind grün, am Rande trockenhäutig, aufrecht und an der Spitze mit einem kleinen, kronblattartigen Anhängsel. Der Blütenboden ist mit Gräbchen versehen und mit kurzen Haaren besetzt. Die Blumenkrone ist röhrig, an der Spitze vier- bis fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind an der Spitze pinselförmig. Die rundlichen, schwach-keilhaarigen, schnabellosen Früchtchen sitzen auf einer Träse. Die zahlreichen Borsten des Hederfelds sind rauh.

Aus dieser Gattung ist nur eine im südwestlichen Neu-Holland einheimische Art bekannt, eine krautartige, aufrechte, harte, ästige, leder wollige, sehr flehrige Pflanze mit länglich-spateiförmigen, in den Blattstiel verschmälerten unteren und linealisch-spateiförmigen, etwas herablaufenden oberen Blättern, flehrig-weichhaarigen, zu drei oder vier stehenden Blütenköpfen und mit schneerweißen Rändern an den Hüllschuppen.

29) *Panaetia Cassini.* Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedenschig, indem die wenigen Strahlblüthen weiblich, die Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dachförmig stehenden Schuppen des halbkugligen, mit den Blüthen gleich langen Hauptfelds sind die mittleren gestielt und haben ein breites, trockenhäutiges, wimperig-gedöhntes Anhängsel, die äußeren zu einer Schuppe verkümmert. Die röhrenförmigen Strahlblüthen haben einen dreitheiligen Saum mit linealischen Zipfeln, die Scheibenblüthen mit weit längerer Röhre haben einen fünfspaltigen Saum. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die Früchtchen sind sämmtlich von gleicher Gestalt, länglich, ungestreift. Die Borsten des Hederfelds sind sehr dünn, nach oben fiederig, die Strahlblüthen besitzen deren zwei, die Scheibenblüthen drei oder vier.

Die zu dieser Gattung gehörige, im südwestlichen Neu-Holland einheimische, einjährige Art hat einen zerstreut behaarten, an der Spitze in einseitige Aeste getheilten Stengel, wechselfällige, stehende, längliche, spitze, ganzrandige, unterseits weiß-silbige Blätter und einzeln stehende, gelbe Blütenköpfe.

30) *Podolepis Labillardiere.* Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedenschig, indem die Strahlblüthen jungensförmig oder unregelmäßig röhrig und weiblich, die Scheibenblüthen regelmässig und zweigeschlechtlich sind. Von den in mehreren Reihen stehenden Schuppen des glockenförmigen Hauptfelds sind die äußeren stehend und trockenhäutig-durchscheinend, die inneren in einen schmalen, linealischen Nagel verengert. Der Blütenboden wird zwar von De Candolle, Endlicher und Meisner als

mit Spreublättern versehen angegeben, ist aber in der That spreublattlos. Die Strahlblüthen sind entweder jungensförmig, ganzrandig oder kaum gezähnt oder auch unregelmässig röhrig und an der Spitze tief drei- bis fünfspaltig; die Scheibenblüthen sind regelmässig, fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind fast, an der Spitze kopfförmig. Die Früchtchen sind länglich, schwach mit Wägchen besetzt, an der Spitze kaum verschmälert, ihr Hof ist seitlich oder fast endständig. Die Borsten des Hederfelds stehen in einer Reihe und sind behaart, rauh-geästigt, am Grunde in einen Ring verwachsen.

Aus dieser Gattung, zu welcher auch *Scaliopsis* von Walpers gehört, kennt man mehr in N.-u.-Holland einheimische, aufrechte, sparsam ästige, krautige Arten mit wechselfälligen, stehenden, ein wenig herablaufenden, länglich-linealischen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und endständigen, einzelnen Blütenköpfchen. Die zerfällt in folgende drei UnterGattungen:

a) *Scalia Sims.* Die Strahlblüthen sind jungensförmig oder verschiedengefältig mit drei bis fünf unregelmässigen, tiefen Einschnitten. Die Borsten des Hederfelds sind am Grunde in eine kurze Röhre verwachsen. Die Hüllschuppen haben einen drüsenlosen Stiel. Die Blüthen sind gelb.

b) *Stylolepis Lehmann.* Die Strahlblüthen sind jungensförmig, ungetheilt oder kaum gezähnt. Die Borsten des Hederfelds sind am Grunde kaum verwachsen. Die Hüllschuppen haben einen drüsentragenden Stiel. Die Blüthen sind violett.

c) *Doratolepis Benth.* Die Strahlblüthen sind fast röhrenförmig. Die Borsten des Hederfelds sind am Grunde kaum verwachsen. Die Hüllschuppen haben einen drüsentragenden Stiel. Der Hof an den Früchtchen ist fast endständig.

31) *Swammerdamia De Candolle.* Das Köpfchen ist vielblütig, scheibenförmig, verschiedenschig, indem die äusseren wenigen Randblüthen weiblich, die Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die dachförmig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind linealisch-länglich, stumpf, ockergelb-trockenhäutig. Der samale Blütenboden ist spreublattlos. Die Blumenkrone der weiblichen Blüthen sind an der Spitze fast dreilählig, die der zweigeschlechtlichen fünfspaltig. Die ein wenig hervorragenden Staubbeutel sind am Grunde kurz gleichmässig. Die Narben sind an der Spitze kopfförmig, die der weiblichen Blüthen ragen hervor, die der zweigeschlechtlichen sind zuletzt zurückgestrümmt. Die rundlichen Früchtchen haben am Grunde eine dicke Schwiele. Die Borsten des gleichförmigen, in einer Reihe stehenden Hederfelds sind an der Spitze ein wenig verdickt.

Die zu dieser Gattung gehörige halbstrauchige in Van Diemens-Land einheimische Art hat kantige Aestchen, abwechselnde, verkehrt-eiförmige, sehr kurz gestielte, stumpfe, ganzrandige, einnervige, lebrartige, unterseits weisse Blätter, an der Spitze der Aeste in kurzen, weinigsöflichen, mit kleinen Deckblättern besetzten Köpfen stehende Blütenköpfe und blassgelbe Blüthen.

32) *Chryscephalum Walpers.* Die 20- bis 30-blättrigen, scheibenförmigen Köpfe sind verschiedentlich, indem die Randblüthen ohne Staubbeutel, die Scheibenblüthen aber vollkommen sind. Die dahingezogenen Schuppen des Hauptfiedels sind linealisch, kumpf, trocken häutig, gewimpert. Der Blütenboden ist flach, spreublattlos. Die Blumenkrone ist gleichförmig, sehr dünn fadenförmig, an der Spitze füsähnig. Die kurz hervorragenden Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind sehr dünn. Die wenigen (6—8) Borsten des gleichförmigen, einreihigen Fiederfelds sind fadenförmig, an der Spitze fiederig-bärtig.

Zu dieser Gattung gehört ein in Neu-Holland einheimischer Strauch mit holzigem Wurzelstock, rutenförmigen, einfachen Ästen, linealischen, gekrümmten, siligen Blättern, edelstängigen Blütenköpfen und goldgelben Hüllschuppen und Blüten.

33) *Siemsenia Steetz.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die in einer Reihe stehenden Randblüthen weißlich und zungenförmig, die Scheibenblüthen zweigeschlechtlich, röhrig, an der Spitze füsähnig sind und vier gleiche Einschnitte haben, während der fünfte doppelt tiefer als die übrigen ist. Der Blütenboden ist flach, spreublattlos, mit Grüdchen versehen. Die dahingezogenen Schuppen des Glodenförmigen Hauptfiedels sind trockenhäutig, füsähnig, die äußeren eiförmig und ohne Anhängel, die inneren mit einem kleinen absteckenden strahlenförmigen Anhängel versehen. Die aus dem tieferen Einschnitte feilich hervorragenden Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig. Die Fruchtknoten sind füsähnig, länglich, zu beiden Enden kaum verschmälert, mit einem feilichen Hofe versehen, die der weiblichen Blüten sind ohne Krone, die der zweigeschlechtlichen Blüten haben einen Fiederfeld. Dieser ist einreihig, börtig, die Borsten sind am Grunde glatt, sonst sägezahnig-rauh und länger als die halbe Blumenkrone.

Diese dem hamburger Kaufmann G. Th. Siemsen, welcher einst in Neu-Holland viele Pflanzen sammelte, zu Ehren benannte Gattung enthält nur eine gleichfalls in Neu-Holland von Siemsen aufgefunden sehr schlank und sehr ästige Art mit gabelförmigen Ästen, linealischen, füsähnigen, kumpfen Blättern und haarförmigen, einförmigen Blütenfiedeln. Von der verwandten Gattung *Podolepis* unterscheidet sie sich durch die verschiedengefalteten Fruchtknoten in den Strahl- und Scheibenblüthen und durch die ungleichen Blumenkroneinschnitte der Scheibenblüthen.

34) *Anisolepis Steetz.* Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichförmig. Der Blütenboden ist spreublattlos und wahrscheinlich flach. Die Schuppen des Hauptfiedels stehen in wenigen Reihen, die äußeren sind sehr kurz, füsähnig und fast blattartig, die inneren fast gleich lang, sehr kurz gestielt, aber mit einem ziemlich langen trockenhäutigen Anhängel versehen. Die Blüten scheinen sämtlich zweigeschlechtlich zu sein. Die röhrförmigen Blumenkrone sind an der Spitze erweitert und füsähnig. Die Staubbeutel sind am Grunde geschwängt, an der Spitze

kaum verdünnt, kumpf. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig und mit Wärgen besetzt. Die Fruchtknoten sind füsähnig, ungeschwänzt, rauhhaarig. Die Blüten des Fiederfelds sind schmal, am Grunde breiter, an der Spitze verschmälert, sägezahnig-gewimpert und so lang als die Blumenkrone.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische, einjährige, fahle, sparsam ästige, krautige Art mit einförmigen Ästen, linealischen Blättern und kurzen, blattartigen, rötlichfarbig brandirten, äußeren und gestielten, in ein langes, strahlenförmiges, milchweißes Anhängel verlängerten inneren Hüllschuppen.

35) *Pterochaeta Steetz.* Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichförmig. Der Blütenboden ist spreublattlos, flach, aber mit Grüdchen versehen. Von den in mehreren Reihen stehenden dahingezogenen Schuppen des Hauptfiedels sind die äußeren füsähnig, die mittleren und inneren gestielt, mit einem kleinen kronblattartigen Anhängel versehen und länger als die Scheibenblüthen. Die Blumenkrone ist röhrig, fadenförmig, füsähnig. Die Staubbeutel sind an der Spitze verdünnt, am Grunde sehr kurz rundlich-geschwängt. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig. Die Fruchtknoten sind fast füsähnig, eiförmig, am Grunde verschmälert, an der Spitze in einen kurzen Schnabel verdünnt. Die in einer Reihe stehenden Borsten des Fiederfelds sind am Grunde verwachsen, dicht fiederig.

Die Gattung *Pterochaeta* steht zwischen *Waltia* und *Helipterum* in der Mitte und unterscheidet sich von ersterer durch den dicht fiederigen Fiederfeld und die kurzgeschwänzten Staubbeutel, von letzterer durch die deutlich geschwänzten Fruchtknoten. Zu ihr gehört nur eine niedrige, graue, wollige, ästige, pyramidenförmige Art Neu-Hollands mit mehreren, füsähnigen oder kurz gestielten, schwefelgelben, an der Spitze der Äste rötlich stehenden Köpfchen.

36) *Chrysodiscus Steetz.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem sämtliche Blüten zwar röhrig und an der Spitze füsähnig, die wenigen Randblüthen aber weißlich, die übrigen zweigeschlechtlich sind. Der Blütenboden ist gewölbt, spreublattlos, höckerig. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des Hauptfiedels sind sämtlich füsähnig, fast gleich lang, linealisch, außenwärts blattartig, nach Innen trockenhäutig. Die Staubbeutel sind am Grunde geschwängt. Die Äste des zweispaltigen Griffels sind an der Spitze kopfförmig. Die länglichen ungeschwänzten Fruchtknoten haben einen feilichen Hof. Die wenigen Borsten des Fiederfelds stehen in einer Reihe, in den zweigeschlechtlichen Blüten sind stets fünf, in den weiblichen zwei bis vier am Grunde freie, nackte, nach Oben ziemlich lang fiederige Borsten vorhanden.

Zwischen *Isoloma* und *Panasetia* in der Mitte stehend, unterscheidet sich diese Gattung von der ersteren durch die verschiedentlichen Köpfchen und die wenigen fiederigen Borsten des Fiederfelds, von der letzteren durch den füsähnigen (nicht dreispaltigen) Saum der weiblichen Blüten und die linealischen, sämtlich füsähnigen, fast gleich langen (nicht dahingezogenen und gestielten) Hüllschuppen. Nur eine in Neu-Holland einheimische, ausdauernde, aufrechte, vom schwarzen Woll dicht bedeckte,

krautige Art mit einfachen oder wenigästigen Stengeln; einspähigen Ästen und abwechselnden, linealischen, oberseits spinnwebigen, unterseits weißwolligen Blättern gehört zu dieser Gattung.

37) *Hyalosperma Steets*. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichschig, da die röhrenförmigen, an der Spitze fünfästigen Blüten sämtlich zweigeschlechtlich sind. Der Blütenboden ist nackt, flach, sehr fein höckerig, am Rande von einer einzigen Reihe Grübchen umgeben. Von den nachgiebig stehenden, trockenhäutigen Schuppen des freisäuligen Hauptfelds sind die äußeren sitzend, die inneren gestielt und mit einem strahlenförmigen Anhängel versehen. Die Blumentronen sind am Grunde zu einem harten durchlöcheren Höckerchen verdickt. Die hervorragenden Staubbeutel sind am Grunde kurz geschwänzt. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig. Die Fruchtknoten sind länglich, nach zusammengedrückt, ungeschwäbelt. Der Fächerfeld ist abfällig, spreubläutiger, einreihig, seine 6—10 Spreubläutchen sind am Grunde in einen breiten Ring verwachsen, nach der Mitte verschmälert und dicht fiederig.

Von *Helipteris*, womit diese Gattung am nächsten verwandt ist, unterscheidet sie sich durch die nach zusammengedrückt Fruchtknoten und den spreubläutigen Fächerfeld, von *Xyridanthus* durch den einreihigen (nicht zweireihigen) Fächerfeld. Zu ihr gehören schlaffe, einjährige, krautige, in Neu-Holland einheimische Arten mit kantigem, an der Spitze ungetheiltem, einspähigem Stengel, fadenförmigen Blättern und großen Blütenköpfen.

38) *Schoenia Steets*. Das Blütenköpfchen ist vielblütig, verschiedenschig, indem die wenigen röhrenförmigen Randblüten zweigeschlechtlich und fruchtbar, die Scheibenblüten durch Fächerfeld des Griffels männlich und unfruchtbar sind. Von den in mehreren Reihen stehenden, trockenhäutigen, sitzenden Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind die äußeren kürzer und ohne Anhängel, die inneren an der Spitze mit einem kronblattartigen, strahlenförmigen Anhängel versehen. Der Blütenboden ist spreubläutlos, ziemlich erhaben, mit Grübchen versehen. Die Blumentronen sind schlank, fünfästig, am Grunde verdickt. Die Staubbeutel sind am Grunde sehr kurz geschwänzt. Der Griffel ist in den zweigeschlechtlichen Blüten zweifachig, am Grunde zweifachig verdickt, seine Äste sind ziemlich flach, an der Spitze kopfförmig, in den männlichen Blüten ganz einfach, an der Spitze verdickt. Die fruchtbaren Ähnen sind verdickt-eiförmig, ungeschwäbelt, am Grunde verdünnt, dicht fadenhaarig, die unfruchtbaren sind fadenförmig, ziemlich schlank, nur am Grunde behaart. Der Fächerfeld aller Ähnen ist gleichschig, einreihig, borstig, die Borsten sind gestielt oder fast fiederig.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Neu-Holland einheimischen Arten besitzen aus einjährigen, krautartigen, an der Spitze ecksträußigen Pflanzen mit ganzrandigen Blättern.

39) *Ozothamnus R. Brown*. Das Köpfchen ist wenig- bis mehrblütig, gleichschig. Die nachgiebig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig,

oft stumpf, die innersten bisweilen gefärbt. Der Blütenboden ist spreubläutlos, mit Grübchen versehen oder öfter ganz nackt. Die Blumentronen sind röhrig, fünfästig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind an der Spitze ein wenig verdickt. Die Fruchtknoten sind verdickt-eiförmig. Die Borsten des einreihigen Fächerfelds sind fadenförmig, rauh und erscheinen durch den an der Spitze befindlichen ziemlich langen Bart auf den ersten Blick als feulenförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Neu-Holland und auf Van Diemens-Land einheimischen, krautartigen Gewächse haben wechselständige, gehäufte, sitzende, lederartige, bisweilen ziemlich lange, am Rande umgerollte, unterseits filzige Blätter, endständige, zusammengelegte Eckensträuße, weiß oder fast rothfarbige Hüllschuppen, gelbe Blumentronen und einen weißen Fächerfeld.

Die Gattung zerfällt in folgende drei Untergattungen:

a) *Faustula De Candolle*. Das Köpfchen ist mehrblütig. Der Blütenboden ist spreubläutlos, aber grubig mit Haaren besetzt. Der Hauptfeld hat mit den Blüten gleiche Länge, seine nachgiebig stehenden Schuppen sind angedrückt, wellig und mit einem trockenhäutigen, fahlen Anhängel versehen. Die Fruchtknoten sind verdickt-eiförmig, mit langen, glänzenden, an der Spitze zweispaltigen Haaren besetzt.

b) *Petalolepis De Candolle*. Das Köpfchen ist wenigblütig. Der Blütenboden ist schmal, nackt. Der Hauptfeld ist ein wenig länger als die Blüten, seine nachgiebig stehenden Schuppen sind trockenhäutig, die innersten an der Spitze gefärbt, stumpf, strahlend.

c) *Euzoanthamnus De Candolle*. Das Köpfchen ist wenigblütig. Der Blütenboden ist schmal, nackt. Die Schuppen des fast fugeligen Felds neigen an der Spitze zusammen.

40) *Eriosphæra Lessing*. Das Köpfchen ist 10- bis 20blütig, gleichschig. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des dicht filzigen Hauptfelds sind linealisch, ganzrandig. Die Blumentronen sind röhrig, schlank und haben einen fünfästigen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind an der Spitze ein wenig verdickt. Die Fruchtknoten sind verdickt-eiförmig-kantig. Die fadenförmigen Borsten des Fächerfelds sind an der Spitze ziemlich lang bärtig, fast hohelförmig und fallen sehr leicht ab.

Die zu dieser Gattung gehörigen halbtrockenigen, dicht wolligen Arten wachsen am Gebirg der guten Hoffnung und haben verdickt-eiförmige, oder spatelförmig-längliche, flache, stumpfe, kurzachselspizige Blätter, gehäufte, wellige Blütenköpfe und gelbe Blumentronen.

41) *Leontonyx Cassini*. Das 20- bis 30blütige, scheibenförmige Köpfchen ist gleich- oder verschiedenschig, indem die wenigen Randblüten weiblich, die übrigen zweigeschlechtlich sind. Von den nachgiebig stehenden Schuppen des eiförmig-cylindrischen Hauptfelds sind die äußeren filzig-wellig, die inneren verlängert, trockenhäutig, hart, spiralig gewunden, gefärbt. Der Blütenboden ist sich und nackt. Die Blumentronen sind röhrig, an der Spitze fünfästig. Die Staubbeutel haben am

Grunde zwei Borsten. Die Narben sind unbekannt. Die Fruchtschen sind sitzend, ungeschäbels, rauh und haben einen endständigen Hof. Der in zwei Reihen stehende, haarförmige Federfleck hat mit der Blumenkrone gleiche Länge.

Am Cap der guten Hoffnung einheimische, wollig-sitzige, niedrige Sträucher oder krautige Gewächse mit wechselständigen, sitzenden, am Grunde verschmalerten, häutigen Blättern und an der Spitze der Aeste in Knäueln stehenden Blüthenköpfen machen die Arten dieser Gattung aus.

42) *Helichrysum De Candolle*. Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, gleich- oder verschiednebig, indem die äußeren in einer Reihe stehenden, oft sehr wenigen, schmalen Blüthen weiblich, die übrigen zweigeschlechtlich sind. Von den dachziegelig stehenden, trockenhäutigen Schuppen des Hauptfleckes neigen die inneren zusammen oder sind strahlenförmig. Der Blüthenboden ist flach, sprenkellos, bald nackt oder mit Grübchen versehen, bald mit Fasern besetzt. Die Blumenkrone ist röhrig, die weiblichen sind fast fadenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde mit zwei Borsten versehen. Die hervorragenden Narben sind an der Spitze kaum verdickt. Die Fruchtschen sind sitzend, schnabellos und haben einen endständigen Hof. Die in einer Reihe stehenden Borsten des Federfleckes sind ein wenig rauh oder an der Spitze bärtig, bald frei, bald am Grunde gleichmäßig verwachsen, bald ungleichmäßig verwachsen oder ästig.

Zu dieser Gattung gehören krautige oder halbstrauchige, über die ganze Erde verbreitete, vorzüglich aber am Cap der guten Hoffnung wachsende Arten mit wechselständigen Blättern, weißen, purpurrothen oder gelben Hauptfleckchen und gelben oder purpurrothen Blumenkrone.

43) *Helipterum De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblüthig, schalenförmig, gleichbig, indem sämtliche Blüthen zweigeschlechtlich sind, nur äußerst selten sind die mittelhändigen Blüthen durch Verkümmern verschiednebig. Von den dachziegelig stehenden, trockenhäutigen Schuppen des Hauptfleckes neigen die inneren zusammen oder sind strahlend. Der Blüthenboden ist nackt, oder mit Grübchen oder Fasern versehen. Die röhrenförmigen Blumenkrone haben einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die hervorragenden Narben sind ziemlich stumpf. Die sitzenden, ungeschäbels Fruchtschen haben einen endständigen Hof. Die in einer Reihe stehenden Borsten des Federfleckes sind fiederig oder am Grunde verwachsen.

Die hierher gehörigen krautigen oder halbstrauchigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und in Neu-Holland, haben weiße oder gelbe Hauptfleckchen und stimmen in der Tracht mit *Helichrysum* überein.

Folgende sechs Abtheilungen lassen sich in dieser Gattung unterscheiden:

a) *Astelma De Candolle*. Die Köpfchen sind gleichbig. Der Hauptfleck ist dachziegelig, zusammenneigend oder strahlend. Der gewölbte Blüthenboden ist mit Grübchen versehen. Die Borsten der Staubbeutel sind fiederig,

die Narben linealisch-jungenförmig, stumpf. Die Strahlen des Federfleckes sind fiederig, am Grunde verwachsen. Die Arten dieser Abtheilung wachsen am Cap der guten Hoffnung.

b) *Syncarpha De Candolle*. Die Köpfchen sind gleichbig. Die dachziegelig stehenden Schuppen des eiförmigen Hauptfleckes sind an der Spitze in ein häutiges, jungenförmiges, dreieckiges, zugespitztes und jurädgetrümtes Anhängsel erweitert. Der Blüthenboden ist flach und mit Grübchen versehen, welche aus lederartigen, unter einander verwachsenen Fasern gebildet sind. Die Schwänge der Staubbeutel sind bärtig. Die Narben sind lang, nach Außen gekrümmt. Die Fruchtschen sind mit Wänden besetzt. — Die Arten dieser Abtheilung wachsen gleichfalls am Cap der guten Hoffnung.

c) *Edmondia De Candolle*. Die Köpfchen sind gleichbig. Die dachziegelig stehenden Schuppen des glockenförmigen Hauptfleckes sind trockenhäutig, strahlend. Der ziemlich flache Blüthenboden ist mit spreublatartigen oder borstenförmigen, abfälligen oder stehenbleibenden, freien, nicht verwachsenen Fasern besetzt. Die Borsten der Staubbeutel sind fiederig. Der Federfleck ist kurz, aber dicht-bärtig. Die Mitglieder dieser Abtheilung wachsen am Cap der guten Hoffnung.

d) *Leucochrysum De Candolle*. Die Köpfchen sind gleichbig. Die Schuppen des Hauptfleckes sind gestielt und an der Spitze dieses Stielchens wollig-gewimpert. Der Blüthenboden ist nackt. Die Fruchtschen sind faßl. Der Federfleck ist fiederig. Die halbstrauchigen Arten dieser Abtheilung wachsen in Australien.

e) *Leiochrysum De Candolle*. Die Köpfchen sind gleichbig. Die Schuppen des Hauptfleckes sind am Grunde durchscheinend, aber weder gewimpert, noch verschälert. Der Blüthenboden ist nackt. Die Fruchtschen sind weichhaarig. Zu dieser Abtheilung gehören einjährige, faßl, in Australien einheimische Gewächse.

f) *Sericophorum De Candolle*. Die Randblüthen der Köpfchen sind fruchtbar, die mittelhändigen schlagen bisweilen fehl. Von den dachziegelig stehenden, trockenhäutigen Schuppen des Hauptfleckes sind die inneren verlängert, tromblattartig, gefärbt und gewimpert. Die Borsten der Staubbeutel sind bartlos. Die Fruchtschen sind angedrückt seidenhaarig, die oberen Jottenhaare stellen einen äußeren seidenartigen Pappus dar. Die Borsten des Federfleckes sind dicht fiederig. — In Australien einheimische krautige oder halbstrauchige Gewächse bilden die Arten dieser Abtheilung.

44) *Aphelesia Bojer*. Das Köpfchen ist gleichbig, wenig- bis vielblüthig. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des Hauptfleckes sind länger als die Scheidenblüthen, am Grunde grünlichbraun und an der Spitze in ein linealisch-lanzettliches Anhängsel verlängert. Der Blüthenboden ist kaum mit Grübchen versehen. Die röhrenförmige Blumenkrone hat einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei kleine Borsten. Die Narben sind unbekannt. Die sitzenden, schnabellosen Fruchtschen haben einen endständigen Hof. Die Borsten des Federfleckes sind fadenförmig, an der äußersten Spitze

ein wenig bärtig, am Grunde getrennt oder ein wenig verwachsen.

Die zu dieser Gattung gehörigen in Madagascar einheimischen kleinen Sträucher haben endständige, einzelne oder mehrere Köpfe.

45) *Stenocline De Candolle*. Das Köpfchen ist 1 — 5blüthig, gleichbig, länglich. Die wenigen Schuppen des Hauptfelds sind aufrecht, länglich und stehen nicht dachziegelig. Der Blütenboden ist sehr schmal, nackt. Die Blumentronen sind röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind stumpf, die Fruchtknoten länglich. Der einreihige Fiedelfeld hat fadenförmige oder ein wenig verbreiterte Borsten.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Madagascar und Brasilien einheimischen krautigen oder halbstrauchigen Gewächse haben wechselständige, lanzettliche oder linealische Blätter, meist zu drei in einem Büschel stehende Köpfe und weisse oder gelbliche Hauptfelds.

46) *Achyrocline De Candolle*. Das Blütenköpfchen ist meist fünfblüthig, dünn, cylindrisch, verschiedenbig, indem die äußeren drei oder vier Blüthen weiblich, die inneren zwei oder auch nur eine zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des Hauptfelds stehen dachziegelig und sind trockenblüthig. Die Blumentronen sind röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind stumpf, die Fruchtknoten länglich. Der in einer Reihe stehende Fiedelfeld ist etwas rauh.

Zu dieser Gattung gehören halbstrauchige, im tropischen Amerika einheimische Gewächse mit wechselständigen, sitzenden oder herablaufenden, linealischen oder länglich-lanzettlichen, bisweilen filzigen Blättern, in einem zusammengefassten Stengelstaus stehenden Köpfen und gelblichen oder rothen Hauptfelds.

47) *Gnaphalium Linné* (zum Theil). Das Köpfchen ist vielblüthig, scheibenförmig, verschiedenbig, indem die sehr engen, ein- bis mehrreihigen Randblüthen weiblich, die mittelfeldigen zweigeschlechtlich sind. Die dachziegelig stehenden Schuppen des eiförmigen, mit den Scheibenblüthen gleichlangen Hauptfelds sind angedrückt und fast durchscheinend. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Blumentronen der weiblichen Blüthen sind sehr dünn, die der zweigeschlechtlichen röhrig und haben einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind kumpf, die Fruchtknoten stielrund, selten zusammengegrüdt und mit Wachsen besetzt. Die Borsten des gleichförmigen, einreihigen Fiedelfelds sind fadenförmig, kaum rauh.

Zu dieser artenreichen Gattung gehören krautige, sehr selten halbstrauchige, mehr oder weniger wollige oder filzige, über die ganze Erde verbreitete, aber besonders in Amerika und am Cap der guten Hoffnung häufiger vorkommende Gewächse mit sitzenden oder herablaufenden, sehr blüsig wolligen Blättern, in end- oder achselständigen, büscheligen, ebenstausigen oder ährenförmigen Knäuden stehenden Köpfen und weissen, braunen, purpurrothen oder gelben Hauptfelds.

48) *Cladochaete De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblüthig, gleichbig. Die Schuppen des röhrenförmigen Hauptfelds sind stumpf, auf dem Rücken sammethaarig, am Rande trockenblüthig, die inneren haben mit den Scheibenblüthen gleiche Länge. Der flache Blütenboden ist mit sehr kurzen Haaren besetzt. Die Blumentronen sind röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind an der Spitze mit kleinen, steifen Haaren besetzt. Die Fruchtknoten sind fast stielrund. Die einreihigen Borsten des Fiedelfelds sind am Grunde in kleine Bündel, welche besonders abfallen, verwachsen.

Zu dieser Gattung gehört nur eine schlanke, schneeweiß-filzige, am Kaulstaus wachsende Art mit wechselständigen, sitzenden, länglichen, kumpfen, nervenlosen, ganzrandigen Blättern, einem endständigen vielköpfigen Stengelstaus und kurz gestielten Köpfen.

49) *Pteropogon De Candolle*. Das Köpfchen ist wenigblüthig, verschiedenbig, indem von den röhrenförmigen Blüthen die beiden äußeren weiblich, die zwei oder drei mittelfeldigen männlich sind. Die 7 — 8 länglichen, fahlen, trockenblüthigen Schuppen des länglichen Hauptfelds neigen zusammen, die inneren sind ein wenig länger als die übrigen. Der schmale Blütenboden ist spreublattlos. Die Blumentronen sind röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die äußeren Fruchtknoten sind verkehrt-eiförmig und von sehr dicht stehenden seidigen Zottenhaaren bedeckt, von denen die oberen länger als das Fruchtknoten selbst sind und gleichsam einen äußeren Fiedelfeld darstellen, die inneren Fruchtknoten schlagen fehl. Die wenigen, in einer Reihe stehenden Borsten des Fiedelfelds sind dicht besetzt.

Aus dieser Gattung ist nur eine im östlichen Neu-Holland einheimische krautige Art bekannt mit mehreren aus dem Wurzelhalse entspringenden, aufrechten, dünnen, an der Spitze weichhaarigen Stengeln, gegenüberstehenden unteren und abwechselnden, linealisch-pfeilförmigen, spitzen, sitzenden mittleren und oberen Blättern, in einem endständigen, von gedauften Blättern umgebenen Stengelstaus stehenden Köpfen und braunen äußeren und an der Spitze milchweissen inneren Hüllschuppen.

50) *Lasiopogon Cassini*. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedenbig, indem von den röhrenförmigen Blüthen die in einer oder doch nur in wenigen Reihen stehenden Randblüthen weiblich, die mittelfeldigen zweigeschlechtlich sind. Die in einer oder zwei Reihen stehenden Schuppen des von blattartigen Deckblättern umgebenen Hauptfelds sind an der Spitze fast durchscheinend und etwas länger als die Scheibenblüthen. Der Blütenboden ist flach und nackt. Die Blumentronen der weiblichen Blüthen sind sehr eng, die der zweigeschlechtlichen weiter, an der Spitze 4 — 5zählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Narben sind ziemlich kumpf. Die Fruchtknoten sind verkehrt-eiförmig, etwas zusammengegrüdt, fahl. Die Borsten des einreihigen Fiedelfelds sind sehr lang sefzig.

Kleine, einjährige, ausgebreitet-ästige, in Nord- und

Süd-Afrika einheimische Gewächse mit zerstreuten, schmal-spätsförmigen oder linealischen Blättern und gehäuftem Blütenstempel machen die Arten dieser Gattung aus.

51) *Amphidoxa De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, indem von den röhrenförmigen Blüten die in mehreren Reihen stehenden randständigen weiblich, die mittelförmigen zwischengeschlechtlich sind. Von den dachziegelförmig stehenden Schuppen des glockenförmigen Hauptfelds sind die äußeren angedrückt, durchscheinend-röthlich, die inneren in ein weißes, eiförmiges, stumpfes Anhängel verlängert und deshalb ein wenig strahlend. Der Blütenboden ist flach und nackt. Die Blumentronen der weiblichen Blüten sind sehr eng, die der zwischengeschlechtlichen deutlicher röhrenförmig, an der Spitze fünf-zählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorhöfen. Die Narben sind unbekannt; die Fruchtblätter länglich. Der Fiederfaden an den Fruchtblättern der Strahlblüthen fehlt, an den Fruchtblättern der Scheibenblüthen besteht er aus fünf bis sechs, sehr schnell abfallenden, an der Spitze schwach bärtigen, etwas leulenförmigen Vorhöfen.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung wachsende, ährige, am Grunde behörlige, an der Spitze wollige Art mit wechselständigen, sitzenden, länglichen, an der Spitze verkehrt-eiförmigen, spätsförmigen, gestielten, schwach wellenförmigen, auf beiden Flächen wollig-seidenhaarigen Blättern und an der Spitze der Ähre etwas gehäuftem, kurz gestielten Köpfchen bekannt.

52) *Demidium De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, indem die in mehreren Reihen stehenden fadenförmigen Randblüthen weiblich, die Scheibenblüthen röhrig und männlich sind. Die Schuppen des glockenförmigen Hauptfelds stehen in einer oder zwei Reihen. Der Blütenboden ist flach und nackt. Die Blumentronen der weiblichen Blüten sind fadenförmig, die der männlichen röhrig, an der Spitze fünf-zählig. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die Fruchtblätter der Strahlblüthen sind länglich, vierkantig-stielrund, von kleinen Haaren fast verwickelt, die der Scheibenblüthen schlagen meist fehl. Der Fiederfaden fehlt.

Eine sehr niedrige, vielstengelige, weidhaarige, krautige, der *Pilago gallica* in der Tracht ähnliche Pflanze mit wechselständigen, linealischen, etwas spitzigen Blättern und kleinen, braunen, in den oberen Blattachsen oder an der Spitze der Ähre fast sitzenden, wenig gehäuftem Köpfchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

53) *Metalasia R. Brown*. Das Köpfchen ist wenigblütig, gleichbig. Von den in wenigen Reihen stehenden, dachziegelförmig sich deckenden Schuppen des Hauptfelds sind die inneren länger, an der Spitze oft breiter, gefaltet. Der Blütenboden ist nackt. Die Blumentronen sind röhrenförmig, an der Spitze fünf-zählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorhöfen. Die Narben sind stumpflich. Die jüngeren Fruchtblätter sind am Grunde in einen Stiel, an der Spitze in einen Schnabel verschmälert, die trifen aber fast sitzend und schnabellos und meist kahl. Die an der Spitze verbleibenden, schwach gezähnelten Vorhöfen des einreihigen Fiederfelds sollen einzeln ab.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte, am Cap der guten Hoffnung wachsende Sträucher mit stielrunden, oft filzigen, bis zu den Köpfchen gleichmäßig beblätterten Ästen, zerstreuten, sitzenden, lederartigen, linealischen oder länglichen, oberseits in Folge der eingerollten Ränder concaven, unterseits convexen, glänzenden, kahlen, meist spirallig gedrehten Blättern, cylindrischen, in ebensträngigen Ähren gehäuftem Köpfchen, weißen, purpurrothen oder seltener gelben inneren Hüllschuppen und purpurrothen oder weiblichen Blumentronen.

54) *Erythropogon De Candolle*. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichbig. Die in mehreren Reihen dachziegelförmig stehenden Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind linealisch-lanzettlich und mit einem trocken-häutigen, gefärbten Anhängel ein wenig strahlend. Der Blütenboden ist flach und nackt. Die röhrenförmigen Blumentronen haben einen fünf-zähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorhöfen. Die Narben sind stumpflich. Die Fruchtblätter, auch die jüngeren, sind sitzend, schnabellos, kahl. Die Vorhöfe des einreihigen Fiederfelds sind rauh, an der Spitze nicht verbleibend.

Am Cap der guten Hoffnung wachsende Halbsträucher mit wechselständigen, lederartigen, kleinen, spätsförmigen, oberseits graufilzigen, unterseits kahlen, nervenlosen Blättern, 3—4 gefielten, in Dolden stehenden Köpfchen, purpurrothen oder weißen Hüllanhängeln und Blumentronen und einem dunkel purpurrothen Fiederfelde machen die Arten dieser Gattung aus.

55) *Lachnospermum Willdenow*. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichbig. Die dachziegelförmig stehenden, angedrückt, eiförmigen Schuppen des freisförmigen Hauptfelds haben eine ziemlich aufrechte, etwas stehende Spitze. Der Blütenboden hat am Rande einige wenige linealische Spreublätter. Die Blumentronen sind röhrenförmig, an der Spitze fünf-zählig. Die Staubbeutel sind geschwänzt, die Narben an der Spitze pinselförmig. Die Fruchtblätter sind länglich, kantig, die jüngeren nur an den Ranten wollig, zuletzt aber fast ganz rauhhaarig. Die Vorhöfe des zweireihigen Fiederfelds sind behaart, ein wenig länger als die Blumentrone.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische strauchige Art mit aufstehenden, harren, filzigen Zweigen mit kleinen, dachziegelförmigen, stielrunden, kumpfen, oberseits filzigen, gedrehten Blättern und randständigen, einzelnen, seltener zu zwei oder drei stehenden, kurz gestielten Blütenköpfchen.

56) *Pachyrhynchus De Candolle*. Das Köpfchen ist zahnblütig, gleichbig. Die Schuppen des rundlich-länglichen, von kurzen, blattartigen, grauwolligen Deckblättern umgebenen Hauptfelds sind lang, trocken-häutig, glänzend, kahl, linealisch, spitz, zuletzt abtöndend. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Blumentrone ist röhrenförmig, an der Spitze fünf-zählig. Die Staubbeutel und Narben sind unbekannt. Die sitzenden, eiförmigen, ganz wolligen Fruchtblätter haben einen kahlen, biden Schnabel. Der Fiederfaden ist behaart-vorstig, die Vorhöfe sind kaum rauh, stehen in mehreren Reihen und sind länger als die Blumentrone.

Ein am Cap der guten Hoffnung einheimischer, aufrechter, mit Ausnahme der Köpfe ganz wollig-flüßiger, grauer Halbstrauch mit sitzenden, lanzettlichen oder länglichen, schwielig-bespißten, ganzrandigen, ziemlich gebäulten, fast dachziegelig stehenden Blättern und strohgelben Hüllschuppen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

57) *Elytropappus Cassini*. Das Köpfchen ist zwei- bis achtblüthig, gleichbig. Die in mehreren Reihen stehenden Schuppen des Hauptfeldes sind länglich, flachelspitzig oder zugespitzt. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die röhrenförmigen Blumenkronen haben einen fünf-zähligen Saum. Die Staubbeutel sind geschwängt, die Narben an der Spitze pinselförmig. Die stehenden Fruchtköpfe haben keinen Schnabel. Die Borsten des Federfeldes sind am Grunde in einen abfalligen Ring verwachsen, durch einen kurzen, fast ganzrandigen, kronenförmigen Rand gleichsam mit einem kleinen Kelche versehen, unten nackt, an der Spitze fiederig.

Sehr ädtige, aufrechte, am Cap der guten Hoffnung wachsende Halbständer mit zerstreuten, oft spiralförmig gedrehten, von drüsen Haaren mehr oder weniger rauen, auf der Oberfläche mit einem stechenbeliebenden Filze bedeckten, am Rande mehr oder weniger eingebogenen Blättern und einzelnen, oder doch nur sehr wenigen, ährig-traubigen, in den Achseln der oberen Blätter sitzenden oder fast sitzenden Blütenköpfen bilden die Arten dieser Gattung.

58) *Disparago Gärtner*. Das Köpfchen ist zwei-blüthig, verschiedenebig, indem die eine Blüthe jungens-förmig und weiblich oder geschlechtslos, die andere röhrig und zweigeschlechtlich ist. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des länglichen Hauptfeldes sind fast linealisch, flachelspitzig, trockenhängig, fahl. Der Blütenboden ist schmal, nackt oder zwischen den Blüthen mit einigen Spreublättern besetzt. Die jungensförmigen Blumenkronen haben eine lange Röhre, eine kurze, eiförmige, ganzrandige oder zwei-zählige Junge und einen fünf-zähligen Saum. Die Staubbeutel sind sehr kurz zweischwänzig, die Narben stumpf, die Fruchtköpfe länglich, schnabellos. Der Federfeld ist fünf- bis vielborstig, seine Borsten sind am Grunde lederartig, nackt, an der Spitze fiederig, seltener am Grunde von einem kronenförmigen Rande umgeben; der Federfeld ist aus den Fruchtköpfen der Jungenblüthe besteht oft nur aus wenigen Borsten oder fehlt ganz.

Zu dieser Gattung gehören kleine Sträucher am Cap der guten Hoffnung mit spiralförmig stehenden, oft gewundenen, gebäulten, sitzenden, linealisch-pfeilförmigen, flachelspitzigen, oberseits und oft auf beiden Seiten flüßigen Blättern, in einem endständigen, fast runden, von Deckblättern umgebenen Knäuelchen stehenden Blütenköpfchen und purpurrothen oder weißen Blumenkronen.

Vier verschiedene Unterabtheilungen gehören zu dieser Gattung:

a) *Disparella De Candolle*. Auf dem Blütenboden befinden sich zwischen den Blüthen mehrere Schuppen oder Spreublätter. Die Jungenblüthe ist weiblich. Die

Fruchtköpfe sind fahl. Der Federfeld ist gleichförmig, funfborstig und mit einem kleinen Rande versehen.

b) *Leiacena De Candolle*. Der Blütenboden ist nackt. Die Jungenblüthe ist geschlechtslos. Die Fruchtköpfe sind ganz fahl. Der Federfeld der zweigeschlechtlichen Blüthe ist funfborstig, der geschlechtslosen fehlt er ganz.

c) *Steirocoma De Candolle*. Der Blütenboden ist nackt. Die Jungenblüthe ist geschlechtslos. Die Fruchtköpfe sind flüßig. Der Federfeld der zweigeschlechtlichen Blüthe ist 15–20borstig, am Grunde nackt, jener der geschlechtslosen nur 4–5borstig.

d) *Steirostylona De Candolle*. Der Blütenboden ist nackt. Die Jungenblüthe ist geschlechtslos. Die Fruchtköpfe sind flüßig; Wollhaare umgeben den Grund des Federfeldes. Der Federfeld der zweigeschlechtlichen Blüthe ist 15–20borstig, der geschlechtslosen fehlt er gänzlich.

59) *Amphiglossa De Candolle*. Das Blütenköpfchen ist drei- bis vierblüthig, gleich- oder verschiedenebig, indem die wenigen jungensförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des rotunditären Hauptfeldes stehen dachziegelig. Der Blütenboden ist nackt. Die jungensförmigen Blumenkronen der Strahlblüthen haben eine sehr schmale, die Scheibenblüthen öfters nicht überragende Junge, die Blumenkronen der Scheibenblüthen sind röhrenförmig und haben einen fünf-zähligen Saum. Die Staubbeutel und Narben sind unbefruchtet. Die Fruchtköpfe sind sitzend, schnabellos, fahl. Der Federfeld ist gleichförmig, einreihig, abfällig, am Grunde von einem sehr kurzen Rande umgeben, seine Borsten sind vom Grunde bis zur Spitze lang und dicht fiederig.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung; es sind sehr ädtig, aufrechte oder niederliegende Halbständer mit ziemlich fahlen, bisweilen dornigen Ästen, zerstreuten, gebäulten, lederartigen, außensteils gerötheten, ganz fahlen und glatten, innensteils etwas rötlichen, weiß-flüßigen Blättern und kleinen, an der Spitze der Äste stehenden Blütenköpfchen.

Diese Gattung zerfällt in folgende drei Unterabtheilungen:

a) *Aglossa De Candolle*. Die Köpfe sind dreiblüthig, gleichbig.

b) *Leptoglossa De Candolle*. Die Köpfe sind sechs- bis zwölfbüthig, verschiedenebig mit 2–3, sehr wenig jungensförmigen, die Scheibe nicht überragenden Blüthen.

c) *Phaenoglossa De Candolle*. Die Köpfe sind neunbüthig mit drei jungensförmigen, zurückgerollten, die Scheibe überragenden Strahlblüthen.

Vierte Unterabtheilung. Seriphieen De Candolle.

Die Blütenköpfe sind einblüthig, frei oder stehen in einem Knäuelchen, welches oder niemals von einer gemeinschaftlichen Hülle umgeben ist.

60) *Stoebea Lessing*. Das Köpfchen ist einblüthig. Die dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfeldes sind

länglich, trockenhäutig und haben mit der Blüthe gleiche Länge. Der Blütenboden ist punktförmig. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Die Narben sind an der Spitze pinselförmig. Das Fruchtkorn ist länglich oder cylindrisch. Die Schuppen des von einem sehr kleinen, krousförmigen, stehenbleibenden Rande umgebenen Hederfelds sind einreihig, ziemlich lang, am Grunde in einen Ring verwachsen, unterwärts nackt, an der Spitze fieberig.

Die halbstrauchigen Arten dieser Gattung wachsen am Cap der guten Hoffnung und haben stielrunde Aeste, gehäufte, spirallig stehende und häufig spirallig gewundene, concave, etwas psriemliche Blätter, von denen die jüngeren vorzüglich oberseits filzig, die älteren kahl sind und in dichten, fast kugelförmigen oder ährenförmigen Knäueln stehenden Blütenköpfchen.

Zwei Unterabtheilungen werden von dieser Gattung unterschieden:

a) *Eustoebe Cassini*. Die Fruchtkörner sind länglich, fast stielrund oder auch beinahe vierkantig, kahl oder sehr kurz-filzig, aber niemals an den Ranten gekantet-gesägt. Die Blütenköpfchen stehen in einem kugelförmigen oder länglichen Knäuelchen dicht gedrängt.

b) *Alopecuroides De Candolle*. Die Fruchtkörner sind cylindrisch, geschnitten, kahl, an der Spitze der Ranten scharf gesägt. Die Vorsten des Hederfelds sind am Grunde deutlich getrennt. Die Blütenknäuel stehen in ziemlich langen Ähren.

61) *Scirpium Lessing*. Das Köpfchen ist einblüthig. Von den dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind die inneren länger, trockenhäutig. Der Blütenboden ist punktförmig. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Die Narben sind an der Spitze pinselförmig. Das Fruchtkorn ist länglich oder cylindrisch. Die Schuppen des einreihigen Hederfelds sind am Grunde ein wenig verwachsen oder frei, nach Unten nackt, an der Spitze behaart und haben keinen hervortretenden äußeren Rand.

Die zu dieser Gattung gehörigen kleinen Sträucher wachsen, mit Ausnahme einer einzigen auf der Insel Bourbon vorkommenden, sämmtlich am Cap der guten Hoffnung und haben zerstreute, sitzende Blätter, von denen die jüngeren oberseits, seltener beiderseits filzig sind.

De Candolle theilt diese Gattung in folgende zwei Sectionen:

a) *Eremanthus De Candolle*. Die Köpfchen an der Spitze der Ähren stehen einzeln, nicht gehäuft. Die Schuppen des Hederfelds sind am Grunde ein wenig verwachsen und ringförmig. Hierher gehört die auf Bourbon vorkommende Art.

b) *Euseriphium De Candolle*. Die Köpfchen stehen in einem fast ährenförmigen oder kugelförmigen Knäuel. Die Schuppen des Hederfelds sind am Grunde kaum verwachsen. Hierher gehören die am Cap der guten Hoffnung wachsenden Arten.

62) *Perotriche Cassini*. Das Köpfchen ist einblüthig. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind länglich, nachelspizig, angedrückt. Der Blütenboden ist nackt. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen fünfzähligen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Die Narben sind nur an der Spitze pinselförmig. Das Fruchtkorn ist cylindrisch, kahl; der Hederfeld fehlt.

Ein am Cap der guten Hoffnung einheimischer kleiner Strauch mit zerstreuten, starren, gehäuft, linear-linien, zugespitzten, spirallig gewundenen, oberseits filzigen Blättern und in einem von kleinen Deckblättern umgebenen Knäuelchen stehenden Blütenköpfchen.

Fünfte Unterabtheilung. Antennarien Lesing.

Die Blütenköpfchen stehen in keinen Knäuelchen, sind vielblüthig, zweizählig oder fast zweizählig oder auch einblüthig-verschiedenebig, indem die männlichen Blüten einen scheinbar ganz einsachen, an der Spitze keulensförmig-kumpfen Griffel haben. Der Blütenboden ist spreublattlos oder nur am Rande mit Spreublättern besetzt.

63) *Trichogyne Lessing*. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedenebig mit weniger weiblichen als männlichen Blüten. Die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des cylindrischen oder fast klobenförmigen Hauptfelds sind krautig oder trockenhäutig, abgerundet, unbespizt oder nachelspizig. Der Blütenboden ist kugelig, sehr klein, nur am Rande mit Spreublättern besetzt. Die Blüten zwischen den Spreublättern sind weiblich und haben keinen Hederfeld, die mittelfeldigen männlich und mit einem Hederfeld. Die Blumentronen der weiblichen Blüten sind fadenförmig, die der männlichen röhrenförmig, mit fünfzähligen Saume. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Der Griffel in den männlichen Blüten ist ganz einsach, an der Spitze ein wenig verdickt, abgestutzt, weichhaarig, jener der weiblichen Blüten an der Spitze zweispaltig. Die Fruchtkörner sind sitzend, geschnitten, die mittelfeldigen verkümmert. Der Hederfeld der weiblichen Blüten fehlt, jener der männlichen Blüten ist einreihig, seine Vorsten sind haarförmig, an der Spitze fieberig.

Zu dieser Gattung gehören niedrige, krautsträuchige, am Cap der guten Hoffnung wachsende Arten mit wechselfeldigen, dicht beblätterten Ästen, sitzenden, häutigen, unbespizten, oft knospentragenden, einwärts gebogenen oder eingerollten, oberseits dicht filzigen, unterseits ziemlich kahlen Blättern und mit ährenförmig-gehäuft oder knäuelförmig-geordneten Blütenköpfchen.

64) *Filago Tournefort*. Das vielblüthige, verschiedenebig Köpfchen hat mehr oder doch ebenso viel weibliche Blüten als zweigeschlechtliche. Die Hülle fehlt oder besteht aus zwei bis vier kleinen, psriemlichen, auf dem Rücken wölbigen Schuppen, welche kürzer als die Spreublätter sind. Der Blütenboden ist stielförmig, sehr kurz, an der Spitze kugelig-erweitert oder fadenförmig-verlängert und mit dachziegelig stehenden, trockenhäutigen oder krautigen Spreublättern besetzt, von

denen die äußeren auf dem Rücken wollig sind. Die Blüten zwischen den Spreublättern sind einzeln, weiblich, die endständigen sind zahlreich, die äußeren weiblich, die mittelfrüchtigen weniger, zweigeschlechtlich oder durch gefüllten männlich. Die Blumenkrone der weiblichen Blüten sind fadenförmig, an der Spitze kaum geknötet. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Griffeläste der zweigeschlechtlichen Blüten sind unter der Spitze mit einer herablaufenden Behaarung besetzt. Die Narben sind fadenförmig. Die Fruchtknoten sind eiförmig und mit einigen Wurzeln besetzt. Der Federfisch der mittelfrüchtigen Blüten ist mehrreihig, seine Borsten sind haarförmig, raub.

Die zu dieser Gattung gehörigen einjährigen, mehr oder weniger krautigen, oft ästigen Kräuter wachsen in Europa und haben wechselständige, ganzrandige Blätter und in den Blattachseln oder an der Spitze der Äste Indusienförmig-büscheartige Köpfe.

65) *Ithos Cassini*. Das vielblütige, zweigeschlechtliche Köpfe hat meist mehr, selten ebenso viel weibliche Blüten als zweigeschlechtliche oder männliche. Die Hülle fehlt. Der Blütenboden ist fadenförmig, an der nackten Spitze kaum verengt und mit trockenhäutigen, zugespitzten Spreublättern besetzt. Die zwischen den Spreublättern des Blütenbodens stehenden Blüten sind weiblich und ohne Federfisch, die endständigen sind sämtlich zweigeschlechtlich-männlich und mit einem Federfisch versehen. Die Blumenkrone der weiblichen Blüten sind fadenförmig, an der Spitze kaum geknötet, die zweigeschlechtlichen oder männlichen sind röhrig-früchtigen, fadenförmig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Griffel der zweigeschlechtlichen oder männlichen Blüten sind an der Spitze ausgerandet oder unbedeutlich zweispaltig und haben unterhalb der Spitze keine herablaufende Behaarung. Die Fruchtknoten sind stehend, ungeschwänkt, die mittelpunktständigen schlagen meist fehl. An den weiblichen Blüten fehlt der Federfisch, an den männlichen oder zweigeschlechtlichen ist er ein- bis zweireihig, seine Borsten sind haarförmig, an der Spitze fiederig.

Die zu dieser Gattung gehörigen, ausgebreitet-ästigen, niedrigen, einjährigen Arten kommen nur in der alten Welt vor und haben zerstreute, häutige, linealische, oft einge- oder oberseits stärker filzige Blätter und achselständige, büschelig-gehäufte, eiförmig oder dicht ährige Köpfe.

66) *Phenocoma Don*. Das Köpfe ist vielblütig, verschiedentlich, indem von den röhrförmigen Blüten die randständigen weiblich und einreihig, die mittelfrüchtigen männlich sind. Von den dachziegelig stehenden, am Grunde wolgigen Schuppen des Hauptfischs sind die äußeren kurz, angedrückt, zugespitzt, die inneren in ein trockenhäutiges, gefärbtes, strahlenförmiges Anhängel verlängert. Der Blütenboden ist spreublattlos. Die Blumenkrone sind röhrig, an der Spitze fadenförmig. Die Staubbeutel sind unbekannt. Der Griffel der männlichen Blüten ist feulenförmig, ungeheilt, jener der weiblichen Blüten kurz zweispaltig. Die Fruchtknoten sind zahl, die endständigen schlagen fehl. Der Federfisch ist einreihig, borstig, raub und so lang als

die Blumenkrone, an den weiblichen Blüten ist er wegen der verflochten verwaachsenen Borsten ästig, an den männlichen Blüten feulenförmig.

Ein am Cap der guten Hoffnung einheimischer, sehr ästiger kleiner Strauch mit kurzen, filzigen Ästen, langen, achselständigen Ästchen, zugespitzten, starren, abfälligen Stengel- und Abblättern, knospenförmigen, stumpfen, gehäufte, oberseits filzigen Ästchenblättern und endständigen einzelnen Köpfen bildet die einzige Art dieser Gattung.

67) *Petalacte Don*. Das Köpfe ist 10–20 blütig, verschiedentlich, indem von den röhrigen Blüten die wenigen zwischen den Schuppen des Blütenbodens stehenden weiblich, die übrigen männlich sind. Von den dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfischs sind die äußeren trockenhäutig, braun, fest, die inneren trockenhäutig-tronblattartig, gefärbt, stumpf. Der Blütenboden ist nur am Rande mit Spreublättern besetzt. Die röhrförmigen Blumenkrone haben einen fadenförmigen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Der Griffel der männlichen Blüten ist ganz einfach feulenförmig, der der weiblichen kurz zweispaltig. Die Fruchtknoten sind zahl, die mittelfrüchtigen schlagen fehl. Die Borsten des einreihigen Federfischs sind haarförmig, dünn, die der männlichen Blüten an der Spitze ein wenig fiederig oder feulenförmig.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte, wollige, am Cap der guten Hoffnung einheimische Sträucher mit zerstreuten, stehenden, lederartigen Blättern, in kurz gestielten, eckförmigen Ähren stehenden Köpfen, außenseits rothwolligen Hauptfischs mit tronblattartiger, weißer Platte und purpurothen Blumenkrone.

Der Gendotte unterscheidet in dieser Gattung zwei Sectionen:

a) *Eupetalacte De Candolle*. Die äußeren Schuppen des Hauptfischs sind am Grunde in einen Stiel verschmälert. Die Borsten des Federfischs sind an der Spitze ein wenig fiederig.

b) *Amphialasia De Candolle*. Die Schuppen des Hauptfischs sind am Grunde fast breiter. Die Borsten des Federfischs sind an der Spitze verengt-feulenförmig.

68) *Anaxetom Cassini*. Das Köpfe ist wenigblütig, verschiedentlich, indem von den sämtlich röhrförmigen Blüten die eine oder die andere weiblich, die übrigen männlich sind. Von den in vielen Reihen stehenden, trockenen, leder dachziegeligen Schuppen des Hauptfischs sind die innersten am Grunde anagelartig verschmälert, spatelig und haben eine fast runde, schneeweisse, strahlenförmige Platte. Der flache, wollig-filzige Blütenboden ist durchaus spreublattlos. Die röhrförmigen Blumenkrone haben einen fadenförmigen Saum. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Der Griffel der männlichen Blüten ist ganz einfach, der der weiblichen an der Spitze ein wenig zweispaltig. Die Fruchtknoten sind von der Welle des Blütenbodens eingehüllt. Der Federfisch ist wenig borstig, die Borsten sind haarförmig, kürzer als die Blumenkrone, raub oder kurz fiederig.

Kleine, hin und her gebogen-aufrechte, am Cap der guten Hoffnung einheimische Sträucher mit fleckrunden, unter den Blüthen wenig bedähterten Ästen, wechselständigen, leberartigen, ganzrandigen, sitzenden, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättern und cylindrischen, in einen Ebenstrauß dicht gedrängten Köpfchen machen die Arten dieser Gattung aus.

63) *Antennaria R. Brown.* Die Köpfchen sind vielblüthig, zweihäufig oder fast zweihäufig. Die dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfeldes sind an der Spitze gefärbt oder beinahe trockenhäutig. Der Blütenboden ist gewölbt und mit Grübchen versehen. Die Blumentronen sind röhrenförmig, die der weiblichen Blüthen fadenförmig, am Rande fünfzählig. Die halbherausragenden Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Der Griffel der weiblichen Blüthen ist an der Spitze zweispaltig, jener der männlichen einfach oder kaum zweispaltig, oft verkümmert. Die Fruchtknoten sind fleckrund. Der Hederfeld ist einreihig, die Vorsten besitzen sind theils fadenförmig, theils an der Spitze keulenförmig.

Zu dieser Gattung gehören ausdauernde oder bisweilen halbschrauchige in der gemäßigten und kalten Zone der nördlichen Hemisphäre und, wieviel selten, zwischen den Tropen in Ästen wachsende Arten mit wechselständigen, ganzrandigen, unterseits filzigen Blättern, ebensträußigen Blütenköpfchen, weißen, rosenroten oder braunen, aber niemals gelben Hauptfeldern und gelblichen Blumentronen.

70) *Anaphalis De Candolle.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiednebig, indem die wenig- oder mehrreihigen, fadenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich oder unfruchtbar sind. Von den dachziegelig stehenden schneeweiß-trockenhäutigen, lanzettlichen, strahlenden Schuppen des Hauptfeldes sind die äußeren sitzend, die mittleren länger, braungefärbt, die innersten schmal, sehr kurz, spreublattartig. Der Blütenboden ist ein wenig gewölbt und mit Grübchen versehen. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind fadenförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die halbherausragenden Staubbeutel haben am Grunde zwei Vorsten. Der weit herausragende Griffel der Strahlblüthen ist zweispaltig, der der Scheibenblüthen ungetheilt, stumpf. Die Fruchtknoten sind fahl, ein wenig zusammengebrückt. Der Hederfeld ist gleichförmig, einreihig, seine Vorsten sind vom Grunde bis zur Spitze rauh, fadenförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen, grau-wolligen oder filzigen, krautigen Arten wachsen auf den höheren Gebirgen Äthiops und haben einfache, meist eiförmige Stengel und längliche oder linealförmige Blätter, von denen die oberen an der Spitze trockenhäutig oder stachelspitzig sind.

71) *Leontopodium R. Brown.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiednebig, indem die ein- oder mehrreihigen fadenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich oder unfruchtbar sind. Die dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfeldes sind angedrückt, außenseits wollig. Der

gewölbte Blütenboden ist mit Grübchen versehen. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind fadenförmig, an der Spitze drei- bis vierzählig, die der Scheibenblüthen röhrenförmig-röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde geschränkt. Der Griffel der Strahlblüthen ist zweispaltig, jener der Scheibenblüthen ungetheilt, an der Spitze keulenförmig. Die Fruchtknoten sind cylindrisch, zusammengebrückt. Der Hederfeld ist einreihig, seine Vorsten sind am Grunde ein wenig verwachsen, an den Strahlblüthen fadenförmig, bärlig, an den Scheibenblüthen öfters an der Spitze verbitt.

Zu dieser Gattung gehören wollig-filzig, auf den Alpen in Europa und Ästen wachsende Kräuter mit einfachem Blütenstengel, wechselständigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, mit an der Spitze des Stengels doldig-ebensträußigen Köpfchen, von denen das mittelhändige sitzend, deckblattlos ist, früher als die übrigen erscheint und einen einreihigen Strahl hat, die seitlichen sehr kurz gefiedelt sind und einen mehrreihigen Strahl haben; die einzelnen Köpfchen sind von einem wolligen, blattartigen Deckblatte gehüllt, sodas das Knäuelchen von blüthenständigen, strahlenförmigen Blättern umgeben ist.

Sechste Unterabtheilung. Leysfereen Kessing.

Die Köpfchen sind vielblüthig, strahlend und haben weibliche Jungensblüthen. Der Blütenboden ist spreublattlos. Der Hederfeld ist niemals tronenförmig, die Schuppen sind theils spreublattartig, theils borstenförmig. — Die Mitglieder dieser Abtheilung wachsen sämmtlich am Cap der guten Hoffnung.

72) *Athrixia Ker.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiednebig, indem die einreihigen, jungensförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die zahlreichen, dachziegelig sich deckenden Schuppen des kreisförmig-glockigen Hauptfeldes sind an der Spitze grannenartig-zugespitzt und zurückgekrümmt. Der Blütenboden ist nackt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind ein- bis zweizählig, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschränkt. Die Narben haben keine Anhängel. Die Fruchtknoten sind länglich, sitzend, schnabellos, ganz unten am Grunde nackt oder mit büschelförmigen Haaren umgeben, übrigens fahl. Der Hederfeld ist einreihig, seine Vorsten sind fadenförmig, ein wenig rauh oder die Vorsten wechseln mit den an der Spitze gefägten Spreublättern ab.

Außer dem Cap der guten Hoffnung kommen die zu dieser Gattung gehörigen halbschrauchigen Arten auch in Madagaskar vor und haben wechselständige, lang herablaufende, meist linealförmige, stachelspitzige, starre, am Rande umgerollte, unterseits filzige, oberseits rauhe Blätter und einblüthige, einzelne Köpfchen mit abstehenden, purpurothen, klaffarbigem oder weißlichen Strahlblüthen und gelben Scheibenblüthen.

Nach De Candolle zerfällt diese Gattung in zwei Unterabtheilungen:

a) *Eusathria*. Der Fiederfeld besteht nur aus rauen Borsten.

b) *Pseudosathria*. Die Spreublättchen des Fiederfelds sind kurz, an der Spitze ein wenig geküßt und wechseln mit langen, etwas rauen Borsten ab.

73) *Antithria* De Candolle. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die eintreibigen, jungensförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die dachziegelförmig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind linealisch-länglich, an der Spitze trockenhäutig, stumpf. Der Blütenboden ist nackt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungensförmig, flach, die der Scheibenblüthen röhrig, cylindrisch, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Narben haben keine Anhängsel. Die Stielrunden, selten, an der Spitze kurz geschäbeld. Fruchtknoten haben einen weichenhaarigen, kurzen, schwieligen Stiel. Der Fiederfeld ist eintreibig, seine Borsten sind haar, ein wenig rauh, am Grunde unter einander ver wachsen.

Ein am Cap der guten Hoffnung wachsender kleiner Strauch mit spinnwebigen jüngeren, aber bald fahlen Aesten, gegenüberstehenden, linealischen, kurzen, oberseits filzigen, unterseits ziemlich fahlen, gewölbten, oft knospentragenden Blättern und endständigen, einzelnen, gelben Köpfchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

74) *Leyssera* Linné. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die eintreibigen, jungensförmigen Strahlblüthen geschlechtlos, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dachziegelförmig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren fiederig. Der Blütenboden ist spreublattlos, aber mit einigen Haaren besetzt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungensförmig, ihre Zunge ist entweder sehr kurz oder überragt die Scheibenblüthen, die Blumentronen der Scheibenblüthen sind röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Narben haben keine Anhängsel. Die Fruchtknoten sind fiederig, kurz geschäbeld und haben einen endständigen Hof. Die Borsten des eintreibigen Fiederfelds sind an den Fruchtknoten der Strahlblüthen kurz und gleichförmig, an den Fruchtknoten der Scheibenblüthen lang, fiederig und wechseln mit Spreublättchen ab.

In Nord- und Südafrika einheimische, halbstrauchig oder krautige Gewächse mit schlanken, an der Spitze nackten, einfüßigen Aesten, zerstreuten, fiederigen, linealischen, oft büschelig stehenden Köpfchen und gelben Blüten bilden die Arten dieser Gattung, welche nach De Candolle in folgende drei Unterabtheilungen zerfällt:

a) *Asteropterus*. Die innersten Schuppen des Hauptfelds sind innen am Grunde nicht zurückgeschlagen und hüllen die Fruchtknoten nicht ein. Die Jungensblüthen sind länger als die Scheibenblüthen und der Hauptfeld. Der Fiederfeld der Scheibenblüthen hat vom Grunde an fiederige Borsten. Hierher gehören am Cap der guten Hoffnung wachsende Halbstäucher.

b) *Longchampia*. Die innersten Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde nicht umgeschlagen. Die

sehr kleinen Jungensblüthen sind nur so lang als die Scheibenblüthen. Der Fiederfeld der Scheibenblüthen hat nur an der Spitze fiederige Borsten. Hierzu gehört nur eine einjährige, auf Mauritius einheimische Pflanze.

c) *Leptophyta*. Die innersten Schuppen des Hauptfelds sind innen am Grunde zurückgeschlagen und umgeben die Fruchtknoten. Der Fiederfeld der Strahlblüthen beträgt aus fünf länglichen, ein wenig geküßten Spreublättchen, jener der Scheibenblüthen aus fünf stumpfen Spreublättchen und ebenso vielen, an der Spitze fiederigen Borsten.

75) *Pterothrix* De Candolle. Das Köpfchen ist bald fünfblüthig, gleichförmig, bald zehnblüthig, verschiedentlich, indem die drei oder vier jungensförmigen Strahlblüthen weiblich sind. Von den dachziegelförmig stehenden Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind die äußeren zugespitzt, die inneren in ein fast trockenhäutiges, längliches, spitzes, ausgerichtetes Anhängsel verjüngt. Der Blütenboden ist schmal, nackt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind kurz jungensförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, cylindrisch, fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Narben haben keine Anhängsel. Die Fruchtknoten sind länglich, fiederig, schnabellos, fahl. Die eintreibigen, meist zu zehn vorhandenen Borsten des Fiederfelds sind bis zum Grunde deutlich getrennt, sehr fiederig, abfällig.

Die zu dieser Gattung gehörigen halbstrauchigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und haben bis zur Spitze debilitirte, bisweilen in einen nackten Dorn ausgehende Aeste, wechselständige, gehäufte, halb-abstehende, lederartige, eingerollt gefaltete, oberseits fiederig-concave, schwach-filzige, unterseits concave, fahle Blätter und kleine, an der Spitze der Aesten einzeln oder knäuelförmig stehende Köpfchen.

76) *Rosenbuth* Thunberg. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die jungensförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dachziegelförmig stehenden, am Rande trockenhäutigen Schuppen des cylindrisch-glockenförmigen Hauptfelds sind die äußeren eiförmig, spitz, die inneren länglich, ausgerandet. Der Blütenboden ist mit zusammengefalteten, trockenhäutigen Spreublättern dicht besetzt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungensförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Narben haben keine Anhängsel. Die Fruchtknoten sind fiederig, schnabellos, fahl, die der Strahlblüthen dreifach und dreirippig, die der Scheibenblüthen cylindrisch, gestutzt. Der Fiederfeld der Scheibenblüthen ist zweiförmig, seine äußeren Schuppen sind kurz, linealisch, die beiden inneren borstenförmig, lang, jener der Strahlblüthen ist eiförmig.

Sehr ästige, am Cap der guten Hoffnung wachsende Sträucher mit freystehenden, länglich-verkeir-eiförmigen, kumpfen, gehäufen, einnervigen, unterseits filzigen, zuletzt fahlen, punktförmig-rauben, oberseits weißlichen Blättern und gelben Blüten machen die Arten dieser Gattung aus.

Siebente Unterabtheilung. Helianthen Leffing.

Die Köpfchen sind viel (selten 3—5) blüthig, gleichig oder strahlend und haben weibliche oder geschlechtslose Jungenblüthen. Der Blütenboden ist nackt oder mit Häutern oder Spreublättern besetzt. Die Fruchtknoten sind theils geschnäbelt, theils schnabellos. Der Hederfeld fehlt entweder ganz oder besteht aus kleinen getrennten oder am Grunde mehr oder weniger verwachsenen Schuppen und ist kronenförmig oder spreublattartig. Die Mitglieder dieser Unterabtheilung wachsen meist am Cap der guten Hoffnung und haben abwechselnde oder gegenüberstehende, bisweilen gezähnte Blätter.

77) *Carpesium Linnd.* Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die mehrreihigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des Hauptfelds stehen in mehreren Reihen und decken sich dachziegelförmig. Der Blütenboden ist nackt und nackt. Die Blumenkronen der Strahlblüthen sind jungenförmig, die der Scheibenblüthen röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die bisweilen hervorragenden Narben sind rundlich, stumpf und ziemlich fahl. Die Fruchtknoten sind lang, gestreift, fahl, geschnäbelt, der Schnabel und der Grund derselben ist mit blasenartigen Drüsen besetzt, ihr einständiger Hof ist nadelstichförmig. Der Hederfeld fehlt.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte, ästige, in Europa nur äußerst selten, häufiger im südlichen Asien vorkommende krautige Arten mit wechselständigen, gestielten, eiförmigen oder länglichen öfters gezähnten Blättern, an der Spitze der Äste einzeln stehenden oder seilichen, fast traubigen Köpfchen und gelben Blüten.

Die Gattung zerfällt in zwei Unterabtheilungen:

a) *Conyzoides*. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind blattartig, mehr oder weniger zurückgeschlagen. Die Blütenköpfchen sind von großen, absteigend zurückgeschlagenen, blattartigen Deckblättern umgeben.

b) *Abrotanoides*. Sammelliche Schuppen des Hauptfelds sind aufrecht, angebrückt. Die Blütenköpfchen sind deckblattlos und stehen auf kurzen Stielen in den Achseln der blüthenständigen Blätter.

78) *Amblyocarpum Fischer und Meyer*. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die einreihigen, jungenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dachziegelförmig stehenden, zwei- bis dreireihigen Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren blattartig. Der Blütenboden ist halbkugelförmig, nackt, punktiert. Die Blumenkronen der Strahlblüthen sind jungenförmig und haben eine linealische Zunge, die der Scheibenblüthen röhrenförmig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt, die Narben unbekannt. Die Fruchtknoten sind fast spinelförmig, fünfsantig, schnabellos, stumpf. Der Hederfeld fehlt.

Eine ein- oder zweifächrige, fahle, am lachpischen Meere wachsende krautige Pflanze mit gestreckten Blättern, an der Spitze des Stengels und der Äste einzeln stehen-

den Blütenköpfchen und gelben Blüten bildet die einzige Art dieser Gattung.

79) *Syncephalum De Candolle*. Das gleichig, dreiblüthige Köpfchen hat nur röhrenförmige Blüthen. Die sieben bis acht Schuppen des länglichen Hauptfelds sind trockenbändig, durchscheinend, länglich, zugespitzt. Der Blütenboden ist sehr schmal, nackt. Die Blumenkronen sind röhrenförmig, fünfzählig, ihre Zipfel sind auf der Außenseite bis zur Spitze drüsig. Die Staubbeutel sind wahrscheinlich geschwängt. Der dünne, eingeschlossene Griffel hat kurze, einander genäherte Äste. Die Fruchtknoten sind länglich-pyramidenförmig, schnabellos, fahl. Der Hederfeld fehlt.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine in Madagascar einheimische, fußhohe, halbhäutige Art mit runden, fast dreieckigen Ästen, gestielten, wechselständigen, eiförmigen, sitzenden, schwach gefiederten, lederartigen, aufrecht absteigenden Blättern, in den Winkeln der obersten von den unteren nur wenig verschiedenen Blättern sitzenden Köpfchen und gelben Blüten.

80) *Oligodora De Candolle*. Das fünfblüthige, gleichigke Köpfchen hat nur röhrenförmige Blüthen. Von den dachziegelförmig stehenden, angebrückten Schuppen des fast dreieckigen Hauptfelds sind die inneren am Rande umgeschlagen und halten die äußeren Fruchtknoten ein. Der schmale Blütenboden ist mit gefalteten, die Fruchtknoten einhüllenden Spreublättern versehen. Die Blumenkronen sind röhrig, fünfzählig. Die Staubbeutel sind geschwängt. Die Narben sind eingeschlossen, stumpf, an der Spitze bebaart. Die Fruchtknoten sind cylindrisch, glatt. Der Hederfeld besteht aus fünf eiförmigen, kurzen, wimperig-gezähnten Schuppen.

Zu dieser Gattung gehört nur eine aufrechte, ästige, fahle, halbhäutige, am Cap der guten Hoffnung einheimische Art mit wechselständigen, ziemlich dicken, sitzenden, gezähnten Blättern, kurzgestielten, an der Spitze der Ästen in kleinen Ährenstausen stehenden Köpfchen, kurzen, spizen, etwas absteigenden Schuppen an den Blütenfeldern und weißlichen Blumenkronen.

81) *Nestlera Sprengel*. Das Köpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich, indem die in einer Reihe stehenden, jungenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dachziegelförmig stehenden, angebrückten Schuppen des Hauptfelds sind die inneren länger, trockenbändig. Der Blütenboden ist spreublattlos, grubig. Die Blumenkronen der Strahlblüthen sind jungenförmig, jene der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind ungeschwängt. Die Narben sind eingeschlossen, stumpf. Die Fruchtknoten sind gleichförmig, schnabellos. Der Hederfeld ist kronenförmig, gezähnt.

Niedrige, am Cap der guten Hoffnung wachsende Kräuter oder Halbkrauter mit abwechselnden oder gegenständigen, fast linealischen, ganzrandigen Blättern und theils endständigen, theils in den Gabelspalten der Äste sitzenden Köpfchen machen die Arten dieser Gattung aus, welche nach De Candolle in zwei Unterabtheilungen zerfällt.

a) *Stephanopappus*. Die Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt. Die langen Fruchtknoten sind der Länge nach gefurcht und sehr verknagelt. Zu dieser Untergattung gehören krautartige Gewächse.

b) *Strongylolepis*. Die Schuppen des Hauptfelds sind an der Spitze trockenhäutig, strohgelb, ganz stumpf. Die Fruchtknoten sind hin und wieder weichenhaarig, der Länge nach gestreift. Hierher gehören niedrige Halbsträucher.

82) *Polychaeta Lessing*. Das Köpfchen ist vielblättrig, verschiedentlich, indem die wenigen, jungenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Von den dicht dachziegelförmig stehenden Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind die innersten an der Spitze mit einem kurzen Anhängsel versehen. Der Blütenboden ist mit Fasern besetzt, welche Gräschen umgeben und bisweilen nur an der Spitze gespalten, bisweilen aber auch bis zum Grunde in viele Borsten getheilt sind. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind schmal jungenförmig, am Grunde der Zunge an den Rändern drüsig-punktiert, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze füsselförmig, die Zipfel sind außen drüsig-behaart. Die Staubbeutel sind wahrscheinlich geschwänzt, am Grunde bärtig, an der Spitze mit langen Anhängseln versehen. Die Narben der Strahlblüthen sind lang, die der Scheibenblüthen stehen aneinander oder sind nur an der Spitze ein wenig frei. Von den mit angebrachten, seidenhaarigen kleinen Borsten mehr oder weniger besetzten Fruchtknoten sind die äußeren kantig. Die Spreublättrchen des einreihigen Fiedersfelds sind bald beinahe bis zum Grunde frei, bald in eine an der Spitze gedähnte Röhre verwandelt.

Zu dieser Art gehören ganz kahle, aufrechte oder aufsteigende, am Grunde halbkrautartige, am Cap der guten Hoffnung wachsende krautige Arten mit kantigen Aesten, stehenden, länglich-linealischen, ganzrandigen, hachelspitzigen, einnervigen, bald beiderseits eingebrüdt-punktirten, bald beiderseits filzigen Blättern, eiförmigen, an der Spitze der Aeste einzeln oder in Trugdolben stehenden Köpfchen und gelben Blüthen.

Nach der Beschaffenheit der Blätter unterscheidet De Candolle zwei Sectionen:

a) *Stictophylla De Candolle*. Die Blätter sind kahl, beiderseits drüsig punktirt.

b) *Eupolychaeta De Candolle*. Die Blätter sind oberseits, selten beiderseits grau-filzig.

83) *Rehmania L'Héritier*. Das Köpfchen ist vielblättrig, verschiedentlich, indem die in einer Reihe stehenden jungenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des eiförmigen oder cylindrischen Hauptfelds stehen dachziegelförmig. Der Blütenboden ist flach und mit Spreublättrchen besetzt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungenförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze füsselförmig. Die Staubbeutel sind geschwänzt. Die Narben der Strahlblüthen ragen hervor, die der Scheibenblüthen sind kurz und eingeschlossen. Die Fruchtknoten sind gleichförmig, linealisch, schnabellos. Der Fiedersfeld ist füsselförmig, sehr kurz gedähnt.

Aufrechte, ästige, am Cap der guten Hoffnung wachsende kleine Sträucher mit zerstreuten, stehenden, ganzrandigen Blättern, einkindigen, einzeln oder ebensträubigen Köpfchen und gelben Blüthen machen die Arten dieser Gattung aus, welche nach der Beschaffenheit der Blätter und Köpfchen von De Candolle in zwei Sectionen getheilt wird.

a) *Metalaasioides*. Die Köpfchen sind eiförmig oder gloid, einzeln. Die Blätter sind auf der Oberseite mit einem dichten, stehendenhaarigen Filz überzogen, auf der Unterseite locker sammetartig.

b) *Psilophyllum*. Die cylindrischen Köpfchen stehen in trugdolbigen Ehrensträusen. Die Blätter sind ganz kahl oder ein wenig weichenhaarig, nervenlos oder einnervig, vertieft-punktiert.

84) *Ekelopes Gärtner*. Das Köpfchen ist vielblättrig, meist verschiedentlich, indem die jungenförmigen Strahlblüthen weiblich sind, seltener scheibenförmig, gleichförmig. Die vielreihigen, dachziegelförmig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind stumpf und trockenhäutig. Der Blütenboden ist flach, mit Spreublättrchen besetzt. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungenförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, an der Spitze füsselförmig. Die Staubbeutel sind geschwänzt, die Narben stumpf. Die Fruchtknoten sind gleichförmig, schnabellos, niemals zusammengedrückt. Der kurze Fiedersfeld besteht aus vielen Spreublättrchen.

Aufrechte, ästige, am Cap der guten Hoffnung wachsende kleine Sträucher mit abwechselnd oder gegenständigen, stehenden, ganzrandigen Blättern, einkindigen, einzeln oder ebensträubigen, stehenden oder gestielten Köpfchen und gelben Blüthen machen die Arten dieser Gattung aus, welche De Candolle in folgende drei Sectionen theilt:

a) *Enclopes*. Der Hauptfeld ist kürzer als die Scheibenblüthen oder doch kaum so lang. Die kleinen Köpfchen haben Strahl- oder Scheibenblüthen, stehen einzeln oder in Ehrensträusen und sind kurz gestielt oder sitzend.

b) *Odontophyllum*. Die Fruchtknoten sind dreifachig, zweiflügelig, die Flügel an den Strahlfrüchten sind gewimpert.

c) *Rigidiophyllum*. Der Hauptfeld ist länger als die Scheibenblüthen. Die ziemlich großen Köpfchen sind strahlend, einkindig, einzeln, sitzend.

85) *Rhynchosipidium De Candolle*. Das vielblättrige Köpfchen ist verschiedentlich, indem die in einer Reihe stehenden jungenförmigen Strahlblüthen weiblich, die röhrenförmigen Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind; die inneren Blüthen schlagen fehl. Die Schuppen des Hauptfelds decken sich dicht dachziegelförmig. Die trockenhäutigen, zugespitzten Spreublättrchen des flachen Blütenbodens umfassen die Blüthen. Die Blumentronen der Strahlblüthen sind jungenförmig, die der Scheibenblüthen röhrig, die Röhre ist an der Spitze weichenhaarig, der Saum füsselförmig. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Die Narben sind stumpf. Die langen, stielrunden, kurz-schnabelten Fruchtknoten sind von angebrachten Haaren

wollig, die innersten sind dagegen kahl, wenn sie nicht schüsselförmig. Der Fiederkelch besteht aus vielen sehr kurzen Spreublättern.

Zu dieser Gattung gehören einjährige, schlaume, am Gap der guten Hoffnung wachsende krautige Arten mit wechselförmigen, sitzenden, linealischen, ganzrandigen, von flossförmigen Haaren besetzten Blättern, endständigen oder durch Entwidung der Ästchen zuletzt distichen seltenständigen, öfters sitzenden Blütenköpfchen und gelben Blüten.

86) *Osmites Cassini*. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, indem die jungensförmigen Strahlblüthen weiblich oder seltener geschlechtslos, die röhrenförmigen Scheidenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die ziemlich gleich großen Schuppen des glockenförmigen Hauptkelchs stehen in mehreren Reihen. Der Blütenboden ist flach und ohne Spreublätter. Die Blumenkronen der Strahlblüthen sind jungensförmig, die der Scheidenblüthen an der Spitze füsselförmig. Die Staubbeutel sind geschwänzt, die Narben stumpf. Die Fruchtknoten sind sitzend, schnabellos, kahl oder weichhaarig, fast vierkantig zusammengebrückt. Der Fiederkelch besteht aus vielen Spreublättern.

Am Gap der guten Hoffnung wachsende kleine Sträucher mit wechselförmigen, gebäuschten, sitzenden, eisförmigen oder verticill-eisförmigen, lanzettlichen oder linealischen, gesägten, punktiert-drüsigen Blättern, an der Spitze der Äste einzeln stehenden Köpfchen, gelben Scheiden- und weißen, ziemlich vielen Zungenblüthen machen die Arten dieser Gattung aus, welche nach dem verschiedenen Geschlechte der Blüthen und der Form des Fiederkelchs von De Candolle in drei Untergattungen gebracht wird.

a) *Euosmites*. Die jungensförmigen Blumenkronen der Strahlblüthen sind geschlechtslos. Der Fiederkelch ist kurz.

b) *Bellidiopsis*. Die jungensförmigen Blumenkronen der Strahlblüthen sind weiblich. Der Fiederkelch ist kurz.

c) *Spanotrichum*. Die jungensförmigen Blumenkronen der Strahlblüthen sind weiblich. Die Spreublättern des Fiederkelchs sind ungleich, einige in eine Borste verlängert.

87) *Osmiopsis Cassini*. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, indem die jungensförmigen Strahlblüthen geschlechtslos, die röhrenförmigen Scheidenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des glockenförmigen Hauptkelchs stehen in mehreren Reihen und decken sich dachziegelig. Der Blütenboden ist flach, spreublattlos. Die Staubbeutel sind geschwänzt, die Narben stumpf. Die gleichförmigen Fruchtknoten sind von einem endständigen am Rande schwieligen Hofe umgeben. Der Fiederkelch fehlt.

Ein am Gap der guten Hoffnung einheimischer Halbstrauch mit gebäuschten, punktierten Blättern und sitzenden Köpfchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's *Prodromus system. natur. und Endlicher's Genera planta-*

rum, denen wir uns angeschlossen haben, sind zwei schätzenswerthe Arbeiten über die Gruppe der Gnaphaliden bekannt geworden, welche auch eine Anzahl neuer Gattungen bringen: die eine von Asa Gray, der zugleich eine Einteilung der Angiantheen liefert, die andere von Fenzl, der eine etwas veränderte Einteilung der ganzen Gruppe vorschlägt. Wir lassen hier zunächst die von Asa Gray gegebene Uebersicht der Angiantheen folgen, schließt daran die von ihm und Andern gegebene Charakteristik der neuen Gattungen und besprechen schließlich Fenzl's vortreffliche Arbeit über die ganze hier in Rede stehende Gruppe.

Uebersicht der Angiantheen.

- §. I. Die allgemeine Hülle ist becherförmig, zweiflüchtig, die besondere fehlt, nur das Spreublättern einer jeden Blüthe ist vorhanden.
- 1) *Dichrostegia Asa Gray*. Der Blütenboden ist von langen Haaren wollig.
- §. II. Die allgemeine Hülle besteht aus Schuppen oder getrennten, meist dachziegelig stehenden Blättern oder fehlt ganz, die besondere ist dachziegelig.
 - * Die Köpfchen sind ein- bis zweiblütig.
 - a) Der Fiederkelch fehlt oder besteht (bei *Hyalolepis*) aus einer einzigen Borste.
 - † Der allgemeine Blütenboden ist nackt, flach.
 - 2) *Hyalolepis De Candolle*. Der Fiederkelch besteht aus einer einzigen sehr zarten Borste.
 - †† Der allgemeine Blütenboden ist spreublättrig, flach oder legetförmig und ist länger als die mehrreihige Hülle.
 - 3) *Hyalochlamys Asa Gray*. Die besondere Hülle ist einblütig, vielblütig, ihre Schuppen sind von doppelter Form: die beiden äußeren laubförmig, an der Axt verblüht, hornartig und bleiben nach den freistehenden Spreublättern des Blütenbodens stehen, die inneren sind sehr klein, durchscheinend. Die allgemeine Hülle besteht aus durchscheinenden, freistehenden Schuppen. Der Blütenförmel sitzt zwischen den grundständigen Blättern.
 - 4) *Skirrhophorus De Candolle* (wozu Asa Gray auch *Pogonolepis Steetz* zieht). Die besondere Hülle ist zwei- oder nur einblütig, drei- bis vierblütig; die Schuppen sind trockenblütig, die Spreublätter und inneren Schuppen sind denen der allgemeinen Hülle ähnlich und fallen mit diesen ab. Die Köpfe der Blumenkronen ist nach der Blüthe am Grunde wulstförmig-verdickt.
 - 5) *Nematopus Asa Gray*. Die besondere Hülle ist zweiblütig, zweiflüchtig, schabblättrig; die Schuppen derselben, die Spreublätter und die Schuppen der allgemeinen Hülle sind einander ähnlich, schmal, an der Spitze mit einem kleinen frosblattartigen Anhängel versehen.
 - ††† Der allgemeine Blütenboden ist fadenförmig und überragt die wenigblütige, schuppenförmige Hülle um ein Bedeutendes.

- 6) *Chrysocoryne Endlicher*. Das Blütenknäuelchen ist köpfchenförmig. Die Köpfchen sind zweiblättrig oder die unteren oft einblättrig.

b) Der Fiederkelch besteht aus 2—5 kleinen, getrennten, eine lange Vorke tragenden Spreublättern.

- 7) *Angianthus Wendland* (wozu *Asa Gray* auch *Cylindrosorus Benth.* rechnet). Das Blütenknäuelchen ist cylindrisch, von einer kleinen spreublättrigen Hülle geknüpft. Die Vorke des Fiederkelchs sind nackt.

- 8) *Phyllocalymna Benth.* Das fast kugelförmige Knäuelchen ist von Blättern eingehüllt. Die Vorke des Fiederkelchs sind nach Oben ein wenig fiederig.

c) Der Fiederkelch besteht aus fünf fast getrennten grannenlosen winzrig-gefrankten Spreublättern.

- 9) *Stylonecerus Sprengel*. Das eiförmige oder cylindrische Blütenknäuelchen ist von Blättern umhüllt. Das Fruchtkorn hat einen Fiederkelch.

d) Der Fiederkelch ist lechartig-kronförmig, nackt.

- 10) *Cephalosorus Asa Gray*. Das kugelförmige Knäuelchen ist entweder von einer ziemlich großen blattartigen oder kleinen spreublättrigen Hülle umgeben. Die Köpfchen sind einblättrig.

e) Der Fiederkelch besteht aus wenigen dünnen, am Grunde verwachsenen, leder-federigen Vorke.

- 11) *Blennospora Asa Gray*. Das Blütenknäuelchen ist eiförmig, wenigspitzig; die Köpfchen sind zweiblättrig, kurz gestielt.

- 12) *Antheidosorus Asa Gray*. Das Blütenknäuelchen ist halbkugelig, die Köpfchen sind einblättrig, dicht aufsteigend, die mittelhändige unfruchtbar. Die allgemeine Hülle ist strahlförmig.

“ Die Köpfchen sind 3—5blättrig, in ein kugelförmiges Knäuelchen geknüpft, dicht aufsteigend. Die allgemeine Hülle ist ganz einfach, die besondere klein, nackt.

a) Der Fiederkelch fehlt oder besteht aus 2—3 sehr jarten nackten Vorke. Das Blütenköpfchen ist 4—6blättrig.

- 13) *Myriocephalus Benth.* Das niedergedrückte Blütenknäuelchen ist umgeben von einer mehrreihigen Hülle, deren Schuppen kronblattartige Abhängel haben. Die Fruchtkorn sind schmal.

b) Der Fiederkelch besteht aus 4—12 federigen oder federig-pinselförmigen Vorke. Die Köpfchen sind dreiblättrig.

- 14) *Leucocephala R. Brown*. Das kugelförmige Blütenköpfchen ist von kleinen, einreihigen Schuppen umhüllt, welche mit den zwischen den Köpfchen stehenden Spreublättern gleiche Form haben.

- 15) *Calocephalus R. Brown*. Das Blütenknäuelchen ist eiförmig-kugelig, ohne Hülle und spreublättrig.

““ Die fünfblättrigen Köpfchen stehen in einem kugelförmigen, hüllenlosen oder von einer kleinen blattartigen Hülle umgebenen Blütenknäuelchen. Der besondere Blütenboden ist mit durchscheinenden, zwischen den Blüten stehenden Spreublättern besetzt. Der Fiederkelch besteht aus saftförmigen, federigen Vorke.

- 16) *Pycnosorus Benth.* Die stehenden Köpfchen stehen in einem sehr dichten, hüllenlosen Knäuelchen. Die mittelhändige Blüthe ist bisweilen unfruchtbar oder geschlechtslos.

- 17) *Craspedia Forster*. Die gestielten Köpfchen stehen auf einem gemeinschaftlichen cylindrischen Blütenboden, die einzelnen sind von einem blattartigen trockenhäutigen Deckblatt geknüpft. Die Hüllschuppen sind durchscheinend.

“““ Die Köpfchen sind 3—9blättrig, mehr oder weniger gestielt, auf dem cylindrischen Blütenboden sitzend, von breiten trockenhäutigen Spreublättern umgeben und stehen in einem verkehrt-eiförmigen, am Grunde verschmälerten, von selten dachziegeligen Hüllschuppen umgebenen Knäuelchen dicht gedrängt. Die besondere Hülle ist doppelt, ihre inneren Schuppen sind kronblattartig verlängert. Der besondere Blütenboden ist nackt.

- 18) *Gnephosis Cassini*. Die Köpfchen sind 3—4blättrig. Der Fiederkelch ist sehr klein, kronförmig, zerfällt und sehr schnell abfällt.

- 19) *Pachysorus Steetz* (wozu nach *Asa Gray* vielleicht auch *Actinobole Fenzl* gehört). Die Köpfchen sind 6—9blättrig. Der knäufliche Fiederkelch besteht aus 4—5 dünnen, sehr kurzen, am Grunde in eine leierförmige, durchscheinende, kronartige Scheibe verwachsenen, an der Spitze in ebenso viel schlaffe, an dem äußersten Ende ziemlich lang verzweigte und dabelst eine verworrene Wolke darstellende Fäden ausgehenden Spreublättern.

““““ Die Köpfchen sind 5—15blättrig, mehr oder weniger gestielt, kopfförmig-geknüpft, von blattartigen Deckblättern umgeben; die äußeren Deckblätter hüllen (wie bei *Craspedia*) das Knäuelchen ein. Die Röhre oder der allgemeine Blütenboden ist mehr oder weniger gestielt, wollig. Der besondere Blütenboden ist nackt.

- 20) *Crossolepis Lessing*. Der Fiederkelch fehlt. Die Schuppen der allgemeinen Hülle haben keine Abhängel, sind aber zerfällt-gefrankt. (Bilde vielleicht den Uebergang zu den Heliotropen.)

“““““ Die 6—20blättrigen Köpfchen sitzen in einem schaflosen, dem Boden angedrückt, von den grundständigen, rosettenförmigen Blättern eingehüllten Blütenknäuelchen.

dicht gedrängt. Der besondere Blütenboden ist mit trockenhäutigen, flehenbleibenden, die Blüten stützenden Spreublättern besetzt. Der Hederfeld fehlt oder ist kronförmig. (Bildet den Uebergang zu den Cassinien.)

- 21) *Chamaesphaerion Asa Gray.* Der Hederfeld ist kronförmig, zerfällt, binstäbig. Die Köpfe sind 5—7blättrig; der Blütenboden ist flach.
- 22) *Chthonocephalus Steets.* Der Hederfeld fehlt. Die Blütenköpfe sind mehrblättrig; der Blütenboden ist kegelförmig.

Charakteristik der neuerlich aufgestellten Gattungen aus der Gruppe der Gnaphaliden.

88) *Dithyrostegia Asa Gray.* Die wenigen wenigblütigen Köpfe stehen in einem von einer becherförmigen, fast scheidenartigen, weisflappigen, krautartigen Hülle umgebenen Knäuelchen dicht gedrängt, die einzelnen Köpfe haben dagegen keine Hülle. Die allgemeinen und besondern Spreublätter sind klein, schmal, lantz, mit langen Haaren besetzt. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, die einzelnen, von einem breiten durchscheinenden, sehr dünnen, nervenflosen, nach Oben in sehr sarte Haare gelösten Spreublättern umgeben, die wenigen mittelständigen sind wegen des leeren Fruchtstielens öfters unfruchtbar. Die Blumenkrone ist röhrenförmig, schl, ihre Röhre ist schlant, ihr Saum becherförmig, an der Spitze fünfspaltig. Die am Grunde geschwängten Staubbeutel haben ein schmales Anhängel. Die Griffeläste sind an der Spitze sperrförmig und pinselartig. Die erweiterten Fruchtblätter sind ei-pinselbäumig, ganz streifhaarig, fast geschnäbelt; die unfruchtbaren linealisch, schl. Der Hederfeld besteht aus einem Kränchen von Borsten, welche mit den Haaren des Fruchtkens von gleicher Beschaffenheit, aber kürzer sind.

In dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische, fingerhohe, einjährige, ganz kahle, krautige Pflanze mit niedrigem, wenig belästertem, nebst den sparlichen Aesten von einem einzeln blühenden Knäuel besetzten Stengel, wechselländigen, schuppenförmigen, länglichen oder eiförmigen Kengelumfassenden Blättern, von denen das oberste größere dem Knäuelchen oft genähert ist, mit einer aus zwei am Grunde oder bis zur Mitte verwachsenen Blättern bestehenden Hülle und gelben Blüten.

89) *Hyalochlamys Asa Gray.* Die einblütigen, gleichartigen Köpfe stehen in einem kugelförmigen, von einer allgemeinen Hülle umgebenen Knäuelchen. Diese allgemeine Hülle ist mehrreihig und besteht aus sehr breiten, schwach durchscheinenden, freistehenden, ein wenig ausgebreiteten, eckigen Schuppen. Die Aeste oder der gemeinschaftliche Blütenboden ist gewölbt und mit flehenbleibenden Hüllschuppen besetzt, aber allmählich schmaler werdend, am Grunde mit einem verdickten Nerven versehenen Spreublättern besetzt, von denen die einzelnen ein einziges Köpfe hängen. Die besondere Hülle ist

vierblättrig, wollig, kürzer als die Blumenkrone, die beiden äußeren flehenbleibenden Schuppen sind fahnenförmig und haben eine dicke, hornartige Aeste und durchscheinende Ränder, die beiden inneren weichen mit den äußeren ab, sind sehr klein, ganz durchscheinend, abfällig. Die Blüte ist zweigeschlechtlich. Die Blumenkrone ist fadenförmig-röhrig, am Grunde breiter und verdickt, an der Spitze ein wenig erweitert, fünfzählig. Die Staubbeutel haben am Grunde keine Anhängel. Die Griffeläste sind an der Spitze sperrförmig, abgestumpft. Die Fruchtblätter sind birnförmig, am Grunde verschmälert, glatt und unbehaart.

Zu dieser Gattung gehört nur eine kleine, einjährige, fleischlich-weichhaarige, in Neu-Holland einheimische Art mit zwischen den fadenförmigen grundständigen Blättern stehendem Blütenknäuel oder auch reifenförmig-sprossend.

90) *Nematopus Asa Gray.* Die zweiblütigen gleichartigen Köpfe stehen in einem verkehrt-kegelförmig-halbkegelförmigen Knäuelchen dicht gedrängt. Die allgemeine Hülle ist weniger breit, ein wenig kürzer als das Knäuelchen, ihre Schuppen sind angedrückt, länglich-linealisch, ein wenig kürzer als die Scheitelblüten und haben mit den Spreublättern des Blütenbodens gleiche Gestalt, sie besitzen eine grüne Hülle und ein kleines durchscheinend-kronblattartiges, gelbliches, abgerundetes und abgestumpftes Anhängel. Der gemeinsame Blütenboden ist gewölbt, die besondere sehr kurz, genau stehend. Die besondere Hülle steht in zwei Reihen, die fünf Schuppen einer jeden Reihe sind gleichförmig, sperrförmig-linealisch oder schmal länglich, ein wenig gewölbt, am Rande durchscheinend, an der Spitze spärlich wollig und mit einem einwärtsgebogenen gelblichen Anhängel, die äußeren Schuppen scheinen stehen zu bleiben und umfassen nicht selten die beiden Köpfe. Die Blätter sind zweigeschlechtlich. Die an der Spitze fünfzählige Blumenkrone hat einen zylindrischen Stiel und eine sehr kurze reifentragende Röhre. Die Staubbeutel sind kurz geschwängt; die Griffeläste kurz, stielrund, ganz schl. Die Fruchtblätter sind kurz, stielrund, ganz schl. Der Hederfeld fehlt gänzlich.

Eine ausdauernde, schlante, in Neu-Holland einheimische Pflanze mit aufrechtem, an der Spitze eckig-streuförmig-ständigem Stengel, fadenförmigen, bald ganz fahlen Aesten, gelben, an der Spitze der haarförmigen, abhebbenden, nachden Köpfe einzeln stehenden Blütenknäuelchen und wechselländigen, linealisch-fadenförmigen, locker wolligen oder fahlen Blättern macht die einzige Art dieser Gattung aus.

91) *Chrysocoryne Endlicher.* Die Köpfe sind zweiblütig oder die unteren bisweilen einblütig, gleichartig, die einzelnen von einer trockenhäutigen, breiten, freistehenden, vertieften Spreuschuppe bedeckt und stehen an dem fadenförmigen Blütenboden in einer fahnenartigen Reihe dicht gedrängt. Die allgemeine Hülle besteht aus den unteren leeren kleinen Spreuschuppen. Die besondere Hülle besteht aus 2—6 durchscheinenden Schuppen, von denen die äußeren breit, zusammengelassen, fahnenförmig sind. Die Blätter sind zweigeschlechtlich. Die

schlanke Blumenkrone ist an der Spitze trichterförmig erweitert und besteht fünf- oder dreizählig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Stachelspitzen. Die Griffeläste sind kopfförmig-abgestutzt. Das Fruchtkorn ist kahl, bisweilen mit harigen Punkten besetzt.

Einsährige, niedrige, mehrjährig-weichhaarige, krautige, in Neu-Holland einheimische Gewächse mit wechselständigen, sitzenden, fast linealischen Blättern und endständigen, einzelnen oder zu drei stehenden, cylindrischen oder keulenförmigen, kahlen, gelblich-braunen Achren gehören als Arten zu dieser Gattung.

92) *Cephalosorus* Aca Gray. Die einblüthigen Köpfchen stehen in einem kugelförmigen Knäuelchen dicht gedrängt. Die allgemeine Hülle ist 2—3reihig, ihre Schuppen sind breit oder fast trautartig und haben keine Anhängsel. Der allgemeine Blütenboden ist entweder breit und gewölbt oder cylindrisch und mit linealischen trockenhäutigen Spreuschuppen besetzt. Die besondere Hülle besteht aus 4—6 trockenhäutigen, concaven, anhängsellosen Schuppen, von denen die äußeren länglich, die inneren breiter sind und die Blüthe wechselseitig einblüthig. Die Blüthe ist zweigeschlechtlich. Die Blumenkrone ist röhrig, trichterförmig, am Rande fünfspaltig. Die Staubbeutel sind am Grunde ein wenig geschwängt. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig, kurz einseiförmig. Das Fruchtkorn ist verkehrt-eiförmig, entweder kahl und von einer durchscheinenden, im fruchten Zustande gallertartigen Haut überzogen oder raubhaarig und von einem deutlichen, fleischartigen, dünn trockenhäutigen, später abfallenden Hüllfelle gefüllt.

Einsährige, in Neu-Holland einheimische, krautige Gewächse mit ruthensförmigen, einfachem oder wenig ästigen, an der Spitze fast nadtem, ein einzelnes Blütenknäuelchen tragendem Stengel, wechselseitigen Blättern und gelblichen Blüthen machen die Arten dieser Gattung aus.

93) *Blennospora* Aca Gray. Die zweiblüthigen, gleichbleibigen, wenigen, kurz gestielten Köpfchen stehen in einem eiförmigen, fast zusammengelegten Knäuelchen dicht gedrängt. In den wenigen Reihen stehende allgemeine Hülle ist kürzer als das Knäuelchen; ihre Schuppen sind eiförmig, trockenhäutig, außenfeils loder wollig und haben einen grünen Keim. Der allgemeine Blütenboden ist linealisch, wenig ästig, die Aeste oder die unteren Blütenäste sind 2—3köpfig und umgeben von Spreuschuppen, welche den allgemeinen und besonderen Hüllschuppen ähnlich sind. Die besondere Hülle ist abfällig, mit den Blättern gleichlang und besteht aus sechs eiförmigen, concaven, trockenhäutigen, anhängsellosen Schuppen. Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, gleichförmig. Die Blumenkrone hat eine schlanke Röhre und einen trichterförmigen, fünfspaltigen Saum, dessen lanzettliche Zipfel zurückgerümmelt sind. Die Staubbeutel haben am Grunde kleine Schwänze. Die Griffeläste sind an der Spitze abgestutzt-kopfförmig. Das verkehrt-eiförmige, ganz kahle Fruchtkorn ist von einer durchscheinenden, im fruchten Zustande hart aufswellenden, gallertartigen Haut umgeben. Der abfällige, mit der Blumenkrone fast gleich lange Hüllfelle besteht aus 8—10 kleinen, loder festeren,

an der Spitze sehr dünnen, am Grunde ein wenig verdickten und in einen häutigen Ring verwachsenen Vorsten.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine Art, eine einsährige, vielstängelige, 2—3 Zoll hohe, loder wollige, in Neu-Holland einheimische, krautige Pflanze mit einfachen, beblätterten, von einem blattlosen Blütenknäuel begrenzten Stengeln und Aesten, wechselseitigen, schmal linealischen, an der Spitze ein wenig breiteren, fachel-spitzigen Blättern und braunen Schuppen.

94) *Anthedosorus* Aca Gray. Die einblüthigen, auf dem flachen allgemeinen Blütenboden dicht stehenden Köpfchen stehen in einem halbkreisförmigen, von einer mehrreihigen strahlenförmigen allgemeinen Hülle umgebenen, ein einfaches, vielblüthiges Köpfchen darstellenden Knäuelchen. Die Schuppen der allgemeinen Hülle sind trockenhäutig, länglich oder verkehrt-eiförmig, unterwärts angedrückt und haben fast alle ein trichterförmiges, gelbliches, verbreitertes, abfallendes Anhängsel. Die besondere Hülle besteht aus 3—5 länglichen oder linealischen, durchscheinenden, ziemlich flachen, stehenbleibenden Schuppen. Die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtlich, die der Randköpfchen fruchtbar, die übrigen durch Fehlschlagen unfruchtbar. Die Zipfel der röhrigen, an der Spitze fünftheiligen Blumenkrone sind länglich-lanzettlich, zurückgerollt. Die Staubbeutel sind am Grunde zweischwänzig. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig. Die Fruchtkorn sind schwach, kahl, die fruchtbaren verkehrt-eiförmig, von einer durchscheinenden, im fruchten Zustande gallertartigen Haut umgeben, die unfruchtbaren sind linealisch, leer. Der Hüllfelle der fruchtbaren Blüthen ist spärlich festerig, abfällig, ein wenig kürzer als die Blumenkrone und besteht aus 5—6 sehr dünnen, am Grunde ringförmig verwachsenen Vorsten, von denen 1—2 ein wenig länger, unterwärts ziemlich kahl, an der Spitze keulenförmig und festerig sind, jener der unfruchtbaren Blüthen bleibt stehen und besteht aus harten, am Grunde ein wenig verdickten, übrigens ziemlich ähnlichen Vorsten.

Eine einsährige, spannenhohe, ästige, wollig-weichhaarige krautige Pflanze mit wechselseitigen, schmal linealischen Blättern, schlanken, aufrechtem Stengel und Aesten und kopfförmigen, kleinen, gelblichen, an der Spitze der schlanken Aestchen stehenden, stehenden Blütenknäueln macht die einzige Art dieser Gattung aus.

95) *Chamaesphaerion* Aca Gray. Die 5—7 blüthigen, gleichbleibigen Köpfchen stehen in einem sitzenden, dem Boden angedrückt, von den grundständigen eine allgemeine Hülle darstellenden Blättern umgebenen Knäuelchen dicht gedrängt. Der besondere Blütenboden ist schmal, flach, mit Spreublättern besetzt, diese sind trockenhäutig, länglich, zugespitzt, am Grunde gestielt, innen ausgehöhlt, länger als die Blüthen, sie bleiben stehen und stellen Hüllschuppen dar. Außer den äußeren, am Grunde schwach wolligen Spreublättern ist keine Hülle vorhanden. Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, gleichförmig. Die Blumenkrone ist lang röhrenförmig, schlank, an der Spitze breiter und dreizählig. Die drei Staubbeutel sind ungeschwängt. Die Griffeläste sind an

der Spize kopfförmig-abgestutzt. Die Früchtchen sind verkehrt-eiförmig, ungeschnäbelt, sehr dünn 5—6 kreisförmig, fahl, mit einem trunzförmigen, zerklüftigen, hinfälligen Federfelde versehen.

Eine kleine einjährige Pflanze mit dünner Wurzel, rosettenförmigen, linealisch-pfriemlichen, am Grunde dreieckigen, fahlen, das fugelförmige Blütenhändchen dicht einschließenden Blättern bildet die einzige bekannte Art dieser Gattung.

96) *Pachysurus Steetz*. Die 6—9 blühigen gleich-eichigen Köpfchen sind kurzgestielt und stehen in einem verkehrt-eiförmigen am Grunde verschmälerten Ährchen dicht gedrängt. Die Ähre oder der allgemeine Blütenboden ist cylindrisch. Die besondere Hülle ist doppelt: die Schuppen der äußeren sind verkehrt-eiförmig, am Rande trockenhäutig, mäßig, stehenbleibend, die der inneren ganz trockenhäutig, fahl, an der Spize mit einem kronblattartigen, gefärbten, zurückgeschlagenen Anhängel versehen, abfällig. Der besondere Blütenboden ist schmal, nackt, gewölbt. Die Blüten sind zweigeschlechtlich. Die Blumentronken sind röhrförmig, ihre Röhre ist aber sehr kurz, nach der Spize stark erweitert fünf-zählig. Die Staubbeutel sind am Grunde kurz geschwänzt, an der Spize verschmälert, hervorstehend. Der Griffel ist am Grunde zweiblättrig-verdickt, an der Spize zweispaltig, seine Äste sind kurz, kopfförmig-abgestutzt, mit Wänden besetzt, eingeschlossen. Die Früchtchen sind verkehrt-eiförmig, sehr klein, von einem mit der Blumenkrone gleich langen, kronförmigen, bald abfälligen Federfelde gekrönt, welcher aus 4—5 sehr kurzen, am Grunde verwachsenen, an der Spize zerklüftigen und in ebenso viele lockere am äußersten Ende ziemlich lang verzweigte und daselbst eine verworrene Wolle darstellende Fäden auslaufenden Spreublättern besetzt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Holland einheimische, einjährige, ganz schülferige, vielstengelige, einen halben Fuß hohe krautige Art mit ästigen Stengeln, dicken, verkehrt-eiförmigen, am Grunde verschmälerten, gelblichen, an der Spize der Äste stehenden Blütenhändchen und wechselständigen, verkehrt-eiförmig-linealischen, kleinen Blättern.

Die Gattung *Pogonolepis Steetz*, welche Asa Gray mit *Skirrhophorus* für identisch erklärt, soll sich nach dem Autor von dieser durch einblütige Köpfchen, durch die drei ein wenig gestielten Schuppen der besonderen Hülle und durch die flache Ähre unterscheiden.

97) *Chthonocephalus Steetz*. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichbig. Der schmale kegelförmige Blütenboden ist mit zahlreichen, länglichen, durchscheinenden Spreublättern dicht besetzt. Die Hülle ist zweizeilig; die äußeren Schuppen sind blattartig, die inneren trockenhäutig, fadenförmigen, an der Spize erweiterten, verzögerten Blumentronken stehen zwischen den Spreublättern. Die Staubbeutel sind am Grunde kurz geschwänzt, an der Spize allmählig verschmälert. Der Griffel ist eingeschlossen oder zuletzt nur ein wenig hervorstehend, zweispaltig, seine Äste sind an der Spize kopfförmig-ab-

gestutzt und mit Wänden besetzt. Die zusammengebräuteten, ei- oder klanenförmigen Früchtchen haben keinen Federfleck und sitzen dem äußeren grundständigen verhärteten Theile der Spreuschuppen an.

Kleine, stengellose, dicht grauschlige, in Neu-Holland einheimische krautige Gewächse mit stehenden, zwischen den grundständigen, eine allgemeine Hülle darstellenden Blättern stehenden Blütenköpfchen bilden die Arten dieser Gattung, welche Steetz als zweifelhafte zu den Cassinien stellt, während sie Asa Gray ohne Bedenken den Anglantibus zugestellt.

98) *Raoulia Hooker* (der Sohn). Das Köpfchen ist 12—14 blütig, verschiedenebig. Die wenigen Jungenschuppen sind weiblich, schmal, röhrig, 3—4 zählig, die Scheibenblüthen röhrig, nach Unten trichterförmig, fünf-zählig. Die in zwei Reihen stehenden Schuppen des verkehrt-kegelförmigen Hauptfelsens sind doppelt länger als die unteren Blätter, linealisch, stumpf, trockenhäutig, ganz fahl, niemals strahlend, nach der Blüthezeit abnehmend-zurückgeräumt. Der Blütenboden ist schmal, gewölbt, mit Haaren besetzt. Die Staubbeutel sind eingeschlossen, ihre beiden Anhängel borstenförmig und schwach gewimpert. Der Griffel ist zweispaltig, die Griffeläste der Strahlblüthen ragen hervor, sind fast aufrecht, einfach, die der Scheibenblüthen kürzer, eingeschlossen kopfförmig, an der Spize drüsig. Die Früchtchen sind unbedeutlich 3/4—4 kantig. Die sehr zahlreichen Borsten des Federfeldes stehen in mehreren Reihen, sind gleich lang, aber länger als die Blüten, fast fadenförmig, etwas rauh, unten verwachsen.

Die zu dieser Gattung gehörige aushauernde Art wächst auf Bergen in Neu-Seeland und auf den Südseeinseln in dichtem Rasen.

99) *Manopappus C. H. Schultz*. Das Köpfchen ist vielblütig, scheibenförmig; die Blüten sind kaum länger als eine Linie, röhrig, fünf-zählig, zweigeschlechtlich oder die äußeren weiblich, sämmtlich aber stets mit Drüsen besetzt. Die nachgiebig stehenden Schuppen des glodenförmigen Hauptfelsens sind eiförmig, trockenhäutig, gelblich, die inneren länglich-linealisch, ein wenig strahlend. Der Blütenboden ist mit lanzettlichen, spitzen, goldgelben, über der Mitte mit einem spitzen Zahne versehenen Häkchen besetzt. Die Früchtchen sind klein, fahl, länglich, etwa so lang als der 1/2 Linie lange, aus vier einfachen, sehr schnell abfälligen Fortsetzungen bestehende Federfleck.

Ein am Cap der guten Hoffnung wachsender, harter, filziger, ästiger, kleiner Halbstrauch mit bis zur Spize beblätterten Ästen und stehenden, länglich-linealischen, am Rande zurückgerollten, stumpfen, filzigen, angedrückt Blättern bildet die einzige Art dieser Gattung.

100) *Scyphocoronis Asa Gray*. Das Köpfchen ist 8—12 blütig, gleichbig, die Blüten sind sämmtlich zweigeschlechtlich, röhrig, die mittelhängigen aber stets unfruchtbar. Die Hülle ist einzeilig, fünfblätterig, ihre Schuppen sind linealisch, trauarisch, gestielt-rund und so lang als die Blüten. Der Blütenboden ist klein, spreublattlos. Die Blumentrone hat eine schlanke Röhre und einen becherförmigen, fünfspaltigen Saum. Die Staubbeutel sind kurz, am Grunde ein wenig geschwänzt. Die Griffeläste sind an der Spize nur schwach verdickt,

außenwärts kurz behaart. Die linealischen, cylindrischen, fast kahlen Früchtchen sind von einem becherförmigen, stehendenblenden, lederartigen, fast ganzrandigen Hederfeldes gekrönt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine niedrige, einjährige, flehrig-weichhaarige Art mit anderthalb Zoll langen, ausgebreiteten, an der Spitze einseitigen Stengeln, fast spatelförmig-linealischen, gegenständigen oder abwechselnden Blättern und gelber Blumenkrone, deren Röhre nebst dem ausgehöhlten Rande der Hederfeldkrone mit kurzgestielten Drüsen besetzt ist.

101) *Anthoerastes Asa Gray*. Das Köpfchen ist fünfblühig, gleichschig. Die längliche, außenwärts wollige Hülle besteht aus fünf häutigen, bis über die Mitte verwachsenen Schuppen. Der Blütenboden ist klein, spreublattlos. Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die mittelständigen bisweilen unfruchtbar. Der schlaffe Fruchtknoten ist in die fadenförmige, ungeliederte Röhre der an der Spitze becherförmigen fünfzähligen Blumenkrone schnabelförmig verlängert. Die Staubbeutel sind am Grunde pfelförmig, ungeschwänzt. Die Griffeläste sind fadenförmig, verbreitert, an der Spitze kurz weichhaarig, spitzlich. Das Früchtchen ist piramidisch-kronförmig, kahl, geschabelt, der Schnabel ist wollig, mit der ungeliederten stehendenblenden Kronröhre aus der Hülle hervorragend, lang zurückgedrückt. Der Hederfeld fehlt.

Eine kleine einjährige, schaflose Pflanze mit einem woiden den pfeimilchen, am Grunde verbreiterten grundständigen Blättern fast sitzenden Blütenköpfchen und bisweilen mit fadenförmigen, 1-2spitzigen, beblätterten Ausläufern macht die einzig bekannte Art dieser Gattung aus.

102) *Actinopappus Asa Gray*. Das Köpfchen ist wenig- bis vielblühig, gleichschig, indem sämtliche Blüthen röhrig und zweigeschlechtlich oder 1-2 mittelständige durch festschlagen unfruchtbar sind. Die Hülle ist leder, 1-2reihig, ihre 5-6 Schuppen sind breit eiförmig, durchscheinend, anhängellos und so lang als die Blüthen. Der Blütenboden ist klein, spreublattlos, mit Wärgchen besetzt. Die Blumenkrone ist klein, cylindrisch, an der Spitze vierzählig. Die Staubbeutel sind mit zwei Anhängseln versehen. Die Griffeläste sind an der Spitze abgestutzt. Die Früchtchen sind verkehrt-kegelförmig, einwärts geneigt oder gekrümmt, schief, drüsig, im reifen Zustande schleimig und haben einen sehr breiten, fleischigen Hof, die unfruchtbaren sind leer. Der Hederfeld besteht aus 7-12 papierartigen, breit verkehrt-eiförmigen, ganzrandigen, ganz stumpfen, die stehendenblende Blumenkrone einschließenden Spreublättern.

Zu dieser Gattung gehören kleine, einjährige, kable, in Neu-Holland einheimische krautige Arten mit dünnen Stengeln, linealischen, gegenüberstehenden, fleischigen Blättern und kleinen, endständigen, einzelnen oder gehäufeten Köpfchen, von denen jedes zwischen vier beblätterten Blättern sitzt.

103) *Dimorpholepis Asa Gray*. Das Köpfchen ist vielblühig, verschleichenig, indem von den sämtlichen röhrförmigen Blüthen die wenigen randständigen weib-

lich sind und eine dünne, gleichmäßig-dreizählige Blumenkrone haben, die übrigen mit vierzähliger Blumenkrone aber zweigeschlechtlich sind. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Hülle ist halbfugelig, dachziegelig, so lang als die Scheibenblüthen, zwelförmig: die in wenigen Reihen stehende äußere besteht aus trockenhäutigen, eiförmig-lanzettlichen, am Rande dicht-borstig-gefrannten Schuppen, von denen die inneren kurz gestielt sind, die einreihige innere dagegen brüchig aus verdickt-kronförmigen, lanzettlichen, sitzenden, am Rande nur wenig gewimperten, an der dünnen Spitze franhig-verzögerten Schuppen. Die Staubbeutel sind am Grunde zwelförmig. Die Griffeläste sind an der Spitze abgestutzt. Die Früchtchen sind schmal-länglich, schnabelförmig, ein wenig zusammengekrümmt, kahl. Der Hederfeld der weiblichen Blüthen ist klein, vorstig-kronförmig, jener der zweigeschlechtlichen Blüthen besteht aus drei (selten einem oder zwei) borstförmigen, bartartig-gefrannten, an dem äußersten Ende sehr spizen, nackten, mit der Blumenkrone gleich laugen Spreublättern.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine niedrige, einjährige, fleischigke, schwach wollige, bald kahl werdende, in Neu-Holland einheimische Art mit 1-3 Zoll hohen, ein- bis wenigspitzigen, bisweilen ausläuferartigen Stengeln, linealischen, wechselständigen Blättern, von denen die obersten das sitzende Köpfchen beblättert umgeben, mit weißlichen äußeren Hüllschuppen und gelblichen Blüthen.

104) *Gnaphalodes Asa Gray*. Das Köpfchen ist vielblühig, gleichschig, indem die Blüthen sämtlich zweigeschlechtlich und röhrförmig sind. Der Blütenboden ist kegelförmig, nackt. Die cylindrische Hülle besteht aus trockenhäutigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, auf dem Rücken wolgigen, mit einem kurzen, concaven Anhängsel versehenen, in mehreren Reihen stehenden Schuppen. Die Blumenkrone ist schlank, an der Spitze sehr kurz fünfzählig. Die Staubbeutel sind zwelförmig. Die Griffeläste sind an der Spitze abgestutzt. Die Früchtchen sind verkehrt-eiförmig, schnabelförmig, kahl. Der Hederfeld ist ein wenig länger als die Blumenkrone und besteht aus fünf starren, schmal-linealischen, am Grunde etwas verwachsenen, kammförmig-gewimperten, an der Spitze verkrümmten und dafelst bürigen oder pinselförmigen Schuppen.

Niedertiegende, einjährige, wollige, in Neu-Holland einheimische krautige Gewächse mit wechselständigen, spatelförmigen Blättern, von denen die obersten gehäuft stehenden die sitzenden am Grunde ganz wolgigen Blütenköpfchen gleichsam einhüllen und mit einer weißlichen, an der Spitze gelblichen Hülle.

105) *Achrysium Asa Gray*. Die 10-12blühigen, dicht indurartig-gehäuftten Köpfchen sind gleichschig, indem sämtliche Blüthen zweigeschlechtlich, röhrig und fruchtbar sind. Die Hülle ist strahlenlos, doppelt: die äußere stehendeblende besteht aus fünf verkehrt-eiförmigen, anhängellosen, am Rande breit trockenhäutigen Schuppen, die innere aus ungelager sehr in wenigen Reihen stehenden, eiförmigen, durchscheinend-häutigen, mit einem

kleinen, gelblichen Anhängsel versehenen, zugleich mit den Blüten abfallenden Schuppen. Der Blütenboden ist fleischig, saftig. Die Blumentronen sind trichterförmig, funktähnig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Schwänze. Die Griffeläste sind an der Spitze kopfförmig-abgestutzt. Das Fruchtklein ist verkehrt-eiförmig, saftig. Der abfällige Hederfisch besteht aus 5—8 dünnen, mit der Blumentrone gleich langen, leder sehrigen oder vielmehr gefiederartigen, am Grunde in ein durchscheinendes Krönchen verwachsenen Borsten.

Zu dieser Gattung gehört nur eine niedrige, vielstengelige, stockwollige, krautige, in Neu-Holland einheimische Art mit wechselständigen, linealischen, nachseitsigen Blättern, kleinen, kurzgestielten, dicht wolgigen, an der Spitze des Stengels in einem dichten, fast kugelförmigen oder gebürdeten, von linealischen Deckblättern gefüllten Knäuelen stehenden Köpfchen und gelblichen Blüten.

106) *Monocyanthes* Asa Gray. Die Köpfchen sind dreiblättrig, fächerförmig-gehaust. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, gleichförmig, aber zwei sind wegen des leeren Fruchtknotens unfruchtbar. Die Hülle ist cylindrisch, dachziegelförmig, ein wenig länger als die Blüten, ihre Schuppen sind durchscheinend-trockenhäutig, verkehrt-eiförmig, die äußeren länger, sitzend, die inneren am Grunde mit einer grünen, ziemlich dicken Rippe versehen und nagelförmig; an den Rippen befindet sich wiederum eine lange, die Blüten einschließende Welle. Der Blütenboden ist fleischig, saftig. Die trichterförmigen Blumentronen haben einen funktähnigen Saum mit umgerollten Ährchen. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Borsten. Die Griffeläste sind saftig, an der Spitze abgestutzt-kopfförmig. Das Fruchtklein ist verkehrt-eiförmig, schnabelförmig, kurz gestielt, glatt. Der abfällige Hederfisch besteht aus 6—10 sehr kurzen, bärtigen, in der verworrenen Welle der Schuppen verborgenen Borsten.

Eine einzige Art dieser Gattung, eine in Neu-Holland einheimische, einjährige, aufrechte, fuchshohe, spinnwebig-wollige krautige Pflanze mit wechselständigen, spatelförmig-linealischen Blättern, kleinen, bräunlich-weißen, von fleischigen, trockenbärtigen Deckblättern umgebenen, an der Spitze der Ähren in ebenbürtig-gehaustem Knäuelen stehenden Köpfchen und gelben Blumentronen ist bis jetzt nur bekannt.

107) *Acroclinium* Asa Gray. Das Köpfchen ist vielblütig, die Blüten sind sämtlich röhrenförmig, zweigeschlechtlich, die randständigen fruchtbar, die übrigen meist durch fächerförmigen des Fruchtknotens unfruchtbar. Die Hülle ist breit eiförmig, mehrreihig, ihre äußeren Schuppen papierartig mit sehr trockenbärtigen Anhängseln versehen, die inneren besitzen ein längeres, kronblattartiges, strahlenförmiges Anhängsel. Der Blütenboden ist aus breitem Grunde spitz kegelförmig oder pfriemlich verlängert, spreublattlos, schorfarzig, am Rande mit Gräsern versehen. Die Blumentronen sind trichterförmig-röhrig, funktähnig. Die Staubbeutel sind am Grunde mit zwei kurzen Borsten versehen. Die Griffeläste der fruchtbaren Blüten sind an der Spitze abgestutzt,

sehr kurz pinselförmig, die der unfruchtbaren ihnen ähnlich, aber weit länger. Die fruchtbaren Ähren sind keiselförmig, von langen sehr gehäuftem schneeweißen Haaren fleischig-wollig, die äußeren unfruchtbaren sind seidenhaarig, die inneren leeren kahl. Der stehende Hederfisch besteht aus 10—20 kurzen, borstenförmigen, am Grunde ein wenig verwachsenen Spreublättern, welche an den fruchtbaren Blüten dicht fiederig, an den unfruchtbaren Blüten dünner, oft auch in geringerer Anzahl vorhanden, weniger fiederig, an der Spitze nackt oder pinselförmig sind.

In dieser Gattung gehören niedrige, nicht wollige, in Neu-Holland einheimische krautige Arten mit zahlreichen aus der einjährigen Wurzel entspringenden, meist einfachen, aufsteigenden, beblätterten, an der Spitze einköpfigen Stengeln, wechselständigen, linealischen Blättern und ziemlich großen Blütenköpfen.

108) *Cephalopterum* Asa Gray. Das Köpfchen ist vielblütig, verschiedentlich, indem von dem sämtlich röhrenförmigen Blüten die randständigen zweigeschlechtlich und fruchtbar, die mittelförmigen durch fächerförmig männlich sind. Die Hülle ist keiselförmig, mehrreihig, ihre Schuppen sind sämtlich dünn trockenbärtig, die äußeren durch ein kurzes breit eiförmiges oder fächerförmiges gleichfarbiges, absteckendes Anhängsel sparrig, die inneren in Folge des eiförmigen, kronblattartigen Anhängsels strahlend. Der Blütenboden ist saftig und saftig. Die Blumentronen sind trichterförmig-röhrig, funktähnig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei kleine Borsten. Der Griffel der fruchtbaren Blüten ist zweifaltig, seine Ähre sind an der Spitze abgestutzt und sehr kurz pinselförmig, jener der unfruchtbaren Blüten ungeteilt oder zweifaltig, an der Spitze pinselförmig. Die Fruchtknoten sind von einer sehr langen gefrüchteten verworrenen Welle bedeckt, die mittelförmigen schlagen gänzlich fehl und sind fleischig. Die randständigen Fruchtknoten sind verkehrt-eiförmig, sehr lang wollig. Der Hederfisch der fruchtbaren Blüten ist doppelt: der äußere besteht aus einer einzigen kleinen oberförmigen, nach Unten mit zahlreichen, fadenförmigen Borsten besetzten Spreuschuppen, der innere aus etwa vier borstenförmigen, bald abfallenden, am fadenförmigen Grunde nackten, nach Oben allmählig verdickten, an der Spitze dicht bärtig-fiederigen Spreuschuppen; der Hederfisch der unfruchtbaren Blüten besteht aus vier fadenförmigen, nackten oder fein gefrüchteten, an der Spitze bärtig-fiederigen Spreuschuppen, von denen die äußeren sehr klein und an den mittelpunktständigen auf ein kahles, nagelförmiges Krönchen reduziert ist.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine Art, eine schlank, sehr fuchshohe, kahle, in Neu-Holland einheimische Pflanze mit aufrechten, zahlreichen Stengeln, wechselständigen, linealischen-lanzettlichen Stengeln und fast spatelförmigen grundständigen Blättern und an der Spitze des Stengels dicht gedrängt stehenden, ein fast kugelförmig, beblättertes Knäuelchen bildenden Köpfchen.

109) *Conanthonium* Asa Gray. Das Köpfchen ist vielblütig, gleichförmig. Die cylindrisch-keiselförmige Hülle besteht aus dachziegelförmigen, in mehreren Reihen stehen-

den und dachziegelig sich bedeckenden Schuppen, von denen die äußeren länglich, kaum trockenhäutig, oberwärts angebrückt, die inneren linealisch und von einem kleinen, schmalen, fröhenblattartigen, die Schuppenblüthen ein wenig überragenden Nadelhänge krausenförmig sind. Der Blütenboden ist gewölbt, mächtig, spreublattoes. Die Blüthen sind sämtlich zweigelschlechtig, ihre Kronen röhrig, fünfzählbig. Die Staubbeutel haben am Grunde zwei Schwänze. Die Griffeläste sind an der Spitze ein wenig kopfförmig. Die Fruchtknoten sind länglich, schnabellos, stehend, faßl. Der Fruchtsack besteht aus haarförmigen, starren, gezähnelten-rauben, am Grunde unter einander ungleich verwachsenen, in einer Reihe stehenden Borsten.

Hierher gehört ein sehr ästiger, von einer spinnwebigen, später abfallenden Wolle bekleideter Strauch mit wechselfälligen, linealisch-länglichen, ein wenig gekielten, rauhen Blättern, einspähigen Aesten und gelber Blumenkrone.

Eine vortheilhafte Abhandlung über die Gruppe der Gnaphalieen lieferte Fenzl unmittelbar nach dem Erscheinen von Endlicher's Genera plantarum, worin im Wesentlichen die von De Candolle eingeführte Eintheilung beibehalten ist und weist in derselben nach, daß verschiedene Gattungen an der ihnen früher angewiesenen Stelle naturgemäß nicht bleiben können, auch die ganze Unterabtheilung der Antennarien einzuziehen und die dahin gehörigen Gattungen größtentheils mit den Helichrysen zu vereinigen seien. Dagegen ist die erste der sieben von De Candolle aufgestellten Unterabtheilungen, die der Angianten, auch nach Fenzl als eine sehr natürliche zu bezeichnen. Ihr Charakter besteht, wie bereits angegeben, in dem Vorhandensein der ein- oder wenigblättrigen Köpfe, welche in einem von einer gemeinschaftlichen Hülle umgebenen Knäuel dicht gedrängt stehen. Nun besitzen aber unter den hierher gehörigen Gattungen Calceophorus und Pycnosorus keine Hüllen und andererseits gibt es unter den Helichrysen viele, deren Arten sehr dicht geknäuelte und mit Weisblättern umhüllte Köpfe haben; man muß daher zum sicheren Auffinden der Gattungen beider Unterabtheilungen nach anderen Merkmalen suchen und ist ein solches von Fenzl auch bereits angegeben. Der wesentliche Unterschied zwischen den Angianten ohne Hülle und den Helichrysen mit geknäuelten Köpfen liegt nach ihm in der Anheftung der Köpfe, die bei den ersteren immer an einer, wenn auch ganz kurzen, bald fugeigen, bald kegelförmigen, bald eolimbischen nahten oder mit Weisblättern besetzten Spindel aufliegen, während sich keine Spindel in dieser Weise geknäuelten allgemeinen Receptaculum für die einzelnen Köpfe bei den Helichrysen findet, deren Knäule vielmehr möglichst zusammengeogen, vereinzelt oder geknäuelte stehende Büschel bilden, somit wie eine gemeinsame Anheftungsstelle an einer Art besitzen können. Ein zweiter wesentlicher Charakter, durch welchen sich die Angianten außer dem eben Angeführten von den Scirpiceen gleichartig unterscheiden, liegt in der Beschaffenheit der Blätter, die bei den ersteren immer krautartig,

flach, nie wie bei den letzteren papier- oder lederartig, gedreht, oder mit den Rändern nach Einwärts gerollt getroffen werden.

Für die zweite Unterabtheilung der Gnaphalieen, für die Cassineen nämlich, mußten nach De Candolle und Endlicher zwei Unterabtheilungsmerkmale angegeben werden: die nicht in Knäueln stehenden Köpfe und der ganz oder nur am Rande mit Spreublättern besetzte Blütenboden. Diesen Charakteren vollkommen entsprechende Gattungen finden sich nach Fenzl nicht bloß unter den Helichrysen, sondern auch unter den Antennarien, Euphorbiaceen und Melastomaceen, als Podolepis, Filago, Lachnospermum und Disparago unter den ersteren, Trichogyne und Petalacte unter den zweiten, Rosania unter den dritten, Oligodora, Relbania, Eupelos und Rhynchopodium unter den vierten. Das Richtschloß schließt anderer eben so wichtiger, ja selbst noch wichtigerer Charaktere, als die in Rede stehenden aus dem Charakter der Cassineen läßt diese Unterabtheilung zu unbestimmt unter den übrigen stehen. Aber auch abgesehen von der zu großen Allgemeinheit des ersten hält Fenzl diese Unterabtheilung ihrer gegenwärtigen Zusammenfassung nach für nicht haltbar. Man trifft nämlich außer Rhynaea und Cassinia, welche mit den Helichrysen- und Antennarien-Gattungen Filago, Lachnospermum, Trichogyne und Petalacte darin übereinstimmen, daß sie sämtlich kraulenlose Köpfe, mit Spreublättern besetzte Blütenböden und borstenförmige Fruchtsacke besitzen, noch die Gattungen Ammobium und Ixodia in dieser Abtheilung, die durch ihre pappusförmigen oder mit einem halb freien, halb borstenartig gestielten Pappus besetzten Köpfen, sowie durch die Beschaffenheit der Spreublätter des Blütenbodens an die Gattung Oligodora unter den Melastomaceen erinnern. Nicht man ferner in Betracht, daß dem Habitus nach Ixodia sich zu Cassinia ungefähr so verhält, wie Rhynaea zu Ammobium, so muß man zugeben, daß in jeder Hinsicht diese Gruppe mehr künstlich als natürlich zusammengegriffen erscheint. Dagegen schlägt Fenzl vor, Ammobium und Ixodia (wie schon Fenzl mit ersterer Gattung gethan) den wahren Melastomaceen als eine weitere Unterabtheilung anzugeben, Cassinia und Rhynaea aber mit den oben genannten Helichrysen- und Antennarien-Gattungen in eine Gruppe zu vereinigen, wodurch man nicht bloß eine leicht und bestimmt abgrenzbare, vielmehr etwas künstliche Gruppe mit vier kleinen, sehr natürlichen Unterabtheilungen erhalte, sondern auch durch die Auscheidung besagter Mitglieder aus den Helichrysen für diese Gruppe an zunehmender Schärfe ihres Charakters gewinne; nur müsse man die der Art zusammengefügten Cassineen dann unmittelbar auf die Scirpiceen an die Stelle der ganz auflösenden Abtheilung der Antennarien folgen lassen.

Von den nun folgenden Helichrysen sagt Fenzl, daß beinahe sämtliche hierher gehörigen Gattungen so natürlich unter sich verwandt seien, daß es schwer halte, zu bestimmen, welchen Abtheilungen die wenigen von den übrigen durch einen oder den anderen fremdartigen

Charakter abweichenden zuzurechnen seien. Wollte man daher die ursprüngliche Zusammenfügung dieser Gruppe beibehalten, so müßte man auch zum Voraus auf jeden Charakter, der nicht nach allen Seiten hin in jeuen der übrigen vertheilt soll, für dieselbe verzichten. So meint Jenzl, daß die Gattung *Podolepis* grade im Widerspruch mit dem angegebenen Charakter der gesamten Abtheilung einen spreublättrigen Blütenboden habe und wegen ihrer jungensförmigen oder unregelmäßig 3-5 theiligen Randblüthen und der borstenförmigen Beschaffenheit des Fiederfelds ein Uebergangsglied zu den echten Kesselfleien bilde, welchen sie auch schon früher Lessing zugesellte. Daß jedoch *Podolepis* in Wirklichkeit einen spreublättrigen Blütenboden besitzt und die von Walpers aufgestellte Gattung *Scallopis* mit ihr identisch ist, haben wir schon oben bemerkt. Dagegen haben Filago und Lachnospermum mit Spreublättern besetzte Blütenboden und müssen, wiewol die letztere Gattung sehr nahe mit *Erythropogon* verwandt bleibt, zu den Cassinien wandern, da sie weder weibliche, noch geschlechtslose jungensförmige Randblüthen, noch durchgängig pappuslose oder mit einem spreublättrigen Fiederfelds versehene Achänen besitzen. *Disparago* und *Amphiglossa*, deren erste Section *Aglossa* ihrer gleichförmigen, fächerförmigen Köpfchen wegen ausgetreten und als Untergattung mit *Elytropappus* vereinigt werden muß, da sie sich nur durch die vom Grunde bis zur Spitze und nicht an letzterer bloß allein fächerigen Borsten des Fiederfelds unterscheiden läßt — besitzen jungensförmige Strahlenblüthen und einen fächerigen Fiederfeld, reihen sich daher an die Kesselfleien an, während sie im Habitus den Metastaseen und noch mehr den Scirpideen nahe kommen. Die Abtheilung der Kesselfleien würde somit durch die Auscheidung genannter fünf Gattungen bloß auf solche beschränkt sein, die weder nach Art der Angiantheen auf einem gemeinschaftlichen Blütenboden gebaute Köpfchen, noch einen mit Spreublättern besetzten Blütenboden, noch weibliche oder geschlechtslose jungensförmige oder unregelmäßig getheilte Randblüthen, noch einen kronenförmigen, spreublättrigen oder unregelmäßigen Fiederfeld besitzen. Dagegen bringt Jenzl zu dieser Abtheilung die bei De Candolle unter den Kesselfleien stehende Gattung *Pterothrix* deren zweite Section mit *Amphiglossa* zu vereinigen ist und somit allein bei den Kesselfleien verbleibt, die gegenwärtig zu den Relbanien gezählte Gattung *Syncephalum*, sowie die Gattungen *Phenocoma*, *Anaxeton*, *Antennaria*, *Anaphalis* und *Leontopodium*, die nebst den schon früher unter den Cassinien aufgeführten Gattungen *Trichogyne* und *Petalacte* die Abtheilung der Antennarien Lessing's und De Candolle's bilden sollten. Der wesentliche Charakter dieser Abtheilung kann daher nur in der eigenbümlichen Griffelbildung der männlichen oder vielmehr der typisch unsfruchtbaren zweigeschlechtlichen Blüten, keineswegs aber in der geschlechtlichen Verschiedenheit der Köpfchen gesucht werden, weil mit Ausnahme von *Antennaria* nicht eine von allen hierher gerechneten Gattungen geschlechtlich anders zusammengesetzte Köpfchen zeigt, als wie man sie

bei so vielen Kesselfleien und Cassinien mit verschiedenen geschlechtlichen Köpfchen zur Genüge kennt. Da aber die Griffel der sogenannten männlichen Blüten bei *Petalacte* und *Antennaria* brinnig constant an der Spitze etwas gespalten sind und auch bei *Trichogyne*, *Anaxeton* und *Leontopodium* unter der Mehrzahl mit ungetheiltem Griffel einige mit kurz zweispaltigen sich vorfinden, diese Bildung außerdem noch mehr als Deformität, geschweige als normale Gestaltung des Griffels anzusehen ist, da mit zunehmender Ausbildung des Fruchtstielens auch die Theilung des ersten gleichzeitig austritt und endlich sämtliche Gattungen ihrem Habitus nach die entsprechenden Repräsentanten unter den Kesselfleien wie unter den Cassinien finden, so steht Jenzl nicht an, diese Abtheilung als eine künstlich wie natürlich unhaltbare aufzulösen und die hierher gezogenen Gattungen gehörigen Orts unterzubringen.

Die Abtheilung der Scirpideen ist durch ihre constant einblüthigen Köpfchen, welche, obgleich oft sehr zusammengedrängt, doch als nach Art der Angiantheen geschnitten oder gar mit einer eigenen Hülle umschlossen, sehr ausgezeichnet.

Die Abtheilung der Kesselfleien hält einige Veränderungen und Zusätze durch die Einverleibung der Gattungen *Disparago*, *Wigandia* (welche nach Jenzl von *Disparago* getrennt zu trennen ist), *Amphiglossa* (mit Ausschluß der ersten Section, *Podolepis*?) und der zu den Relbanien sich hinneigenden *Rosenia*. Diese bestehen in der genauen Angabe der Blütenzahl in den Köpfchen, des Geschlechts und der Gestalt der Strahlenblüthen und des bestimmten Auftretens von Spreublättern auf dem Blütenboden. Von den Relbanien bleiben die Kesselfleien nur durch ihre Pappusbildung getrennt, die nie zur Zahn- oder Kronenform herabsinkt, sondern immer als aus lauter borstenförmigen oder mit Spreublättern gemischten Haaren zusammengesetzte Fiederkrone erscheint, welche die Achänen an Länge bedeutend übertrifft. Theilweise auszuscheiden ist nur die Gattung *Pterothrix*, deren erste Section mit Beibehaltung des Gattungsnamens neben *Erythropogon* zu stehen kommt, während deren zweite Section mit *Amphiglossa* zu vereinigen ist.

Der Charakter der Relbanien erhält daher die nöthige Schärfe und wird dadurch möglichen Verwechselungen mit den Cassinien und Kesselfleien vorgebeugt, wenn der Gegensatz in der Bildung des Fiederfelds sämtlicher Gattungen mit gleichigen strahlenlosen Köpfchen gegen erstere (Cassinien) und jener mit verschiedenen strahlenförmigen Köpfchen gegen letztere (Kesselfleien) hier hervorgehoben wird. Sämtliche Cassinien zeichnen sich nämlich durch einen borstenartigen glatten oder fächerigen Pappus aus, der, wenn er auch den weiblichen Randblüthen öfters fehlt, doch nie den zweigeschlechtlichen mangelt, sie mögen nun fruchtbar oder unfruchtbar sein, während derselbe sämtlichen Blüten der Relbanien mit fächerförmigen Köpfchen entweder fehlt, oder nur „zahn-“, „kron-“ oder spreublättrig gestaltet erscheint. Dieselbe Beschaffenheit des Fiederfelds und insbesondere dessen Kürze im Verhältnisse zur Länge der Achänen trennt die

Strahlenblüthigen Kelbanthen von den Krassideen. Ausgeschieden ist blos die Gattung *Syncephalum*, welche, sofern sie wirklich zu den Gnaphaliceen gehört, den Helikrotyceen beigesellt werden müßte. Daß dagegen *Ammobium* und *Ixodia*, sowie *Oligodora* zu den Kelbanthen und nicht zu den Cassiniceen gehören, ist bereits oben nachgewiesen.

Uebersicht der Gnaphaliceen nach Benth.

Die Köpchen sind gleich- oder verschiedentlich, selten verschiedentypig, sehr selten zweibäufig oder fast zweibäufig, viel- oder wenigblüthig, selten einblüthig. Die Blumentronen sind röhrenförmig, fälschlich; die der weiblichen oder geschlechtslosen Blüten sind fadenförmig, sehr selten jungensförmig oder röhrig-versehiedengestaltet, erweitert oder unregelmäßig 3—5spaltig. Die Staubbeutel sind geschwänzt. Der Griffel der zweigeschlechtlichen Blüten hat anhängelose Äste, jener der männlichen Blüten ist oft ungetheilt. Der Fiederschild ist haarförmig, behaart oder borstenförmig, rauh oder fedrig, bisweilen fehlend, äußerst selten spreublättrig (aus freien oder am Grunde verwachsenen Spreublättern bestehend) oder kronförmig.

Erste Abtheilung. Angianthaceae De Candolle.

Die gleich-, äußerst selten verschiedentlichen, ein- oder wenigblüthigen Köpchen stehen an einer fast kegelförmigen oder cylindrischen Spindel (dem allgemeinen Blütenboden) in einem von einer gemeinschaftlichen Hülle umgebenen, sehr selten hüllenlosen Knäuelchen dicht gedrängt. — Die Knäuelchen sind entweder einzeln achsel- oder endständig oder mehr in einer Reihe stehend. Die Blätter sind flach, meist stengelumfassend, krautig, aber weder papier-, noch lederartig, noch spitzlich gewunden oder am Rande eingerollt.

Hierher gehören die Gattungen: *Stylonecerus* Labillard., *Hyalolepis* DC., *Phyllocalymna* Benth., *Angianthus* Wedd., *Skirrhophorus* DC., *Myriocephalus* Benth., *Gnephosis* Cass., *Calocephalus* R. Br., *Cylindrosorus* Benth., *Leucophyta* R. Br., *Craspedia* Forst., *Pycnosorus* Benth.

Zweite Abtheilung. Helikrotyceae Lessing und Endlicher (mit Ausschluß der Gattungen mit jungensförmigen Strahlblüthen und mit Hinzufügung der meisten Antennariaceen).

Die Köpchen sind gleich- oder verschiedentlich, sehr selten zweibäufig oder fast zweibäufig, fadenförmig, viel- oder wenigblüthig, äußerst selten das eine oder das andere aber alle einblüthig, einzeln oder verschiedentlich gebäuft, aber nicht in dreiblättrige, aus einem gemeinschaftlichen Blütenboden austretende Knäuelchen zusammengekrängt. Die Blüten sind röhrig, regelmäßig, die Strahlblüthen niemals jungensförmig; die Griffel der männlichen Blüten sind an der Spitze keulenförmig-abgestutzt oder undeutlich zweispaltig. Der Blütenboden ist ganz spreublättrig, nackt oder mit Haaren besetzt.

Erste Unterabtheilung. Gumeae Benth.

Die Köpchen sind gleichbig. Der Blütenboden ist sehr schmal. Der Fiederschild fehlt.

Humea Smith und *Syncephalum* DC.

Zweite Unterabtheilung. Demidieae Benth.

Die Köpchen sind verschiedentlich. Der Blütenboden ist flach. Die Achänen sind sämmtlich oder wenigstens die der Strahlblüthen pappeolos.

Demidium DC. *Amphidoxa* DC.

Dritte Unterabtheilung. Eugnaphaliceae Benth.

Die Achänen sind sämmtlich mit Fiederschild versehen. Hierher gehören: *Rytidosis* DC., *Quinetia* Cass., *Podotheca* Less., *Leptorhynchus* Less., *Rhodantho* Lindl., *Millotia* Cass., *Ixiolaena* Benth., *Panetia* Cass., *Swammerdamia* DC., *Ozothamnus* R. Br., *Eriosphæra* Less., *Leontonyx* Cass., *Helichrysum* DC., *Helipterum* DC., *Phaenocoma* Don, *Aphelxia* Bojer, *Stenocline* DC., *Acchyrocline* DC., *Anaxeton* Cass., *Anaphalis* DC., *Gnaphalium* Don, *Antennaria* R. Br., *Leontopodium* R. Br., *Cladochaete* DC., *Pteropogon* DC., *Lasiopogon* Cass. — *Metalsia* R. Br., *Erythropogon* DC., *Pterothrix* DC., *Pachyrhynchus* DC. und *Elytropappus* Cass.

Dritte Abtheilung. Seriphiceae De Candolle und Endlicher.

Die Köpchen sind sämmtlich einblüthig, frei oder in ein kegelförmiges oder eiförmiges, oder von keiner gemeinschaftlichen Hülle umgebenes Knäuelchen gestellt oder stehen in einer sehr dichten Reihe. — Hierher gehören kleine Sträucher mit stielrunden, bis zur Spitze gleichmäßig dicht beblätterten Stengeln und Ästen und sitzenden, aber niemals stengelumfassenden, leder- oder papierartigen, concaven oder eingerollten, sehr häufig spiralig gedrehten, oberseits stärker filzigen, unterseits schwächer filzigen Blättern.

Stoebe Less., *Seriphium* Less. und *Petrotriche* Cassini.

Vierte Abtheilung. Cassiniceae Lessing und De Candolle (zum Theil).

Die Köpchen sind gleich- oder verschiedentlich, frei oder stehen in end- oder achselständigen, knäuelartigen, von keiner gemeinschaftlichen Hülle umgebenen Büscheln. Die Strahlblüthen sind niemals jungensförmig, die der zweigeschlechtlichen Blüten röhrig, die weiblichen fadenförmig. Der Blütenboden ist flach, meist nur am Rande spreublättrig oder sehr schmal, fast kegelig und ganz klein oder auch fadenförmig-verlängert, ganz mit Spreublättern besetzt oder nur an der Spitze nackt. Der Fiederschild ist behaart, borstenförmig oder fedrig, an den weiblichen Blüten fehlt er oft ganz.

Erste Unterabtheilung. Pachnospermeae Benth.

Die Köpchen sind gleichbig. Der Blütenboden ist nur am Rande mit Spreublättern besetzt. Die Achänen

sind sämmtlich mit Fiederselchen versehen. — Die Blätter sind fast spiralig gebreht.

Lachnospermum Willd.

Zweite Unterabtheilung. Petalacteen Benzl.

Die Köpfschen sind verschiedentlich. Der Blütenboden ist am Rande mit Spreublättern besetzt. Die Scheibenblüthen sind männlich; der Griffel ist keulenförmig. Die Achänen sind sämmtlich mit Fiederselchen versehen.

Petalacte Don.

Dritte Unterabtheilung. Eucassinieen Benzl.

Die Köpfschen sind gleich- oder verschiedentlich. Der Blütenboden ist ganz mit Spreublättern besetzt. Die Achänen haben sämmtlich Fiederselche.

Cassinia R. Br. Rhynaea DC.

Vierte Unterabtheilung. Filagineen Benzl.

Die Köpfschen sind verschiedentlich. Die Blüthen sind von den Schuppen des Blütenbodens verdeckt, weiblich, fiederselchlos; die übrigen verschiedenen Geschlechts, spreublättrig, aber mit einem Fiederselche versehen.

Filago Tournef., Alopa Cass. und Trichogyna Lessing.

Fünfte Abtheilung. Leysserieen Lessing.

Die Köpfschen sind verschiedentlich, zwei- bis vielblüthig, strahlend, einzeln oder büschelig gefänuelt. Die Strahlblüthen sind weiblich oder geschlechtslos, einreihig, jungensförmig oder röhrig und verschiedengefaltet, schiefe abgestutzt oder 3-5spaltig. Der Blütenboden ist spreublättrig oder spreublättrig. Der Fiederselch der zweigeschlechtlichen Blüthen ist stets länger als die Achäne, borstenförmig oder spreublättrig oder beides zugleich.

Disparago Gärtn., Wigandia Less., Amphiglossa DC., Athrixia Ker., Anthrixia DC., Podolepis Labill. (f.), Leyssera Linné und Rosenia Thunb.

Sechste Abtheilung. Relbanieen Lessing.

Die Köpfschen sind entweder gleichartig, vielblüthig, scheibenförmig und haben lauter Blüthen, welche von den etwas concaven oder zusammengefalteten Spreublättern des Blütenbodens eingehüllt sind oder sie sind verschiedentlich, strahlend und haben weibliche oder geschlechtslose, auf einem nackten oder mit Haaren oder Spreublättern besetzten Blütenboden stehende Jungensblüthen. Die Achänen sind schnabellos oder geschnäbelt. Der Fiederselch fehlt entweder an sämmtlichen Blüthen oder ist kronenförmig, gleich oder ungleich zweispaltig oder zweiborstig, oder besteht aus gesonderten oder am Grunde mehr oder weniger verwachsenen, mit der Achäne gleich langen oder kürzeren Spreublättern.

Erste Unterabtheilung. Ammobieen Benzl.

Die Köpfschen sind gleichartig, scheibenförmig. Der Blütenboden ist mit Spreublättern besetzt.

Ixodia R. Br., Oligodora DC. und Ammobium R. Br.

Zweite Unterabtheilung. Osmiten Benzl.

Die Köpfschen sind verschiedentlich, strahlend und haben weibliche oder geschlechtslose Jungensblüthen. Der Blütenboden ist mit Spreublättern oder Haaren besetzt oder auch nackt.

Hierher gehören: *Carpesium L., Amblyocarpum Fisch. und Mey., Nestlera Spreng., Polychaeta Less., Relbania L'Hérit., Eclopes Gärtn., Rhynchosipidium DC., Osmites Cass. und Osmitopsis Cass. (Garcke.)*

GNAPHALIUM, eine von Vaillant gegründete, von Linné angenommene Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositen und zwar aus der Abtheilung der Senecioniden. Linné kannte aus derselben 50 Arten, von denen er aber in späterer Zeit und zwar in der zweiten Auflage seiner Species plantarum und der zweiten Mantissa drei unter anderen Namen aufzählt, nämlich *Gnaphalium niveum* als *Stoebe gnaphaloides*, *Gn. sordidum* und *virgatum* als *Conyza sordida* und *virgata*. Willdenow erwähnt im dritten Theile seiner Species plantarum 146 Arten aus dieser Gattung und Sprengel macht deren 192 namhaft. Von den Linnéschen Arten sind jedoch nur neun, nämlich die europäischen *Gn. silvaticum*, *uliginosum* und *luteoalbum*, die nordamerikanischen *Gn. purpureum* und *obtusifolium*, die afrikanischen *Gn. repens*, *undulatum* und *indicum* und die sehr gewirbelte Art mit unbekanntem Vaterlande *Gn. ignoscens* bei dieser Gattung geblieben, indem man außer den schon erwähnten drei noch 38 zu 10 verschiedenen Gattungen, namentlich zu *Helicrysum* gebracht hat. Andererseits wurden mehrere Gattungen mit *Gnaphalium* vereinigt, welche zum Theil schon Vaillant und Linné davon getrennt hatten; so sind z. B. von Sprengel die zu *Filago* gehörigen Arten unter *Gnaphalium* untergebracht, weshalb auch diese Gattung wie einige andere hier nachgeholt werden müssen. Im Ganzen hat Dr. Candolle noch genauer Revision die als *Gnaphalium* beschriebenen, aber nicht zu dieser Gattung gehörigen Arten 31 verschiedenen Gattungen zurechtellt.

Der Gattungsscharakter ist folgender: Das Köpfschen ist vielblüthig, scheibenförmig, verschiedentlich, indem die sehr engen, ein- bis mehrreihigen Randblüthen weiblich, die mittelhändigen zweigeschlechtlich sind. Die dachziegelig stehenden Schuppen des Ährigen, mit den Scheibenblüthen gleich langen Hauptfäden sind angedrückt und fast durchscheinend. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Plumetronen der weiblichen Blüthen sind sehr dünn, die der zweigeschlechtlichen röhrig, an der Spitze fünfzählig. Die Staubbeutel sind am Grunde mit zwei Schwänzen versehen. Die Karben sind stumpf, die Fruchtknoten fiedrund, selten zusammengedrückt und mit Wurzeln besetzt. Die Borsten des gleichförmigen, einreihigen Fiederselchs sind fadenförmig, kaum rauch.

Die Arten dieser umfangreichen Gattung sind über die ganze Erde verbreitet, kommen aber besonders in Amerika und am Cap der guten Hoffnung häufig vor. Wir halten uns hier bei Aufzählung derselben an die

von De Candolle gegebene Eintheilung und lassen die später bekannt gemachten Arten nachfolgen, da bei denselben nur selten die Verwandtschaft namhaft gemacht ist.

Erste Section. Eugnaphalium De Candolle.

Die Achnänen sind stielrund.

§. 1. Xanthina De Candolle.

Die Schuppen des Hauptfelds sind gelb.

- * Die Blätter laufen nicht herab. Die hierher gehörigen Arten wachsen in Indien.

1) *Gn. javanicum* De Candolle. Die ganze Pflanze ist weißfülig; der Stengel ist einfach, schlank; die Blätter sind sitzend, die unteren linealisch-spätelig, einander genähert, die oberen weichenständig, linealisch; der endständige Ebenstrauch ist wenigfülig; die Schuppen des Hauptfelds sind gelblich, trockenhäutig, länglich, etwas spitz. Zu ihr gehört *Gn. gracile* Blume, aber nicht Kunth.

Diese Art wächst auf Bergen im östlichen Java. Die Blätter sind drei Linien lang, $\frac{1}{2}$ Linie breit. Der Ebenstrauch ist aus drei kurzen, an der Spitze 4—5 gebäufte, stehende Köpfchen tragenden Ästchen gebildet. Der Blütenboden ist nackt. Die weiblichen Blüten stehen in mehreren Reihen und sind fadenförmig, der zweigeschlechtlichen Blüten sind nur sehr wenige. Der Fruchtkörper ist haarförmig.

2) *Gn. ramigerum* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde fast halbstrauchig, ästig, fast kahl, die Äste sind weißfülig; die Blätter sind linealisch, sitzend, ganzrandig, zu beiden Seiten weißfülig; die 8—10 Köpfchen stehen in einem fast kugelförmigen Rudelschen gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind gelb, trockenhäutig, länglich, spitzlich.

Koyle sammelte diese Art in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens. Der vorhergehenden sehr ähnlich unterscheidet sie sich durch den ästigen (nicht einfachen) Stengel, die gebäuferten Köpfchen und das Vaterland.

3) *Gn. confusum* De Candolle. Die Pflanze ist ganz weißfülig; der Stengel ist krautartig, einzeln, aufrecht, einfach; die unteren Blätter sind elliptisch-verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert, die oberen länglich, die obersten linealisch, spitz, sitzend; der Ebenstrauch ist zusammengesezt, endständig, ziemlich locker; die Schuppen des Hauptfelds sind gelblich, glänzende, fast trockenhäutig, ziemlich spitz und kaum länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gn. martabanicum* Wallich, *Gn. pallidum* Hamilton und *Gn. arnarianum* Thunberg.

Sie wächst an den Ufern der Flüsse Saluen, Aran und Iramaddy in Ostindien, und ebenso in Japan und stimmt in der Tracht mit *Gn. arnarianum* überein. Die Wurzel ist schlank, einjährig. Die Köpfchen sind klein. Die weiblichen Blüten stehen in mehreren Reihen, der zweigeschlechtlichen sind nur wenige.

** Die Blätter laufen herab. Hierher gehören theils indische, theils amerikanische Arten.

4) *Gn. multiceps* Wallich. Diese Art ist wollig; die zahlreichen Stengel sind aufsteigend-aufrecht, einfach; die unteren Blätter sind lanzettlich, spitz, flach, die stengelständigen sitzend, nur wenig herablaufend, die obersten linealisch; die Köpfchen sind endständig, dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, elliptisch, stumpf. Hierher gehört vielleicht *Gn. albus* Don.

Sie wächst in Ostindien und zwar in den Provinzen Nepal und Sikkim und ist zweijährig. Von dem verwandten *Gn. luteo-album* unterscheidet sie sich durch die stumpfen (nicht spitzigen), dunkelgelben (nicht blaßgelben) Schuppen des Hauptfelds.

5) *Gn. hypoleucum* De Candolle. Der Stengel ist aufrecht, stielrund, unterwärts rauh, oberwärts ästig und filzig; die Blätter sind linealisch, zugespitzt, am Rande ein wenig umgerollt, oberseits rauh, untermseits säuerweiß-filzig, am Mittelnerve rauh, halbstengelumfassend und ein wenig herablaufend; die Köpfchen sind an der Spitze der Äste gebäufte, fast sitzend, die Knäuelchen ebensträngig-rispig; die Schuppen des Hauptfelds sind gelb, trockenhäutig, eiförmig-länglich, kumpflich und ein wenig länger als die Scheibenblüthen.

Diese seltene Art mit verschiedenfarbigen Blättern und gelben Hauptfeldchen sammelte zuerst Wight auf dem Aelgherru-Gebirge in Ostindien. Die weiblichen Blüten stehen in wenigen Reihen, der zweigeschlechtlichen Blüten sind nur wenige. Die Blätter sind an der Spitze wellenförmig-ausgerauet.

6) *Gn. cheiranthifolium* Lamarck. Der Stengel ist krautig, aufrecht, einfach und nebst den Blättern grauwollig; letztere laufen herab und sind linealisch-lanzettlich, spitz, wellenförmig-kraut; die blüthentragenden Äste stehen in einer Rispe; die halbkugelig-glockigen Köpfchen stehen an der Spitze der Äste gebäufte; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, glänzende, citronengelb, länglich-linealisch, kaum spitz. Als Synonym gehört hierher *Gn. cheiranthemifolium* Persoon.

Diese vielleicht einjährige Art wächst in Monte Video und ist etwa einen Fuß hoch und ganz wollig. Die senkrechte Wurzel hat die Stärke einer Kadaster. Die Blätter sind $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, 2—3 Linien breit. Von den zahlreichen Blüten sind die 10—12 mittelförmigen zweigeschlechtlich.

7) *Gn. Berlandieri* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, aufrecht oder fast aufsteigend, seidenhaarig-filzig; die Blätter sind lang-lanzettlich, kurz herablaufend, zugespitzt, oberseits spinnwebig, untermseits grau-filzig, einnervig, die unteren in den Blattstiel ein wenig verschmälert; die aufrechten, rispig-gabelspaltigen Blütenähre tragen an der Spitze 8—10 büschelige, fast sitzende Köpfchen, die Schuppen des halbkugelförmigen Hauptfelds sind länglich, stumpf, kahl, gelblich, trockenhäutig.

Sie ist ausdauernd und wächst um die Stadt Merico. An zweigeschlechtlichen Blüten sind ungefähr 10, an weiblichen etwa 25 vorhanden. Die Achnänen sind

sahl, braun, sehr klein. Die Blätter sind 2—2½ Zoll lang, 2—3 Linien breit.

8) *Gn. paniculatum Colla.* Der Stengel ist krautig, aufrecht, weich filzig; die Blätter laufen ein wenig herab und sind länglich-lanzettlich, flachspitzig, unterseits sammethaarig-filzig, oberseits Anfangs mit einer spinnwebigen abfallenden Behaarung besetzt, späterhin drüsig und dicht weichhaarig-rauh; die Blüthenähse stehen in einer fast ebensträußigen Rispe, die eiförmig-glockigen Köpfschen sind an der Spitze der dicht wolligen Ähre und Ährenchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind eiförmig-lanzettlich, etwas spitz, citronengelb, glänzend.

Diese Art wächst an sonnigen abschüssigen mit Sträuchern bewachsenen Hügeln bei Balparaiso in Chili und ist ausdauernd.

9) *Gn. citrinum Hooker und Arnott.* Der Stengel ist krautig, aufrecht, filzig; die Blätter laufen am Stengel weit herab und sind linealisch-lanzettlich, spitz, oberseits sammethaarig, unterseits weißfilzig; die Ebensträuße stehen an der Spitze des Stengels; die eiförmig-glockigen Blüthenköpfschen sind gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind länglich, stumpf, citronengelb, glänzend. Hierher gehört *Gn. viscosum Poeppig.*

Diese ausdauernde Art fand Poeppig bei Concepcion in Chili. Mit *Gn. puberulum* wegen der weit herablaufenden Blätter und der an der Spitze des Stengels gehäufte Köpfschen verwandt, unterscheidet sie sich von diesem durch die weich sammethaarig-filzigen Stengel und Blätter.

10) *Gn. gracile Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, oberwärts weißwollig; die Blätter sind linealisch, herablaufend, spitz, einnervig, oberseits etwas behaart, unterseits weißfilzig; die jüngeren am Rande umgerollt; die fast kugelförmigen, vielblüthigen, gehäufte Köpfschen stehen an der Spitze der Ähre und Ährenchen; die Schuppen des Hauptfells sind stumpf, gelblich.

Sie kommt auf Bergen bei Guanarato in Mexico vor und ist ausdauernd. Ihre grundständigen Blätter sind linealisch-spätelig, an zweigeschlechtlichen Blüten sind 16—20 vorhanden. Der Blütenboden ist ein wenig gewölbt. Der Hauptfells besteht aus 60—70 Schuppen.

11) *Gn. tenue Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist krautig, aufrecht, einfach; oberwärts behaart; die grundständigen Blätter sind linealisch-spätelig, die hängelständigen schmal linealisch, spitz, ein wenig hängelumfassend, am Rande umgerollt, oberseits schwach behaart, unterseits weißwollig und ein wenig umgerollt; der Ebenstrauß ist endständig, die Köpfschen sitzen; die Schuppen des Hauptfells sind stumpf, gelblich.

Diese ausdauernde Art wächst wahrscheinlich in Mexico; ihre Blätter sind pollang, ihr Stengel ist fuchsch.

12) *Gn. hirtum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach und nebst den Blättern flüchtig-rauhhaarig, letztere sind sitzend,

linealisch, schmal-spitzig, einnervig, am Rande umgerollt, unterseits mergründig; die halbkugelig-glockigen Köpfschen stehen an der Spitze der Stengel gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind spitz, gelblich.

Sie wächst in Mexico und ist ausdauernd. Mit der folgenden Art verwandt, unterscheidet sie sich von ihr durch den weniger beblätterten Stengel, die unterseits nicht wolligen Blätter, die etwas größeren Köpfschen und durch die schmalen zugespitzten Schuppen des Hauptfells.

13) *Gn. viscosum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast einfach, dicht beblättert; die Blätter sind sitzend, linealisch, am Rande umgerollt, oberseits flüchtig-kurzhaarig, unterseits weißwollig; die Köpfschen sind sitzend, linealisch, in ebensträußigen Ährenchen; die Schuppen des Hauptfells sind spitz, blaßgelb. Hierher gehört *Gn. splendens Willdenow* herb.

Sie ist ausdauernd und wächst in der Nähe der Stadt Mexico. Die Blätter sind zwei Zoll lang und eine Linie breit. Der Hauptfells besteht aus ungefähr 50 Schuppen. An zweigeschlechtlichen Blüten sind 16—20 vorhanden, die übrigen sind weißlich.

14) *Gn. antennarioides De Candolle.* Diese Art treibt Ausläufer; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach und nebst den Blättern flüchtig-wollig und silberweiß; die grundständigen Blätter sind linealisch-spätelig, die hängelständigen sitzend, lanzettlich-linealisch, spitz; die Köpfschen stehen in fast kugelförmigen einzelnen Ährenchen; die Schuppen des halbkugelförmigen Hauptfells sind trockenhäutig, stumpflich, gelblich-grün, die innersten an der Spitze krahlend. Hierher gehört *Gn. elichrysoides Willdenow* herb. und *Helichrysum gnaphalioides Humboldt, Bonpland und Kunth.*

Diese ausdauernde Art wächst in den Anden von Peru bei Ayacucho und stimmt in der Tracht mit *Antennaria dioica* überein. Von den zahlreichen Blüten sind ungefähr 15 mittelförmige zweigeschlechtlich.

§. 2. *Axanthina De Candolle.*

Die Schuppen des Hauptfells sind weißlich, fuchsbrot, braun oder purpurroth.

* Die Blätter laufen am Stengel herab. — Hierher gehören amerikanische, capische und indische Arten.

15) *Gn. californicum De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, etwas spinnwebig, drüsig-weichhaarig; die Blätter laufen nur ein wenig herab und sind lanzettlich-linealisch, zugespitzt, am Grunde breiter und mit einer kurzen, fast drüßigen, dichten Behaarung besetzt; die fast röhrenförmigen Blüthenähse tragen an ihrer Spitze die fast sitzenden, beinahe kugelförmigen Köpfschen; die Schuppen des Hauptfells sind sacht, silberweiß, eiförmig, länglich, stumpflich.

Diese Art sammelte Douglas in Neu-Californien; sie ist ausdauernd und stimmt in der Tracht mit den capischen *Helichrysum*-Arten überein. Die weiblichen Blüten stehen in mehreren Reihen und sind ein wenig kürzer als der Hauptfells. Der Blütenboden ist nackt.

16) *Gn. puberulum De Candolle*. Der Stengel ist krautig, am Grunde fast halbstrauchig, aufsteigend; aufrecht und nebst den nicht filigen Blättern von einer kurzen, fast brüßigen Behaarung weich-furthaarig; die Blätter laufen am Stengel weit herab und sind länglich-lanzettlich, flachelspitzig, sehr dünn fiedernervig; die sehr kurz gestielten Köpfe stehen an der Spitze des Stengels gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-lanzettlich, kaum spitz, strohgelb, fahl.

Sie wächst in Chili und vielleicht auch in Brasilien (wenn nämlich *Gn. decurrens Schrank* hierher gehört) und steht in der Mitte von *Gn. decurrens* und *citrinum*, unterscheidet sich aber von beiden durch die beiderseits gleichfarbigen breiteren, nebst dem Stengel nicht filigen Blätter und die gedrängteren Blütenköpfe; von *Gn. viscosum* ist sie durch die am Rande nicht umgerollten Blätter verschieden.

17) *Gn. Viri-Vira Molina*. Die ganze Pflanze ist locker-weißwollig; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere aufrechte oder aufsteigende, einfache Stengel; die Blätter sind länglich-lanzettlich, die unteren am Grunde verschmälert, die stengelständigen schmal- und kurz-herablaufend, die oberen durch eine schwächliche Flächelspizze besetzt; die Köpfe stehen an der Spitze der Äste gedrängt; die Schuppen des fast trockenhäutigen Hauptfelds sind weißlich, trockenhäutig, fahl, zugespitzt.

Diese Art ist einjährig und wächst auf sonnigen steinigen Weiden in Chili bei Divilota Rancagua und bei Valparaiso. An zweigeschlechtlichen Blüten sind 4—5, an weiblichen 30—35 vorhanden.

18) *Gn. dysodes Sprengel*. Der Stengel ist krautig, aufrecht, einfach, dicht beblättert; die Blätter laufen herab und sind eiförmig-lanzettlich, schmal-zugespitzt, am Rande wellenförmig, oberseits ziemlich fahl, unterseits weißwollig; der Ebenstrauch ist endständig, sehr ästig, gegliedert; die globernförmigen Köpfe stehen gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpflich, gelblich. Hierher gehört *Gn. graveolens Humboldt, Bonpland und Kunth*, aber nicht Bieberstein's gleichnamige Pflanze.

Die Heimat dieser Art ist Duito. Sie ist ausdauernd und hat einen Fuß hohen Stengel und zwei Zoll lange und $\frac{1}{2}$ Zoll breite untere Blätter und sehr zahlreiche Blüten, von denen die 15—20 mittelständigen zweigeschlechtlich sind.

19) *Gn. cymatoides Kunze und Poeppig*. Die Pflanze ist spinnwebig-wollig; der Stengel ist aufsteigend-aufrecht, ästig; die Blätter sind linealisch, spitz, herablaufend, wellenförmig-fraus, die Äste rispig-ebensträussig; die kleinen, furchgestellten Köpfe stehen an der Spitze der Äste dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-linealisch, am Grunde grünlich, an der Spitze rötlich, stumpf. Hierher gehören als Synonyme *Gn. ulophyllum Hooker und Arnott* und *Gn. cheiranthifolium Bertaro*.

Diese Art ist einjährig und wächst in Chili am Concon und am steinigem, am Meere gelegenen Orte bei Valparaiso und S. Iago. Der Hauptfeld besteht

aus 15—20 Schuppen. Die Zahl der zweigeschlechtlichen Blüten beträgt 4—6, jene der weiblichen ungefähr 20.

20) *Gn. inornatum De Candolle*. Der Stengel ist krautig, aufrecht, fast einfach, spinnwebig-rauhhaarig; die Blätter laufen nur wenig am Stengel herab und sind aufrecht, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, zu beiden Seiten spinnwebig-rauhhaarig; die Äste des Ebenstrauchs sind kurz, dicht rauhhaarig; die vielblütigen Köpfe stehen in büschelförmigen Ähren; die Schuppen des fast globernförmigen Hauptfelds sind fahl, blaß braun, die äußeren breit eiförmig, die inneren eiförmig-lanzettlich, ein wenig spitz.

Diese Art wurde in Mexico an verschiedenen Orten aufgefunden; sie ist einjährig und hat kolligene und $1\frac{1}{2}$ —2 Linien breite Blätter. Die Anzahl der zweigeschlechtlichen Blüten beträgt ungefähr 10, die der weiblichen 30—40.

21) *Gn. oxyphyllum De Candolle*. Der Stengel ist krautig, aufrecht, rauhhaarig, an der Spitze ebensträussig-ästig; die Blätter laufen nur wenig am Stengel herab, sind halbsteingelumfassend, lanzettlich, zugespitzt, oberseits mit kurzen, dicken Haaren besetzt, unterseits weniger behaart; die Äste des Ebenstrauchs sind spinnwebig-wollig; die büschelig-geäußten Köpfe stehen in einem zusammengelegten Ebenstrauch; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind lanzettlich, spitz, blaß gelblich-braun.

Diese Art ist in Mexico einheimisch, wo sie zuerst in der Thule von Villalpando beobachtet wurde. Ihre Blätter sind $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4—5 Linien breit; an zweigeschlechtlichen Blüten sind fünf, an weiblichen ungefähr 20—25 vorhanden. Die Zahl der Schuppen des Hauptfelds beträgt 15—20. Sie ändert übrigens auch mit unterseits weißwolligen Blättern ab.

22) *Gn. Dombeyanum De Candolle*. Der Stengel ist krautig, aufrecht und weich-spinnwebig-furthaarig; die Blätter laufen herab und sind linealisch-lanzettlich, besetzt, einnervig, oberseits in der Jugend fast spinnwebig, unterseits wollig-rauhhaarig, die oberen sind schmaler, am Rande ein wenig zurückgerollt; der Ebenstrauch ist zusammengelegt; die globernförmigen Köpfe stehen an der Spitze der Äste gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind weiß-rötlich, durchscheinend, lanzettlich, etwas spitz.

Sie ist ausdauernd und wächst in Südamerika, wahrscheinlich in Peru. Von den zahlreichen Blüten sind etwa 12 mittelständige zweigeschlechtlich. Die Blätter sind 3 Zoll lang, 3—4 Linien breit.

23) *Gn. purpurascens De Candolle*. Der Stengel ist krautig, aufrecht, einfach, spinnwebig-rauhhaarig; die Äste sind an der Spitze dichter wollig und fast ebensträussig; die Blätter sind kurz und schmal herablaufend, linealisch, spitz, aufrecht, einnervig, am Rande umgerollt, oberseits spinnwebig, unterseits filzig; die Köpfe stehen an der Spitze der Ebensträussche gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds (meist fünf) sind lanzettlich, spitz, rosen-purpurn.

Diese Art wächst in Mexico und ist wahrscheinlich ausdauernd. Von dem verwandten *Gn. roseum* unterscheidet sie sich durch die herablaufenden (nicht sitzenden), linealischen (nicht lanzettlichen), kaum einen Zoll langen Blätter und durch die spitzen (nicht stumpfen), meist zu 20 (nicht zu 30) vorhandenen Schuppen des Hauptfelds. An zweigeschlechtlichen Blüten sind ungefähr 15, an weiblichen 15—20 vorhanden.

24) *Gn. Schraderi De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, oberwärts rispig-ästig, wollig; die Blätter laufen am Stengel nur wenig herab und sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, einnervig, oberseits spinnwebig, unterseits grauwoilig; die fast ungetielten, eiförmig-glockigen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich zugespitzt, fahl, purpuroth. Hierher gehört *Gn. pellitum* des göttlinger Gartens nach Schrader.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt, aber wahrscheinlich Amerika. Sie ist ausdauernd und hat vier Zoll lange und fünf Linien breite Blätter und unterscheidet sich von dem echten *Gn. pellitum* durch einen sehr ästigen (nicht einfachen) Stengel, durch herablaufende (nicht sitzende) Blätter, durch purpurothe (nicht gelbliche) Hauptfelds, durch die geringere Anzahl der Schuppen (20—25, nicht 30—35) und die verschiedene Zahl der weiblichen (30, nicht 30—40) und zweigeschlechtlichen (10, nicht 5) Blüten.

25) *Gn. leptophyllum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, oberwärts weiswollig; die Blätter laufen am Stengel schmal herab und sind linealisch, aufrecht, spitz, einnervig, oberseits ein wenig behaart, unterseits weiß-silzig, im jungen Zustande am Rande umgerollt; die fast kegelförmigen, vielblütigen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste und Ästchen des Straußes gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, ein wenig spitz, strohföhl.

Diese in Mexico einheimische Art ist ausdauernd; ihre grundständigen Blätter sind unbekannt, ihre stengelständigen 1½ Zoll lang, eine Linie breit. Während nur 8—10 zweigeschlechtliche Blüten vorhanden sind, finden sich die weiblichen in großer Anzahl vor, der Blütenboden ist ziemlich gewölbt. Der Hauptfeld besteht aus etwa 40 Schuppen. Mit *Gnaph. gracile* scheint sie nahe verwandt zu sein.

26) *Gn. brachypterum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spinnwebig, an der Spitze kurz ästig-ebensträufig; die unteren Blätter sitzen, die oberen laufen nur ein wenig und stumpf herab und sind linealisch-lanzettlich, spitz, wellenförmig, oberseits grün, im jungen Zustande ein wenig spinnwebig, später fast rauch und unterseits weißsilzig; die Köpfschen sind geknauelt; die Schuppen des dreifach-kegelförmigen Hauptfelds sind trockenhäutig, weißlich, fahl, eiförmig-lanzettlich, zugespitzt. Hierher gehört *Gn. undulatum Persoon*.

Diese Art wächst in Mexico, wurde dieselbe von Berlanther gesammelt und ist wahrscheinlich ausdauernd. Von dem hiermit oft verwechselten *Gn. undulatum* unterscheidet sie sich durch die kürzer- und stumpfer-herablaufenden Blätter, durch die doppelt größeren Köpfschen und durch die zugespitzten Schuppen. Von den 50 Blüten sind 10 zweigeschlechtlich.

27) *Gn. Gaudichaudianum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, besonders an der Spitze wollig; die grundständigen Blätter sind breit-länglich, die stengelständigen laufen herab und sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, einnervig, oberseits im jungen Zustande spinnwebig, aber bald von einer kurzen, fast drühsigen, dichten Behaarung rauch, unterseits grauwoilig; der Ebenstrauß ist endständig, fast kegelförmig; die halbkegelförmigen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, trockenhäutig, weißlich strohföhl, länglich, stumpf.

Gaudichaud sammelte diese einjährige Art bei Rio Janeiro. Von den zahlreichen Blüten sind die fünf mittelständigen zweigeschlechtlich. Die Stengelblätter sind 1½ Zoll lang, 2—3 Linien breit, die grundständigen fast sitzend, länglich, am Grunde verschmälert, 4—5 Linien breit. In der brasilianischen Provinz Rio Grande kommt eine Abart mit blattlosen Hauptfelds und fast holzigem Wurzelstock vor.

28) *Gn. decurrens Less*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, dicht-behaart-rauch, an der äußersten Spitze ästig, die Äste sind wollig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, am Grunde breiter, halbstengelumsassend, nachspitzig, ganzrandig, oberseits rauch, unterseits wollig; die fast keilförmigen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, zugespitzt, so lang als die Scheibenblüten.

Diese ausdauernde Art ist in Nordamerika an verschiedenen Orten aufgefunden.

29) *Gn. undulatum Linné*. Der Stengel ist krautartig, an der Spitze ästig, spinnwebig; die Blätter laufen am Stengel weit herab und sind lanzettlich-linealisch, verschiedenfarbig, oberseits grün, etwas rauch, unterseits weißsilzig; die Köpfschen sind geknauelt, die Ästchen stehen in einem rispigen Ebenstrauß; die Schuppen des fahlen, glockenförmigen, gelblichen Hauptfelds sind trockenhäutig, faum spitz. Hierher gehört *Helichrysum decurrens Moench*, keineswegs aber *Gnaphalium decurrens* von Less, Wallich oder Schrank.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Sie ist einjährig und hat kaum 2 Linien lange Köpfschen und ungefähr 40 Blüten, von denen 8—10 zweigeschlechtlich sind.

** Die Blätter laufen am Stengel nicht herab.

† Die Köpfschen stehen in gedrängten Ebensträußen.

30) *Gn. proteiforme Lamarck*. Diese Art ist strauchig, aufrecht, ästig, von einer seidenhaarigen, bräunlichen Wolle ganz silzig; die Äste sind mit ringförmigen Narben versehen; die keilförmigen Köpfschen stehen an der Spitze der debilierten Äste in einem runden Ästchen dicht gedrängt; die Schuppen der Hülle sind länglich, rötlich-trockenhäutig, an der Spitze umgebogen, stumpf.

Diese Art kommt auf den Inseln Mauritius und Bourbon vor. Von den 14—16 Blüten sind 11—12 weiblich und 3—4 zweigeschlechtlich.

31) *Gn. panicoides Lamarck*. Der Stengel ist holzig; die zahlreichen grundständigen Blätter sind länglich-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, ganzrandig, am Grunde dreierzig, beiderseits dicht seidig-silbig; die Stengel sind einfach, filzig, sparsam behaart; die sitzenden gebäuschten Köpfchen sind von großen Deckblättern umhüllt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kürzer, wollig, die mittleren länglich, trockenhäutig, glänzend, die inneren linealisch. Hierher gehört *Gn. leontopodium Bory*.

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Bourbon. Sie ist ausdauernd und wahrscheinlich strauchartig und 6—10 Zoll hoch. Das Köpfchen ist rötlich. Der Blüthenboden ist flach. Der Hüllfleck besteht aus 10—12 roten Borsten.

32) *Gn. nanum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, aber niedrig, einfach, wollig; die sitzenden, angedrängten Blätter sind lanzettlich, verschmälert-spig, einnervig, dünn-rauhhaarig-wollig; die Köpfchen sind gedrückt, die eiförmigen Androeceen stehen zu drei beisammen; die Schuppen des halbkugelig-glockigen Hauptfelds sind stumpf, gelblich-oefarbig. Hierher gehört *Gn. humillimum Sprengel*.

Diese Art ist ausdauernd und wächst auf den Anden in Peru. Ihr Hauptfeld besteht aus ungefähr 40 Schuppen. Von den zahlreichen Blättern sind die zehn mittelförmigen zweigeschlechtlich. Die Blätter sind 7—8 Linien lang, am Grunde eine Linie breit. Die Höhe der ganzen Pflanze beträgt nur 3 Zoll.

33) *Gn. lavaudulaceum de Candolle*. Diese Art ist strauchig, ästig, niederliegende, die Aeste sind graulich; die sitzenden Blätter sind lanzettlich-linealisch, am Rande umgerollt, zu beiden Seiten graulich; die gestielten, glockenförmigen Köpfchen stehen an der Spitze meist zu zwei; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, spig, bräunlich, die inneren an der Spitze strahlen. Hierher gehört *Helichrysum lavaudulaceolum Humboldt, Bonpland und Kunth*, aber nicht *de Candolle's* gleichnamige Art.

Sie wächst an kalten Orten in den Anden von Mexico in der Nähe von Perote und hat 4—5 Linien lange, aber kaum eine Linie breite Blätter. Der Hauptfeld besteht aus 40—50 Schuppen. Von den 30 Blättern sind die 9—10 mittelförmigen zweigeschlechtlich.

34) *Gn. Poeppigianum de Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, weich wollig, einfach, an der Spitze ebensträubig-ästig; die sitzenden Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, schwach wellenförmig, am Grunde stumpf, oberseits kurz webhaarig, ein wenig raub, unterseits dicht weißwollig; die halbkugelig-glockigen Kelche stehen an der Spitze der Aeste fast gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, spig, bläulich-rötlich, trockenhäutig, fast.

Von Poeppig wurde diese Art in Peru aufgefunden; sie ist wahrscheinlich ausdauernd. Der Hauptfeld besteht aus 30—35 Schuppen; an weiblichen Blättern sind ungefähr 40, an zweigeschlechtlichen 12—13 vorhanden. Von dem verwandten *Gn. brachypetrum* unterscheidet sie sich durch die nicht herablaufenden, am Grunde breiteren,

oberseits weichhaarigen Blätter, durch die etwas größeren Köpfchen und die reichlichen Hauptkelche.

35) *Gn. obtusifolium Lami*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, filzig, rüßig, an der Spitze ebensträubig-ästig; die sitzenden Blätter sind am Grunde verschmälert, linealisch-lanzettlich, spig, oberseits fast, unterseits weichhaarig-silbig; die vor der Blüte kegelförmigen, später verkehrt-eiförmigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft-ebensträubig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-lanzettlich, spiglich, trockenhäutig-weiß. Hierher gehört: *Gn. conoideum Lamarck* und *Gn. polycephalum Michaux*.

Sie wächst auf Felsen und in Wäldern in Nordamerika und ist ausdauernd. Wegen der wenigen zweigeschlechtlichen Blüten sog Rastresque diese Art zur Gattung *Antennaria*.

36) *Gn. domingense Lamarck*. Der Stengel ist am Grunde halbkugelig, die Aeste sind spinnwebig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, am Grunde halbstengelumfassend, ein wenig gebüht, zugespitzt, am Rande sehr fein ausgefräst, oberseits spinnwebig, unterseits graulich; der Ebenstrauß ist ästig, gegipfelt, die Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, kaum spig, trockenhäutig, weiß.

Sie wächst auf St. Domingo und unterscheidet sich von *Gn. polycephalum*, wofür Sprengel diese Art deutete, sogleich durch die am Grunde breiten, halbstengelumfassenden Blätter.

37) *Gn. pellitum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach und nebst den sitzenden, linealisch-lanzettlichen, spigen Blättern sehr dicht weißwollig; der Ebenstrauß ist endständig, fast gegipfelt; die Köpfchen stehen gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig-durchscheinend, lanzettlich, spig, gelblich.

Diese Art ist ausdauernd und wächst an kalten Orten in Peru in Gemeinschaft von *Gn. inaequum*, von dem sie sich nur wenig unterscheidet. Von den 40—50 Blättern sind nur die 4—5 mittelförmigen zweigeschlechtlich. Sprengel vereinigt diese Art, nach *de Candolle* jedoch mit Unrecht, mit *Gn. lanatum Forster*.

38) *Gn. abscissens Swartz*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, am Grunde halbkugelig, einfach, schneeweiß-silbig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, fast halbstengelumfassend, auf beiden Seiten schneeweiß-silbig; die kegelförmigen Köpfchen stehen fast ebensträubig-gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, weißlich, glänzend, länglich, etwas spig.

Sie findet sich auf den höchsten Bergen von Jamaica und auf St. Domingo am Flusse Nague. Von dem ähnlichen *Gn. polycephalum* unterscheidet sie sich durch die gedrängteren und wenigspigen Ebensträube, auch sind die weiblichen Blättern nicht in so großer Anzahl vorhanden als bei jenem.

39) *Gn. inaequum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach,

und nebst den sitzenden, linealisch-lanzettlichen, spizen, am Grunde verschmälerten Blättern dünn-graumollig; der Stengel ist endständig, fast gegliedert; die halbfugelig-glockigen Köpfchen sieben gefädelt; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich-länglich, spitz, gelblich.

Diese Art kommt in Peru in der Nähe von Huacapistampa am Fuße des Berges Guallagor vor und ist ausdauernd. Ihre Blätter sind 2½ Zoll lang und 4—4½ Linien breit. Von den 15 Blüthen sind nur die 2—3 mittelfröhen zweigeschlechtlich.

40) *Gn. canescens De Candolle*. Die ganze Pflanze ist von feig-wolligen Zottenhaaren grau; der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, die unteren am Grunde verschmälert, die oberen mit breitem Grunde angewachsen; die ungetheilten Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gehäuft; die Schuppen des eiförmig-glockigen Hauptfelds sind trockenhäutig, weiß, lanzettlich zugespitzt und so lang als die Scheidenblüthen.

Wenig sammelte diese ausdauernde Art in Mexico. Ihre Blätter sind 1½ Zoll lang und 2—3 Linien breit, abstehend. Der Hauptfeld besteht ungefähr aus 25 Schuppen. An zweigeschlechtlichen Blüthen sind 5—7, an weiblichen etwa 25 vorhanden.

41) *Gn. semiaplexicaule De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, aufrecht, vom Grunde an ästig, flügel-wollig; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verbreitert-eiförmig, halbfingelumsfassend, oberseits spinnewebig, unterseits flügel; die ungetheilten, weislichen, fahlen, länglichen, stumpfen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gehäuft; der Hauptfeld ist eiförmig-länglich.

Diese wahrscheinlich ausdauernde Art fand Verlander in Mexico zwischen Vittoria und Tula. Ihre Blätter sind 1½—2 Zoll lang und 3—4 Linien breit. Der Hauptfeld besteht aus etwa 25 Schuppen. An zweigeschlechtlichen Blüthen sind 5—6, an weiblichen 12—15 vorhanden.

42) *Gn. lanuginosum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Die ganze Pflanze ist lang-graumollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach; die sitzenden Blätter sind linealisch-länglich, spitz und nachspitzig; die Köpfchen sind gefädelt, die Ändelchen röhrenförmig, meist zu vier beisammenstehend; die Schuppen des halbfugelig-glockigen Hauptfelds sind spitz und braungrün.

Sie wächst auf den Anden in Peru an schattigen Orten in der Nähe von Ayacucho und ist ausdauernd. Die Blätter sind zolllang und 3 Linien breit. Der Hauptfeld besteht aus 30—40 Schuppen. Von den 70—75 Blüthen sind die zehn mittelfröhen zweigeschlechtlich.

43) *Gn. attenuatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, weiß-wollig, an der Spitze kurz röhrig; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, zugespitzt, am Grunde verschmälert, oberseits von einer kurzen, dicken, zerstreuten Behaarung rauh, unterseits flügel-wollig; die fast stiellosen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind

trockenhäutig, strohgelb, zugespitzt, die äußeren lanzettlich, die inneren linealisch.

Diese von Verlander in Mexico in der Nähe von Tampico de Tamautipac aufgefundenen Art ist wahrscheinlich ausdauernd. Am nächsten ist sie mit der angeführten Abart von *Gn. oxyphyllum* verwandt, ihre Blätter sind aber am Grunde verschmälert und sitzend, aber nicht verbreitert-angewachsen. Der Hauptfeld besteht aus ungefähr 30 Schuppen; an zweigeschlechtlichen Blüthen sind 6—8, an weiblichen ungefähr 30—35 vorhanden.

44) *Gn. diebotomum Willdenow*. Der Stengel ist krautartig, hoch, gabelig-ästig, ästig; die Blätter sind lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, sitzend, unterseits nebst den Ästen flügelwollig; die Köpfchen sind endständig, gefädelt; die Schuppen des röhrenförmigen Hauptfelds sind zusammenneigend, purpurroth.

Sie wächst in Cumana.

45) *Gn. roseum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Die ganze Pflanze ist weißwollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig; die Blätter sind halbfingelumsfassend, lanzettlich, spitz, am Rande wellenförmig; die röhrig-eckensträufigen Äste tragen an der Spitze die büscheligen Köpfchen; die Schuppen des länglichen Hauptfelds sind trockenhäutig, blas-rosenroth, lanzettlich, spitz. Hierher gehört *Gn. nitens Willdenow* herb.

Sie findet sich in Mexico in der Nähe von Guanaxaco und ist ausdauernd. An dem 20blättrigen Köpfchen sind die 4—6 mittelfröhen zweigeschlechtlich, die übrigen weiblich.

46) *Gn. candidissimum Lamarck*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht oder ausgebreitet, ganz beblättert; die Blätter sind länglich oder verkehrt-eiförmig, am Grunde stark verschmälert, zu beiden Seiten nebst dem Stengel dicht weißwollig; die 20blättrigen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels dicht gefädelt; die innersten Schuppen des röhrenförmigen, sehr kurz strahlenförmigen Hauptfelds sind an der Spitze stumpf, schneeweiß. Hierher gehört *Gn. campestre Schrank* und wahrscheinlich auch dessen *Gn. carroense*, sowie *Gn. maculatum E. Meyer*.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung; sie ist vielleicht einjährig. In dem Köpfchen sind nur 3—4 zweigeschlechtliche Blüthen vorhanden. Die Blumentronen sind purpurroth. Der Fiedelfeld ist haarförmig. Die Schuppen des Hauptfelds sind bisweilen unter der purpurrothen Spitze gefleckt. — Die Pflanze anert übrigens ab:

a) mit niedrigen, aber vielen Stengeln. Hierher gehört *Gn. dealbatum Thunberg*;

b) mit großem, aber nur einem Stengel, wohnin *Gn. maculatum Thunberg* zu bringen ist.

47) *Gn. elegans Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, weiß-wollig; die Blätter sind in einen kurzen Stiel verschmälert, lanzettlich, spitz, am Rande wellenförmig, oberseits grün, kurzhaarig, unterseits weiß-wollig; der Stengel ist endständig, fast fugeilig, beblättert; die halbfugelig-glockenförmigen Köpfchen stehen in Ändelchen; die Schuppen

des Hauptfelds sind spitz, gelblich, trockenhäutig, durchscheinend.

Sie wächst in Duito an sonnigen Stellen bei Chillo und Cachabamba. Die Blätter sind 3 Zoll lang und 5—6 Linien breit. An Blüten und Kelchschuppen sind etwa je 50 vorhanden.

48) *Gn. acilepis De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht oder aufsteigend, ganz beblättert, graufilzig, ästig; die Blätter sind linealisch, fast länglich, stumpflich, ästig; die beiden Seiten graufilzig; die ungestielten 5—7 Köpfchen stehen an der Spitze der Äste gebäuft und sind von den obersten Blättern umgeben; die Schuppen des Hauptfelds sind bläulich, kahl, fast durchscheinend, linealisch, zugespitzt.

Diese Art ist ausdauernd und wächst am Cap der guten Hoffnung.

49) *Gn. micranthum Thunberg*. Die Stengel sind krautartig, ziemlich aufrecht, ganz beblättert; die stehenden, gebäuchten Blätter sind linealisch-jungenförmig, etwas spitz, zu beiden Seiten nebst dem Stengel weißseidig-filzig; die vielblütigen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästen gedrängt und fast in Gegenständen; die inneren Schuppen des kurz strahlenförmigen, locker dachziegeligen, am Grunde auswärts filzigen Hauptfelds sind länglich-linealisch, kumpf, schneeweiß.

Diese in ihrer Tracht mit *Helichrysum declinatum* verwandte Art wächst am Cap der guten Hoffnung und ist wahrscheinlich einjährig. Die Wurzel ist fast holzig. Aus dem Wurzelhalse entspringen 4—6 fingerhohe Stengel. Die 3—5 zweigeschlechtlichen Blüten haben an der Spitze kugelförmige Hederkelde, an den zahlreichen weiblichen Blüten ist der Hederkel nicht verdeckt. — Die Pflanze ändert ab:

b) *spretum De Candolle* mit auch an der Spitze röhrligen Schuppen des Hauptfelds. Diese Abart steht fast in der Mitte zwischen *Gn. micranthum* und *acilepis*.

50) *Gn. pauciflorum De Candolle*. Die Wurzel ist klein, faserig; der Stengel ist aufrecht, ästig und nebst den linealischen, kumpfen Blättern grau-wollig-filzig; die ungestielten Köpfchen stehen in den oberen Blattwinkeln und an der Spitze der Stengel fast gebäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, kaum spitz, blaß und fast durchscheinend.

Diese nur 1—2 Zoll hohe einjährige Art wächst am Cap der guten Hoffnung, wo sie Gledits in der Nähe der Capstadt sammelte. Die Blumenkronen sind purpurroth; an zweigeschlechtlichen Blüten sind nur wenige vorhanden. Der Hederkel ist fadenförmig, weiß.

51) *Gn. repens Linné*. Der Stengel ist halbschraubig, niederliegend; die Blätter sind gebäuft, stehend, verkehrt-eiförmig-linealisch, spitz und nebst den Ästen weiß-filzig; die einblütigen Köpfchen stehen einzeln oder gebäuft; die Schuppen des einblütigen, strahlenlosen Hauptfelds sind sämtlich bräunlich, die äußeren spitz, die inneren kumpf; der Hederkel der zweigeschlechtlichen Blüten ist pinselförmig.

Diese Art sammelte zuerst Thunberg am Cap der guten Hoffnung in der Nähe der Capstadt an der Meerestüste. Eine Abart mit längeren, ästigen Zweigen macht das *Gnaphalium vestitum Thunberg* aus.

52) *Gn. prostratum Lessing*. Der Stengel ist vom Grunde an ästig, niederliegend, ganz beblättert, etwas filzig; die Blätter sind länglich-verkehrt-eiförmig, stehend, kumpf, zu beiden Seiten filzig; die an der Spitze der Äste zu 3—4 gedrängt stehenden Köpfchen haben mit dem blüthenständigen Blatte gleiche Länge; die Schuppen des fahlen, braunen, strahlenlosen Hauptfelds sind länglich-linealisch, kumpf, am Rande trockenhäutig, die inneren nicht länger als die Blüten.

Diese einjährige, am Cap der guten Hoffnung einheimische Art umfaßt die beiden Thunberg'schen Arten *Gn. prostratum* und *Gn. debile*, ist kaum fingerhoch, hat 3 Linien lange und 1 Linie breite Blätter, etwa 25 Blüten, von denen 6—8 zweigeschlechtlich sind und einen haarförmigen, an der Spitze kaum etwas bideren Hederkel.

53) *Gn. luteo-album Linné*. Diese Pflanze ist krautartig, weismollig; ihr Stengel ist aufrecht, fast einfach oder ausgebreitet, ästig; die untersten Blätter sind verkehrt-eiförmig oder länglich-spateilig, kumpf, die stengelständigen halbstenkelumfassend länglich-linealisch oder lanzettlich, spitz; die Köpfchen stehen in trugblüthenähnlichen Bündeln; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, durchscheinend, strohgelb, zugespitzt. Hierher gehört *Gn. conglobatum Moench*.

Diese einjährige Art ist fast über die ganze Erde verbreitet, wo sie auf trockenen und feuchten sandigen Stellen wächst. Sie ändert mit steifem, einfachem oder ausgebreitetem Stengel, mit deutlich spatelförmigen unteren Blättern (*Gn. Pompeianum Tenore*), mit mehr zusammengeballten Köpfchen (*Gn. sphaericum Perrotet*) oder mehr zertheilten Blättern (*Gn. tridatum Thunberg*) ab.

54) *Gn. pallidum Lamarck*. Diese Art ist wollig; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere krautartige, aufsteigend-aufrechte, einfache Stengel; die unteren Blätter sind lanzettlich, etwas spitz, flach, die stengelständigen mit breitem Grunde stehend, die obersten linealisch; die Blütenähren sind an der Spitze fast doldig; die Köpfchen stehen in Bündeln in den Blattwinkeln und an der Spitze der Ästen gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, elliptisch, kumpf, am Grunde wollig, sonst ganz kahl und strohgelb-röthlich. Hierher gehört *Gn. oxianse Roxburgh*.

Auf den Inseln Mauritius, Bourbon und Madagascar, sowie auch in Ostindien ist diese ausdauernde Art einheimisch. Von *Gn. luteo-album* unterscheidet sie sich durch die kumpfen und röhrligen Schuppen des Hauptfelds, sowie durch die fast doldigen Bündeln.

55) *Gn. stramineum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, weismollig, an der Spitze gabelästig-ästig; die Blätter sind linealisch, spitz, stehend, oberseits dünn, unterseits hart weiß- oder grau-wollig; die Köpfchen stehen in zahl-

reichen, endständigen, einzelnen Knäuelchen; die Schuppen des halbkugelig-glockigen Hauptfells sind stumpf, gelblich.

Das Vaterland dieser ausdauernden Art ist Mexico. Ihre Blätter sind 1½ Zoll lang, 1 Linie breit. Von den sehr zahlreichen Blüten sind die 15 mittelständigen zweigeschlechtlich.

56) *Gn. uliginosum* Linné. Der Stengel ist krautartig, aufgedreht-ästig, wollig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich oder linealisch, vorzüglich die blüthenständigen flügel; die Köpfschen stehen in fast kugelförmigen, endständigen, von Blättern umgebenen Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind länglich, fast trockenhäutig, rothbraun, stumpflich; die Achänen sind ganz kahl. Hierher gehören als Synonyme *Gn. aquaticum* Miller, *Gn. ramosum* Lamarck, *Gn. tomentosum* Hoffmann und *Helichrysum uliginosum* Moench.

Diese Art wächst an sumpfigen Stellen in ganz Europa, aber auch in Asien und Nordamerika; sie ist einjährig und ändert mit weichschädigen Achänen (*Gn. pilulare* Wahlenberg) und mit ganz kahlen Stengeln und Blättern (*Gn. nudum* Hoffmann) ab.

57) *Gn. Hurdwaricum* Wallich. Die kleine Pflanze ist ganz wollig; der Stengel ist aufrecht, vierkantig; die Blätter sind länglich, am Grunde verschmälert, stumpf mit aufgesetzter Stachelspitze, am Stengel zerstreut, an den Knäuelchen dicht stehend; die Köpfschen stehen an der Gabeltheilung des Stengels und an der Spitze der Äste dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind am Grunde auf der Außenseite wollig, übrigens trockenhäutig, ganz kahl, zugespitzt, braun.

Diese einjährige, kaum fingerhohe Pflanze fand Wallich in Ostindien bei Hurdwar und Kideesch.

58) *Gn. crispatum* Delile. Die ganze Pflanze ist locker langwollig; die Stengel sind krautartig, aufgedreht-niedertiegender, sehr ästig; die Blätter sind schmal spatelförmig, spitz, wellenförmig; die fast ungetheilten Köpfschen stehen in einer dichten, eiförmig-fügeligen, von dazwischenstehenden Blättern begleiteten Traube gedrängt; die Schuppen des am Grunde auf der Außenseite langwolligen Hauptfells sind lanzettlich, spitz, weiß-trockenhäutig, länger als die Scherblüthen.

Diese einjährige Art wächst in Aegypten an den Ufern des Nil und in Ostindien. Die dünnen weißlichen Blüten stehen in mehreren Reihen, die 4—5 zweigeschlechtlichen sind stärker und schmutzig purpuroth.

59) *Gn. pulvinatum* Delile. Die ganze Pflanze ist wollig-flügel; die Stengel sind krautartig, niederliegend, rosettenförmig; die Blätter sind spatelig oder verkehrt-eiförmig, am Grunde in einen Stiel verschmälert; die flügeligen Köpfschen stehen in einem endständigen, flügeligen Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind röthlich-trockenhäutig, spitz, ein wenig länger als die Scherblüthen. Hierher gehört *Gn. pulverulentum* Boel.

Diese Art, wie die vorige einjährig und in Aegypten einheimisch, brachte Sprengel zu *Lasiopogon mu-*

sooides, sie unterscheidet sich aber von diesem durch ihre Größe und durch den behaarten, nicht lang federigen Pappus.

†† Die Köpfschen stehen in einer traubigen Aehre.

60) *Gn. niliacum* Roddi. Die ganze Pflanze ist mehr oder weniger locker langwollig; die Stengel sind krautartig, fast aufrecht, bisweilen sehr ästig; die Blätter sind spatelig oder verkehrt-eiförmig, stachelspitzig, die unteren in den Blattstiel verschmälert, die oberen fast lanzettlich; die Köpfschen stehen in einer einfachen oder ästigen Aehre gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind lanzettlich-linealisch, strohfarbig-trockenhäutig, mit den Scherblüthen fast gleich lang. Hierher gehört *Gn. spathulatum* Delile, aber nicht die gleichnamigen Pflanzen von Lamarck, Kunberg oder Burmann.

Diese Art ist einjährig und wächst an den Ufern des Nil in Unterägypten und am Senegal. Sie ändert vielfach ab, namentlich mit aufrechten, aufsteigenden oder ausgebreiteten, einfachen oder ästigen Stengeln, mehr oder weniger lang wolligen, spatelig-verkehrt-eiförmigen oder fast lanzettlichen, flachen oder wellenförmigen Blättern, mit einer zusammenhängenden oder unterbrochenen, kopfförmigen oder verlängerten, einfachen oder ästigen Aehre.

61) *Gn. indicum* Linné. Aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere krautartige, ausgebreitete, flügelige Stengel; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, oder länglich-linealisch, stachelspitzig, mehr oder weniger flügel, die unteren am Grunde verschmälert, die oberen sitzend; die Köpfschen stehen in einer unterbrochenen, einfachen oder ästigen Aehre gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind linealisch, stumpf, trockenhäutig, strohig oder röthlich. — *Gn. pluricaule* Poiret, *Gn. multicaule* Willdenow, *Gn. polycaulon* Persoon und *Gn. strictum* Roxburgh scheinen von dieser Art nicht verschieden zu sein.

Sie ist einjährig und wächst in Ostindien an vielen Orten.

62) *Gn. gracillimum* Perrottet. Die ganze Pflanze ist langwollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, ganz einfach; die grundständigen Blätter sind verkehrt-eiförmig, stumpf, am Grunde verschmälert, absteigend, die stengelständigen länglich-lanzettlich, sitzend, zugespitzt, die obersten kleiner, entfernt stehend; die fast sitzlichen Köpfschen stehen in rundlichen, eine unterbrochene Aehre bildenden Knäuelchen dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind linealisch, spitz, samtpig, trockenhäutig, ein wenig länger als die Scherblüthen.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien, wo sie an feuchten sandigen Stellen wächst. Sie ist einjährig, 7—8 Zoll hoch und hat schlaffe in vielen Reihen stehende weibliche und nur wenige zweigeschlechtliche Blüten.

63) *Gn. silvaticum* Linné. Der Stengel ist einfach, rutenförmig, ährig; die grundständigen Blätter sind lanzettlich, die stengelständigen allmählig kleiner, die oberen linealisch, sämmtlich spitz, nach dem Grunde verschmälert, unterseits weißflügel, oberseits zuletzt kahl

werdend; die äußersten Schuppen des Hauptfelds sind dreimal länger als das Köpfchen. Hierher gehört *Gn. rectum* Smith.

Diese in ganz Europa und Sibirien einheimische Art ist ausdauernd.

64) *Gn. norvegicum* Gunnbr. Der Stengel ist einfach, aufrecht, an der Spitze ährig; die Blätter sind lanzettlich, zu beiden Seiten mehr oder weniger dicht filzig, in einen kurzen Blattstiel verschmälert, die mittleren stengelständigen zugespitzt-fachspitzig, von der Länge der unteren oder länger; die äußersten Schuppen des Hauptfelds sind dreimal länger als das Köpfchen. Hierher gehören *Gn. fuscum* Persoon, und *Gn. fuscum* Lamarek; auch *Gn. Hoppeanum* Koch scheint hievon nicht verschieden zu sein.

Sie ist ausdauernd und findet sich auf den höheren Gebirgen in Europa.

65) *Gn. supinum* Linné. Der Stengel ist einfach, fast labenförmig; die Stämmchen sind stehend, dicht rosenartig; die Blätter sind sämtlich schmal-lanzettlich oder linealisch, welligfilzig; die Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels in kurzen Aehren oder fast traubig oder einzeln; die äußersten Schuppen des Hauptfelds sind länger als die Hälfte des Köpfchens. Hierher gehört *Gn. filiforme* Ljebbad.

Sie wächst an lumpigen Stellen der Alpen in Europa und ist ausdauernd. Nach Cassini's Vorgange hat auch De Candolle diese Art wegen der einreihigen, weiblichen Blüthen und der zusammengedrückten, verkehrt-eiförmigen Achänen als eigene Gattung angesehen und sie *Omalotheca supina* benannt, da sie aber im Uebrigen mit *Gnaphalium* übereinstimmt, so ist es passender, sie bei dieser Gattung zu lassen.

66) *Gn. purpureum* Linné. Der Stengel ist krautartig, ganz einfach, aufrecht, filzig; die Blätter sind linealisch-spateilig, die oberen länglich, unterseits filzig, oberseits spinwebig, später kahl; die ungestielten Köpfchen stehen in den oberen Blattwinkeln und an der Spitze des Stengels fast ährenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, trockenhäutig, weißlich oder seltener hell- oder purpurroth. Hierher gehört *Gn. hiemale* Walter.

Diese Art wächst auf unfruchtbaarem Boden in Nordamerika und ist ausdauernd.

67) *Gn. spicatum* Lamarek. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, schwarz fäntig, von kurzen, dicht anliegenden Haaren grau; die Köpfchen stehen in den oberen Blattwinkeln gehäuft und bilden eine zusammenhängende oder am Grunde nur ein wenig unterbrochene Aehre; die Schuppen des länglichen Hauptfelds sind bräunlich, etwas spitz, kahl. Hierher gehört *Gn. coarctatum* Willdenow.

Sie wächst an verschiedenen Orten in Nord- und Südamerika und ist ausdauernd. Von *Gn. silvaticum* unterscheidet sie sich durch die spatelförmigen unteren Blätter, von *Gn. americanum* durch die fest angedrückte, nicht lederwollige Behaarung. Von den 15—20 Blüthen sind nur 1—3 zweigeschlechtlich. Die Pflanze übert aber ab:

b) *interruptum* De Candolle. Der Stengel ist höher, oft ährig; die spigen Blätter laufen am Stengel nicht herab; die achselständigen, vielköpfigen, kleinen Aehren bilden eine lange, unterbrochene Aehre. Diese Form findet sich in Chili und Brasilien.

c) *sabulosum* De Candolle. Der Wurzelstock treibt lange Wurzeln; der Stengel ist klein, vielköpfig; die Aehre ist ein wenig unterbrochen. So am Meere in der brasilianischen Provinz Bahia.

68) *Gn. falcatum* Lamarek. Die ganze Pflanze ist weißwollig; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere aufrechte oder aufsteigende einfache Stengel; die grundständigen Blätter sind fast spatelig, stumpf, aufrecht, die stengelständigen gehäuft, sichelförmig-gebogen, oft gefaltet, ziemlich stumpf; die in den oberen Blattwinkeln gedrängt stehenden, ungestielten Köpfchen bilden eine am Grunde unterbrochene Aehre; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind linealisch, glänzend, kahl, an der Spitze röhrlig. Hierher soll nach De Candolle *Gn. chilense* Hooker und Arnott gehören.

Sie wächst in Südamerika und ist ausdauernd. Von den Blüthen sind 20—25 weiblich und die fünf mittelständigen zweigeschlechtlich. Es lassen sich von dieser Art vier Formen unterscheiden:

a) Der Stengel ist ährig; die Blätter sind bogenförmig; die Aehren kurz; die Schuppen des Hauptfelds weiß-röhrlig. Diese Abart findet sich in Monte Video.

b) Der Stengel ist vielköpfig, aufsteigend; die Blätter sind bogenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind rosenroth, an der Spitze hellroth. So bei Quillota in Chili.

c) Die Stengel sind vielköpfig, aufrecht; die unteren Blätter sind länglich-spateilig, die wenigen oberen bogenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind rosenroth, an der Spitze hellroth. Diese Form wächst gleichfalls bei Quillota an Flüssen zwischen Steinen.

d) Der Stengel ist einzeln, einfach; die Aehre ist länglich, ununterbrochen; die Blätter sind nicht sichelförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind blasroth. So auf Wiesen und in Sträuchern bei Quillota.

69) *Gn. stachydifolium* Lamarek. Die ganze Pflanze ist weißwollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach; die Blätter sind lanzettlich, am Grunde verschmälert, an der Spitze mit einer schwarzen Stachelspitze, beiderseits gleichfarbig; die Köpfchen stehen in den obersten Blattwinkeln fast ährenförmig und bilden eine eiförmig-längliche, am Grunde kaum unterbrochene Aehre; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind braun, kahl, zugespitzt.

Die Heimath dieser Art ist Monte Video. Sie ist ausdauernd, faun einen Fuß hoch und hat 2—3 Zoll lange und 5—6 Linien breite Blätter. Die Köpfchen sind größer und brauner als an *Gn. Chamissonis*. Von den zahlreichen Blüthen sind fünf zweigeschlechtlich.

70) *Gn. Chamissonis De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, fast aufrecht, einfach, locker grauwollig; die Blätter sind linealisch-länglich, flachelspizig, am Grunde verschmälert, die oberen linealisch, oberseits weichhaarig, unterseits locker grauwollig; die Köpfechen stehen in den oberen Blattwinkeln fadenförmig und bilden eine am Grunde unterbrochene Aehre; die Schuppen des länglichen Hauptfelds sind lachl, zugespitzt, rötlich. Hierher gehört *Gn. stachydifolium Leaning.*

Das Vaterland dieser Art ist Chili. Sie ist ausdauernd und hat 7—9 Linien lange, 1—1½ Linien breite Blätter, eine 2—3 Zoll lange Aehre und 2—3 zweigeschlechtliche Blüten in jedem Köpfechen.

71) *Gn. Berterianum De Candolle.* Die ganze Pflanze ist weißwollig; der Stengel ist aufrecht, am Grunde ästig, nach Oben ziemlich einfach; die unteren Blätter sind spatelig, stumpf, kaum kurz flachelspizig, die oberen sind länglich, beiderseits gleichförmig; die Köpfechen stehen in den oberen Blattwinkeln gedrängt und bilden eine ästige, unterbrochene Aehre; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind glänzend, lachl, rötlich, lanzettlich, spiz.

Die Heimat dieser Art ist Chili. Sie ist ausdauernd und hat einen Zoll lange, 3—3½ Linien breite untere Blätter und drei zweigeschlechtliche Blüten in jedem Köpfechen.

72) *Gn. conoideum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, weißwollig; die Blätter sind spizig, linealisch, spiz, am Rande umgerollt, dünn grauwollig; die Aehre ist endständig, gedünelt, beblättert, eiförmig-kegelig; die Köpfechen sind ungefielt, glodenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind spizlich, rötlich.

Diese ausdauernde Art wächst in Mexico. Ihre Blätter sind ungefähr 1½ Zoll lang, eine Linie breit; an zweigeschlechtlichen Blüten sind 15 vorhanden, die übrigen sind weiblich.

73) *Gn. consanguineum Gaudichaud.* Die Stengel sind krautartig, einfach, aufrecht, weißwollig; die unteren Blätter sind spatelförmig, stehend, flachelspizig, oberseits ziemlich lachl, unterseits angedrückt-graubaarig; die länglichen, ungefielten Köpfechen stehen einzeln in den oberen Blattwinkeln und bilden eine eiförmige oder längliche, am Grunde kaum unterbrochene Aehre; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, bräunlich, spiz, lachl.

Diese ausdauernde Art wächst auf den Inseln der Südsee; sie ist 2—3 Zoll hoch und mit *Gn. spicatum* nahe verwandt, hat aber eine einfache Aehre.

74) *Gn. affine D'Urville.* Der Stengel ist krautartig, am Grunde ästig, niederliegend, bald aufsteigend und nebst den Blättern locker grauwollig; die ungefielten Blätter sind länglich, am Grunde verschmälert, an der Spitze stumpf und bisweilen mit einer schwärzlichen Schwiele versehen; die eiförmigen, in Welle eingebühten Köpfechen stehen zwischen den Blättern an der Spitze des Stengels; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, spiz, an der Spitze lachl, braun.

Diese auf Hügel der Südseeinseln häufig vorkommende Art ist einjährig.

75) *Gn. pyramidale Petit Thouars.* Die Pflanze ist krautartig; die Stengel sind einfach; die Blätter sind länglich-spatelig, flachelspizig, spiz; die Köpfechen stehen in einer beblätterten Aehre. Hierher gehört *Gn. Thouarsii Sprengel.*

Sie wächst an sonnigen Stellen der Insel Tristan d'Algarve häufig.

76) *Gn. lagineum De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht oder aufsteigend, angedrückt-wollig-grau; die stehenden Blätter sind linealisch oder linealisch-lanzettlich, spiz, zu beiden Seiten angedrückt-wollig-grau; die Aehre ist endständig, unterbrochen, beblättert; die Knäuelchen stehen in den Blattwinkeln ziemlich gedrängt und sind weit kürzer als das Blatt; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, sehr spiz, purpurroth.

Diese Art ist einjährig und wächst in Brasilien in der Provinz Rio-Grande. An weiblichen Blüten sind ungefähr 20, an zweigeschlechtlichen vier vorhanden. Die Blätter sind 1½ Zoll lang und 2 Linien breit.

77) *Gn. simpliciale Willdenow.* Der Stengel ist krautartig, einfach, hoch; die Blätter sind fast spatelig-lanzettlich-linealisch, oberseits flachelspizig, unterseits weiß-schülterig-flig; die achselständigen Knäuelchen sind unterseits unterbrochen, an der Spitze ährenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind spiz, glänzend.

Diese Art wächst in Guyana.

78) *Gn. boccosum De Candolle.* Die Stengel sind aufrecht, einfach, wollig-flig; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, oberseits in der Jugend spinnwebig-wollig, zuletzt fast lachl, unterseits wollig-flig; die unteren am Grunde stielartig verschmälert, die oberen schwierig-flachelspizig; die an der Spitze der Aehren gedrängt stehenden Köpfechen bilden eine zusammengesezte, unterbrochene Aehre; die Schuppen des Hauptfelds sind hellroth, ganz lachl, lanzettlich, sehr spiz.

Diese Art kommt in Brasilien und zwar in der Provinz St. Paulo vor. Der Stengel ist 1—1½ Fuß hoch; die unteren Blätter sind 1½ Zoll lang, 5 Linien breit.

79) *Gn. americanum Miller.* Der Stengel ist krautartig, einfach, aufrecht, flig; die grundständigen Blätter sind lanzettlich-zungenförmig, schwach wellenförmig, oberseits lachl oder spinnwebig, unterseits weißlich-grau oder weiß-flig; die achselständigen, gedünelten Köpfechen stehen in Aehren; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, trockenhäutig, an der Spitze rötlich, stumpflich. Hierher gehört *Gn. obtusifolium Sprengel.*

Diese ausdauernde Art kommt in Jamaica, St. Domingo und Mexico vor.

80) *Gn. apachelatum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist aufrecht oder fast aufsteigend, einfach oder an der Spitze rispig-ästig, silberweiß-wollig; die Blätter sind länglich oder linealisch, flachelspizig, stehend, oberseits weichhaarig, unterseits silberweiß-wollig; die in den Blattwinkeln gedrängt stehenden Köpfechen bil-

den eine etwas unterbrochene, fast ähige, von Blättern begleierte Aehre; die Schuppen des länglichen Hauptfells sind linealisch, am Grunde grünlisch, an der Spitze röthlich, spiz.

Von dieser andauernden, in Amerika einheimischen Art unterscheidet De Candolle drei Formen:

- a) *legitimum* mit aufsteigendem, einfachem Stengel, linealischen Blättern, 20—25 Schuppen des Hauptfells, 4—5 zweigeschlechtlichen und ungefähr 60 weiblichen Blüten. So in Merico.
- b) *rectum* mit aufrechtem Stengel, fast spatuligen unteren und länglich-linealischen oberen Blättern, 15—20 Schuppen des Hauptfells, 3—5 zweigeschlechtlichen und 30—40 weiblichen Blüten. Diese Abart findet sich gleichfalls in Merico.
- c) *chilense* mit aufsteigendem, sehr ähigem Stengel, länglich-spatuligen Blättern, 15—20 Schuppen des Hauptfells, drei zweigeschlechtlichen und 15—20 weiblichen Blüten. Hierher gehört *Gn. retusum*? Poeppig. So in Chili.

81) *Gn. pensilvanicum Willdenow*. Der Stengel ist krautartig, spinnwebig-wollig, aufrecht; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-lanzettlich, oberseits ziemlich kahl, unterseits spinnwebig-wollig, die unteren spatelig und in den Blattfiedeln verschmälert, die oberen etwas spiz; die unteren Köpfchen stehen in den Blattwinkeln büschelig, die oberen sitzen und bilden zusammen eine bald zusammenhängende, bald unterbrochene Aehre; die Schuppen des Hauptfells sind linealisch, spiz, am Grunde grünlisch, an der Spitze röthlich. Hierher gehören *Gn. spathulatum Lamarck* und *Gn. americanum Willdenow*.

Diese einjährige Art wächst in Pensylvanien und Virginia.

Zweite Section. Euchiton De Candolle.

Die Köpfchen sind vom Rande her ein wenig zusammengedrückt. Die röthlichen Schuppen des Hauptfells sind am Grunde von blattartigen Deckblättern bisweilen umgeben. Die Köpfchen sind geknauelt, end- oder seitlichständig. Die zu dieser Section gehörigen Arten wachsen in Australien.

82) *Gn. gymnocephalum De Candolle*. Die Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach, filzig; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, oberseits kahl, unterseits schneeweiss-filzig, die grundständigen am Grunde verschmälert, die stengelständigen sitzend, am Rande umgerollt; die Köpfchen stehen in einem endständigen, nackten oder von einem Deckblatte umgebenen Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind trockenblättrig-durchscheinend, kaum spiz.

Diese Art wächst in Neu-Holland in der Nähe von Port-Jackson. Von dem ähnlichen *Gn. collinum* unterscheidet sie sich durch die nicht herablaufenden, am Rande deutlich umgerollten Blätter und das meist deckblattlose Knäuelchen.

83) *Gn. collinum Labillardiere*. Die Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach, filzig; die Blätter sind

lanzettlich-linealisch, oberseits kahl, unterseits schneeweiss-filzig, die grundständigen am Grunde verschmälert, die stengelständigen laufen ein wenig am Stengel herab; die Köpfchen stehen in end- oder selten achselständigen, von 1—2 Blättern umgebenen Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind trockenblättrig-durchscheinend, kaum spiz. Hierher gehört *Euchiton collinus Cassini*.

Die Pflanze findet sich auf Bag, Diemenland und in Neu-Holland am Port-Jackson.

84) *Gn. simplex Richard und Lessou*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, filzig; die Blätter sind lang-lanzettlich, ziemlich stumpf, haben aber eine aufgesetzte Stachelspize, oberseits spinnwebig-wollig, unterseits graufilzig, die grundständigen am Grunde verschmälert, dreifaltig-generiert, die stengelständigen sitzend, einnervig; die Köpfchen stehen in den Knäuelchen, von denen das eine endständig und von zwei Deckblättern umgeben ist, die beiden anderen achselständig und von einem Deckblatte umgeben sind; die Schuppen des Hauptfells sind trockenblättrig-durchscheinend, kaum spiz. Hierher gehört vielleicht *Gn. lanatum Forster*.

Die Pflanze ist einjährig, sußholz und wächst in Neu-Seeland und auf der Insel Norfolk.

85) *Gn. Cunninghamii De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, ganz einfach, aufrecht, weißwollig; die Blätter sind oberseits kahl, unterseits graufilzig, die unteren sind lanzettlich, am Grunde verschmälert, die oberen sitzend, linealisch, sämtliche schwelzig-knadelspizig; die in den oberen Blattwinkeln sitzenden Köpfchen bilden unterbrochene Aehren; die Schuppen des Hauptfells sind gelblich-roth, durchscheinend, linealisch, stumpf. Zu dieser Art wird *Gn. lanatum Forster* gleichfalls, aber wahrscheinlich mit Unrecht, gezogen.

Sie ist einjährig und wächst in Neu-Seeland.

86) *Gn. involucreatum Forster*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, seidig-filzig; die Blätter sind lang linealisch flach oder am Rande umgerollt, zugespitzt, oberseits ganz kahl, unterseits seidig-filzig, die grundständigen am Grunde verschmälert, die stengelständigen halb-umfassend, die blüthenständigen überragen die dicht gedrängten, fast kugelförmigen Knäuelchen der Blütenköpfchen; die Schuppen des Hauptfells sind länglich, durchscheinend, röthlich, ziemlich spiz.

Diese in Neu-Seeland, Neu-Holland und auf der Insel Norfolk einheimische Art ist andauernd und kommt in folgenden beiden Abarten vor:

- a) *simplex* mit einfachem Stengel und schmal linealischen Blättern. Hierher gehören als Synonyme *Gn. involucreatum Richard*, *Gn. sphaericum Willdenow* und *Euchiton Forsteri Cassini*.
- b) *ramosum* mit ähigem Stengel und einnervigen Blättern. Hierher gehören als Synonyme *Gn. sphaericum Sieber*, *Gn. hemisphaericum Hornemann*, *Gn. globosum Desfontaines* und *Euchiton pulchellus Cassini*.

87) *Gn. cephaloides Willdenow*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, kaum ähig; die Blätter sind lan-

zeitlich-linealisch, zugespitzt, dreinervig, oberseits fahl, unterseits grau-seidenhaarig, die Köpfchen stehen in einem endständigen, fast kugelförmigen, von den blüthenständigen Blättern umgebenen Knäuelchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, durchscheinend, röthlich, ziemlich spitz. Hierher gehören *Gn. globosum* Hornemann, *Gn. Willdenowii* Dietrich und vielleicht auch *Gn. asteroides* Balbis.

Sie ist ausdauernd und wächst in Neu-Holland. 88) *Gn. decipiens* De Candolle. Die Stengel sind krautartig, niedrig, langwellig; die Blätter sind linealisch, spitz, am Grunde ein wenig verschmälert, zu beiden Seiten flügelig; die fast sitzenden, büscheligen Köpfchen sind von Deckblättern umgeben. Hierher gehört *Euchiton decipiens* Cassini.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

89) *Gn. moschatum* A. Cunninghamham. Die ganze Pflanze ist wollig, schmutzig-weiß; der Stengel ist vom Grunde an ählig, die Aeste sind aufsteigend, fast einfach und bis zur Spitze beblättert; die sitzenden Blätter sind länglich oder länglich-linealisch, ziemlich stumpf, einnervig; die sitzenden, eiförmigen, kleinen, wenigblüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste zwischen den Blättern in einem kugelförmigen Knäuelchen; die Schuppen des Hauptfelds sind röthlich, durchscheinend, ziemlich spitz.

Die lebende Pflanze verbreitet einen starken Rosengeruch; sie ist einjährig und wächst in Australien.

90) *Gn. Catipos* De Candolle. Diese Art ist zwar halbstrauchig, aber ganz niedrig, von einem grauen angedröhten Filze glänzend; die sitzenden, gehäuftsten Blätter sind verkehrt-eiförmig, stumpf oder schwach ausgerandet; die endständigen, ungetheilten Köpfchen stehen meist zu drei beisammen; die Schuppen des verkehrt-eiförmigen Hauptfelds sind länglich, stumpf, an der Spitze weiß-trockenhäutig und mit den Scheibenblüthen gleichlang.

Sie wächst auf Van Diemens-Land, ist ausdauernd und stimmt in der Tracht mit *Antennaria dioica* überein. Von den 20 Blüthen sind 15 weiblich und 5 zweigeschlechtlich. Der Fruchtkelch ist einreihig, borstenförmig. Die Fruchtkapseln sind weißlich.

Unvollständig bekannte Arten.

a) Australische Arten.

91) *Gn. ? acuminatum* Link. Diese Art ist straufig, ihre Aeste sind weichhaarig, ihre Blätter sind lanzettlich-linealisch, sehr lang spitz, oberseits fahl, unterseits dünn flügelig; die cylindrischen Köpfchen stehen in Ebensträußen; die Schuppen des Hauptfelds sind ganz stumpf.

Sie wächst in Neu-Holland und am Cap der guten Hoffnung.

92) *Gn. ? trinerve* De Candolle. Die Pflanze ist straufigartig; die sitzenden Blätter sind lanzettlich, dreinervig, unterseits silberweiß; die Rispe ist ebensträufig, endständig, locker.

Diese in Neu-Seeland einheimische Art mit länglicher Frucht, federigen Pappus und nacktem Blüthenboden gehört vielleicht einer andern Art an.

H. Unschl. I. Bd. 2. 1. Erste Section. LXXI.

b) Auf den Sandwichsinseln vorkommende Art.

93) *Gn. sandwicensium* Goudichaud. Der Stengel ist ählig und nebst den linealisch-lanzettlichen, fast spatuligen Blättern flügelig-wellig; die Ebensträuße sind endständig.

c) Amerikanische Arten.

94) *Gn. peruvianum* Sprangel. Der Stengel ist krautartig; die Blätter sind linealisch, oberseits förmig-rauh, unterseits weichflügelig; die Köpfchen sind gehäuft ebensträufig, gelblich. Hierher gehört *Gn. asperum* Persoon.

Diese Art wächst in Peru.

95) *Gn. ? Lycopodium* Persoon. Der Stengel ist holzig, sehr ählig; die flügeligen Enden der Aeste stehen sternförmig.

Diese in ihrer Stellung sehr zweifelbaste Art wächst an der Nagelhaarsstraße.

96) *Gn. bracteatum* Willdenow. Der Stengel ist einfach, sehr niedrig; die Blätter und Deckblätter sind spatelig, fadenförmig, oberseits fahl, unterseits dünnwellig; die Köpfchen stehen in einem endständigen, von einem breiten Deckblatte umgebenen Knäuelchen. Hierher gehören als Synonyme *Gn. involucreatum* Lamarck, oder nicht Forster's gleichnamige Pflanze und *Erax spatulata* Persoon.

Diese wahrscheinlich ausdauernde Art wächst in Monte Video.

97) *Gn. unicolorum* Lamarek. Der Stengel ist krautartig, ganz einfach, vom Grunde bis zur Spitze beblättert; die Blätter stehen gedrängt, fast nachziegelig und sind eiförmig-lanzettlich, kurz, oberseits grün, dreifurchig, unterseits flügelig, die unteren sind umgebogen; das Köpfchen ist endständig, sitzend; die Schuppen des Hauptfelds sind außenflügelig, an der Spitze trockenhäutig.

In der Tracht stimmt diese ausdauernde, in Peru einheimische Art mit *Conyza* überein.

98) *Gn. montevidense* Sprengel. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, einfach, wollig; die zerstreuten, stengelumfassenden Blätter sind spatelig-lanzettlich-linealisch, ziemlich spitz, flach, wollig; die Köpfchen sind gehäuft, endständig, sitzend; die Schuppen des Hauptfelds sind gelb.

Sie findet sich in Monte Video.

d) In der alten Welt vorkommende Arten.

99) *Gn. ? sinuatum* Loureiro. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die Aeste sind aufsteigend; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, bucklig, gezähnt, zu beiden Seiten behaart; die Köpfchen stehen in einer endständigen Rispe; die Schuppen des Hauptfelds sind häutig, roth.

Diese vielleicht zur Gattung *Blumea* gehörige Art wächst in Cochinchina.

100) *Gn. japonicum* Thunberg. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die Blätter sind linealisch-schwertförmig, locker, unterseits schneeweiß; die ungetheilten, purpurrothen Köpfchen stehen in endständigen Knäuelchen.

Sie ist einjährig und wächst in Japan in der Nähe von Nagasaki.

101) *Gn. tenuifolium Vahl*. Der Stengel ist krautartig; die Blätter sind gebüßt, linealisch, ganz schmal, spitz, abstehend, nach Unten umgerollt und nebst den Aesten weisswollig; die endständigen Köpfe stehen in Trugdolden; die Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, gelblich.

Die Heimath dieser Art ist Madagascar.

102) *Gn. cicutariastrum Vahl*. Die Blätter sind linealisch-lanzettlich, gefielt; der Stengel ist zusammengefasst und zusammengebrängt.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung.

103) *Gn. lasiocaulon Link*. Die ganze Pflanze ist filzig; die Blätter sind linealisch, spitz, gekrümmte; die gefielten Köpfe stehen in büschelförmigen Stengeltrauben; die Schuppen des Hauptfelds sind weiss, spitz.

Diese krautartige Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist schneeweiss-filzig, oberwärts mässig. Die Blätter sind 6 Linien lang, 2 Linien breit, zu beiden Seiten filzig und grün.

104) *Gn. rufescens Poir.* Der Stengel ist halbkrautig, niedrig, mässig; die Blätter sind linealisch, schmal, filzig, zusammengefasst; die endständigen Köpfe stehen gefädelt; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, röthlich, stumpf.

Sie wächst in Kleinasien.

105) *Gn. kurzense Martius*. Die ganze Pflanze ist mässig-filzig; die Blätter sind gebüßt, linealisch, grau, halbstengelumfassend, aufrecht; der Stengel ist endständig, vielköpfig. Hierher gehört *Gn. fruticosum Forsk.*

Diese Art wächst auf dem Berge Kurma in Arabien.

*) Arten mit unbekanntem Vaterlande.

106) *Gn. nitidum Hornemann*. Der Stengel ist einfach; die Blätter sind spatell.-linealisch, oberseits glänzend, unterseits schneeweiss-seidenhaarig; die Aehren sind endständig, gefädelt. — Sie ist einjährig.

107) *Gn. pumilum Willdenow*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, filzig; der Hauptfeld ist cylindrisch-halbkreisförmig; die Schuppen sind stumpf. — Sie ist halbkrautig.

108) *Gn. conicum Willdenow*. Die Blätter sind linealisch-lanzettlich, filzig; die Blüthenstiele sind mit einigen Schuppen besetzt; die Hauptfelds sind kegelförmig, die Schuppen derselben abgerundet. — Sie ist halbkrautig.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodrömus sind folgende Arten dieser Gattung bekannt gemacht:

109) *Gn. radicans Benth.* Die Pflanze ist grau-filzig, niedrig, rasenförmig; die Blätter sind verkehrt-eiförmig oder länglich, stumpf; das Köpfchen ist einzeln, ungefielt, weiss glodenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind schmutzig weiss, linealisch-länglich, stumpflich, strahlend, länger als die Scheibenblüthen; die Achänen sind fast.

Diese ausdauernde Art wächst in Mexico in einer Höhe von 12,000 Fuß. In der Tracht stimmt sie mit *Evax pygmaea* ab, sonst scheint sie mit *Gnaph. depressum* verwandt zu sein, aber ihre Blätter sind nicht linealisch. Die ganze Pflanze ist $\frac{1}{2}$ oder kaum 1 Zoll hoch, ihre Blätter sind 3 Linien lang, $1\frac{1}{2}$ Linien breit, zu beiden Seiten von einem kurzen Filze grau, am Grunde ziemlich lang verschmälert und bedecken sich dachziegelig; die Köpfe haben einen Durchmesser von 6 Linien; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind 3 Linien lang, meist stumpf oder die inneren etwas spitz; die zahlreichen weiblichen Blüthen sind südenförmig, der zweigeschlechtlichen sind nur wenige; der Federfeld aller Blüthen ist dorfzig, kaum etwas rauh.

110) *Gn. pilophyllum Meyen und Walpers*. Der Stengel ist krautartig, einfach, lach oder sehr fein weichhaarig; die Blätter laufen am Stengel herab und sind verkehrt-eiförmig-lanzettlich, lang verschmälert, an der Spitze abgerundet, fächerförmig, zu beiden Seiten lach, die oberen sind verlängert-linealisch, die obersten spinnwebig; der Stengel ist endständig, zusammengefasst, gefädelt; die Köpfe sind glodenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf, schneeförmig.

Diese ausdauernde Art wächst in Chili. Der Stengel ist 2 Fuß hoch. Die unteren Blätter sind 2 Zoll lang und 3—4 Linien breit, die mittleren 2, die obersten 1 Linie breit, lach oder sparsam spinnwebig, die obersten etwas filzig.

111) *Gn. lacteum Meyen und Walpers*. Der Stengel ist ausgebreitet, rasenartig-niederliegend; die Blätter sind eiförmig, am Grunde verschmälert, stumpf, sitzend, gebüßt; die ungefielten, endständigen Köpfe stehen meist zu drei beisammen; die Schuppen des glodenförmigen Hauptfelds sind verkehrt-eiförmig, stumpf, schneeweiss.

Diese Art ist ausdauernd und wächst in Peru in einer Höhe von 14—17,000 Fuß. Die ganze Pflanze ist von einer sehr dichten, schneeweissen Wolle bedeckt; die Blätter sind 4 Linien, die grundständigen fast einen halben Zoll lang, 1—2 Linien breit; die Schuppen des Hauptfelds sind durchscheinend, schneeweiss; die Stengel sind nur 3 Zoll lang, niederliegend, an der Spitze dicht belüftet, weshalb die Köpfe gleichsam von dem Blättern eingehüllt sind. Sie scheint mit *Gn. candidissimum Lamarck* nahe verwandt zu sein.

112) *Gn. antarcticum Hooker (der Eohn)*. Die Pflanze ist niedrig und ganz lach; der Stengel ist am Grunde niederliegend, belüftet, nach Oben aufrecht, schlank, gekrümmte und spärlich belüftet; die Köpfe sind ziemlich groß; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, zugespitzt, trockenbändig, ganz lach, glänzend, bläubraun; der Federfeld ist am Grunde ein wenig behaart; die Achänen sind ganz lach.

Diese nur 1—2 Zoll hohe Art wächst auf dem Falklandinseln und ist ausdauernd. Ihre Blätter sind etwa $\frac{1}{2}$ Zoll lang, abstehend, schmal-verkehrt-eiförmig-spatell, ganzrandig, ziemlich spitz, brüderseits grün, im trocknen Zustande bräunlich.

113) *Gn. marcescens* Wight. Diese Art ist krautig und fast vom Grunde an ausgebreitet, die Aeste sind aufsteigend, rundlich, unterwärts mit zahlreichen, verwellten Blättern besetzt; die trockenen Blätter sind am Rande umgerollt linealisch-pfriemlich, die grünen schmal-lanzettlich, oberseits fahl, grün, unterseits filzig, an den blüthentragenden Aestchen zerstreut und nicht herablaufend; die Köpfechen stehen an der Spitze der fast baldigen Aestchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfeldes sind eiförmig-lanzettlich, am Grunde wollig, nach der Spitze zu schwarzweiß-trockenhäutig; die Randblüthen stehen in zwei Reihen; die Griffel ragen nicht hervor; die Achänen sind verkehrt-eiförmig, weichhaarig; der Fiederfisch ist einseitig, raub.

Diese Art wächst in Ostindien am dem Nilgipfel-Gebirge.

114) *Gn. Petitionum* A. Richard. Der Stengel ist zwei Fuß hoch, ästig; die Aeste sind aufrecht, rutenförmig, rundlich, fein filzig; die wechselseitigen, entfernt stehenden, ungeheulten Blätter sind länglich-lanzettlich, spitz, oberseits dünn weichhaarig (im jungen Zustande beiderseits grau-filzig), unterseits grau-filzig, am Grunde herablaufend und am Stengel ziemlich hervorragende Flügel bildend; die kleinen Köpfechen stehen in einem ästigen, ziemlich dichten, vielköpfigen Endstrauße; die Schuppen des verkehrt-eiförmig-länglichen Hauptfeldes sind trockenbäutig, gelblich, stumpf, fahl oder kaum am Rande gewimpert und dessen sich dachziegelig; die Blüthen sind mit Ausnahme der einzigen zweigeschlechtlichen dicken mittelhändigen sämtlich weiblich, schlank, an der Spitze öfters fäufspaltig und haben dicke, drüsige Zipfel.

Die Heimath dieser Art ist Habessinien.

115) *Gn. auriculatum* A. Richard. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig; die Aeste sind rutenförmig, stielrund, fein filzig; die wechselseitigen stehenden Blätter sind stengelumfassend, verlängert-lanzettlich, spitz, oberseits fahl, unterseits grau-filzig, am Grunde in zwei stumpfe Decken verlängert; die kleinen Köpfechen stehen in einem endständigen, ästigen, gedrängtblüthigen Endstrauße; die dachziegelig stehenden Schuppen des fast stielrunden Hauptfeldes sind aufrecht, trockenbäutig, ziemlich stumpf, die inneren länger und fahl; die röhrig-fadenförmigen, zahlreichen Strahlblüthen stehen in mehreren Reihen, die 3—5 zweigeschlechtlichen Scheibenblüthen sind dicker; die Borsten des Fiederfeldes sind weißlich, glänzend, ein wenig raub.

Das Vaterland dieser Art ist gleichfalls Habessinien.

116) *Gn. melanocephalum* C. H. Schultz. Der Stengel ist vom Grunde an ästig; die Aeste sind aufsteigend, spannenlang, stielrund, grau-filzig; die wechselseitigen Blätter sind spatelig-länglich, stumpf, am Grunde verschmälert, beiderseits grau-filzig; die kleinen Köpfechen stehen in einem dichten, kopfförmigen Endstrauße; die röhrlischen Schuppen des fast stielrunden Hauptfeldes stehen fast reichlich, die äußeren sind kürzer, eiförmig-spitz, die inneren lanzettlich, etwas kumpf; die zahlreichen äußeren Blüthen sind weiblich, die 3—4

mittelhändigen zweigeschlechtlich; die stielrunden Achänen sind unbehaart, aber mit einigen Drüsen besetzt.

Diese Art wächst in Habessinien und ist vielleicht einjährig.

117) *Gn. luteo-fuscum* B. Webb. Die ganze Pflanze ist weißlich-wollig; die Wurzel ist holzig, schwarz; der Stengel ist krautartig; die unteren Blätter sind spatelig, gestielt, die oberen länglich, an der Spitze spatelig, stumpflich, sitzend und ein wenig stengelumfassend; die verschiedenschönen Köpfechen stehen in ebensträußigen Trugbolben; die weiblichen Blüthen stehen in vielen Reihen, von den zweigeschlechtlichen sind nur wenige vorhanden; die Schuppen des Hauptfeldes sind trockenbäutig, fahl, sehr spitz, braungelb, zuletzt kumpflich braun; die Achänen sind schwarz, eiförmig, gerippt, fahl.

Sie kommt auf den Inseln des grünen Vorgebirges vor.

118) *Gn. Gayanum* Remy. Die Stengel sind einfach, aufsteigend, schwach kantig, weichhaarig-drüslich, aber weder filzig, noch spinnwebig; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, stumpf, flachspitzig, wellenförmig-franz, zu beiden Seiten weichhaarig-drüslich und laufen am Stengel ein wenig herab; die Köpfechen stehen an der Spitze des Stengels gehäuft; die Schuppen des eiförmigen Hauptfeldes sind fahl, glänzend, strohgelb-bräunlich, eiförmig und etwas spitz.

Diese Art wächst auf Bergen in Chili.

119) *Gn. axillare* Remy. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach oder kaum am Grunde ästig und nebst den Blättern weich-graufilzig; die grundständigen Blätter sind spatelig, stumpf, flachspitzig, die oberen sind linealisch, nicht herablaufend, flachspitzig; die furchgeheulten, einzelnen Aehren stehen in einer langen zusammengesetzten und unzerbrochenen Aehre; die äußeren Schuppen des eiförmig-länglichen Hauptfeldes sind eiförmig, spitz, die inneren länglich-linealisch, am Grunde grünlich, an der Spitze häutig, stumpf, braun.

Sie wächst in Chili.

120) *Gn. adnatum-eoides* Remy. Die ganze Pflanze ist weich-rosig-wollig; der Stengel ist krautartig, am Grunde sehr ästig; die Blätter sind länglich-linealisch, nicht herablaufend, flachspitzig, beiderseits wollig; die Köpfechen stehen in achselständigen, gestielten oder sitzenden Rudelchen; die Schuppen des von einer lockeren Wolle umgebenen Hauptfeldes sind länglich-linealisch, stumpflich, an der Spitze häutig, weißlich.

Diese Art wächst in Chili auf Bergen.

121) *Gn. serpyllifolium* Remy. Die zahlreichen Stengel sind sehr schlank, unterwärts halbstrauchig, fahl, oberwärts wollig; die kleinen Blätter sind verkehrt-eiförmig-rundlich, die oberen fast spatelig, kumpf, flachspitzig, beiderseits wollig und laufen nicht herab; die 3—5 endständigen Köpfechen stehen gehäuft; die Schuppen des Hauptfeldes sind linealisch, spitz, am Grunde strohgelb, an der Spitze schwärzlich-braun.

Die Heimath dieser Art ist Chili.

122) *Gn. apiciforme* C. H. Schultz. Aus der Wurzel entspringen mehr krautartige, spannenhohe, auf-

steigende, schlanke, behäuterte, von einer unterbrochenen Aeste begrenzte Stengel; die Blätter sind spatelig-linealisch: länglich, grau-wollig; die 3—5 cylindrischen Blütenköpfchen sitzen in den Achseln der oberen Blätter; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-lanzettlich, stumpf, schwarzbraun; von den 15 Blüthen sind 12 weiblich, fadenförmig, dreieckig, an der Spitze füsähnig und zweigabelschifflich.

Diese Art wächst im südlichen Amerika in der Nähe der Magelhaens-Strasse und ist mit *Gn. spicatum* Lamarck am nächsten verwandt, aber schon durch den nicht angedrückt sitz verchieden.

123) *Gn. prostratum* Hooker (der Sohn). Der Stengel ist niederliegend, sehr ästig, die Aestchen sind behäutert, wollig-aufsteigend, an der Spitze einförmig; die Blätter sind klein, verkehrt-eiförmig-länglich oder spatelig, stumpf, mit aufgesetzter Stachelspitze, auf der Oberfläche graubhaarig oder fast kahl, auf der Unterseite von einer lockeren oder dicht angedrückt, weichen Behaarung seidenartig; die Köpfchen sind fast sitzend oder kurz gestielt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, wollig, zugespitzt, die inneren stehen in 2—3 Reihen; der Blütenboden ist breit gewölbt, Anfangs kegelförmig.

Sie wächst auf den Inseln der Südsee.

124) *Gn. bellidioides* Hooker (Sohn). Die Stengel sind ein wenig niederliegend, aufsteigend, getheilt oder spärlich-ästig; die behäuterten Aeste gehen an der Spitze in wollige, mit Deckblättern besetzte einförmige Blütenstiele aus; die Blätter sind linealisch-eiförmig oder verkehrt-eiförmig-spatelig, stachelspitzig, oberseits wollig oder fast kahl, unterseits dicht silberweiß-wollig; die Blütenköpfchen sind wie bei der vorigen Art, welcher sie überhaupt sehr ähnlich ist.

Sie ist gleichfalls auf den Inseln der Südsee einheimisch.

125) *Gn. Lyallii* Hooker (Sohn). Der Stengel ist starr, am Grunde niederliegend, ästig, die aufsteigenden Aeste sind seidenhaarig, gefurcht, behäutert; die abstehenden Blätter sind schmal-linealisch-länglich oder lanzettlich-zugespitzt, 1—3nervig, oberseits kahl, unterseits dicht silberweiß-filzig; die Blütensträuße sind vielköpfig, die Köpfchen ziemlich gedrückt; die inneren Schuppen des Hauptfelds stehen in mehreren Reihen und sind ziemlich lang strahlenförmig; die weiblichen Blüthen stehen in vielen Reihen; der Blütenboden ist breit gewölbt.

Diese Art kommt auf den Inseln der Südsee vor und ist mit *Gn. trinerve* verwandt, aber weit größer.

126) *Gn. Keriense* A. Cunningham. Der Stengel ist niederliegend, ästig, kurz oder verlängert, die Aeste sind aufsteigend oder aufrecht, wollig und tragen an der Spitze die Blütensträuße; die Blätter sind schmal linealisch, lanzettlich oder länglich-verkehrt-eiförmig, zugespitzt oder stumpf mit aufgesetzter Stachelspitze, 1—3nervig, oberseits kahl, unterseits dicht silberweiß-filzig; die Blütensträuße bestehen aus vielen, kleinen Köpfchen; die Schuppen des Hauptfelds sind sämtlich weißlich, lang strahlenförmig; der Blütenboden ist gewölbt, ziemlich breit.

Hierher gehören *Helichrysum micranthum* A. Cunningham und vielleicht auch *Gn. dealbatum* Forster.

Diese an den kleinen Köpfchen leicht zu erkennende, auf den Inseln der Südsee einheimische Art ändert in folgender Weise ab:

b) linifolia mit sehr schmal linealisch-lanzettlichen Blättern.

c) macroleima mit breiteren, zerklüftet-gedöhnten Schuppen des Hauptfelds.

d) spatulata mit spatelförmigen Blättern und gestielten Blütensträußen.

127) *Gn. leucocephalum* Asa Gray. Die zahlreichen Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach, grau-wollig; die Blätter sind schmal-linealisch, ganz spitz, oberseits grün und von einer sehr kurzen, fast drüsigen Behaarung rauh, unterseits grau-wollig und laufen am Stengel ein wenig herab; die Köpfchen stehen in einem dichten vielköpfigen Blütenstrauße; die Schuppen des gleichförmigen Hauptfelds sind eiförmig oder länglich, stumpf, kahl, glänzend.

Diese mit *Gn. leptophyllum* verwandte Art wächst bei Santa Cruz in Merico.

128) *Gn. consoortum* Benthom. Die ganze Pflanze ist von langer dichter Wolle weiß; die Stengel sind krautartig, aufsteigend, ästig; die Blätter sind linealisch, am Grunde herzförmig-umfassend und ein wenig herablaufend, oberseits zuletzt kahl; die Köpfchen stehen endständig in dichten Knäudchen; die Schuppen des Hauptfelds sind gelblich-glänzend, stumpflich, die inneren länger als die Scheidenblüthen; die weiblichen Blüthen stehen in mehreren Reihen, der zweigabelschifflichen sind nur wenige.

Die Heimath dieser Art ist China.

129) *Gn. Sprengelii* Hooker und Arnott. Der Stengel ist krautartig; die Blätter sind auf beiden Seiten mit einer weißen Wolle besetzt, die unteren spatelig, die oberen linealisch, die abschüssigen laufen ein wenig herab; die Blütensträuße sind achsel- und endständig, gedrückt, gestielt, wenigköpfig; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, kaum spitz, glänzend, silberweiß oder bräunlich. Hierher gehört *Gn. chilense* Sprengel.

Diese einjährige Art wächst in Californien.

130) *Gn. palustre* Nuttall. Diese Pflanze ist niedrig, sehr wollig; ihr Stengel ist aufrecht, ästig; die Blätter sind spatelig-länglich oder fast linealisch, spitz, auf beiden Seiten filzig; die Köpfchen stehen in endständigen, wolgigen, am Grunde behäuterten Knäudchen; die Schuppen des Hauptfelds sind weißlich oder bräunlich, trockenhäutig, linealisch, stumpf; die Achenen sind ganz glatt oder mit sehr kleinen rauen Punkten besetzt. Die Heimath dieser Art ist Nordamerika.

131) *Gn. gossypinum* Nuttall. Diese Art ist einjährig, weiß-flockig-wollig; der Stengel ist fast einfach, aufrecht; die grundständigen Blätter sind spatelig-lanzettlich, spitz, die stengelständigen linealisch, zugespitzt, sitzend, nach dem Grunde zu verschmälert; die ungetheilten, endständigen Köpfchen stehen gedrückt; die Schuppen

des eiförmigen Hauptfelds sind gelblich, eiförmig oder eiförmig-länglich, stumpf.

Sie wächst im Oregon-Gebiete in Nordamerika.

132) *Gn. microcephalum Nuttall*. Die ganze Pflanze ist dicht wollig; der Stengel ist am Grunde wahrscheinlich halbstreulich, aufrecht, einfach; die Blätter sind lanzettlich, bespitzt, sitzend, nach dem Grunde zu schmaler, sämmtlich einander fast gleich; die eiförmigen Köpfe stehen in einer kurzen Aehre geknauelt; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, spitz, weiß.

Die Heimath dieser Art ist Californien.

133) *Gn. nuttallianum Nuttall*. Diese Art ist ausdauernd, krautartig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, stielrund, klotzig, weichhaarig; die Blätter sind länglich-spätelig, stumpf, stachelspitzig, die oberen schmaler, sitzend, aber nicht herablaufend; die länglichen Köpfe stehen in den oberen Blattwinkeln und bilden eine kurze, zusammenhängende, dichte, längliche Aehre; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich oder linealisch, spitz und an der Spitze braun.

Sie wächst in Californien und unterhalb der Rocky mountains in Nordamerika.

134) *Gn. depressum Nuttall*. Diese Art ist genau wollig, hängellos, rasenförmig; die Blätter sind linealisch, stumpf, meist lahl; das ungeheißte, gloedenförmige Köpfe steht einzeln; die Schuppen des Hauptfelds sind bräunlich, länglich, spitz; die Achänen sind wollig.

Sie kommt am Gipfel des Berges Wichincha in Südamerika vor.

135) *Gn. alienum Nuttall*. Die unfruchtbaren Aeste sind kurz, dicht-rasenförmig, die fruchtbaren verlängert, schlank, einfach und nebst den Blättern weißwollig; letztere sind linealisch-spätelig, die oberen linealisch; die am Grunde sehr dicht wolligen Köpfe stehen in einer endständigen, unterbrochenen Aehre; die Schuppen des cylindrischen, am Grunde verschmälerten, schön rosenrothen Hauptfelds sind spitz, aufrecht und decken sich nachgiebig.

Die Heimath dieser Art ist Chili.

Außer den hier angeführten Arten sind noch viele andere als zur Gattung *Gnaphalium* gehörig beschrieben worden, welche aber nach sorgfältiger Sichtung anderen Gattungen einverleibt werden müssen. Ueberhaupt kommen hier, wenn man *Illoga* und *Omalotheca* als eigene Gattungen ansieht, folgende 32 Genera in Betracht: *Achyrocline*, *Anaphalis*, *Anaxeton*, *Antennaria*, *Blumea*, *Chevreulia*, *Cladochaeta*, *Diotis*, *Elytropappus*, *Eriophaera*, *Erythropogon*, *Evax*, *Facelia*, *Filago*, *Helichrysum*, *Illoga*, *Lasiopogon*, *Leontoxys*, *Leontopodium*, *Leyssera*, *Lucilia*, *Metalsia*, *Monoteles*, *Omalotheca*, *Ozothamnus*, *Pentzia*, *Petalacte*, *Phagnalon*, *Pterocaulon*, *Schizogyne*, *Stenocline* und *Trichogyne*. Von diesen sind einige in diesem Werke bereits bearbeitet, andere gehören zu Gattungen, welche gar nicht als Mitglieder der *Gnaphalien* angesehen werden können, so daß nur die den echten *Gnaphalien* angehörenden Gattungen hier Berücksichtigung finden. Einige derselben, z. B. *Anaxeton*, *Antennaria*,

Illoga, *Filago*, *Leontopodium*, wurden von früheren botanischen Schriftstellern als mit *Gnaphalium* identisch betrachtet und deshalb nicht besonders bearbeitet; sie sind daher hier nachgeholt. Dagegen führen wir die Arten solcher Gattungen, welche nicht zu den *Gnaphalien* gehören, nur dem Namen nach an; dies sind *Gnaphalium solidaginoides Poiret* = *Blumea solidaginoides*, *Gnaph. calycinum Poiret* = *Chevreulia stolonifera*, *Gnaph. lycopodioides d'Urville* = *Chevreulia lycopodioides*, *Gnaph. legitimum Steudel* = *Diotis maritima*, *Gnaph. astericiflorum Lamarck* = *Evax astericiflora*, *Gnaph. retusum Lamarck* = *Facelia apiculata*, *Gnaph. Commersonii Sprengel* = *Lucilia acutifolia*, *Gnaph. frigidum Poeppig* = *Lucilia chilensis*, *Gnaph. dentatum Linné* = *Pentzia flabelliformis*, *Gnaph. conyzoides Lamarck* und *Gnaph. sordidum Linné* = *Phagnalon sordidum*, *Gnaph. undulatum Wallich* = *Pterocaulon pycnostachyum*, *Gnaph. virgatum Linné* = *Pterocaulon virgatum*, *Gnaph. compressum Poiret* und *Gnaph. multiflorum Poiret* = *Schizogyne sericea*, sowie *Gnaph. leysseroides Desfontaines* = *Leyssera capillifolia*, *Gnaph. redolens Forster* = *Monoteles redolens De Candolle* und *Gnaph. cylindrostachyum Wallich* = *Monoteles spicatus Labillardiere*. Von diesen gehören wiederum die Gattungen *Blumea*, *Evax*, *Monoteles*, *Phagnalon*, *Pterocaulon*, *Schizogyne* zu den *Asteroiden*, *Chevreulia*, *Facelia*, *Lucilia* zu den *Rutifacien* und endlich *Diotis* und *Pentzia* zu einer Unterabtheilung der *Enerioiden*, den *Asterisken*.

Run mögen die den *Gnaphalien* angehörigen Gattungen, deren Charakteristik bei den *Gnaphalien* bereits angegeben ist und von denen viele Arten früher zur Gattung *Gnaphalium* gerechnet wurden, hier in alphabetischer Reihenfolge Platz finden.

I. *Achyrocline De Candolle*.

(*Str. Gnaphalien* no. 46.)

* Der Blütenboden ist mit nur wenigen Fasern besetzt; die Blätter sitzen. Hierher gehört eine in Madagascar vorkommende Art.

1) *A. leptoccephala De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, sehr ästig, die Aeste sind stielrund, in der Jugend klotzig; die zerstreuten absteigenden Blätter sind linealisch, am Rande umgerollt, oberseits lahl, unterseits schwach filzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, loder, rispig; die cylindrischen Köpfe enthalten nur wenige Blüthen; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, stumpf, die inneren lang, spitz, alle reichlich gelb, lahl.

Diese Art, ein 3–4 Fuß hoher Strauch, wächst auf hohen Bergen in Madagascar. Die Blätter sind 6 Linien lang, $\frac{1}{2}$ Linie breit. Die Köpfe sind 2 Linien lang. Der Blütenboden ist sehr schmal.

** Der Blütenboden ist deutlich mit Fasern besetzt; die Blätter sitzen. Hierher gehören amerikanische Arten.

2) *A. saturoioides De Candolle*. Ein kleiner, sehr ästiger Strauch mit reichwolligen Ästen; die sitzenden Blätter sind linealisch, abstechend, kaum spitz, die stengelständigen stehen gebüschelt, die achselständigen von einander entfernt und sind oberseits spinnwebig, unterseits wollig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpf. Hierher gehört *Gnaphalium saturoioides Lamarck*.

Diese Art wächst in Brasilien und bei Monte Video. Die Blätter sind 12—15 Linien lang, eine Linie breit. Die rötlichen, sind 2½ Linien lang, fünfblättrig, unter denen sich nur eine zweigeschlechtliche befindet. Sie ändert ab:

b) *remotifolia De Candolle* mit ruthenförmigen, angebrüdt-grauflügigen Ästen, sitzenden, entfernten, abstehenden, spigen, oberseits spinnwebigen, unterseits grauflügigen Blättern, cylindrischen, an den Spitzen der Äste büschelig-gebüschelt stehenden Köpfchen und rötlichen, etwas spigen Schuppen des Hauptfelds. Hierher gehört *Gn. saturoioides Humboldt, Bonpland und Kunth*.

Diese halbstrauchige Art kommt in Neu-Granada, in der Nähe von Caracas, in Peru und in Brasilien vor. Die Blätter sind 2 Zoll lang und 1 Linie breit. Die fünfblättrigen Köpfchen sind 2 Linien lang.

3) *A. Vargasiana De Candolle* mit ruthenförmigen, grauflügigen Ästen, linealisch-lanzettlichen, sitzenden, spigen, oberseits von einer kurzen, dicken Behaarung rauhen, unterseits grauflügigen Blättern, rötlich-ebensträußigen Blütenzweigen, cylindrischen, an der Spitze der Äste büschelförmig-gebüschelt stehenden Köpfchen und ziemlich spigen, dunkelgelb gefärbten Schuppen des Hauptfelds.

Diese halbstrauchige Art sammelte Vargas in der Nähe von Caracas. Die Blätter derselben sind 1½ Zoll lang, 2—3 Linien breit, oft herabgebogen.

4) *A. Vauthieriana De Candolle* mit krautartigem, aufrechtem, einfachem, von einer fast seidenen Behaarung grauem Stengel, linealischen, schieflich-haarspitzigen, lang herablaufenden, zu beiden Seiten wollig-grauen Blättern, fünfblättrigen, cylindrischen, an den Spitzen der Äste büschelförmig-gebüschelt stehenden Köpfchen; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, gelb, etwas spig.

Diese ausdauernde Art entdeckte Vauthier in Brasilien. Die Blätter sind ziemlich aufrecht, 2 Zoll lang, 1 Linie breit und laufen flügelartig am Stengel herab. Von den Blüten sind vier weiblich, eine zweigeschlechtlich.

5) *A. flaccida De Candolle* mit halbstrauchigem, schlaffem, grauflügigem, an der Spitze rötlich-ebensträußigem Stengel, sitzenden, länglich-lanzettlichen, zu beiden Enden verschmälerten, dreifaltig-generierten, am Rande ein wenig umgerollten, oberseits spinnwebigen, unterseits grauflügigen Blättern, fünfblättrigen, an der Spitze der Äste und Ästchen büschelig-ebensträußigen Köpfchen und mit gelblich-rötlichen, zugespitzten Schuppen des Hauptfelds. Hierher gehört *Gnaphalium flaccidum Weinmann*.

Die Heimat dieser Art ist Brasilien. Die Blütenäste sind oft sehr lang; die Blätter sind 2—3 Zoll lang,

3—5 Linien breit, die schmälere kaum dreifaltig-generiert. Die Hauptfelds ändern mit gelblichen und weißlichen Schuppen ab.

6) *A. rufescens De Candolle*. Diese Art ist wahrscheinlich halbstrauchig; die Stengel sind aufrecht, rötlich-ästig, weißwollig; die Blätter laufen am Stengel herab und sind lanzettlich-linealisch, spig, am Rande ein wenig umgerollt, beiderseits reichwollig; die fünfblättrigen Köpfchen stehen büschelig-gebüschelt, rötlich; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf, rötlich. Hierher gehört *Gnaph. rufescens Humboldt, Bonpland und Kunth*.

Das Vaterland dieser Art ist wahrscheinlich Neu-Granada. Die Blätter sind ½ Zoll lang, 1½ Linien breit. Die Köpfchen sind 1½ Linien lang und enthalten zwei zweigeschlechtliche und drei weibliche Blüten.

7) *A. mathiolaeifolia De Candolle* mit krautartigem, vom Grunde an spärlich ästigem, reich-spinnwebig-wolligem Stengel, sitzenden, länglich-lanzettlichen, spigen, dreifaltig-generierten, oberseits spinnwebig, unterseits flügelwolligen Blättern, cylindrischen, fünfblättrigen, an der Spitze der fast ebensträußigen Ästchen dicht büschelförmigen Köpfchen und blasrötlichen zugespitzten Schuppen des Hauptfelds.

Diese ausdauernde Art wächst in Monte Video. Sie steht in der Mitte von *A. flaccida* und *celosioioides* und hat 1½ Zoll lange und 5 Linien breite Blätter. Die Ästchen und Deckblätter des Edenstraußes sind dicht wollig.

8) *A. celosioioides De Candolle*. Diese Art ist strauchig, niederliegend; der Stengel und die kurzen Äste sind grau-wollig; die Blätter sind elliptisch-verkehrt-eiförmig, stumpfsich, dreinervig, oberseits weiß, unterseits grau-wollig; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste in Ähren; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, spiglich, weißlich; an zweigeschlechtlichen Blüten sind drei, an weiblichen zwei vorhanden. Hierher gehören *Gnaph. celosioioides Humboldt, Bonpland und Kunth* und *Gn. laxense Willdenow herb*.

Sie wächst bei Para in Peru; ihre Blätter sind 9—10 Linien lang, 5—6 Linien breit.

9) *A. candicans De Candolle* mit krautartigem, ästigem, reichwolligem Stengel, sitzenden, lanzettlich-späteligen, spigen, beiderseits weiß-wolligen Blättern, fünfblättrigen, an der Spitze der Äste büschelig-gebüschelt stehenden Köpfchen und spigen, trockenhäutigen, gelblichen Schuppen des röhrenförmigen Hauptfelds. Hierher gehört *Gnaph. candicans Humboldt, Bonpland und Kunth*.

Diese ausdauernde Art wächst in Quito bei Tlesan und Alaua und hat 14—15 Linien lange und 3—3½ Linien breite Blätter. Von den fünf Blüten jedes Köpfchens sind vier weiblich, eine zweigeschlechtlich.

*** Die Blätter laufen am Stengel herab. Hierher gehören amerikanische Arten.

10) *A. bogotensis De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spinnwebig-wollig; die Blätter laufen am Stengel sehr schmal herab und sind linealisch,

spiz, oberseits ziemlich kahl, unterseits seidig, wollig, einnervig; die rispigen Blütenäste tragen an der Spitze die büschelig-geknäuelten Köpfchen; die äußeren und mittleren Schuppen des cylindrischen Hauptfells sind stumpf, die inneren etwas spiz. Hierher gehört *Gnaph.* bogotense Humboldt, Bonpland und Kunth.

Diese Art wächst in Neu-Granada bei Bogota und ist ausdauernd. Ihre Blätter sind 2 Zoll lang, 1 Linie breit. Die Köpfchen sind 1/2 Linien lang und enthalten zwei zweigelschlechtige und drei weibliche Blüten.

11) *A. alata* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, oberwärts ästig, gestielt und ziemlich kahl; die am Stengel herablaufenden Blätter sind schmal lanzettlich, spiz, aberig, dreifaltig, genervt, behaart; die Rispe ist endständig, ebenhäufig; die Köpfchen stehen büschelig-geknäuel; die Schuppen des Hauptfells sind stumpflich, brännlich. Hierher gehören *Gnaph. alatum* Humboldt, Bonpland und Kunth und *Gnaph. alauense* Willdenow herb.

Diese ausdauernde Art wächst in Ouito in der Nähe von Auaß. Sie hat 3 Zoll lange und 3 Linien breite Blätter. Der rispig-glockenförmige Hauptfellschirm beherbergt fünf weibliche und zwei zweigelschlechtige Blüten.

12) *A. pterocaula* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, unten einfach und ziemlich kahl, nach oben ästig und filzig; die Blätter laufen am Stengel in ziemlich breiten Flügeln lang herab und sind linealisch-lanzettlich, spiz, aberig, dreifaltig, genervt, oberseits spinnwebig, unterseits weichhaarig; die Blütenäste sind locker, fast rispig; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste in Knäueln, welche von blattartigen Deckblättern unregelmäßig umgeben sind; die Schuppen des Hauptfells sind länglich, röthlich, stumpflich.

Sie wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande und ist ausdauernd. An weiblichen Blüten sind 3—4, an zweigelschlechtigen 2—3 vorhanden. Von *Achyro. alata* unterscheidet sie sich durch einen 10- (nicht 15—20-) schnuppigen, röthlichen, nicht brännlichen Hauptfellschirm.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodr. sind folgende Arten dieser Gattung bekannt gemacht:

13) *A. madioides* Meyen und Walpers. Der Stengel ist aufrecht, krautartig, einfach, weich-wollig; die Blätter laufen am Stengel weit herab und sind sämtlich linealisch, zugespitzt, beiderseits dicht-wollig, zuletzt oberseits ziemlich kahl; die Köpfchen stehen an der Spitze der Ästen büschelig-geknäuel; die Schuppen des Hauptfells sind eiförmig, spiz, gelblich.

Diese wahrscheinlich einjährige Art wächst in Peru bei Arequipa, ist mit *A. alata* nahe verwandt und stimmt in der Tracht mit *Madia sativa* überein. Der Stengel ist einfach, über 2 Fuß hoch, nur an der Spitze in einige köpfchentragende, doldige Äste getheilt; die Blätter sind 2 Zoll und darüber lang, 4—5 Linien breit; an weiblichen Blüten sind fünf, an zweigelschlechtigen zwei vorhanden.

14) *A. mollis* Benth. Der Stengel ist aufsteigend, weichwollig; die Blätter sind länglich oder eiförmig-lanzettlich, spiz, am Grunde in einen nicht herablaufenden Stiel verschmälert, beiderseits weich-wollig; die fünfblättrigen Köpfchen stehen in büscheligen Knäueln; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind stumpf, die inneren spiz, röthlich.

Diese in Ouito einheimische Art ist halbstrauchig und mit *A. rufescens* nahe verwandt.

15) *A. Schimperii* C. H. Schultz. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufrecht, ästig, 2 Fuß hoch, stielrund, filzig; die wechselschlechtigen Blätter sind eiförmig-länglich, spiz, am Grunde in den kurzen Blattstiel verschmälert, oberseits weichhaarig, blaß, unterseits graufilzig; die sehr kleinen Köpfchen stehen in einem dichten Ebenfrause gedrängt; die dachziegelig stehenden Schuppen des länglich-rundlichen, schwalen, oft 4—5blättrigen Hauptfells sind trockenhäutig, weißlich, glänzend; die mittelschlechtige Blätter ist zweigelschlechtig; die Achänen sind kahl.

Diese Art wächst auf dem Berge Sellenau in Habessinien.

16) *A. adensis* C. H. Schultz. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, 2 Fuß hoch, ästig; die Äste sind rutenförmig, stielrund, filzig; die wechselschlechtigen Blätter sind elliptisch-länglich, spiz, am Grunde allmählig verschmälert und bilden einen kurzen, kaum getrennten Stiel und sind oberseits dicht weichhaarig, unterseits grau-filzig; die länglich-lanzettlichen, sehr schwachen und sehr kleinen Köpfchen stehen in Knäueln und in einem dichten, endständigen Ebenfrause; von den dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfells sind die äußeren am Grunde oft purpurroth und in lockerer Wolle eingehüllt, die inneren weißlich, glänzend, lanzettlich, spiz, länger, kahl; von den fünf schlanken Blüten ist nur die mittelschlechtige zweigelschlechtig; die Achänen sind verkehrt-eiförmig-länglich, kahl; die Borsten des Federfells weißlich, rauh.

Die Gestalt dieser Art ist Habessinien.

17) *A. Hochstetteri* C. H. Schultz. Der Stengel ist vom Grunde an ästig; die Äste sind aufrecht, rutenförmig, 1 1/2 Fuß lang, schwarz-gegrüßelt, weißlich-filzig; die wechselschlechtigen, entfernt von einander stehenden Blätter sind lanzettlich, sehr spiz, beiderseits graufilzig, sitzend und ein wenig am Stengel herablaufend; die sehr kleinen, goldgelben, sehr zahlreichen Köpfchen bilden einen endständigen, ästigen, dichten, vielblättrigen Ebenfrause; die Schuppen des rundlichen, am Grunde verdichteten Hauptfells stehen dachziegelig und sind stumpf, kahl; der Blütenboden ist sehr klein, mit Haaren besetzt; an Blüten sind fünf vorhanden; die Achänen sind länglich, kahl, drüsig.

Diese Art kommt auf dem Berge Kooibi in Habessinien vor.

18) *A. rugosa* Gardner. Der Stengel ist halbstrauchig, grau-wollig, an der Spitze rispig-ebenhäufig; die sitzenden Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde abgerundet, dreifaltig, genervt, oberseits run-

zellig, fahl, unterseits dicht grau-spinnwebig; die fänsblühigen Köpfchen stehen an der Spitze der Äste und Aestchen büschelig-ebensträussig; die Schuppen des Hauptfelds sind weislich, glänzend, eiförmig-länglich, stumpf.

Diese Art, ein 2 Fuß hoher Halbstrauch, wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraes unter dem Gebirge Serra da Piedade. Sie hat $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll lange, 6—8 Linien breite Blätter. Die länglichen Köpfchen sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang. Mit *A. laevis* ist sie am nächsten verwandt.

II. *Anaphalis De Candolle.*

(Cfr. Gnaphalicon no. 70.)

- * Der Stengel ist einfösig; die oberen Blätter sind an der Spitze trockenhäutig.

1) *A. nubigena De Candolle.* Die ganze Pflanze ist weiswollig; der Stengel ist aufrecht, einfösig; die oberen Blätter sind an der Spitze trockenhäutig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde wollig, an der Spitze röthlich; an weiblichen Blüthen sind fast 100, an mittelständigen zweigeschlechtlichen etwa zehn vorhanden. Hierher gehört *Gnaphalium nubigenum Wallich.*

Diese ausdauernde Art wächst auf dem Himalaya. Der Stengel ist 4—6 Zoll hoch.

2) *A. monocephala De Candolle.* Die Pflanze ist weisfösig, aufrecht; die oberen Blätter sind an der Spitze trockenhäutig; die äußeren Schuppen sind fahl, weislich; an weiblichen Blüthen sind 40—50, an mittelständigen zweigeschlechtlichen ebenso viel vorhanden.

Sie ist ausdauernd und wächst auf Bergen in Ostindien. Von der vorigen unterscheidet sie sich durch den mehr angedrückten Stiel, durch etwas größere Köpfchen und durch zahlreichere, weniger spitz, ja fast stumpfe Schuppen des Hauptfelds.

- ** Der Stengel ist fast immer vielfösig; die Blätter sind an der Spitze nicht trockenhäutig und laufen am Stengel nicht herab.

3) *A. mucronata De Candolle.* Die Pflanze ist weiswollig, rasenartig; die oberen Blätter sind von einer schwarzen Stachelspitze besetzt; die Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt; der weiblichen Blüthen sind nur sehr wenige.

Die Heimath dieser ausdauernden Art ist Ostindien. Sie ändert mit kurzem, einfösigem, bis zur Spitze beblättertem Stengel und mit 5—6 gebüschel-ebensträussigen, bald fast stehenden, bald gestielten Köpfchen ab.

4) *A. neelgerryana De Candolle.* Der Stengel ist strauchartig, vielfösig, niedrig, die Blüthenäste sind aufrecht, flügelig; die unteren Blätter sind sehr dicht gebüschelt, nachgiebig, linealisch, fast stumpf, fahl, die oberen an den Blüthenästen aufrecht, flügelig, spitz; ein wenig abnehmend; die Köpfchen stehen in einem dichten, endständigen Ebenstrauße; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-linealisch, etwas spitz, weiß gefärbt, länger als die Scheibenblüthen.

Sie wächst auf dem Nilgherri-Gebirge bis zu einer

Höhe von 7000 Fuß. Der Rasen ist dicht, sehr ästig, grau. Die Blätter sind 3 Linien lang und 1 Linie breit; der Blütenboden ist nackt; die weislichen Blüthen stehen in 2—3 Reihen. Die Vorsten des Hüllfelds sind an der Spitze büschel-pinsel förmig. In der Tracht stimmt sie mit *Helichrysum frigidum* überein.

5) *A. Koyleana De Candolle.* Die Pflanze ist krautartig, am Grunde vielfösig; die Äste sind einfach, aufrecht, graufösig; die stehenden, kaum ein wenig herablaufenden Blätter sind länglich-linealisch, flügelspitzig, ganzrandig, oberseits pulverartig-rauh, unterseits spinnwebig, weislich; der Ebenstrauß ist fast einfach, 7—8fösig, die grauwolligen Stiele haben mit den Köpfchen gleiche Länge; die Schuppen des Hauptfelds sind fahl, schneeweiß, die äußeren eiförmig, kürzer, die mittleren eiförmig-länglich und länger als die Blüthen, die inneren linealisch-länglich und mit den Scheibenblüthen gleich lang.

Diese Art entdeckte Koyle in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens. In ihrer Tracht und in der Form der Blätter hat sie Aehnlichkeit mit *Anaph. Wightiana*. Die wenigen Blüthen stehen in 1—2 Reihen. Das schneeweisse Köpfchen ist am Grunde auf der Außenseite bräunlich-gefleckt. Die Blumentronen sind gelb; die Ähren fahl.

6) *A. polyplepis De Candolle.* Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufrecht, ästig, die Blüthenäste und Blüthenstiele sind flügel-wollig, grau; die unteren Blätter sind fast spatelig, die übrigen linealisch, ganzrandig, mit einer kurzen, dicken Stachelspitze versehen, oberseits fahl, unterseits grau wollig; der Ebenstrauß ist fast fahl, 7—8fösig; von den 70—80 trockenhäutigen, fahlen Schuppen sind die äußeren ein wenig kürzer, purpurroth, die übrigen schneeweiß, eiförmig-länglich und länger als die Scheibenblüthen.

Diese Art entdeckte Koyle gleichfalls in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens; sie ist mit der vorhergehenden nahe verwandt, unterscheidet sich aber durch die um die Hälfte kleineren Köpfchen und durch den halbstrauchigen Stengel. Von den 20—25 Blüthen sind nur sehr wenige weislich.

7) *A. chionantha De Candolle.* Der Stengel ist halbstrauchig, vom Grunde an sehr ästig, schlank; die Blätter sind linealisch, flügelspitzig, am Grunde halbstengelumfassend, am Rande ein wenig umgerollt; die 4—7 gestielten Köpfchen stehen an der Spitze der Äste ebensträussig-büschig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind bräunlich, auf dem Rücken flügelig, die übrigen langetlich, weiß gefärbt, der Länge nach gestreift und länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehören als Synonyme *Gnaph. chionanthum Sprengel* und *Gnaph. canum Wallich.*

Sie wächst in Ostindien auf Bergen bei Ramaon und Sirmore. Die in mehreren Reihen stehenden weislichen Blüthen haben einen hervorstechenden zweispaltigen Griffel, der zweigeschlechtlichen Blüthen sind nur wenige. Diese Art ist mit *A. nubigena* verwandt und kommt in zwei Varietäten vor:

a) *cana* De Candolle mit graulich-wolligen Stengeln und Blättern.

b) *pubescens* De Candolle mit oberseits spinnwebigen, unterseits saß filzigen Blättern und am Grunde kahlen, an der äußersten Spitze filzigen Stengeln.

8) *A. notoniana* De Candolle. Die ganze Pflanze ist wollig; der Stengel ist halbstrauchig, die Äste sind bis zur Spitze beblättert; die Blätter sind breit-linealisch oder länglich, stumpf, am Rande umgerollt, von langer Welle sehr dick, stehend und ein wenig herablaufend; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengefaßt, dicht; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds stehen in mehreren Reihen, decken sich dachziegelförmig und sind weiß trockenhäutig, spitz, an der Spitze ein wenig kraus, zuletzt sternförmig-abstehend. Hierher gehören *Gnaph. notonianum* Wallich, *Gnaph. innotinatum* Wight und *Wallich* und *Helichrysum notonianum* De Candolle.

Diese Art wächst auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien. Der Blütenboden ist nackt, kaum zehnfächerig. Die äußeren Blüten stehen in einer Reihe und sind weiblich, die übrigen zweigeschlechtlich. Der Fruchtkelch ist rauch, weiß. Die Schuppen des Hauptfelds haben eine weißliche Farbe.

9) *A. leptophylla* De Candolle. Die ganze Pflanze ist seidenhaarig-grau; der Stengel ist rundlich, ästig, aufrecht; die eiförmig stehenden stehenden Blätter sind linealisch, fächerförmig, ganzrandig, abstehend; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengefaßt, saß doldig; die Köpfchen sind gestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-linealisch, spitz, weißgefärbt, spärlich zurückgebogen.

Sie wächst gleichfalls auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien. Ihre Blätter sind 12–15 Linien lang, 1–1½ Linien breit, bisweilen am Rande ein wenig umgerollt. Der Blütenboden ist nackt, punktiert. Die 1–3reihigen Randblüthen sind weiblich, die übrigen zweigeschlechtlich. Das Fruchtkorn ist kahl.

10) *A. brevifolia* De Candolle. Die ganze Pflanze ist seidenhaarig-grau; der Stengel ist stielrund, aufsteigend, einfach; die unteren Blätter sind einander genähert, stehend, linealisch, etwas spitz, ganzrandig, aufrecht, am Rande umgerollt; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengefaßt, saß doldig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-linealisch, weißgefärbt, abstehend. Hierher gehört *Helichrysum leptophyllum* var. b. *brevifolium* Wight und Arnott.

Die Heimath dieser Art ist Ceylon.

11) *A. ? tenella* De Candolle. Der Stengel ist ausgebreitet, ästig, am Grunde halbstrauchig; die Äste sind stielrund, wollig; die Blätter sind linealisch, fächerförmig, oberseits ziemlich kahl, unterseits wollig, am Grunde ein wenig breiter, halbstengelumfassend und laufen am Stengel sehr wenig herab; die Blütenköpfchen stehen in einem endständigen, dichten, kopfförmigen Ebenstrauche gestielt; von den eiförmigen Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren bräunlich, zugespitzt, ziemlich loder, die inneren weißgefärbt, stumpf, länger als die

Scheibenblüthen. Hierher gehören *Gnaph. tenellum* Wallich, *Gnaph. supinum* var. *indicum* Sprengel und wahrscheinlich auch *Helichrysum stoloniferum* Don.

Diese Art findet sich auf dem Himalaya bei Gossainthan. Die 12–15 Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich; der Fruchtkelch ist kurz, röhlich.

12) *A. wightiana* Wallich (unter *Gnaphalium*). Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufrecht, bis zur Spitze beblättert, am Grunde behaart-rauh, an der Spitze lang wollig; die stehenden oder ganz angewachsenen Blätter sind länglich-linealisch, stumpf, oberseits behaart-rauh, unterseits grau wollig, die obersten an der Spitze schwielig-halsförmig; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengefaßt, sehr dicht, vielköpfig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, etwas spitz, weißgefärbt, ein wenig länger als die Scheibenblüthen.

Sie kommt auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien vor. Der Blütenboden ist nackt. Die äußeren, weiblichen Blüthen stehen in mehreren Reihen, der mittelfeldigen gibt es 10–12. Der Fruchtkelch ist einreihig, rauch. Das Fruchtkorn ist stielrund, etwas weidhaarig. Der Hauptfeld ist weiß. Die Blüthen sind gelb.

13) *A. viscidula* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, in Folge der abgefallenen Blätter narbig; die Äste sind schlank, filzig; die stehenden, einander genäherten Blätter sind linealisch, zugespitzt, am Rande umgerollt, oberseits drüsig-klebrig, unterseits filzig; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengefaßt; die Köpfchen sind gestielt, gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind weißlich gefärbt, länglich, stumpf, die inneren doppelt schmaler als die äußeren. Hierher gehört *Gnaph. viscidum* Blume.

Diese Art wächst auf der Insel Java und zwar auf der Spitze des Berges Iyerimal. Die weiblichen Blüthen stehen in wenigen Reihen; der Fruchtkelch ist röhlich.

14) *A. linearis* De Candolle. Der Stengel ist aufrecht, stielrund, grau-spinnwebig-wollig und wahrscheinlich einfach; die stehenden Blätter sind linealisch, zugespitzt, ganzrandig, oberseits ein wenig spinnwebig, unterseits dicht-grau-wollig, am Rande ein wenig umgerollt; der Ebenstrauch ist zusammengefaßt, die 8–10 Äste tragen an der Spitze 5–6 dicht gedrängte Köpfchen; die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, kahl, eiförmig-länglich, stumpf und von der Länge der Scheibenblüthen.

Diese Art findet sich in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens. Ihre Blätter sind 15–18 Linien lang, 1–2 Linien breit. Die Blüthen sind gelb, die äußeren weiblichen stehen in 3–4 Reihen.

15) *A. longifolia* Blume (unter *Gnaphalium*). Der Stengel ist halbstrauchig, die Äste sind lang, stielrund, wollig-filzig; die stehenden Blätter sind lang-linealisch, sehr spitz, oberseits spinnwebig, unterseits weiß-filzig; der Ebenstrauch ist endständig, ästig; die Köpfchen sind sehr kurz gestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, etwas stumpf, weißgefärbt, ein wenig länger als die Scheibenblüthen, die inneren doppelt schmaler als die äußeren.

Diese Art kommt auf der Insel Java am Rande des Flusses Iapang vor. Ihre Blätter sind 4 Zoll lang, 3 Linien breit. Der Blütenboden ist nackt. Die weiblichen Blüthen sind zahlreich, der zweigeschlechtlichen sind nur wenige.

*** Der Stengel ist vielstöpfig; die Blätter laufen am Stengel mehr oder weniger herab.

16) *A. aristata De Candolle* (unter *Gnaphalium*). Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, ästig, aufrecht, bis zur Spitze belästert, am Grunde raub, an der Spitze filzig; die Blätter sind linealisch, verlängert, begrannt-stachelspitzig, am Rande ein wenig ungerollt, am Grunde verbreitert-herzförmig und ein wenig am Stengel herablaufend, oberseits raub mit einem fast filzigen Mittelnerven, unterseits grau-filzig mit rauhen Mittelnerven; die Köpfe stehen in einem endständigen, zusammengefügten, sehr dichten Ebenstrauch gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind eiförmig, stumpf, weiß und rosenroth gefärbt, fahl.

Diese Art wächst auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien. Von den 15—18 Blüthen sind die 5—6 mittelfrühtigen zweigeschlechtlich, die übrigen stehen in 2—3 Reihen. Die Blätter sind 2 Zoll lang, 2—3 Linien breit.

17) *A. ? elliptica De Candolle*. Die ganze Pflanze ist schneeweiss-filzig; der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, ästig, niedrig; die Blätter sind elliptisch, stachelspitzig, ganzrandig, mit abweisbarem Hilze besetzt, 5—7-nervig, angewachsen oder kurz herablaufend; die Köpfe stehen in einem endständigen, eiförmigen, von Blättern umgebenen, sehr dichten Ebenstrauch gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind eiförmig, spitz, an der Spitze trockenhäutig, röthlich-weiß.

Es wächst auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien. Ihre Blätter sind 9 Linien lang, 3 Linien breit. Der Blütenboden ist nackt. Die weiblichen Blüthen stehen in 2—4 Reihen.

18) *A. oblonga De Candolle*. Die ganze Pflanze ist schneeweiss-filzig; die Blätter sind am Grunde halbstrauchig, aufrecht; die Blätter sind länglich, am Grunde angewachsen oder ein wenig herablaufend, einnervig, die unteren sind am Grunde schmaler, verkehrt-eiförmig, stumpf, die oberen an der Spitze etwas spitz; die Blüthenköpfe stehen in einem endständigen, dichten, kopfförmigen, von Blättern nicht umgebenen Ebenstrauch gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind trockenhäutig, weiß-gefärbt, länglich, spitz, ein wenig länger als die Scheibelflächen.

Auf dem Nilgherri-Gebirge in Ostindien einheimisch. Von der verwandten *A. elliptica* unterscheidet sie sich durch ein-, nicht mehrnervige, längliche, nicht elliptische, das Blütenknäuelchen nicht einhüllende Blätter. Von den purpurrothen Blüthen stehen die weiblichen in 2—3 Reihen. Die Achäne ist fahl, der Füllkörper an der Spitze raub.

19) *A. adnata Wallich* (unter *Gnaphalium*). Die ganze Pflanze ist wollig-filzig, weißlich; der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufsteigend-aufrecht, sielrund, fast einfach; die unteren Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde verschmälert, die oberen linealisch oder lanzettlich, angewachsen, spitz; die unteren Blüthenköpfe stehen achselständig, sind länger als das Blatt und tragen an der Spitze einen kleinen Ebenstrauch, die oberen sind länger und tragen einen zusammengefügten, weiten Ebenstrauch; die Schuppen des Hauptfells sind länglich oder eiförmig, stumpf, weißgefärbt, die inneren länger.

Diese Art ist ausdauernd und wächst in Ostindien bei Pundua: An dem unteren Theile des Stengels und auf der Oberfläche der unteren Blätter verschwindet endlich die weißliche, lange Woll, wodurch diese Theile dann raub erscheinen.

20) *A. araneosa De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, ästig, fast kahl, hin und wieder spinnwebig und wahrscheinlich krautartig; die Äste sind an der Spitze wollig-grau; die Blätter laufen am Stengel herab und sind ziemlich fahl, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, ganzrandig; die Köpfe stehen an der Spitze der Äste dicht gedrängt; der Ebenstrauch ist fast zusammengefügter; die Schuppen des Hauptfells sind schneeweiss, fahl, länglich, stumpf und kaum länger als die Blüthen.

Es wächst in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens. Die Blumentronen sind gelblich, die äußeren Blüthen sind weiblich und stehen in 2—3 Reihen. Die Blätter sind 1½ Zoll lang, 8 Linien breit.

21) *A. Busua Hamilton* (unter *Gnaphalium*). Die Pflanze ist schneeweiss-wollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, lang; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, lang und laufen am Stengel ziemlich weit herab; die unteren Köpfe sind achselständig, kurz gestielt und meist einzeln, die oberen stehen in einer endständigen, eiförmigen Aehre; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind eiförmig, spitz, die inneren länglich, stumpf, weiss-trockenhäutig. Hierher gehört *Gn. decurrens Hamilton*, aber nicht die gleichnamigen von Jves und Schrank.

Diese einjährige Art wächst in Nepal bei Suembu. Die weiblichen Blüthen stehen in vielen Reihen.

22) *A. oligandra De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spinnwebig-weißglänzend, an der Spitze rüchig-ästig; die halbstengelumsassenden, ein wenig herablaufenden Blätter sind lanzettlich-linealisch, am Grunde verbreitert, oberseits spärlich spinnwebig und drüsig-weichschellig, unterseits graufilzig; die vielblüthigen Köpfe stehen an der Spitze der Äste in einem Ebenstrauch gedrängt; der zweigeschlechtlichen Blüthen sind nur sehr wenige; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind kürzer, ein wenig wollig, die inneren länger, trockenhäutig-weiß, zugespitzt, fast strahlenförmig.

Das Vaterland dieser Art ist Madagaskar. Die Blätter sind 1½ Zoll lang, 4 Linien breit. Der Füllkörper ist blaß röthlich.

III. *Anaxeton Cassini.*

(Cfr. Gnaphaliden no. 68.)

1) *A. arborescens Gärtner.* Die Aeste sind an der Spitze blattlos; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, unterseits dicht filzig, oberseits kahl; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind spitz, kahl, röthlich, die inneren weit kleiner. Hierher gehören *Gnaph. arborescens* und *Gnaph. arborescens Linné*, sowie *Gnaph. floridum Poir.*

Es ist krautartig und wächst am Cap der guten Hoffnung in der Nähe der Gaphadi. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind bläulich oder sehr selten rosen-purpurn. Die Köpfchen stehen in Ebenstrahlen.

2) *A. asperum De Candolle.* Die Aeste sind an der Spitze blattlos; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, oberseits raub, unterseits filzig; die äußeren Schuppen sind spitz, röthlich, sehr wollig, die inneren kleiner. Hierher gehören *Gnaph. asperum Thunberg* und *Gnaph. stenocladium Schrank.*

Diese Art ist gleich den folgenden krautartig und wächst wie jene am Cap der guten Hoffnung; sie ändert mit locker spinwebigen und oberseits kahlen Blättern ab.

3) *A. virgatum De Candolle.* Der Stengel ist ganz einfach, ruthenförmig, an der Spitze blattlos; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, aufrecht, oberseits ganz kahl, unterseits in der Jugend filzig, im Alter fast kahl; der Hauptstiel ist am Grunde nebst den Aesten des Ebenstrahls rauhaarig; die mittleren Schuppen sind braun, spitz, kahl, die inneren ein wenig länger; die Köpfchen sind 2—3blättrig, sehr klein und dicht stehend.

4) *A. recurvum De Candolle.* Die Aeste sind bis an das Büchsenköpfchen beblättert oder kaum an der äußersten Spitze nadig; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, abstechend-zurückgekrümmt, unterseits dicht filzig, oberseits kahl; die fast stiellosen Köpfchen stehen dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind ganz kahl, die äußeren zugespitzt. Hierher gehören *Gnaph. recurvum Lamarck* und *Gnaph. cylindricum L'Héritier.* Die Aeste sind lockerer-spinwebig-wollig als an den vorigen Arten.

5) *A. nycthemerum Lessing.* Die Blätter sind länglich-verkehrt-eiförmig, stumpf, abstechend-zurückgekrümmt, unterseits weißfilzig; die Köpfchen stehen in einem fast kegelförmigen Knäuelchen gedrängt; von den gleichgroßen, braunschwarzen Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren zugespitzt; der Pappus ist kurz faserig.

6) *A. hirsutum Lessing.* Die Aeste sind fast bis zur Spitze beblättert; die Blätter sind länglich-elliptisch, in der Jugend flachspitzig, unterseits kahl, oberseits stielgig-rauhhaarig; die Köpfchen stehen in einem fast kegelförmigen Knäuelchen gedrängt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, sehr spitz, dicht und braunwollig. Hierher gehört *Gnaphalium hirsutum Thunberg.*

IV. *Antennaria R. Brown.*

(Cfr. Gnaphaliden no. 69.)

Erste Section. Catipes De Candolle.

Die Köpfchen sind sämmtlich weidenbüschig. Der Fels der unfruchtbaren Blüten ist deutlich keulenförmig. Die Stengel entspringen aus dem Wurzelhalse zu mehreren und sind rutenartig, theils ausgebreitet, beblättert, blüthenlos, theils aufrecht, einfach, blüthend. — Die weiblichen Pflanzen sind häufiger.

1) *A. monocephala De Candolle.* Die Ausläufer fehlen oder sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden und ziemlich aufrecht; die Blätter sind unterseits wollig, die grundständigen länglich-spateilig, die stengelständigen linealisch; die Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels einzeln; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind fast trockenhäutig, braun-geadert, zugespitzt, kahl. Hierher gehört *Antennaria alpina Lessing* (nicht *Gärtner*) und vielleicht *Gnaph. monanthura Willdenow*, *Gnaph. uniflorum Pallas* oder *Gnaph. Pallasii Sprengel.*

Diese Art ist ausdauernd und wächst an der Insel Unalaska. Sie hat übrigens mit *Ant. alpina* große Ähnlichkeit und bildet vielleicht nur eine Abart von ihr, jedoch sind die Stengel stets einästlig, was bei jener Art niemals vorkommt.

2) *A. alpina Gärtner.* Die Ausläufer fehlen oder sind nur in geringer Anzahl vorhanden und ziemlich aufrecht; die Blätter sind unterseits wollig-filzig, die grundständigen sind länglich-spateilig, die stengelständigen linealisch; die fast ungetheilten Köpfchen stehen zu 3—5 in Tragbalden; die Schuppen des Hauptfelds sind fast trockenhäutig, braun geadert, ausgefressen, zugespitzt, kahl. Hierher gehört *Gnaph. alpinum Linné.*

Sie wächst auf den höchsten Alpen in Kappland, Grönland, Norwegen, der Schweiz und der Dauphiné und ist ausdauernd.

3) *A. carpathica Bluff und Fingerhuth.* Die Ausläufer fehlen oder sind sehr kurz; die Blätter sind sämmtlich lanzettlich-linealisch, dreinerviig, beiderseits wollig-filzig; die getheilten Köpfchen stehen zu 3—5 in Tragbalden; die Schuppen des Hauptfelds sind fast trockenhäutig, braun-geadert, ausgefressen, kahl, zugespitzt. Hierher gehört *Gnaph. carpathicum Wahlberg* und *Gnaph. alpinum Willdenow.*

Diese aus den Karpathen, den kärnthner Alpen, in der Schweiz und Kappland vorkommende Art ist ausdauernd.

4) *A. leontopodioides De Candolle.* Der Wurzelhals ist halbstrauchig, vielästlig; die Stengel sind aufrecht, einfach; die Blätter sind länglich-linealisch, stehend, ganzrandig, zu beiden Seiten nebst dem Stengel grau und filzig-wollig; die fünf Köpfchen sind dicht gedrängt; die blattartigen, eiförmig-länglichen Deckblätter überragen die Köpfchen ein wenig; die Schuppen des Hauptfelds sind an der Spitze trockenhäutig-braun, etwas spitz. Sie findet sich in den nordwestlichen Provinzen Ostindiens. Die 3—4 Zoll hohe Pflanze ist ganz grau.

nur an der äußersten Spitze ein wenig gelb. Die unter den Köpfchen stehenden Deckblätter fändigen die Verwandtschaft mit *Leontopodium* an, aber die Köpfchen sind durchaus zweihäufig.

5) *A. dioica Gärtner*. Die Ausläufer sind niedergerichtet; die Blütenstengel ganz einfach; die unteren Blätter sind spatelig, die oberen linealisch, alle wenigstens unterseits filzig; der Ebenstrauch ist endständig, einfach; die Schuppen des Hauptfelds sind gefärbt, fahl. Hierher gehört *Gnaphalium dioicum Linné* und *Gnaph. boreale Turczaninow*.

Diese Art wächst auf trockenen Wiesen und auf Bergen in Europa, Laurien, Persien, Sibirien und Daurien. Die Hauptfelds der männlichen Blüten sind weiß, die der weiblichen rosenroth. Sie kommt in folgenden zwei Formen vor:

b) *hyperborea De Candolle*. Diese Abart ist größer, ihre Köpfchen sind kurz gestielt, die längeren Blätter sind auf beiden Seiten weißfilzig, die älteren beiderseits fast fahl. Hierher gehören *Gnaph. hyperboreum Wink* und *Antennaria hyperborea Don*. So in Schottland auf der Insel Etye.

c) *congesta De Candolle*. Der Stengel ist kaum länger als die grundständigen Blätter; die Köpfchen sitzen zwischen den Blättern gebäuft; die jüngeren Blätter sind beiderseits weißfilzig. Hierher gehört *Gnaph. alpinum Aso*. So in Aragonien.

6) *A. plantaginea R. Brown*. Die Ausläufer sind niedergerichtet; die jungen Blätter sind seidenhaarig wollig, die alten fahl, die grundständigen gestielt, eiförmig, dreinervig, die stengelständigen linealisch; der Ebenstrauch ist zusammengelegen; die männlichen Blütenköpfchen sind sitzend, die weiblichen gestielt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind rothlich, die inneren länger, weißgefärbt. Hierher gehören *Gnaph. plantagineum Linné* und *Dysanthus plantagineus Rafinesque*.

Zweite Section. *Margaripis De Candolle*.

Die Köpfchen sind zweihäufig, die männlichen oder zufällig zweigeschlechtlichen sind unfruchtbar und tragen am Rande oft einige geschlechtslose Blüten. Der Fiedelfeld der unfruchtbaren Blüten ist unbedeutlich leulenförmig. — Die Stengel sind aufrecht, am Grunde einfach, an der äußersten Spitze ebensträngig-ästig. — Die männlichen Pflanzen sind häufiger.

7) *A. margaritacea R. Brown*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, filzig, an der Spitze ebensträngig-ästig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, einnervig, unterseits filzig; die Schuppen des Hauptfelds sind weißgefärbt, kumpf. Hierher gehören *Gnaph. margaritaceum Linné*, *Helichrysum margaritaceum Moench* und *Antennaria (Pulchella) margaritacea Rafinesque*.

Diese ausdauernde Art findet sich in Nordamerika

und ist auch in Europa eingeführt und hin und wieder verwildert.

8) *A. triplinervis Sims*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, filzig, an der Spitze ebensträngig-ästig; die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, halbstengelumfassend, drei- oder fünfständig-generiert, unterseits filzig-grau; die Schuppen des Hauptfelds sind elliptisch, spitz. Hierher gehören *Gnaph. quintuplinerve Hamilton*, *Gnaph. perfoliatum Wallich*, *Gnaph. nepalense Hortor* und *Gnaph. cynoglossoides Treviranus*.

Diese Art ist ausdauernd, wächst in Nepal und kommt in zwei Varietäten vor:

b) *cuneifolia De Candolle*. Die Blätter sind am Grunde keilförmig, lanzettlich-länglich, kaum halbstengelumfassend, dreifällig-generiert; der Köpfchen sind nur wenige. Hierher gehört *Helichrysum nepalense Sprengel*.

c) *intermedia De Candolle*. Die grundständigen Blätter sind gestielt, elliptisch-länglich, dreinervig, die stengelständigen länglich-linealisch; der Ebenstrauch ist locker, wenigfilzig. Hierher gehören *Gnaph. intermedium* und *cuneatum Wallich*.

9) *A. cinnaomoea De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, mit einer spinnewebigen, später abfallenden langen Wolle bedeckt; die Blätter sind linealisch-lanzettlich oder linealisch, zugespitzt, am Grunde halbstengelumfassend, dreinervig, oberseits fahl, unterseits braunfilzig; der Ebenstrauch ist zusammengelegt; die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, kumpf. Hierher gehört *Gnaph. cinnaomoeum Wallich* und *Gnaph. hypophaeum Sprengel*.

Diese Art ist ausdauernd und wächst in Nepal. Ihre Blätter sind 2—4 Zoll lang, 2—6 Linien breit. An den männlichen Pflanzen ist der Fiedelfeld kaum an der Spitze verblüht.

10) *A. semidecurrens De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, weiß-filzig; die Blätter sind linealisch, zugespitzt, flachspitzig, einnervig, oberseits spinnewebig, unterseits filzig und laufen am Grunde zu beiden Seiten ein wenig herab; der Ebenstrauch ist zusammengelegt; die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, fast kumpf. Als Synonyme gehören hierher *Gnaph. semidecurrens Wallich*, *Gnaph. subdecurrens De Candolle* und *Antennaria villosissima Don*.

Diese ausdauernde Art kommt in Nepal und Sikkim vor. Ihre Blätter sind 2—3 Zoll lang, 2—3 Linien breit. Der Stengel ist oft ästig.

11) *A. saxatilis De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, stielrund, filzig; die Blätter sind sitzend, die unteren laufen am Stengel nur sehr wenig herab und sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, oberseits weißlich-spinnewebig, unterseits dicht wollig-filzig; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengelegt; die Köpfchen sind fast sitzend, gebäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind weißgefärbt, fast gleich groß, kumpf. Hierher gehört *Gnaph. saxatile Blume*.

Sie findet sich auf Felsen in den westlichen Provinzen Java's. Von dem verwandten *A. semidecurrens* unterscheidet sich diese Art durch die kaum herablaufenden Blätter und die stumpferen Schuppen des Hauptfelds.

12) *A. javanica De Candolle*. Die ganze Pflanze ist dicht wollig, filzig; der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, ästig, bis zur Spitze dicht beblättert; die gegenständlichen Blätter sind linealisch, flachspitzig, am Rande umgerollt, von langer Welle bis; die Seitenstränge sind endständig, zusammengedrängt; die Köpfchen sind kurz gestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind weißlich, länglich, stumpf, die inneren um die Hälfte schmaler und kürzer. Hierher gehört *Gnaph. javanicum Reinwardt*.

Auf dem feuchtschattigen Berge Gebu der Insel Java kommt diese Art vor. Der Hauptstiel ist im trockenen Zustande weißlich-strohgelb; die äußeren Schuppen sind länger als die Scheibenbläschen, die inneren etwa so lang als die. Der Hederfeld ist röthlich, rauh, an der Spitze ein wenig verdickt.

13) *A. contorta Don*. Der Stengel ist halbstrauchig, ästig, aufrecht; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, sitzend, in der Jugend filzig, einwärts gekrümmert, am Rande zurückgerollt, im Alter gedreht, oberseits ziemlich kahl; die Köpfchen stehen in saft kopfförmigen, einfachen oder zusammengesetzten Seitensträngen gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpflich. Hierher gehören *Gnaph. simplicicaule Wallich* und *Gnaph. contortum Hemilton*.

Das Vaterland dieser Art ist Nepal.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodrum sind folgende Arten dieser Gattung bekannt gemacht:

14) *A. rubicunda C. Koch*. Diese Art hat keine Ausläufer und ist dicht graufilzig, gleichbeblättert, rasenartig; die Stengel sind einfach; die Blätter sind lang spatelig, wellenförmig-gekrümmt; die Stengelblätter sitzen; die Köpfchen stehen in einem Ebenstrang; die Schuppen des Hauptfelds sind in der Jugend karminroth oder orangefarbig.

Die Heimath dieser Art ist Armenien. Die ähnliche *Ant. dioica* treibt Ausläufer und hat ungleiche Blätter, von denen die grundständigen an der Spitze sehr breit und etwas ausgebreitet sind.

15) *A. lazuroides Torrey und Gray*. Die ganze Pflanze ist seidenhaarig-wollig; unfruchtbare Stengel und Ausläufer fehlen; die Blätter sind linealisch, undeutlich-breinnervig, am Grunde verschmälert; die Ebenstränge sind zusammengedrängt, locker; die Köpfchen sind klein; die äußeren Schuppen des fahlen Hauptfelds sind kurz, abgerundet, die inneren spatelig und haben breite, stumpfe Spitzen.

Diese Art wächst auf den Rocky Mountains in Nordamerika.

16) *A. racemosa Hooker*. Die unfruchtbaren Stengel treiben Ausläufer; die Blätter sind unterseits filzig, oberseits nebst dem schafförmigen Stengel ziemlich kahl; die grundständigen Blätter sind eiförmig oder verkehrt-eiförmig-spatelig, gestielt, undeutlich-breinnervig, die

stengelständigen sind länglich oder lanzettlich; die Köpfchen stehen in lockeren traufartigen Rispen; die Schuppen des Hauptfelds sind ziemlich kahl, grünlich, die der unfruchtbaren Pflanze stumpf; die inneren Schuppen der fruchttragenden Köpfchen sind sammet und spitz; die Achänen sind ganz kahl.

Diese Art wächst gleichfalls auf den Rocky Mountains in Nordamerika.

17) *A. dimorpha Torrey und Gray*. Diese Art ist rasenartig, niedergedrückt und treibt kurze Ausläufer; die Blätter sind an den Aesten des halbstrauchigen Stämmchens kurz, gedauert, länglich-spatelig oder fast linealisch, seidenhaarig-wollig; die kurzgestielten, aus den Blättern kaum hervorragenden Köpfchen stehen einzeln; die Schuppen des Hauptfelds sind braun, die äußeren wollig, die inneren trockenhäutig, lanzettlich, spitz; der Hederfeld ist haarförmig, nach der Spitze zu spärlich und klein bärtig.

Die Heimath dieser Art ist Nordamerika.

18) *A. argentea Benth*. Diese Art treibt viel leicht Ausläufer; der Blütenstengel ist hoch, einfach; die Blätter sind zu beiden Seiten silberweiß-seidenhaarig, die grundständigen länglich-spatelig, undeutlich-breinnervig, die stengelständigen lanzettlich, linealisch; der Ebenstrang ist locker, vielköpfig; die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, an den Aesten der männlichen Blättern ganz stumpf, an denen der weiblichen ziemlich spitz; die Achänen sind drüsig-warzig.

Die Heimath dieser Art ist Californien. Die Blätter stimmen fast mit denen von *A. dioica* überein, aber die hohe Tracht und die Früchtchen gleichen denen von *A. plantaginifolia*.

19) *A. Geyeri Asa Gray*. Die ganze Pflanze ist silberweiß-wollig, spannenhoch; die zahlreichen Blütenstengel entspringen aus einem halbstrauchigen Grunde und sind fast einfach, bis zur Spitze beblättert, wenigköpfig; die Blätter sind spatelig-linealisch, sehr dicht wollig; die Hauptfelle der unfruchtbaren Pflanze sind cylindrisch, ganz wollig, ihre Schuppen sind länglich-linealisch, strohgelb und sind nur an der stumpfen, trockenhäutigen Spitze kahl, die inneren sind reifenroth gefärbt; die Borsten des Hederfelds sind bärtig, gedehnt, nach Oben allmählig und ziemlich lang feulenförmig. Hierher gehört *Gnaph. alienum Hooker*.

Diese Art wächst im Oregon-Gebiete.

20) *A. chilensis Remy*. Die Stengel sind am Grunde straufig, niederliegend, an der Spitze aufsteigend, traufartig, graufilzig; die grundständigen Blätter sind fast spatelig, die stengelständigen linealisch, nicht herablaufend, spitz, bisweilen sehr spitz, an beiden Seiten filzig; der Ebenstrang ist endständig, gedauert, 5—7 köpfig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpf.

Das Vaterland dieser Art ist Chili.

V. Cladochaeta De Candolle.

(Cfr. Gnaphaleen No. 48.)

1) *C. candidissima De Candolle*. Die ganze Pflanze ist schneeweiß-filzig; der schlank Stengel ist fast

krautartig; die stehenden Blätter sind länglich, stumpf, nervenlos, ganzrandig, die obersten linealisch; der Stengel ist endständig, 15—20köpfig, blattlos; die Köpfe sind kurzgestielt, cylindrisch; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpf, auf dem Rücken weichhaarig, grau, am Rande trockenhäutig, die innersten haben mit den Schelbenblättern gleiche Länge. Hierher gehört *Gnaph. candidissimum* Marchall-Bieberstein.

Diese ausdauernde Art wächst am felsigen Ufer und an Flussufern des unteren Kaukasus. Der Blütenboden ist mit kurzen Haaren besetzt. Die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich. Die Achänen sind kahl.

VI. *Elytropappus Cassini.*

(Cfr. *Gnaphalium* no. 57.)

- * Die Blätter sind linealisch, abstechend, auf der Außenseite mit kleinen Stacheln oder Drüsen besetzt.

1) *El. hispidus Garcke.* Die Blätter sind spiralig-gedreht, stark eingerollt, außenfalls glänzend und mit kleinen Stacheln besetzt; die 6—8blättrigen Köpfe haben mit den Blättern fast gleiche Länge; der Fruchtstiel ist rauh. Hierher gehören als Synonyme *Elytrop. spinulosus Cassini*, *El. spinosus Lessing*, *Gnaphalium hispidum Linné* (Sohn) und *Metalsia hispida Don*.

Die Heimat dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung und ist halbstrauchig.

2) *El. scaber Garcke.* Die Blätter sind spiralig-gedreht, wenig eingerollt, außenfalls grün und mit gestielten Drüsen besetzt; die wenigen, gebäussten, 2—4blättrigen Köpfe sind kürzer als die zwischen ihnen stehenden Blätter. Hierher gehören als Synonyme *Elytr. glandulosus Lessing* und *Stoebe scabra Linné* (Sohn).

Das Vaterland dieser halbstrauchigen Art ist das Cap der guten Hoffnung. Sie ist wegen der gestielten Drüsen an den Blättern sehr bemerkenswert, ändert aber nach Reifung mit Unterseits oder nur am Rande der Blätter stehenden Drüsen, übrigens kahler oder filziger Unterseite ab; von der folgenden ist sie durch die blütenständigen Blätter, welche länger als die Köpfe sind, verschieden. Sie kommt in drei Arten vor:

- a) longifolius De Candolle* mit dunkelgrünen, 6—8 Linien langen, gebäussten, abstehenden Blättern und langen, beblätterten, gedrängten Ähren.
- b) micropylus De Candolle* mit dunkelgrünen, 2—3 Linien langen, weniger gebäussten, aufrechten oder abstehenden Blättern, abstehenden Ähren und entnervblättrigen Ähren.
- c) pallens De Candolle* mit blaugrünen, 6—8 Linien langen, abstehenden, gebäussten Blättern.

3) *El. ambiguus De Candolle.* Die Blätter sind aufrecht, stark eingerollt, außenfalls filzig-grau und mit wenigen drüsigen, kleinen Stacheln besetzt; die wenigen, gebäussten, 2—4blättrigen Köpfe sind länger als die blütenständigen Blätter. Hierher gehören als Synonyme *Achyroome ambiguus Schrank*, *Stoebe cine-*

rea Sieber, aber nicht *Thunberg*, *St. mucida E. Meyer* und vielleicht auch *Stoebe subulata Smith*.

Sie ist halbstrauchig, wächst am Cap der guten Hoffnung und steht in der Mitte von der vorübergehenden und der nachfolgenden. Die grauen Blätter sind 2—4 Linien lang; die Ähren sind filzig. Die Köpfe stehen auf einem kurzen, beblätterten Stielchen. Sie ändert mit aufrechten und spiralig gedrehten, mehr oder weniger graufilzigen und mehr oder weniger fleischförmigen Blättern ab.

4) *El. canescens De Candolle.* Die Blätter sind aufrecht, eingerollt, mit dichtem weißlichem Filz bedeckt, drüsenlos und haben eine kahle Stachelspitze; die 2—3blättrigen, gebäussten Köpfe stehen in einer langen Ähre; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind wollig, die inneren außenfalls ein wenig seidenhaarig.

Die Heimat dieser Art ist gleichfalls das Cap der guten Hoffnung.

- ** Die Blätter sind klein, angedrückt, drüsenlos.

5) *El. Rhinoceros Lessing.* Die Blätter sind angedrückt, aufrecht, außenfalls glatt; die dreiblättrigen Köpfe sind weit länger als die Blätter.

Diese strauchige Art ist am Cap der guten Hoffnung sehr gemein und bildet die hauptsächlichste Nahrung der Rhinocerosse, weshalb sie von den Holländern Rhinocerosbush, von den Engländern Rhinoceros-bush genannt wird. Hierher gehören als Synonyme *Stoebe Rhinoceros Linné* (Sohn), *St. cornu Thunberg*, *St. compressa Reichenbach*. An einem und demselben Strauche finden sich kürzere, stumpfe und längere, zugespitzte Blätter.

6) *El. cyathiformis De Candolle.* Die Blätter sind vorzüglich in der Jugend wollig-grau, linealisch, gedreht, nachspitzig und mit zerstreuten, gestielten Drüsen besetzt; die dreiblättrigen Köpfe stehen gebäusst; die Schuppen des Hauptfelds sind ziemlich kahl, an der Spitze bräunlich, kaum spitz; der äußere Fiedelteil ist lang, becherförmig, ungeteilt; die Achänen sind quer runzelig.

Diese Art wächst in Süd-Afrika bei Zederbergen. In der Jugend sind die Blätter grau und seidenhaarig, filzig, im Alter weniger grau und ziemlich kahl.

VII. *Eriosphaera Lessing.*

(Cfr. *Gnaphalium* no. 40.)

1) *E. Oculus-Cati Lessing.* Der Stengel ist niedergerichtet, die Äste sind filzig, bis zu den jungen Köpfen beblättert, zuletzt verlängert und blattlos; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, am Grunde keilförmig, in der Jugend zu beiden Seiten filzig, an der Spitze stumpf, oberseits zuletzt spinnwebig; die 5—6 ungeteilt, sechsbältrigen Köpfe stehen in Dolben. Hierher gehört *Gnaph. Oculus-Cati Linné* (Sohn).

Diese ausdauernde Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Die Schuppen des Hauptfelds sind stark wollig, nur an der schwächsten Stachelspitze kahl, nach der Blätterzeit aber fast kahl. Der Fiedelteil ist an der

Spitze mit einem kleinen Bärtchen versehen und deshalb etwas verdickt.

2) *E. apiculata De Candolle*. Der Stengel ist wahrscheinlich ausgebreitet, an der Spitze flügelig; die verkehrt-eiförmigen Blätter haben eine schwarze Stachelspize, in der Jugend sind sie zu beiden Seiten flügelig, im Alter oberseits spinwebig; die ziemlich langen Blüthenäste sind spärlich beblättert; die blüthenständigen Blätter sind länglich, unterseits und am Rande wollig, oberseits kahl; die 3—4 ungefielten, etwa 20blüthigen Köpfchen sind dicht wollig.

Die Blätter dieser ausdauernden, am Cap der guten Hoffnung einheimischen Art sind 4 Linien lang, 3 Linien breit.

3) *E. rotundifolia De Candolle*. Der flügelige Stengel ist wahrscheinlich aufrecht; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-rundlich, ganz stumpf und nur mit einem äußerst kleinen, punktförmigen Spighen versehen, oberseits flügelig, unterseits sammethaarig-spinwebig, zuletzt ziemlich kahl; die Blüthenäste sind lang, die blüthenständigen Blätter länglich, spitz, außen und am Rande dicht wollig, auf der Innenseite ziemlich kahl; die 4—5 eiförmigen Köpfchen sind spärlich wollig.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

4) *E. coriacea De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, die flügeligen Äste sind bis zur Spitze beblättert; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, an der Spitze mit einem schwarzen, punktförmigen Spighen versehen, oberseits sammethaarig-spinwebig, unterseits flügelwollig, die obersten sind länglich-linealisch, wollig; die 20—25blüthigen Köpfchen, 25—30 an der Zahl, stehen in einem zusammengekehrten, fast kugelförmigen, ganz wolgigen Ebenstraufe dicht gedrängt. Hierher gehört *Gnaph. coriaceum E. Meyer*.

Eine strauchige Art mit 9—10 Linien langen, 4—5 Linien breiten Blättern wächst sie in Süd-Afrika bei Zwelendam.

5) *E. catipes De Candolle*. Der halbstrauchige Stengel ist aus sehr ästigem Grunde niederliegend, rasenförmig; die Äste sind aufsteigend, flügelwollig, die blüthentragenden aufrecht, wenig beblättert; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, die oberen länglich, oberseits sammethaarig, unterseits sammethaarig und lang fleischhaarig; die 7—9 ungefielten, 12—15blüthigen Köpfchen stehen in einem kugelförmigen Ebenstraufe dicht gedrängt.

Diese in der Tracht mit *Antennaria dioica* übereinstimmende Art wächst im südlichen Afrika. Ihre Blätter sind 4 Linien lang und 2 Linien breit, die älteren nach unten am Rande ein wenig umgerollt, die jüngeren flach. Der Hauptstiel ist wolliger als an den verwandten Arten, seine ixrten Schuppen sind an der Spitze trockenbändig, rötlich, stumpf, sehr kurz strahlenförmig, durch welches Merkmal diese Art den echten *Helichrysum*-Arten ähnlich wird.

6) *E. dubia De Candolle*. Die Stengel sind am Grunde kaum halbstrauchig, jährlich, aufrecht, spinwebig-wollig; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-spätelig,

beiderseits flügelwollig, fast nervenlos, stumpf, ohne Stachelspize; die 20blüthigen Köpfchen stehen gedrängt in büscheligen Ebensträußen und sind von wenigen Blättern umgeben; die Schuppen des Hauptstieles sind zugespitzt, fast häutig.

In der Tracht stimmt diese in Süd-Afrika einheimische Art mit den beiden vorhergehenden überein, die zugespitzten, strahlenlosen Hauptstiele sind aber kaum am Grunde ein wenig weichhaarig und die Vorsten des Stachelstieles an der Spitze sehr kurz und stumpf bärtig.

VIII. *Erythropogon De Candolle*.

(Cfr. *Gnaphalium* no. 54.)

1) *E. imbricatum De Candolle*. Die Blätter sind lanzettlich, angedrückt, ein wenig ausgehöhlt, aufrecht; in den Blattwinkeln stehen kleine Knospen; die Köpfchen stehen meist zu drei beisammen. Hierher gehören die zahlreichen Synonyme: *Stachelia imbricata Bergius*, *Xeranthemum imbricatum Burmann*, *Xeranth. vermiculatum Lamarck*, *Helichrysum erythropogon* und *vermiculatum Sprengel* und *Metalsia uniflora Don*.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Die Blätter sind 2 Linien lang, oberseits flügelig, unterseits bisweilen spärlich rauchhaarig, bisweilen kahl, am Rande ein wenig zusammengerollt, aber niemals gedreht. Die Ästchen sind gefräßig-gefurcht.

2) *E. umbellatum De Candolle*. Die Blätter sind linealisch, spiralig-gedreht, absteigend; in den Blattwinkeln stehen Knospen; die 3—7 Köpfchen stehen dachig. Hierher gehören *Gnaph. umbellatum Linnaeus* (Sohn), *Xeranthemum squarrosum Lamarck* und *Metalsia umbellata Don*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

IX. *Filago Tournefort*.

(Cfr. *Gnaphalium* no. 64.)

Erste Section. *Gifola*.

Die Schuppen des vielstüppigen Hauptstieles sind fast gleich groß und stehen in fünfacher Reihe oder zu fünf einander gegenüber, sind sämtlich mit Blüthen versehen und stehen zuletzt gleichsam als fünfstrahliger Kelch ab; die weiblichen Blüthen stehen in fünf Reihen; der Blüthenboden ist länglich-fadenförmig, nach oben kaum verdickt. Die ungefielten Köpfchen stehen in fast kugelförmigen 10—25köpfigen Ändelchen.

1) *F. Jussieu* *Coisson* und *Germain*. Der Stengel ist fast vom Grunde an ästig oder seltener unterwärts einfach, nach oben zwei- oder dreigliedrig oder unregelmäßig ästig, flügelig, vom Grunde an beblättert, die Äste sind oft absteigend, locker ebenstraufig; die Blätter sind absteigend, fleig-flügelig, länglich-verkehrt-eiförmig oder fast spatelig, ganztaubig, ziemlich flach oder am Grunde ein wenig zusammengerollt; die Köpfchen sind eiförmig-kegelförmig, die 8—15, selten 20köpfigen Ändelchen sind am

Grunde von einer 3—4blättrigen, absteigenden Hülle umgeben, welche die Knäuelchen selbst überragt; die Schuppen des selbst-sitzigen Hauptfelds, meist 25, stehen in fünf Reihen und sind einander fast gleich, an der Spitze etwas absteigend, auch nach der Blüthe ziemlich aufrecht, zusammengeklappt, concav, länglich-lanzettlich, zugespitzt oder die inneren etwas stumpf; die Fruchtknoten sind cylindrisch, aufrecht, die äußeren fast kahl und haben keinen Federfisch, die inneren dünn warzig-drüsig und von einem behaarten, abfälligen Federfisch gekrönt.

Sie findet sich im größten Theile von Europa, in Morra, Syrien, auf dem Libanon und in Mauritien.

2) *F. germanica* Linné. Der Stengel ist unterwärts einfach oder seltener vom Grunde an ästig, nach Oben 2—3gabelig oder unregelmäßig-ästig, filzig, vom Grunde an behaart; die Blüthe sind aufrecht oder seltener absteigend, locker ebenbürtig; die Blätter sind zerstreut, zahlreich, einander gedrückt, aufrecht und decken sich fast dachziegelig, seltener stehen sie locker und sind grau- oder gelblich, lanzettlich oder lanzettlich-länglich, spitz oder seltener stumpf, ganzrandig, meist wellenförmig, selten ziemlich flach, am Rande ein wenig umgerollt; die fegelig-cylindrischen Köpfe sind fast bis zur Mitte in Hül gehüllt und stehen in end- und seltenständigen Knäuelchen; die fast fegelligen, 20—25köpfigen Knäuelchen haben am Grunde keine blattartige Hülle oder doch nur eine sehr kurze und sind dann oft einköpfig; der Hauptfisch ist am Grunde wellig-filzig, von der Mitte trockenhäutig-gelblich, undeutlich funktantig, seine Schuppen (meist 25) stehen in fünf Reihen, sind fast gleich groß, dachziegelig, auch nach der Blüthe ziemlich aufrecht zusammengeklappt, die inneren sind linearlich, die übrigen länglich-lanzettlich zugespitzt oder stumpflich; die äußeren Blüthchen sind weiblich und stehen in fünf Reihen, der mittelständigen sind nur wenige; die Fruchtknoten sind cylindrisch, aufrecht, die äußeren sind fast kahl und haben keinen Federfisch, die inneren drüsig-warzig und haben einen behaarten, abfälligen Federfisch. Hierher gehören die vielen Synonyme: *Filago vulgaris* Lamarck, *F. caespitosa* Rafinesque, *Gnaphalium germanicum* Willdenow, *Gilola vulgaris* Cassini, *Lupia germanica* Buss und Fingerhuth und höchst wahrscheinlich können auch *Filago pyramidata* Linné, *Fil. eriocephala* Gussone, *Fil. spatulata* Presl, *Fil. lutescens* Jordan und *Fil. caesecens* Jordan davon nicht getrennt werden.

Diese Art findet sich fast in ganz Europa, in Italien und Persien.

3) *F. congesta* Gussone. Die Blätter sind linearlich-länglich, am Grunde verschmälert, die obersten fast spatelig; die Köpfe stehen im fegelligen, einander gedrückten, dicht gehäufte Köpfe; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind spitz, die inneren stumpf und stehen zuletzt sternförmig ab.

Sie wächst in Italien.

4) *F. californica* Nuttall. Der Stengel ist spinnwebig-filzig, vom Grunde an rispig-ästig; die Blätter sind linearlich, absteigend, flachspitzig, die unteren spatelig-

linearlich; die eisförmigen Köpfe stehen in kleinen kopfförmigen Knäuelchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds und die Spreublätter sind stumpf, die äußeren lahnförmig und sehr wellig, die inneren ziemlich kahl.

Die Heimath dieser Art ist Californien.

5) *F. parvula* Torrey und Gray. Die ganze Pflanze ist grauwollig; der Stengel ist aufrecht, einfach oder an der Spitze ein wenig ästig; die Blätter sind linearlich-lanzettlich, zugespitzt; die eisförmig-fegelligen, spizen Köpfe stehen fast in Knäuelchen; die Schuppen des Hauptfelds und die Spreublätter sind eisförmig, spitz, die äußeren lahnförmig und sehr wellig, die inneren trockenhäutig, länglich, kumpf, ziemlich kahl; die äußeren weiblichen Blüthchen haben keinen Federfisch, an den mittelständigen ist er vorhanden. Vielleicht gehört hierher *Gnaphalium? flaginoides* Hooker und Arnott.

Das Vaterland dieser Art ist Californien.

Zweite Section n. Pseudo-Evax Cosson und Germain.

Die Schuppen des vielschuppigen Hauptfelds sind einander fast gleich, stehen in mehreren Reihen fast wechselständig, sind sämmtlich mit Blüthen versehen, wahrscheinlich auch nach der Blüthezeit aufrecht; die weiblichen Blüthen stehen in mehreren Reihen; der Blüthenboden ist verlängert-sadenförmig, nach Oben sanft verdickt. Die kurzgestielten Köpfe sind von Blättern umgeben und stehen in 1—4köpfigen Knäuelchen einander gedrückt; diese Knäuelchen sind gestielt, von einer Blüthe umgeben und bilden wiederum einen auf dieselbe Weise umhüllten Knäuel.

6) *F. prostrata* De Candolle. Diese Art ist vielstengelig, ausgebreitet-niedergedrückt, ganz wellig und sehr ästig; die Blätter sind elliptisch, flachspitzig, in den Blattscheitel verschmälert; die Schuppen des Hauptfelds sind flachspitzig. Hierher gehören *Gnaphalium prostratum* Rozeburgh und *Evax indica* Hamilton.

Dritte Section. Oglia Cassini.

Die Schuppen des 15—20schuppigen Hauptfelds sind ungleich und stehen in dreifacher oder seltener vierfacher Reihe; von den sehr kleinen äußeren haben 2—5 keine Blüthen oder sind nur äußerst selten mit Blüthen versehen, die inneren Reihe wechselt mit den äußeren ab oder sie wechseln sämmtlich ab und zuletzt stehen die Schuppen in Form eines meist 10-, selten vielschuppigen Sterns ab. Die weiblichen Blüthen stehen in 2—3 Reihen. Der Blüthenboden ist kurz, an der Spitze verdickt, flach. Die fast stehenden oder kurz gestielten Köpfe stehen zu 3—7 gehäuft oder büschelig, selten einzeln.

7) *F. arvensis* Fries. Der Stengel ist rispig-artig-verzweigt nebst den länglich-lanzettlichen Blättern wellig-filzig; die länglichen Köpfe stehen in kleinen achsel- und endständigen Knäueln gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, häutig-veranbelt, zottig. Hierher gehören als Synonyme: *Filago arvensis* und *montana* Linné, *F. montana* Wahlenberg, *Gnaph. arvensis* Willdenow.

Sie wächst in ganz Europa, auf Madeira, Teneriffa und in Kleinasien. Es hat sich in neuerer Zeit als ungewissheit herausgestellt, daß Linné die *Filago minima* Fries gar nicht gekannt und daß seine *F. arvensis* und *montana* nur zwei Formen derselben Art sind.

8) *F. neglecta* De Candolle. Die ganze Pflanze ist seidensaartig-grau; der Stengel ist ästig, fast gabelspaltig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich spitz, die obersten stehen büschelförmig und überragen die Köpfehen, diese sind fast hülllos, achsel- und endständig, eiförmig und stehen zu 2—3 in Ähren; die Schuppen des Hauptfelds sind an der Spitze fahl, braun, etwas spitz. Hierher gehören *Gnaphal. neglectum* Soyer-Willmet und *Oglisa* Soyerii Godron.

Diese Art findet sich in verschiedenen Theilen Frankreichs.

9) *F. minima* Fries. Die Pflanze ist filzig-wollig; der Stengel ist ästig, die Blätter sind gabelspaltig, die Knäuelchen sind selten- und endständig, länger als die Blätter, diese sind linealisch-lanzettlich, aufrecht und angedrückt; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpflich, an der Spitze fahl. Hierher gehören *Fil. arvensis* Wahlenberg, *F. montana* De Candolle, *Gnaph. minimum* Smith und *Gnaph. montanum* Hudson.

Diese Art kommt im größten Theile Europa's vor, geht aber nördlich nicht so hoch hinauf als die vorhergehende.

10) *F. Clementei* Willkomm. Diese Art ist aufrecht, wollig; der Stengel ist ästig, fast gabelspaltig; die Blätter sind lanzettlich, spitz, dem Stengel angedrückt, die blüthenständigen breiter; die wenigen Köpfehen stehen fast ährig-gehäuft und werden von den blüthenständigen Blättern fast bedeckt; die Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde wollig, übrigens fahl, linealisch, an der Spitze abgestutzt, zerföhlt, trockenhäutig, strohgelb.

Diese Art wächst in Spanien, ist 3—4 Zoll hoch und vom Grunde an ästig. Von der ähnlichen *Fil. montana* unterscheidet sie sich durch die weit breiteren Blätter und die breiteren, ganz kumpfen, fast abgestutzten, zerföhltigen, nicht spizen Schuppen des Hauptfelds.

11) *F. gallica* Linné. Die ganze Pflanze ist filzig-seidenhaarig; der Stengel ist ästig, die Äste sind gabelspaltig; die Knäuelchen sind selten- und endständig; die Blätter sind linealisch-frieslich, länger als die Knäuelchen; die Schuppen des Hauptfelds sind ganz stumpf, an der Spitze fahl. Hierher gehören *Gnaphalium gallicum* Hudson und *Logfia subulata* Cassini.

Im größten Theile von Süd- und Mitteleuropa einheimisch. — Von Cassini sowohl als von Esson und Germann wurde diese Art als besondere Gattung, *Logfia* genannt, angesehen.

Bei den nachfolgenden drei Arten ist die Section nicht angegeben.

12) *F. repens* Scheele. Die ganze Pflanze ist spinnwebig-filzig; der Stengel ist kriechend, ästig, an der Spitze aufsteigend; die Blätter stehen wechselseitig, sind ungestielt, abtühend, spatul-länglich, die obersten

linealisch-lanzettlich, die unteren stumpflich, die oberen spitz; die Köpfehen sind gehäuft, verschiebenich, vielblüthig, meist endständig und von Blättern umhüllt, welche länger als die Knäuelchen selbst sind; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind wollig, die inneren trockenhäutig, länglich, einnervig, an der Spitze ausgerandet-zweizählig; die randständigen, weiblichen Blüthen sind fadenförmig und haben keinen Heberfeld, die mittelständigen, röhrligen, zweigeschlechtlichen haben einen haarförmigen Heberfeld.

Die Heimath dieser Art ist Texas.

13) *F. texana* Scheele. Die ganze Pflanze ist wollig; der niedrige Stengel ist aufrecht, kantig, einfach oder an der Spitze ästig; die hülllosen Blätter sind spatulig, kurz beispitz, die unteren zurückgeschlagen, die oberen aufrecht, linealisch-länglich; die Köpfehen stehen in Knäuelchen und sind verschiebenich, vielblüthig, end- und achselständig und von länglichen, mit dem Knäuelchen gleich langen oder längeren Hüllblättern eingeschlossen; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, einnervig, abgestutzt, am Grunde wollig; die Randblüthen sind fadenförmig, weiblich, ohne Heberfeld, die mittelständigen röhrlig, zweigeschlechtlich und mit einem haarförmigen Heberfeld versehen.

Das Vaterland dieser Art ist Texas.

14) *F. abyssinica* C. H. Schultz. Der Stengel ist aufrecht, kaum spannenhoch, am Grunde einfach, oberwärts spärlich-ästig, weiswollig; die Blätter sind spatulig-lanzettlich, schmal, spitz, beiderseits graulich; die obersten bilden unter den Blüthenäugen Hüllblätter; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig-lanzettlich, fahl, am Rande durchscheinend, die äußeren sind sehr spitz, die inneren stumpf oder etwas zugespitzt; die Früchtchen sind vierseit-eiförmig-länglich, förmig-rauh.

Diese Art ist in Habessinien einheimisch.

X. Helichrysum De Candolle.

(Cfr. Gnaphalium no. 42.)

Erste Section. Helichrysum De Candolle.

Der Blüthenboden ist nackt, der Heberfeld rauh.

A. Argyraea De Candolle.

Die Schuppen des Hauptfelds sind weiß oder bisweilen purpurroth oder hellroth, aber niemals gelb.

a) Leptorhiza De Candolle.

Die Wurzel ist klein, einjährig. Die krautartigen Stengel liegen nieder oder sind aufrecht. Die Blüthenköpfe sind klein. Die Schuppen des Hauptfelds sind weiß. — Die hierher gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und eine auf Madagascar.

1) *H. leptorhizum* De Candolle. Die kleine Wurzel ist ungeheilt; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere, ausgebreitete, einfache, schlank, nebst den Blättern spinnwebig-wollige Stengel; die Blätter sind vierseit-eiförmig-länglich, stumpf, mit aufgesetzter kleiner

Stachelspize, am Grunde verschmälert; die 3—5 eiförmigen, etwa 16 blüthigen Köpfchen stehen in den obersten Blattwinkeln und an der Spitze der Stengel gebüschelt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind schwach wollig, die übrigen kahl, trodenbüchtig, hellroth und strohgelb gestreift, länglich, stumpf, aufrecht.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und ist mit *Helicr. Leontonyx* nahe verwandt, unterscheidet sich aber von diesem außer den angegebenen Merkmalen durch die länglichen, obersten Blätter, durch die Zahl der weiblichen Blüthen (etwa acht) und durch die vom Grunde bis zur Spitze rauhen Borsten des Stengelröhrens.

2) *H. Leontonyx De Candolle*. Die Wurzel ist ungetheilt; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere, ausgebreitete, schlaffe, fast einfache, an der Spitze nebst den Blättern spinnwebig-wollige Stengel; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, ganz stumpf, am Grunde verschmälert, fast nervenlos, die Stengelblätter stehen entfernt von einander, die grund- und blüthenständigen gebüschelt; die 3—6 verschiedenschigen, 14—16 blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels gebüschelt und werden von den blüthenständigen Blättern ein wenig überragt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind wollig, kurz, die inneren länger, starr-zugespitzt, purpurroth und strohgelb, an der Spitze ein wenig zurückgebogen.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blüthenköpfchen stimmen fast mit denen von *Leontonyx* überein, aber der Stengel ist einreihig, seine Borsten sind an der Spitze dörig-keulensförmig, an weiblichen Blüthen sind 5—6 vorhanden; die Früchtchen sind rauh.

3) *H. alsinoides De Candolle*. Die Wurzel ist einfach; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere, ausgebreitete, gabelspaltige, an der Spitze spinnwebige Stengel; die wenigen Blätter sind länglich, stumpf, am Grunde verschmälert und laufen am Stengel ein wenig schmal herab; die ungetheilten, etwa 30 blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen traubig-gebüschelt; von den in zwei Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind die 7—8 äußeren länger, länglich, auf dem Rücken spinnwebig, die 12—15 inneren linealisch-länglich, kahl, strohgelb, an der Spitze durchscheinend, stumpf.

Im südlichen Afrika einheimisch. Die Stengel sind 3—4 Zoll hoch, die Zahl der weiblichen Blüthen ist sehr gering; die Schuppen des Hauptfelds stehen nach der Richtung sternförmig ab. Der Blüthenboden ist nackt.

4) *H. micropoides De Candolle*. Die Wurzel ist einfach; aus dem Wurzelhalse entspringen mehrere ausgebreitete, spärlich ästige, am Grunde kahl, an der Spitze weichhaarige Stengel; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, am Grunde verschmälert, stumpf, die jüngeren grau-sammethaarig, die obersten stehen unter den ungetheilten, etwa 10 blüthigen, fast gebüschelten Köpfchen; von den läng-strohgelben, linealischen, in zwei Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren an der Spitze ein wenig wollig, die inneren kahl, etwas spitz.

Die Stengel dieser im südlichen Afrika einheimischen Art sind 4—5 Zoll hoch, ihre Blüthen 5 Linien lang.

5) *H. herniarioides De Candolle*. Der Stengel ist vom Grunde an ästig, die Äste sind spinnwebig, ausgebreitet; die Blätter sind länglich, stumpf, am Grunde stark verschmälert, ziemlich kahl; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste in einem von wenigen dazwischenstehenden Blättern begleiteten Knäuelchen dicht gedrängt; von den locker dachziegelig stehenden Schuppen des Hauptfelds sind die äußeren linealisch, die inneren breiter, länglich, strahlend, sämmtliche schwach weiß und kaum spitz.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Blätter sind 3—4 Linien lang, 1—1½ Linien breit, flach. In jedem Köpfchen befinden sich etwa 15—20 gelbe Blüthen. Sie ist der Tracht nach theils mit *H. paronychioides*, theils mit *H. argyrosphaerum* verwandt.

6) *H. capillaceum Lessing*. Der Stengel ist sehr dünn, lang wollig; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, kurz gestielt, flachspitzig, häutig, spinnwebig-wollig, oberseits zuletzt mehr oder weniger kahl; die ganz kleinen, etwa 25 blüthigen, verschiedenschigen Köpfchen stehen in lockeren Ebensträußen; die 8—10 Schuppen des cylindrischen, zweireihigen Hauptfelds sind linealisch, an der Spitze weißlich, stumpf und stehen nach der Blüthezeit sehr ab. Hierher gehört *Gnaphal. capillaceum Thunberg*.

De Candolle unterscheidet von dieser am Cap der guten Hoffnung einheimischen Art drei Varietäten:

- a) *erectum* mit aufrechtem, fast einfachem Stengel.
- b) *diffusum* mit ausgebreitetem Stengel und kleinen, weinwolligen Blättern.
- c) *majus* mit ausgebreitetem Stengel, langen Ästen, ziemlich großen, fast eiförmigen, oberseits beinahe kahlen Blättern und etwas größeren Blüthenköpfchen.

7) *H. expansum Lessing*. Der Stengel ist ästig; die Blätter sind länglich, ziemlich stumpf, schwarz flachspitzig, ungetheilt, am Grunde verschmälert, beiderseits nebst den Ästen weinwollig; die gleichschigen, 12—16 blüthigen Köpfchen stehen in einer Rispe; die Schuppen des cylindrischen, strahlenlosen Hauptfelds sind länglich, ganz stumpf, die äußeren flügel, die inneren an der Spitze schwach weiß. Hierher gehört *Gnaph. paniculatum Bergius*, aber nicht *Thunberg's* gleichnamige Pflanze.

Zwei Abarten werden von dieser am Cap der guten Hoffnung wachsenden Art unterschieden:

- a) *erectum* mit aufrechtem Stengel und einer zusammenhängenden, wenigblüthigen Rispe. Hierher gehören *Hel. expansum Lessing*, *Gnaph. drabaeforme Schrank* und *Gnaph. notatum Thunberg*.
- b) *patulum* mit sehr ästigen, absteigend-ausgebreiteten Stengeln und lockerer Rispe. Zu dieser Varietät gehören *Gnaph. expansum Thunberg* und *Gnaph. achilleoides Sieber*.

8) *H. flagineum De Candolle*. Die Wurzel ist einfach; der Stengel ist vom Grunde an ästig, die Äste

sind aufrecht, einfach, spinnwebig; die Blätter sind linealisch, stumpf, am Grunde ein wenig verschmälert, spinnwebig-wollig, weißlich; die stiellosen, kleinen 5–8-blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds stehen in 1–2 Reihen, sind strohgelb, linealisch und kaum spitz.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blüthen sind entweder gleichig oder 1–3 weiblich.

9) *H. Candolleum* *Duck.* Der Stengel ist am Grunde ästig, aufrecht und nebst den Blättern locker und weich-rauhhaarig-wollig; die sitzenden Blätter sind länglich, kurz kachelspitzig; die fast stiellosen, etwa 20blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels gedrängt und sind von raubhaarigen Blättern umgeben; die Schuppen des Hauptfelds stehen in mehreren Reihen, sind linealisch, spitz, trockenhängig-silberweiß, ganz kahl und länger als die Scheibenblüthen; die Blüthen sind sammtlich zwischengeschlechtlich. Hierher gehört *Helichr. leptolepis* *De Candolle.*

Die Heimat dieser Art ist Madagascar. Die Blätter sind 8–10 Linien lang und 2–3 Linien breit. Die Blumentrone scheint eine purpurrothe Farbe zu haben. Der Fiederkelch ist borstenförmig, weiß.

b) *Oxybelia* *De Candolle.*

Die kleinen oder mäßig großen Köpfchen sind eiförmig oder fast kugelig; die Schuppen des Hauptfelds schneerweiß, zugespitzt, kaum strahlenförmig. Die hierher gehörigen halbtrockenigen Arten wachsen in Süd-Afrika.

10) *H. spiciforme* *De Candolle.* Der Stengel ist halbtrockenig, aufrecht, an der Spitze ästig; die Äste tragen an ihrer Spitze die fast stiellosen, ährenförmig stehenden Köpfchen; die ungetheilten Blätter sind linealisch, ziemlich stumpf, am Rande umgerollt, dicht wollig-filzig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind blattartig, die inneren in eine trockenhängige, lanzettliche, zugespitzte Platte erweitert.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Es scheint ein 1½ Fuß hoher Strauch mit 4 Linien langen, 1 Linie breiten Blättern zu sein.

11) *H. cerastoides* *De Candolle.* Die filigen Äste des krautartigen Stengels tragen an ihrer Spitze ein einzelnes zwischen den Blättern sitzendes Köpfchen; die sitzenden Blätter sind lanzettlich-linealisch, am Rande ein wenig umgerollt, dicht wollig-filzig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind blattartig, die inneren in eine trockenhängige, lanzettliche, zugespitzte Platte erweitert.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

12) *H. paronychioides* *De Candolle.* Die Ästchen des halbtrockenigen, niederliegenden, sehr ästigen Stengels sind bis zum Köpfchen beblättert; die stiellosen Blätter sind linealisch, am Rande ein wenig umgerollt, etwas spitz und nebst den Ästen kahl; die 12blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Äste und Ästchen einzeln; die Schuppen des Hauptfelds sind fast sammtlich trockenhängig und in eine lanzettliche, etwas spitze Platte erweitert.

Diese, gleich den vorhergehenden und den nachfolgenden, am Cap der guten Hoffnung einheimische Art zeichnet sich besonders durch ihre Kahlheit aus. Ihre Blätter sind 2 Linien lang.

13) *H. metalasioides* *De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, sehr ästig; die Blätter sind stiellos, gedrängt, abtrocknend, linealisch, am Rande umgerollt, ziemlich stumpf und nebst den Ästen kahl; die länglichen, 4–5blüthigen Köpfchen sitzen an der Spitze der Äste in kleinen Haufen; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, etwas wollig, die inneren linealisch, zugespitzt, aufrecht, schneerweiß.

Ein kleiner, 1½ Fuß hoher Strauch mit 2–3 Linien langen Blättern und an der Spitze nicht verdicktem, kaum rauhem Fiederkelch. In der Tracht stimmt sie mit der vorigen überein, die Blüthen gleichen denen von *Motalsia*.

14) *H. oxybelium* *De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, kahl, sehr ästig, die Äste sind abtrocknend, hart, fast vorragend; die Blätter sind linealisch, sitzend, weichhaarig, am Rande ein wenig umgerollt, im jungen Zustande grau, die obersten stehen unter den 15–18-blüthigen, einzelnen Köpfchen; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, blattartig, weichhaarig, die inneren länglich, hart, zugespitzt, weißlich-purpurroth.

15) *H. laxum* *E. Meyer.* Der Stengel ist halbtrockenig, niedrig, ästig; die stiellosen Blätter stehen ziemlich weit von einander ab und sind linealisch, stumpf, am Rande umgerollt, im jungen Zustande nebst den Ästen weiß-filzig, im Alter oberseits weichhaarig oder fast kahl; die länglichen, 8blüthigen, ungetheilten Köpfchen stehen einzeln an der Spitze der Äste zwischen 2–4 Blättern; die Schuppen des Hauptfelds (meist 10) sind linealisch, ziemlich spitz, an der Spitze trockenhängig.

Im Habitus stimmt diese Art mit *Pilago gallica* überein. Die Äste stehen weit ab; die Blätter sind 2–3 Linien lang.

16) *H. ericaefolium* *Lessing.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, sehr ästig; die ungetheilten Blätter sind linealisch, stumpf, abtrocknend, am Rande rüddelgroß, im Alter kahl; die cylindrischen, 8–12blüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gedrängt; die in wenigen Reihen stehenden Schuppen des Hauptfelds sind länglich, die inneren spitz oder bisweilen gezähnt. Hierher gehört *Stoebea aspera* *Thunberg* und wahrscheinlich *Gnaph. ericaefolium* *Linnae*.

Die Pflanze ändert ab mit aufrechtem oder mehr oder weniger ausgebreitetem Stengel, kahlen oder filigen Ästen, kahlen oder rauhen oder in der Jugend fast filigen Blättern, mehr oder weniger gedrängten Köpfchen, kahlen oder unter der Spitze purpurrothen Schuppen des Hauptfelds und außerdem

b) *albuminum* *De Candolle.* Die Blätter sind in der Jugend nebst den Ästen weißfilzig, im Alter nebst dem Stengel ziemlich kahl. Diese Varietät steht in der Mitte von *H. ericaefolium* und *H. lineare*.

17) *H. ericoides Persoon*. Die Blätter sind sehr klein, angedrückt, lederartig, eiförmig, außenseits kahl, innen concav und nebst den Aesten filzig; die 10—12 blüthigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Schuppen des Hauptkeils sind außenseits am Grunde schwarz filzig, übrigens kahl, lanzettlich, zugespitzt, etwas abstechend, schneeweiß. Hierher gehören *Xeranthemum ericoides* und *Argyrocma ericoides* Lamour., *Stoebe nivea Thunberg* und *Xeranthemum moniliforme Houttyn*.

In der Tracht stimmt sie mit *Erythropogon vermiculatum* überein, unterscheidet sich aber durch die weit kleineren Blätter und Köpfschen und durch die oberseits filzigen, nicht kahlen Blätter.

e) *Declinata De Candolle*.

Die Köpfschen sind eiförmig oder halbkugelig, klein oder mäßig groß, vielblüthig. Die Schuppen des Hauptkeils sind weiß, mit einem kleinen, linealisch-länglichen, stumpfsinigen Anhängsel versehen und daher ein wenig strahlenförmig. — Die hierher gehörigen Arten sind krautig oder halbkrautig, oft niederliegend und rasenförmig und stimmen in der Tracht mit *Gnaphalium* überein.

18) *H. declinatum Lessing*. Die Stengel sind fast krautig, ausgebreitet oder aufsteigend; die Blätter sind sitzend, linealisch, spitz, dachziegelig-aufrecht, von einem deutlichen Mittelnerve durchzogen, beiderseits nebst den Aesten weißfilzig; die wenigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste in Obersträußen und ragen kaum über die Blätter hervor; die äußeren Schuppen des kahlen, fast cylindrischen Hauptkeils sind strahlenförmig, röthlich, die inneren länger, schneeweiß, ziemlich stumpf. Hierher gehören *Gnaph. declinatum Linné* (Eodn), *Gnaph. pygmaeum Thunberg* und vielleicht auch *Gnaph. achilleoides Lamarck*.

In der Tracht stimmt diese am Grunde halbkrautige Art vollkommen mit *Gnaph. micranthum* überein, aber die weiblichen Blüten sind ein- nicht vielzählig.

19) *H. lineare De Candolle*. Der Stengel ist halbkrautig, ästig; die stiellosen Blätter sind linealisch, stumpf, am Rande ein wenig umgerollt, in der Jugend nebst den Aesten weißfilzig, im Alter nebst den Stengeln kahl, die oberen stehen um das endständige, vielköpfige Knäuelchen gleichsam quersförmig und vedblattartig; die ungeschlitten, cylindrischen, 8—10blüthigen Köpfschen stehen gehäuft; die Schuppen des Hauptkeils sind meist weiß, linealisch, stumpf.

Ein finger- oder kaum handhoher Halbkraut am Cap der guten Hoffnung.

20) *H. serpyllifolium Lessing*. Der Stengel ist halbkrautig, sehr ästig, abstechend; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, fiedlos, am Grunde verschmälert, unterseits nebst den Aesten graufilzig, oberseits kahl oder spinnwebig; die cylindrischen, gleichlichen, etwa 12-blüthigen Köpfschen stehen in gedrängten Obersträußen;

die innersten Schuppen des am Grunde filzigen Hauptkeils sind an der Spitze schneeweiß, stumpf.

Zwei Formen werden von dieser am Cap der guten Hoffnung einheimischen Art unterschieden:

a) *orbiculare De Candolle*. Die Blätter sind fast kreisrund, oberseits spinnwebig oder fast filzig, gehäuft; die Knäuelchen sind vielköpfig. Hierher gehören *Gnaph. serpyllifolium Bergius*, *Gnaph. orbiculare Thunberg* und *Gnaph. helianthemifolium Burmann*.

b) *polisolum De Candolle* mit verkehrt-eiförmig-länglichen, am Grunde mehr verschmälerten, oberseits kahlen und glatten Blättern, mit weniger ästigem Stengel und kleineren und weniger Köpfschen. Hierher gehören *Gnaph. polisolum Thunberg* und *Gnaph. globuliferum E. Meyer*.

21) *H. Ernestianum De Candolle*. Die Pflanze ist niedrig, rasenartig; die 2—3 Stengel sind aufrecht, spärlich belaubt, einfach, kaum doppelt länger als die grundständigen Blätter; die Blätter sind linealisch, stumpf, von angedrücktem Filze weißlich-röthlich, nervenlos, aufrecht; die grundständigen länger, die stengelständigen in geringer Zahl; die gestielten Köpfschen stehen in einem einfachen, endständigen, gedrängten Oberstrauße; die äußeren Schuppen sind am Grunde nebst den Nadeln wellig, die übrigen linealisch-länglich, weiß, stumpflich.

Im südlichen Afrika einheimisch. Von dem ähnlichen *H. caespitosum* unterscheidet sich diese Art durch den fast angedrückten, nicht fast wolligen Filz, durch aufrechte, linealische Blätter, durch einen weniger belaubten Stengel und durch gestielte Köpfschen.

22) *H. sessile De Candolle*. Der Stengel ist krautig, sehr ästig, dicht rasenförmig, die Aeste sind sehr gedrängt; die alten Blätter bleiben stehen, die jüngeren stehen an der Spitze der Aeste sternförmig und sind linealisch-länglich, beiderseits filzig; die Köpfschen sitzen einzeln im Mittelpunkt dieser Blattrosetten; die Schuppen des Hauptkeils sind trockenhäutig-weiß, eiförmig-lanzettlich.

In der Tracht stimmt diese im südlichen Afrika einheimische Art fast mit *Evax* überein.

d) *Caespitilla De Candolle*.

Die Köpfschen sind eiförmig-kugelig, die Schuppen sind weißlich, spitz, kaum strahlend. — Die hierher gehörigen Arten sind halbkrautig, rasenförmig und von sehr dicht stehender, angedrückter Behaarung grau; in der Tracht stimmen sie mit *Gnaphalium* und *Antennaria* überein und kommen sämmtlich auf der Insel Mauritius vor.

23) *H. barbellatum Buck*. Diese Art ist halbkrautig, vom Grunde an ästig, rasenartig, graufilzig; die Blätter sind länglich-linealisch, zu beiden Enden spitz, ganzrandig, gehäuft; die fast ungeschlitten, halbkugelförmigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; die äußeren Schuppen des Hauptkeils sind filzig, die übrigen kahl, glänzend, länglich-linealisch, spitz, ein

wenig juradagekrümmt, die innersten sehr klein. Hierher gehören *Hel. caespitosum De Candolle*, *Gnaphal. caespitosum Lamarck* (nicht Presl), *Gnaph. foliosum Poiret* und *Gnaph. rupestre Bory*. — Die Pflanze ändert übrigens mit 3—5 Zoll langen, aufsteigenden und sehr kurzen, gebäussten Stengeln und dicht rosettenartigen oder zerstreuten Blättern ab. Die röthlichen Blüthen sind fast alle zweigeschlechtlich. Der Hederfeld ist an der Spitze ziemlich lang bärtig. Der Blütenboden ist nackt, machig.

24) *H. yuccaeifolium Lamarck*. Diese Art ist krautartig, aufrecht, ästig, ganz graulich, die Aeste sind ringförmig mit Blattnarben versehen; die Blätter sind lanzettlich, beiderseits verschmälert, ganzrandig; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengesezt, vielköpfig; die Köpfe sind gestielt; die Schuppen des glockenförmigen Hauptfelds stehen in vielen Reihen, der flügeligen äußeren sind nur wenige, die übrigen sind eiförmig, trockenhäutig, glänzend, kaum spiz. Hierher gehören *Gnaphalium yuccaeifolium Lamarck*, *Gnaph. incarnatum Bory* und *Gnaph. proteoides Sieber*. — Der Blütenboden ist nackt, machig. Von den zahlreichen, purpurothen Blüthen sind nur wenige weiblich. Die Vorsten des Hederfelds sind an der Spitze rauh. Ein 6—8 Zoll hoher Halbstrauch.

25) *H. multicaule De Candolle*. Diese Art ist halbstrauchig, vom Grunde an ästig, aufsteigend, aufrecht, ganz weiß, flügelwollig; die stiellosen Blätter sind lanzettlich, spitz, flügelwollig, ganzrandig; die eiförmig-lugeligen, ungestielten Köpfe stehen zwischen den linealisch-lanzettlichen Blättern an der Spitze der Stengel gebäusht; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, glänzend, eiförmig, spiz und länger als die Blüthen. Hierher gehören *Gnaph. multicaule Lamarck* und *Gnaph. argenteum Poiret*, aber nicht *Miller*. — Die aufsteigenden Stengel sind fuchsig und darüber. Der Blütenboden ist spreublatlos. Der Hederfeld ist dicht bärtig.

a) *Sphaerocephala De Candolle*.

Die vielblüthigen Köpfe sind fast lugelig; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf, schneeweiß, selten purpuroth oder strohgelb, sie neigen zusammen oder sind nur selten an der Spitze ein wenig strahlenförmig. — Die Mitglieder dieser Abtheilung wachsen mit Ausnahme von *H. sanguineum* sämmtlich am Cap der guten Hoffnung und sind mit Ausnahme des einjährigen *Helichrysum gariepium* alle halbstrauchig.

26) *H. stellatum Lessing*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig und ästig; die Blätter sind halbstengelumfassend, länglich, spiz, beiderseits schwach-flügelig; die eiförmigen, gleichblüthigen Köpfe stehen in einem ziemlich gedrängten Ebenstrauch gebäusht; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig, spiz, angebräunt, fahl, trockenhäutig, gefärbt, die innersten sind benagelt, fast spatelig, die elliptische Blätter derselben sind doppelt länger als der Nagel. Hierher gehören die zahlreichen Synonyme *Gnaph. stellatum Linné*, *Gnaph. discolorum* und *helianthemifolium Thunberg* (nicht Linné),

Gnaph. pyramidale Bergius, *Gnaph. fragrans Sieber*, *Gnaph. fulvum Lamarck*, *Gnaph. carneum* und *auriculatum Schrank*. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind röthlich, die innersten weiß, bisweilen außenroth purpuroth. Die Fruchtnoten sind rauh. Die Köpfe sind fast länger als ihre Stiele. Die Pflanze ändert aber ab:

b) *laxum De Candolle* mit lockerem Ebenstrauch und sehr kleinen Köpfen, welche weit länger als ihre Stiele sind.

27) *H. gariepium De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, vom Grunde an ästig, ausgebreitet, spinnwebigwollig; die Blätter sind eiförmig oder länglich, stumpf, am Grunde fast verschmälert und einnervig, in der Jugend spinnwebigwollig, im Alter fast fahl oder nur sehr wenig spinnwebig; die wenigen, kurz gestielten, eiförmig-lugeligen, vielblüthigen Köpfe stehen an der Spitze der Aeste und werden von den Blättern bedekt; die fast einreihigen äußeren Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, spinnwebigwollig, die übrigen linealisch-lanzettlich, spiz, trockenhäutig, weiß oder purpuroth, fahl. — Die Pflanze ist 5—8 Zoll hoch und hat 8—10 Linien lange, 3—5 Linien breite Blätter.

28) *H. obvallatum De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, vom Grunde an sehr ästig, rasenartig ausgebreitet, die Aeste und Blätter sind weiß-grauwollig; die Blätter sind linealisch-länglich, ziemlich spiz, kaum einnervig, am Grunde verschmälert, die oberen sind gebäusht und umgeben die fast lugeligen, vielblüthigen, endständigen Köpfe deckblattartig; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, ganz weiß oder an der Spitze röthlich, lanzettlich, etwas spiz und neigen zusammen. — Die Pflanze ist 3—5 Zoll hoch und hat 5—6 Linien lange, 1—1½ Linien breite, oberseits spinnwebig, unterseits flügelwollige Blätter. In jedem Köpfe befinden sich 30—40 Blüthen.

29) *H. argyrosphaerum De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, seine Aeste sind spinnwebig; die stiellosen Blätter sind länglich, etwas spiz, am Grunde verschmälert, einnervig, spinnwebigwollig; die ungestielten, lugeligen Köpfe stehen an der Spitze der Aeste zwischen den äußersten Blättern einzeln und sind fast länger als diese; die länglichen, an der Spitze ziemlich stumpfen, etwas abhebenden, die Blüthen kaum überragenden Schuppen des silberweißen, ziemlich fahlen Hauptfelds decken sich locker dachziegelig. — Die Pflanze ist finger- oder fast handhoch und hat 6 Linien lange, 1—2 Linien breite Blätter. Die glänzenden silberweißen Köpfe sind ein wenig größer als eine Erbse.

30) *H. chionosphaerum De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, sehr ästig, rasenartig niederliegend; die ausbreitenden Aeste sind spinnwebigwollig; die fadenförmigen Blätter sind länglich stumpf, beiderseits flügel-grau, 3—5nervig; die gestielten Köpfe stehen an der Spitze der Aeste zu drei, sie sind lugelig, vielblüthig, deckblattlos; die länglich-eiförmigen Schuppen des Hauptfelds

sind trodenhäutig-schneeweiß. — Von dem verwandten *Helicche*, *argyrosphaerum* unterscheidet sich diese Art leicht durch die 3—5nervigen Blätter, welche unterseits am Grunde zwischen den Nerven ziemlich kahl, aber etwas drüsig sind. Die Blumenfröhen sind gelb; die Blüthen gleichbig; die Fruchtstielelein drüsig.

31) *H. diffusum* *De Candolle*. Der Stengel und ganz am Grunde strauchig, ästig, ausgebreitet und nebst den eiförmigen, sitzenden Blättern mit einem dichten, weichen, grauen, wolligen Filze besetzt; die vielblüthigen, kurzgestielten Köpfschen stehen in einem gedrängten Oberstraufe; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich-lanzettlich, kaum spiz, schneeweiß; der Blütenboden ist durchaus nackt. Hierher gehört *Gnaph. diffusum* *E. Meyer*. In vieler Hinsicht stimmt diese Art mit *H. auriculatum* überein, unterscheidet sich aber durch öhrenlose Blätter und einen nackten Blütenboden. Die Aeste sind an der Spitze fast blattlos. Die obersten Blätter haben eine lange, schwarze Stachelspize.

32) *H. leucophyllum* *De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, ästig; die Aeste sind nebst den beiden Seiten der Blätter von einem dichten, ganz weissen Filze bedekt; die sitzenden Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, kumpf, die obersten ein wenig spiz; die wenigen, kurz gestielten, ungefähr 25blüthigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste in Obersträußen; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig, kumpf, weißlich, so lang als die Scheibenblüthen, die innersten strahlenlos; die Blüthen sind gleichbig.

33) *H. grandiflorum* *Lessing*. Der Stengel ist strauchartig, filzig; die Blätter sitzen mit breitem Grunde und sind auf beiden Flächen wollig-filzig, die untern verkehrt-eiförmig, die oberen länglich oder lanzettlich, aufrecht; die halbkugeligen, vielblüthigen, gleichbig Köpfschen stehen in ebensträußigen Trugbolzen; die äußeren Schuppen des glodenförmigen, strahlenlosen, kahlen, bläsgelben Hauptfelds sind spiz, die innersten überragen die Blüthen um ein wenig. Hierher gehören *Gnaphal. grandiflorum* *Linne*, *Gn. fruticosum* *Willdenow* (nicht *Linne*), *Gn. appendiculatum* und *verbascifolium* *Schrank*. Die obersten Blätter sind an der Spitze schwärzlich-gesärbt.

34) *H. fruticosum* *Lessing*. Der Stengel ist strauchartig, filzig; die Blätter sind halbstengelumfassend, elliptisch, dreinervig, oberseits ziemlich kahl, unterseits weißwollig-filzig; die gleichbig, vielblüthigen Köpfschen stehen in Obersträußen; der schneeweiße, kahle, glodenförmige, strahlende Hauptfeld hat spize äußere Schuppen. Hierher gehören *Gnaph. fruticosum* *Linne*, *Gn. grandiflorum* *Willdenow* (nicht *Linne*), *Gn. fruticosum* und *petiolatum* *Thunberg* und *Astelma fruticosum* *Ker.* — Die kumpfen Blätter haben eine schwielige Stachelspize. Die Blumenfröhen ist gelb; der Fiedelfeld fast keulenförmig.

35) *H. crassifolium* *Lessing*. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die Blätter sind häutig, beiderseits nebst den Aesten mit weissen Filze bedekt, länglich-verkehrt-eiförmig, am Grunde stark verjüngt und sitzen mit breitem Grunde; die glodig-cylindrischen, viel-

blüthigen Köpfschen stehen in einer Aebre; die Schuppen des strahlenlosen Hauptfelds decken sich dachziegeln und sind trodenhäutig, kahl, kumpf. Hierher gehört *Gnaph. crassifolium* *Linne*, aber weber *Lamarck's*, noch *Willdenow's* gleichnamige Pflanze. Von dem ähnlichen *H. revolutum* unterscheidet sich diese Art durch flache Blätter und einen nackten Blütenboden. Ihre Blätter sind 1½—2 Zoll lang, 6 Linien breit und haben einen nur wenig hervorragenden Mittelner. Die Schuppen des Hauptfelds sind citronengelb. Der Fiedelfeld ist an der Spitze isolant, nicht verdickt. Der Blütenboden ist kahl.

36) *H. stoloniferum* *Thunberg*. Der Stengel ist strauchartig, niederliegend-rosenartig, ganz belüthet; die sehr gedrängt stehenden, sitzenden Blätter sind länglich, spiz, an der Spitze zurückgekrümmt, beiderseits nebst den Aesten silberweiß-filzig; die vielblüthigen Köpfschen stehen an der Spitze des Stengels und der Aeste einzeln; die Schuppen des am Grunde kumpfen, glodenförmigen, kaum ein wenig strahlenden Hauptfelds sind trodenhäutig, eiförmig, zugespizt, die äußeren blasröthlich, die übrigen schneeweiß, die inneren fast linealisch, an der Spitze rosenroth; der Fiedelfeld ist bösfig, kaum ästig. Hierher gehören *Xeranthemum stoloniferum* *Linne* (*Sohn*) und *Argyrocne retorta* *Cassini*.

37) *H. rotundifolium* *Lessing*. Der Stengel ist halbstrauchig, vom Grunde an ästig, die Aeste sind wollig-filzig, ausgebreitet-niederliegend, einsach; die Blätter sind halbstengelumfassend, verkehrt-eiförmig-rundlich, beiderseits wollig, an der Spitze mit einer punktirartigen, schwarzen Schwiele versehen, ihre Nerven treten nur unbedeutlich hervor; die gleichbig, ungefähr 20blüthigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft, fast ebensträußig und werden von Blättern umhüllt; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind in ein weißes, ganz kumpfes, eiförmiges Anhängel ercreitet. Hierher gehört *Gnaph. rotundifolium* *Thunberg*, aber nach *Lessing* nicht *Spiralepis rotundifolia* *Don*. Die 2—4 Zoll hohen Stengel haben 6—7 Linien lange, 5—6 Linien breite Blätter.

38) *H. ramulosum* *De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, die gehäuft, einköpfigen, bis zur Spitze belütheten Aeste stehen fast bösbig; die Blätter sind halbstengelumfassend, lanzettlich-linealisch, spiz, abstehebend, beiderseits weißfilzig; die Schuppen des glodenförmigen, kahlen Hauptfelds sind spiz, die äußeren kürzer, röthlich-braun, locker dachziegeln, die inneren fast linealisch, blas, strahlend. — Ein kleiner, sehr ästiger, aufrechter Halbstrauch mit 3 Linien langen, 1 Linie breiten Blättern und kleinen Köpfschen.

39) *H. felinum* *Lessing*. Der Stengel ist strauchartig, die Aeste sind ruthenförmig, locker filzig; die Blätter sitzen mit breitem Grunde und sind eiförmig- oder lanzettlich-linealisch, zugespizt, oberseits runzelig, unterseits weißfilzig; die vielblüthigen, gleichbig, zugespizten Köpfschen stehen in Obersträußen; die Schuppen des fast strahlenförmigen Hauptfelds sind trodenhäutig, kahl, kumpf. Hierher gehören *Gnaph. elongatum* und *congestum* *Lamarck*, *Gnaph. felinum* und *serrula-*

tum *Thunberg*, *Gnaph. congestum* und *discolorum Willdenow*. Die Pflanze ändert mit locorem und zusammengelegenem Stenstraufe, mit nackten und bis zum Stenstraufe beblätterten Aesten und mit oberseits fahlen oder dornig-rauben Blättern ab.

40) *II. ? sanguineum Linné* (unter *Gnaphalium*). Die ganze Pflanze ist grauwollig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach; die Blätter laufen am Stengel herab und sind langettlich, flach, die obersten oft bis zur Spitze trodenhäutig; die fast kugelligen, beinahe sitzenden Köpfchen stehen in einem endständigen, fast freistehenden Aestchen gehäuft; die Schuppen des Hauptkeils sind länglich, kumpf, fahl, blutroth-gefärbt, die innersten am Grunde verschmälert.

Diese Art ist auf dem Berge Karmel in Palästina und auf dem Libanon in Syrien einheimisch. Der Blütenboden ist nackt. Der Federkeil weiß, rauh.

f) *Virginea De Candolle*.

Die Schuppen des Hauptkeils sind schneeweiß, kumpf, mehr oder weniger strahlend. — Hierher gehören krautige oder halbkrautige Arten in Südeuropa und in Kleinasien.

41) *II. virgineum De Candolle*. Der Wurzelstock ist holzig; die Stengel sind aber fast krautartig, aufsteigend, einfach; die grundständigen Blätter sind verkehrt-eiförmig, kumpf, am Grunde verschmälert, die stengelständigen länglich, sitzend, ziemlich spitz, sämtliche nebst dem Kelche und den Blütenstielen grau-wollig; die 2—3 Köpfchen sind gestielt, dreiblättrig; die Schuppen des Hauptkeils stehen dachziegelig und sind länglich, kumpf, schneeweiß-gefärbt, die äußeren und inneren sind kürzer, die mittleren länger als die Scheibenblüten.

In Kleinasien und vlesiecht auch in Griechenland auf dem Aethos einheimisch, stimmt diese etwa fingerhohe Pflanze in der Tracht mit *Gnaphal. chionanthum* überein. Das Köpfchen hat ungefähr die Größe wie jenes von *Bellia perennis*. Die Blüten sind gelb, sämtlich zweigeschlechtlich oder nur wenige weiblich. Der Federkeil ist an der Spitze rauh, weiß, abfällig.

42) *II. frigidum Willdenow*. Die Pflanze ist fast krautartig, ästig, rutenartig-niederliegend ganz grauhlig; die Blätter sind länglich, kumpf, sitzend, dachziegelig gestellt, an den Stämmchen fast vierreihig; die am Grunde sitzigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Schuppen des Hauptkeils sind länglich, kumpf, weißgefärbt, kernförmig-abstehend und doppelt länger als die Scheibenblüten; die Adänen sind seidenhaarig-wollig. Hierher gehören *Xeranthemum frigidum Labillardiere* und *Gnaph. bellidiflorum Viviani*.

Diese Art wächst auf dem Libanon und auf den höchsten Bergen Gerica's. Die Stengel sind am Grunde halbkrautig, schlang, die Blüthen sämtlich zweigeschlechtlich.

43) *II. melanophthalmum Lowe* (unter *Gnaphalium*). Der Stengel ist krautartig, ästig; die sitzenden Blätter sind langettlich, zugespitzt, am Grunde verschmäl-

ert, beiderseits nebst den Aesten schneeweiß-ählig; die gestielten, fast kugelligen Köpfchen stehen in endständigen, rispiigen Stensträußen; die schneeweißen Schuppen des Hauptkeils sind eiförmig, kumpf, leder dachziegelig, länger als die Scheibenblüten, die innersten schmaler und etwas spitz. Hierher gehören *Helicorysum melaleucum Reichenbach*.

Die Grimaith dieser Art ist Madeira. Die duftenden Blüthen werden nach der Blüthezeit schwarz, die äußeren weiblichen stehen in einer oder vlesiecht auch in zwei Reihen, die zahlreichen übrigen sind zweigeschlechtlich. Die Schuppen des Hauptkeils sind schwach gestreift, mehr an der Spitze 2—3zählig.

44) *II. ? nodosum De Candolle*. Die Stengel sind krautartig, stielrund, rutenförmig, wollig; die linealischen, etwas spigen, wolligen Blätter stehen in einiger Entfernung von einander; die gestielten unteren Köpfchen stehen in den Blattachsen meist zu zweien ziemlich entfernt von einander, die oberen in einer am Grunde unterbrochenen Traube; die dachziegelig sich bedeckenden Schuppen des Hauptkeils sind weiß, länglich, kumpf. Hierher gehört *Gnaph. nodosum Lamarck*.

Nach Plukenett wächst diese Art in Portugal, womit jedoch Brotero nicht übereinstimmt. Der Blütenboden ist nackt, punktförmig, schmal.

g) *Xeranthemoides De Candolle*.

Die Schuppen des Hauptkeils sind mehr oder weniger zugespitzt und strahlend, glänzend, weiß, seltener purpurroth oder gelblich. — Hierher gehören am Cap der guten Hoffnung einheimische Halbkrauter mit schmalen, spigen, oft zurückgekrümmten Blättern.

45) *II. retortum Willdenow*. Der Stengel ist am Grunde krautartig; die Blätter sind länglich, oft zurückgekrümmt, mit breitem Grunde sitzend, beiderseits nebst den Aestchen angedrückt silberweiß-ählig; die Aeste sind bis zur Spitze beblättert; die eiförmigen, am Grunde stumpfen Köpfchen stehen einzeln; der strahlende Hauptkeil ist länger als die Scheibenblüten und hat zugespitzte Schuppen; die Borsten des Federkeils sind am Grunde ein wenig verwachsen, an der Spitze bärtig. Hierher gehören *Xeranthemum retortum Linné*, *Xeranth. retortum* und *radicans Thunberg*, *Helicorysum radicans Lessing*, *Helicor. argenteum Schrank* und *Argyrocomos retorta Gärtner*.

Die Blätter sind 5—9 Linien lang, 2—3 Linien breit. Die unteren Schuppen des Hauptkeils sind außenseits röthlich-braun, die übrigen ganz weiß. Der Federkeil ist in Wirklichkeit nicht fiedrig, wie Linné angibt, sondern an der Spitze fast keulenförmig und bärtig.

46) *II. lanceifolium Thunberg*. Der Stengel ist krautartig, die Aeste silberweiß-ählig, die blüthentragenden bis zur äußersten Spitze dicht beblättert, einlöpfig; die stiellosen Blätter sind silberweiß-ählig, länglich-eiförmig, zugespitzt, angedrückt; die Schuppen des freistehenden, strahlenden Hauptkeils sind trodenhäutig, glänzend, langettlich, bräunlich, die innersten linealisch; der Federkeil ist ästig.

47) *H. xeranthemoides De Candolle.* Der Stengel ist halbstrauchig, ästig, die Äste sind nebst den Blättern von seidenhaarigem, fast angedrückt sitzigen grau, die sterilen sind ganz beblättert, die blüthentragenden nur am Grunde beblättert und in einen langen fast nackten, einseitigen Blütenstiel verlängert; die Blätter sind linealisch, zugespitzt, zusammengefallert, ein wenig zurückgekrümmt, am Grunde sitzig, fast stiellos; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind eiförmig, spitz, trockenhäutig, röthlich, die mittleren länger, spitzer, purpurroth, die innersten sehr lang und weich.

Diese Art steht in der Mitte zwischen *Hel. retortum* und *recurvatum*.

48) *H. recurvatum Thunberg.* Der Stengel ist krauchartig; die Äste stehen gehäuft und sind schwach filzig, zuerst an der Spitze fast blattlos; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, halbstängelumfassend, zugespitzt, gefaltet, zurückgekrümmt, beiderseits silberweiß-wollig, gewimpert; die vielblüthigen Köpfe stehen einzeln; die Schuppen des glodenförmigen, strahlenden Hauptfells sind silberweiß, zugespitzt, die innersten kürzer und kumpf. Hierher gehört *Xeranthemum recurvatum Linné* (Sohn). Der Fiederscheit ist seiner ganzen Länge nach etwas rauh; die Ähren sind gleichfalls rauh.

49) *H. sordeseus De Candolle.* Der Stengel ist krauchartig, ästig und nebst den Blättern zu beiden Seiten wollig-seidenhaarig; die Blätter sind linealisch-länglich, nachelspitzig, am Grunde unterseits mehrernig, im jungen Zustande flach, seidenhaarig, im Alter zurückgekrümmt und fast fahl; die zahlreichen, fast nackten, einseitigen Blütenstiele stehen in Ährensträußen, die 15—20 blüthigen Köpfe sind eiförmig; die Schuppen des Hauptfells sind eiförmig-länglich, etwas spitz, angedrückt, weißlich; die Ähren sind eiförmig, sehr fein drüsig. Im Alter sieht die Pflanze etwas schmutzig aus, worauf auch der Speciesname hinweist. Der Fiederscheit ist beackig, rauh. Die Blütenstiele sind fast doppelt länger als das Kelchrohr.

50) *H. affine Lessing.* Der Stengel ist krauchartig; die Blütenweige sind fast blattlos, filzig; die Blätter sind länglich-verkehrt-eiförmig, flach, aufrecht-abstehend, am Grunde verschmälert, an der Spitze schwielig-nachelspitzig, beiderseits angedrückt-silberweiß-filzig, undeutlich 1—3nervig; die Schuppen des glodenförmigen, strahlenden Hauptfells sind sämtlich zugespitzt, die äußeren und inneren kürzer als die mittleren. Der Hauptfells ist nach Lessing bald schneeweiß, bald fleischfarbig.

51) *H. mucronatum Lessing.* Der Stengel ist krauchartig; die Blätter sind linealisch-pfriemlich, hart, sitzend, nachelspitzig nebst den Ästen seidenhaarig-wollig; die halbstängligen Köpfe stehen niedrig-ährensträußig; die Schuppen des strahlenlosen Hauptfells sind eiförmig, sämtlich kumpf oder kaum ein wenig nachelspitzig, blaß citronengelb. Hierher gehören *Xeranthemum tenuissimum Burmann* und *Gnaphalium mucronatum Bergius*. Die Pflanze ändert ab:

b) *niveum* mit schneeweißen Schuppen des Hauptfells. Hierher gehören *Gnaph. racemosum* und *Anaxeton racemosum Schrank*.

52) *H. intermedium Lessing.* Der Stengel ist krauchartig, die Äste sind rutenförmig, kaum an der Spitze blattlos; die eiförmigen Köpfe stehen in den spigen Ährensträußen; die äußeren Schuppen des kurze strahlenförmigen Hauptfells sind spitz, die innersten kumpf. Hierher gehören *Xeranthemum paniculatum Lamarck* (nicht *Thunberg*) und *Gnaph. proteaeolorum Schrank*. Von dem sehr ähnlichen *Helicor. paniculatum* unterscheidet sich diese Art durch die etwas breiteren, leder-wolligen (nicht angedrückt-seidenhaarigen) Blätter, durch etwas kleinere Köpfe und durch stumpfe innere Schuppen des Hauptfells.

53) *H. paniculatum Thunberg.* Der Stengel ist krauchartig, die Äste sind rutenförmig, kaum an der Spitze blattlos; die Blätter sind lanzettlich, lang-zugespitzt, sitzend, dreinervig, angedrückt-seidenhaarig-wollig; die Köpfe stehen in niedrigen Ährensträußen; die Schuppen des eiförmigen, strahlenden Hauptfells sind sämtlich zugespitzt. Hierher gehören *Xeranthemum paniculatum Linné* und *Xeranth. angustifolium Lamarck*. Die Blätter sind 12—15 Linien lang, 2 Linien breit. Die Hauptfells sind bald schneeweiß, bald fleischfarbig.

54) *H. argenteum Thunberg.* Der Stengel ist krauchartig, die Blütenäste sind an der Spitze blattlos, mehr oder weniger filzig; die Blätter sind länglich-verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert, federnervig, schwielig-nachelspitzig, beiderseits dicht angedrückt-silberweiß-filzig; die äußeren Schuppen des glodenförmigen, strahlenden Hauptfells sind eiförmig, kurz, spitz, die mittleren länger, zugespitzt, die inneren kürzer, ausgebreitet-kumpf. Hierher gehört *Helicor. Stachelina Willdenow*. Die Schuppen des Hauptfells sind weiß, außenseits purpurroth. Der Fiederscheit ist rauh, nicht stielnervig. Die Blätter sind 2—4 Linien breit, beistigig-generel, der Rittelnerv ist oberseits fleckbeadert.

55) *H. striatum Thunberg.* Der Stengel ist krauchartig, fahl, bis zur Spitze beblättert; die Blätter sind lederartig, in der Jugend weichhaarig-wollig, im Alter fahl, am Grunde ein wenig breiter, linealisch-verlängert, zugespitzt, auf dem Rücken gewölbt; die Köpfe stehen niedrig-ährensträußig; die Blütenstiele sind schwach-wollig; die Schuppen des eiförmigen, strahlenden Hauptfells sind eiförmig, zugespitzt, die inneren kürzer und kumpf. Hierher gehören *Xeranthemum rigidum Andrews* und *Helicor. rigidum Aiton*. Die Schuppen des Hauptfells sind schneeweiß. Die Blätter sind etwas zusammengefallert, 9—12 Linien lang und kaum 1 Linie breit. Der Fiederscheit ist fein gestig, an der Spitze nicht keulenförmig. Die Pflanze ändert ab:

b) *villosus De Candolle.* Die Ähren und die Blätter, auch die älteren, sind wollig, fast rauhhaarig, die Schuppen des Hauptfells sind weißlich.

c) *sublaevescens De Candolle*. Die Blätter sind wollig, in der Jugend fast feidenhaarig, linealisch, spitz, 1—3 nervig, flachspitzig, aufrecht; die Schuppen des Hauptfelds sind schmutzig gelb, im trocknen Zustande fast grünlich.

56) *II. chlorochrysum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, die Aeste sind bis zur Spitze debilitirt, die Blätter sind eiförmig oder lanzettlich kurz zugespitzt, dreinervig, sitzend, angedrückt-feidenhaarig-wollig; die eiförmigen oder halbherzförmigen Köpfschen stehen in rispi-gen Gesträufen; die Schuppen des strahlenden Hauptfelds sind eiförmig, zugespitzt, die innersten kürzer und stumpf. Von dem verwandten *Hel. paniculatum* unterscheidet sich diese Art durch 4—9 Linien lange, 2—4 Linien breite Blätter und durch glänzend-goldgelbe, im trocknen Zustande fast grünlache Schuppen des Hauptfelds.

h) *Elegantissima De Candolle*.

Die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, strahlend, mehr oder weniger spitz, weiß oder fast purpurn. Die Köpfschen sind vielblüthig. — Hierher gehören ausdauernde, im südlchen Afrika einheimische Pflanzen.

57) *II. elegantissimum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, am Grunde weich wollig, überlags weichhaarig, drüsig; die grundständigen Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde verkümmert, weich-spinneweig-wollig, die stengelständigen sind sitzend, ohrförmig-stengelumsassend, lanzettlich, zugespitzt, weichhaarig-drüsig; der Gesträuf ist zusammengesetzt, locker, gegliedert; die Köpfschen sind gliedertersförmig, vielblüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig-glänzend, silberweiß oder außenwärts rötlich, länglich, ziemlich spitz, ein wenig länger als die Scheibenblüthen; die Achänen sind eiförmig, fahl. — Die Pflanze ist 1½—2 Fuß hoch. Der Blütenboden ist nackt, flach, im Durchmesser 5 Linien. In jedem Köpfschen befinden sich 200—300 Blüthen.

58) *II. adenocarpum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, drüsig-weichhaarig; die Aeste sind einförmig, spinneweig-wollig, ebensträufsig; die grundständigen Blätter sind eiförmig, stumpflich, sitzend, wollig-filzig, die stengelständigen sind eiförmig-länglich, weichhaarig-drüsig, die oberen schmaler, trockenhäutig-zugespitzt; die Köpfschen sind vielblüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, trockenhäutig, glänzend oder rötlich, doppelt länger als die Scheibenblüthen; die Achänen sind drüsig. — Diese Art ist mit der vorübergehenden nahe verwandt. Die Scheibe des Blütenköpfschens ist 2—3 Linien im Durchmesser. Die Blumentrone hat eine purpurrothe Farbe.

59) *II. marginatum De Candolle*. Der Wurzelstock ist fast holzig; die zahlreichen Stengel sind aufrecht, einförmig, einfach, wollig-filzig; die grundständigen Blätter sind länglich-lungenförmig, 3—5 nervig, stumpf, die stengelständigen linealisch-länglich, stumpf, die obersten gannartenartig-zugespitzt, sämmtlich auf beiden Seiten fahl oder die oberen spinneweig, am Rande wollig-filzig;

das Köpfschen ist ungefielt, vielblüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, spitz, trockenhäutig-schneeweiß, doppelt länger als die Scheibenblüthen. — Die ganze Pflanze ist 3—5 Zoll hoch. Die grundständigen Blätter sind 12—15 Linien lang, 3 Linien breit. Der Durchmesser des Köpfschens beträgt einen Zoll. Die Blumentrone ist gelb-purpurroth; der Fiederscheit borsig, rauh; der Blütenboden nackt und flach.

i) *Hebelana De Candolle*.

Das Köpfschen ist gleichbig, 10—20blüthig. Die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, 1—2reihig, nicht trockenhäutig, auf dem Rücken filzig, weißlich, kurz strahlend oder strahlenlos. Der Blütenboden ist machsig. Die Achänen sind kaum weichhaarig. Die Vorhen des Fiederscheits sind fadenförmig, rauh. Die Köpfschen stehen in lockeren Rispen oder fast ebensträufsig. Die Blätter sind deutlich gefielt. — Die erste der drei bleicher gehörigen Arten wächst in Südafrika, die beiden anderen in Australien.

60) *II. populifolium De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, die Aeste sind graufilzig; die Blätter sind lang gefielt, am Grunde herzörmig, eiförmig-rundlich, stumpf, am Grunde undeutlich 5—7nervig, oberseits spinneweig-grau, unterseits graufilzig; die Rispe ist mehrfach zusammengesetzt, ausgebreitet-filzig; die eiförmigen, fast stiellosen, 12—15blüthigen Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste gebüschelt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind auf dem Rücken filzig, die innersten an der Spitze weißlich, fahl, stumpf, kurz strahlenförmig. — Die Blätter stimmen in der Form fast mit denen von *Populus alba* überein, sind aber ungetheilt, ihre Fläche ist 4—6 Zoll lang, 3—5 Zoll breit. Die Blattstiele haben eine Länge von 1½ Zoll. Das Köpfschen ist kaum 2 Linien lang. Der Blütenboden ist machsig.

61) *II. cordatum De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht, stielrund, filzig, an der Spitze fast blüthig; die gefielten Blätter sind oberseits in der Jugend spinneweig, im Alter fahl, unterseits nebst dem Stengel und dem Blattstiele graufilzig, die unteren herzförmig, die oberen eiförmig, sämmtlich zugespitzt und stachelspitzig; der Gesträuf ist zusammengesetzt, vielrig; die Schuppen des gliedertersförmigen Hauptfelds sind länglich-linealisch, auf dem Rücken filzig, an der Spitze trockenhäutig-weiß, fahl, zurückgebogen. — Der Blütenboden ist faserig-machsig. An Blüthen sind in jedem Köpfschen etwa 20 vorhanden, von denen nur wenige weiblich. Der Fiederscheit ist rauh.

62) *II. obovatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, filzig, an der äußersten Spitze spinneweig-stodig, übrigens fahl; die gefielten Blätter sind verkehrt-eiförmig, am Grunde keilförmig, an der Spitze stumpf mit aufgesetzter Stachelspitze, febrnerovig, fahl; die Rispe ist ebensträufsig, locker, grauwollig; die Schuppen des Hauptfelds sind 1—2reihig, länglich-linealisch, stumpf, wollig; die Blüthen, etwa 10, sind zweigeschlechtlich.

Die ganze Pflanze ist 1—2 Fuß hoch. Ihre Blätter sind 10 Linien lang, 5 Linien breit. Die Schuppen des Hauptfells sind weißlich, nicht trodenhäutig. Der Blütenboden ist schmal, malschig. Die Borsten des Fiedersfelds sind fadenförmig.

b) *Antennariiformis De Candolle.*

Das Köpfchen ist gleichförmig. Die Schuppen des Hauptfells bedecken sich dachziegelig und sind länglich, an der Spitze trodenhäutig-weiß. Der Blütenboden ist undeutlich malschig. Das Fruchtkorn ist kahl. Die Borsten des Fiedersfelds sind einreihig, an der Spitze feulenförmig, wie bei den männlichen Blüten von *Antennaria*. — Die hierher gehörigen Arten wachsen in Rußland.

63) *H. ramosum De Candolle.* Der Stengel ist aufrecht, rüdig, ästig, ausgebreitet, in der Jugend spinnwebig, zuletzt kahl; die Stengelblätter sind sitzend, linealisch-lanzettlich und stehen entfernt; die Röhre ist lodrig; die Köpfchen sind verkehrt-eiförmig; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind am Grunde spinnwebig, an der Spitze länglich, stumpf, abstechend-zurückgesträumt. — Der Stengel ist etwa fußhoch; die zur Zeit der Blüthe verwelkten grundständigen Blätter sind unbekannt.

64) *H. gracile De Candolle.* Der Stengel ist aufrecht, ästig, kahl; die Äste sind rutenförmig, an der äußersten Spitze spinnwebig; von den entfernt stehenden, namentlich im jungen Zustande unterseits spinnwebigen Blättern sind die untersten linealisch-lanzettlich, zu beiden Enden verschmälert, die obersten linealisch; die eiförmigen, einem kurzen, filigen Stiele aufhängenden Köpfchen stehen in einem kleinen Ebenstrauße gedrängt; die Schuppen des Hauptfells sind länglich, stumpf, angedrückt, milchweiß. — Die Pflanze ist 2 Fuß hoch.

i) *Clavellata De Candolle.*

Die Köpfchen sind verschiedenförmig, halbfugelig oder fast kegelförmig. Die Schuppen des Hauptfells sind rötlich, stumpf. Der Blütenboden ist gewölbt, klein-grubig. Die Borsten des Fiedersfelds sind an der Spitze bärtig-verdickt, feulenförmig. — Die hierher gehörigen strauchartigen Gewächse haben verkehrt-eiförmig-längliche, flache, am Grunde verschmälerte, kurzgestielte, beiderseits dicht graulich-blätter und ebensträußige Köpfchen.

65) *H. obconicum De Candolle.* Der Stengel ist strauchartig, stielrund, weiß-filzig; die Blätter sind elliptisch, stumpf, ganzrandig, am Grunde in einen Stiel verschmälert, oberseits spinnwebig, unterseits dicht graulich, dreinervig; der blattlose, etwa 20köpfige Ebenstrauß ist endständig; die Köpfchen sind kurzgestielt, verkehrt-kegelförmig; die Schuppen des Hauptfells sind rötlich-braun, trodenhäutig, dachziegelig, die äußeren ganz kurz und sehr stumpf, die inneren länger, blasser, etwas weber. Hierher gehören *Gnaph. crassifolium Lowe*, aber wohl Linné's, noch *Lamarck's*, noch *Willdenow's* gleichnamige Pflanze und *Antennaria leucophylla Reichenbach*.

Diese Art findet sich auf Madeira auf Felsen am

Meere gelegen. Der Blütenboden ist gewölbt, nadt, malschig. Die weiblichen Blüten stehen in zwei Reihen. Der Fiedersfeld ist einreihig, seine Borsten sind an der Spitze flach-feulenförmig-verdickt. Die Fruchtkorn sind rundlich, kahl.

66) *H. hemisphaericum De Candolle.* Der Stengel ist strauchartig, stielrund, weißfilzig; die Blätter sind elliptisch-länglich, stumpf, ganzrandig, am Grunde in einen Blattstiel verschmälert, einnervig, beiderseits weißfilzig; der Ebenstrauß ist endständig, 15—20köpfig blattlos; die halbfugelligen Köpfchen sind gestielt; die Schuppen des Hauptfells sind rötlich-braun, trodenhäutig, eiförmig, sehr stumpf und bedecken sich dachziegelig. Hierher gehört *Gnaph. ovatum Desfontaines*.

Das Vaterland dieser Art ist wahrscheinlich das Cap der guten Hoffnung. Von der vorigen unterscheidet sie sich durch die eine nicht dreinervigen Blätter und die am Grunde abgerundeten, nicht verkehrt-kegelförmigen Hauptfells. Mit *Helicr. crassifolium* wird sie bisweilen gleichfalls verwechselt, unterscheidet sich von diesem aber durch den gewölbten, nicht flachen Blütenboden und durch den feulenförmigen, nicht borstigen Fiedersfeld, sowie durch rötliche, nicht gelbe Hauptfellsche.

B. *Chrysoplepides De Candolle.*

Die Schuppen des Hauptfells sind gelb (sehr selten weiß).

a) *Stoechadina De Candolle.*

Die mäßig großen Köpfchen stehen in gedrängten Ebensträußen.

• Europäische, mauritanische oder asiatische Arten.

67) *H. Lamarckii Cambesides.* Die ganze Pflanze ist dicht graulich; der Stengel ist am Grunde beinahe krautartig, zerbrechlich, verdickt, die Äste sind verlängert; die Blätter sind länglich-spätelig, stumpf, die wenigen oberen länglich-linealisch; der Ebenstrauß ist endständig, zusammengesetzt; die sehr kurz gestielten, fast fugelligen Köpfchen stehen an der Spitze der Ästchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfells sind angedrückt, stumpf, trodenhäutig, gelb, und so lang als die Scheibenblättern. Hierher gehören *Gnaph. balcaricum Pourret*, *Gnaph. crassifolium Lamarck* (nicht Linné) und *Gnaph. ambiguum Persoon*.

Diese Art wächst an Felsen der Insel Majorca. In jedem Köpfchen sind ungefähr 60 zweigeschlechtliche und 12—15 weibliche Blüten vorhanden. Der Fiedersfeld ist weißlich, rauh. Die unteren Blätter sind 1½ Zoll lang, 5 Linien breit.

68) *H. rupestre De Candolle.* Der Stengel ist halbskrautig, filzig, die rutenförmigen Äste stehen fast büschelig; die Blätter sind linealisch, am Rande ungerollt, beiderseits graulich; der Ebenstrauß ist zusammengesetzt, gestielt; die eiförmig-fugelligen Köpfchen sind gestielt; die Schuppen des Hauptfells sind gelb gefärbt, glänzend, eiförmig, spitz, fast angedrückt, so lang als die Scheibenblättern. Hierher gehören als Synonyme *Gnaph.*

rupestre *Rafinesque*, *Gnaph. glutinosum Tenore* und *Gnaph. pendulum Presl*.

Diese Art wächst an Felsen in Sicilien, Apulien, Neapel und Sardinien gefunden. Die zweigeschlechtlichen Blüten sind zahlreich, die wenigen äußeren stehen in einer Reihe und sind weiblich. Sie unterscheidet sich von den verwandten durch den fast fehlenden Geruch und durch die spizen Schuppen des Hauptfelds und ändert ab:

b) *Camesseduni De Candolle*. Die Blätter sind theils flach, theils am Rande umgerollt, oberseits filzig, unterseits nicht grauflig. Hierher gehört *Hel. Fontanesii Camesseduni* und *Gnaph. scandens Sieber*. Diese Varietät kommt in Gessentzen auf der Insel Majorca, auf Creta und bei Athen vor.

c) *Fontanesii De Candolle*. Die Blätter sind am Rande mehr oder weniger umgerollt, oberseits ziemlich kahl, unterseits weißflig. Hierher gehört *Gnaph. Stoechas var. inodorum Desfontaines*. Diese Abart wächst in Mauritien.

69) *H. decumbens Camesseduni*. Der Stengel ist halbstrauchig, niederliegend, filzig; die Aeste stehen meist zu drei; die Blätter sind linealisch, wollig, am Rande umgerollt, fast stielrund; der endständige, zusammengezogene Ehrenstrauch ist von den oberen Blättern umgeben; die eiförmigen Köpfchen sind fast ungestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, eiförmig-lanzettlich, spiz, kahl, gelb und fast länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. decumbens Lagasca*.

Diese Art wächst in Spanien in der Nähe von Murcia und auf den balearischen Inseln.

70) *H. cespitosum De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, vielköpfig, rosenförmig, die Aeste sind aufrecht, wenigbeblättert, filzig; die Blätter sind linealisch, stumpf, am Rande umgerollt, beiderseits wollig-filzig, die unteren sind gedulft und stehen ab, die oberen stehen zerstreut und sind aufrecht; der endständige, fast kugelige Ehrenstrauch ist nicht von Blättern umgeben, die eiförmigen Köpfchen sind fast stiellos; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig-lanzettlich, spiz, glänzend, gelb, fast länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehören *Gnaph. crispum Pourret* (nicht *Linne*), *Gnaph. cespitosum Presl* (nicht *Lamarck*), *Gnaph. conglobatum Viviani* und *Gnaph. siculum Sprengel*.

In Frankreich, Spanien, Sicilien einheimisch.

71) *H. Stoechas De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, sehr ästig, ausgebreitet, die filzigen Aeste stehen büschelförmig; die Blätter sind linealisch, am Rande umgerollt, unterseits und bisweilen oberseits filzig; der Ehrenstrauch ist zusammengefasst, gedrängt; die eiförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig, ziemlich spiz, flach, glänzend, so lang als die Scheibenblüthen. Hierher gehören *Gnaph. Stoechas Linne*, *Gnaph. citrinum Lamarck* und *Gnaph. arenarium Aubry* (nicht *Linne*).

Diese Art findet sich in der ganzen Gegend des mittelländischen Meeres. Die getriebenen Blätter sind

wohlriechend und nicht wie bei *H. rupestre* fast geruchlos.

72) *H. angustifolium De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, ästig, aufrecht; die ruthenförmigen Aeste sind angedrückt-filzig; die Blätter sind lang, linealisch, am Rande umgerollt, unterseits filzig, oberseits fast kahl, abstechend; der Ehrenstrauch ist zusammengefasst, vielköpfig, blattlos; die eiförmig-länglichen oder eiförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpflich, angedrückt, kahl, gelb, die äußeren kürzer, außerhalb am Grunde filzig, die inneren mit den Scheibenblüthen gleich lang. Hierher gehören *Gnaph. angustifolium Lamarck*, *Gnaph. italicum Roth* und *Gnaph. siculum Tineo*.

Diese Art findet sich gleichfalls in den am Mittelmeere gelegenen Ländern.

73) *H. microphyllum Camesseduni*. Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, sehr ästig; die Blütenzweige sind spärlich beblättert; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, am Rande umgerollt, in der Jugend grau und angedrückt-filzig, im Alter vorzüglich unterseits kahl; der Ehrenstrauch ist endständig, einfach, wenigköpfig, blattlos; die eiförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, die äußeren auf dem Rücken filzig, die inneren länglich, stumpflich, an der Spitze trockenhäutig-gespalten. Hierher gehört *Gnaph. microphyllum Willdenow* (nicht *Tenore*).

Auf Creta, in Sardinien und auf Majorca einheimisch.

74) *H. armenium De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde strauchartig, ästig, die Aeste sind krautartig, aufrecht, einfach und nebst den Blättern mit einer weichen, flossig-wolligen Behaarung besetzt, die Blätter sind flach, linealisch, die unteren am Grunde verschmälert, länglich-spaltig, die oberen spiz; der Ehrenstrauch ist zusammengefasst, endständig; die 10—12 fast kugelförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig-länglich, stumpf, gelblich gefärbt, glänzend, so lang als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. armenium Fischer* und *Meyer*.

Das Vaterland dieser Art ist Armenien. Von den verwandten *Hel. arenarium* und *orientale* unterscheidet sie sich durch eine spärliche, flossige, wollige, nicht eiförmig-weißfilzige Behaarung. Die Blätter sind ungefähr 2 Zoll lang, 3 Linien breit. Der Wurzelknoten ist walzig. Die Blüthen sind entweder sämmtlich zweigeschlechtlich oder nur sehr wenige äußere weiblich. Der Geruch ist gelblich. Die Schuppen des Hauptfelds sind nicht gefaltet.

75) *H. plicatum De Candolle*. Der Wurzelknoten ist klotzig; der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, ziemlich kahl; die Blätter sind leder- und spinwebig-wollig, linealisch, die grundständigen am Grunde verschmälert, an der Spitze stumpf, die stengelständigen linealisch, spiz, am Rande ein wenig umgerollt; der Ehrenstrauch ist zusammengefasst, endständig; die 30—40 fast kugelförmigen Köpfchen stehen auf filzigen Stielen; die Schuppen des Hauptfelds sind leder-, eiförmig, ziemlich

spiz, strohgelb oder dunkelgelb, der Länge nach streifig-gefaltet, so lang als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. plicatum Fischer und Meyer*.

Die Heimath dieser Art ist Persien. Die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtlich oder nur sehr wenige weiblich. Der Hederfisch ist weiß.

76) *H. callichrysium De Candolle*. Der Wurzelhals ist holzig, vielästig; die Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach, filzig; die Blätter sind linealisch, ziemlich spiz, am Rande umgerollt, wollig-filzig; die 1—4 fugeiligen, fugegfalteten Köpfchen stehen fast doldig; die Schuppen des Hauptfischs sind eiförmig, ziemlich stumpf, goldgelb gefärbt, so lang als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. callichrysium Fischer und Meyer* und vielleicht auch *Gnaph. Pallasi Sprengel*.

Das Vaterland dieser Art ist Persien. Die Stengel sind 3—6 Zoll hoch. Die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtlich oder nur sehr wenige äußere weiblich. Der Hederfisch ist gelb, kahl. Die schön glänzenden Köpfchen sind doppelt größer als an *H. orientale*, ihre Schuppen im trockenen Zustande salzig gestreift.

77) *H. orientale Gärtner*. Die ganze Pflanze ist weißfilzig; die Stengel sind am Grunde halbkrautig, gedreht oder aufsteigend; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, die grundständigen stumpf, die stengelständigen spiz, die äußersten oft an der Spitze trockenhäutig; der Stengel ist zusammengefest, die Stiele sind verlängert; die Schuppen des Hauptfischs sind länglich, stumpf, so lang oder ein wenig länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehören *Gnaph. orientale Linné*, *Gnaph. elongatum Hornemann* und *Hel. elongatum Mönch*.

Auf der Insel Creta einheimisch. Die Schuppen des Hauptfischs sind gold- oder strohgelb. Die Blüthen sind goldgelb, sämmtlich zweigeschlechtlich oder die äußeren einreihig und meist weiblich. Die Borsten des Hederfischs sind weißlich, eniserni gedähnt. Die Pflanze ändert übrigens mit gedrängteren, kürzer gestielten, citronengelben Köpfchen ab.

78) *H. lavandulaefolium De Candolle*. Diese Art ist krautartig, ganz schneeweiß-wollig-filzig; der Stengel ist aufrecht, einfach; die grundständigen Blätter sind verkehrt-eiförmig-spateilig, die stengelständigen linealisch-lanzettlich, gedrängt; der Stengel ist endständig. Hierzu gehört *Gnaph. lavandulaefolium Willdenow*.

Das Vaterland dieser Art ist Armenien.

79) *H. graveolens De Candolle*. Die ganze Pflanze ist weißwollig; die Stengel sind krautartig, aufrecht; die grundständigen Blätter sind länglich-spateilig, dreierlei, stumpf, die stengelständigen linealisch-lanzettlich, die oberen spiz, bisweilen trockenhäutig, beispiz; der Stengel ist zusammengefest, gedrängt; die Schuppen des Hauptfischs sind länglich, stumpflich. Hierher gehört *Gnaph. graveolens Marshall-Bieberstein* (nicht Kunth).

In Taurien und am Kaukasus einheimisch. Die Pflanze hat einen starken Melilotengeruch; sie ist mit

Hel. arenarium nahe verwandt und vielleicht nur eine Abart von ihr. Die Köpfchen haben eine gold- oder safrangelbe Farbe. Der Hederfisch ist gelb.

80) *H. arenarium De Candolle*. Die ganze Pflanze ist weißwollig; die Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach; die Blätter sind stiellos, stumpf, ganzrandig, die unteren verkehrt-eiförmig-länglich, die oberen lanzettlich-linealisch; der Stengel ist zusammengefest; die Schuppen des Hauptfischs sind glänzend, goldgelb, länglich, stumpf, so lang oder etwas länger als die Scheibenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. arenarium Linné*.

Diese Art kommt am häufigsten in Teutschland, weit seltener in Frankreich und Dänemark, hin und wieder auch in Taurien, Bithynien und Persien vor. Die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtlich. Der Hederfisch ist gelblich, an der Spitze rauh.

81) *H. buchtormense De Candolle*. Die Stengel sind niedergestreckt oder aufsteigend, locker wollig; die linealischen Stengelblätter sind von lockerer Wolle beiderseits mehr oder weniger bedekt, die unteren sind fast spatelig; der Stengel ist zusammengefest, endständig; die Köpfchen sind eiförmig, fugegfaltig; die Schuppen des Hauptfischs sind länglich, glänzend, gelb, spiz, an der Spitze ein wenig kraus und fast länger als die Scheibenblüthen.

Diese Art wächst auf Hügel an Flüsse buchtormen in Sibirien. Von dem verwandten *Hel. arenarium* unterscheidet sie sich sogleich durch die niedergestreckten Stengel.

82) *H. oligocephalum De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde krautig und sehr ästig; die aufrechten, dünnen, etwas raubhaarigen Äste tragen an der Spitze 1—4 sehr fugegfaltete Köpfchen; die Blätter sind linealisch, spiz, schwach wellenförmig, ganzrandig, ziemlich kahl; die Schuppen des verkehrt-eiförmigen, zuletzt halbfugeiligen Hauptfischs sind länglich oder eiförmig, stumpf, trockenhäutig, strohgelb.

Die Heimath dieser Art ist Persien. Der Blüthenboden ist flach, nackt. Die 20—25 Blüthen scheinen sämmtlich zweigeschlechtlich zu sein. Das Fruchtkorn ist kahl. Der Hederfisch hat mit der Blumenkrone fast gleiche Länge.

83) *H. ? Belangerianum De Candolle*. Der Wurzelhals ist holzig; die Stengel sind krautartig, aufrecht, ganz einfach, stielrund, an der Spitze zusammengebrückt; die Stengelblätter sind linealisch, ganzrandig, ziemlich stumpf, die unteren kaum an der Spitze breiter, zu beiden Seiten nebst dem Stengel von dichtem, angedrückt sitzigen grau; die fast stiellosen Köpfchen stehen in einem fugeiligen, blattlosen, endständigen Knäuelchen dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfischs sind eiförmig, stumpf, weißlich, etwas glänzend, länger als die Scheibenblüthen, die inneren sind kürzer und schmaler.

Das Vaterland dieser Pflanze ist Persien. Der Stengel ist fuchsig. Die grundständigen Blätter sind unbekannt, die stengelständigen sind 1½ Zoll lang, 1½ Linien breit. Die Blüthen scheinen sämmtlich zweigeschlechtlich zu sein.

** Südafrikanische Arten.

84) *H. rutilans* Lessing. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach; die Blätter sind fast halbstengelumfassend, länglich, am Grunde verschmälert, beispitz, beiderseits nebst dem Stengel weißspitzig; die gleichstehenden Köpfschen stehen dicht ebenhäutig-rispiig; die Schuppen des cylindrischen, am Grunde weißspitzigen Hauptstielchens bedecken sich locker dachziegelig; die inneren sind benagelt, an der Spitze verkehrt-eiförmig-kumpf, fast strahlenlos, gelblich. Hierher gehören *Gnaph. rutilans* Linné, *Gnaph. odoratum* Thunberg und *Gnaph. bracteatum* Lamarck.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Von dem ähnlichen *Hel. odoratissimum* durch die kleine, einjährige Wurzel, die nicht herabtaufenden Blätter und den mäßigem, fast nackten, nicht faserigen Blütenboden unterschieden.

85) *H. adscendens* Lessing. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, am Grunde sahl, übergend nebst den Blättern weißwollig-filzig; die untersten Blätter sind am Grunde verschmälert, die stengelständigen halbstengelumfassend, lanzettlich-linealisch, zugespitzt; die halbfugeligen, vielblüthigen, fast sitzenden Köpfschen stehen in einer beinahe fugtigen Trugbolbe; die innersten Schuppen des glodenförmigen, am Grunde filzigen, strahlenlosen Hauptstielchens sind linealisch, an der Spitze kumpf, gelb, kaum länger als die Blumenkrone. Hierher gehört *Gnaph. adscendens* Thunberg.

Das Vaterland dieser etwa fußhohen Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Blätter sind 6—8 Linien lang. Die Trugbolbe besteht aus 5—15 Köpfschen. In jedem Köpfschen befinden sich 30—40 gelbe Blüthen. Die Vertheilung des Fiederstielchens sind an der äußersten Spitze fast pinselförmig.

86) *H. splendidum* Lessing. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die Blätter sind ungefielt, linealisch, am Rande umgerollt, beiderseits nebst den Ästen und Köpfschenfilzen weißspitzig, kumpflich oder fast fächerförmig; die vielblüthigen, fast fugtigen, gleichstehenden Köpfschen stehen in einem rispiigen, fast fugtigen Ebenstrauch; die Schuppen des glodenförmigen, am Grunde spärlich filzigen Hauptstielchens stehen locker dachziegelig und sind an der Spitze gelblich, kumpf, die inneren sehr kurz strahlend. Hierher gehören *Gnaph. splendidum* Thunberg und *Gnaph. strictum* Lamarck.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

87) *H. aquamosum* Thunberg. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig; die Blätter sind linealisch, ungefielt, aufrecht, bis zu den an der Spitze der Äste einzeln stehenden Blättern gebäuft, weißspitzig, am Rande umgerollt, spitz; die äußeren Schuppen des trichterförmigen, strahlenden Hauptstielchens sind eiförmig-rundlich, kumpf, röthlich, die inneren linealisch, spitz, fast gelblich. Hierher gehören *Xeranthemum aquamosum* Thunberg, *Xeranth. herbaceum* Andrews und *Helichrysum splendens* Sims.

Diese am Cap der guten Hoffnung einheimische

Art stimmt in der Tracht mit *Hel. fasciculatum* überein, aber der Fiederstiel ist rauh, nicht faserig.

88) *H. cochleariforme* De Candolle. Der Stengel ist halbstrauchig, ein wenig aufsteigend; die Blätter sind länglich- oder spatell-linealisch, ungefielt, am Grunde ein wenig verschmälert, beiderseits nebst den Ästen weißspitzig; die fugtigen, ganz sahlen, bräunlich-gelblichen, vielblüthigen, fast ungefielten Köpfschen stehen an der Spitze der Äste einzeln; die Schuppen des Hauptstielchens bedecken sich locker dachziegelig, haben einen linealischen Nagel und sind wegen der kumpfen, concaven Blatte lösselförmig.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Sie ist mit *Hel. rubellum* und *havicomum* verwandt. Ihre Blätter sind 4 Linien lang, 1—2 Linien breit. Die Köpfschen sind in Farbe und Größe denen von *Trifolium spadicum*.

89) *H. xanthinum* De Candolle. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht, vom Grunde an spärlich ästig, die Äste sind mit einem grauen, abwischbaren Filze bedeckt; die ungefielten Blätter sind länglich-linealisch, am Grunde verschmälert, am Rande umgerollt, an der Spitze sahl, fast dreinervig, oberseits spinnwebig, unterseits filzig, fächerförmig, die unteren kumpf, die oberen spitz; der zusammengepreßte, gegipfelte Ebenstrauch ist von einigen linealischen Deckblättern umgeben; die Köpfschen sind gefielt, vielblüthig, verschobenartig; die äußeren Schuppen des glodenförmigen Hauptstielchens sind schwach filzig, die übrigen glänzend, gelblich, länglich, ziemlich kumpf.

In Südafrika einheimisch. Die Blätter sind 12—16 Linien lang, $\frac{1}{2}$ —2 Linien breit.

90) *H. montanum* De Candolle. Der Stengel ist strauchartig, niederliegend; die Äste sind aufsteigend, grauwoollig; die ungefielten Blätter sind länglich, kumpf, schwarz-punktartig-fächerförmig, die oberen ein wenig spitz, sämtliche von einem wolligen Filze zu beiden Seiten weiß, unbedeutlich fächerförmig, die 7—12 kurz gefielten, ganz am Grunde wolligen, vielblüthigen, verschobenartigen Köpfschen stehen in einem fast zusammengepreßten Ebenstrauch gedrängt; die Schuppen des glodenförmigen, strahlenlosen Hauptstielchens sind eiförmig-länglich, glänzend, gelb.

Die Stengel dieser in Südafrika einheimischen Art sind fast fußlang; die aufsteigenden Äste haben eine Länge von 3—5 Zoll.

91) *H. maritimum* De Candolle. Der Stengel ist halbstrauchig, sehr ästig, ausgebreitet, die Äste sind nebst den beiden Seiten der Blätter grau filzig; die fiedellosen Blätter sind eiförmig, kaum fächerförmig, einnervig, abtend; die 10—15 eiförmigen, sitzenden, 12—13-blüthigen Köpfschen stehen in einem dichten, kopfförmigen, deckblattlosen Ebenstrauch; die Schuppen des glodenförmigen, wenig rispiigen Hauptstielchens sind auf dem Rücken und am Rande von langen, dichtstehenden Zotten rauhhaarig.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die

Vorsten des Federfelds sind weiß, an der Spitze ziemlich lang bärtig.

92) *H. argyrophyllum* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die Äste und Blätter sind von fast angedrücktem Filz grau; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, am Grunde lang verschmälert, deutlich dreinerviig, die nur in geringer Anzahl vorhandenen oberen sind fast linealisch; der Ebenstrauch ist locker, wenigblütig; die Köpfschen sind eiförmig-glockig, langgestielt, vielblütig; die eiförmig-lanzettlichen, spizen, trockenhäutigen, gelben Schuppen des Hauptfelds sind länger als die Schindelnblätter.

Diese Art wächst in Südafrika. Ihre Blätter sind 9—12 Linien lang, 4—6 Linien breit. Die Köpfschen messen 6—7 Linien im Durchmesser. Der Federfeld ist gelblich.

93) *H. acutatum* De Candolle. Der Stengel ist aufrecht, einfach, fast spinnwebig filzig; die Blätter sind in der Jugend spinnwebig, später auf beiden Seiten von einer dicken, bräunigen Schaarung zerstreut borstig, die unteren sind eiförmig-länglich, federnerviig, am Grunde verschmälert, am äußersten Ende spitz, die oberen lang linealisch, sehr spitz; der Ebenstrauch ist zusammengekeult, gegipfelt; die Köpfschen sind 8—12blütig; die Schuppen des länglichen Hauptfelds sind lanzettlich, zugespitzt, die äußeren auf dem Rücken wollig, die übrigen glänzend, gelb.

Die unteren Blätter dieser in Südafrika vorkommenden Art sind 6—7 Zoll lang, 1—1/2 Zoll breit. Der Blütenboden ist schmal, kaum markig.

94) *H. subglomeratum* Lessing. Der Stengel ist am Grunde krautartig; die Blätter sind häutig, mit breitem Grunde sitzend, elliptisch oder länglich, ziemlich spitz, zu beiden Seiten nebst den Ästchen mit einem fast silberweißen Filz bedeckt; die Köpfschen stehen in dichten, büscheligen Ebensträußen, deren Büschel von Wolle gleichsam eingehüllt sind; die Schuppen des zylindrischen, wenigblütigen Hauptfelds sind stumpf, trockenhäutig, angedrückt.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Ihre Blätter scheinen im trockenen Zustande herabzulaufen wegen der achselständigen Wolle, welche die Blattfläche mit dem Stengel gleichsam verklebt. Die Blütenbüschel sind vielblütig, gewölbt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind rothbraun, die inneren nebst der Blumenkrone fast goldgelb. Die Pflanze ändert aber ab:

b) *imbricatum* De Candolle. Die Blätter sind elliptisch, stumpf oder etwas zugespitzt, aufrecht und decken sich dachziegelig; die Äste des Ebenstrauces sind weniger wollig als an der Hauptform.

95) *H. umbraculigerum* Lessing. Der Stengel ist wahrscheinlich krautartig; die Blätter sind häutig, fiedelig, länglich verkehrt-eiförmig, zugedreht mit nachespitzig, am Grunde verschmälert, oberseits etwas raubhaarig, unterseits filzig; die funktbürtigen, sehr zahlreichen Köpfschen stehen in dichten Ebensträußen; die Äste des Ebenstrauces sind durch eine falsche, vom Filz gebildete Haut zu einer unterseits nervigen, oberseits

ganz mit Blüthen besetzten Scheibe vereinigt. Hierher gehört *Gnaph. dorsteni* nach *Burchell*.

Diese am Cap der guten Hoffnung einheimische Art ist wegen der in eine Scheibe verwachsenen Äste des Blütenstandes sehr ausgezeichnet.

96) *H. hebelepis* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufsteigend-aufrecht, die Äste sind graufilzig; von den stiellosen, lanzettlichen, beiderseits weißlich-wolligen, am Grunde 3—5nerviigen Blättern sind die unteren spitz, die oberen zugespitzt; der Ebenstrauch ist zusammengekeult, blattlos, vielblütig; die verkehrt-eiförmigen, ungelähr 25blütigen Köpfschen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind auf dem Rücken weichhaarig-wollig, an der Spitze in ein labiles, trockenhäutiges Anhängsel verlängert, welches an den äußeren Schuppen bläschenförmig und spitz, an den inneren gelblich und fast stumpf ist.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Pflanze ändert ab:

b) *angustius* De Candolle. Die Blätter sind schmaler lanzettlich, zugespitzt und haben drei kaum deutlich hervortretende Nerven, von denen die seitlichen dem mittleren sehr genähert sind; der Ebenstrauch ist gedrängter, die Köpfschen sind ein wenig kleiner als an der Hauptform. Ist vielleicht eigene Art.

97) *H. leioplepis* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufsteigend-aufrecht, die Äste sind spinnwebig, fast filzig; die Blätter sind angewachsen-sitzend, linealisch-lanzettlich, einnerviig, an beiden Enden verschmälert, oberseits ziemlich kahl, unterseits spinnwebig; der Ebenstrauch ist blattlos, zusammengekeult-ästig; die eiförmigen, etwa 25blütigen Köpfschen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, strohgelb, kahl, durchscheinend glänzend, die äußeren stumpf, die inneren fast spitz.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

b) *Xeroclascia* De Candolle.

Die Köpfschen sind gleich oder verschiedenschig, groß, vielblütig, strahlend. Die Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde kaum in ein Stüchgen verschmälert, nicht gewimpernt, dunkelgelb oder weiß. Die Achäne ist kahl. Der Federfeld ist haarförmig, die Vorsten sind etwas raub oder an der Spitze bärtig. — Hierher gehören am Cap der guten Hoffnung und in Australien wachsende Halbsträucher mit einzeln stehenden oder locker ebensträußigen, ziemlich lang gestielten Köpfschen.

* Die Schuppen des Hauptfelds sind gelb.

98) *H. foetidum* Cassini. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, filzig; die Blätter sind herzförmig-stengelumfassend, abstechend, oberseits raub und flach, unterseits (wenigstens die unteren Blätter) weißfilzig; die Köpfschen sind gedrängert; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, glänzend, strahlend, ziemlich spitz. Hierher gehören *Gnaph. foetidum* Linné und *Anaxeton foetidum* Gärtner.

Diese zweijährige, überlebensdicke Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Blütenboden trägt bisweilen in der Mitte kleine Deckblätter. Die weiblichen Blüten stehen in wenigen Reihen. Die Pflanze ändert ab:

- a) *pallidum Lessing*. Die Köpfchen sind fast kugelig; die Schuppen des Hauptfells sind bleigelt oder weißlich; der Fiedersack ist weißlich. Hierher gehören *Gnaph. argentum Miller* (nicht *Poiret*) und *Gnaph. fruticans Schrank* (nicht *Linne*).
- b) *citrinum Lessing*. Die Köpfchen sind fast rispig; die Schuppen des Hauptfells und der Fiedersack sind citronengelb.

99) *H. fulgidum Willdenow*. Der Stengel ist krautartig, locker filzig; die Blätter sind halbstengelumfassend, länglich, aufrecht, gleichfarbig, beiderseits ziemlich raubhaarig, am Rande filzig; die vielblütigen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels und der Äste einzeln; die Schuppen des strahlenden Hauptfells sind glänzend, gelblich, zugespitzt. Hierher gehören *Xeranthemum fulgidum Linne* und *Gnaph. aureum Houttyn*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Diese Art ändert in der Form und Behaarung der Blätter vielfach ab.

100) *H. decorum De Candolle*. Die ganze Pflanze ist angedrückt, graufilzig; der Stengel ist aufrecht, an der Spitze ästig; die Äste sind lang, beblättert, an der Spitze einspitzig; von den sitzenden Blättern sind die untersten eiförmig, am Grunde verschmälert, 3-5ästig, generet, die oberen länglich-lanzettlich, die obersten kürzer als das Köpfchen, deckblattlos; die Schuppen des glockenförmigen Hauptfells sind glänzend, trockenhäutig, gelb, lanzettlich, zugespitzt.

Diese Pflanze sammelte Drège am Port-Natal in Südafrika. Sie ist zwei Fuß hoch. Die vielblütigen Köpfchen sind einen Zoll breit. Der Blütenboden ist nackt. Die Ähren sind elliptisch, schwärzlich.

101) *H. macrocephalum A. Cunningham*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, die Äste sind grau, summehaarig-filzig; die ungestielten Blätter sind linealisch-lanzettlich, etwas spitz, ein wenig weidhaarig; die langgestielten, deckblattlosen Köpfchen stehen meist zu dreien fast oberständig; die Schuppen des Hauptfells sind lederartig-trockenhäutig, die äußeren röthlich, sehr kurz, breit eiförmig, die inneren länger, lanzettlich, gelblich; die Scheibe ist halbkugelförmig.

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

102) *H. acuminatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, beblättert, einfach, an der Spitze locker weidig; die Blätter sind ungestielt, in der Jugend schwach spinneweig, am Rande ein wenig wellenförmig, die unteren verkehrt-eiförmig-länglich, die oberen lanzettlich-linealisch, zugespitzt; das Köpfchen steht an der Spitze des Stengels einzeln und ist von Deckblättern umgeben; die Schuppen des Hauptfells sind lederartig-trockenhäutig, sämtlich zugespitzt, die äußeren röthlich, eiförmig-lanzettlich, die inneren länger, lanzettlich.

Auf Van Diemens-Land einheimisch. Von dem verwandten *H. bracteatum* ist diese Art durch den einspitzigen Stengel und vorzüglich durch die zugespitzten äußeren Schuppen des Hauptfells verschieden. Sie ändert aber ab:

- b) *angustifolium De Candolle*. Die Blätter stehen enfterner und sind linealisch-lanzettlich, nicht wellenförmig, kahl; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind lanzettlich, zugespitzt, gleichfarbig; der Stengel ist an der Spitze weidig.

103) *H. Banksii Cunningham*. Der Stengel ist ganz am Grunde halbstrauchig, aufrecht, einfach, am Grunde beblättert, von der Mitte an kahl, einspitzig; die Blätter sind länglich-lanzettlich, am Grunde verschmälert, gestielt, schwach dreieckig, generet, spitz, kahl; das Köpfchen ist deckblattlos, röhrenförmig und steht einzeln; die Schuppen des Hauptfells sind trockenhäutig, lederartig, die äußeren eiförmig-länglich, etwas stumpf, röthlich, die inneren länger, spitz, gelblich.

Diese Art wurde zuerst von Banks und später von Cunningham am der Nordwestküste von Neu-Holland aufgefunden.

104) *H. bicolor Lindley*. Der Stengel ist krautartig, gestutzt, ästig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde stumpf, raub-gewimpert, die oberen dreieckig; die Äste sind schuppenlos, einspitzig, nicht filzig; die spitzigen Schuppen des Hauptfells haben eine braune und gelbliche Farbe.

Das Vaterland dieser Art ist Van Diemens-Land.

106) *H. bracteatum Willdenow*. Die Pflanze ist krautartig, aufrecht, ästig, von sehr kleiner Behaarung etwas raub; die Blätter sind lanzettlich oder linealisch, aufgeschweift, zugespitzt; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste und sind bisweilen von 1-3 blattartigen Deckblättern umgeben, bisweilen auch nackt; von den ganz kahlen, strahlenden Schuppen des Hauptfells sind die äußersten fast röthlich, eiförmig, sehr stumpf, kurz, die mittleren lanzettlich, sehr lang, die innersten kurz, zugespitzt. Hierher gehören alle *Eragrostis* *Xeranthemum bracteatum Ventenat*, *Helic. chrysanthum Persoon* und *H. lucidum Haenke*.

Im östlichen und südlichen Theile Neu-Hollands einheimisch. Die Pflanze ändert in Gestalt der Blätter, in Form und Farbe des Haupt- und Fiedersacks vielfach ab.

** Die Schuppen des Hauptfells sind weiß.

106) *H. glabratum De Candolle*. Die Pflanze ist krautartig, aufrecht, kahl; die Blätter stehen wechselständig und meist am Grunde gebäuft und sind lanzettlich, am Grunde verschmälert, kaum ein wenig spitz; der Stengel ist einfach oder dreieckig; die Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels einzeln, die Deckblätter fehlen entweder ganz oder sind trockenhäutig; die Schuppen des Hauptfells sind ganz kahl, eiförmig-lanzettlich, stumpf, hauchspitzig.

Diese 1/2-1 Fuß hohe Pflanze wächst im südlichen und östlichen Theile Neu-Hollands. Ihre Äste sind

fast nackt; die Schuppen des Hauptfelds sind weiß, breiter oder kumpfer als an *Hel. papillosum*, mit dem sie sonst nahe verwandt ist.

107) *H. macranthum* *Benth.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend oder aufrecht, fast einfach, raub, an der Spitze einfösig; die Blätter sind länglich-lanzettlich oder die untersten spatelig, stumpf, ganzrandig, am Grunde in einen Stiel verschmälert, ganz unten an der Basis aber wieder ringelumschließend verbreitert, beiderseits grün, raub; das ziemlich große Köpfchen ist schneeweiß und außen fast rosenvoll; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind strahlend, breit eiförmig, stumpf, flachspitzig; der Blütenboden ist nackt; der Federfeld raub.

In Neu-Holland am Swan-River einheimisch. Die Pflanze stimmt in der Tracht mit der vorhergehenden und folgenden überein, sie ist aber nicht filzig-wollig, ihre Köpfchen sind größer als an den beiden anderen Arten und durch die Schuppen des Hauptfelds verschieden.

108) *H. dealbatum* *Labillardiere*. Die Stengel sind krautartig, am Grunde ästig, aufsteigend, die Aeste sind aufrecht, einfach, filzig, einfösig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, spitz, unterseits seidenhaarig-filzig, oberseits kahl; die Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Schuppen des am Grunde etwas wolligen Hauptfelds sind kahl, die äußeren rötlich, die inneren lang strahlenförmig, weiß. Hierher gehört *Gnaph. niveum* *Poir.*, aber weder Linné's noch Thunberg's gleichnamige Pflanze.

Diese Art wächst auf Van Diemens-Land und im südlichen Theile von Neu-Holland. Der Stengel derselben ist einen halben Fuß hoch. Der Blütenboden ist nackt; der Federfeld etwas raub. Die wenigen randständigen Blüten sind weiblich, an der Spitze 3-4 zählig.

109) *H. papillosum* *Labillardiere*. Die Pflanze ist krautartig, aufrecht, fast einfach und ganz drüsig behaart; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, halbkugelumfassend; die endständigen, einzelnen Köpfchen sind von 1-2 blattartigen Deckblättern umgeben; die Schuppen des Hauptfelds sind ganz kahl, lanzettlich, zugespitzt und decken sich allmählig; die inneren überragen die Blüten kaum um das Doppelte. Hierher gehört *Gnaph. papillosum* *Poir.*

Auf Van Diemens-Land einheimisch. Die Schuppen des Hauptfelds sind schmutz-weiß. Die wenigen Randblüthen sind weiblich, vierzählig. Der Federfeld ist raub.

c) *Oxyloides* *De Candolle*.

Das Köpfchen ist gleich: oder vielleicht auch verschiedend. Der Blütenboden ist kegelförmig-wulstig, nackt. Die mittleren Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde fächerartig verschmälert, wollig-gewimpert und haben ein lanzettlich-linealisches, sehr spitz, rötliches, lederartig-trockenhäutiges Anhängsel. Das Fruchtkorn ist kahl. Der Federfeld ist einreihig, die Borsten desselben sind kaum raub, schneeweiß, oberhalb des Grundes leicht gebrochen

und stellen einen kurzen gezähnten kleinen Reiz dar. — Hierher gehören Halbsiräucher Neu-Hollands.

110) *H. collinum* *De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, schwach ästig, wollig-grau, schwach filzig; die Blätter sind stiellos, lanzettlich, am Grunde kurz, an der Spitze länger zugespitzt, oberseits kahl, unterseits graufilzig; die einförsigen Blütenstiele sind doppelt länger als das Blatt; die Schuppen des Hauptfelds sind nach der Blüthezeit unregelmäßig absteigend-herabgebogen. — Die Blätter sind kaum 1 1/2 Zoll lang, 5 Linien breit. Der Blütenstiel ist zwei Zoll lang.

111) *H. rupicola* *De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig; die Aeste sind rutenförmig, graufilzig, an der Spitze blattlos; die Blätter sind länglich-lanzettlich, an der Spitze kaum spitz, am Grunde fast verschmälert, oberseits kahl, unterseits graufilzig; das Köpfchen ist endständig, einzeln; die Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde außen dicht wollig, an der Spitze bogenförmig-umgerollt. — Die 4 Zoll langen, 6 Linien breiten Blätter sind am Grunde in einen fast völligen Stiel verschmälert.

d) *Lambertiana* *De Candolle*.

Die Köpfchen sind kreiselförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, fast stumpf, anhängellos, sämmtlich auf dem Rücken sammethaarig. — Hierher gehört nur ein am Cap der guten Hoffnung einheimischer Halbsiräucher mit linealischen, beiderseits weißlich-filzigen Blättern.

112) *H. Lambertiana* *De Candolle*. Die Stengel sind halbsiräucherig, aufrecht, spärlich ästig und nebst den linealischen, stehenden, einnervigen Blättern graufilzig; der Stengel ist endständig, fast zusammengesezt, gedrängt und von einigen dazwischenstehenden Blättern begleitet; die Köpfchen sind kreiselförmig, gleichbig, ungefähr 25blütig; die Schuppen des strahlenlosen Hauptfelds sind weißlich, linealisch-länglich, stumpf, filzig-rauhhaarig und decken sich locker dachziegelig. — Die Blätter sind 6-7 Linien lang, 1 1/2 Linien breit, am Rande ein wenig umgerollt. Die Blumenkronen sind gelb; der Blütenboden ist nackt.

e) *Cylindrica* *De Candolle*.

Der Hauptfeld ist cylindrisch, wenigblütig, seine Schuppen sind angedrückt oder öfters spärig-absteigend und sind rötlich, weiß oder purpurn, in seltenen Fällen sogar strohgels gefärbt. — Die hierher gebörenden halbsiräucherigen Arten wachsen sämmtlich am Cap der guten Hoffnung und haben stehende, längliche Blätter.

113) *H. pulchellum* *De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde halbsiräucherig und sehr ästig; die Aeste sind aufrecht, fast einfach, spinnwebig-wollig; die Blätter sind halbkugelumfassend, länglich, stumpf, von spinnwebiger, kurzer Behaarung etwas raub; die eiförmigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste zu 2-3 einander genähert und sind von einigen blattartigen Deckblättern umgeben; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig, kahl, bräunlich-rötlich, eiförmig, ganz

stumpf, aufrecht, nicht sparrig. Hierher gehört *Gnaph. pulchellum* E. Meyer.

114) *H. cylindricum* Lessing. Der Stengel ist strauchartig, sehr ästig; die Blätter sind halbhengelumfassend, länglich, etwas spitz, zu beiden Seiten nebst den Aesten weisförmig; die fast stiellosen, cylindrischen, wenigblüthigen Köpfchen stehen zu 2—3 gehäuft; die Schuppen des strahlenlosen, eiförmig-cylindrischen Hauptfelds sind fahl, aufrecht, länglich, röthlich, die äußeren stumpf, die inneren spitz. Hierher gehören *Gnaph. cylindricum* Linne, *Gnaph. panicula*-um Thunberg, *Gnaph. milleforium* Willdenow (nicht Linne) und *Gnaph. notatum* Willdenow (nicht Thunberg).

115) *H. lucilioides* Lessing. Der Stengel ist strauchartig, absteigend ästig; die Blätter sind stiellos, verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert nebst den Aesten weisförmig; die zehnbüthigen, gleichbüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste fast gehäuft; die inneren Schuppen des cylindrischen, strahlenlosen, fahlen Hauptfelds sind linealisch, stumpf, fast trockenbüthig; die Vorhen des Federfelds sind am Grunde fast gleichmäßig zusammengewachsen. Hierher gehört *Gnaph. Staehelinoides* Thunberg.

Der Stengel ist $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Die Blätter sind 3 Linien lang. Die Schuppen des Hauptfelds sind röthlich.

116) *H. imbricatum* Lessing. Der Stengel ist halbstängelig; die Blätter sind halbhengelumfassend, beiderseits nebst den Aesten weisförmig, länglich-verkehrt-eiförmig, schwarz nachspitzig; die 15—20blüthigen Köpfchen stehen in Gesträusen und sind länger als ihre Stielehen; die Schuppen des halbhengelumfassenden Hauptfelds sind trockenbüthig, glänzend, sehr stumpf, die äußeren braun, die inneren an der Spitze schneeweiß, das Anhängel ist bei allen doppelt oder dreifach länger als der Stiel. Hierher gehört *Gnaph. imbricatum* Linne und nach Lessing auch *Gnaph. discolorum* Linne. Nach der Beschaffenheit der Schuppen des Hauptfelds und der Form der Blätter ändert diese Art sehr ab.

117) *H. incarnatum* De Candolle. Der Stengel ist ganz unten am Grunde halbstängelig, ästig, aufrecht und nebst den linealisch-länglichen, halbhengelumfassenden Blättern grauförmig; die eiförmigen, sehr kurzgestielten, ungefähr 20blüthigen, verschiednebüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste zu drei ebenbüthig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, röthlich, angedrückt, die mittleren fleischfarbig, ziemlich aufrecht, zugespitzt, die inneren weislich, zugespitzt, sternförmig absteigend. — Von dem verwandten *H. cylindricum* unterscheidet sich diese Art durch größere, verschiednebüthige Köpfchen und durch das Schuppenanhängel, welches länger als das Stielehen ist.

118) *H. rubellum* Lessing. Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, weisförmig; die Blätter sind halbhengelumfassend, beiderseits weisförmig, länglich-verkehrt-eiförmig; die Köpfchen stehen in Gesträusen; die Schuppen des kurzstrahlenden, fast gloedenförmigen, am Grunde flügeligen Hauptfelds stehen sparrig ab und sind spitz, die

inneren in eine rundliche, concave, milchweiße oder fleischfarbige absteigende Blatte erweitert. Hierher gehören *Gnaph. rubellum* Thunberg und *Gnaph. spadicum* Lamarck. — Die Schuppen des Hauptfelds sind außen bräunlich, an der Spitze weiß.

f) *Hamulosa* De Candolle.

Die Köpfchen sind cylindrisch, 5—10blüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind dunkel oder daggelb, zugespitzt, an der Spitze zurückgekrümmt oder aufrecht. Die Blätter sind von einer kleinen zurückgekrümmten Stachelspitze hakenförmig. — Hierher gehören aufrechte Halbsträucher Südafrika's.

119) *H. pentzoides* Lessing. Der Stengel ist aufrecht, strauchartig, ästig, die Aeste sind ein wenig grau; die Blätter sind dach, beiderseits punktiert, an der Spitze abgeknüpft, zurückgekrümmt-fachelspitzig, am Grunde sehr schmal; die Köpfchen sind cylindrisch, daggelb, ungefähr 10blüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind punktiert, an der Spitze trockenbüthig, angedrückt, stumpf. — Von dem folgenden durch die angedrückten und stumpfen, nicht sparrigen und spitzen Schuppen des Hauptfelds verschieden.

120) *H. excisum* Lessing. Der Stengel ist strauchartig, sehr ästig; die Blätter sind dach, lang spatelförmig, an der Spitze abgeknüpft, rückwärtsgekrümmt-fachelspitzig, fast verkehrt-herzförmig, beiderseits nebst den Aesten weisförmig; die cylindrischen, wenigblüthigen, kurzgestielten Köpfchen stehen in kleinen Gesträusen; die Schuppen des strahlenlosen Hauptfelds sind trockenbüthig, fahl, länglich, spitz, sparrig absteigend, goldgelb. Hierher gehört *Gnaph. excisum* Thunberg. Die Blätter sind 3 Linien lang. Die Köpfchen messen 2 Linien im Durchmesser.

121) *H. hamulosum* De Candolle. Der Stengel ist strauchartig, ästig, fahl; die Aeste sind flügelig; die ungegliederten Blätter stehen gehäuft und sind linealisch, an der Spitze durch die umgebogene Stachelspitze fahl, am Rande ungerollt, oberseits ziemlich fahl, unterseits flügel, einnervig, die der blühenden Aeste kleiner; die fast stiellosen, meist fünfblüthigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind fahl, länglich, zugespitzt. Hierher gehört *Gnaph. hamulosum* E. Meyer. — In der Tracht stimmt diese Art fast mit *H. trilineatum* überein, sie unterscheidet sich aber durch die einnervigen Blätter, die länglichen, gleichbüthigen, wenigblüthigen Köpfchen und durch den nackten Blütenboden.

g) *Trilineata* De Candolle.

Die länglichen Köpfchen sind ungefähr 20blüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, kaum spitz, glänzend, gelb. Die Blätter sind linealisch, stumpf, an der Spitze abgeknüpft oder mit drei kleinen Zähnen versehen, oberseits mit drei Nerven besetzt. — Zu dieser Unterabtheilung gehören aufrechte, in Südafrika einheimische Sträucher, welche in der Tracht mit *Helichrysum hamulosum* übereinstimmen.

122) *H. alveolatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, ästig, fahl, die Aeste sind wollig; die ungeheften Blätter stehen gehäuft und sind linealisch, abgeflacht, kurz spadeiförmig, beiderseits graulich, im Alter bläulich fahl und dann oberseits mit 3—5 Nerven belegt; die eiförmigen, ungefähr 3blättrigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste gedrängt; die Schuppen des Hauptfeldes sind linealisch-länglich, trodenhäutig, gelb, stumpflich. — Die Hälften des Blütenbodens sind sehr kurz, abgeflacht und stehen an den Maschen gehäuft.

123) *H. trilineatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, ästig, ziemlich fahl; die filzigen Aeste stehen ebensträubig; die Blätter sind ungeheft, gehäuft, linealisch, abgeflacht, an der Spitze kurz dreizählig, oberseits fahl und mit drei Nerven besetzt, unterseits filzig, einnervig; die Ebenstränge sind zusammengelegt, gehäuft; die eiförmigen, ungefähr 3blättrigen Köpfchen sind länger als ihre Stiele; von den länglichen, trodenhäutig-gelben Schuppen des Hauptfeldes sind die äußeren zugespitzt, die inneren stumpf und stehen an der Spitze ein wenig ab. — Die Hälften des Blütenbodens sind spitz, kurz, blaß, an den Maschen gehäuft. Die Blätter sind 5 Linien lang, 1 Linie breit.

b) *Plocamophylla De Candolle*.

Der Blütenboden ist nackt oder undeutlich maschig. Das Köpfchen ist gleichbig. Der Federfeld ist raub. — Hierher gehört nur eine Art, eine krautartige, Kletternde, auf der Insel Madagaskar einheimische Pflanze.

124) *H. cirrhosum Lessing*. Der kletternde Stengel ist stielrund, aber von den herablaufenden Blättern ein wenig kantig; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, an der Spitze in eine aufgerollte Ranke verlängert, oberseits fahl, unterseits graulich; die stiellosen, von einem lanzettlichen, biatartigen, unterseits filzigen Deckblatte umgebenen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels oder an den achselständigen Ästchen in Mehren; die Schuppen des eiförmigen Hauptfeldes sind blaß-röthlich-gelb, trodenhäutig, an der Spitze abnehmend-zurückkrümmend; die 7—8 Blüten in jedem Köpfchen scheinen schwämmig zweigelförmig zu sein. Hierher gehört *Gnaph. cirrhosum Bojer*.

Zweite Section. *Blepharolepis De Candolle*.

Die Köpfchen sind ziemlich groß, verschieden oder gleichbig. Die Schuppen des Hauptfeldes, wenigstens die mittleren, sind in einen schlanken, wollig-gewimperten Stiel verschmälert. Der Blütenboden ist nackt. Das Frühlingsfeld ist fahl. Der Federfeld ist haarförmig, seiner ganzen Länge nach raub oder an der Spitze bärtig.

* *Argyrolopis De Candolle*.

Die Schuppen des Hauptfeldes sind weiß.

125) *H. elatum A. Cunningham*. Die Stengel sind krautartig, stielrund, filzig, aufrecht; die Blätter sind gestielt, eiförmig, beiderseits zugespitzt, fiederförmig, ober-

seits in der Jugend spinnwebig, zuletzt fahl, unterseits filzig; die Köpfchen stehen in traubigen Ebensträngen; die Schuppen des am Grunde wolligen Hauptfeldes sind ganz fahl, linealisch-lanzettlich, zugespitzt, glänzend, strahlend und fast doppelt so lang als die Blüten. Hierher gehört *Helicr. albicans Sieber*.

Im östlichen und südlichen Theile Neu-Hollands einheimisch. Die Pflanze ist 7 Fuß hoch. Die Blätter sind 4 Zoll lang, einen Zoll breit. Der Durchmesser der silberweißen Köpfchen beträgt fast 1 1/2 Zoll. Der Blütenboden ist nackt, der Federfeld raub.

126) *H. lanuginosum A. Cunningham*. Der Stengel ist krautartig, ästig, aufrecht, langwollig; die ungeheften Blätter sind länglich-lanzettlich, beiderseits verschmälert, oberseits fahl, fast weichhaarig-rauh, unterseits und am Rande wollig; die Köpfchen sind gestielt, einzeln; die Schuppen des Hauptfeldes sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, gestielt, an der Spitze des Stiel fast wollig-gewimpert, übrigens fahl.

Diese Art wurde im tropischen Theile Neu-Hollands aufgefunden. Von der vorhergehenden Art ist sie durch die ungeheften Blätter und die einzeln stehenden Köpfchen verschieden.

127) *H. leucopsidium De Candolle*. Der Stengel ist wahrscheinlich krautartig, dünn, spinnwebig-filzig; die ungeheften Blätter sind linealisch oder fast lanzettlich, spitz, nervenlos, oberseits in der Jugend spinnwebig, zuletzt fahl, unterseits filzig-wollig; die endständigen, einzeln stehenden Köpfchen sind von 1—3 blattartigen Deckblättern umgeben; die Schuppen des Hauptfeldes sind ganz fahl, strahlend, lanzettlich-linealisch, zugespitzt und fast doppelt länger als die Blüten.

In Neu-Holland und auf Van Diemens-Land einheimisch.

128) *H. Baxteri A. Cunningham*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufsteigend, graulich; die Aeste sind an der Spitze fast blattlos; die Blätter sind ungeheft, linealisch, spitz, am Rande umgerollt, oberseits fahl, unterseits graulich; die deckblattartigen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Schuppen des Hauptfeldes sind gestielt, am Stiele fahl, in eine linealisch, trodenhäutig-weiße, vom Grunde bis zur Spitze gewimperte Blatte erweitert; das Frühlingsfeld ist fahl; die Vorblätter des Federfeldes sind am Grunde kaum raub, an der äußeren Spitze fiederig.

An unfruchtbaren, sandigen, am Meere gelegenen Orten Neu-Hollands sammelte Baxter diese Art, deren Blätter einen Zoll lang und kaum über 1/2 Linie breit sind. Der Durchmesser der Köpfchen beträgt 15—18 Linien.

129) *H. rigidulum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, an der Spitze ästig, schlank, hin und wieder mit Wärgen besetzt; die oberen Blätter sind halbstengelumfassend, ein wenig herablaufend, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, fast warzig; die von 1—3 blattartigen Deckblättern umgebenen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste in lockern Ebensträngen; die Schuppen des Hauptfeldes sind gestielt, wimperig-gesägt, lanzettlich, zugespitzt, sternförmig, ein wenig länger als die Blüten.

In Neu-Holland einheimisch. Der Hauptföhl ist weiß, der Blütenboden nackt, der Föhlchen rau. In jedem Köpfchen sind ungefähr 20 Blüthen.

130) *H. asteroides De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufsteigend, rispig, ästig, drüsig-weichhaarig; die Blätter sind gestielt, länglich, an beiden Enden zugespitzt, flebernerig, oberseits weichhaarig, unterseits grau behaart; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste einzeln; die Schuppen des Hauptföhls sind lang gestielt, am Stiele gewimpert, in eine kleine abstechend-zurückgebogene, weiße, eiförmig-lanzettliche Platte erweitert.

In Neu-Holland einheimisch. Die Anhängel an den Schuppen des Hauptföhls sind strahlenförmig, aber 3—4mal kürzer als das Stielchen. Die Fröhlchen sind etwas behaart. Der Föhlchen ist rau. Die fadenförmigen Blumenkronen sind an der Spitze fünfzählig.

131) *H. panatoides De Candolle*. Die Stengel sind krautartig, steif aufrecht, nebst den Blättern oder graumollig; die linealischen, an beiden Enden zugespitzten Blätter sind an der Spitze der Äste kleiner und stehen dasselbst entfernter von einander; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste und des Stengels einzeln; die äußeren Schuppen des Hauptföhls sind linealisch-pfriemlich, die übrigen von einer kleinen, trockenhäutigen, länglichen, spitzen, fast röthlichen Platte begrenzt.

Die Pflanze wächst in Neu-Holland; sie ist 8—10 Zoll hoch. Der Wurzelstock ist holzig, vielstengelig. Die äußeren Blüthen sind weiblich, dreizählig. Das Fröhlchen ist lang. Der Föhlchen ist borstig.

•• Chrysopsis De Candolle.

Die Schuppen des Hauptföhls sind gelb.

† Die Köpfchen stehen einzeln.

132) *H. scorpioides Labillardiere*. Die Pflanze ist krautartig, am Grunde vielstengelig, die Äste sind aufrecht, schwach wollig, einköpfig; die Blätter sind lanzettlich, die unteren fast spatelig, die oberen linealisch, sämtliche flachspitzig, oberseits etwas rau, unterseits schwach wollig; die Köpfchen sind deckblattlos, einköpfig; die äußeren Schuppen des Hauptföhls sind länglich, stumpf, röthlich, die inneren kurzgestielt, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, am Grunde schwach wollig, an der Spitze kahl, citrongelb. Hierher gehören *Gnaph. scorpioides Poiret* und *Helichrysum euphthalmoides Sieber*.

Auf Van Diemens-Land und in Neu-Holland einheimisch.

133) *H. molle A. Cunningham*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach und nebst den Blättern weich-spinnwebig-wollig; die Blätter sind länglich-linealisch, flachspitzig, die unteren am Grunde verschmälert, etwa so lang als der halbe Stengel, die oberen stehend, spreizender und kleiner; das deckblattlose Köpfchen steht an der Spitze des Stengels einzeln; die Schuppen des Hauptföhls sind trockenhäutig, die äußeren stehend, breit eiförmig, weißlich, die inneren gestielt, am Stiele wollig-

gewimpert, in eine eiförmige, kaum spitze, hellcitronengelbe Platte erweitert.

Die Wurzel dieser in Neu-Holland einheimischen Art ist klein, aber hart. Die Pflanze ist 6—8 Zoll hoch. Die unteren Blätter sind 3—4 Zoll lang, 3 Linien breit.

134) *H. rutidolepis De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spärlich ästig, weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, einnervig, halbstengelumfassend, lanzettlich-länglich, spitze, einnervig, weichhaarig; die Blüthenäste sind an der Spitze graufilzig und fast blattlos; das Köpfchen ist einköpfig, einzeln, deckblattlos, fast kugelig; die Schuppen des Hauptföhls sind ein wenig kürzer als die Scheidenblüthen, trockenhäutig, hart, gelb, querranzig, zuletzt zurückgebogen, kurz gestielt und am Stiele wollig gewimpert.

Diese Art sammelte Cunningham in Neu-Holland am Port Jackson. Sie ist mit *Podolepis* verwandt, aber die weiblichen Blüthen sind einnervig, sehr dünn, röhrig, 3—5zählig, nicht bandförmig. Die ganze Pflanze ist ungefähr 8—12 Zoll hoch. Die Blätter sind 10 Linien lang, 2 Linien breit. Der Durchmesser des Köpfchens beträgt 5—6 Linien.

135) *H. leptolepis De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, spinnwebig-wollig, rutenförmig, an der Spitze ästig; die stiellosen Blätter laufen ein wenig am Stengel herab und sind länglich-linealisch, zugespitzt, ziemlich kahl, undeutlich dreinervig, an den Nerven sind sie kleiner und gehen allmählig in die äußeren Schuppen des Hauptföhls über; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste einzeln; die äußeren Schuppen des Hauptföhls sind linealisch-pfriemlich, die inneren lang benagelt, an der Spitze des Stiel spärlich bärtig, in eine kleine, eiförmige, röthlich-gelbe Platte vorgezogen.

In Neu-Holland einheimisch.

136) *H. microlepis De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht, sehr ästig, kahl; die kleinen, ungestielten Blätter sind linealisch-pfriemlich, einnervig, ziemlich kahl; die einköpfigen, einzeln stehenden Blüthen ragen über die letzten Blätter faum hervor; die Schuppen des Hauptföhls sind gestielt, am Stiele gewimpert, an der Spitze in eine sehr kleine, röthlich-gelbe Platte erweitert; die 8—10 Borsten des Föhlchens sind gelb, am Grunde nackt, an der Spitze bärtig.

Die Heimat dieser Art ist Neu-Holland.

†† Die Köpfchen stehen in Ebensträußen.

137) *H. semipapposum De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, steif aufrecht, schwach wollig; die Blätter sind linealisch, lang, spitz, abstechend, oberseits grün und ziemlich rauchhaarig, unterseits filzig; der Ebenstrauß ist einköpfig, zusammengefaßt, doldig; die Schuppen des halbkreiskrunden, am Grunde schwach wolligen Hauptföhls sind goldgelb-trockenhäutig, länglich, die äußeren sind stumpf, stiellos, die inneren spitz und gestielt, sämtliche sind goldgelb gewimpert. Hierher gehört *Gnaph. semipapposum Labillardiere*.

Auf der Insel Van Diemens-Land und in Neu-Holland einheimisch. Die wenigen Randblüthen sind weiblich und haben keinen Federfels. Der Federfels der zweigeschlechtlichen Blüthen ist gelb, ziemlich hart, später abfällig, seine 8—10 Borsten sind am Grunde raub, an der Spitze fiederig-pinsel förmig. Der Blüthenboden ist nackt. Die Pflanze ändert ab:

b) *Gnaphalium De Candolle*. Die Stengelblätter sind schmaler, fast linealisch, am Rande umgerollt und etwas wellenförmig und nebst den Ästchen spinnwebig-wollig. — Die randständigen weiblichen Blüthen stehen in 1—2 Reihen, die darauf folgenden zweigeschlechtlichen mit fehlblühenden Staubbeuteln gleichfalls in 1—2 Reihen, die übrigen zweigeschlechtlichen haben ausgebildete Staubbeutel.

138) *H. squarulosum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fahl; die linealischen, spizen Blätter laufen am Stengel herab; der Ebenstrauch ist endständig, gebäust; die Schuppen des eiförmigen Hauptfels sind gelblich, am Grunde nackt, an der Spitze bärtig.

Diese Art wächst auf sonnigen Anhöhen in Neu-Holland an der Westseite der blauen Berge.

139) *H. flavissimum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, graulich; die Blätter sind länglich, die unteren fast spatelig, die obersten linealisch, alle stumpf mit aufgesetzter Stachelspitze, graulich, sehr schwach dreifaltig-generiert; die stiellosen Köpfchen stehen an der Spitze des Stengels in 4—5 gedrängt; die Schuppen des ganz lahnen Hauptfels sind lanzettlich-linealisch, zugespitzt, die mittleren und innersten gestielt, an der Spitze des Stielch wollig, übrigens gelblich gewimpert. Hierher gehört *Gnaph. flavissimum Sieber*.

Diese Art wächst im östlichen Theile Neu-Hollands. Der Blüthenboden ist nackt; der Federfels gelb, seine Borsten sind am Grunde raub, an der Spitze fiederig-pinsel förmig.

140) *H. apiculatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht oder aufsteigend, wollig; die Blätter sind lanzettlich, stiellos, stachelspitzig, beiderseits oder blos unterseits wollig-faltig; der Ebenstrauch ist rispig; die Stielchen sind länger als das halbkugelige Köpfchen; die Schuppen des Hauptfels sind länglich, zugespitzt, gestielt, gewimpert, am Stielchen zottig-wollig. Hierher gehört *Gnaph. apiculatum Labillardiere*.

In Neu-Holland und auf Van Diemens-Land einheimisch. Die Pflanze ändert mit Reif aufstehen oder gebogen-aufsteigenden Stengeln, oberseits zuletzt lahnen oder zu beiden Seiten mehr oder weniger faltigen Blättern, größeren oder kleineren, dunkelgelben oder fast röhrliehen Köpfchen ab. Der Blüthenboden ist nackt. Die wenigen randständigen Blüthen sind weiblich. Der Federfels ist gelb, die Borsten desselben sind am Grunde raub, an der Spitze fiederig-pinsel förmig, an den Randblüthen in geringer Anzahl vorhanden.

141) *H. ciliatum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, spärlich ästig, wollig oder fahl; die stehenden

Blätter laufen ein wenig am Stengel herab und sind lanzettlich oder linealisch, zugespitzt; die gestielten Köpfchen stehen in einem endständigen, zusammengelegten, fast doldigen, schwach behäuterten Ebenstrauch; die Schuppen des fast kugelförmigen Hauptfels sind lanzettlich, spitz, gefaltig-gewimpert, gestielt.

Die Gattung dieser in drei Varietäten vorkommenden Art ist Neu-Holland.

a) *Urvillei De Candolle*. Der wollige Stengel ist Reif aufrecht; die Blätter sind oberseits spinnwebig, unterseits wollig, am Rande umgerollt; der Ebenstrauch ist rispig, behäutert.

b) *Sieberi De Candolle*. Der Stengel ist kaum spinnwebig, zuletzt fahl; die Blätter sind schmal linealisch, am Rande ein wenig umgerollt; der Ebenstrauch ist mit sehr wenigen Blättern besetzt.

c) *Cunninghami De Candolle*. Der Stengel ist an der Spitze kaum spinnwebig, die Blätter sind am Grunde ein wenig breiter, lanzettlich, ziemlich fahl, am Rande kaum umgerollt; der Ebenstrauch ist wenig behäutert.

142) *H. brevicaule De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, fast spinnwebig-wollig; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, am Grunde verschmälert, ungestielt, spitz, ziemlich fahl; der Ebenstrauch ist endständig, zusammengelegt, doldig, blattlos; die Köpfchen sind langgestielt, die Schuppen des halbkugelförmigen Hauptfels sind lanzettlich, kaum spitz, sehr kurz gewimpert, die innersten gestielt und am Stielchen wollig-zottig.

Diese in Neu-Holland einheimische Art scheint einjährig zu sein. Sie ist 6—8 Zoll hoch. Die Schuppen des Hauptfels sind gelb. Der Federfels ist gelb, abfällig, raub, kaum an der Spitze pinsel förmig. Die Fruchtschen sind länglich, an beiden Enden verschmälert, fahl.

143) *H. odoratum De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, ästig, aufrecht, wollig; die stiellosen Blätter sind länglich-linealisch, rachelspitzig, oberseits weichhaarig, unterseits grauwoellig; der endständige, gedrängte Ebenstrauch ist meist von den oberen Blättern umgeben; die Köpfchen sind nicht gestielt; die Schuppen des Hauptfels sind kurzgestielt, an der Spitze in eine lanzettliche, sehr spitze, sägeähnlich gewimperte Blatte erweitert.

Diese Art kommt in Neu-Holland vor. Ihre Blätter sind 2½ Zoll lang, 3 Linien breit.

Dritte Section. Taxostiche De Candolle.

Die Schuppen des cylindrischen, durchaus strahlenlosen Hauptfels stehen nicht spiralg, sondern (besonders vor der Blüthezeit) in 2—5 übereinanderliegenden Reihen, sind weiß und fahl, die äußeren sind kürzer, die inneren länger, stumpfer, aufrecht, so lang oder länger als die Blüthen. Die 5—6 zweigeschlechtlichen oder weiblichen Blüthen stehen in einem Köpfchen. Der Blüthenboden ist schmal, gewölbt, mit Haaren besetzt oder maschig.

144) H. Burchellii *De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die Stengelblätter sind länglich, ungefiedelt, am Grunde verschmälert, die unteren sind kurzgestielt, fast verkehrt-eiförmig, sämmtlich einnervig, oft zusammengefasst, schwellig, bespitzt nebst den Keilen von dichtem, angedrückt filzig grau; die cylindrischen, fünfblüthigen, büscheligen Köpfchen stehen in einer Reihe; die dachziegelig sich deckenden Schuppen des fahlen Hauptfelds sind aufrecht, fast dreieckig, durchsicht strahlenlos.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Nach der Form der Blätter lassen sich zwei Arten unterscheiden:

- a) *complicatum De Candolle* mit fast keilförmigen unteren, linealischen oberen, meist zusammengefalteten, nicht wellenförmigen Blättern;
- b) *intermedium De Candolle* mit verkehrt-eiförmig-länglichen, schwach wellenförmigen, ein wenig zusammengefalteten Blättern.

145) H. Zeyheri *Lessing*. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die grundständigen Blätter sind verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert, die stengelständigen sind ungefiedelt, länglich, zugespitzt, wellenförmig, einnervig und nebst den Keilen rauhaarig-wollig, alle mit einer schwieligen Stachelspitze versehen; die büscheligen, fünfblüthigen, cylindrischen Köpfchen stehen in einer ebensträußigen, zusammengehenden Reihe; die länglichen, stumpfen, weissen Schuppen des fahlen Hauptfelds stehen in fünf Reihen, die inneren sind länger und überragen fast die Blüten und sind ganz strahlenlos. Hierher gehören *Pentstemon micrantha Don* und *Gnaph. wolphium E. Meyer*.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die unteren Blätter sind kurzgestielt. Die Köpfchen sind 2 1/2 Linien lang. Die Schuppen des Hauptfelds sind regelmäßig angedrückt, nicht spiralig, sondern fünfreihig und in jeder Reihe befinden sich fünf Schuppen.

146) H. glumaceum *De Candolle*. Die ganze Pflanze ist graulich; der Stengel ist am Grunde halbs-trauchig, ästig; die Blätter sind länglich-linealisch, sitzend, zugespitzt, filzig, did, oft zusammengerollt; die Köpfchen stehen in einständigen, nackten Ährenchen gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, stumpf, weißlich, ganz kahl, vor der Blüthe fast zweifach, concav; von den sechs Blüten sind vier weißlich und zwei zweifachschleimlich. Hierher gehört *Gnaph. crispum Perrottet*, oder nicht *Linne*.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

Vierte Section. Lepicline *De Candolle*.

Der Blütenboden ist sperrblättrig-faserig; der Federtisch raub.

- a) *Planlagina De Candolle*.

Die Stengel sind krautartig oder kaum halbs-trauchig. Die Blätter sind 3-, 5- oder 7nervig, entweder sämmtlich fast grundständig oder die grundständigen wenigstens größer.

* Südafrikanische Arten.

147) H. cephaloideum *De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, weißwollig, bis zur Spitze beblättert, die Blätter sind beiderseits weißwollig, die grundständigen lang und länglich, am Grunde kaum verschmälert, die stengelständigen sitzend, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, aufrecht; der Übenstrauß ist gedrängt, korb-förmig; die Köpfchen sind halbzugelig-glockig, vielblüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, trocken-häutig-gelb, lanzettlich, spitz.

In Südafrika einheimisch. Die Pflanze ist 1—2 Fuß hoch und ganz grau. Die grundständigen Blätter sind 2—4 Zoll lang, 6—10 Linien breit. Die Faseren des Blütenbodens sind weißlich, filzig. Sie ändert mit gedrängt stehenden Keilen und etwas kleineren Köpfchen ab.

148) H. folliculatum *De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde kaum strauchartig, aufrecht, did, einfach, locker wollig, bis zur Spitze beblättert; die Blätter sind lanzettlich-länglich, filzig, dicht wollig, die obersten aufrecht, schmal, an der Spitze schwarz-bespitzt; die eiförmigen Köpfchen stehen in ebensträußigen Reihen gedrängt; die Schuppen des fahlen, blasgelben, strahlenlosen Hauptfelds sind eiförmig, zugespitzt und stehen locker dachziegelig.

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist fußhoch. Die Blätter sind fast 2 Zoll lang, 5—6 Linien breit. Die Köpfchen haben mit denen von *Holoch. fruticosus* fast gleiche Größe, sind aber strahlenlos. Der Blütenboden ist mit kurzen Haaren besetzt. Küßlichlich der an der Spitze brandigen Blätter stimmt diese Art fast mit *Leucostemma* überein, ist aber durch die einreihigen, gleichlangen und am Grunde ein wenig verwachsenen Vorsten davon unterschieden. Uebrigens sind die Schuppen des Hauptfelds bisweilen mehr zugespitzt, schwach purpurn.

149) H. discolor *De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach oder spätlich ästig, angedrückt graulich, bis zur Spitze beblättert; die stiellosen Blätter sind länglich-lanzettlich, oberseits glatt schwarz-fünfnervig, unterseits graulich, die obersten an der Spitze trockenhäutig; der Übenstrauß ist zusammengefasst; die Köpfchen sind eiförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig-lanzettlich, sehr spitz, etwas sparrig abstehend, trockenhäutig und nicht glänzend.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Weibert mit einfachem und ästigem Stengel, beiderseits blasgelben und unterseits purpurnen Schuppen des Hauptfelds und mit oberseits glatten oder in der Jugend spinnwebigen Stengelblättern ab.

150) H. longifolium *De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, fast einfach, weißlich-filzig, bis zur Spitze beblättert; die Blätter stehen aufrecht, die unteren sind lang-länglich-linealisch, oberseits glatt, fünfnervig, unterseits weißlich; der Übenstrauß ist zusammengefasst; die Köpfchen sind halbzugelig-glockig, vielblüthig; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig-gelb, glänzend, lanzettlich, zugespitzt.

Diese Art kommt in Südafrika vor. Die unteren Blätter sind 6—9 Zoll lang, 4—7 Linien breit. Der Durchmesser der Köpfe beträgt 6—8 Linien. Die Ährchen des Blütenbodens sind weißlich, spiz. Von dem verwandten *Hel. cephaloideum* durch längere Blätter, von denen die unteren oberseits glatt sind, durch einen lockeren Ebenstrauß, durch die zugespitzten Schuppen des Hauptfells und durch die größeren Köpfe verschieden.

151) *H. pilosellum Lessing*. Die Blätter sind fast grundständig, beinahe leberartig, lanzettlich, unterseits silberweiß-filzig, untermittelt generirt, oberseits ganz kahl mit fünf einfachen, eingedrückt-nerven; der Stengel ist einfach, fast blattlos, angedrückt-filzig; die Köpfe (weist 5) stehen gedrängt. Hierher gehört *Gnaph. pilosellum Linné* (Zohn).

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Der Stengel ist 2—4 Zoll hoch; die Blätter sind 1 1/2 Zoll lang.

152) *H. pedunculare De Candolle*. Die Blätter sind fast grundständig, beinahe leberartig, eiförmig-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, unterseits dicht silberweiß-filzig und haben undeutliche Nerven, sind oberseits ganz glatt, an beiden Seiten mit zwei ganz einfachen, eingedrückt-nerven versehen; der Stengel ist einfach, fast blattlos, an der Spitze rauhhaarig-filzig; die 25—30 Köpfe stehen in einem zusammengelegten Ebenstrauß. Hierher gehört *Gnaph. pedunculare Linné*.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist 1 1/2 Fuß hoch. Die Blätter sind 8 Zoll lang; die äußeren Schuppen des Hauptfells sind filzig, die inneren an der Spitze rötlich, länglich, spiz.

153) *H. allioides Lessing*. Die Blätter sind fast grundständig und versgigelt am Grunde des Stengels gehäuft, linealisch-lanzettlich, an beiden Enden zugespitzt, die unteren dreifaltig-generirt, gestielt, die oberen einnervig, sitzend, sämmtliche am Rande umgerollt, unterseits weißlich-filzig, oberseits kahl und glatt, nur an den Nerven bisweilen weißwollig; der Stengel ist einfach, an der Spitze fast blattlos, weißlich; die 25—30 Köpfe stehen in einem Ebenstrauß dicht gedrängt; die inneren Schuppen des Hauptfells sind kumpf.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Der Stengel ist 9—18 Zoll hoch. Die Blätter sind 3—6 Zoll lang, 1—3 Linien breit. Die äußeren Schuppen des eiförmigen, etwa 30blüthigen Hauptfells sind fast wollig, an der Spitze trockenbäutig, bräunlich, spiz, die inneren gelb, kumpf. Die Blumenkronen sind gelblich. Die Ähren auf dem Blütenboden orangefarbig. Der Fächerfells ist gelblich. Die Pflanze ändert ab:

b) *latiusculum De Candolle* mit lanzettlichen, deutlicher dreifaltig-generirten, an beiden Enden verschmälerten grundständigen Blättern und wolligen äußeren, hell- oder purpurrothen mittleren und weißlichen inneren Schuppen des Hauptfells.

c) *flavo-rubens De Candolle* mit elliptisch-lanzettlichen, stark-dreifaltig-generirten grundständigen und

linealischen, am Rande umgerollten fengelständigen Blättern, einem zusammengelegten Ebenstrauß und rötlichen äußeren und gelben inneren Schuppen des Hauptfells.

154) *H. latifolium Lessing*. Die fast grundständigen Blätter sind elliptisch oder die oberen länglich, 5—7nervig, bäutig, oberseits behaart-rauh, unterseits weißfilzig; der Stengel ist einfach, fast blattlos und nebst den Ähren des Ebenstraußes dicht rauhhaarig-filzig; die Köpfe (ungefähr 25) stehen dicht ecksträngig; die Schuppen des Hauptfells sind kumpf, rötlich. Hierher gehört *Gnaph. plantagineum Burmann*.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist 9—10 Zoll hoch. Die Blätter sind 2 Zoll lang, 1 Zoll breit, die auf der Blattunterseite stahlen Nerven treten deutlich hervor. Der Ebenstrauß ist zusammengefaßt, doltig.

155) *H. undatum Lessing*. Die fast grundständigen Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde verschmälert, an der Spitze zugespitzt, dreifaltig-generirt, ziemlich starr, oberseits raub, unterseits weißfilzig, die oberen länglich-linealisch; der Stengel ist einfach, fast blattlos, raub-haarig-filzig; die Köpfe (ungefähr 40) stehen in einem Ebenstrauß dicht gedrängt; die inneren Schuppen des Hauptfells sind eiförmig-länglich, kumpf und weiß, die äußeren purpuroth. Hierher gehören *Gnaph. undatum Thunberg*, *Gnaph. crispum Linné* (Zohn), aber nicht die gleichnamige Pflanze des Vaters) und *Gnaph. elatum Lamarck*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Der Stengel ist 1 1/2 Zoll hoch. Die Blätter sind 3 Zoll lang, 6—12 Linien breit; die inneren Schuppen des am Grunde wolligen Hauptfells sind an der Spitze bräunlich, die äußeren weißlich, kumpf. Die Pflanze ändert übrigens mit flachen, länglich-lanzettlichen, oberseits ganz rauhen Blättern ab.

156) *H. pallidum De Candolle*. Die Blätter sind oberseits borstig-rauh, unterseits weißfilzig, dreieckig-faltig-generirt, die grundständigen am Grunde in einen breiten, vielnervigen Stiel verlängert, die fengelständigen stiellos, sehr schmal, zugespitzt, entfernt; der Stengel ist filzig; der Ebenstrauß ist zusammengefaßt; die inneren Schuppen des Hauptfells sind kahl, verkehrt-eiförmig, kumpf und nebst den Ähren bläulich.

Das Vaterland dieser Art ist Südafrika. Nach der Form der grundständigen Blätter werden mehrere Avarien unterschieden.

157) *H. oxyphyllum De Candolle*. Die Blätter sitzen am unteren Theile des Stengels mit breitem Grunde und sind halbdreieckig-lanzettlich, lanzettlich-linealisch, die unteren kumpf, die übrigen sehr spiz, am Rande ein wenig umgerollt, dreinervig, oberseits etwas raub, unterseits nebst dem einfachen Stengel wollig-filzig, weißlich; die 50—60 Köpfe stehen in einem zusammengelegten Ebenstrauß; die inneren Schuppen des am Grunde wolligen Hauptfells sind länglich, etwas spiz.

Von Durheim am Cap der guten Hoffnung entdeckt. Der Stengel ist 1 1/2 Fuß hoch. Die Blätter sind 4 Zoll

lang, 6—7 Linien breit. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind an der Spitze purpurrothlich, die inneren an der Spitze weiß, etwas spitz. Die Blumenfröhen sind gelb. Der Fiederkelch ist weiß. Die Fasern des Blütenbodens sind orangefarbig.

158) *H. multinerve De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, schwach filzig, bis über die Mitte beblättert; die Stengelblätter laufen am Stengel herab, sind am Grunde verschmälert, breit eiförmig, oberseits und am Rande rau, unterseits weichhaarig; die Nerven treten deutlich hervor und sind am Grunde fünffaltig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt; die zahlreichen Köpfchen sind eiförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf, die Fasern des Blütenbodens länger als die Fruchtschen.

In Südafrika einheimisch. Die Hülfschuppen sind entweder blaugelb oder dunkel citronengelb, weshalb verschiedene Abarten unterschieden werden.

159) *H. crassinerve De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, bis zur Spitze beblättert, unterwärts borstig, an der Spitze spinnwebig-filzig; die unteren Blätter sind länglich-lanzettlich, beiderseits borstig-rau, deutlich dreifaltig-generiert, am Grunde in einen streich-generierten Stiel verschmälert, die oberen sind stiellos, lanzettlich-linealisch, am Rande umgerollt, oberseits rau, unterseits spinnwebig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt; die fast kugelförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfelds sind strohgelb, sehr kurz gestielt, eiförmig, concav, strahlenlos und bedecken sich dachziegelförmig.

In Südafrika einheimisch. Die Fasern des Blütenbodens sind länger als die Fruchtschen.

160) *H. miconiaefolium De Candolle*. Die grundständigen Blätter sind elliptisch, an beiden Enden verschmälert, dreinervig, oberseits in der Jugend spinnwebig, später etwas rau, unterseits graufilzig, am Grunde in einen raubhaarigen Stiel vorgezogen, die stengelständigen sind ungesteilt, lanzettlich-linealisch, zugespitzt, am Rande umgerollt, aufrecht; der Stengel ist filzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, doldig; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, goldgelb, spitz.

Diese Art fand Drège in Südafrika. Von dem verwandten *Hel. nudifolium* unterscheidet sie sich durch unterseits filzige Blätter und späte Schuppen des Hauptfelds. Die Fasern des Blütenbodens sind ein wenig länger als die Fruchtschen. Sie ändert übrigens mit fast um die Hälfte kleineren Blättern und Köpfchen und nicht doldigen Aesten des Ebenstrauchs ab.

161) *H. leiopodium De Candolle*. Die grundständigen Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert, in einen faden Blattstiel vorgezogen, fünffaltig-generiert, oberseits glatt, unterseits spinnwebig-filzig, weißlich, die wenigen stengelständigen sind ungesteilt, entfernt, fast linealisch; der Stengel ist filzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, gelb, fahl, eiförmig, stumpf.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

162) *H. nudifolium De Candolle*. Von den am Grunde des Stengels gebäuft stehenden Blättern laufen

einige mehr oder weniger herab, alle sind beiderseits ziemlich fahl, gleichfarbig, 3—5nervig, neugaderig, am Rande rau; der Stengel ist einfach, der Ebenstrauch zusammengesetzt; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf. Hierher gehören *Gnaph. nudifolium Sprengel* und *Lepischino? nudifolia Cassini*.

Häufig am Cap der guten Hoffnung. Die Schuppen des Hauptfelds und die Blumenfröhen sind gelb. Die Blätter sind einfach, der Fiederkelch ist nicht fadenförmig. Die Hülfschuppe ändert ab:

a) *scorzoneraefolium De Candolle*. Die untersten Blätter sind linealisch-lanzettlich, sehr lang, die stengelständigen laufen ein wenig herab, die obersten sind ungesteilt. Hierher gehört wahrscheinlich *Gnaph. nudifolium Linné*, sowie *Anaxeton nudifolium Gärtner* und *Euechlois nudifolia Don*. Der Stengel kommt übrigens bei dieser Abart an der Spitze filzig oder fahl vor, die Blätter sind fahl oder unterseits filzig; der Ebenstrauch ist gedrängt oder rüdig; die Schuppen des Hauptfelds sind gelb oder hellgelb.

b) *medium De Candolle*. Die untersten Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gestielt, die mittleren laufen kurz herab, die obersten faden. Hierher gehört *Gnaph. glabrum Ecklon*.

c) *plantagineum De Candolle*. Die untersten Blätter sind eiförmig, oder länglich-lanzettlich, gestielt, die mittleren lang herablaufend, die obersten kurz herablaufend; der Ebenstrauch ist doldig. Hierher gehören *Helicor. quinquenerve Lessing*, *Gnaph. quinquenerve Thunberg* und *Gnaph. plantagineum Burmann*.

** Auf Madagaskar einheimische Arten.

163) *H. Plantago De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, am Grunde spinnwebig, beblättert, an der Spitze filzig und fast blattlos, die unteren Blätter sind in einen Stiel verschmälert, länglich, stumpf, fadenförmig, dreinervig, die mittleren sind ungesteilt, lanzettlich-linealisch, die obersten, linealisch, sämmtliche sind im jungen Zustande spinnwebig, zuletzt fahl, unterseits neugaderig, oberseits fast weichhauchig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, gedrängt; die eiförmig-kugelförmigen Köpfchen stehen gedrängt; die Schuppen sind trockenhäutig, stumpf; die Spreublättchen des Blütenbodens sind lanzettlich, um die Hälfte kürzer als die Blüten. Hierher gehört *Gnaph. Plantago Bojer*.

Auf Bergen und auf Feldern in Madagaskar. Vor der Blüthe bildet diese Art einen weiten Rasen, der mit *Plantago* (Wegebreit) große Ähnlichkeit hat. Von *Hel. nudifolium* unterscheidet sich diese Art durch die ganz stumpfen unteren und die nicht herablaufenden stengelständigen Blätter, auch ist der Ebenstrauch mehr zusammengezogen.

164) *H. lazulaefolium De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die stiellosen Blätter sind linealisch, lang, kaum spitz, oberseits fahl, unterseits

ueßt den Stengeln angedrückt, grau-seidenhaarig und stehen unten gedrängt, nach Oben entfernt; die 3—5 fast kreisförmigen, glockenförmigen, vielblättrigen, von einigen Deckblättern umgebenen Köpfchen stehen fast ringförmig; die Schuppen des Hauptfeldes sind gelb, spitz, fahl, gelblich; die Fasern des Blütenbodens sind lanzettlich, abfallig; der Blütenboden ist zuletzt breit, nackt.

Auf der Insel Madagascar einheimisch. Die Blätter sind 2—3 Zoll lang, 1 Linie breit.

*** Asiatische Arten.

165) *H. buddleioides De Candolle*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht, ästig, besonders an der Spitze langwellig; die ungestielten Blätter sind eiförmig-lanzettlich, zugespitzt, 7—9nervig, oberseits fahl, unterseits graulich, ganzrandig; der zusammengesetzte, vielblättrige Ehrenkranz steht an der Spitze des Stengels und der Äste; die Köpfchen sind eiförmig, dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfeldes sind eiförmig, stumpf, fast gleich, ein wenig länger als die Scheidenblüthen.

Diese Art findet sich auf dem Nilgiri-Gebirge in Ostindien. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, 8—10 Linien breit. Die Schuppen des Hauptfeldes und die Blüthen sind gelb. Der maschige Blütenboden ist mit kurzen Fasern besetzt. Die äußeren Blüthen sind einreihig, weiblich oder geschlechtslos, die übrigen zweigelschlechtig. Der Fruchtfeld ist einreihig, haarsförmig, etwas rauh. Das Fruchtkorn ist fahl.

166) *H. Hookerianum Wight und Arnott*. Der aufrechte, stielrunde, angedrückt-graue Stengel scheint halbstrauchig zu sein; die ungestielten Blätter sind ganzrandig, lanzettlich, zugespitzt, 3—5nervig, oberseits fahl, unterseits grauwollig; der Ehrenkranz ist zusammengesetzt, endständig, vielköpfig; die Köpfchen sind fast kugelig; die Schuppen des Hauptfeldes sind verkehreiförmig, stumpf, unter sich und mit den Scheidenblüthen gleichlang, trockenhäutig, schmutzig-weiß.

In Ceylon einheimisch. Der Blütenboden ist wie bei der vorhergehenden Art kurz zahnförmig, kaum mit Fasern besetzt. Die Schuppen des Hauptfeldes stehen zuletzt ein wenig ab. Die Blüthen und Früchte stimmen mit der vorigen Art überein.

b) *Decurrentia De Candolle*.

Die Blätter stehen am Stengel gleichmäßig verteilt und laufen mehr oder weniger herab. Die Schuppen des Hauptfeldes sind hellgelb, blaß oder röthlich. Der Blütenboden ist zahnförmig oder dentlich mit Fasern besetzt. Die Stengel sind krautartig oder halbstrauchig. — Die hierher gehörigen Arten wachsen sämmtlich in Südafrika.

167) *H. xerophyllum De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, nur am Grunde beblättert und nebst den beiden Seiten der Blätter von einem schmutzigen Filze fast wollig; die unteren Blätter sind breit länglich-lanzettlich, etwas spitz, am Grunde verschmälert, die oberen lanzettlich, zugespitzt, am Stengel weit herab-

laufend; der Ehrenkranz ist einfach, wenigästig; die glockenförmigen Köpfchen sind kurzgestielt, am Grunde wollig; die Schuppen des Hauptfeldes sind fahl, trockenhäutig, gelblich, glänzend, länglich-lanzettlich, zugespitzt. — Die unteren Blätter sind 4 Zoll lang, 10—12 Linien breit. Der Durchmesser des Köpfchens beträgt 8—10 Linien. Die äußeren Schuppen sind auf der Außenseite röthlich; die Fasern weißlich.

168) *H. platypterum De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, unten von vielen, drüsigen Borsten fast rauh, nach Oben flossig-filzig; die Blätter sind gleichfalls mit vielen, drüsigen Borsten besetzt, oberseits spärlich, unterseits besonders an den Nerven und Rändern rauh, eiförmig-lanzettlich und laufen zu beiden Seiten des Stengels in einem langen, breiten Flügel herab; der Ehrenkranz ist zusammengesetzt; die Schuppen des eiförmigen Hauptfeldes sind trockenhäutig, eiförmig, stumpf, blaßröthlich. — Das Köpfchen ist 12—15blättrig. Der Blütenboden ist kaum zahnförmig. Die Schuppen des Hauptfeldes sind gestielt-gewimpert. Der von den Blättern herablaufende Flügel ist 5—6 Linien breit, borstig-gewimpert.

169) *H. natalium De Candolle*. Die ganze Pflanze ist von spinnwebigem Filze grau; der Stengel ist aufrecht, einfach, fast bis zur Spitze beblättert; die linealisch-lanzettlichen, dreifaltig-generierten, an beiden Enden verschmälerten Blätter laufen weit am Stengel herab; der Ehrenkranz ist zusammengesetzt; die meist 10blütigen Köpfchen stehen an der Spitze der Äste sehr gedrängt; die Schuppen des Hauptfeldes sind loder, länglich, spitz, strohgelb; der Fruchtfeld hat nur sehr wenige Borsten.

170) *H. stenopterum De Candolle*. Der Stengel ist aufrecht, ästig, spinnwebig, an der Spitze filzig; die Blätter sind länglich-linealisch, oberseits fahl oder ein wenig rauh, unterseits graulich; die unteren dreifaltig-generiert, die obersten einnervig, sämmtlich, auch die blüthenständigen, in einen langen, schmalen Flügel gezogen; der Ehrenkranz ist zusammengesetzt, gestielt, taubensköpfig; die Köpfchen sind klein, länglich, ungefähr fünfblättrig; die Schuppen des Hauptfeldes sind aufrecht, trockenhäutig-gelb, spitz. — Der schmale Blütenboden ist mit kurzen Fasern besetzt. In der Tracht stimmt diese Art fast mit *Gnaph. undulatum* überein, aber die Köpfchen sind gelb.

171) *H. gymnocoom De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufrecht, ästig; die filzigen Äste sind an der Spitze ziemlich weit blattlos; die Blätter laufen am Stengel weit herab, die unteren sind verkehrteiförmig, dreinervig, stumpf, sehr kurz nachspitzig; die oberen sind länglich, im jungen Zustande zu beiden Seiten loder filzig, im Alter oberseits borstig-rauh; der Ehrenkranz ist ästig, taubensköpfig, sehr dicht gedrängt, blattlos; die Köpfchen sind länglich, 5—6blättrig; die Schuppen des Hauptfeldes sind aufrecht, trockenhäutig-gelb, lanzettlich, spitz. Hierher gehört vielleicht *Hel. velutinum Willdenow*. Die Pflanze ändert mit längeren, zugespitzten, oberseits dichter borstig-

rauben Blättern und etwas weniger spizen, fast kumpfen Schuppen des Hauptfelds ab.

172) *H. odoratissimum* Lessing. Die weit herablaufenden Blätter stehen am ganzen Stengel zerstreut und sind länglich, bähig, 1–3-nervig, weißlich-silbig; die Oberkräuse stehen an der Spitze des Stengels oder der Aeste fast rüdig oder gedrängt; die Köpfschen sind 10blättrig; die innersten Schuppen des Hauptfelds sind trockenbähig, gelb, fast kumpf. Hierher gehören als Synonyme *Gnaph. odoratissimum* Linné, *Gnaph. strigosum* Thunberg und *Gnaph. aureofolium* Bergins. Die Pflanze ändert ab:

a) *acuminatum* De Candolle. Die Blätter sind fast sämtlich lanzettlich-linealisch, zugespitzt, kachel-silbig und haben sehr dünne feistliche Nerven.

b) *undulacolum* De Candolle. Die Blätter sind länglich, fast spiz, wellenförmig, kurz herablaufend; die Oberkräuse sind kleiner, zusammengeogen; der Stengel ist ästiger. Hierher gehören *Gnaph. undulacolum* Reichenbach, *Gnaph. adnatum* Willdenow und *Gnaph. maritimum* Schrank.

173) *H. cymosum* Lessing. Der Stengel ist am Grunde krautartig; die Blätter sind halbstengelumsfassend, ein wenig herablaufend, länglich-linealisch, kachel-silbig, dreinervig, unterseits und oft auch oberseits silbig; die 10–12blättrigen Köpfschen stehen in einem zusammengelegten Oberkräuse dicht gedrängt; die Schuppen des cylindrischen, fahlen Hauptfelds sind trockenbähig, goldgelb, kumpf und decken sich dicht dachziegelig. Hierher gehören *Gnaph. cymosum* Linné, *Gnaph. tricoatum* Sieber und *Lepidocline cymosa* Cassini. Die Pflanze ändert übrigens mit oberseits fahlen und spinwebigen Blättern ab.

174) *H. subdecurrens* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde krautartig; die Blätter sind halbstengelumsfassend, ein wenig herablaufend, linealisch, einernervig, unterseits nebst den Aesten wollig-silbig; die untersten sind ein wenig spiz, die obersten kachel-silbig; die Aeste sind an der Spitze fast blattlos; die eiförmigen, 8–9blättrigen Köpfschen stehen in einem zusammengelegten, fast kugelförmigen Oberkräuse gehäuft; die Schuppen des fahlen, strahlenlosen Hauptfelds decken sich locker dachziegelig und sind kumpf, goldgelb-bräunlich. — Von voriger Art durch schmälere, zugespitztere, ein-, nicht dreinervige Blätter, eiförmige Köpfschen und sehr kurze Aeste des Blüthenbodens unterscheidend.

e) *Aptera* De Candolle.

Die Blätter sind gleichmäßig beblättert, krautartig. Die Blätter laufen am Stengel nicht herab.

• Die Schuppen des Hauptfelds sind gelb.

175) *H. repandum* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde halbkrautartig, aufsteigend, sehr ästig, die Aeste sind an der Spitze spinwebig, fast rüdig; die Blätter sind länglich-lanzettlich, kumpf gelbweiß-geädert, schwach wellenförmig, am Rande ein wenig umgerollt,

oberseits drüsig-rauh, blüwellen sehr rauh, unterseits spinwebig, die unteren sind am Grunde verschmälert, die oberen ohrförmig-stengelumsfassend; der Oberkräus ist zusammengelegt, fast rüdig; die Köpfschen sind kurz-silbig, eiförmig-glockig, 20–25blättrig; die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, an der Spitze rüdig-trockenbähig, kumpf.

In Südafrika einheimisch. Die Aesten des Blüthenbodens sind safranig, kumpflich.

176) *H. tenuicolum* De Candolle. Die Stengel sind fast krautartig, ziemlich aufrecht, dünn, fast wollig-silbig; die stiellosen Blätter sind halbstengelumsfassend, lanzettlich, zugespitzt, kach, bähig, am Grunde undeutlich dreinervig, oberseits fahl, unterseits fast wollig-silbig; der Oberkräus ist zusammengelegt, ziemlich gedrängt, 12–16köpfig, fast ganz blattlos; die eiförmigen, ungefähr 12blättrigen Köpfschen sind länger als das Blüthen-sielchen; die Schuppen des Hauptfelds sind kumpf, trockenbähig, gelb, glänzend.

Das Vaterland dieser Art ist Südafrika. Von dem verwandten *Hel. cymosum* unterscheidet sie sich durch die zarte Tracht und die bähigen, oberseits fahlen Blätter. Die Aesten sind länger als das Früchtchen, kumpf.

177) *H. melanocme* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, im Alter fahl, die Aeste sind nebst den beiden Seiten der Blätter mit einer weißlichen, weichen, filzartigen Welle bedeckt; die stiellosen Blätter sind halbstengelumsfassend, lanzettlich, einernervig, am Rande ein wenig umgerollt, schwarz-schweißig, bespizt, in der Jugend aufrecht, zuletzt abstechend-zurückgebogen; die 8–12 fast stiellosen, verkehrt-eiförmigen, ungefähr 25blättrigen Köpfschen stehen in einem unge-sielten Oberkräuse gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, trockenbähig, goldgelb, kumpf, aufrecht.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blätter sind 3–4 Linien lang. Das Köpfschen ist kaum 1½ Linien groß. Die Aesten des Blüthenbodens sind safranfarbig, kumpf.

178) *H. sumillimum* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, die Aeste und Blätter sind mit einem weichen, fast wolligen, grauen Filz bedeckt; die unge-sielten Blätter sind halbstengelumsfassend, eiförmig-lanzettlich, aufrecht, spiz (aber nicht kachel-silbig), einernervig, am Rande ein wenig umgerollt und decken sich dachziegelig; die 35–40 fast stiellosen, eiförmig-länglichen, 8–12blättrigen Köpfschen stehen in einem fast kugelförmigen Oberkräuse gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind gelb, fahl, an der Spitze sparrig-abstechend.

In Südafrika einheimisch. Von dem vorigen durch gedrängter stehende, nicht kachel-silbige Blätter, wenigblättrige, eiförmig-cylindrische Köpfschen und Anfangs goldgelbe, später blass Schuppen des Hauptfelds verschieden.

179) *H. parviflorum* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde krautartig; die ungesielten Blätter laufen am Stengel nicht herab und sind linealisch oder länglich, einernervig, beiderseits silbig, oft an der Spitze

zurückgetrümmt-Rachelspizig; die fünfblüthigen Köpfschen stehen in einem Ebenstraufe dicht gedrängt; die Schuppen des colindeischen, Anfangs zugespitzten Hauptfelds bedecken sich dachziegelig und sind trockenhdutig, blas citronengelb, die innersten stumpf. Hierher gehören *Helicbr. niveum Lessing*, *Gnaph. niveum Binnd* (nicht *Thunberg*), *Gnaph. cernuum Thunberg* und *Gnaph. citrinum Schrank*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. — Die Schuppen des Hauptfelds sind niemals schwerweis, sondern mehr oder weniger citronengelb, weshalb auch der Name *Hel. niveum* unpassend ist. Nach der Form der Blätter und der Farbe der Schuppen ändert diese Art mehrfach ab.

180) *H. Krebsianum Lessing*. Der Stengel ist (wenigstens an der Spitze) krautartig; die ungeheulten Blätter sind linealisch, zugespitzt, oberseits raub, unterseits nebst den Nerven flüsig; die Köpfschen sind länger als das Stielchen und stehen rispig; die Schuppen des glockenförmigen, strahlenden, am Grunde kaum flügeligen Hauptfelds bedecken sich locker dachziegelig und sind kumpf, rundlich, an der Spitze gegähnet, citronengelb; die Hären des Blütenbodens sind länger als das raube Stielchen.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung.

181) *H. maritimum Lessing*. Der Stengel ist krautartig; die Blätter sind halbhängelschlaffend, länglich, am Grunde kumpf, am oberen Ende spiz, 1—3 nervig, beiderseits raubhaarig-flüsig, grau; die glockenförmigen, 18—24 blüthigen Köpfschen stehen in einem Ebenstraufe und sind von linealischen, mit den Köpfschenstielen gleichlangen Blättern gestützt; die äußeren Schuppen des am Grunde dicht wülfigen Hauptfelds sind an der Spitze goldgelb-trockenhdutig, kumpf, strahlenlos. Hierher gehören *Gnaph. maritimum Linné*, *Gnaph. maritimum* und molle *Thunberg*, *Gnaph. maritimum* und *dasycanthum Willdenow* und *Gnaph. flexuosum E. Meyer*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Pflanze ändert mit um die Hälfte kleinerer, wellenförmiger, beiderseits wülfiger, raubhaarig-flügeliger Behaarung und weniger Blütenköpfschen ab.

182) *H. intricatum De Candolle*. Die Stengel sind halbkrautig, niederliegend, an der Spitze flüsig, am Grunde sahl; die gestielten Blätter sind halbhängelschlaffend, eiförmig, fast wellenförmig, oberseits borstig-rauh, unterseits locker wülfig; der Ebenstrauf ist gestielt, blattlos, gedrängt, zusammengesezt; die Schuppen des eiförmigen, 7—9 blüthigen Hauptfelds sind glänzend, trockenhdutig-gelb, kumpf.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung. Der Blütenboden ist schmal und nur spärlich mit Hären besetzt. Die Köpfschen stimmen fast mit denen von *Hel. cynosum* und *gymnocomum* überein, aber die Blätter laufen nicht herab wie bei den erwähnten Arten.

183) *H. anomalum Lessing*. Der Stengel ist krautartig; die stiellosen Blätter laufen nicht herab

und sind linealisch, am Rande umgerollt, beiderseits flüsig; die vielblüthigen Köpfschen stehen in einem Ebenstraufe dicht gedrängt; die äußeren Schuppen des glockenförmig-cylindrischen Hauptfelds sind sahl, röthlich, stumpf, rundlich, die inneren linealisch, an der Spitze etwas abstechend, goldgelb; der 1—2borstige Federfeld ist um die Hälfte länger als die Blütenkrone. Hierher gehört *Gnaph. niveum Thunberg* (nicht *Linné*) und *Gnaph. strictum Zeyher*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Hären des Blütenbodens sind zuletzt fast so lang als der Hauptfeld und doppelt länger als die Fruchtstnoten. Der Federfeld fehlt fast ganz.

184) *H. pannosum De Candolle*. Die ganze Pflanze ist mit einem weichen, faserlappigen, grauen Filz bedeckt; der einfache Stengel ist mit entfernt stehenden Blättern besetzt; die unteren Blätter sind kumpf-ohrförmig-hängelschlaffend, eiförmig-länglich, spiz, die oberen halbhängelschlaffend, länglich-linealisch, zugespitzt; der Ebenstrauf ist zusammengesezt; die cylindrischen, ungefähr 10 blüthigen, am Grunde wülfigen, sonst sahlen, gelben Köpfschen stehen an der Spitze der Aeste gedrängt; die Schuppen sind ziemlich aufrecht, spiz; der Blütenboden ist mit Hären besetzt.

In Südafrika einheimisch. Die Pflanze ist 2 Fuß hoch und von allen Arten dieser Section durch die cylindrischen Köpfschen leicht zu unterscheiden.

•• Die Schuppen des Hauptfelds sind röthlich.

† Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Arten.

185) *H. teretifolium Lessing*. Die Blätter sind linealisch, oberseits sahl, unterseits flüsig, an den Rändern umgerollt, an der Spitze kurz rachelspizig, am Grunde ein wenig herablaufend; die fast kugelförmigen Köpfschen stehen gedrängt-eckenständig; die Hären des Blütenbodens überragen die Fruchtstnoten um das Doppelte. Hierher gehören *Gnaphal. teretifolium Linné*, *Gnaph. ericoides Lamarck*, *Gnaph. tephrodes Link*, *Gnaph. scoparium Schrank* und *Evax ericoides Schrank*. Die Pflanze variiert mit mehr oder weniger flügeligen Aesten, unterseits gelb- oder weißlich-flügeligen Blättern, von denen die unteren absteilen, die oberen aufrechtstehen, mit dicht gedrängten oder gestielten, eckenständig-doligen Köpfschen und weißlichen, röthlichen, bräunlichen oder fast purpurrothen inneren Schuppen des Hauptfelds.

186) *H. scabrum Lessing*. Der Stengel ist krautartig, sehr flüsig; die stiellosen Blätter sind linealisch-lanzettlich, einnervig, dicht punktfirt-rauh, raubhaarig, zugespitzt; die vielblüthigen, gleichbleibigen Köpfschen stehen zu 3—4 gehäuft; die Schuppen des glockenförmigen, strahlenlosen Hauptfelds sind angebräunt, kumpf, punktfirt, trockenhdutig; die Hären des Blütenbodens überragen kaum die rauen Fruchtstnoten; die Borsten des Federfelds sind vom Grunde gesägt. Hierher gehört *Gnaph. scabrum Thunberg*.

Die Schuppen des Hauptfelds sind bräunlich. Die Blütenkronen haben eine gelbe Farbe.

187) *H. rugulosum Lessing*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig; die stiellosen Blätter sind oberseits runzelig, unterseits weißfilzig, fast dreifaltig genervt, die unteren sind länglich, spitz, die oberen lanzettlich, zugespitzt, an den Rändern schwach umgerollt; die vielblättrigen Köpfschen stehen in einem lockeren, einfachen Blütenstrauch; die Schuppen des glodenförmigen, kurzstrahlenden Hauptfelds sind kumpf, die inneren weißlich oder röthlich, trockenhäutig; die Fasern des Blütenbodens haben mit den Fruchtnoten fast gleiche Länge. Von dem ähnlichen *Hel. teretifolium* unterscheidet sich diese Art durch die weder starren, noch cylindrisch eingerollten Blätter und die um das Doppelte längeren Fasern des Blütenbodens. — Nach Form und Behaarung der Blätter werden zwei Abarten unterschieden.

188) *H. rosium Lessing*. Der Stengel ist strauchartig; die Hängenden (aber weder halbstengelumfassenden, noch herablaufenden) Blätter sind linealisch, rinnernig, ziemlich spitz, oberseits fast kahl, unterseits nebst den Nerven weißfilzig; die verschiednenhigen, 15—20blättrigen Köpfschen stehen in Blütensträußen; die Schuppen des cylindrisch-glodenförmigen Hauptfelds sind trockenhäutig, angebrüht, kumpf, blas strohgelb. Hierher gehört *Gnaph. rosium Bergius* und *Gnaph. Stoechas Thunberg* (nicht *Linne*). Der Blütenboden ist mit kurzen Fasern besetzt.

189) *H. capitellatum Lessing*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig; die Blätter sitzen mit breitem Grunde und sind halbstengelumfassend, lanzettlich-länglich, zugespitzt, dreinervig, häutig, leder wellig; die eiförmigen, etwa 18blättrigen Köpfschen stehen in einem dichten, gewölbten, zusammengekegerten Blütenstrauch; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind strahlenlos, kumpf, blas röthlich-trockenhäutig. Hierher gehören *Gnaph. capitellatum Thunberg* und *Gnaph. helianthemifolium E. Meyer*. — Die Köpfschen sind kaum 1½ Linien lang. Die wenigen weiblichen Blüten stehen am Rande. Der Fiederscheit ist vollkommen; die Fruchtfaaten sind fentig.

190) *H. revolutum Lessing*. Der Stengel ist strauchartig; die Blätter sind halbstengelumfassend, länglich, kaum verkehrt-eiförmig, oberseits spinwebig und etwas rauh, unterseits dicht filzig, am Rande umgerollt; die verschiednenhigen, 25 blättrigen Köpfschen stehen in Köpfen; die Schuppen des glodenförmigen, sehr kurz strahlenden Hauptfelds sind angebrüht, glänzend, sehr kumpf, die äußeren rundlich, die inneren linealisch; die Dorsien des vollkommenen Fiederscheits hängen am Grunde zusammen. Hierher gehören als *Esenave* *Gnaph. revolutum Thunberg*, *Gnaph. crassifolium Willdenow* und *Gnaph. crispum Lamarck*. — Die Schuppen des Fiederscheits sind fleischfarbig, strohgelb. Die Blumenfröhen sind hellgelb. Der Blütenboden ist mit kurzen Fasern besetzt.

191) *H. concolorum De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, ästig, die Äste und die beiden Seiten der Blätter sind dicht weißlich-filzig; die Blätter sind linealisch oder länglich, stiellos, am Rande ein wenig umgerollt; rinnernig; der Blütenstrauch ist zusammengekegt,

gekipfelt; die Köpfschen sind rissförmig-länglich, etwa 15-blättrig, verschiednenhig; die Schuppen des Hauptfelds sind kahl, strohgelb, angebrüht, kumpf, strahlenlos. — Von dem verwandten *Hel. rosium* scheidet sich diese durch die gleichfarbigen, auf beiden Seiten weißfilzigen Blätter unterscheiden.

192) *H. plebejum De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die stiellosen Blätter sind linealisch, am Rande umgerollt, kurzachsig-filzig, in der Jugend zu beiden Seiten graufilzig, im Alter oberseits spinwebig, die wenigen oberen stehen aufrecht; die 14blättrigen Köpfschen sind länger als ihr Stielchen und stehen in einem fast kegelförmigen Blütenstrauch gebrängt; die äußeren Schuppen des glodenförmig-länglichen, außen-seits etwas wölligen Hauptfelds sind kumpf, die inneren länger, fast röthlich, nicht strahlend; die Fasern des Blütenbodens überragen die Fruchtnoten um das Doppelte.

† Auf Madagascar einheimische Arten.

193) *H. madagascariense De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, stielrund, ziemlich kahl; die Blätter sind länglich-linealisch, gebrängt, ziemlich spitz, mehrlartig-weichhaarig; der Blütenstrauch ist endständig, zusammengekegt; die vielblättrigen Köpfschen sind sehr kurzgestielt; die Schuppen des langen Hauptfelds stehen angebrüht-dachziegelig und sind länglich, ziemlich kumpf, gelb-trockenhäutig. Hierher gehört *Gnaph. madagascariense Poiret*. — Die Blüten sind sämtlich zwieschlechtlich. Der Blütenboden ist sehr schmal. Der Fiederscheit ist borkig, kaum rauh. Die Blätter sind 4 Linien lang.

194) *H. aphelexioides De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, rutenförmig-ästig, ziemlich kahl; die stiellosen Blätter sind am Grunde fast herzförmig, sehr kurz angewachsen, lanzettlich, zugespitzt, am Rande umgerollt, auf beiden Seiten ziemlich kahl, aufrecht; die kleinen, länglichen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste in einem fast kegelförmigen Blütenstrauch dicht gebrängt; die Schuppen des goldgelben, mit Ausnahme des Grundes kahlen, trockenhäutigen Hauptfelds sind länglich, ziemlich spitz. Hierher gehört *Gnaph. aphelexioides Bojer*.

195) *H. retrorsum De Candolle*. Die Pflanze ist strauchartig, rutenförmig, ästig; die Äste sind schwach spinwebig, grau, im Alter kahl; die Blätter stehen am Stengel und an den unfruchtbaren Ästen gebäugt, zurückgebogen, an den Blüthenästen aufrecht, aufrecht, sammtliche sind lanzettlich-linealisch, spitz, lederartig, oberseits kahl, unterseits graufilzig, nervenlos; der Blütenstrauch ist einfach, 7—8köpfig; die fast kegelförmigen Köpfschen sind kurzgestielt; die inneren Schuppen des kahlen Hauptfelds sind länglich, kumpf, röthlich; die Fasern des Blütenbodens sind ein wenig länger als die Fruchtnoten. Hierher gehört *Gnaph. retrorsum Bojer*. Die Blätter sind 2—4 Linien lang.

196) *H. physicefolium De Candolle*. Die Pflanze ist strauchartig, rutenförmig, ästig; die Äste sind grau;

die Blätter stehen an dem unteren Theile der Aeste gedrängt und sind zurückgebogen, an dem oberen Theile sind sie aufrecht, etwas entfernt von einander und länger, alle sind lanzettlich-linealisch, spitz, leberartig, oberseits kahl, unterseits grau, dreinervig und haben einen hervortretenden Mittelnerv und unbedeutliche Seitenerven; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt; die Köpfchen sind kugelig, kurzgestielt; der Hauptfisch ist kahl, bräunlich-gelblich; die Haaren des Blütenbodens sind ein wenig länger als das Fruchtkorn. — Von dem vorigen durch die doppeltbreiteren, nicht nervenförmigen Blätter und die um die Hälfte kleineren, dunklen braungelblichen Köpfchen leicht zu unterscheiden.

197) *H. emirnense* De Candolle. Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig, grau; der Stengel ist krautartig, ästig, bis zur Spitze beblättert; die Blätter stehen gedrängt und sind fast halbhügelumfassend, lanzettlich, nachelfspitzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, gedrängt, vielköpfig; die Köpfchen sind verkehrt-eiförmig, sitzend; der gelbe Hauptfisch ist am Grunde filzig, übrigens kahl, die Schuppen desselben sind an der Spitze rundlich, stumpf, am Grunde verschmälert; die Haaren des Blütenbodens haben mit dem Fruchtkorn gleiche Länge und sind halb so lang als die Blüthen.

198) *H. triplinerve* De Candolle. Der Stengel ist krautartig, rufenartig, ausgebreitet, ästig, spinnwebig-filzig; die Blätter sind am Grunde abgerundet-ohrförmig, übrigens länglich-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, dreifaltig-generet, oberseits weißhaarig, unterseits filzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, locker; die kugelförmigen Köpfchen sind kurzgestielt; die Schuppen des Hauptfisches sind am Grunde spinnwebig, an der Spitze trockenhäutig-braun, ziemlich spitz; der Blütenboden ist mit kurzen Haaren besetzt. — Die Köpfchen sind rötlich-gelb. An weiblchen Blüten sind nur wenige vorhanden.

199) *H. lavanduloides* De Candolle. Die Pflanze ist halbstrauchig, aufrecht, ganz graufilzig; die stiellosen Blätter sind linearlich, kumpf, am Grunde ein wenig verschmälert, einnervig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, breitstielig; die fast stiellosen Köpfchen sind verkehrt-eiförmig; der Hauptfisch ist am Grunde grau, an der Spitze kahl, gelblich, seine Schuppen sind länglich, kumpf. Hierher gehört *Gnaph. lavanduloides* Bojer.

Diese Art hat vor der Blüthe große Aehnlichkeit mit einer Lavendelähre. Die Blätter sind 3—4 Linien lang, 1/2 Linie breit, an den Rändern ein wenig umgerollt.

200) *H. fulvescens* De Candolle. Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig, grau; die Stengel sind krautartig, ästig, lang, unter dem Ebenstrauche fast blattlos; die Blätter sind fast halbhügelumfassend, lanzettlich, schwielig-nachelfspitzig; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, ästig; die Köpfchen sind eiförmig, kurzgestielt; der bräunlich-gelbe Hauptfisch ist am Grunde filzig, an der Spitze kahl; die Schuppen sind eiförmig, kaum kumpf; die Haaren des Blütenbodens sind sehr kurz. — Von dem ähnlichen *Hel. emirnense* unterscheidet sich diese Art durch entfernt stehendere Blätter, durch den weit weniger

gedrängten Ebenstrauch und die um die Hälfte kürzeren Haaren des Blütenbodens.

201) *H. microcephalum* De Candolle. Die wollig-rauhhaarige Pflanze scheint krautartig zu sein; die stiellosen Abblätter sind herzförmig, nachelfspitzig, herabgebogen; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, gedrängt, von einigen Blättern begleitet; die kleinen Köpfchen sind eiförmig, kahl, wenigblüthig, braun-goldgelb. — Die Blätter sind 4—5 Linien lang, 2—3 Linien breit.

202) *H. diotides* De Candolle. Die filzig-wollige, graue Pflanze ist wahrscheinlich halbstrauchig; die Blätter sind halbhügelumfassend, eiförmig-lanzettlich, schwielig-nachelfspitzig und stehen fast dachziegelig, an den Blüthenähren entfernter; der Ebenstrauch ist zusammengesetzt, gedrängt; die Köpfchen sind fast kugelig; die Köpfchen sind kugelig, kahl, braun-goldgelb; die absteigenden, an der Spitze kumpfen Schuppen des Hauptfisches stehen in mehreren Reihen; die Haaren des Blütenbodens überragen die Fruchtkörner.

203) *H. Bojerianum* De Candolle. Der Stengel ist halbstrauchig, ästig, die Aeste und Blätter sind graufilzig, im Alter ziemlich kahl; die stiellosen Blätter sind eiförmig-länglich, schwielig-nachelfspitzig, abstechend-zurückgebogen und stehen an den Blüthenähren entfernter; die fast kugelförmigen Köpfchen sind sehr kurzgestielt; die Schuppen des gelblichen, am Grunde schwach filzigen, übrigens kahlen Hauptfisches sind stumpf; die Haaren des Blütenbodens sind halb so lang als die Blüthen.

204) *H. cordifolium* De Candolle. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht; die Aeste sind spinnwebig-wollig; die Blätter sind gestielt, herzförmig, spitz, oberseits und am Blattstiele spinnwebig, unterseits graufilzig, dreinervig; die achselständigen Blüthenzweige tragen an der Spitze einen zusammengesetzten Ebenstrauch; die Köpfchen sind eiförmig, klein, wenigblüthig; die Schuppen des Hauptfisches sind kumpf, länglich, bräunlich-goldgelb; der Blütenboden ist schmal. Hierher gehört *Gnaph. cordifolium* Bojer. Die Pflanze ist 8 Fuß hoch.

*** Die Schuppen des Hauptfisches sind weißlich.

205) *H. petiolatum* De Candolle. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die Aeste sind an der Spitze blattlos; die Blätter sind gestielt, eiförmig, etwas spitz, wollig-filzig; die eiförmig-kugelförmigen, kahlen Köpfchen stehen in einem zusammengesetzten Ebenstrauche; die Schuppen des Hauptfisches sind länglich, kumpf, fast trockenhäutig. Hierher gehört *Gnaph. petiolatum* Linné.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Von *Hel. crispum* unterscheidet sich diese Art sogleich durch gestielte, gegenständig Blätter, von *H. triostatum* durch kaum dreinervige, eiförmige (nicht länglich-verkehrt-eiförmige) Blätter, bräunliche, nicht blaue Haaren des Blütenbodens und durch die Hauptfische, welche weder cylindrisch, noch sparrig sind. Die Blüthenstiele sind 3 Linien lang.

206) *H. crispum* Lessing. Der Stengel ist am Grunde strauchartig; die absteigenden Aeste sind an der

Spize blattlos; die Blätter sind halbstengelumsfassend, geigenförmig, sehr stumpf und nebst den Aesten wollig-filzig; die vielblütigen, fast kegelförmigen Köpfchen stehen in einem Ebenstraufe; die Schuppen des strahlenlosen, kahlen Hauptfelds sind concav, sehr stumpf. Hierher gehören *Gnaph. crispum* Linné, *Gnaph. divaricatum* Bergius, *Gnaph. divaricatum* und *polyanthos* Thunberg, *Gnaph. auriculatum* Lamarck und *Gnaph. multiflorum* Willdenow.

Diese am Cap der guten Hoffnung einheimische Pflanze ändert mit locorem und dicht gedrängtem Ebenstraufe ab und äußerlich

b) *subrepenscens* De Candolle mit weniger wolligen, hin und wieder deutlich dreinervigen Blättern und fast röhrlchen Schuppen des Hauptfelds. Hierher gehört *Gnaph. spatulatum* Burmann und vielleicht *Gnaph. patulum* Linné.

207) *H. appendiculatum* Lessing. Der Stengel ist krautartig, absteigend-ästig; die Blätter sind blüthentragenden oberwärts blattlos; die Blätter sind halbstengelumsfassend, linealisch, am Rande flach, beiderseits weißfilzig, wellenförmig; die vielblütigen, gleichartigen Köpfchen sind länger als das Stielchen und stehen in Rippen; die Schuppen des glodenförmigen, kurzstrahlen-ten Hauptfelds sind angebrüdt, eiförmig, spiz, die inneren fast spatelig, stumpf; die Aesten des Blüthenbodens sind kaum länger als das glatte Stielchen. Hierher gehören *Gnaph. appendiculatum* Linné (Sohn) und *Gnaph. lupulaceum* Lamarck.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und ändert mit niedrigem Stengel und gelblich-fleischfarbigen Schuppen des Hauptfelds ab. Hierher gehört *Gnaph. humile* Thunberg.

208) *H. tricoatum* Lessing. Der Stengel ist krautartig, absteigend-ästig; die Blätter sind am Grunde verschmälert, sehr kurz gestielt, länglich-verkehrt-eiförmig, dreinervig, nebst den Aesten rödig-filzig; die obersten einnervigen stehen entfernt; die cylindrisch-glodenförmigen, meist 20blütigen Köpfchen stehen büschelig, fast rispig; die Schuppen des Hauptfelds deffen sich dachziegelig und fast blasförmig, an der Spize stumpf, trockenhäutig, sparrig. Hierher gehört *Gnaph. tricoatum* Thunberg.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung.

209) *H. auriculatum* Lessing. Der Stengel ist am Grunde halbkrautartig, die an der Spize blattlosen Aeste sind absteigend; die Blätter sind halbstengelumsfassend, geigenförmig, sehr stumpf und nebst den Aesten wollig-filzig; die vielblütigen, fast kegelförmigen Köpfchen stehen in Ebensträußen; die äußeren Schuppen des kahlen, wenig strahlenförmigen Hauptfelds sind elliptisch, spiz. Hierher gehören *Gnaph. auriculatum* Thunberg, *Gnaph. patulum* Bergius und *Hel. pandurifolium* Schrank.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Fasern des Blüthenbodens sind sehr spiz, fast safranfarbig.

210) *H. heliotropifolium* De Candolle. Die Pflanze ist krautartig, ästig, aufrecht, mit dichter seidig-bräunlicher Wolle besetzt, die Aeste sind narbig; die

stehenden Blätter sind lanzettlich, ganzrandig, undeutlich dreinervig; die stehenden, fast kegelförmigen Köpfchen stehen meist zu fünf an der Spize der Aeste zwischen den eiförmigen Blättern gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig, trockenhäutig, glänzend, länger als die Blüthen, die inneren sind linealisch. Hierher gehören *Gnaph. heliotropifolium* Lamarck und *Gnaph. fuscum* Bory.

Auf der Insel Mauritius einheimisch.

Fünfte Section. *Chionostemma* De Candolle.

Der Blüthenboden ist mit freien, zugespitzten, die Fruchtnoten überragenden spreublätrigen Fasern besetzt. Die runden, an der Spize kaum etwas dickeren Borsten des Federfelds sind am Grunde in einen Ring vereinigt, weiter oben unter einander verschiednen verwaachsen. Die röhlichen Blumenkrone haben zurückgebogene Zähne. Die Aestchen sind fahl, aber mit Papillen schwach besetzt. Der Hauptfeld ist dachziegelig, trockenhäutig, strahlend. Die Zipfel der Aesten sind linealisch, in der Mitte gestielt, an der Spize verdickt und abgestumpft.

211) *H. vestitum* Lessing. Die Pflanze ist unten krautartig, aufrecht, dicht weißwollig; die Blätter sind linealisch-jungenförmig, schwarz-fuchsförmig, die obersten Abblätter sind in eine trockenhäutige, weisse Blatte erweitert; die Köpfchen sind kegelförmig, glatt; die Schuppen des Hauptfelds sind sämtlich zugespizt. Hierher gehören *Xeranthemum vestitum* Linné, *Helichrysum speciosum* Thunberg, *Helichr. lanatum* Schrank und wahrscheinlich auch *Xeranthemum variegatum* Andrews.

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung vor und ändert ab:

b) *lingulatum* Don (unter *Leucostemma*). Diese Art ist dicht wollig, ihre Blätter sind jungenförmig, stumpflich, die Köpfchen sind glodenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind zugespizt, die inneren fast spatelig, stumpflich.

Unvollständig bekannte Arten sind:

212) *H. ? cochinchinense* Sprengel. Die Stengel sind halbkrautartig, die Aeste sind gedreht, ausgebreitet; die Blätter sind länglich, buchtig-eingeschnitten, filzig, zurückgebogen; die Schuppen des Hauptfelds stehen ab; die Köpfchen sind verschiednebig. Hierher gehört *Xeranthemum retortum* Loureiro.

In Cochinchina einheimisch.

213) *H. elegans* Don. Der Stengel ist einfach, verlängert; die Blätter sind elliptisch, fuchsförmig; der Ebenstrauf ist 8—12köpfig; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig-lanzettlich, spiz.

Diese Art wächst in Ostindien. In der Tracht stimmt sie mit *Helichrysum tenellum* überein. Die fadenförmigen Stengel sind fuchsfarbig und darüber.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's *Prodromus* erschienene Arten.

214) *H. chilense* Hooker und Arnott. Die Pflanze ist spinnwebig-wollig; der Stengel ist einfach

oder an der Spitze ebensträufsig, vielblättrig; die unteren Blätter sind spatelig, stumpf, die oberen allmählig kleiner und spitz; die Köpfe stehen in einzelnen oder ebensträufigen Knäuelchen; die Schuppen des freisporigen, nach dem Grunde zu verschmälerten Hauptfelds sind fast gleich groß, aufrecht, dachziegelig, stumpf, wellenförmig, glanzlos, schmutzig-weiß, die äußeren eiförmig, wollig, die inneren länglich, fahl.

Die Heimat dieser Art ist Chili.

215) *H. salicifolium Bertoloni*. Die Blätter sind linealisch, zugespitzt, unterseits nebst dem Stengel weißfilzig; der Ebenstrauß ist vielköpfig; von den dachziegelig stehenden Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind die inneren mit einem weißen trodenhäutigen Anhang versehen und daher strahlend und länger als die Scheibenblüthen.

216) *H. Gunnianum Hooker*. Der Stengel ist aufrecht oder etwas niederliegend, ästig, schlant, spinnwebig-filzig; die Blätter sind sehr spitz, weichhaarig, unterseits graufilzig, die unteren fast spatelig, die oberen allmählig kleiner und linealisch; die Aeste sind einköpfig; die Schuppen des gelben, halbstreunden Hauptfelds sind verkehrt-eiförmig, rinnig, geknallt, gekielt, die Stielchen sind wollig, bis zur Spitze lang-bärtig.

217) *H. (Argyreae?) Steudeli C. H. Schultz*. Die Pflanze scheint einjährig zu sein; der Stengel ist aufrecht, am Grunde einfach, an der Spitze ästig; die Aeste sind keif-aufrecht, stielig-weißig-wollig; die Blätter stehen gedrängt, die stengelabhängigen sind lanzettlich, schmal, spitz, ganzrandig, oberseits ziemlich fahl, unterseits weißfilzig, die achselständigen sind linealisch, spitz, oberseits ganz fahl, unterseits weißfilzig; die kleinen Köpfe stehen an der Spitze der Aeste in zusammenge-drängten, fast kopfförmigen Gesträuben; die Schuppen des am Grunde fast kegelförmigen, an der Spitze erweiterten Hauptfelds sind schneeweiß, glänzend, elliptisch-länglich, etwas stumpf oder spitz; die sehr kleinen Fruchtknoten sind eiförmig, fahl; die fast rostfarbigen Borsten des Gesträubs sind etwas raub.

Diese Art wächst in Habessinien.

218) *H. (Argyreae?) formosissimum C. H. Schultz*. Die Pflanze ist ausdauernd; der Stengel ist aufrecht, ziemlich aufrecht, stielrund, purpuroth, weißfilzig, einige Fuß hoch; die stiellosen Blätter sind einander genähert, am Grunde ein wenig herablaufend, eiförmig-länglich oder lanzettlich, spitz, ganzrandig; oberseits etwas raub, unterseits schwach filzig; die sehr großen, glänzenden Köpfe stehen in einem endständigen, fast einfachen Gesträube; die Schuppen des fast kegelförmigen Hauptfelds sind weißlich oder öfter am Grunde purpuroth, sehr glänzend, fahl, lanzettlich, spitz, etwas absterbend; die Fruchtknoten sind stielrund, fahl; die Borsten des Gesträubs sind weißlich, etwas raub, an der Spitze pinselförmig.

In Habessinien einheimisch.

219) *H. (Argyreae?) horridum C. H. Schultz*. Der Stengel ist krautartig, stielrund, die Aestchen sind schlant, an der Spitze oft dornenartig-verbärtet, mit geraden, sehr spigen, bald end-, bald achselständigen

Dornen; die kleinen Blätter sind einander genähert, deutlich getrennt oder wegen der dicht stehenden Zweige fast büschelig, linealisch, spitz, am Rande umgerollt und bisweilen an der Spitze spitzlich; die Schuppen des halbstreifigen Hauptfelds decken sich dachziegelig und sind stumpf, weißlich, die äußeren filzig, die inneren fahl; die Aestchen sind rundlich, drüsig-rauhhaarig; der Blütenboden ist ziemlich flach, naht.

In Habessinien einheimisch.

220) *H. (Argyreae) callunoides C. H. Schultz*. Der Stengel ist spannenhoch, halbstreufsig, fast aufrecht, oberwärts ästig; die Blätter sind gestielt, gehäuft, absterbend, linealisch-stielrund, punkirt, bld, stumpf, fahl, die Aeste sind grau-weißhaarig; die funtblüthigen, cyclischen Köpfe stehen an der Spitze der Aeste in Knäuelchen; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind wollig, die inneren linealisch, spitz, fleischfarbig-weiß; die Blüthen sind gelb; der Gesträuch ist lang, schneeweiß, borstig.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung.

221) *H. (Argyreae) comosum C. H. Schultz*. Der Wurzelstock ist vielstengelig; die Stengel sind fadenförmig, krautartig, spannenhoch, ästig; die Blätter sind schmal-linealisch, 3—5 Linien lang, stumpf, am Rande umgerollt, in der Jugend nebst den Aesten weißig-filzig, die oberen stehen am Cap endständige, vielköpfige Knäuelchen gleichsam quirlförmig und sind deckblattartig; die cylindrischen, stielständigen Köpfe sind in den Blauveinfeln und an der Spitze der Aeste gehäuft; die Schuppen des Hauptfelds sind schmutzig weißlich, stumpflich; der Gesträuch ist borstförmig, oberwärts raub.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

222) *H. (Argyreae) gossypinum B. Webb*. Der Stengel ist hant- oder spannenhoch, am Grunde halbstreufsig nebst den Blättern wollig-filzig, diese sind stiellos, linealisch-lanzettlich, die unteren spatelig, aufrecht; die kurzgestielten, halbfugeligen, verschiednenigen, ungefähr 60blüthigen Köpfe stehen in ebensträufigen Tragdehnen; die Blüthen sind gelb; die Schuppen des kurzstrahlenden Hauptfelds sind ziemlich stumpf, stroh-gelb. Hierher gehört Gnaph. Webbii C. H. Schultz.

Auf den canarischen Inseln einheimisch.

223) *H. (Stoechadina) psychrophilum Boissier*. Die ganze Pflanze ist angedrückt-spinnwebig, grau, am Grunde halbstreufsig; die Stengel sind ausgebreitet-rutenartig, am Grunde blattlos, an der Spitze deblättrig; die Blätter der unfruchtbaren Stengel und der Zweige sind schmal länglich-spatelig, stumpf oder etwas spitz, am Grunde in den Blattstiel verschmälert; die kurzen, niederliegenden Aeste tragen an der Spitze 2—4 ziemlich große, fast stehende, kegelförmige Köpfe; die Schuppen des blaß citrongelben oder rötlichen, fahlen Hauptfelds sind ziemlich fahl, eiförmig, länglich, stumpf, angedrückt, schwach wellenförmig, so lang als die Scheibenblüthen; die Blüthen sind sämtlich zweifelschließlich.

Die Heimat dieser Art ist Persien.

224) *H. (Stoechadina) Aucheri Boissier*. Die ganze Pflanze ist dicht und angedrückt spinnwebig-

wollig, grau; die grundständigen Blätter stehen dicht gedrängt und sind nebst den unteren Stengelblättern länglich-spätelig, stumpf, in einen langen Blattstiel verschmälert, die oberen Stengelblätter sind linealisch, ziemlich spitz, keif; der Stengel ist aufrecht, einfach; der Seitenstempel ist endständig, dicht gedrängt, zusammengefasst, vielköpfig; die kurzgestielten Köpfe sind ziemlich groß, citronengelb, fugelig; die Schuppen des Hauptfelds sind fast, länglich, an der Spitze concav, stumpflich, abgerundet und stehen spärlich ab, die inneren haben mit den Scheidenblüthen gleiche Länge; die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich.

Diese Art wächst in Persien, Cappadocien und Mesopotamien.

225) H. (Stoechadina) Tardentii Boissier. Die Pflanze ist am Grunde halbstrauchig, niedergerichtet; die Stengel sind ruthenförmig, einfach, dicht belüthert, hoch und nebst den Blättern von zahlreichen, fast stehenden Drüsen raub, sonst unbehaart; die Blätter sind länglich-oder linealisch-spätelig, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, die wenigen der unfruchtbaren Sprosse sind fast wollig, die übrigen grün; der Seitenstempel ist klein, vielköpfig, einfach; die kurzgestielten Köpfe sind sehr klein, länglich, citronengelb; die Schuppen des Hauptfelds sind fast, länglich, an der Spitze stumpf, mügenförmig, abstechend und decken sich deutlich dachziegelig, die inneren haben mit den Scheidenblüthen gleiche Länge; die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich.

Diese Art wächst am Kaukasus.

226) H. (Stoechadina) globiferum Boissier. Die ganze Pflanze ist angebrücker-spinnwebig-grau; die grundständigen Blätter stehen dicht gedrängt und sind sehr klein, länglich-spätelig, die unteren stengelständigen linealisch-spätelig, die übrigen linealisch, spitz; die Stengel sind ganz einfach; die fast rundlichen, kurzgestielten Köpfe stehen in einem dichten, fugeligen, endständigen Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des blas citronengelben, fahlen Hauptfelds sind eiförmig-länglich, ziemlich aufrecht, mügenförmig, stumpflich und länger als die Blüthen.

Die Heimath dieser Art ist Persien.

227) H. (Stoechadina) leucocephalum Boissier. Die ganze Pflanze ist angebrücker-spinnwebig-grau; die Stengel sind aufrecht, einfach, belüthert; die Blätter sind keif, die unteren linealisch-spätelig, stumpf, die übrigen linealisch, spitz; der Seitenstempel ist endständig, zusammengefasst, vielköpfig, ziemlich dicht gedrängt; die kleinen, eiförmigen Köpfe haben mit dem Stielchen fast gleiche Länge; die Schuppen des weißlich-grauen Hauptfelds sind klein, länglich-elliptisch, am Grunde flüg, an der Spitze fast, wasserhell, am Grunde wellenförmig, abstechend-jurückgebogen, die inneren sind aufrecht, mit den Scheidenblüthen gleich lang; die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich; die Schuppen des Federfelds sind raub, an der Spitze ein wenig verdickt.

Im südlichen Persien einheimisch.

228) H. (Stoechadina?) niveum Boissier und Heldreich. Am Grunde halbstrauchig, rasenförmig-viel-

stengelig, von angebrücker, spinnwebiger Behaarung ganz grau; die Stengel sind hoch, dünn, aufrecht, einfach; die grundständigen Blätter sind linealisch-spätelig, ziemlich spitz, am Grunde verschmälert, die stengelständigen sind schmal linealisch, ziemlich keif; der Seitenstempel ist endständig, vielköpfig, zusammengefasst, fast fugelig; die Köpfe sind kurzgestielt, eiförmig, schneeweiß; die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, glanzlos, mit Ausnahme des Grundes ganz fast, eiförmig oder länglich, stumpf, an der Spitze oft gespalten, angebrücker, aufrecht, ziemlich concav; die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich; die Borsten des Federfelds sind kaum raub.

Diese Art wurde in Griechenland aufgefunden.

229) H. (Stoechadina) nebrodensis Heldreich. Die Pflanze ist halbstrauchig, spärlich ästig, die Aeste sind ruthenförmig, verlängert, weißlich; die Blätter sind linealisch, am Grunde umgerollt, unterseits dicht graulich, oberseits glänzend, ziemlich fast; der Seitenstempel ist endständig, zusammengefasst, die kurzgestielten Köpfe sind eiförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind glänzend, citronengelb, eiförmig-spätelig, stumpflich, ein wenig länger als die Scheidenblüthen.

Die Heimath dieser Art ist Sicilien.

230) H. (Chrysopleidea) anatolicum Boissier. Die ganze Pflanze ist mit einer lodernen, grauen Wolle befeet, oft ziemlich fast; aus dem halbstrauchigen Wurzelstock entspringen kriechende Ausläufer, die aufrechten, niedrigen, belütherten Stengel tragen an der Spitze Köpfe; die Blätter der Ausläufer und die unteren Stengelblätter sind länglich-spätelig, stumpf, in den Blattstiel verschmälert, die oberen stengelständigen sind linealisch, ziemlich spitz; der Seitenstempel ist endständig, vielköpfig, ziemlich leder; die Stielchen sind so lang oder länger als die fugeligen Köpfe; die Schuppen des Hauptfelds sind eiförmig, glänzend, gelblich, stumpf, so lang als die Scheidenblüthen, die inneren kaum um die Hälfte kürzer; die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich.

Das Vaterland dieser Art ist Anatolien.

231) H. (Chrysopleidea) compactum Boissier. Die ganze Pflanze ist von einer dicht angebrücker, spinnwebigen Behaarung schneeweiß; der Wurzelstock ist dolsig, dicht rasenartig; die grundständigen Blätter bilden breite, dicht gedrängte Rasen und sind länglich-spätelig, ganz stumpf, in den Blattstiel verschmälert; die Stengel sind dünn, aufrecht, starr, ganz einfach, hoch, belüthert und tragen an der Spitze einen 8—12köpfigen, gedrängten Seitenstempel; die Stengelblätter sind weit kleiner als die grundständigen, linealisch-spätelig, dem Stengel angebrücker, stiellos und laufen am Stengel herab; die fleisen Stielchen sind so lang oder ein wenig länger als die kegelförmig-cylindrischen, blasgelben Köpfe; die Schuppen des schwach wolligen Hauptfelds sind eiförmig, ziemlich spitz und spindelspitz, die inneren sehr kurz, die übrigen allmählig länger. — Diese Art ist mit Hel. Belangerianum De Candolle verwandt.

Die Heimath dieser Art ist Kleinasien.

232) *H. (Chrysolepidea) Kotschy Boissier.*
Die Pflanze ist krautig, vielkugelig, Anfangs spärlich spinwebig-wollig, zuletzt unbehaart, aber etwas flebrig; die aufrechten, einfachen, behaarten Stengel tragen an der Spitze einen fast einfachen, gedängten Ehrenstrauch; die Blätter sind eiförmig, länglich oder länglich-linealisch, die unteren stumpf, die oberen stets linealisch, spitz, sämmtliche sitzend, am Grunde verschmälert und laufen ein wenig am Stengel herab; die Köpfechen sind fugelig; die Schuppen des Hauptkelchs sind ganz fahl, anfanglich gelblich, nach der Blüthezeit weißlich, so lang als die Scheibenblüthen, an der Spitze sehr stumpf, mügenförmig, zuletzt abstechend-jurückgebogen, die äußeren kürzer und spitzer; die Fruchtschen sind rauhaarig; der Hobertheil ist gelblich.

Diese Art wächst in Persien.

233) *H. (Chrysolepidea) Lorentz Hochstetter.*
Der Stengel ist am Grunde holzig, die Aeste sind aufrecht, einfach; die Blätter sind linealisch, flach, ganzrandig nebst den Aesten mit kleinen Drüsen besetzt und spinwebig-wollig; die Köpfechen sind glänzend, citronengelb und stehen in Ehrensträußen; die Köpfechenstiele sind weißwollig; die Schuppen des Hauptkelchs sind abgerundet, concav.

234) *H. (Chrysolepidea) polyphyllum Ledebour.*
Der Stengel ist am Grunde krautig, niedergebreitet, ästig; die Aeste stehen aufrecht und sind fast einfach, nach Oben drüsig und nebst den Blättern spärlich spinwebig oder ein wenig wollig; die zahlreichen Blätter sind flach, die unteren länglich-linealisch, am Grunde ein wenig verschmälert, die oberen verlängert, linealisch oder lanzettlich-linealisch, mit etwas breiterem Grunde halbkugelumfassend; der Ehrenstrauch ist zusammengesetzt, gedrängt, vielköpfig; die fast fugeligen Köpfechen sind kurzgestielt; die Schuppen des am Grunde dicht wollig-flügeligen Hauptkelchs sind schwefel-citronengelb, aufrecht, länglich, ziemlich stumpf, ganzrandig oder unregelmäßig geküßelt, flach und ein wenig länger als die schwammig gelben Scheibenblüthen.

Diese Art wächst in den kaukasischen Provinzen Rußlands.

235) *H. (Chrysolepidea) glandulosum Ledebour.*
Der Stengel ist am Grunde krautig, ästig; die Aeste sind krautig, einfach, aufrecht und nebst den Blättern schwach spinwebig-wollig und mit sehr kleinen, kurzgestielten Drüsen dicht bedeckt; die Blätter sind am Grunde umgebogen, an der Spitze knorpelig-stachelspitzig, die unteren länglich-spateilig, die oberen fast linealisch; der Ehrenstrauch ist zusammengesetzt, vielköpfig; die elliptisch-einblüthigen, kurzgestielten Köpfechen stehen zu 10–20 oder noch mehr beisammen; die Schuppen des ganz fahlen Hauptkelchs stehen in mehreren Reihen und sind stroh- oder schwefelgelb, aufrecht-angebrüht, elliptisch, an der Spitze abgerundet, flach, ganzrandig oder unregelmäßig geküßelt, fast so lang als die goldgelben Scheibenblüthen.

In den kaukasischen Provinzen Rußlands einheimisch.

236) *H. (Chrysolepidea) undulatum Ledebour.*
Die Stengel sind aufrecht oder fast aufsteigend, einfach, weißflügelig; die Blätter sind wollig, am Grunde wellenförmig, nicht zurückgestrümt, an der Spitze mit einer kleinen, braunen, von der Wölle bedeckten Stachelspitze versehen, die unteren nach dem Grunde zu verschmälert, die obersten linealisch; der Ehrenstrauch ist zusammengesetzt; die vertiebt-eiförmig-fügeligen, kurzgestielten Köpfechen stehen zu 6–15 beisammen; die Schuppen des am Grunde fast wolligen Hauptkelchs stehen in mehreren Reihen und sind blaß strohgelb, aufrecht, elliptisch-rundlich, ungetreilt oder zerstückelt, flach, etwas kürzer als die Scheibenblüthen, die inneren am oberen Rande ein wenig wellenförmig.

Diese Art wächst in den kaukasischen Provinzen Rußlands.

237) *H. (Chrysolepidea?) abyssinicum C. H. Schultz.*
Der Stengel ist am Grunde fast einfach, halbkrautig, oberwärts ästig, dicht weißlich-flügelig, die Aeste sind aufrecht; die stiellosen Blätter sind einander sehr genähert, lanzettlich-linealisch, stumpflich, aber mit einer kurzen, knorpeligen Stachelspitze versehen, beiderseits dicht weißflügelig; die kleinen Köpfechen stehen an der Spitze der Aeste dicht gedrängt und bilden einen dichten, wenigköpfigen Ehrenstrauch; die Schuppen des fast glockenförmigen Hauptkelchs bedecken sich dachziegelig, stehen an der Spitze ein wenig ab und sind länglich-lanzettlich, schwefelgelb, glänzend, fahl, die äußeren länger und wollig; die Fruchtschen sind stielrund, fast drüsig.

In Habessinien einheimisch.

238) *H. (Chrysolepidea?) chrysocoma C. H. Schultz.*
Der Stengel ist am Grunde halbkrautig, ästig, aufrecht, fuchshoch, weißlich-flügelig, stielrund; die stiellosen Blätter sind einander genähert, halbkugelumfassend, eiförmig-lanzettlich, spitz, beiderseits graufilzig; die kleinen, stielrunden, wenigblüthigen Köpfechen stehen in einem dichten, endständigen, kopfförmigen Ehrenstrauch; die Schuppen des fast stielrunden Hauptkelchs bedecken sich dachziegelig und sind ungleich, trockenhäutig, gelblich, fahl, spitz oder stumpf, geküßelt; die weiblichen Blüthen stehen in einer Reihe, die zweigeschlechtlichen sind mittelständig; die Fruchtschen sind eiförmig-rundlich, fahl; die Vorhien des Hobertheils sind rothfarbig, rauh.

Diese Art ist in Habessinien einheimisch.

239) *H. (Chrysolepidea) gerberaeifolium C. H. Schultz.*
Die Pflanze ist ausdauernd; die grundständigen Blätter sind lang gestielt, elliptisch-länglich, spitz, am Grunde allmählich mit dem Blattstiele verschmolzen, ganzrandig, beiderseits graufilzig, der Blattstiel ist am Grunde breiter und kugelumfassend; der Stengel ist aufrecht, einfach, fuchshoch, dicht weißlich-flügelig, oberwärts blattlos; die wenigen Stengelblätter wechseln ab und sind ungestielt, linealisch, spitz; die fast rundlichen Köpfechen stehen in dichten Ehrensträußen; die Schuppen des Hauptkelchs sind trockenhäutig, gelblich, länglich, spitz, ungleich; die Fruchtschen sind eiförmig-stielrund, fahl.

Diese Art wächst in Habessinien.

240) H. (*Chrysolepidea*?) *Errerae* Tineo. Die ganze Pflanze ist graufilzig; die Stengel sind rufenförmig, sehr ästig, aufsteigend und aufrecht, lang; die Blätter sind am Rande umgerollt, die unteren stehen gebüßt und sind länglich-späetlich, am Grunde verschmälert, die oberen sind sehr schmal-linealisch, stumpflich; der Übenstrauß ist zusammengekegelt, leder; die Schuppen des kegelförmigen Hauptfelds sind sehr stumpf, die äußeren nebst den Köpfchenstielen dicht filzig, die inneren ganz kahl, ungefähr so lang als die Scheibenblüthen. — Die Pflanze duftet angenehm.

Diese Art kommt in Ecliten vor.

241) H. (*Blepharolepis*) *erosum* Schlechtendal. Die Pflanze ist krautartig; die Stengel sind schrecht, einfach oder wenig ästig, spinnwebig-weilig; die unteren Blätter stehen ab, die oberen sind aufrecht, lanzettlich-linealisch, am Grunde verschmälert, ungefielt, an der Spitze fackelförmig, am Rande umgerollt, dreinervig, unterseits spinnwebig-weilig, weißlich, oberseits ziemlich kahl; das deckblattlose Köpfchen steht an der Spitze des Stengels einzeln; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind länger als die Scheibenblüthen, am Stielen dicht weilig, an der Spitze mit einem trockenhäutigen, citrongelben, länglichen, spizen, gefühlten Anhängel versehen.

Im südlichen Theile von Neu-Holland einheimisch.

242) H. (*Blepharolepis*) *quadrinerve* A. Richard. Die Pflanze ist ausdauernd; aus dem dicken, höderigen Stämmchen entspringen aufrechte, ganz einfache, fuß- oder anderthalb fußhohe, weißfilzige Stengel; die stiellosen Blätter sind halbstengelumsfassend, die unteren am Grunde herzförmig-geöhrt, lanzettlich, spiz, beiderseits weißfilzig, die oberen sind am Grunde nicht ohrförmig, schmaler und stehen entfernt von einander; die mäsig großen Köpfchen stehen in einem dichten, fast kegelförmigen Übenstrauße; die Schuppen des fast kegelförmigen Hauptfelds stehen aufrecht, die äußeren sind eiförmig-spiz, stiellos, die inneren an der Spitze verschliffen, am Grunde verschmälert; die zahlreichsten Köpfchen sind sämtlich weißschneeförmig, die Fruchtknoten sind glänzend, kahl; die Hälften des Blütenbodens sind borstig und bleichen stehen.

In Hobsonien einheimisch.

243) H. (*Blepharolepis*) *ambiguum* Turczaninow. Der Stengel ist staudartig nebst den Aesten leder spinnwebig; die stiellosen Blätter sind halbstengelumsfassend, linealisch, zugespitzt, am Rande umgerollt, an der Spitze oft zurückgekrümmt, etwas raub; die Aeste sind einköpfig, bedeckt, die Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, die äußeren länglich oder elliptisch, kurz, die inneren linealisch-fleischförmig, gefügt, am Grunde von langen Zottenhaaren umgeben, an der Spitze röthlich, die mittleren sind sehr kurzgefielt; die Borsten des Hederfelds sind am Grunde fadenförmig, nach der Spitze zu verdickt, federig, an der Spitze selbst aber borstig.

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

244) H. (*Argyrea*) *aretioides* Turczaninow. Die Stengel sind krautartig dicht rosenartig-ästig, die

Stämmchen und Aeste sind steif, genähert, einköpfig; die Blätter stehen sehr gedrängt und sind ungefielt, fadenförmig, spiz, kahl oder kaum weichhaarig, grau; die endständigen, ungefielten Köpfchen stehen zwischen den oberen Blättern; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf, weißlich, die Anhängel purpurroth; die wenigen Strahlblüthen sind weißlich, die Scheibenblüthen zweigeschlechtlich; die Fruchtknoten sind kahl; die Borsten des Hederfelds sind auf dem Rücken leutenförmig.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

245) H. (*Taxostiche*?) *globosum* C. H. Schultz.

Die Pflanze ist ausdauernd; die grundständigen Blätter sind spatelig-länglich, am Grunde allmählig in einen breiten Stiel verschmälert, stumpf oder etwas spiz, dreinervig, oberseits punktiert-rauhhaarig, unterseits weißlich-filzig, die stengelständigen sind stiellos, stengelumsfassend, elliptisch-lanzettlich, etwas spiz und stehen entfernt von einander; der Stengel ist aufrecht, einfach, spannend, stielrund, graufilzig; die kleinen, wenigblüthigen, stielrunden Köpfchen stehen in einem dichten Übenstrauße; die Schuppen des stielrunden Hauptfelds sind ungleich, elliptisch, spiz; die Fruchtknoten sind klein, stielrund, kahl.

In Hobsonien einheimisch.

246) H. (*Taxostiche*) *Kraussii* C. H. Schultz.

Der Stengel ist krautartig und nebst den Aesten weichhaarig; die Blätter sind linealisch, beiderseits verschmälert, spiz, ganzrandig, oberseits kahl, unterseits filzig; die fast stiellosen, fünfblüthigen Köpfchen stehen in zusammengelegten, runden Übenstraußen; die Schuppen des cylindrischen Hauptfelds decken sich dachziegelig, stehen in 4—5 Reihen und sind länglich-linealisch, stumpf, kahl; der Blütenboden ist klein, fast nackt.

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung vor. Die Zweige sind spannend oder fußlang, die Blätter sind 4 Linien lang, in der Mitte eine halbe Linie breit; die Schuppen des Hauptfelds haben eine glänzend-strohgelbe Farbe.

247) H. (*Lepeliene*) *griseum* Sonder. Der Stengel ist aufrecht, einfach, filzig; die grundständigen Blätter sind gestielt, eiförmig, spiz, von den beiden stengelständigen ist das untere halbstengelumsfassend, breit-eiförmig, das obere weit kleiner, alle fünfnerig, oberseits etwas raub, unterseits schmutzig-filzig; der Übenstrauß ist zusammengekegelt, dachig; die inneren Schuppen des globerförmigen, graufilzigen Hauptfelds sind lanzettlich, lang zugespitzt.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

248) H. (*Aptera*) *aureoventris* C. H. Schultz.

Der Stengel ist hanebeck, halbstaudig, ästig, dicht bedeckt, nebst den stiellosen, länglichen, fast gegenförmigen, ganzrandigen, stumpfen und fackelförmigen Blättern von einem grauen, dichten, fast seidenhaarigen Filze bebedt; die Übenstrauße sind endständig, zusammengekegelt, 20—25köpfig, die Köpfchen sind kurzgefielt, halbkugelig, 40—50blüthig, die äußeren, einreihigen Blüthen sind weiblich; die Schuppen des dachziegeligen Hauptfelds sind eiförmig, gelblich-glänzend; der Blüten-

thenboden ist mit Haaren besetzt; die Fruchtknoten sind klein, kahl; die Strahlen des eichrigen, haarförmigen Federfelds sind rauh, nach Oben ein wenig verdickt, zweispaltig.

Diese Art wächst am Gap der guten Hoffnung.

Bei nachfolgenden Arten ist die Abtheilung nicht angegeben.

249) *H. ramosissimum* Hooker. Die Pflanze ist halbstrauchig, sehr ästig, spinnwebig-filzig; die Blätter sind linealisch-spaltig, etwas schief, spitz; die kleinen, kugelförmigen Köpfchen stehen in endständigen Trauben; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch-pfriemlich, wellenförmig, gewimpert.

Diese Art wächst in Australien.

250) *H. citrispinum* Delile. Der Stengel ist halbstrauchig, oberwärts gedehlpaltig, filzig; die ungestielten Blätter sind linealisch-eiförmig, am Rande umgeschlagen, unterseits in der Mitte graufilzig und umgeben einen achselständigen, citronengelben Dorn; die Köpfchen sind endständig, einzeln, am Grunde freiselförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind lanzettlich, die mittleren länger, 2—4jählig; der Blütenboden ist undeutlich zahnförmig; die Borsten des Federfelds sind stumpf, an der Spitze feulenförmig. Hierher gehört *Helichr. spinosum* C. H. Schultz.

In Gabelstulen einheimisch.

251) *H. alicaulum* Hooker (Sohn). Der Stengel ist fadenförmig, debiliert, fast aufrecht, einfach oder gespalten; die Äste sind an der Spitze eiförmig, wollig; die Blätter sind gleichgaltig, sitzend, verkehrt-eiförmig-länglich, zugespitzt oder stachelspitzig, unterseits silberweiß-wollig; die Blüthenköpfchen sind gekielt; die äußeren Schuppen des weit glockenförmigen Hauptfelds sind wollig, die inneren trockenhäutig oder durchscheinend, alle strahlenlos; die Fruchtknoten sind weichhaarig.

Diese Art kommt auf den Inseln der Südrsee vor.

252) *H. Leontopodium* Hooker (Sohn). Die Wurzel ist ausdauernd, 1—3köpfig; der Stengel ist kurz, aber dicht wollig; die grunthängigen Blätter stehen in einer Rosette und sind dicht gehäuft, linealisch-länglich, ein wenig spitz, stiellos, beiderseits seidenhaarig, die wenigen stengelständigen sind länglich; die dicht stehenden Blüthenköpfchen sind von abhebbenden, sehr dicht wolligen Deckblättern umhüllt; die Schuppen des Hauptfelds stehen sämmtlich aufrecht.

Auf den Inseln der Südrsee einheimisch.

253) *H. lacteum* Cosson. Die Pflanze ist ausdauernd, der Stamm ist ästig, krautig, vielköpfig, auf demselben entspringen mehrere blühende Stengel und einige niederliegende, unfruchtbare Stämmchen; die Stengel sind dünn, aufrecht, einfach, spinnwebig-filzig oder zuletzt ziemlich kahl, dicht debiliert; die Blätter der blüthenlosen Stämmchen sind dicht spinnwebig-filzig, länglich oder linealisch-spaltig, stumpf oder spitz, die oberen stehen rosettenartig, die stengelständigen sind weniger spinnwebig-filzig, linealisch, die oberen spitz,

zuletzt gekielt und gewunden; der Stengel ist endständig, vielköpfig, zusammengefaßt, ziemlich dicht; die Köpfchen sind ziemlich groß, fast eiförmig-kugelig, oft länger als das Stielchen; die Schuppen des glänzenden Hauptfelds sind ziemlich gleich groß, länglich, stumpf, an der Spitze oft ein wenig verschliffen, angebrückt, nicht strahlend, mit Ausnahme des Grundes ganz kahl, fast so lang als die Blüthen; der Blütenboden ist nackt; die Schuppen des Federfelds sind rauh, so lang als die Blüthen.

Diese Art wächst in Rußland.

Als eine besondere (sechste) Section unter dem Namen *Conodiscus* führt der jüngere Hooker folgende Pflanze mit nachstehender Charakteristik ein:

Conodiscus Hooker (Sohn).

Das Köpfchen ist gleichbig, die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtlich, an der Spitze fünfjählig; die inneren Schuppen des Hauptfelds stehen in 2—3 Reihen und sind strahlend. Der Blütenboden ist spitzkegelförmig, lang, nackt, mit Wärgen besetzt; die Borsten des eichrigen Federfelds sind rauh, am Grunde ein wenig verwachsen.

254) *H. prostratum* Hooker (Sohn). Der Stengel ist niederliegend, ästig; die Blätter (sämmtlich stengelständig) sind verkehrt-eiförmig oder verkehrt-eiförmig-spaltig, stumpf, mit aufgerichteter Stachelspitze, oberseits spinnwebig, unterseits nebst den Ästen dicht und angebrückt silberhaarig-wollig; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind strahlend, weißlich, trockenhäutig, linealisch-bandförmig, an der Spitze 2—4jählig.

Diese Art wächst in Neu-Seeland und auf den Auslands-Inseln. Ihre Köpfchen sind weißlich oder röthlich. Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind länger, pfriemlich oder lanzettlich, leder wollig.

XI. *Ilioga* Cassini.

(Cfr. *Gnaphaleum* no. 65.)

1) *I. verticillata* Fenzl. Die Blätter und Deckblätter sind unterseits spinnwebig-wollig und überragen die cylindrisch-streifelförmigen, strohgelben Köpfchen; die Spreublätter sind sämmtlich ganz kahl, elliptisch, zugespitzt, an der Spitze dachziegelförmig angebrückt; die 3—10 Blüthen sind zweigeschlechtlich-männlich; die Borsten des Federfelds sind am Grunde bärtig; die Adhärenzen sind ziemlich glatt. Hierher gehören *Trichogyne verticillata* Lessing, *Gnaphalium verticillatum* Linné (Sohn) und *Stoebe cinerea* Zeyher.

Am Gap der guten Hoffnung einheimisch.

2) *I. Fontanesii* Cassini. Die Blätter und Deckblätter sind beiderseits kraufilzig und überragen die freiselförmigen, strohgelb-röthlichen oder safranfarbigen Köpfchen; die Spreublätter sind ganz kahl, länglich-elliptisch und in eine gerade, leder angebrückte Spitze verschmälert, welche um die Hälfte kürzer ist als die Blatte; die 6—16 Blüthen sind zweigeschlechtlich-männ-

lich; die zahlreichen Borsten des Hederfelds sind fein gerimpelt, an der Spitze fiederig; die Achänen sind ziemlich glatt. Hierher gehören nach Jenzl die zahlreichen Synonyme *Trichogyne cauliflora* De Candolle, *Gnaphalium cauliflorum Desfontaines*, *Gnaph. spicatum Vahl*, *Gnaph. Chrysocoma Poirae*, *Gnaph. aegyptiacum Persoon*, *Gnaph. Rüppellii Presenius*, *Gnaph. Amophila Wallich* und *Chrysocoma epicata Forsk.*

Diese Art kommt in den um das Mittelmeer gelegenen Ländern vor, sowie in Arabien und Hindien.

3) *L. paronychioides Fenzl*. Diese kleine Pflanze ist krautartig, vielstengelig, rasenförmig; die linealischen Blätter sind zusammengedrückt, außenseits ziemlich fahl; die stiellosen Köpfechen stehen an der Spitze der Stengel zwischen den Blättern gedrängt; die Spreublättchen sind sämtlich trockenbütig-silberweiß, zugespitzt; die Fräuchchen sind länglich, zusammengedrückt, sammethaarig. Hierher gehört *Trichogyne paronychioides De Candolle*.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung.

4) *L. polycnemoides Fenzl*. Die Blätter sind unterseits spinnwebig-grau, 2—5 mal länger als die oberseits, an den Aesten abwärts stehenden Köpfechen; die Spreublätter sind silberweiß, braun gefleht, breit elliptisch, ganz fahl, in eine sparrig-abstehende Spitze verschmälert, weiche um die Hälfte kürzer als die Blatte ist, die inneren sind nur am Grunde der Spitze wellig; die Blüthen (1—4) sind zweigeschlechtlich-männlich; die 3—4 Borsten des Hederfelds sind am Grunde ganz glatt; die Fräuchchen sind dicht mit Wärgchen besetzt.

Diese Pflanze wächst am Cap der guten Hoffnung.

XII. *Lasiopogon Cassini*.

(Cfr. Gnaphalium no. 50.)

1) *L. muscoides De Candolle*. Die ganze Pflanze ist spinnwebig-mollig; die Blätter stehen gedrängt und sind linealisch, stumpf; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf; die weiblichen Blüthen stehen in 2—3 Reihen. Hierher gehören *Gnaphalium muscoides Desfontaines* und *Lasiopogon lanatum Cassini*.

Diese Pflanze ist in Nordafrika einheimisch.

2) *L. micropoides De Candolle*. Die ganze Pflanze ist spinnwebig-mollig; die Blätter sind länglich, die oberen verkehrt-eiförmig, stumpf; die Köpfechen sind in Wolle eingeschüllt; die Schuppen des Hauptfelds sind ziemlich spitz; die weiblichen Blüthen stehen in einer Reihe.

Diese Pflanze wächst in Südafrika. Die Borsten des Hederfelds sind fast vom Grunde an fiederig.

3) *L. molluginoides De Candolle*. Die Stengel sind fahl; die Blätter stehen euerst von einander und sind linealisch, etwas spitz, die obersten spinnwebig; die Köpfechen sind dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind spitz; die wenigen weiblichen Blüthen stehen in einer Reihe.

Diese Art kommt gleichfalls im südlichen Afrika vor. Die Borsten des Hederfelds sind am Grunde nackt, etwa von der Mitte an lang fiederig.

XIII. *Leontonyx Cassini*.

(Cfr. Gnaphalium no. 41.)

* Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt; die Fräuchchen sind rauh.

1) *L. squarrosus De Candolle*. Die Pflanze ist wollig-silbig; der Stengel ist krautartig, aufsteigend, am Grunde beblätterter, an der Spitze nebst den Aesten fast blattlos; die Blätter sind verkehrt-eiförmig; die verdecktenhengen, bisweilen deutlich geflügelten Köpfechen stehen in Änuelchen; die Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, zurückgekrümmt oder spiralig gebreht. Hierher gehören *Gnaphalium squarrosus Linné*, *Gnaph. conatum Sprengel*, *Spiralepis squarrosa Don* und *Leontonyx tomentosus Lessing*.

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung vor. Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind an der Spitze purpurroth. Die Pflanze ändert aber ab:

b) *pallidus De Candolle* mit längeren, an der Spitze zurückgekrümmten, weißlichen inneren Schuppen des Hauptfelds. Hierher gehört *Leontonyx tomentosus Cassini*.

c) *longifolius De Candolle* mit länglichen, weniger stumpfen, fast anderthalb Zoll langen Blättern, dichteren Änuelchen, sitzenden Köpfechen und an der Spitze purpurrothen, zurückgekrümmten Schuppen des Hauptfelds.

2) *L. tinctus De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, niedergerichtet, gleichmäßig-beblättert; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, stumpf; die Köpfechen sind gleichbig, dicht gedrängt, sämtlich ungefleht; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, purpurroth. Hierher gehören *Gnaphalium tinctum Thunberg*, *Leontonyx coloratus var. contractus Lessing* und *Spiralepis tincta Don*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

3) *L. glomeratus De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend oder ausgebreitet, gleichmäßig beblättert; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, stumpf; die Köpfechen sind gleichbig und stehen theils einzeln, theils in 2—4 gedrängt; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, fast purpurroth. Hierher gehören *Leont. coloratus gracilis Lessing*, *Leont. colorata Cassini*, *Gnaphalium glomeratum Linné* und *Spiralepis glomerata Don*.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Ihre obersten Blätter sind länglich, stumpf, sehr wollig und fast so lang als die Köpfechen. Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind dunkelpurpurroth, an wenig breiter als an den vorigen und weniger zurückgekrümmt als bei diesen.

4) *L. angustifolius De Candolle*. Die ganze Pflanze ist mit einem angedrückt, schneerassen Filz bedeckt; die Stengel sind am Grunde halbkrautig, sehr ästig, ziemlich aufrecht, gleichmäßig beblättert; die Blätter sind linealisch-länglich, stumpf, zusammengefalzt, aufrecht oder an der Spitze zurückgekrümmt; die Köpfechen

stehen einzeln oder doch nur wenige beisammen; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, aufrecht, spitz, gefärbt.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

5) *L. bicolor De Candolle*. Die ganze Pflanze ist rauhaarig; wellig; der Stengel ist krautartig, sehr ästig, niederlegend, rufenförmig, gleichmäßig bedärrt; die kleinen Blätter sind verkehrt-eiförmig, stumpf, schwach zugespitzt; die Köpfchen stehen einzeln; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind sehr lang, zugespitzt, an der Spitze zurückgekrümmt, schwarzroth und gelb gefärbt.

In Südafrika einheimisch.

6) *L. stramineus De Candolle*. Die ganze Pflanze ist rauhaarig; wellig; der Stengel ist krautartig, sehr ästig, ziemlich aufrecht, fast rufenförmig, gleichmäßig bedärrt; die Blätter sind verkehrt-eiförmig, länglich, flach; die Köpfchen sind fast gekürzt; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind strohgelb, zugespitzt, zurückgekrümmt.

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung vor. In Form und Farbe der Hauptfelds stimmt sie mit *Leont. ambigua* überein, durch den ästigen, holzigen, gleichmäßig bedärrten Stengel ist sie mit *Leont. angustifolius* verwandt und wegen der welligen, nicht angedrückt-sitzigen Behaarung nähert sie sich *Leont. glomeratus*.

7) *L. pusillus Lessing*. Der Stengel ist halbkrautig, niedergehreckt, kurz ästig; die Äste sind bandförmig, zugespitzt; die verschiedenen Köpfchen stehen einzeln; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt. Hierher gehören *Gnaph. rarum Willdenow* (nicht Kunth) und *Gnaph. pusillum Thunberg*.

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Schuppen des Hauptfelds sind unter der Spitze farnförmig gefaltet.

** Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind abgestutzt.

8) *L. spatulatus Lessing*. Die Pflanze ist rauhaarig; ästig; der Stengel ist krautartig, sehr ästig, gleichmäßig bedärrt; die Blätter sind länglich-verkehrt-eiförmig; die gleichartigen Köpfchen stehen gekürzt; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind abgestutzt, stumpf, kaum länger als die Schreidenblüthen. Hierher gehören *Gnaph. spatulatum Thunberg* und *Gnaph. spadiaceum Lamarck*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind braunroth.

9) *L. candidissimus De Candolle*. Die ganze Pflanze ist filzig; der Stengel ist krautartig, schneeweiß, dicht und angedrückt-sitzig; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-spatelig, ganz kumpf, fast rundlich; die 10-blüthigen Köpfchen stehen gekürzt; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind kumpf, so lang als die Schreidenblüthen.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung.

XIV. *Leontopodium R. Brown.*

(Cfr. Gnaphalien no. 71.)

1) *L. alpinum Cassini*. Das Blütenknäuelchen ist einfach, doldig, 7—9 löpfig; die langen, länglichen, sehr welligen blüthenständigen Blätter stehen um das Köpfchen strahlenförmig; die Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde wellig, an der Spitze schwärzlich, ausgefrissen, kaum spitz und länger als die Schreidenblüthen. Hierher gehören *Gnaphalium Leontopodium Jacquin*, *Filago Leontopodium Linné*, *Antennaria Leontopodium Gärtner* und *Leontopodium umbellatum Bluff und Fingerhuth*.

Diese Art wächst auf den höchsten Bergen Europa's und in Sibirien und Daurien und ändert ab:

b) *nivale Tenore*. Sehr klein und wellig; die blüthenständigen Blätter sind kaum länger als die Köpfchen. Es auf den höchsten Bergen der Aburgen, aber auch an sonnigen Stellen der Alpen.

2) *L. sibiricum Cassini*. Die Blütenknäuelchen sind dreilöpfig; die länglichen blüthenständigen Blätter überragen die Köpfchen nicht, der Stengel ist ganz einfach. Hierher gehören *Gnaph. leontopodioides* und *Filago leontopodioides Willdenow*.

Diese von der vorigen vieldeutlich nicht spezifisch verschiedene Art wächst auf Bergen in Daurien und in der Mongolei.

3) *L. himalayanicum De Candolle*. Das Blütenknäuelchen ist doldig, fast einfach, 7—9 löpfig; die lanzettlich-linealischen, strahlenförmigen, gelblich-welligen blüthenständigen Blätter sind weit länger als das Knäuelchen; die Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde ein wenig wellig, an der Spitze schwärzlich, ausgefrissen, gekürzt, so lang als die Schreidenblüthen. Hierher gehört *Gnaph. pulchellum Wallich*.

Diese Art wächst auf dem Himalaya. Der Stengel ist weißwellig. Die Blätter sind schmaler und weniger wellig als an den vorigen Arten.

4) *L. javanicum Zollinger*. Das Blütenknäuelchen ist einfach, doldig, dreilöpfig; die blüthenständigen Blätter sind lanzettlich-linealisch, oberseits ganz kahl, glänzend, unterseits dicht schneeweiß-spinnwebig und weit länger als die Knäuelchen; die Schuppen des Hauptfelds sind wellig, an der Spitze kahl, gleichfarbig. Diese Art wächst auf Bergen in Java in einer Höhe von 5000—8000 Fuß.

5) *L. monocephalum Edgeworth*. Diese grauwellige Pflanze kriecht; die Blätter sind eiförmig, reitartig; das Köpfchen ist endständig, einzeln, von den ziemlich großen, dicht welligen, blüthenständigen Blättern umgeben; die Schuppen des Hauptfelds sind brandig, spitz und fuchselöspig.

Diese Art wächst auch auf dem Himalaya in einer Höhe von 12—15,000 Fuß.

XV. *Metalasia R. Brown.*

(Cfr. Gnaphalien no. 63.)

* *Sertulata*. Die eiförmigen, achselblüthigen Köpfchen stehen in einem einfachen Ehrenstraube.

1) *M. octostora* De Candolle. Die Aeste sind angedrückt, weichhaarig; die Blätter sind linealisch, fachelspitzig, auf dem Rücken kahl; in den Blattwinkeln stehen oft Knospen; die eiförmig-cylindrischen, geflügelten, achtblättrigen Köpfchen stehen in einem einfaßen Ueberstraufe; die äußeren Schuppen sind angedrückt, spitz, röthlich, die wenigen stumpfen inneren ragen kaum hervor. Hierher gehört *Gnaphalium polyanthos Thunberg* nach *Drege*, während *Lessing* die *Thunberg'sche* Pflanze zu *Met. muricata* stellt, welche jedoch nur 3—4 blättrige Köpfchen hat.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung.

** *Fastigiatae*. Die cylindrischen, 3—5 blättrigen, mehr oder weniger gestielten Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind röthlich, die inneren weiß, selten gelb.

2) *M. aurea* Don. Die Blätter sind linealisch, Starr, fachelspitzig-stehend, spiralig gewunden, knospentragend; die cylindrischen, 4—5 blättrigen Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe dicht gedrängt; die Schuppen des fahlen Hauptfelds sind angedrückt, die äußeren spitz, die inneren keilförmig, stumpf; die Borsten des Heterfelds sind spitz.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blätter sind 5 Linien lang. Die 3 Linien langen, gelben, stachellosen Köpfchen stehen zu 50—60 in einem Ueberstraufe unregelmäßig geordnet.

3) *M. phylloides* Don. Die Blätter sind elliptisch, fachelspitzig, am Grunde gedreht-umgewendet, am Rande kaum umgerollt, übrigens flach, nervenlos, verschiedenfarbig; die cylindrischen, dreiblättrigen Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe; die Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, die äußeren sind eiförmig, ziemlich spitz, die inneren ziemlich stumpf, aufrecht; die Borsten des Heterfelds sind spitz.

Diese Pflanze findet sich am Cap der guten Hoffnung.

4) *M. muricata* Lessing. Die Blätter sind linealisch, fachelspitzig, spiralig-gedreht, meist knospentragend; die cylindrischen, 3—5 selten 4 blättrigen Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, spitz, wolperig-filzig, röthlich, trockenhäutig, die inneren sind länger, aufrecht, stumpf. Hierher gehören *Gnaph. muricatum Linné*, *Gnaph. polyanthos* und *fastigiatum Thunberg*, *Gnaph. umbellatum Schrank*, *Metalsia cymosa Cassini* und *Metalsia muricata, fastigiata* und *polyanthos* Don.

Diese Pflanze wächst am Cap der guten Hoffnung und ändert vielfach ab.

5) *M. aristata* De Candolle. Die Blätter sind linealisch, fachelspitzig, mehr oder weniger spiralig gedreht, oft knospentragend; die cylindrischen, 3—4 blättrigen Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe dicht gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind angedrückt, die äußeren röthlich, grannenartig-zugefpitzt, die inneren weiß, stumpflich.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung und ändert ebenfalls sehr ab.

6) *M. lancoolata* De Candolle. Die Aeste sind weichhaarig oder kahl; die Blätter sind lanzettlich, fachelspitzig, aufrecht, auf dem Rücken kahl, gewölbt, einnervig, oberseits concav, filzig; in den Blattwinkeln finden sich kleine Knospen; die cylindrischen, dreiblättrigen, büscheligen Köpfchen stehen in einem zusammengefügten Ueberstraufe; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind spinnwebig, röthlich, angedrückt, begrannt-zugefpitzt, die inneren weiß, zugespitzt.

Diese Art kommt wie die vorigen und die folgenden am Cap der guten Hoffnung vor, weshalb es nicht nöthig ist, das Vaterland bei den einzelnen Arten nochmals besonders anzugeben.

7) *M. pungens* Don. Die Pflanze ist ästig, Starr, die Anfangs filzigen Aeste werden bald kahl; die Blätter sind linealisch, Starr fachelspitzig, am Rande einwärts gerollt, kaum spiralig gedreht, außenwärts ganz kahl; in den Blattwinkeln befinden sich kleine Knospen; die cylindrischen, 3—4 blättrigen, büscheligen, am Grunde nebst den Stielen filzigen, von kleinen Deckblättern umgebenen Köpfchen stehen eckenständig-dicht; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind in eine starre, gerade, gelbliche Spitze vorgezogen, die inneren sind länglich, spitz, weißlich-gelb.

8) *M. stricta* Lessing. Die wenigen Aeste sind ruthenförmig, filzig; die Blätter sind linealisch, fachelspitzig, am Rande einwärts gerollt, kaum spiralig gedreht, unterseits kahl, oberseits und am Grunde filzig; der Ueberstrauf ist zusammengefügt, geflügelt; die Köpfchen sind cylindrisch, 4—5 blättrig; die Schuppen des Hauptfelds sind auf der Außenseite wollig, an der Spitze röthlich und in eine fast grannenartige, sparrig-zurückgekrümmte Spitze vorgezogen. — Von *Met. muricata* unterscheidet sich diese Art durch die an der Spitze sparrigen, nicht steif angedrückten Schuppen des Hauptfelds. Die Blätter sind 5 Linien lang. Die stiellosen Köpfchen stehen an der Spitze der Aeste büschelig.

9) *M. Dregeana* De Candolle. Der Stengel ist ästig, die Aeste sind ziemlich kahl; die Blätter sind linealisch, fachelspitzig, am Rande einwärts gerollt, schwach spiralig-gedreht, außenwärts kahl; in den Achseln der Blattwinkel stehen Knospen; die cylindrischen, dreiblättrigen, büscheligen, fast deckblattlosen Köpfchen stehen in einem dichten Ueberstraufe gedrängt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind ziemlich kahl, röthlich, in eine absteigend-zurückgekrümmte Granne verlängert, die inneren weißlich, spitz. — Von *M. stricta* ist diese Art durch den sehr ästigen Stengel, die Knospen in den Blattwinkeln, die ziemlich fahlen Aeste und Hauptfelds und die dreiblättrigen Köpfchen verschieden.

*** *Capitatae*. Die Köpfchen sind länglich, 3—10 blättrig, gebüschelt, die Büschel sind gestielt oder schein, mit Deckblättern versehen und stehen in einem Knäuelchen dicht gedrängt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind weiß, selten blaß-gelb oder purpurroth.

10) *M. divergens* Don. Die Blätter sind linealisch oder lanzettlich, flachelspitzig, spiralig-gebogen; in den Achseln stehen theils Knospen, theils fehlen sie; die fünfblättrigen, cylindrischen, sitzenden Köpfchen stehen in einem dicht gedrängten Aushülsen; die äußeren Schuppen des am Grunde welligen Hauptfelds sind zugespitzt, sparrig, die inneren ziemlich spitz; die Spreublätter des Hederfelds sind stumpf. Hierher gehören *Gnaph. divergens* Thunberg und *Gnaph. muricatum* Burmann. — Die Pflanze ändert ab mit raubhaarigen oder kahlen, lanzettlichen oder linealischen Blättern, nackten oder knospentragenden Blattwinkeln und 5—8blättrigen Köpfchen.

11) *M. glomerata* De Candolle. Die Aeste sind raubhaarig, filzig; die Blätter sind linealisch, flachelspitzig, einwärts gerollt, schwach spiralig-gebogen, außen raubhaarig, aber bald kahl, innen filzig; in den Achseln stehen Knospen; der Ebenfraus ist zusammengeheftet, gedrängt; die cylindrischen, fünfblättrigen Köpfchen stehen in kaum gestielten, am Grunde sehr raubhaarigen Büscheln; die inneren Schuppen des Hauptfelds sind weiß, zugespitzt. Hierher gehören *Gnaphalium capitatum* Thunberg, *Metalsia cephalotes* var. b. *glomerata* Lessing, *Endoleuca sphaerocephala* Cassini und *Gnaphalium densum* Lamarck.

12) *M. rosca* De Candolle. Die Aeste sind filzig; die Blätter sind linealisch, flachelspitzig, zusammengerollt, schwach spiralig-gebogen, außen kahl, innen filzig; in den Achseln stehen Knospen; die länglichen, fünfblättrigen Köpfchen stehen in einem ungeheften, zusammengeheften Ebenfraus dicht gedrängt; die Büschel sind fast ganz stiellos; die Deckblätter und Hauptfelder sind am Grunde wellig; die Schuppen sind linealisch, ziemlich spitz, die inneren weißroth.

13) *M. cephalotes* Lessing. Die Aeste sind angedrückt-filzig; die Blätter sind linealisch, starr flachelspitzig, einwärts gerollt, spiralig-gebogen, außen kahl, im jungen Zustande angedrückt-wellig, zuletzt kahl, innen filzig; in den Blattachsen stehen Knospen; der Ebenfraus ist zusammengeheftet, dachig; an der Spitze der Aestchen stehen 7—8 ungehefte, cylindrische, fast deckblattlose Köpfchen in Dolben dicht gedrängt; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind dicht filzig, die mittleren kumpflich, röthlich, die inneren länger, weiß, stumpf. Hierher gehören *Gnaph. cephalotes* Thunberg und *Endoleuca pulchella* Cassini. — Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind schwermig oder selten außen röthlich. Die Blätter sind 4—6 Linien lang.

14) *M. Eckloniana* De Candolle. Die Aeste sind kaum ein wenig grau; die Blätter sind linealisch, flachelspitzig, kurz, spiralig-gebogen, außen kahl; in den Blattwinkeln befinden sich Knospen; der kopfförmige Ebenfraus ist in 10—12 kurze, schwermige Aeste getheilt; die 5—6 zweif. oder dreiblättrigen, ungeheften Köpfchen stehen an der Spitze eines jeden Aests büschelförmig; die lanzettlichen, spizen, kahlen Deckblätter bilden eine äußere Hülle um jeden Büschel; die Schuppen

des Hauptfelds sind weiß, kumpflich. — Die sehr gedrängt stehenden Blätter sind kaum 2 Linien lang.

15) *M. fasciculata* Don. Die Blätter sind linealisch, flachelspitzig, spiralig-gebogen; in den Blattwinkeln finden sich oft Knospen; die cylindrischen, dreiblättrigen, fast ungeheften Köpfchen stehen büschelförmig, die gestielten Büschel bilden einen kopfförmigen, zusammengeheften Ebenfraus; die Schuppen des Hauptfelds sind sämtlich sparrig, stumpf, die äußeren am Nagel gewimmert-wellig. Hierher gehören *Gnaphalium fasciculatum* Thunberg und *Gnaph. brevifolium* Lamarck. — Die Hauptfelder sind weiß. Die Blätter sind 2 Linien lang; die Spreublätter des Hederfelds sind kumpf. Die Pflanze ändert übrigens mit wenig, oder vielköpfigen Ebensträuben ab.

16) *M. muralinaefolia* De Candolle. Die Aeste sind dick, filzig; die Blätter sind linealisch, flachelspitzig, spiralig-gebogen, einwärts gerollt, aus dem Rücken kahl, einnervig, innen filzig; in den Blattwinkeln sind entweder Knospen oder sie fehlen; die länglichen, fünfblättrigen Köpfchen stehen in einem kopfförmigen, zusammengeheften Ebenfraus sehr dicht gedrängt; die kaum gestielten Büschel sind am Grunde durch eine Welle verbunden; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind wellig, an der Spitze röthlich, spitz, die inneren weißlich-röthlich, sehr kumpf, gleichsam abgeflagt.

17) *M. Lichtensteinii* Lessing. Die Blätter sind linealisch, starr, flachelspitzig-stehend, spiralig-gebogen, knospentragend, gekantet; die cylindrischen, 8—10blättrigen Köpfchen, ungefähr 15 an Zahl, sind doppelt länger als ihre Stiele und stehen in einfachen Ebensträuben; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind zugespitzt, fast blattartig, die inneren an der Spitze kumpflich, fast flachelspitzig. Hierher gehört vielleicht *Metalsia umbellata* Cassini. Die Aeste sind kaum filzig. Die Köpfchen sind 4 Linien lang. Die Hauptfelder sind weiß. Der Hederfeld ist schwermig, sehr schnell abblättrig.

18) *M. pulcherrima* Lessing. Die Blätter sind halbkugelförmig, lang flachelspitzig, concav, fleis und decken sich fast dachziegelig; die cylindrischen, fünfblättrigen Köpfchen stehen büschelig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind lang zugespitzt, sparrig-abstehend, filzig, die inneren an der Spitze concav, spiz. Hierher gehört *Stoebe gnaphaloides* Thunberg mit Ausschluss der Synonyme. — Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind gelb. Die Spreublätter des Hederfelds sind spiz. Die Blätter haben eine Länge von 4 Linien.

19) *M. aduncum* Lessing. Die Blätter sind linealisch, von einer umgebogenen Stachelspitze begrenzt, starr einwärts gerollt, nicht spiralig-gebogen; in den Blattwinkeln stehen keine Knospen; die cylindrischen, fünfblättrigen, von dachziegelstehenden Blättern begleiteten Köpfchen stehen in einem ungeheften, von blattartigen Deckblättern umgebenen Ebenfraus farnartig; die Schuppen des locker dachziegeligen Hauptfelds sind concav, die äußeren angedrückt, länglich, flachelspitzig, fast filzig,

die inneren linealisch, stumpf. Hierher gehören *Gnaphalium muricatum Thunberg* (nicht *Linne*) und *Scriphium gomphrenoides Lamarek*. Die Schuppen des Hauptfelds sind weiß oder gelblich.

20) *M. capitata Lessing*. Die Blätter sind linealisch, flachspitzig, spiralig-gedreht, außenwärts fahl, innen filzig; in den Blattachseln stehen Knospen; die 15—20 cylindrischen, dreiblättrigen, sitzenden Köpfschen stehen in einem doldig-köpfartigen, deckblattlosen Ährchen gedrängt; die äußeren Schuppen des ziemlich fahlen Hauptfelds sind angedrückt, eiförmig, spitz, die inneren linealisch-länglich, fast stumpf. Hierher gehören *Gnaphalium capitatum Lamarek* (nicht *Thunberg*) und *Metastasia ericoides Sieber*. Die Köpfschen sind kaum 2 Linien lang. Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind weiß.

21) *M. intermedia De Candolle*. Die jungen Äste sind graubehaart, werden aber bald kahl; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, kaum spiralig-gedreht, außenwärts fahl, innen filzig; in den Achseln stehen Knospen; die 7—8 fast ungetheilten, cylindrischen, dreiblättrigen Köpfschen stehen doldig-büschelig, die wenigen Deckblätter sind pfriemlich; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, die äußeren rötlich, die inneren weiß. — Die Blätter sind 2 Linien lang. Die Schuppen des Hauptfelds sind weiß, zahlreicher und ragen mehr hervor als an *M. tenuifolia*.

22) *M. tenuifolia De Candolle*. Die Äste sind ziemlich fahl; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, fast kaum mengelroth, kaum spiralig-gedreht, außenwärts ganz fahl, innen spärlich filzig, nervenlos; in den Blattachseln sind keine Knospen; die 10—12 fast sitzenden, cylindrischen, dreiblättrigen Köpfschen stehen in Dolden; die wenigsten Deckblätter sind pfriemlich; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, spitz, die äußeren fast grau, die inneren weißlich. — Der dünne Stengel ist sehr ästig. Die Blätter sind 6 Linien lang.

23) *M. quinqueflora De Candolle*. Die Äste sind Anfangs filzig, werden aber bald fahl; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, stark zusammengerollt, kaum spiralig-gedreht, außenwärts fahl, innen spärlich filzig, nervenlos; in den Blattachseln sind keine Knospen; die 10—12 fast sitzenden, cylindrischen, fänblättrigen Köpfschen stehen in Dolden; die wenigen Deckblätter sind pfriemlich; die Schuppen des Hauptfelds sind linealisch, spitz, die äußeren graumollig, die inneren länger, weiß. — Von der sehr ähnlichen *M. tenuifolia* unterscheidet sich diese Art durch die 5-, nicht 3blättrigen, breiteren Köpfschen, die schneeweißen, nicht weißlichen, doppelt längeren inneren Schuppen.

24) *M. scripsiifolia De Candolle*. Die Äste sind weichhaarig; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, einwärts gerollt, spiralig-gedreht, nervenlos, auf dem Rücken ziemlich fahl, innen filzig; in den Blattachseln stehen Knospen; die länglichen, dreiblättrigen Köpfschen stehen in einem zusammengehängten, köpfartigen Ührtraube dicht gedrängt; die Büschel sind fast stiellos; die Ährchen sind schwach filzig; die Schuppen des am Grunde filzigen Hauptfelds sind linealisch, spitz, die inneren

rosen-purpurroth. — Die sehr dünnen Blätter sind 3—4 Linien lang.

25) *M. erubescens De Candolle*. Die Ährchen sind an der Spitze schwach filzig, aber bald kahl; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, zusammengerollt, spiralig-gedreht, außenwärts fahl, innen filzig, nervenlos; in den Blattachseln stehen Knospen oder sie fehlen; die länglichen, dreiblättrigen Köpfschen stehen in einem zusammengehängten Ührtraube gedrängt; die Büschel sind kaum gestielt; die Deckblätter sind pfriemlich; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind spitz, grünlich-weichhaarig, die inneren purpurroth, ziemlich spitz. — Die Äste sind dünn, die Blätter sind 2—4 Linien lang, die Köpfschen 2 Linien lang. Die Pflanze ändert übrigens ab:

b) *rigidula De Candolle* mit ziemlich fahlen, starren, aufrechten Ästen, breiteren, 4—5 Linien langen Blättern und längeren, zahlreicheren Hauptfeldchen in jedem Ührtraube.

Eine unvollständig bekannte Art ist:

26) *M. ? distans De Candolle*. Die Blätter sind linealisch, spitz, gedreht, außenwärts fahl, entferntstehend; in den Achseln stehen keine Knospen; die wenigen Köpfschen stehen an der Spitze der Äste fast in Dolden; die Hauptfeldchen sind stielrund, ihre Schuppen decken sich hochziegelig, die äußeren sind fast filzig, flachspitzig, die inneren weiß, zugespitzt. Hierher gehört *Gnaph. distans Schrank*. — Die Äste sind gabelspitzig, schlank, zuletzt fahl. Die Blätter sind 5 Linien lang, kaum länger als die Internodien. Die schlanken Köpfschen sind 3 Linien lang. Vielleicht gehört diese Art zur Gattung *Disparago*.

Nach dem Erscheinen von *De Candolle's Prodrromus* ist folgende Art dieser Gattung bekannt gemacht.

27) *M. compacta Zeyher*. Die länglichen, fast sitzenden, 5—6 blättrigen, büscheligen Köpfschen stehen in gedrängten 40—50 köpfigen Ährchen; die äußeren Schuppen des filzigen, weißen Hauptfelds sind schmal linealisch, dicht verflochten, flachspitzig, die mittleren linealisch, mit einem eiförmigen, spizen, weißlichen Anhängel versehen, die inneren linealisch-länglich, gleichfalls mit einem länglichen, weißen Anhängel besetzt, an der Spitze abgeflacht und 3—4 zählig; die Frischchen sind fahl; die Vorhen des Fiederfelds sind feulenförmig, an der Spitze gezähnt, abfällig; der Stengel ist nach Oben sehr ästig und nebst den vielen Ästen dicht rauchhaarig-filzig; die Blätter sind linealisch, stielrund, ziemlich stumpf, stark spiralig-gedreht, weichhaarig, die am Grunde des Blüthenstandes stehenden spinnwebig.

Diese Art wächst gleich den vorübergehenden am Cap der guten Hoffnung.

XVI. *Ozothamnus R. Brown.*

(Cfr. *Gnaphalium* no. 39.)

* *Fanastula Cassini*.

Das Köpfschen ist vielblättrig; der Blütenboden ist preublatlos, aber mit Haaren besetzt; die Schuppen des

mit den Blüten gleich langen Hauptfiedeln decken sich dachziegelig, sind angedrückt, wollig und mit einem trockenbäutigen, fahlen Anhängel versehen. Das verkehrt-eiförmige Fruchtkorn ist mit langen, glänzenden, an der Spitze zweispaltigen Haaren besetzt.

1) *O. reticulatus De Candolle*. Die Pflanze ist krauchartig; die Blätter sind breit-linealisch, ungefiedelt, kumpf, lederartig, oberseits kahl, glänzend, negabergigeneret, unterseits nebst den Adern graulich und stehen ab; der dicke Stengel ist riefenartig. Hierher gehören *Chrysocoma reticulata Labillardiere*, *Faustula reticulata Cassini* und *Melichrysma reticulatum Sprengel*. Diese Art wächst im südlichen Theile Neu-Hollands und auf Van Diemens-Land.

•• Petalolepis Cassini

Das Köpfchen ist wenigblütig; der Blütenboden ist schmal, nackt, der trockenbäutige Hauptfiedel ist ein wenig länger als die Blüten, seine Schuppen decken sich dachziegelig, die innersten sind an der Spitze gefärbt, kumpf, strahlend.

2) *O. turbatus De Candolle*. Diese Art ist krauchartig, die Äste sind filzig-wollig, die Blätter sind linealisch, kumpf, am Rande umgerollt, oberseits ziemlich kahl, in Folge des eingerundeten Nerven gefurcht, unterseits angedrückt-filzig; der Stengel ist gedrängt; die Schuppen des köpfchenförmigen Hauptfiedels sind außen seideförmig, die inneren sind an der Spitze weiß, kumpf, kaum strahlenförmig.

In Neu-Holland einheimisch.

3) *O. rosmarinifolius De Candolle*. Die Pflanze ist krauchartig; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, am Rande umgerollt, oberseits weisslich und spinnwebig, unterseits nebst den Adern filzig; der Stengel ist einständig, gedrängt; die Schuppen des Hauptfiedels sind am Grunde reissbarig, spinnwebig und stehen in Folge des verkehrt-eiförmigen, wellenförmigen Anhängels ab. Hierher gehören *Eupatorium rosmarinifolium Labillardiere* und *Petalolepis rosmarinifolia Cassini*.

Diese Art wächst auf Van Diemens-Land. Ihre Blätter sind einen Zoll lang, eine Linie breit. Jedes Köpfchen enthält 7—10 Blüten. Die Schuppen des Hauptfiedels sind am Grunde röthlich, an der Spitze weiß. Der Stengel ist weiß, die Borsten desselben sind an der Spitze kaum verdickt.

4) *O. ferrugineus De Candolle*. Der Stengel ist krauchartig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, ziemlich flach, spitz, oberseits fast kahl, unterseits nebst den Adern reissbarig-filzig; die Stengeläste sind einständig, gebüßt; die Schuppen des Hauptfiedels sind spinnwebig, die inneren stehen in Folge des flachen, fast fiederigen Anhängels ab. Hierher gehören *Eupatorium ferrugineum Labillardiere*, *Petalolepis ferruginea Cassini* und *Chrysocoma ferruginea Sprengel*.

Die Gränze dieser Art ist Van Diemens-Land und Neu-Holland.

5) *O. purpurascens De Candolle*. Der Stengel ist krauchartig, ästig, die Äste sind kantig, schwach wollig, im Alter ziemlich kahl und stielrund; die ungefielten Blätter sind linealisch, kumpf, gedrängt, am Rande umgerollt, oberseits kahl, unterseits angedrückt-filzig; die 8—10 fugefiedelten Köpfchen stehen in einem gedängten, fast zusammengelegten Gestirne gebüßt; die Schuppen des Hauptfiedels sind linealisch-länglich, kumpf, die äußeren auf dem Rücken weisshaarig, sämmtliche an der Spitze mit einem purpurothen Anhängel.

Auf Van Diemens-Land einheimisch. Die Blätter sind 5 Linien lang, kaum 1 Linie breit. In jedem Köpfchen sind 5—7 Blüten.

6) *O. cinereus De Candolle*. Der Stengel ist krauchartig; die Blätter sind linealisch, kumpf, am Rande umgerollt, spinnwebig-filzig, grau; die Ästchen sind weisslich; der Stengel ist niedrig; die Schuppen des köpfchenförmigen Hauptfiedels sind länglich, wollig, an der Spitze durchscheinend, kumpf, kaum strahlenförmig. Hierher gehört *Chrysocoma cinerea Labillardiere*.

Diese Art kommt gleichfalls auf Van Diemens-Land vor.

7) *O. thyrsoides De Candolle*. Der Stengel ist krauchartig, sehr ästig, kahl, die Äste sind schwach kantig, in der Jugend weisshaarig; die Blätter sind linealisch, einnervig, ziemlich flach, oberseits glatt, unterseits blosser; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste in einer vielköpfigen, krauchartigen Niere; die äußeren Schuppen des Hauptfiedels sind röthlich, die inneren in eine eiförmige, weisse Blüte verlängert.

Diese auf Van Diemens-Land einheimische Art unterscheidet sich durch ihre Kahlheit leicht von den verwandten.

••• Euozothamnus De Candolle.

Die Schuppen des fast kugelförmigen Hauptfiedels neigen zusammen und sind an der Spitze nicht strahlenförmig, im Uebrigen stimmt diese Abtheilung mit der vorigen überein.

8) *O. obcordatus De Candolle*. Der Stengel ist krauchartig, die Äste sind kaum spinnwebig; die Blätter sind verkehrt-herzförmig, am Grunde fiedelförmig, kurz gefiedelt, an der Spitze ausgerandet, oberseits kahl, unterseits weisslich; der Stengel ist zusammengelegt, gedrängt; die Schuppen des köpfchenförmigen Hauptfiedels decken sich dachziegelig und sind kumpf, die inneren länger, aufrecht.

Diese Art kommt gleichfalls auf Van Diemens-Land vor. Die Blätter sind 2 Linien lang, 1/2 Linien breit, lederartig und fallen im trockenen Zustande sehr schnell ab. Die 8—10 Schuppen des Hauptfiedels stehen in 3—4 Reihen. Der Blütenboden ist schmal, nackt. In jedem Köpfchen sind 6—8 Blüten. Das Fruchtkorn ist kahl. Die Borsten des Fruchtkorns sind an der Spitze kaum verdickt.

9) *O. rufescens De Candolle*. Der dünne Stengel ist krauchartig, die Äste sind schwach filzig; die Blätter sind länglich-linealisch, beiderseits ein wenig verschmä-

leret, spitz, oberseits fahl, unterseits filzig, abstehend, nach; die endständigen Gestränke sind ein wenig zusammengesezt; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig-durchscheinend, röthlich, eiförmig, stumpf, fast zweifelhig, so lang als die Blüten.

In Neu-Holland einheimisch. Der kleine Strauch ist sehr ästig. Die Blätter sind 3 Linien lang, kaum über eine halbe Linie breit. Der Blütenboden ist nackt. Der Fächerfeld ist rauh, weißlich.

10) *O. diosmaefolius De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, die Aeste sind weichhaarig; die Blätter sind linealisch, flachspitzig, am Rande umgerollt, oberseits weichrachelig, unterseits filzig; der Gesträuch ist zusammengesezt, endständig; die Schuppen des fast kugelig, fahlen Hauptfelds sind stumpf. Hierher gehören als Synonyme *Gnaphalium diosmaefolium Ventenat*, *Metalsia rosmarinifolia Sieber* und *Ozothamnus ericifolius A. Cunningham*.

In Neu-Holland und am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blätter sind 8–10 Linien lang, 1–2 Linien breit. Die weissen Köpfchen sind fast kugelig-pilzförmig. In jedem Köpfchen sind 12–15 Blüten.

11) *O. adnatus De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, die Aeste sind spinnwebig-rauhhaarig; die Blätter sind linealisch, am Rande umgerollt, oberseits fahl, unterseits filzig und laufen an beiden Seiten herab; der wenigspitzige Gesträuch ist zusammengesezt; die Schuppen des eiförmigen Hauptfelds sind stumpf, zusammenneigend.

Diese Art wächst in Neu-Holland. Ihre Blätter sind dem Halbesaure ähnlich, glänzend, hart, aufrecht, kaum 2 Linien lang. Die eiförmigen Köpfchen sind weiß; die Gesträuche sind gestielt, 2–3köpfig.

12) *O. pinifolius De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, die Aeste sind weichhaarig; die Blätter sind linealisch, am Rande umgerollt, ziemlich fahl; die gedrängten Gesträuche stehen fast doldig; die Blütenstiele sind einköpfig. Hierher gehört *Calix pinifolia Forster*.

Diese Art kommt in Neu-Seeland vor.

Nach dem Erscheinen von *De Candolle's Prodrum* sind folgende Arten dieser Gattung bekannt gemacht:

13) *O. (Petalolepis) Vauvilliersii Jacquinot*. Die Pflanze ist strauchartig; die Blätter sind abstehend, zurückgekrümmt, länglich-stelförmig, oberseits gestielt, fahl, unterseits nebst den jungen Aesten angebräunt-braunfilzig, am Rande umgerollt; die Gesträuche sind endständig, spöförmig, ästig, vielköpfig; die Hauptfelds sind freiselförmig, cylindrisch, die äußeren Schuppen sind spinnwebig-filzig, die inneren strahlenförmig, trockenhäutig, weißlich.

Diese Art wächst in Neu-Seeland und auf den Auslands- und Campbell's-Inseln.

14) *O. (Euozothamnus) lepidophyllus Steetz*. Der Stengel ist strauchartig nebst den Aesten fahl, die Zweige sind spinnwebig; die Blätter sind sehr klein, did, unge-

N. Gussst. b. III. n. 2. Erste Section. LXXXI.

stelt, ei-bergförmig, zurückgekrümmt, oberseits fahl, unterseits weiß-wollig und decken sich fast dachziegelig; die Gesträuche stehen an der Spitze der Aeste gebäult; die Köpfchen sind klein, verkehrt-eiförmig; die Schuppen des Hauptfelds decken sich dachziegelig und sind stumpf, gewölbt, zusammenneigend, die äußeren fänger und fast röthlich, die inneren länger, milchweiß.

Diese Art findet sich in Neu-Holland.

15) *O. glomeratus Hooker (Zohn)*. Ein Strauch mit gerundeten, oder beblätterten Aesten, graufilzigen Zweigen, zerstreuten, gestielten, eiförmig-rundlichen, bespizten, rachen, unterseits dicht schneeweiß-wolligen Blättern, gebäulten, geknäuelten, achsel- und endständigen filzigen Gesträuchen und trockenhäutigen Hülschuppen. Hierher gehört *Swammordamia glomerata Raoul*.

Diese Art ist auf den Inseln der Südsee einheimisch.

16) *O. microphyllus Hooker (Zohn)*. Ein niederliegender, ästiger, grauer, kleiner Strauch mit abstehenden, niedergerstreden Aesten und aufsteigenden Zweigen, sehr kleinen, dicht dachziegelig gestielten, den Aesten anliegenden, eiförmigen, stumpfen, diden, leberartigen, auf dem Rücken ganz fahlen, gewölbt, unter der Spitze mit Narben versehenen, oberwärts auf der Innenseite wolligen Blättern, ziemlich großen, einzelnen, endständigen, sitzenden Blütenköpfchen, leberartigen, am Rande trockenhäutigen Hülschuppen, flachem Blütenboden und behaarten Fruchtschen.

Diese Art wächst gleichfalls auf den Inseln der Südsee.

17) *O. depressus Hooker (Zohn)*. Ein niederliegender, ästiger, seidenhaariger, kleiner Strauch mit niedergerstreden Aesten und kurzen aufsteigenden, fast ruthenförmigen Zweigen, von denen die äußersten dicht beblättert sind; die Blätter stehen dicht dachziegelig am Stengel und sind linealisch-bandförmig, stumpf, did, leberartig, oberseits wollig, auf dem Rücken seidenhaarig und gewölbt; die Blütenköpfchen stehen einzeln an der Spitze kurzer Zweige; die Schuppen des schmal-länglichen Hauptfelds sind linealisch, trockenhäutig, stumpf; die Fruchtschen sind gerippt und ganz fahl.

Wie die beiden vorigen auf den Inseln der Südsee einheimisch.

XVII. Petalacte Don.

(Cfr. *Gnaphalium* no. 67.)

* Eupetalacte De Candolle.

Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde in einen Stiel verschmälert. Die Borsten des Fächerfelds sind an der Spitze schwach-fiedrig.

1) *P. coronata Don*. Die Blätter sind länglich, beiderseits weißfilzig, schwach-rachelspitzig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind sehr wollig, die inneren gleichfarbig. Hierher gehören *Gnaphalium coronatum Linné*, *Gnaph. Achilleae Sieber*, *Erax involucratum Schrank* und *Petalolepis coronata Lessing*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

2) *P. bicolor* Don. Die Blätter sind spatelig; die Schuppen des Hauptfelds sind verschiedenfarbig. Hierher gehört *Petalolepis discolor* Lessing. Gleichfalls am Cap der guten Hoffnung einheimlich.

•• *Amphilasia De Candolle.*

Die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde fast breiter. Die Vorsten des Fiedelfelds sind an der Spitze verblütsenformig.

3) *P. canescens De Candolle.* Die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, stumpf, nervenlos, beiderseits angebrüht grau-filzig; der Ebenstrauch ist einsach, gehäuft, wenigköpfig; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind am Grunde raubhaarig, die inneren fahl; braun, zugespitzt, die inneren länger, schneeweiß.

Diese Art findet sich auch am Cap der guten Hoffnung. Die Köpfe stehen fast einzeln oder zu 2—7 gehäuft. Die Köpfe sind 14—20blüthig.

XVIII. *Stenocline.*

(Cfr. Gnaphalium no. 45.)

• *Tricephalum De Candolle.*

Die drei stiellosen, eiförmigen oder verkehrt-eiförmigen, 1—3blüthigen, von Deckblättern umgebenen oder nackten Köpfen stehen an der Spitze der Äste des Ebenstrauchs. Die inneren Schuppen des Hauptfelds sind fast trockenhäutig. Die Blüten sind zweigeschlechtlich. Der Fiedelfeld ist haarförmig. — Die zu dieser Section gehörigen Arten wachsen in Madagascar.

1) *S. bracteifera De Candolle.* Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig, röthlich; die Blätter sind länglich-lanzettlich, am Grunde keilförmig-verschmälert, am Grunde ziemlich spitz, fein dreifaltig-generiert; der Ebenstrauch ist zusammengefasst, vielköpfig, die letzten Äste sind oft dreifach-gabelspaltig; die drei Köpfe sind von zwei eiförmigen, weich raubhaarigen Deckblättern umgeben; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kurz, blattartig, raubhaarig, die inneren fahl, lang, stumpflich. — Die Blätter sind fast 1 Zoll lang, 3 Linien breit. Die Köpfe sind weißlich. In jedem Hauptfelde sind 1—3 Blüten vorhanden. Der Blütenboden ist sehr schmal.

2) *S. gynocephala De Candolle.* Die Pflanze ist angebrüht und kurz sammethaarig, grau-röthlich; die Blätter sind länglich, am Grunde keilförmig, kurz gerippt, an der Spitze schwielig-stachelspitzig, oberseits kaum sammethaarig, unterseits graufilzig, fast dreifach-generiert; der Ebenstrauch ist zusammengefasst, ählig, vielköpfig; die Köpfe stehen an der Spitze der Äste zu drei deckblattlos, in der Jugend eiförmig, weichhaarig; die Schuppen des Hauptfelds sind stumpf. — Die Blätter sind 1 1/2 Zoll lang, 4 Linien breit. Die Köpfe sind klein, gelblich.

3) *S. leucooides De Candolle.* Die ganze Pflanze ist von einem dichten, kurzen Filze ganz grau-sammethaarig; die ebensträuchigen Äste sind zuletzt ziemlich fahl; die stiellosen Blätter sind eiförmig-lanzettlich, dreinerviig,

kaum spitz; der Ebenstrauch ist zusammengefasst, beblättert; die an der Spitze der Äste zu drei stiellosen Köpfen sind von fast gegenständlichen Deckblättern umgeben, die jüngeren eiförmig, sammethaarig. — Die Blätter sind 5—6 Linien lang, kaum 2 Linien breit. Die Köpfe sind gelb.

•• *Eustenocline De Candolle.*

Die Köpfe sind länglich, 3—4 blüthig, gleichbig. Die Schuppen des Hauptfelds sind länglich, aufrecht, fast gleich groß, stumpflich. Die Früchtchen sind länglich oder verkehrt-eiförmig. Der Fiedelfeld ist einreihig, die Vorsten desselben sind an der Spitze flach, fast gewimpert. — Hierher gehören aufrechte, krautartige, in Madagascar einheimische Arten.

4) *S. ericoides De Candolle.* Die Pflanze ist ganz fahl; die Äste sind ruthenformig; die Blätter sind linealisch, stachelspitzig, flach, einnerviig, lederartig; die an der Spitze ebensträuchig stehenden, beblätterten Äste tragen die büscheligen, fast stehenden, dreiblüthigen Köpfe; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind kürzer, fast blattartig, die inneren länglich-lanzettlich, am Grunde braun, an der Spitze trockenhäutig-schneeweiß, ziemlich spitz. Hierher gehört *Helichrysium ericoides* Bojer. — Die Blätter sind 3—4 Linien lang, 1/2 Linie breit. Die Blütenbüschel stehen ebensträufig. Der Blütenboden ist schmal, nackt.

5) *S. inuloides De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, drüsig-behaart; die Blätter sind stengelumfassend, ein wenig herablaufend, bergförmig-lanzettlich, zugespitzt, drüsig-weichhaarig; die achselständigen, unregelmäßig ebensträufigen Äste tragen die gehäuft-büscheligen, vierblüthigen Köpfe; die äußeren Schuppen des länglichen Hauptfelds sind kurz, raubhaarig, die übrigen länger, länglich-lanzettlich, fahl, schneeweiß. Hierher gehört *Helichrysium inuloides* Bojer. — Die Blätter sind 12—15 Linien lang, 6 Linien breit. Die Köpfe stimmen fast mit *Helichrysium elegans* überein, sind aber dichter gedrängt.

6) *S. flaginoides De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fahl, nebst den Blättern lockerspinwebig-rauhhaarig; die Blätter laufen am Stengel weit herab und sind linealisch, aufrecht, schwielig-deispitzig; die länglichen, gehäuften, zahlreichen, dreiblüthigen Köpfe stehen in einem ählichen, fast kegelförmigen Ebenstrauch; die Schuppen des Hauptfelds sind trockenhäutig-weiß, fahl, stumpf, länglich. Hierher gehört *Gnaphalium flaginoides* Bojer. — Die drei Blüten eines jeden Köpfchens sind zweigeschlechtlich; der Fiedelfeld ist milchweiß. Der Blütenboden ist schmal. Die Äste des Ebenstrauchs sind weich-rauhhaarig.

••• *Chionolepis De Candolle.*

Die Köpfe sind 4—5blüthig, gleichbig, länglich. Die Schuppen des Hauptfelds sind schneeweiß, länglich, untereinander gleich, aber nicht dachziegelig. Der Fiedelfeld ist haarförmig. — Hierher gehört eine in Brasilien einheimische Art:

7) *S. chionaea De Candolle*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, wollig; die Blätter sind ungestielt, die oberen fast angewachsen; stengelumfassend, lanzettlich, zugespitzt, oberseits kahl, unterseits schwärzlich-wollig; die Blüthenstiele stehen in einem zusammengehängten Ehrenkranz; die Köpfchen sind büschelig-gebäuft; die Schuppen des länglichen Hauptfelds sind schwärzlich, ziemlich spitz, gleichlang; die 4—5 Blüthen sind zweigeschlechtlich. — Die Blätter sind 2 Zoll lang, 5 Linien breit. Die blüthenständigen Blätter sind eiförmig, am Grunde wollig, an der Spitze kahl, schwärzlich, stumpf. Der Blüthenboden ist schmal.

XIX. Trichogyne Lessing.

(Cfr. Gnaphalium no. 63.)

1) *T. decumbens Lessing*. Der strauchartige Stengel ist niederstreckt; die Blätter sind linealisch-stielrund, aufrecht-abstehend, unterseits silberweiß-filzig; in den Achseln sind kleine Knospen; die Köpfchen stehen an der Spitze der Äste in einem Knäuelchen gedrängt; die Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind sämmtlich trocken; der Pappus ist größtentheils fiederig. Hierher gehört *Gnaphalium decumbens Thunberg*.

Am Gap der guten Hoffnung einheimisch wie die übrigen Arten.

2) *T. reflexa Lessing*. Der strauchartige Stengel ist niederliegend; die Äste nieder oft an der Spitze und zurückgebogen; die Blätter sind sehr schmal, im Alter unterseits kahl; in den Blattachseln stehen Knospen; die Köpfchen stehen in endständigen, länglichen oder rundlichen Ähren; die Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind sämmtlich trockenbäutig; der Pappus ist nur an der Spitze fiederig. Hierher gehören *Stoebe reflexa Linné* (Sohn), *Seriphium reflexum Persoon* und *Gnaphalium repens Houttyn* (nicht *Linné*).

3) *T. seriphoides Lessing*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht; die kleinen Blätter sind abstehend-zurückgenimmt, zusammengefalet, unterseits dünn filzig; in den Blattwinkeln stehen Knospen; die Köpfchen stehen in Ähren; die äußeren Schuppen des cylindrischen Hauptfelds sind blattartig, rundlich, klein, angebräunt; die inneren trockenbäutig; der Fiederfeld ist nur an der Spitze fiederig. Hierher gehört *Gnaphalium seriphoides Bergius*, *Metalasia seriphoides Don* und *Seriphium distichum Lamarck*. Die Pflanze ändert ab:

a) *disticha De Candolle*. Die Ähren sind locker, fast zweizellig. Hierher gehört *Stoebe disticha Linné* (Sohn).

b) *fasciculata Lessing*. Die Ähren sind sehr gedrängt, rundlich. Hierher gehört *Stoebe fasciculata Thunberg*.

4) *T. laricifolia Lessing*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufrecht; die Äste sind kahl, an der Spitze oft dornig; die Blätter sind linealisch-dreitkantig, aufseits kahl, sehr dünn; in den Achseln stehen Knospen; die Köpfchen stehen in Ähren; die äußeren Schuppen des Hauptfelds sind blattartig, linealisch, locker, die

inneren sparrig-abstehend; der Fiederfeld ist pinselförmig. Hierher gehört *Seriphium laricifolium Lamarck*, *Artemisia ambigua Linné* und *Stoebe laricifolia E. Meyer*.

5) *T. radicans De Candolle*. Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, am Grunde wurzelnd, ästig; die linealischen Blätter sind sehr dünn, innen filzig, auf dem Rücken kahl; in den Achseln stehen einige Blätter; die Köpfchen stehen in eiförmigen oder länglichen, zusammenhängenden oder ein wenig unterbrochenen Ähren gedrängt; die Schuppen des Hauptfelds sind röhrlig-trockenbäutig, stumpf; der Fiederfeld der männlichen Blüthen ist bis zur äußersten Spitze spärlich fiederig. (*Garcke*)

GNAPHALOPSIS ist der Name einer von De Candolle aufgestellten Pflanzengattung der Compositen mit folgendem Charakter: Die viel-, oft 40blüthigen Köpfchen sind wahrscheinlich zweibäutig. Bei den männlichen Blüthen ist der Hauptfeld glodenförmig, seine äußeren Schuppen sind fast blattartig, sehr wollig, seine inneren dagegen trockenbäutig, kahl, zugespitzt und stehen meist in einer Reihe. Der schwach gewölbte Blüthenboden ist ohne Spreuklätzchen. Die röhrenförmige Blumentrone hat an der Spitze fünf kleine Zähne. Die fast sitzenden Staubbeutel sind ungeschwänzt. Der in der Blumentrone eingeschlossene zweispaltige Griffel hat kable, etwas ungleiche Äste. Die Ähren sind gefiedert, schwach kantig, sehr dünn und ziemlich lang. Der Fiederfeld besteht aus fünf aufrechter trockenbäutigen am Grunde etwas breiteren am oberen Ende zugespitzten, oft etwas dreitheiligen Blättchen, welche länger als die Blumentrone sind. Die weibliche Blüthe ist noch unbekannt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Mexico einheimische, von De Candolle *Gnaphalopsis micropoides* genannte Art, welche aufrecht, ästig, einjährig und ganz schwärzlich-filzig ist und abwechselnde, längliche, kumpfe Blätter, kahlnändige, sitzende, einzelne Köpfchen und gelbe Blüthen hat. (*Garcke*.)

GNAPHEUS (Wilhelm), mit seinem eigentlichen Namen Fülle, den er jedoch ins Griechische übersehte, geboren 1493 im Haag, widmete sich dem Studium der Theologie und Philosophie und erwarb sich zugleich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. In seinem 20. Jahre (1522) ward er Rector an der Schule im Haag. Durch seine Hinnegung zur Lehre der Protestanten machte er sich verdächtig und ward deshalb zweimal verhaftet. Seiner persönlichen Sicherheit wegen verließ er sein Vaterland und wandte sich 1536 nach Preußen. Er erhielt das Rectorat an der neugegründeten Schule zu Elbing und 1542 eine gleiche Stelle an der Kathedralschule zu Königsberg, wo er zugleich das Amt eines Rectors verwaltete und zum Archidiaconus ernannt ward. Als der Professor der Theologie Kapagellanus 1545 gestorben war, erhielt Gnaphheus seine Stelle. Er las seitdem anderthalb Jahre theologische Collegien, besonders über Ergeße des neuen Testaments. In manche Irrungen; verwidelte ihn die öffentlich ausgesprochene Behauptung, das gepredigte Wort Gottes werde erst kräftig durch die erleuchtende Gnade des heiligen Geistes. Zu einem Widerruf dieser Behauptung war er nicht zu bewegen. Er

ward als ein Anabaptist und Schwärmer nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch öffentlich in der Kirche ercommunicirt. Der vom 9. Juni 1547 datirte Bannbrief des Consistoriums ward an den Kirchenthüren angeschlagen. Man findet ihn in Hartnocks Königsberger Kirchenhistorie. Johann a Lasco, mit dem er seit längerer Zeit in Briefwechsel stand, empfahl ihn der Gräfin von Friedland, die ihn zum Erzbischof ihrer Söhne nach Gmünd rief. Einige Jahre nachher ließ er sich zu Korden in Friedland nieder, wo er Bürgermeister ward. Er starb dort am 29. Sept. 1548. In holländischer Sprache schrieb Gnapheus einen „Trostspiegel für Kranke und Bekümmerte.“ Verdient machte er sich durch die Herausgabe von Jo. Pistorii ob evangelicæ veritatis assertionem apud Hollandos primo omnium exultanti martyrium descriptum. Neben der Theologie kultivte er in Ruhestunden auch der Dichtkunst. Er machte einige poetische Versuche, die den Beifall seiner Zeitgenossen erhielten. Dabin gehört sein Triumphus eloquentiae carmine redditus. Auch in der dramatischen Poesie versuchte er sich. Er schrieb einige Lustspiele und Tragödien: Hippocriasis, Misobarbar und Acolastus, einen Lobgesang auf die Stadt Gmünd in lateinischer Sprache und in elegischem Versmaße u. a. m. Seine letzten Schriften war ein Colloquium inter Tobiam et Lazarum“). (Heinrich Döring.)

GNAPTOR ist eine von Regere aufgestellte Käsegratung aus der nähern Verwandtschaft von Blaps, über deren Bedeutung der Artikel Tenebrio weitere Aufkunft gibt. (Giebel.)

GNATHANA, Γνάθυνα; diesen Namen haben mehr griechische Hetairen in der Zeit ungefähr von Ol. 100—150 = 380—180 a. Chr. geführt, welche, da sie in unsern Quellen nicht genau von einander getrennt werden, sehr schwer aus einander zu halten sind; in manchen Fällen kann auch bei den für diese Untersuchung so spärlich fließenden Quellen völlige Sicherheit kaum noch erreicht werden. Freilich ist im Alterthume in ungemein vielen Hetairen von Hetairen die Rede gewesen; aber das Meiste ist bis auf ungemein Weniges für uns verloren; so wären hier Dichter der mittlern und neuen Komödie, wie Timokles, Alphios, Anaxilas, Philopides, besonders wichtig; von ihnen haben wir so gut wie Nichts. Andere Quellen sind oben⁴⁾ genannt; von diesen geht für unsern gegenwärtigen Stoff Aristophanes von Byzanz ganz verloren, da bestimmt überliefert⁵⁾ ist, daß er die Gnathana mit ihrer Sippschaft gar nicht behandelt habe und daß ihn Gorgias und Apollodor hier haben ereignen müssen. Merkwürdig ist dies Uebergehen, da Hetairen dieses Namens, wie gesagt, in der Komödie vorkamen und für diese von Wichtigkeit waren, da ferner

Macdon sie⁶⁾ behandelt hatte; doch läßt sich über die Gründe, die den Aristophanes bei dieser Auslassung geleitet, Nichts sagen, da wir das Princip, nach welchem er die Auswahl in dem hierher Gehörigen gemacht hat, nicht kennen. Von oben nicht genannten Quellen ist hier noch⁷⁾ Eukleus hervorzuheben, der Bruder des Hippokrates⁸⁾ Durius, aus Samos und Schüler des Theophrast; er hatte unter Anderem sich als Aufgäbe für seine literarische Thätigkeit gestellt, in Briefen berühmte Gastmähler aus seiner Zeit zu beschreiben, also sowohl die dabei verwandten Speisen und Getränke, als auch die dabei hervortretenden Sitten zu beschreiben; diese⁹⁾ Briefe, *ἡσυχασταὶ διηγηματικὰ* genannt, waren an Männer, die, wie Hippokrates der¹⁰⁾ Makedonier, für dergleichen als Gastronomen sich interessirten, gerichtet, auch an Dichter, wie den Komiker¹¹⁾ Ptolemaios, den als Komiker solche Sachen ja interessirten müßten, da auf Schilderung von Gastereien die neue Komödie, in der, wie in der mittlern, Köche oft genug auftraten, sehr viel Nächstes nahm. Bei diesen Gelegenheiten spielten aber nach altgriechischer Sitte Hetairen immer eine Hauptrolle, und so mußte denn Eukleus über sie zu sprechen oft genug in diesen Briefen Gelegenheit finden; was er aber von dem reichlich fließenden Stoffe in ihnen nicht unterbringen und verwerten konnte, das benutzte er für seine *Ἀναμνηστικὰ*, *Ῥήματα* unter jener Beschränkung¹²⁾ seiner Zeit, ferner für *Ἀποδοκίματα*, auch ein Stoff, der den Griechen immer wichtig erschienen und für den die Schriftsteller seit¹³⁾ Aristoteles sich sehr interessirten; Eukleus scheint nun dadurch von Andern sich unterbieten zu haben, daß er eine besondere Neigung für die Classen der Menschheit hatte, in denen sich die Niedrigkeit und Gemeinheit der menschlichen Natur unverhohlen äußert, und so hatte er denn außer auf Hetairen auf Parasiten und sonstige Tageelbe, auf Blößenbläse und gemeine Wirtholbe seine Studien gerichtet. Dazu mag ihn denn seine dichterische Ader noch besonders getrieben haben; er war Komiker und wird also¹⁴⁾ Sieger des Menander genannt; doch hüte man sich, darauf viel Gewicht zu legen; Menander wurde in der Regel bedacht, da er dem großen Gausen wol weniger als Eukleus und Aechmeides zu dienen verstand. Sonst geht diese Schriftstellerei einmal aus der der Peripatetiker hervor, die ja Alles sammeln; dann

4) Vergl. Macdon I. p. 478. 5) Ueber ihn im Allgemeinen vergl. Foss. Histor. Gr. p. 134 West.; Hülsemann, De Duride Sam. diss. p. 5 seq.; C. Mueller, Hetaire, Græc. Fr. T. II. p. 466. 6) Athen. IV, 128 A; vergl. Westermann, Comm. do epistol. script. Gr. P. V. p. 17. 7) Athen. III. p. 100 E: ὁ Ἀντιφῶν δ' ὁ Σάμου, ὁ Θεοφράστου ὑπάρχος, καὶ τῶν ἄλλων ἀπὸ τῶν αὐτῶν οἰκῶν. ἀντιφῶν γὰρ τὸν τὸν ἱστορῶντο ἑκατόντητος ὅταν ὄντων. 8) ἡσυχαστὰς τῶν ἡσυχαστῶν. I. Athen. IV, 128 A seq.; Westerm. l. c. p. 11. 9) Athen. XIV, 652 C. Meinel. Com. Gr. Fr. I. p. 482. 10) Athen. X, 434 D. XIII, 583 D; Theophrast¹¹⁾ Ἐκράσις καὶ τὸν τὸν ἰσχυρῶν. 12) Athen. VI, 245 A. D; vergl. meine Bemerkungen im Philol. XI. p. 25. 13) Athen. VIII, 338 D; Meinel. ad Men. Fabull. Fr. p. XXXI; Eckertz, De Duride Sam. dissert. p. 12.

*) Vergl. Nicéron, Mémoires; Andread in der Bibliotheca belgica: Kenoib¹⁾ a Hetaire der Königsberger Universität; Jöcher's Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1025 fg.

1) Wie groß der Stoff und die Quellen über die Hetairen im Alterthume war, zeigt Athen. XIII. p. 584 F seq. deutlich und auf einen Blick. 2) Unter ἡσυχαστὰς, Ed. LXX. S. 352. 3) Athen. XIII, 583 D. F.

aus dem damaligen Geschmade; es ist an Arcestratos und was mit ihm *) zusammenhängt zu erinnern, dann an Dithyrambiker, auch an die Kunst, wie die Malerik, welche, wie *) Platon, Pausanias, Aristides von Teben zeigen, ihre Stoffe auch gern von den Hetairen nahmen. Doch nicht bloß diese leichten, vorzugweise auf Unterhaltung berechnete Literatur hat die Hetairen, ihr Leben und ihre Stellung, beachtet, sondern auch die Geschichtschreiber, die Antiquare von hoch; als Zeitgenossen der zweiten und dritten Gnathana mag hier *) Hegerius von Delphi genannt werden, der in seinen *επεργματα* diese und ihre bekanntern Zeitgenossinnen und daneben Tänzer und Trinker und Eschlemmer behandelte, ferner *) Aristodemos, der ein Werk, *Τίτλος γλῶσσου*, geschrieben und um Ol. 130 gebüht hat; an sie reibt sich *) Kallimachos, der in seinen *νῆμας* aus Gnathana Rücksicht genommen und also in seiner präcisen Weise einen Nachweis über sie gegeben hatte. Dies zugleich zur Ergänzung des bei Olympera Gesagten über die Quellen für diesen Stoff; alles dort Genannte gehört so ziemlich auch hierher.

So viel von den Quellen; wir wenden und zum Namen Gnathana. Es haben ihn, wie und Suidas **) zeigt, schon die alten Verflophenen besprochen; er ist auf eine im Griechischen sowohl bei den *) nominibus propriis als bei Appellativen häufig erscheinende Weise gebildet, von *γνῶσις*; wie *Τίσιμανα*, *Αλκατα*, *Πέριμανα*; er weist also seine Inhaberin wol als eine Freie nach. Mehrere Hetairen haben ihn gehabt: ob vieleicht, weil sie — man denke nur an Pothionie! — guten Appetit zu haben pflegten? Daß aber einen und denselben Namen verschiedene Hetairen führen, darf nicht auffallen; es

es wiederholt sich grade bei Hetairen der Zeit, aus der unsere Gnathänen stammen, öfter; so gibt es zwei *) mit Namen Olympera zu derselben Zeit, zwei *) Kontion, zwei *) Phrynen; grade hier bei Gnathana ist nun darauf noch nicht geachtet, wie denn auch *) Jacobus mit einer Gnathana und einer Gnathalion, der ersten Gnathin, sich begnügt. Die Untersuchung hierüber ist deshalb so schwierig und das Verfehren in den bisherigen Annahmen deshalb so sehr natürlich, weil die Zeitbestimmung der hierher gehörigen Komiker und Komödien noch so wenig nach den Regeln der Kritik bestimmt worden und Alles noch schwankt; genauere Beachtung des Lebens der Parastiten, Hetairen und ähnlichen Gesinde dieser Zeit wird noch zu manchem überraschenden und sehr erwünschten Resultate grade über die Zeit der Komödien führen. Und nun zur Sache selbst.

I. Die älteste der unter dem Namen Gnathana und bekanntern Hetairen fällt in die Zeit des Demosthenes, Ol. 99, 3 — 114, 3 = 382 — 322 a. Chr. Für die genauere Bestimmung dieser Persönlichkeit ist von Einops, einer aus Thralien gebürtigen renommierten Hetaire ausgegangen, die nach der Angabe *) Thopomppe, nachdem sie auf Aegina ihr Gewerbe getrieben, nach Athen überfiedelte; da hat sie, wie man aus den häufigen Anführungen der Komiker sieht, sich bis in ihr höheres Alter als Hetaire gehalten; es ward ihr jedoch in diesem ihrem Alter nach *) Herodotos' Mittheilung ein Epigrone — etwas bei Hetairen sehr Gewöhnliches — gegeben, *Αγδοκ*, also ein Städtename, der auch sonst sprichwörtlich **) war; bei ihr sollte er daß sie eigentlich lässig sei und man sie ohne alle Annehmlichkeit finden wol bezichtigen. Als solche Alte finden wir Einops in *) der *Αθηνοπολις*, des Antiphanes erwähnt, und so ist zu fragen, wann dies Stüd geschrieben sei. Und da finden

12) Vorläufer des Arcestratos waren Sarambos, Ircpion, Mithailios: Schneider ad Aristot. Hist. Animal. T. I. praef. p. LI; auch Philonides der Skulabier: Berglein, De Philox. Cythere. dissert. p. 72 seq.; Jacobi op. Meinel. Com. Gr. Ferr. T. V. P. I. p. CV; aber das Hauptbuch für solche Sachen war immer die *βιβλιοθήκη* des Arcestratos: das die der Titel des Werkes gewesen, habe ich schon in 3. immer. Briefen, für Alterth. 1854. Nr. 21 nachgewiesen; jetzt vergl. auch Mithailios in Brief d. aus Mithailios. Brief. XI. c. 200, unter Note 136. — Ich bemerke hier für vergleichende Verweisungen auf spätere Notizen, daß damit in der Regel auch zugleich der Art gemeint ist. 13) Für die Dithyrambiker braucht hier nur an das *διδασκον* des Philonides erinnert zu werden: f. Bergk. Poet. Lyr. Gr. p. 987, vergl. auch unten Note 129. — Was die Kunst anlangt, so vergl. Athen. XIII. 567 B. coll. Preller, ad Polem. fr. p. 182. Sillig. Catal. Art. p. 67. D. Müller, Archäol. der Kunst §. 163, 3. R. Jacobus, Vermischte Schriften. 4. Bd. c. 462. Beil. unten Note 148. 14) C. Mueller, Hist. Gr. fr. T. IV. p. 412 seq.: hierher gehören besonders fr. 21 — 28. 15) C. Mueller l. c. III. p. 307 seq.: die Zeit wird besonders durch fr. 7 bestimmt. 16) Jacobus, f. unten Note 69. 17) Athen. XIII. 585 B; vergleihe über diese *νῆμας* meine Vorrede zu Schneidewin's Ausgabe von Aesch. Agam. p. XII und unten Note 100. 18) Suidas. s. *Γναθῆνα*: *ἑποικα νῆμας*. Kai *Γναθῆνα* *ἑποικα νῆμας*; sehr verschieden sind diese Worte bearbeitet: da V das *ἑποικα νῆμας* wegläßt, will Bernhardt: *Γναθῆνα*, *ἑποικα νῆμας*. Kai *Γναθῆνα*. und wo der Fehler im Texte. 19) Lobek. Pathol. Graecae. Serm. Prolegg. p. 34. — Wegen Philonist's Appetit Ansp. ap. Athen. VIII. 338 F. vs. 20. coll. Meinel. Com. Gr. Ferr. T. III. p. 15, f. unten Note 140.

19) Siehe oben Bd. LXX. S. 354.

a. a. D. S. 357.

20) Siehe oben Bd. LXX. S. 354.

21) Athen. XIII. p. 591 C; R. Jacobus, Verm. Schriften IV. c. 436 fg., beachtet dies gar nicht.

22) R. Jacobus a. a. D. c. 540 fg.; Saupp. ad Orat. Graec. Fr.

p. 194, vergl. unten Note 166.

23) Athen. XIII. 595 a, vergl. Meinel. Com. Gr. Ferr. III. p. 427.

24) Athen. XIII. p. 588 A, vergl. oben LXX. c. 352. R. 17.

25) Apot. Prov. 1, 2: *Αποδοκ* *ἑποικα*: *ἐπὶ ὀνομασθέντων ἄνθρώπων, διὰ τοὺς*

ὀνόματι ἐνονομασθέντων ἄνθρωπων Ἀποδοκ: ibid. c. nott.; man

sonnte das hier bei Einops auch brauchen; auch Macar. III, 50.

Apot. XI, 62; allein besser hält man sich wol an das Sprich-

wort *Ἀποδοκ* *ἐνονομασθέντων*, über welches cf. Annot. ad Zenob.

I, 1, ad *Diog. Viandol.* I, 1, zumal da grade bei Gualmättern

die Hetairen besonders die Weisen trübten. Griechisch sagt Athen. l. c.

aus Herodotus: *... Αποδοκ* *ἄνθρωποι* *αὐτὰς* *τὸ γινώσκοντες*, und das

mit stimmt wirklich Herodotus. a. Zuvor p. 166, 15. Bück., aber

trotzdem glaube ich, daß Herodotus so nicht erklärt hat, wie viel-

mehr ein solches Gerücht aus ihm haben und er sich an das

Sprichwörtchen gehalten hat. Ganz auf Abwege ist aber Canab. ad

Athen. l. c. bei der Erklärung dieses Epigrammas gefommen.

Suid. vergl. auch meine Notizen zu Apot. XV, 50 und Jacobi ap.

Meinel. Com. Gr. Ferr. V. l. p. CCVI.

26) Athen. VIII. p. 338 F. vs. 12: *καὶ τὸν ἑρῶντα γόγγυον ἦν κατὰ τὸν*

ἑρῶντα *ἀνδρῶν* *τοῦτον* *εἰς* *ἑρῶντα*; *Πιπρὸς* *ἀποδοκ*; —

die Stelle ist noch nicht genügend erklärt: Meinel. Com. Gr. Ferr.

III. p. 14; da in Solgarmen *Πιπρὸς* vorkommt, glaube ich,

daß Einops als ganz abhängig bezeichnet werden soll.

wir Schilderung in ihm von dem Wesen, was Pythioniste, die durch Harpalos so bekannt¹⁾ geworden, mit Weiden und Pampulos, den Söhnen des Chairephilos, treibt; sie war also damals noch in Athen, und so muß das Stück vor Ol. 113, 1 = 328 a. Chr. geschrieben sein. Damals war aber Pythioniste nicht mehr ganz jung und ist sie also erst in etwas vorgerücktem Alter zu Harpalos gekommen: denn den Söhnen des Chairephilos waren²⁾ Kobios, Nupios und Andere schon bei ihr vorangegangen. Damals also war Sinepe sehr alt; dasselbe beweist auch Gnathana. Denn diese wird der Pythioniste gleich gesetzt in der Zeit und trieb grade jetzt um Ol. 112 das Geschäft einer Gelatine ganz selbständig und auf eigene Hand, wie ein Fragment des³⁾ Drestautolleides des Timokles zeigt:

es Schwarzen um den ganz Unglästlichen
Ungestreiften Weiden, Kannonen, Plangon, Eryn,
Gnathana, Phryne, Pythioniste, Mestelne,
Gerys;

es ist dabei zu beachten, daß sie alle zu denen gehören, welche die mittlere Komödie für ihre Dichtungen benutzt hat, wie von den Mäusen, auch von⁴⁾ Kannon, sich speziell noch nachweisen läßt; daher kann keine von ihnen in der neuen Komödie hervortritt, wie die Kataloge der⁵⁾ Gelatiren ganz anders lauten; es ist aber auch das nicht zu übersehen, daß sie alle Ol. 112 noch nicht zu den alten gerechnet wurden, da in dem Kataloge der alten Gelatiren, welchen⁶⁾ Philostratos in seiner *Avayis* vorführte, keine von ihnen vorkommt. Damals also war Gnathana selbständig; daß sie dies aber um die angegebenen Zeit schon länger gewesen, scheint mir ihre Erwähnung bei⁷⁾ Eubulos zu beweisen, der doch⁸⁾ schwerlich bis über Ol. 110 gelebt hat:

27) Athen. XIII, 564 E; Jacobs, *Berm. Schriften* IV. S. 469 fg., f. oben S. 355 fg.; die Söhne des Chairephilos werden grade wegen ihres Verhältnisses zu dieser Gelatine, von der diese Reichen recht tüchtig genutzt und gewettet in sein jenseits, von den Komikern dieser Zeit oft erwähnt: *Bergk, Epist. ad Scholium* in dessen *Andoc. Orat.* p. 155 seq. es spielt diese Verhältnisse in Athen und somit vor der Ueberlieferung der Pythioniste nach Babylon; daher ganz irrig, wenn V. Schäfer (*Demosth.* 3. Bb. S. 270) die Vertreibung des Bürgerrechts in Athen an diese mit der Forderung Ol. 113, 1 erklärt; da war Pythioniste fort, f. oben LXX. S. 356. *Meinck, ad Com. Gr. Fr. III.* p. 603. coll. p. 413 seq. 28) Athen. VIII, 339 D; f. *Meinck, Com. Gr. Fr. III.* p. 600 seq. *Athen. l. c.* p. 339 E. 29) Athen. XIII, 567 E:

... καὶ δὲ τὸν παυδῶλον
ἐξέδοται γὰρ, Νάρων, Πλαγῶν, Ἀβνα,
Γναθῶνα, Φρίνη, Πυθιονίστη, Μοστέλη,
Χρυσί, Κοκκίλλη, Ἰακύνθη, Αὐανδῶν;

f. *Mein. Com. Gr. Fr. III.* p. 599 coll. T. v. 1. p. 432. T. V. 1. p. CCXXV; add. *Clinton, F. Hell. II.* p. 171 Ar. 30) *Mein. Com. Gr. Fr. I.* p. 388. 31) *Meinck, ad Athen. XIII.* p. 587 D; *Mein. Com. Gr. Fr. IV.* p. 154. 32) *Athen. XIII.* p. 587 C; *Mein. Com. Gr. Fr. III.* p. 294. 33) *Athen. IX.* p. 371 E; *Mein. Com. Gr. Fr. III.* p. 247:

οὐκ ἂν διολύοντες ἡμεῖς τὸν ἄνθρωπον
καὶ Γναθῶνιν γὰρ ἄρτι κατέσχεον
ἵπποισιν ἀπὸ καταβολῆς γέννησιν ἰδούσας.

34) *Meinck, Com. Gr. Fr. I.* p. 355; vergl. *Böckh in Schrift.* d. *Berl. Akad.* v. 3. 1832. S. 26.

Ich gehe, daß Stroh zu essen mir jetzt unmöglich war;
Denn bei Gnathänen, die grad bei dem Stroh ich fand,
Hob eben erst ich ein Gemäß herabgeschleppt.

Nun hat aber Gnathana, ehe sie sich etablierte, Kost und Erziehung bei der alternen Sinepe gehabt; es geschah das oft von alternen und alten Gelatiren, daß sie junge Mädchen zu sich nahmen und diese dann vermieteten; es brachte das was ein, und war einmal Zubrugg, nun so fiel für die Alte auch einmal ein Liebhaber ab; so war⁹⁾ Derkete bei ihrer Mutter und Weibes der Art werden wir bei der zweiten Gnathana noch kennen lernen. Diese Lebtjahre der Gnathana bei Sinepe erwähnt aber Anarilaos, ein Komiker, der sicher¹⁰⁾ schon Ol. 109, 3 = 343 a. Chr. gelebt hat; also muß man spätestens Ol. 109 den Aufenthalt der Gnathana bei Sinepe ansehen. Er beschreibt aber der genannte Dichter diese Mädchen in¹¹⁾ Folgendem:

Welcher Mensch in seinem Leben eine Bahterin je geliebt,
Welch Strohpef sollt er denn nennen, das gewisslosler war?
Denn welch! unabhörbar Drachm, oder Heuschrecke, Schimä,
Oder Stella mit drei Kopfen und Harnbein, oder auch Gerban,
Äber, Löwin, Litter, Eschine, Harpinanogebren,
Ach wol jenseit überleben dies ansienwerthe Volk?
Sicher keine: vielmehr von allen Plägen haben sie den Rang voran.

Közt uns sehr! Da kommt zum Beispiel gleich ein Plangon
in den Wurf.
Wie 'ne Schimäre sengt und brennt sie Alles, was vom Ausland
kommt;

Doch hat ihr ein einziger Ritter schau'n an Werth gar viel mehr
sahrt:

Denn er nahm ihr alle Habe mit sich aus dem Hause fort.
Denn Sinepes's Bräute, wehren sie nicht einer Götze bei?
Alt war ist sie: aber Gnathana wählt ihr jetzt jenseit empot,
Reichentüm an ihrer Seite und ein doppelt Ungesam.

Hassen wir also dies Alles zusammen, so ist um Ol. 109 diese Gnathana in ihrem ersten Jugend gewesen und somit um Ol. 106 geboren; um Ol. 114 scheint sie vom Schauplatze abgetreten zu sein, da wir dann Nichts mehr von ihr hören; es wäre aber auch möglich, daß ihre Geburtzeit noch höher hinaufgerückt werden müßte. Sie

35) Athen. XIII, p. 580 B, f. unten Note 77. 36) *Clinton, F. Hell. T. II.* p. 153. *Arrog.*; *Meinck, Com. Gr. Fr. I.* p. 406 seq. 37) *Athen. XIII, 568 A*; *Meinck, Com. Gr. Fr. I.* p. 347 seq. coll. T. V. p. CCXCVII:

ἄνθρωποις ἡμεῖς τὴν ἡλικίαν παύοντες,
οὐ γίνωσιν εἰς ἂν δύνανται παρανομήσαντες φράσαι;
εἰς γὰρ ἢ δοκῶν ἡμεῖς ἢ χιμαῖον παραπρόδω
ἢ χιμαῖον ἢ τριανταῖον Σελίνα, κοῖτις νέων.

5) *Σελίνα*, ἑδρα, λαύρ, ἑλιδον, κῆρυξ δ' Ἀρπυῖαν γένν,
εἰς περὶ πολλὴν ἀπείκται τοῖς παραπρόδοτον γένους;
οὐκ ἔν ἑστ', αἶμα δ' ἀνδρῶν ἀνδρῶν εἰς καὶ καὶ.
ἔστι δ' αὖτις αἶμα δ' ἀνδρῶν καὶ τὴν Πλαγῶνα,
ἥτις ἄνθρωπος ἢ χιμαῖον παραπρόδω τοῖς βασιλοῖσι.

10) εἰς πόνον δ' ἡμεῖς εἰς ἀνδρῶν τὸν βίον παρῆλτον,
πᾶντα ταῦτα εἰς τὴν ἡλικίαν ἔστιν ἢ εἰς ἀλκίαν,
οἱ Σινάπη δ' ἀνδρῶν οὐκ ὅσοις αἶμα τὸν;
γὰρ εἰς τὸν αἶμα, παραπρόδω δ' ἢ Γναθῶνα
παύοντες.

38) ἀκαλλύσεις ταύτης ἔστι διελύοντες καὶ οὐ τ. 1.;
die Uebersetzung ist nach Jacobs *Berm. Schrift* IV. S. 323 und nach Regis in *Welt.* und *Ritschl Rhein. Mus.* XII. S. 315 gemacht.

Stoff zu Wigen und Unterhaltungen geboten haben, indem Gnathäna, die geistreiche, die Schwächeren derselben wie in der obigen Erzählung, so auch sonst herauszufinden wußte; ihr Urtheil war wol immer beachtenswerth, wie denn auch an dem obigen Tadel der Prologe etwas Wahres sein kann; denn diese waren denen bei Menander, Plilemon und andern Dichtern der neuen Komödie vielleicht nicht ganz gleich, sondern schlossen sich, wie das in andern Punkten bei Diphilos auch der Fall⁸⁵⁾ gewesen sein soll, an die mittlere Komödie an; in dieser nämlich waren, wie⁸⁶⁾ Anaxandrides zeigt, auch Prologe, die sich, wie die des Menander, zwar an Euripides angeschlossen, aber ihr Eigenthümliches dabei doch gehabt haben werden. Prologe waren aber der neuen⁸⁷⁾ Komödie wol immer vorangeschickt, wie ich nicht allein aus den vorhandenen Fragmenten der Griechen schliesse, sondern namentlich auch daraus, daß bei Mänon sie sich⁸⁸⁾ finden. Doch wie dem auch sein mag, jedenfalls sehen wir aus Machon, wie die Liebe des Diphilos einen Glanzpunkt im Leben der Gnathäna bildete, wenn sie gleichwol durch sie nicht betrogen wurde, ihre Geliebtesten zu ändern; der Euter beweist das.

Dies die Schilderung des Lebens der Gnathäna in ihrer besten Zeit; in ihr hat sie frei von Nahrungsorgen, nicht gerade in Saub und Braus, vielmehr mit einer gewissen Mäßigkeit inmitten der athenischen Eitelkeit gelebt. Ein Aubenken an diese Zeit ist ihr aber gemorden; sie gebar eine Tochter; von wem, ist nicht überliefert; vielleicht ist der Vater auch nie zu ermitteln gewesen. Sowie dieses Mädchen aber die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, hat die Mutter auch Augen von ihm zu ziehen gesucht und sie in das Hetaerleben eingeführt; ihrer Meinung nach war dies der sicherste Weg für ein Mädchen zu einem sorgenfreien und genügsamen Leben. Auch hat dabei ohne Zweifel sie auf sich selbst Rücksicht genommen; sie konnte sich ja nicht verhehlen, daß auch sie mit der Zeit alter, ihre Kräfte schwächer und damit ihr Haus allmählig leerer, ihr Erwerb bedenklich werde; trat nun allmählig die Tochter an ihre Stelle, so hatte sie wenigstens das letztere nicht zu befürchten; die Erziehung der Mutter in Verbindung mit der verlockenden Jugend der Tochter sicherten einen trefflichen Erfolg und verschafften jede derartige bange Ahnung. Und so führte denn Gnathäna die Tochter, deren Namen wir nicht kennen, in Athen an Fest- und sonstigen dazu passenden Tagen ipiazieren, damit die

männliche Jugend sie schaue und aufmerksam auf sie werde; traf sie Einen, der darin ihr zu lässig erschiene, so suchte sie seine Aufmerksamkeit durch netische, witzige Anrede auf sich und ihre Begleiterin zu lenken, und kam sie da, wie wol geschah, zuweilen an den Unrechten und dadurch zu derer⁸⁹⁾ Zurechtweisung, so besah sie doch die mit ihrem Stande verbundene Unverschämtheit in gehörigem Maße, um sich über dergleichen Wechselfälle des Lebens mit Leichtigkeit hinwegzusetzen. Wo möglich noch sorgfältiger aber überwachte sie die Einnahmen der Tochter; hatte diese einen im Zahlen etwas säumigen Liebhaber, so war sie mit dem Mahnen sofort bei der Hand; die Tochter war für solche Geschäfte so zu sagen zu gut. So hatte ein recht oft kommender Ränzlins der Tochter beim ersten Besuche war eine Mine gegeben, bei den folgenden⁹⁰⁾ aber vom Zahlen sich Nichts merken lassen. „Mein Sohn,“ sagte die Alte, „du scheinst zu meinen, du kennest unser Haus für eine Mine ebenso lange Besuchen, als du das deines Schreiblehres für dasselbe Geld besucht hast;“ bei dem war eine solche Summe wol⁹¹⁾ anständig gewesen. Ein andermal drohten⁹²⁾ mehrere ärmere Liebhaber der Tochter, als sie, weil sie von früheren Besuchen noch schuldete, von Gnathäna abgewiesen wurden, das Haus mit Haden und Karren, die sie deshalb bei sich hätten, zu demoliren; die Alte ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern, sondern rieth ihnen led zu: „Gattet ihr Haden und Karre, ihr hättet schon längst die Wänder, die hier bei uns sind, eingetauscht und den Lehn für uns gezahlt.“ Dies Verhältnis mit der Tochter scheint nun die wirklich wichtige Person zur Entwertung eines Gleichnisses für die sie und ihre Tochter Besuchenden veranlaßt zu haben; dieses, ein *νῆπιος στανιαις*, ist wahrscheinlich ähnlichen der Philosopher nachgebildet gewesen, nämlich den Gesetzen über Gastmahl, den *νόμοις στανιαισιν* genannten, deren von⁹³⁾ Aristoteles, Epurippos, Kenostrates ange-

33) Machon. ap. Athen. XIII, 580 E. F.

ἡδὲ ἱππὸν ἢ ἑλάνθην ἰστέον πένον . . .
ἰστέοντες ἐπὶ Ἀθηνῶν. ἀναγνόντες δὲ καὶ
τοὺς περὶ τῶν αἰσθητικῶν καὶ τῶν νοητικῶν
αὐτῆς στανιαισίνων ἱππὶσθαι καὶ
θύγατρί μὲν αὐτῆς συμφορομένην λέγει,
ἰστέοντες γὰρ, ἐπὶ τῶν, καὶ τοῦτο.

es ist, wie man sieht, ihre letzte Rede nicht vollständig; im Arter-
nates folgt nämlich erst eine ganz neue Erzählung. 94) 280
Leas bei Athen. XIII, 584 C. wo δ' εἰς τὴν νύκτα τῇ θυγατρὶ
δοῦν αὐτῆς ὀδὴν ἐν ἑστρίῳ, αὐτῇ ἰστέον πένον, Πανδύρην,
ἴσῃ, ἀντὶ τοῦτο ἰστέοντες τὴν καυτομένην μὲν δὲ, αὐτῇ
δὲ θυγατρὶ. 95) C. O. Mueller quam curam respicit. ap.
Graec. et Rom. cett. p. 26. coll. p. 32; ἰστέον, ἰστέον. 96) Athen.
I. S. 171. Eine Riar stiblagus hat 100 Drachmen, gleich 22 Lbr.
27½ Rgr. 96) Athen. XIII. p. 585 A: ἐπὶ δὲ τῇ θυγα-
τρὶ τῇ ἑλάνθῃ καὶ τῇ ἰστέον καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ
ἰστέοντες κατανέμειν τὴν οὐλίαν, ἰστέοντες γὰρ οὐλίαν καὶ
ἀπας, „κὶ τὰς ἑστρίῳ, αὐτῇ ἰστέον, ἰστέον δὲ τῇ
τοῦτο καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ ἰστέοντες.“ Vollständiger aus Aristoteles.
Soll vergl. Schweißgähler's Anmerkung. 97) Athen. XIII.
p. 585 B: ἴσῃ — nämlich Gnathäna — καὶ τῶν στανιαισίνων
ἀντιγράφῃ. 98) ἐπὶ δὲ τῇ ἰστέον καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ
ἰστέοντες, καὶ τῇ καυτομένην καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ
ἰστέοντες. ἀντιγράφῃ δ' αὐτῇ καυτομένην καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ

85) Menack. Com. Gr. Fr. I. p. 447. 90) Es wird in
τῇ ἀπολογία τῶν ἑλάνθῃ καὶ τῇ καυτομένην καὶ αὐτῇ
ἰστέοντες Dichters, bei Aristot. Rhet. III, 12, Menack. Com.
Gr. Fr. I. p. 167 citirt; dazu ist nach Stolle, de Comoed. Gr.
generib. Comma. p. 78 noch der Recurs zu nehmen, dessen von
Athen. VII. p. 236 E erhaltenes Fragment aus einem Prologe
hauumt: Mein. I. c. III. p. 174. 91) Eichenstedt, De dram.
Graecorum comoed. satyr. p. 116 hatte dies bemerkt; doch das
Genethel zeigen Meinek. Menand. et Philem. Reil. p. 284, Stolle
I. c. Paul, De fabb. Roman. pall. et togat. p. 33 seq., viele
Prologe lehnen sich an die des Euripides an. 92) Siehe Ra-
vins in Aconiticoeas: v. G. I. Ribb.; vergl. Reisch, Parerg.
Plaut. I. p. 234.

nen. Wie aber weiter das Leben dieses Paares verlaufen sei, ist und unbekannt, ebenso, was aus dem Sohne desselben geworden; daher schließt die Geschichte dieses ehrenwerthen Geschlechtes hier ab, wenn gleich eine fünfte Gnathainion hier noch zu erwähnen, nämlich:

V. Gnathainion aus Argos, die angebliche Mutter des Perseus, des letzten Königs von Makedonien, welche auch das Gewerbe einer Getaire getrieben hat. Was das Nähere über sie anlangt, so ist zuverläßig über die Form ihres Namens Streiz; die Handschriften¹¹⁷⁾ Plutarch's schreiben ihn im Genetivum *Περσεύς*, was Keiske, W. Dindorf und Andere¹¹⁸⁾ in *Γραεινός* ändern wollten, wegen Schäfer und Andere bei den Handschriften geblieben sind; könnte aber auch neben Gnathainion eine Form Gnathaina bestehen, wie *Σωφιστρίν* neben *Σωφιστρίν*, wie *Προσδωκίαν* neben *Προσδωκίαν*, wobei noch überhaupt die große Verändelbarkeit der nomina propria grade in den Endsilben zu beachten wäre, so ist doch *Περσεύς* nach Spuren¹¹⁹⁾ der Handschriften vorzuziehen. Ebenso ist aber über den Stand des Mädchens gestritten; denn da Plutarch sie *αἰσχροίη* nennt, so ist zweifelhaft, ob sie eine Hefenstillerin oder eine¹²⁰⁾ Räuberin gewesen. Sicherer läßt sich bei der Dürftigkeit unserer Quellen darüber nicht ausmachen. Den Sohn nun, den die Kriegerin geboren, soll die Gemahlin des Philipp für den ihrigen ausgegeben haben und dieser nun Perseus gewesen sein. Da Perseus um 570 a. u. = 184 a. Chr. = Ol. 148, 4 30 Jahre alt¹²¹⁾ war, so ist er Ol. 141, 2 = 214 a. Chr. geboren, Bestimmungen, welche vielleicht nicht ganz genau sind; aber selbst wenn Perseus ein Bedeutendes älter sein sollte, was eben nicht wahrscheinlich ist, bleibt immer noch ein zu großer Zeitraum zwischen der athenischen Gnathainion und der Schneidermamsell aus Argos, als daß diese beiden von und als denselben Geschlechte angehörig angenommen werden könnten. Denn fassen wir alles bisher Auseinandergesetzte zusammen, so muß Gnathana, des Diphsos Seeliehe, um Ol. 112

= 332 a. Chr. und zwar eher etwas früher als später geboren sein, sodas man sich an die oben näher¹²²⁾ gegebene Angabe des Alkibiades über sie nicht eben zu binden hat; sie kann um Ol. 118 = 308 a. Chr. geboren haben, vielleicht erst nach ihren Streitereien mit¹²³⁾ Mada; ihre Tochter hat dann Ol. 123 = 288 a. Chr. Gnathainion zur Welt gebracht, welche seit Ol. 127 = 272 a. Chr., auch schon¹²⁴⁾ früher, als Getaire ihren Laufbahn machte, sodas sie also Perseus und Argos als ältere Männer gekannt und ihre hierher gehörigen Werke dem Dreifachen nahe geschrieben haben; geschrieben sie um Ol. 129 = 264 a. Chr., so war Gnathana, als Gnathainion ihre Laufbahn begann, eine den Schülern nahe Frau, und das stimmt zu der Art, wie sie von¹²⁵⁾ Mada in der Zeit bezeichnet wird. Wie viel Schwankendes übrigens in dieser Darstellung ist, erzieht man nicht; es liegt das in der Beschaffenheit der Quellen; jedenfalls wird aber dieser Versuch darauf aufmerksam machen können, daß man bei der Entzifferung der Geschichte dieser Zeiten hinsichtlich der Quellen vorzüglicher Verfahren müße, als bis jetzt gebräuchlich.

(Ernst von Leutsch.)

GNATHIUM, eine von Kirbu aufgestellte Gattung der Käfer aus der nächsten Verwandtschaft von Meloe (s. d. Art.) und ausgezeichnet durch einen im männlichen Geschlechte weit über den Kopf verlängerten Endlappen der Maxillen.

(Giesb.)

GNATHO. Gnathon von der Insel Thasos wird von mehreren Neuern, auch noch von Brunn (Geschichte der griechischen Künstler. 2. Bd. S. 261) als ein Maler, der etwa gegen das Ende des peloponnesischen Krieges gelebt habe, aufgeführt, nach Hippokratess Epidem. I, 2, 9 (Vol. II. p. 666 ed. Littré), wo man gewöhnlich liest: *Ουροκλήτης δὲ κατέλατο κατὰ Γράστριν γράφει*. Allein mehrere Handschriften, darunter die älteste unter allen bisher für diese Schrift benutzten, geben für *γράφει* vielmehr *γράφει*, was jedenfalls das Richtige ist; darnach gehört also dieser Gnathon durchaus nicht in die Kunstgeschichte, da er nur das ehrsame Handwerk eines Walfers betrieb.

(Dr. C. Burman.)

GNATHO. Das griechische Wort *γνάθος*, die Kiefer, Kinnlade, Wange, ist in der Zusammenfügung einiger Termini der Zoologie (s. d. folg. Art.) und der Pathologie aufgenommen worden: Gnathaceylosis, Verwachsung des Kiefergelenks; Gnathorrhagia, Blutung aus der inneren Fläche der Wade; Gnathospasmus, Kinnkrampf.

(Fr. Will. Theile.)

GNATHOBOLUS nennt Schneider eine in einer Art bei Cayenne lebende Fischgattung, welche von Lacépède unter dem Namen Odontognathus in die Familie der Gymnoperom verlegt worden ist.

(Giesb.)

156) Plat. Acad. I. c. 8. *Λύσανδρος δὲ κατὰ γυνήκα (Perseus) ἔσχετο, ὅστις δὲ ἑστὶν ὁ ἀποκαταστὰς τῷ Περσεύῳ νεώτερος Δωδεκίωνος τῆς Ἀργολίδος Γραεινίας κόρη καὶ τῆς αὐτῆς κατὰ τὴν ἀποκαταστὰς; id. Arist. 54. . . Περσὶ δὲ Γραεινίᾳ τῆς ἀπὸ τοῦ κατὰ τὴν ἀπὸ τοῦ Περσεύς, ὅς ἐστι γυνή, ἀλλ' ὁ ἀποκαταστὰς ἐστὶν γυνή, in Γραεινίαν τῆς ἀπὸ τοῦ Περσεύς γυνήκα; Liv. XXXIX, 53, 3: nam et minor aetate (Demetrius, Sohn des Philipp von Makedonien) quam Perseus esset, hunc tamen iuxta matremfamilias, illum pellice ortum esse; illum ut ex vulgato corpore genitum, nullam certi patris notam habere, hunc insignem Philippi similitudinem prae se ferre. 167) Keiske ad Plat. V. Acad. I. c. G. Dind. in Steph. Thes. Ling. Gr. s. *Γραεινίαν* p. 687 C. 158) Rämisch cod. Paris. C hat in V. Acad. I. c. *Γραεινίαν* und darnach hat Eusebius bei *Γραεινίαν* geschrieben, während er in V. Acad. Paul. I. c. die *Εὐφροσύνη Γραεινίαν* hätte setzen lassen. 159) Orosius ad Philom. p. 292: add. Eusebius ad Rom. Od. v. 69. p. 1647, 57; Held. ad Plutarch. V. Acad. I. c. p. 172. 160) Liv. XL, 6, 4: latere regio dno filii javenos eingetragt, Perseus jam tricesimum annum agens, Demetrius quinguenno minor; medio juvenate robore illo, hic forte; fortunati patris matura roborea, si mens sana fuisset; vergl. S. Hera, Gesch. Griechentums v. d. Entstehung des a. u. d. d. Bund. S. 329.*

161) Siehe oben Note 44. 162) Siehe oben Note 46. 163) Die Mädchen wurden oft schon sehr früh in die Wolken eingeweiht; Menand. ap. Athen. XIII, 567 D: καὶ Ναρσίδιον ἑγγυαζόμενον ὁδοῖς; so auch Paus: Apelles ap. Athen. I. c. p. 585 D; solcher Weisheit lassen sich noch viele aufzählen. 164) Siehe oben Note 106.

GNATHODON, eine Gattung lebender Fische, welche Gray im J. 1830 in dem *American Journal of science and Arts* im J. 1834 in *Nouveaux Annales du Muséum d'hist. nat.* III, 217 blagnosirte und Desmoulins unter dem neuen Namen *Kangia* in den *Actes de la Soc. Linnéenne de Bordeaux* 1831, Genard als *Clathrodon* in *Sillimann's Journ.* of science 1833 abermals beschrieben. Sie ist eine sicher begründete, von Dehnbach, Herce, Sowerby, Swainson, Whipple und anderen Conchyliologen anerkannte Gattung aus der engeren Familie der *Macrætræ*. Ihr Gehäute ist dreieckig eiförmig, gleichschallig, ungleichförmig, geschlossen, mit brauner Epidermis und an den Wirbeln meist abgetrennt. Das Schloß hat in der rechten Klappe zwei kleine Schloßhaken vor der Grube des Ligamentes und zwei starke Seitenzähne; in der linken Klappe ist ein kleines Zähnbüschel vor der Grube des Ligamentes und zwei Seitenzähne, von welchen der vordere besonders groß und sparrigförmig ist; das Band liegt ganz innerlich in einer tiefen dreieckigen Grube jeder Klappe; zwei Rüsselbeinbrüche; der Mantelrand mit einer ganz kleinen spigen Einbucht. Das Thier hat einen bis auf zwei Drittel der Länge gespaltenen Mantel, hinten zwei geknähte, kurze, etwas verwaachsene Siphonen. Sein Fuß ist zusammengedrückt, schief, einsehbare vieredrig oder beiförmig. Die äußere Kiemer ist in ihrer Mitte am oberen Rande der Innern befestigt, so daß es scheint als ob jederseits drei Kiemen vorhanden wären; die Kiemertaster sind groß, dreieckig, verlängert, sehr spitz, der Mund klein. Man kennt zwei lebende Arten, von welchen die bekanntere *Gn. cuneatus* Sowerby, *Conch. Manuel* fig. 83 im See Pontchartrain bei New-Orleans lebt und dort gefressen wird. Es werden auch einige Fossilie von Dunker im Walden, von Genard in amerikanischen Tertiärgesteinen aufgeführt, doch ist deren systematische Bestimmung nicht ganz sicher. (Giebel.)

GNATHOLABIS nannte Leidy in seinem *Memoir on the extinct Sloth Tribe of North America* S. 58. eine Gattung vorweltlicher Riesenfaunistiere und führt als Art nur jene in Südamerika gefundenen Ueberreste an, welche Owen in der *Zoology of the Beagle*, foss. Mamm. 63. Taf. 17. fig. 1. Taf. 29 als *Megalona Jeffersoni* bestimmt hatte. Als Charaktere führt er in der obigen Diagnose an: die Backzähne oben 5, unten 4, stehen getrennt, im Unterkiefer haben die vorderen einen elliptischen, der zweite und dritte einen ovalen Querschnitt. Das ist so wenig, daß wir *Gnathopsis* die Berechtigung verlagern müssen und sie nach Owen's erster Bestimmung unter *Megatherium* (f. d. Art.) belassen. (Giebel.)

GNATHOSAURUS. Im lithographischen Schiefer bei Solmbach wurde ein Unterkieferfragment entdeckt mit 30—40 Zähnen in jedem Ast, wovon 11—12 auf dem freien Theile, die übrigen auf dem Symphysealtheile stehen. H. v. Meyer erhielt dieses Fossil zur näheren Untersuchung und erkannte darin eine eigenthümliche Sauriergattung, der er in den *Abhandlungen des Senckenbergischen Museums* 1833. I. S. 1—7. Taf. 1. fig. 1. 2 den Namen *Gnathosaurus* beilegte. Das Thier muß eine sehr schmale verlängerte Schnauze gehabt haben und reißt sich danach den lebenden Gavialen zunächst an. Der lange Unterkiefer ist vorn nicht verdickt und hinten anders gebogen als bei unsern Gavialen. Die Zähne stehen in fast gleichweit von einander entfernten Alveolen, nach der Kieferspitze hin aber dichter gedrängt. Sie sind im Innern hohl, im Allgemeinen nach Vorn gerichtet, aber ihre schlank, sich allmählig aufsteigende Krone krümmt sich leicht nach hinten. Die Krone ist glatt, im Durchmesser eher oval als rund, so daß der längere Durchmesser in der Art des Kiefers liegt. In der Größe nehmen die Zähne von Vorn nach hinten ab und zwar sind die acht ersten auffallend lang und stark, die folgenden nehmen allmählig an Länge ab. Die Erstgebisszähne scheinen tief in den Höhlen der alten, sondern festlich von diesen hervorzutreten. Man vergleiche noch meine Fauna der Vorwelt II. Amphibien S. 106. (Giebel.)

GNATHOSTOMA wird in *London and Edinburgh philos. magazine*, 3 serie. Juni 1837. Suppl. 129 ein im Magen des Tigers lebender Eingeweidewurm genannt, welchen Diezing in seinem *Systema Helminthum* II, 249 mit dem auch in *Feliscatus ferus* und in *F. concolor* scharmarogenden *Cheliracanthus robustus* identificirt. Die Gattung *Cheliracanthus* gehört in die weitere Familie der *Ascariis* (f. *Ascaris*) und ist nur noch in einer zweiten Art *Ch. gracilis* von Diezing bekannt geworden. (Giebel.)

GNATIA (auch *Gnatiae* und *Gnatie*), eine Stadt im alten Aegypten, zwischen Barium und Brundisium. *Horat.* Serm. I, 5, 97 (dein *Gnatia* lymphis *iralis* exstructa dedit risuque jocosoque). Das *Itinerarium Antonini* (315. p. 149. ed. *Parthey et Pinder*) nennt diese Stadt *Gnatiae* und sagt dießelbe an die *Via Flaminia*. Die *Tabula Peutingeriana* (Seym. VI, A. ed. *Mannert*) hat dafür den Namen *Gnatia*. *Gnatia* und *Gnatiae* war der jedenfalls durch abgegriffene Ausdruck im Munde des Volkes entstandene Name statt *Egnatiae*, wie wir viele andere abgegriffene Namen dieser Art kennen. Die vollständige Form hat das bezeichnete *Itinerarium* 117 (p. 54. ed. *Parthey et Pinder*). Gegenwärtig heißt der Ort Torre Egnazia prope Fasano. (Kraus.)

GNEDITSCH (Nicolai Iwanowitsch), russischer Dichter, geb. zu Pultawa den 2. Febr. 1784, gest. zu Petersburg zu Anfange des Jahres 1833. Den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte er auf dem Seminarium seiner Vaterstadt; nach dessen Aufhebung setzte er seine Studien im kaiserlichen *Gesamten*

zu Charcote fort; seine dreijährige Universitätskarriere führte er in Moskau durch, wo besonders Wersiljof durch seine Vorlesungen über Literaturhistorie Einfluß auf ihn gewann. Bereits vom Jahre 1803 an trat er als Hilfsarbeiter in das Ministerium der Volkswirtschaft ein, vom Jahre 1811 zugleich als Beamter an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Aber sein schwächlicher Gesundheitszustand, dem weder die Mineralbäder bei Moskau und im Kaukasus, noch die Seebäder von Odessa auf die Dauer aufhelfen konnten, nöthigte ihn bereits im Jahre 1817 seine Staatsbedienstungen aufzugeben. Seine Verdienste fanden durch den ihm verliehenen Titel eines Staatsrathes, später zugleich den eines Mitgliedes der kaiserl. Akademie zu Petersburg ihre Anerkennung. Er widmete von da ab seine, von körperlichen Leiden freie Muße der Poesie, theils in geistig aufgenommenen Originaldichtungen, theils in gelungenen Uebersetzungen, zu welchen ihn bei reicher Geistes- und Gemüthsbegabung sein vielseitiges Sprachwissen vorzugsweise befähigte. Nach der letzten Seite hin erwand er sich durch seine ausgezeichnete Uebersetzung der Iliade in russische Hexameter, an welcher er 18 Jahre arbeitete und feilte, einen wohlverdienten, ausgebreiteten Ruf. Zunächst hatte er sich nur die Aufgabe gestellt, die von Kostrow begonnene und bis zum 18. Buche geführte Uebersetzung der Iliade in gereimten Alexandrinern zu vollenden. Durch den Minister von Noworoff bestimmt, wählte er zur Uebersetzung der ganzen Iliade, um dem Originalen näher zu treten, den Hexameter; er wußte dem von ihm für die russische Sprache gewissermaßen neugeschaffenen Metrum durch Lebendigkeit, Geschmeidigkeit und Ausdruck eine solche Mustergütigkeit zu geben, daß sein russischer Homer ein durchaus classisches Gepräge hat, wobei er sich zugleich um die Bereicherung seiner Muttersprache hochverdient machte, durch die dem Griechischen nachgebildeten neuen Wörter, besonders in den prachtvollen Homerischen Compositis, für welche die biegsam-geschmeidige russische Sprache dem talentvollen Uebersetzer so viele Mittel bot. Gneditsch's russische Iliade erschien 1831 vollständig in zwei Bänden, seitdem mehrmals wieder aufgelegt. Aus dem classischen Gebiete hatte er sich durch die elegante Uebersetzung mehrerer Anacreontischer Lieder empfohlen; auch „Vollslieber der modernen Griechen“ (Prostonaróndnja píesni námaschónich Grékow) sind ihm trefflich gelungen. Aus dem Bereiche der neuen Literatur verpfausete er Byron,

Chénier, Ducis und Andere auf russischen Boden. Shakespears „Fear“, bereits 1809 zu Petersburg erschienen und Voltaire's „Tancréd“ (ebenda. 1816) haben sich in seinen Uebersetzungen auf der russischen Bühne einheimisch gemacht und gehören noch jezt in ihr ständiges Repertoire. Als Original-Dichter führte ihm „die Geburt Homers“ (Roshádenie Homéra), ein schwungvolles phantasiereiches Gedicht in zwei Gesängen, eine Apotheose des Dichters, mit dem er so innig vertraut worden war, einen reichen Leserkreis zu und seine Idylle „der Fischer“ (Rúbaká) ist im Umkreise des russischen Parnasses eine Perle vom reinsten Wasser. Vieles von seinen Originalarbeiten hat sich in Uebersetzungen auch anderwärts eingebürgert; so findet sich Vieles von ihm in Dupré de St. Maur „Anthologie russe.“ Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist bis jezt noch nicht erschienen. (J. E. Volbeding.)

GNEISENAU. August Wilhelm Anton Graf Reichart von Gneisenau, königlich preussischer General-Feldmarschall, Ritter sämmtlicher preussischer und russischer Orden, des österreichischen Maria-Theresien-Ordens, Großkreuz des bairischen Militair- und des hannoverschen Guelphen-Ordens, darf unter den berühmten Männern, welche in den preussischen Kriegsjahren als besonders hervorragende Lichtpunkte glänzten, mit vollem Rechte zu den Sternen erster Größe gerechnet werden. Groß durch seinen Ruhm als Feldherr und durch seine als solcher dem Vaterlande geleisteten Dienste, war er nicht minder ausgezeichnet als Mensch in allen Beziehungen des socialen Lebens durch den Adel und die Liebenswürdigkeit seines Charakters. Was seine Verdienste um das Vaterland betrifft, so ist es allgemein anerkannt, von wie wesentlicher Einwirkung sein Scharfblick, seine Intelligenz und seine Thatkraft auf die Wiedergeburt Preussens von dem harten Schlage war, der es in dem verhängnisvollen Jahre 1806 niedergeworfen hatte¹⁾. In Bezug auf seinen Werth als Mensch ist das Urtheil von besonderer Wichtigkeit, welches der Feldmarschall von Nüßling in seinen nachgelassenen Werke: „Aus meinem Leben“ über ihn ausgesprochen hat, und welches, wie folgt, lautet: „In allen Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Mensch, höchst gerecht, war er unfähig, einen selbst begangenen Fehler auf Andere zu wälzen und immer bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen.“ Dieses unsern Helden so treffend charakterisirende Urtheil eines Mannes von einer solchen Schärfe des Verstandes, wie der Feldmarschall von Nüßling sie allgemein anerkannter Weise befaß, gewinnt eine um so höhere Bedeutung, da es aus einer

¹⁾ In dem Artikel der Biographie univers. (nouv. éd. Tom. XVI. p. 649) heißt es darüber: Ce rythme (en vers hexamètres) lui offrait d'immenses avantages; la langue russe se prête avec facilité à toutes sortes d'inversions et, comme la grec, elle admet une foule de mots composés. Toutes ces circonstances permirent à son poète traducteur de rendre souvent le texte homérique vers pour vers et même mot pour mot et de lui conserver en même temps sa force, sa grâce, son harmonie. — Selon Schleier, „l'Iliade traduite en langue slavono-russe doit remporter la palme sur toutes les traductions, principalement celle de Gneditsch, non-seulement par ses compositions, mais par les savants étrangers variés dans la littérature de son pays.“

1) Der berühmte alte Feldmarschall Blücher bekannte offen und freimüthig, wie viel er bei den glänzenden Thaten in den gemaltigen Kämpfen der Wiedergeburt des Vaterlandes der Uebersetzung Gneisenau's verdankt habe. Als er einst in einem kleinen Kreis scherzend die Schöpfung anstellte, er sei im Stande etwas auszuführen, was ihm Niemand so leicht werde nachthun können, nämlich seinen eigenen Kopf zu fassen, umarmte er seinen treuen Kampfgefährten und sagte ihm:

Beder gestossen ist, die wie bekannt eine nicht günstige für Gneisenau zu nennen ist.)

Unser gefeierter Held, Gneisenau, wurde am 27. Oct. 1760 mitten unter den Kriegswirren, welche der nur wenige Tage darauf bei Lorgau gefallenen Schlacht vorangingen, in dem kaum anderthalb Meilen davon entfernten Städtchen Schilba geboren. Das noch heute vorhandene Kirchenduch von Schilba enthält unter dem genannten Datum Folgendes:

August Wilhelm Antonius, ein Söhnlein Herrn August Wilhelm von Reibhart, bei der zur Reichsartillerie gehörigen Abtheilung bestallten Lieutenants und seiner Gemahlin, fr. . . . (Rade des Vor- und Zunamens), ward den 27. Oct. Vormittag geboren und (ist) gegen Abend sogleich getauft worden.

Folgt:

- 1) Herr Antonius von Krumbach, Major, dessen Stelle der Pastor M. Daniel Christian Littmann vertreten,
- 2) Frau Johanne Rosine Regine, Herrn Johann Christoph Wolffs, Uhrmachers zu Lorgau Eheleute,
- 3) Herr Johann von Wilsch, Lieutenant unter dem kaiserlichen Regiment Alt-Colleredo,
- 4) Jungfrau Hedwig Erdmube, Herrn Carl Heinrich Heunens, hiesigen Stadtschreibers und Rechtsconsulenten jüngste Tochter,
- 5) Herr Elias Thomas, General-Amis-Einnehmer zu Schilba.

Aus diesem interessanten Documente, von welchem unser berühmter Held niemals eine Kenntniss erlangt hat, indem er selbst bis an sein Lebensende seinen Geburtsort auf den 28. Oct. feierte, geht hervor, daß sein Vater um jene Zeit nur den Namen: von Reibhart führte und daß derselbe Lieutenant in der Reichsartillerie war, während er nach anderen biographischen Angaben als österreichischer Artillerie-Hauptmann aufgeführt wird. Es ist anzunehmen, daß Gneisenau's Vater schon im August nach Schilba gekommen war, dort bis gegen Ende Septembers im Quartier lag und dann an den weiteren Operationen der Reichsarmee Theil nahm. Legtere folgte dem Corps des preussischen Generals von Hülßen nach Wittenberg, rückte, nach Hülßen's weiterem Rückzuge auf Berlin, diese Festung und nahm dieselbe Mitte Octobers ein. Als aber Friedrich II. sich mit seinem Heere näherte, zog die Reichsarmee am 26. Oct. nach

Düben und am 27. von dort nach Leipzig ab. Die Mutter Gneisenau's, die nach damals nicht seltener Sitte ihren Gatten ins Feld begleitet hatte, war während dieser Zeit in Schilba verblieben, um daselbst den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Bei ihrer am 27. Oct. 1760 sie überraschenden Niederkunft hatte sie um nicht den Trost ihres Gatten bei sich zu sehen. Aber die Verhältnisse gestatteten sich für sie noch viel unglücklicher. Am 30. Oct. rückte der preussische König gegen Eilenburg vor, versuchte die eine Entladung gegen Leipzig die dort lagernde Reichsarmee in der Richtung nach Chemnitz und wandte sich selbst gegen den endlich bei Lorgau aufgefundenen Daun. Am 2. Nov. marschirte er auf Schilba und bezog dort ein Lager. Es war der Vorabend der Schlacht bei Lorgau. Der Schrecken, den die Nachricht von des Königs Herannahen verbreitete, trieb den in Schilba zurückgebliebenen Theil des Trofrees der Reichsarmee zur schleunigen Flucht in der Richtung auf Olschag und Chemnitz. Die Mutter Gneisenau's, so schwach sie auch war, ließ sich aller Abmahnungen ungeachtet nicht dazu bewegen, in Schilba zurückzubleiben. Das Wetter war rau, der Weg schlecht, die Haß, den Preußen zu entgegen, groß. Auf einem Nachmarische brach der Wagen der Wöchnerin, die mit ihrem Säuglinge im Arme auf einen Bauerwagen zu anderen Kranken gelegt werden mußte. Hier verlor sie in Folge der großen Anstrengungen und Aufregungen bei ihrem noch schwachen Körperzustande die Besinnung. Das Kind entglitt untermert ihrem Arme und fiel auf den Weg. Ein Grenadier von der Escorte entdeckte es glücklicher Weise, hob es auf und trug es, bis der Tag anbrach, die Mutter ermittelte und das Kind ihr zurückgegeben werden konnte. Gneisenau selbst hebt diese merkwürdige Begebenheit in einer Mittheilung an einen seiner Schwieger söhne, die Glücksfälle erwähnd, die ihm in seinem ereignisreichen Leben degegen sind, als den ersten hervor, indem er sagt: „Hätte mich jener Grenadier nicht aufgehoben, ich würde unselbstbar in der Finsternis von dem nächsten Wagen todt gefahren sein. Aber es sollte nicht sein! Meine Mutter hat sich nie von den Beschwerden der Reise und von dem Schrecke, mich verloren zu haben, erholen können und ist nicht lange darauf gestorben.“

Die Mutter Gneisenau's war nach dessen eigener Angabe eine geborene Müller, Tochter des fürstlich-würzburgischen Oberstleutenants der Artillerie gleichen Namens, welcher 1772 als Vorstand der Ingenieurs-Akademie zu Würzburg starb, nachdem er kurz vor seinem Tode zum Obersten ernannt worden war. Aus erster Ehe hatte er eine Tochter an einen Artillerieleutnant Schnab verheirathet. Aus der zweiten Ehe kamte: 1) eine Tochter, die Mutter Gneisenau's, die dessen Vater, einen Artillerieleutnant zum großen Verdruß der Wittenberger beirathete, weil er ohne Vermögen und Protestant war; 2) einen Sohn, der später würzburgischer Hauptmann, (später bairischer Obrist) war; 3) eine Tochter, die einen schwäbischen Hauptmann von Stort beirathete.

2) In einem Aufzuge 1816 an Gneisenau geschickten Brief sagt Maffing unter Anderem: „Wenn Sie mir Ihr Vertrauen entgegen, habe ich gern einem Würdigen Platz gemacht.“ Doro an Gneisenau antwortet: „Mit, mit, habe ich Ihnen mein Vertrauen entgegen, zu früher Zeit unserer gemeinschaftlichen Redzige. Ich achte Ihre edlen Charaktere, Ihren Charakter und seinen Bestand und Ihre so viel umfassendes Wissen und Kenntniss des Kriegswesens; aber wol hat es mir geschmerzt, als ob Sie mir Ihre Rathschläge entgegen wollten. — Sie habe ich angebetet. Sie wegen Ihrer vortheilhaften Eigenschaften immer hochachten, wenn ich auch selbst den Weg dazu hatte, daß Sie mir nicht wohl wollten, was inbeben bei meinem vertrauten Charakter mir lange beunruhigt hat, indem es mir Bedürfnis war, mich Ihnen vertraulich wieder hinzugeben.“

Der Vater Gneisenau's, wahrscheinlich aus Wertheim gebürtig, war nach den Angaben einiger Quellen als Handknecht in die Müller'sche Familie gekommen und hatte nach vielem Widerstreben der Aeltern die zweite Tochter geheirathet. In Folge seiner mathematischen Kenntnisse wurde er würtzburgischer Artillerieleutnant und zog mit diesem Contingent, von seiner jungen Gattin begleitet, ins Feld, wo ihm das einzige Kind aus dieser Ehe, unser Gneisenau geboren wurde. Was den Doppelnamen, Reithardt und Gneisenau betrifft, so bediente sich der Vater dessen erst in seinen letzten Lebensjahren. Bis dahin nannte er sich nur von Reithart (oder von Reithardt) häufig mit Beglückung des Adelsprädicats. Auch der Sohn führte als Knabe und Jüngling nur diesen einen Namen; dagegen erscheint derselbe in einer ansbach-bayreuthischen Rangliste aus dem Jahre 1783 mit dem Doppelnamen Reithardt von Gneisenau, welchen er auch in den preussischen Dienst mit hinüber brachte. Die in dem fränkischen Dialecte eigenthümliche harte Aussprache des r verführte ihn in seinen jüngeren Jahren zuweilen, den zweiten Namen Gneisenau zu schreiben. Von der preussischen geheimen Kriegskanzlei wurde er in der Rangliste von 1788 gar Gneisenau geschrieben, wobei der Name Reithardt ganz fehlt. Hieraus dürfte zu folgern sein, daß Gneisenau solchen um diese Zeit gar nicht mehr als Zunamen führte, wie er ihn auch späterhin niemals mehr ganz ausschrieb, sondern immer nur ein N. dem Namen von Gneisenau vorsetzte. Nach Gneisenau's eigenen Notizen ist indessen der Name Reithardt wirklich der eigentliche Stammmame, von Gneisenau nur ein Zuname gewesen. Schon im 13. Jahrhunderte hat es Reithardts gegeben, die im Nordgau an der Donau sesshaft waren. Von dort soll sich die Familie vor etwa 500 Jahren nach Schwaben und der Schweiz, sowie nach Oesterreich und Schlesien verbreitet haben. Im 15. Jahrhunderte wäre in Ulm, in Constanz und in Jürich unter den Doms- und Kathedern der Name Reithardt oft vorgekommen. Im Jahre 1527 sei ein kaiserlicher Hauptmann dieses Namens der erste gewesen, der seine Fahne auf die Mauern des eroberten Rom's pflanzte. Im 17. Jahrhunderte wäre ein Reithardt im Jesuiten-Orden zu großer Bedeutung und endlich sogar zur Cardinalwürde gelangt. Endlich hätte es im 18. Jahrhunderte mehrere Glieder des schlesischen Zweiges gegeben, welche im kaiserlichen Kriegs- und Soldatenangehene Kenner beiderseits haben. Der Name von Gneisenau sei von einem Edelgese gleichen Namens entnommen worden, welchen die Familie einst in Oesterreich ob der Enz, im oberen Wälderthel, besessen habe.

Die Mutter Gneisenau's ist bald nach ihrem Eintreffen in die Winterquartiere, zwischen Hof und Saalfeld, bei ihrem Gatten gestorben und der Knabe begleitete den Vater auf seinen Zügen während der beiden letzten Kriegsjahre unter der Pflege einer Soldatenfrau oder irgend einer anderen weiblichen Person.

Nach hergestelltem Frieden oder vielleicht noch früher heirathete der Vater zum zweiten Male und zwar eine

Person von geringem Stande. Er verließ mit dem Charakter als Hauptmann den Militärdienst und suchte sich durch seine Kenntnisse in der Feldmess- und Baukunst eine andere ihm mehr zusagende und zugleich auskömmlichere Erfindung zu verschaffen. Er soll als Gemeiner lange Zeit in Thüringen unfruchtbar umhergezogen sein und in dürftigen Verhältnissen gelebt haben, zumal da ihm aus der zweiten Ehe noch mehrere Kinder zuwuchsen. Auch soll dadurch der häusliche Frieden oft gestört worden sein, daß die Eiesammutter das Kind der ersten Ehe sehr hart behandelte. Gneisenau selbst hat sich über diese seine erste Jugendzeit als eine recht elende und armselige ausgesprochen: „Der Vater sei auf Abenteuer in der Welt umhergeirrt, er selbst habe als mutterloser vom Vater verlassener Knabe barfuß in die Schule gehen müssen u.“ Bald jedoch wandte sich seine Lage zum Besseren, indem seine Großältern in Würzburg, nachdem sie von seinen fämmtlichen Verhältnissen Kunde erhalten hatten, ihn zu sich nahmen und nicht nur für sein physisches Wohl sorgten, sondern auch auf seine moralische Entwicklung liebreich fördernd einwirkten. Der alte Großvater war ein rechtschaffener, braver Mann, durch seine vielen und weiten Kriegsjahre, sowie durch seine lange Dienstlaufbahn reich an Erfahrungen, auch nicht ohne wissenschaftliche Bildung, da er einer höhern Militär-Unterrichtsanstalt vorstand. Die Großmutter wird im Allgemeinen als eine vortheilhafte Frau bezeichnet. Der jüngeren Schwester seiner Mutter, der Tante Margaretha, ibut Gneisenau selber eine nähere Erwähnung und schildert sie als lebhaft und sehr unterrichtet. Sie sprach Französisch, Italienisch und Englisch, las Gellert's und Wieland's Schriften und kannte überhaupt die damaligen Anfänge der deutschen Literatur. Unzweifelhaft erhielt der Geist und das Gemüth des lebhaftesten Knaben von dieser Tante die ersten und lebendigsten Eindrücke. Da die großälterliche Familie als eine streng-katholische entschieden unter dem Einflusse der Geistlichkeit stand, so konnte letztere auch nicht ohne Einwirkung auf die Erziehung Gneisenau's bleiben. Es waren Jesuiten und Franziskaner, von denen er nur einen geistig dürftigen und abergläubischen Unterricht erhielt. Derselben Geistlichen führten ihn, den protestantisch getauften Sohn eines Protestanten, auch der katholischen Kirche zu. Gneisenau war indessen weder dem Kopfe noch dem Gemüthe nach für den Katholicismus geschaffen, was er auch dadurch entschieden bewiesen hat, daß er seine fämmtlichen Kinder im evangelischen Glauben erziehen ließ, wenn auch andere Gründe ihn abgehalten haben, selbst ein solches Bekenntnis öffentlich abzugeben. Die Mängel jenes Unterrichts wurden indessen durch einen in dem Müller'schen Hause wohnenden Professor, Namens Herwig, gehoben, der an dem frischen und gewekten Knaben Gefallen fand und seine Wissbegierde in gute Wege leitete. Der natürliche Sinn und Eifer des Knaben für die Wissenschaften fand darin reichere Nahrung und Befriedigung. Durch Herwig lernte derselbe unter anderen auch die Jllas und Dreyse kennen und wie Gneisenau selbst später erklärte, ist dadurch hauptsächlich

seine Liebe zu literarischen Beschäftigungen gewendet werden. Wenn die frühe Lectüre der Classiker ungewissheit der freieren Geistesrichtung Vorwand leistete, welche Gneisenau's spätere Wirksamkeit so glänzend bekundete, so erweckte sie in ihm auch sehr bald den Sinn für Romanistik, der ihn in den Jünglingsjahren zwar auf manchen Irrweg trieb; im Mannesalter aber, berichtigt, geklärt und mit dem Verstande in Einklang gebracht, seinem Charakter einen so liebenswürdigen Reiz verlieh und einen nicht geringen Antheil an den Thaten hatte, welche seinem Namen einen historischen Glanz gaben.

In diesem früh erregten Sinne singt der kaum zwölf Jahre alte Knabe schon an, Pläne für das Leben zu bauen und zwar vorzugsweise solche, die einen kühnen Muth, Unternehmungsgelbst, Schaffungstrieb und überhaupt einen Geist erkennen ließen, der an die enge Scholle seiner Heimath sich nicht bannen lassen will, der hinaus in die Welt, vorwärts und in die Höhe drängt, der gründen und produciren, leiten und beschlen will.

Die glücklichen Verhältnisse im großväterlichen Hause waren jedoch nicht von langer Dauer. Nach dem Tode des Großvaters mußte Gneisenau Würzburg verlassen und wir finden ihn um das Jahr 1773 wieder bei seinem Vater in Erfurt. Die in Würzburg verlebte Zeit blieb ihm bis ans Ende seines Lebens ein Zeitpunkt, bei dem er gern verweilt. Sein gemüthvoller und jovialer Charakter hatte in dem Kreise der würzburger Verwandten und Bekannten die erste reiche Nahrung gefunden. Vor allen aber war es das Bild des ehrwürdigen Großvaters, welches er mit wärmster Liebe und Verehrung in seinem Herzen trug, und es ist sicher, daß die immer lebendige Erinnerung an ihn, sowie die tiefen Eindrücke, welche des mactern Herrn's Belderrungen auf den dafür so empfänglichen Knaben machten, den Talisman bildeten, der ihn in den Jünglingsjahren wiederholt vor dem Verderben schützte.

Die Nachrichten über Gneisenau's Verhältnisse während seines Aufenthalts in Erfurt lauten sehr verschieden, sogar widersprechend. Gewis ist, daß Gneisenau während dieser Zeit viele Entbehrungen, selbst drückenden Mangel zu ertragen gehabt, dieser aber weder seinen frühen Lebensmuth noch sein Streben nach geistiger Ausbildung niederzulegen vermocht hat. Der alte Mendt will aus verlässbarem Munde gehört haben, daß Gneisenau in der Curunde vor den Häusern seiner Stadt gesungen habe, um sich den freien Schulunterricht zu verdienen. Gneisenau selbst hat sich über diese erfurter Zeit einst dahin ausgesprochen, daß sie zwar eine recht harte, aber eben darum ihm eine recht heilsame Lebensschule gewesen sei. Genauere Nachforschungen über Gneisenau's damaligen Aufenthalt in Erfurt haben folgendes ergeben.

Als der junge Gneisenau zu seinem Vater nach Erfurt zurückkehrte, fungirte dieser als Baurechniker und nannte sich nur Reithardt, weil er nicht im Stamme sei, wie ein Edelmann zu leben. Der Knabe wurde zuerst in die sogenannte Kaufmannsschule geschickt und erhielt vom Vater selbst noch Unterricht im Zeichnen. Später

befuchte er das Kathogymnasium, wo er sich an einen seiner Mitschüler, den ältesten Sohn des Professors Siegling, mit besonders inniger Freundschaft angeschlossen. Siegling's Vater ertheilte beiden Knaben Unterricht in der Mathematik, worin auch beide den anderen Schülern weit voranlanten; auch in anderen Beziehungen wurde die Bekanntschaft mit der Siegling'schen Familie in der Folge für Gneisenau von Wichtigkeit. Vordring trat eine Unterbrechung dieser Verhältnisse dadurch ein, daß Gneisenau's Vater in Folge eines Streites mit einem Rathsherrn Erfurt verließ, sich ins Staunswaldeliche begab und seinen Sohn dorthin mit sich nahm. Der Vater verblieb daselbst noch längere Zeit, schickte jedoch den Sohn bald wieder nach Erfurt zur Fortsetzung seines Schulunterrichts zurück. Der junge Gneisenau wurde jedoch hier von seinem Vater nur sehr färglich versorgt und war auf die Wohlthätigkeit fremder Leute angewiesen; auch mag es um diese Zeit gewesen sein, daß er zu der ärmlichen Rolle eines Curandenbängers seine Zukunft nehmen mußte. Endlich aber wurde er in das Siegling'sche Haus aufgenommen und hiermit hatte die Zeit der Kämmerlichkeit ihr Ende. Diese glückliche Wendung der Lage Gneisenau's wirkte sehr günstig auf seine wissenschaftlichen Fortschritte. Noch nicht volle 17 Jahre alt hatte er schon die Reise zur Unversitdt erreicht und da eine solche sich damals noch in Erfurt befand, wählte er diese zur Fortsetzung seiner Studien.

Am 1. Oct. 1777 wurde Gneisenau unter dem Rectorate des Professors Günther immatriculirt. Er steht in dem noch heute vorhandenen Register aufgeführt als: Antonius Neithardt Torgaviensis, Stud. phil. Er nannte sich also auch damals nur noch Neithardt und hatte als seinen Geburtsort Torgau statt Schilda wahrscheinlich aus dem Grunde angegeben, um nicht der muthwilligen Laune seiner Comilitonen als Jütscheise zu dienen, indem Schilda damals wie noch gegenwärtig mehrte Städte Teufschands in Bezug auf die Klugheit und Gewandtheit seiner Einwohner nicht eben in einem günstigen Aufe stand.

Auffallend muß es erscheinen, den Studenten Gneisenau, der sich als Schüler in so ärmlicher Lage befand, nicht bloß in Auskömmlichkeit, sondern in einer gewissen Wohlhabenheit zu sehen, sobald er sich sogar ein Reitpferd halten konnte, welches er zum Reiten und Umherfahren in Erfurtd schönen Umgebungen auch fleißig benutzte und ihm dabei oft in heterischer Studentenlaune das: „Zieh, Schimmel, zieh!“ zugeflungen hat. Einen Schlüssel zu dieser übernatürlichen Erscheinung finden wir in einer späteren Aeußerung Gneisenau's gegen einen seiner Freunde, worin er von der Verdwendung seines großväterlichen Vermögens spricht. Es war also aller Wahrscheinlichkeit nach das ihm jetzt zugestallene großväterliche Erbe, welches ihm gestattete, ein beglücktes Leben zu führen. Daß er dabei nicht mit sorgfältiger Sparsamkeit verfuhr, ist sehr erklärlich, wenn man sich ihn denkt mit seinem von Jugendfrische und Kraft stregenden Körper, einer leicht erregbaren Phantasie, einem überaus lebensfrohen Gemüthe, einem offenen,

hingebenden und sehr freigebigen Charakter. Bei solchen Eigenschaften, unterstützt von einer schönen, ebenmäßigen Körpergestalt und von einer höchst einnehmenden Gesichtsbildung, sah er sich gesucht und suchte selbst die Genüsse des Lebens, durchbrach dabei wol auch zuweilen die Schranken der strengen Convenienz. Aber auch bei allerlei Studentenausflug und Gähndeln bewahrte er immer einen gewissen Anstand und verschloß nie dem Gemeinen; auch hat er nie gespielt. Der vielfachen Zerstreuungen und Verlockungen zu Lebensgenüssen ungeachtet verabsäumte der junge Mann die Fortbildung seiner geistigen Entwicklung keineswegs; das moralische Element war zu stark in ihm, als daß das sinnliche jemals eine überwiegende oder dauernde Herrschaft hätte erlangen können. Den hier betriebenen Studien verbandte Gneisenau die eigentliche Basis seiner reichen und vielseitigen Kenntnisse. Schon in früher Jugend hatte er sich eine schöne und sehr Handelsart angeeignet; aber auch durch Correctheit und einen einfach edlen Ernst zeichneten sich seine Schriften aus. In hunderten von eigenhändigen meist ohne Concept und oft unter sehr frischen und draugvollen Verhältnissen geschriebenen Briefen, Berichten und Memoiren findet man selten ein ausgestrichenes oder eingeschaltetes Wort.

Eine wichtige Wendung nehmen um diese Zeit die Beziehungen Gneisenau's zu dem Sieglingschen Hause. In demselben befand sich außer dem schon mehr erwachsenen Sohne, seinem intimen Freunde und jetzigen Universitätsgenossen, auch eine hübsche, geistvolle und liebenswürdige Tochter. Als sie zur Jungfrau entwidelt wurde, und Gneisenau das Alter erreicht hatte, in welchem Naturen seiner Art so sehr zum Romantischen hinneigen, wurde das früherer geschwiegerliche Verhältnis zu einem heißen Liebesverständnis. Die Aelteren fanden hierin eine Veranlassung, den jungen Mann von ihrem Hause fern zu halten. Das Mädchen gedachte sich tief und stark.

Auch für Gneisenau's Leben wurde dies Ereigniß ein Wendepunkt. Er stürzte sich in einen Strudel wilder Zerstreuungen und gerieth in allerlei schlimme Handl. Ein Conflict zwischen Studenten und Bürgersleuten, wobei Gneisenau einem Schußmadergesellen zwei Finger abhieb und ein Duell mit einem seiner Comilitonen hatte für ihn die Relagation von der Universität zur Folge. Gneisenau entschloß sich nun, eine andere Berufsrichtung zu suchen und verließ Erfurt; unter allen Verhältnissen aber, denen er auf dem neu betretenen Wege begegnete, beobachtete er stets des Sieglingschen Hauses und seiner so früh zu Grabe gegangenen Liebe mit innigster Wärme und Theilnahme.

Es war gegen das Ende des Jahres 1778, als Gneisenau von Erfurt schied. Was er zunächst unternommen und wohin er sich gewandt, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, nur so viel ist gewiß, daß er bald darauf in österreichischen Militärdienst und sehr wahrscheinlich in das Infanterieregiment von Wurmsier eintrat. Sein dortiges Verbleiben war nur von kurzer Dauer; in den Listen der geheimen Kriegskanzlei zu Berlin sieht er mit einer einjährigen österreichischen Dienst-

zeit aufgeführt. Der Contrast zwischen dem ungebundenen Studentenleben und den so strengen, damals oft harten militairischen Verhältnissen mag dem jungen Manne schwer genug gefallen sein, auch die Ungewohntheit des unbedingten Gehorsams ihm manche Verdrüsslichkeit zugezogen haben. Hierin mag auch die Veranlassung zu seinem so baldigen Austritte aus dem österreichischen Dienste gelegen haben. Nach dem Verfasser des Pantheon des preussischen Heeres und anderen, hierauf fußenden biographischen Angaben soll Gneisenau fahnenflüchtig geworden sein. Da jedoch jener Autor in vielen anderen Mittheilungen über Gneisenau sich sehr unzuverlässig erweist, so kann er auch in diesem Punkte eine größere Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen.

Nach der einjährigen österreichischen Dienstzeit trat Gneisenau in das markgräflich, andock bairerische Militair, wo er zuerst bei einem Jägerregimente, später bei einem Infanterieregimente stand. Die Wahl dieses Dienstes war in dem Wunsche Gneisenau's begründet, an dem Kriege Theil zu nehmen, welchen England schon seit 1775 gegen seine außindischen Colonien in Nordamerika führte. Unter mehrern teutschen Fürsten hatte auch der Markgraf von Ansbach-Bairern sich verpflichtet, Hilfsstruppen für die englische Armee zu stellen; das ansbachische Gebiet lag nun seinen württembergischen Auserwandten am nächsten. Aber erst 1782 gelangte Gneisenau dazu, mit einem Transporthilfsregiment nach Amerika abzugeben, nachdem er kurz vor dem Ausmarsche die Befallung als Escadronchef im Jägerregimente erhalten hatte. In dem Verzeichnisse der Officiere dieses Regiments steht er mit seinem vollen Namen Reithardt von Gneisenau verzeichnet. Als dieser Transporthilf in Halifax anlangte, ruhten bereits auf dem Kriegsschauplatz die Waffen und die Geräthe von dem nahen Abschlusse des Friedens beschäftigten sich, indem im September 1782 die Anerkennung der Unabhängigkeit der aufgekündeten Provinzen von Seiten Englands und zwei Monate später auch der Friedensabschluß erfolgte. Die ansbachischen Truppen verblieben jedoch noch bis in den Spätsommer 1783 in Amerika.

Ogleich Gneisenau erst nach Beendigung der Kriegsoptionen in Amerika eintraf, und sein Aufenthalt daselbst nur kürzere Zeit dauerte, so war doch die Theilnahme an dieser Expedition für die Entwidlung seiner militairischen Ausbildung von großem Nutzen. Zwei neue Elemente waren es nämlich, die in diesem Kriege zur Erscheinung und zur entscheidenden Geltung kamen: die Hechtart in der zerstreuten Form oder des Traillement und die Volksebene. Beide Elemente verpflanzten sich durch die heimkehrenden Truppen als Keime von dem amerikanischen auf den europäischen Boden, wo sie demnach bald zur Entwidlung und Ausbreitung gelangten. Dem forschenden Blicke des großen Königs von Preußen waren die Vorgänge in Amerika nicht entgangen. Sie hatten seine besondere Aufmerksamkeit erregt und er erkannte in weiser Voraussicht die wichtigen Folgen, welche jene Elemente auf die Kriegsführung ausüben würden. Er nahm dem zufolge in den letzten

Jahren seiner Regierung durch die Errichtung von drei leichten Infanterieregimentern (die sogenannten Freiregimenter) auf die Bildung einer leichten Infanterie Bedacht, bei welchen er gern besitzliche, braunschwergische und ansbachische Officiere, die den Krieg in Nordamerika mitgemacht hatten, anstellte. Sein Nachfolger dehnte schon 1787 diese neuformirte Infanterie auf 20 Bataillone, unter dem Namen Hüfiliersbataillone, aus.

Die Volksbewaffnung kam in Europa zunächst in Frankreich während der Revolution durch Errichtung zahlreicher Nationalgarden- und Freimilligenbataillone zu einer ausgedehnten Anwendung. Auch in Teutschland zeigten sich schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten Ansätze durch Errichtung von Landmilitien im Ansbachischen und Württembergischen, wogegen die beiden Großstaaten längere Zeit damit zögerten; dann aber auch, als die Verhältnisse die Volksbewaffnung erforderten, in um so vollkommenerer Organisation damit auf dem Entscheidungsfelde erschienen.

Gneisenau hatte zwar weder das zerstreute Gesecht noch die Anwendung der Volksbewaffnung in Amerika selbst gesehen; aber er hörte doch an Ort und Stelle viel davon und von ihren Erfolgen und dies war bei seinem schnell aufwachen und speculativen Geiste hinreichend, um ihn die Tragweite erkennen zu lassen, die beide Elemente auf die europäische Kriegsführung würden erlangen müssen. Schon als er in den preussischen Dienst übertrat und zu einer Truppe kam, deren Hauptaufgabe der kleine Krieg und das Schlingengefecht werden sollte, wurde er in dieser Richtung sehr nützlich; als er aber später nach dem für Preußen so unglücklichen Jahre 1806 in eine Stellung kam, wo er dersen war, das zusammengefügten Gebäude der alten Armee neu aufzurichten, da übten sein reger Geist und die gemachten Erfahrungen die segensreichste Einwirkung aus.

Nach der Rückkehr des bairerischen Contingents nach Europa bezog Gneisenau wieder seine Friedensgarnisonen Ansbach. Der Rücktritt aus dem Kriegsverhältnisse in das Friedensgarnisonleben fällt dem Soldaten schon im Allgemeinen sehr schwer. Besonders drückend aber stellte sich dieser Uebergang bei den Truppen der kleinen Reichsländer heraus, wo dem Soldaten im Frieden gewöhnlich nur eine vom Scharwächter sehr wenig unterschiedene Rolle zufällt. Gneisenau suchte und fand unter solchen Umständen seine Zukunft in der Wiederaufnahme wissenschaftlicher Studien; vorzugsweise beschäftigte er sich mit Mathematik. Seine Gemüthsbeschaffenheit war ganz dazu geeignet, das Leben von der heitersten Seite aufzufassen. Vermöge seines lebensfrohen Sinnes und seiner geselligen Talente war er in allen Kreisen, selbst in den vornehmsten Häusern geliebt und geachtet und ebenso fand er im freundschaftlichen Verkehr mit seinen Kameraden. In gleich angenehmen Verhältnissen befand sich Gneisenau in Baiereuth, wohin er zu einem Infanterieregimente versetzt wurde. Hier gelebte er jedoch mit einem seiner Kameraden, als dessen Nebenbuhler, in Handel, die ein Vissolenduell zur Folge hatten, in welchem Gneisenau eine leichte Verwundung davontrug.

Von seinem edlen und gutmüthigen Charakter zeugt es, daß er auch gegen diesen Kameraden keinen Groll in seinem Herzen trug, sondern sich herzlich freute, als es ihm später gelang, denselben eine erwünschte Stellung im holländischen Dienste zu verschaffen. Ein besonders enges Freundschaftsbündniß schloß Gneisenau in Baiereuth mit dem daseibst garnisonirenden Sohne aus einem der Ministerhäuser, in denen er während seines Aufenthalts in Ansbach verweilt hatte. Obgleich dieser sein Kamerad in seiner Militärcarriere vom Glück Nichts weniger als begünstigt wurde, so hielt Gneisenau sein Freundschaftsbündniß, auch als er bereits den Feldmarschallrang erreicht hatte, mit alter Herzlichkeit aufrecht. Die liebenswürdige Offenheit und Bescheidenheit Gneisenau's, die aus vielen an seine intimen Freunde gerichteten Schreiben hervortritt, gibt sich auch aus einem an diesen Freund in späterer Zeit geschriebenen, noch vorhandenen Briefe recht sprechend zu erkennen. In diesem Briefe erinnert der Feldmarschall seinen Freund an die in Baiereuth zusammenverlebte Kneutenszeit, spricht von den pecuniären Bedrücknissen, in denen er oft gelebt, lobt den Freund als den stets vernünftigeren und maßhaltenderen, und beklagt denselben, daß das Soldatenglück, die alte Bittel (Gneisenau's eigener Ausdruck), jenen nicht so freundlich gelächelt habe, als ihm, da der Freund doch ein so tüchtiger Officier gewesen sei.

So angenehm nun auch die Verhältnisse in den Friedensgarnisonen Ansbach und Baiereuth für den jugendlichen und liebenswürdigen Officier sich gestaltet hatten, begann doch nach zwei so verlebten Jahren der Gedanke, eine so beschränkte Carrière, wie der marschallische Dienst sie doch nur gewähren konnte, vor sich zu haben, ihm sehr peinlich zu werden. Die Sehnsucht nach ausgedehnteren Dienstverhältnissen einer größeren Militärcarriere fing an sich mächtig in ihm zu regen. Es war nobellegend, daß sein Blick sich auf Preußen richtete. Die Formen des preussischen Dienstes waren dem marschallischen sehr ähnlich; die beiderseitigen Höfe standen in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, indem Friedrich II. der Onkel des regierenden Markgrafen war. Außerdem wußte Gneisenau, daß der große König um diese Zeit mehre Officiere aus fremden Diensten und vorzugsweise solche, die an der Expedition nach America Theil genommen, in seine Armee aufgenommen hatte. In Folge eines kurz gefaßten Entschlusses schrieb er unmittelbar an den König Friedrich zu Potsdam folgenden Brief:

Altersdurchläufigster, Großmächtigster König!

Altersnädigster König und Herr!

Ich unterfange mich, mich Eurer Königlich Majestät Altersunterthänigkeit zu Füßen zu werfen. Einige Kenntnisse in der militairischen Mathematik, der ich meine Universitätsjahre gewidmet habe, ein brennendes Verlangen, in Ew. Königlich Majestät Armee dienen zu können, woran mich der enge Umfang meiner Glücksumstände sowohl meine Reize nach America gehindert haben, und das Zeugniß einer guten Aufführung in

bießigen Diensten erregen in mir die Zuversicht, Ew. Königl. Majestät unermüdetlich geboramt um eine Stelle in Allerhöchster dero Suite zu bitten, da mich meine Neigung für diese Art des Dienstes am fähigsten macht.

Ein nicht zu ermüdender Eifer, mich in meinem Dienste zu vervollkommen, soll der Gewährung meiner allerunterthänigsten Bitten folgen, der ich erbitte

Eurer Königl. Majestät

Barthelemy Allerunterthänigst treuehorrstämmer Knecht
den 4. Nov. 1785.

Reithardt von Gneisenau'),
Lieutenant unter dem Anschoß, Bayerischen
Infanterie-Regiment von Erdöthen.

Bald nach der Abendung dieses Schreibens begab sich Gneisenau nach Potsdam, um seine Angelegenheit persönlich zu betreiben. Er wurde dem Könige selbst vorgeführt; die bündigen und verständigen Antworten Gneisenau's auf mehrere ihm vorgelegte Fragen nahmen den König für ihn ein und bald darauf erfolgte seine Anstellungsbefehle. Diese ist leider nicht mehr aufzufinden; dagegen ist Gneisenau's Dankschreiben vorhanden, unter welchem er sich als Premierlieutenant Reithardt von Gneisenau unterzeichnet hat.

Nach einigen Monaten seines Aufenthalts in Potsdam, während welcher Gneisenau mit mehreren Offizieren der königlichen Suite (den damaligen Generalstabsoffizieren) näher bekannt, auch mit einigen in deren hochschlagenen Arbeiten beschäftigt wurde, erfolgte im August 1786 seine Versetzung zu dem eben neuformierten Freiregiment unter dem Generalmajor von Ghaumont, welches seine Garnisonen in Danzig und Löwenberg hatte.

Die drei Freiregimenter erlitten im Juni 1787 eine Umformung in 20 Bataillone; in den Jahren 1795 und 1797 wurden dieselben bis auf 24 Bataillone vermehrt, die dann in acht Brigaden eingetheilt wurden. Gneisenau war dem Bataillon Nr. 15 zugetheilt worden und in der Garnison Löwenberg verblieben, wohin er schon im Jahre 1786 gekommen war. Er galt schon damals seinen neuen Kameraden viel, weil er sich ihnen stets offen und anspruchslos hingab, mit einfachem vollem Rathe ihnen oft nützlich wurde, im Dienste seinen Strang mit Eifer zog und sich überall als echter Cavalier zeigte. Löwenberg bot, wie auch mehrere andere Garnisonen Schlesens, im besondern Maße den Vortheil dar, daß die in näher Nachbarschaft wohnenden Gutsherrschaften den Offizieren gern ihre Kreise öffneten. Vor allen war es der Freiherr von Hochberg, ein Mann von seiner Bildung, heitern Lebensansichten und guten Vermögensverhältnissen, dessen Haus auf dem schönen, kaum eine halbe Meile von Löwenberg entfernten Gute Plagwitz stets mit gastlicher Bereitwilligkeit offen stand. Hier fand ihn vorzugsweise der Lieutenant Gnei-

senau eine Allen sehr willkommene Aufnahme. Aber auch ihm gewährte der Umgang mit dieser Familie außer dem Vorzuge einer angenehmen Unterhaltung noch einen für seine wissenschaftliche Fortbildung sehr wichtigen Vortheil dadurch, daß der Herr von Hochberg ihm mit großer Liberalität die Benutzung seiner reichen Bibliothek gestattete.

Gneisenau, der mit einem merkwürdig sicheren musikalischen Gehöre und einer sehr schönen Stimme begabt war, fing um diese Zeit auch an, die Hölse zu lernen, doch klagte er selbst in einem noch heute vorhandenen Briefe, daß es damit zu spät sei, um noch etwas Ordentliches zu leisten. Außerdem ließ er auch eine hübsche Fertigkeit im Zeichnen landschaftlicher und architektonischer Gegenstände. Als eine Probe seines schöpferischen Talents in dieser Richtung steht noch heute auf dem Friedhofe zu Löwenberg die Hochberg'sche Familiengruft, welche 1790 nach einem Entwürfe Gneisenau's im byzantinischen Style aufgeführt wurde. Aber nicht auf das Hochberg'sche Haus allein beschränkte sich der Umgang Gneisenau's; auch von den übrigen Gutsbesitzern der Umgegend wurde er mit offenen Armen empfangen. Eben so öffneten sich ihm gern die geistlichen Kreise der Stadt und selbst bei der geringern Klasse der Einwohnerschaft gewann Gneisenau durch die Humanität und Sozialität, die seinem Charakter eigenthümlich waren, eine große Popularität. Der am Markte wohnende Conditor Berner erzählte noch lange Zeit den ihm besuchenden Gästen mit besonderem, allerdings auch gerechtfertigtem Stolz, daß ein in seinem Hause belegenes Zimmer einst von dem Premierlieutenant von Gneisenau bewohnt gewesen sei. Von Interesse ist auch ein von jenem alten Conditor häufig mitgetheiltes Zug aus dem bescheidenen Leben des Premierlieutenants von Gneisenau, daß derselbe nämlich, wenn der Zustand seiner Gasse ihn zwang, sich die Flasche Bier, die er Nachmittags gern trank, zu versagen, die Gewohnheit hatte, sich zu Zeit zu legen und dann für Niemand zu sprechen war. Ganz besonders aber that der Herr sich darauf etwas zu Gute, daß der berühmte Mann ihn im Jahre 1813 nach der Schlacht an der Raabstadt besuchte und über seine ehemalige und derzeitige Lage mit ihm gesprach habe.

Am 25. Juni 1790 wurde Gneisenau zum Stabskapitän in seinem Bataillon befördert. Er gelangte hierdurch wenigstens zu einer selbstständigeren Dienstthätigkeit, nämlich zur Führung einer der beiden Stabs-officierscompagnien, wogegen die ihm dadurch zu Theil werdende pecuniäre Verbesserung nicht von Belang war. Der Stabskapitän bezog nur den Gehalt eines Premierlieutenants mit 15 Thlr. 18 Sgr.; die Zulage, die er vom Chef der von ihm geführten Compagnie erhielt, betrug nur 3 bis 5 Thlr. monatlich.

In diesem Verhältnisse nahm Gneisenau mit dem Bataillon Nr. 15 Theil an dem während der Jahre 1793 und 1794 in Polen geführten Feldzuge; doch fand das Bataillon in dieser Campagne nirgends eine Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen zu können. Desswegen achtet und so untergeordnet auch die Stellung noch war,

3) Der Name Gneisenau ist mit einem s geschrieben, sowie die Worte „Reihe“ und „bießigen“.

in welcher Gneisenau diesen seinen ersten Feldzug machte, wurde derselbe für ihn doch lehrreicher als für viele Andere, die auf einem höheren Posten standen; denn vermöge seiner geistigen Regsamkeit und der Schärfe seiner Beurtheilungskraft war er geeigneter, alle vor kommenden Ergebnisse in ihren Ursachen und Folgen tiefer zu durchschau'n als viele seiner Gefährten. Schon früh hatte er sich daran gewöhnt, von allen ihm wichtig erscheinenden Ereignissen festzuhalten, was sich Lehrsreiches daraus gewinnen ließ. So hatte er auch während dieser Campagne ein Tagebuch geführt, welches sehr werthvolle Materialien enthielt, leider aber in den Kriegswirren des Jahres 1806 verloren ging.

Das Bataillon Nr. 15 stand noch in den für die Mannschaften höchst unangenehmen Cantonnementsquartieren in und um Radomsko, als Gneisenau am 17. Nov. 1795 mit Bezeichnung zum Bataillon Nr. 13 zum wirklichen Capitain und Compagniechef ernannt wurde. Dieses Bataillon war inzwischen aus dem Kriege am Rhein zurückgekehrt und hatte seine frühere Garnison Jauer wieder bezogen. Dorthin begab sich nun unser neuer und junger Compagniechef. So war Gneisenau mit vollem Rechte zu nennen; denn in einem Alter von 35 Jahren, welches er vor Kurzem erst erreicht hatte, war das Manoeuvriren zum Compagniechef damals fast noch seltener als in jetziger Zeit. Der Beiz einer Compagnie war aber auch in jener Zeit eine Sache von viel größerer Wichtigkeit als gegenwärtig. Der Compagniechef damaliger Zeit übte in seinem Wirkungskreise das Recht eines unmittelbaren Herrn und Befehrs, aus schaltete und waltete in demselben mit dem Ansehen eines Patriarchen und basirte auf diesem Beize, wie auf einer Pfunde, bis zum General hinauf hauptsächlich seine materielle Existenz. Um so geringer war dagegen die von dem Compagniechef persönlich geleistete Thätigkeit. Außer der Exercitzeit, die etwa zwei Monate dauerte, schmolzen die Compagnien durch Verurlaubung sämtlicher Cantonnements und Befreiung einer großen Anzahl Ausländer vom Dienste (Freiwächter) so zusammen, daß die übrig bleibende Mannschaft nur eben noch hinreichte, um den Wachdienst zu leisten, andere Truppenübungen aber fast ganz unausführbar wurden. Die Zahl der für die Compagnie jährlich auszubildenden Rekruten betrug in der Regel nur vier bis fünf; der Appel- und der innere Dienst überhaupt wurde fast immer den Reutenants überlassen und so beschränkte sich die Dienstthätigkeit des Compagniechefs fast nur auf das Exerciren der Wachparade, wenn dazu die Reihe an ihn kam. Die Hauptbeschäftigung des Compagniechefs bestand in der Sorge für die Defension der Compagnie und dafür war auch sein Interesse sehr reg; denn die meisten der durch Verurlaubungen und Freistellungen vom Dienste bewirkten Ersparnisse kamen ihm selbst zu Gute. Allerdings gab es unter den Compagniechefs jener Zeit auch rühmliche Ausnahmen, die mit Hintansetzung ihres persönlichen Vortheils eifrigst bestraft waren, ihre Pflichten im ganzen Umfange zu erfüllen, um ihre Compagnien stets in einem möglichst guten Ausbildungszustande zu erhalten und

unter diesen Ausnahmen glänzte unser Gneisenau in der vorberthenen Reihe.

Mit dem Dienste der leichten Infanterie durch die amerikanische Schule genau bekannt, für denselben durch seine geistige und körperliche Beschaffenheit vorzugsweise geeignet und einen regen Thätigkeitstrieb in sich fühlend, fand Gneisenau immer Zeit und Gelegenheit, seine Fähigkeiten auch außer der eigentlichen Exercitperiode in den ihnen obliegenden besonderen Dienstleistungen auszubilden. Er verstand es auch, die Kräfte seiner Officiere und Unterofficiere zu ihrem eigenen und zum Nutzen des Dienstes anzuspinnen und sie bei Eust und Eifer zu erhalten. Dafür besand sich aber auch die Gneisenau'sche Compagnie auf einer vorzüglichen Stufe tactischer Ausbildung und wurde als eine rechte Füsilierscompagnie den anderen oft als Muster vorgeführt. Auch in der Behandlung der Gemeinen wich er von der damals üblichen Praxis ab, nach welcher man nur durch Anwendung des Stocks und der Fustel Nacht und Ordnung aufrecht erhalten zu können glaubte. Er versuchte schon damals nach den Ansichten, die er im Jahre 1808 in dem bekannten Aufsage: „Die Freiheit des Kadeten“ öffentlich aussprach und die er zu derselben Zeit als Mitglied der Commission zur Abfassung neuer Kriegsartikel mit diesem Freimuth verfocht. Schlechte und unverbesserliche Subjecte ließ auch er den Stock mit gehörigem Nachdruck fühlen; es widersetzte ihm aber, diese Jähzughaltung auch der Soldaten von guter Gemüthsart und für kleinere Vergehen oder Exercitfehler anzuwenden. Dagegen gelang es ihm vollkommen, in der Erziehung des Ehrgefühls bei seinen Soldaten einen genügend wirksamen Hebel zur Aufrechterhaltung der Disziplin zu finden. Endlich machte Gneisenau auch in seiner Betreibung der ökonomischen Angelegenheiten eine rühmliche Ausnahme von der Mehrzahl der Compagniechefs, die nur darauf bedacht waren, aus den ihnen zu Theil gewordenen Compagnien den möglichst größten Nutzen zur Vermehrung ihres Einkommens zu ziehen. Er versuchte im Gegenbeispiel hierbei mit der größten Unerschrockenheit und der spendendsten Opferbereitschaft, die er auch während seines ganzen Lebens bewährte. In einem seltenen Grade war es ihm gelungen, sich die Liebe aller seiner Untergebenen zu erwerben, und wohl verdiente er diese Anerkennung, denn er war in der vollen Bedeutung des Wortes ein Vater seiner Soldaten, ein Wohltäter ihrer Witwen und Waisen.

Nachdem Gneisenau durch seine Ernennung zum wirklichen Capitain zu einer einträglichen Stellung gelangt war, regte sich in ihm der Wunsch, sich einen eigenen Heerd und eine Familie zu gründen. Es fand sich zur Ausführung dieses Wunsches bald eine Gelegenheit. Die Neigung Gneisenau's zur Gesellschaft hatte ihn von Jauer, wie früher von Löwenberg aus, zu mehreren adeligen Gönnern der Ungarn und unter anderen auch nach dem etwa zwei Meilen entfernten Wolmsdorf bei Posenhain geführt. Dort wohnte die vermählte Majorin von Britzow-Caffron, welche außer einem Sohne und zwei Töchtern auch noch aus ihrer ersten, nur einjährigen

Ehe mit dem Barone von Kottwitz eine Tochter, Karoline Juliane, besaß. Letztere zählte, als Gneisenau die Bekanntheit der Familie machte, 24 Jahre. Sie zog ihn durch ihren edlen, milden Charakter, durch ihr einfaches, häusliches und verständiges Wesen ebenso sehr an, wie durch ihre heitere Lebenswürdigkeit, zu der sich auch körperliche Schönheit in dem Maße gesellte, daß sie vorzugsweise das schöne Fräulein von Kottwitz genannt wurde. Der künftige Füsilierhauptmann in der Heiße des kräftigen Mannesalters und durch so glänzende Eigenschaften des Charakters und Geistes ausgezeichnet, machte einen nicht minder günstigen Eindruck auf die junge Dame und schon am 19. Oct. 1796 schlossen sie den Bund fürs Leben. In dem Gneisenau'schen Hause gestaltete sich ein einfaches, gemüthliches Leben; beide Gatten hatten nur Sinn und Neigung für ein solches. Freunde und Bekannte, die ohne große Ansprüche zu ihnen kamen, waren immer willkommen Gäste und gern erwiderten sie in gleicher Weise solche Besuche.

Aber weder über seinen bald durch mehrere Kinder gesegneten Haushalt und den geselligen Verkehr mit seinen Freunden und Kameraden, noch über die Beschäftigung mit seiner Compagnie vernachlässigte Gneisenau seine wissenschaftliche Fortbildung. Vorzüglich beschäftigten ihn die Kriege der französischen Revolutionäre. Er war bewußt, die im Gebiete der Kriegsführung sich zeigenden Anormitäten gegen die bis dahin geltenden Grundsätze zu erforschen und darauf sich über die Erfolge der französischen Heere auszusprechen. Ein banges Ahnen ergriß ihn, wenn er einen Vergleich anstellte zwischen dem jungen kühnen Führer, der sich an die Spitze der französischen Heere geschwungen hatte und den alten Herren, denen jetzt die Führung der vaterländischen Armee anvertraut war, deren Glanzpunkte schon so weit hinter ihnen lagen, die, weit entfernt, die Bonaparte'sche Kriegsführung zu begreifen, zu verstehen waren, wenn sie auf den von ihrer Jugend her wohlbekannten Krenpöplchen in den Künsten einer auf die Spitze getriebenen Exercitiuschule Triumphe feierten. Es ist erwiesen, daß Gneisenau das Unheil, welches Preußen im Jahre 1806 betraf, lange vorhergesehen hat, weil er in den Geist der neuen Kriegsführung eingedrungen und nicht so verblendet war wie die Mehrzahl seiner Kameraden, die preussische Armee darum für unbesiegbar zu halten, weil sie einst von Friedrich dem Großen commandirt worden sei. Mit den kriegsgeschichtlichen Forschungen verband er das Studium der militärischen Hilfswissenschaften. Außer den in damaliger Zeit am meisten in Ansehen und Geltung stehenden Hand- und Lehrschriften der Taktik, der Artillerie und der Beschießungskunst wandte er seine Aufmerksamkeit auch den Reglements und Dienstinstructionen sowohl der eignen Armee als auch der wichtigeren fremden Heere zu, namentlich erschien ihm die französische Kriegsmacht als diejenige, welche der preussische Officier vorzugsweise scharf ins Auge zu fassen habe. Auch auf Sprachstudien richtete Gneisenau seinen Fleiß. In Folge seiner früheren

Ausbildung auf Schulen und der Universität hatte er sich die Kenntniß der alten Sprachen angeeignet und sich so weit in dem Besitze derselben, namentlich der lateinischen Sprache erhalten, daß er selbst die schwereren Classiker mit genügendem Verständnisse lesen und auch seine Rede und Schrift mit passenden Kernsprüchen schmücken konnte. In den neueren Sprachen, die auf Gymnasien und Universitäten gewöhnlich nur als Nebensache betrieben werden, hatte er geringere Fortschritte gemacht. In späterer Zeit, und zwar vorzugsweise in Jauer, war Gneisenau eifrigst bemüht, sich im Französischen zu vervollkommen, jedoch hat er es nicht dahin gebracht, sich dieser Sprache mündlich mit Geläufigkeit zu bedienen, dagegen hatte er im schriftlichen Ausdrucke sich eine solche Fertigkeit angeeignet, daß er die französische Sprache zu diplomatischen Mittheilungen und Verhandlungen anwenden konnte. Im Englischen fau er nicht weiter als bis zum Verständniß eines leichten Buches.

Ein besonders lebhaftes Interesse hatte Gneisenau für die Terrainkunde. Das Studium derselben betrieb er auch praktisch, indem er von seinen schlesischen Garnisonen aus zu Fuß und zu Pferde die Umgegend in allen Richtungen durchstreifte. Es ist noch ein von ihm eigenhändig geschriebenes Heft: „Reconnosirungen, betreffend das schlesische Gebirge von der Scherklappe bis zum Schwerberge auf der glazial-mährischen Grenze“ vorhanden, welches auf jeder Seite den höheren militärischen Blick und die sehr verständige Auffassung eines geborenen Generalstabsofficiers erweist.

Als ein die Einformigkeit der Garnisonverhältnisse unterbrechendes Ereigniß ist die Theilnahme des Füsilierbataillons von Rabenau, bei welchem Gneisenau jetzt stand, an den großen Wandern bei Berlin und Potsdam im Jahre 1801 zu betrachten, zu welchen noch mehrere Truppentheile aus Schlesien, Brandenburg und Bommern beordert waren. Dem scharfen und tiefen Blicke Gneisenau's konnte es bei dieser Gelegenheit nicht entgehen, Wahrnehmungen zu machen, die seine schon früher erwähnten Befürchtungen für das Geschick des Vaterlandes, wenn es in einen ernstlichen kriegerischen Conflict mit seinem westlichen Nachbarstaate gerathen sollte, nur allzu sehr bestätigten. Ihn besaßen nicht die kunstvollen Auf- und Abmärsche aus einer Stellung in die andere, nicht die langen Waacirmärsche in fast unabschätzbaren Linien mit scharf geschnittenem Gewehr, nicht die eracten Salven der Heßen-, Pelotons- und anderer Feuerarten; denn er sah, daß viel Hohl- und Leeres, viel Morches und Unhaltbares sich hinter diesen Formen, denen längst der schaffende Geist entwidern war, versteckte. Keiner konnte er in seiner dormaligen beschränkten Stellung diese Wahrnehmungen nur dem engen Kreise vertrauter Freunde mittheilen, denn er war ja, wie er sich selber später einmal hierüber äußerte, noch immer nur der Füsilierhauptmann von Gneisenau, vergessen in den niederen Graden, in einer kleinen Garnison und nur berufen, für das Vaterland zu stehen, nicht zu rathen.

Im Jahre 1802 erschien die Ordre zur Besinnahme

der neuen Ländererwerbungen Preußens in Thüringen. Zu den Truppen, welche zur Besetzung von Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen nebst den zugehörigen Gebietsheilen bestimmt waren, gehörten auch die drei Bataillone der niederbayerischen Fußliciebrigade. Für Gneisenau war es dabei von nicht geringem Interesse, daß gerade das Bataillon von Rabenau dauernd zur Besetzung von Erfurt bestimmt wurde. Im Mai 1803 gelangte dasselbe wiederum dazu, an einer vom Könige persönlich abzunehmenden neuen Theil zu nehmen und sich des besonderen Beifalls des königlichen Kriegsherrn wegen der in der That bemerkenswerthen hohen Stufe seiner tatsächlichen Ausbildung zu erfreuen. Der General von Viet benutzte diese Gelegenheit, um die beiden ältesten Hauptleute der Brigade, von Bethale und von Gneisenau zur Beförderung zu überjährlgen Stabsofficiern vorzuschlagen. Bei aller Anerkennung ihrer Verdienste wurde jedoch dieser Vorschlag abgelehnt. Gneisenau wurde nun bald 43 Jahre alt und war seit 13 Jahren Hauptmann. Trotz aller seiner während dieser Zeit bewährten Thätigkeit und erworbenen Verdienste wurde die für ihn nachgesuchte, nicht allzu große Begünstigung in seinem Avancement verweigert. So groß war in jener Zeit der Respekt vor dem Anciennitätsprincipe, in Folge dessen viele tüchtige Männer in den unteren Graden veralteten und in den höheren dann ebenso matt und stumpf waren wie ihre Vorgänger.

Bei dieser zweiten Anwesenheit in Erfurt unterließ Gneisenau nicht, das Freundschaftsbund mit seinem Jugendfreund Siegling zu erneuen. Letzterer war inzwischen Professor und Vater einer zahlreichen Kinderfamilie geworden; sein Werth erwieß sich am genügendsten dadurch, daß er zum zweiten Male Gneisenau's innigster Freund wurde und es bis zu dessen Tode blieb. Eine Reihe von Briefen Gneisenau's an Siegling, welche vom Juni 1803 bis zum Mai 1831 reichen und noch jetzt von einer Tochter Siegling's als kostbares Familieneigenthum aufbewahrt werden, gibt einen klaren und vollständigen Beweis von der Wärme und Innigkeit des zwischen beiden Freunden ununterbrochen bestandenen Verhältnisses. Die ganze Fülle der Lebenswürdigkeit Gneisenau's an Gemüth und Charakter, der Adel seiner Gesinnungen und Lebensanschauungen, überpaßt seine Vorzüglichkeit als Mensch sprechen sich in diesen Briefen unverkennbar aus. Auch mit mehreren anderen früheren Schul- und Universitätsgegnossen erneute Gneisenau die ehemalige Bekanntschaft und da sich unter diesen sehr geachteten Männer befanden, so wurde ihm sein diesmahliger Aufenthalt in Erfurt ein sehr gnußreicher.

Diese Zeit war indessen nur von kurzer Dauer; schon am 3. Juni 1803 trat das Bataillon von Rabenau den Rückmarsch nach Jauer an und am 30. desselben Monats besand sich dasselbe bereits in seiner alten Garnison wieder auf dem gewohlichen Friedensfuße mit kleinem Dienststande.

Der speculative Geist und Thätigkeitsdrick Gneisenau's, dem die Beschäftigung mit der Compagnie nicht genügte und der Wunsch, durch seine Betriebsamkeit in

noch einer anderen Richtung für seine Kinder, deren Zahl sich bereits bis auf vier vermehrt hatte, erfolgreich zu sorgen, erregten in ihm den Gedanken, ein Landgut zu erwerben. Diesen Gedanken brachte Gneisenau auch rasch zur Ausführung, indem er schon im Herbst 1803 mit Jubilienahme des kleinen Vermögens seiner Frau das Gut Mittel-Kauffungen, welches sein verstorbenen Schwiegervater besessen hatte, an sich brachte. Aus einem Briefe an seinen Freund Siegling geht hervor, wie groß sein Vertrauen war, ein tüchtiger Landwirth und dadurch ein reicher Mann zu werden.

Gneisenau begann nun seine Thätigkeit als Gutsherr mit dem ihm eigenen Eifer und widmete, ohne jedoch seine Pflichten als Compagniechef dabei nur im mindesten zu verabsäumen, alle ihm übrig bleibende Zeit mit der größten Energie und regster Unternehmungslust dem Landbaue, den er die interessanteste Beschäftigung nannte. Dennoch war er kein glücklicher Landwirth und der Besch des Landgutes brachte ihm eher Verluste als Gewinn. Wenn nun auch seine Hoffnung, ein reicher Mann zu werden, sich nicht erfüllte, so genährte das in der Nähe von Jauer anmuthig gelegene Gut doch seiner Familie einen für Geist und Körper erquicklichen Aufenthalt und ihm selbst einen sehr angenehmen Zufluchtsort, wo er im Kreise der Seinigen die Bedürfnisse der dienstlichen Verbindnisse am leichtesten vergaß. Zu dem letzteren gehörte besonders ein im Jahre 1804 von dem Generale von Viet wiederholter, aber vom Könige mit einer scharfen Ermahnung zurückgewiesener Versuch, durch den Vorschlag des Hauptmanns von Bethale, des unmittelbaren Vorderrnanns Gneisenau's zum überjährlgen Major seiner Brigade, ihm ein Avancement zu verschaffen. Die Hoffnung Gneisenau's auf eine Beförderung zum Stabsofficer wurde hierdurch wieder in weitere Ferne hinausgeschoben.

So rückte das Jahr 1806 heran. Die schon seit längerer Zeit für Preußen sich anbietenden Veranlassungen zum Kriege steigerten sich in diesem Jahre zu einer dringenden Forderung. Die Chancen dafür waren niemals günstiger; aber der rechte Moment wurde aus unseligem Mangel an Entschluß veräumt, Preußen dadurch isolirt und reiß für das unglückliche Geschick, welches es im darauf folgenden Jahre so furchtbar niederwarf.

Die Mobilmachung der Armee wurde im September ausgesprochen; gegen alle Erwartungen aber richtete sich die erste Operationsmaßregel nicht gegen Wehen, sondern gegen Rußland. Der russische Kaiser hatte nämlich ungeachtet der von Preußen bestimmt erklärten Neutralität den Durchmarsch seiner Truppen durch Süddeutschen und Schlesiens befuhr eine Vereinigung derselben mit den Oesterreichern sehr nachdrücklich verlangt, eventuell mit Erzwingung desselben gedroht. In Folge der hieraus von Preußen ergriffenen Maßregel kam Gneisenau zum zweiten Male nach Polen. Kurz vor dem Ausmarsche hatte der General von Viet einen nachmaligen Versuch gemacht, seiner Füsiliersbrade Avancement zum Stabsofficiersgrade zu verschaffen. Auch

hierauf erfolgte eine abnehmende Cabinetsordre; Gneisenau blieb der zweitälteste Hauptmann in der Brigade und mußte es sich gefallen lassen, daß seine Kameraden im Scherze ihm den Namen des Hauptmanns von Kapernaum beileigten.

Wem! indessen der Kaiser von Rußland nur gedroht hatte, das führte Napoleon I. ohne Weiteres wirklich aus, indem er ohne Anfrage und trotz aller Reclamationen der Behörden am 3. Oct. ein französisches Armeecorps unter dem Marschalle Bernadotte mit der Bestimmung, der an der oberen Donau unter dem Generale Rad aufgestellten österreichischen Armee in den Rücken zu gehen, durch das ansbachische Gebiet marschiren ließ. Die in diesem Verfahren liegende, verhöhrende Nichtachtung der Neutralitätserklärung Preußens hätte letzteres bestimmen müssen, die Waffen sofort gegen Frankreich zu kehren, aber die Liebe zum Frieden überwog die so dringende Veranlassung zum Kriege. Preußen begnügte sich mit einer geharnischten Note und mit einer Veranmlung mehrerer Armeecorps in Franken, Nieder-sachsen und Westfalen. Diese unter dem 13. Oct. 1805 angeordneten Truppenaufstellungen führten unsern Gneisenau von Polen nochmals nach Thüringen, während seine Gattin, die erst im August 1804 ihn mit einem fünften Kinde (dem zweiten Knaben) beschenkt hatte, um diese Zeit wiederum ihrer Entbindung entgingen.

Auf dem Marsche nach Thüringen war es für Gneisenau interessant, zum ersten Male wieder nach seiner Geburtsstadt zu gelangen, indem das Bataillon von Rabenau am 16. Nov. sein Nachtquartier in Schilba bezog. In Folge des weiteren Verlaufs des Kriegesoperationen Frankreichs gegen das verbündete Oesterreich und Rußland wurde das Bataillon von Rabenau dem Corps des Generalleutnants von Bücker, welches sich im Baiereuthischen versammeln sollte, zugetheilt. Gneisenau freute sich der Aussicht, die Stadt, in welcher er als anekb.-bayerischer Lieutenant garnisonirt hatte, sowie manchen seiner ehemaligen Kameraden wiederzusehen. Einen neuen Bekannten und bald einen werthen Freund gewann er hier in dem Hauptmann von Valentini, dem Quartiermeisterlieutenant im Stabe des kaiserlichen von Hohenlohe, einem kriegserfahrenen und kenntnißreichen Generalstabsofficiere, der sich durch seine gediegene Abhandlung über den kleinen Krieg und den Gebrauch der leichten Truppen in der literarischen Welt bereits rühmlich bekannt gemacht und durch sein tatvolles, würdiges Benehmen, sowie durch sein anspruchsloses Wesen in den militairischen Kreisen schnell Anerkennung und Achtung erworben hatte.

Es ist wahrscheinlich, daß sich in diesen Canpnierungsquartieren das an und für sich sehr unbedeutende und doch einen so bezeichnenden Zug in dem gemüthlichen Charakter Gneisenau's bildende Ereigniß jugetragen hat, welches Berg in Stein's Leben von unserm Helden erzählt. Er wohnte (so heißt es dort im 2. Bde. S. 181) in einem Bauernhause und hatte sein Gefallen an den Kindern. Eines Tages in der Frühe gingen alle Erwachsenen zu einem Feste über Feld, nur der Haus-

herr wollte der Kinder wegen das Haus nicht verlassen. Da blieb ihn Gneisenau an der Festfreude Theil nehmen: „Er wollte den Tag über schon zu Hause bleiben und nach den Kindern sehen.“ Es lag ganz in Gneisenau's menschenfreundlicher Natur, sich leicht und ohne seiner Würde etwas zu vergeben, zu dem geringen Manne herablassen zu können. Dadurch gewann er sich Aller Herzen auch in diesen Kreisen der Menschen und die hieraus folgende Ergebenheit, mit der sie sich ihm zuwendeten und stets bereit waren, seinen Wünschen nachzukommen, war oft von weitestlichem Einflusse auf die großen Erfolge, welche er in seiner späteren Thätigkeitsperiode, namentlich bei der glorreichen Vertheidigung Kelbergs, erreichte.

Die schwankenden und unentschlossenen Maßregeln, welche Preußen während der kriegerischen Konflikte Rußlands und Oesterreichs gegen Frankreich im Jahre 1805 ergriff, wirkten sich niederdrückend auf die Armee, und als unter dem 24. Jan. 1806, noch ehe die Verhandlungen in Paris zum Abschluß gediehen waren, die Ordre zum Heimmarsch und zur Demobilisation erfolgte, war es ihr, als ob sie bereits eine Niederlage erlitten hätte. Viele in der Armee waren der Ansicht, daß, nachdem Oesterreich gefallen und die Coalition gelöst war, auch Preußen seinem baldigen Sturze nicht würde entgehen können; auch Gneisenau fürchtete dies. Je trüber ihn diese allgemeinen Verhältnisse, in welche das Vaterland gerathen war, stimmten, um so größer war die Freude des Wiedersiehens der Seinigen, als er am 10. März in Jauer wieder einrückte.

Bald nach seiner Rückkehr wandte er mit erneutem Eifer alle Zeit, die ihm eine gewissenhafte Besorgung seiner Dienstgeschäfte übrig ließ, der Vertreibung seiner landwirthschaftlichen Angelegenheiten zu, doch entsprachen auch jetzt die erreichten Erfolge nicht den gegebenen Erwartungen. Dessenungeachtet blieb er immer seinen Untergebenen gegenüber der freigeizigen Compagniechef, der stets bereit war, in Noth gerathene Witwen und Waisen seiner Selbstkosten zu unterstützen, so daß in Folge seiner großen Splendiddität ihm die Mittel zur Bekreitung der Kosten für seine eigene Familie zuweilen angingen knapp zu werden. Gneisenau hatte dafür aber auch die Freude, zu erfahren, von wie segensreichem Einflusse es auch für den Dienst ist, wenn die Waiischschaften in ihrem Chef nicht nur den Vorgesetzten fürchten, sondern ihm auch mit treuer Hingabigkeit und Liebe ergeben sind. Nicht nur der Sorge vor Desertionen, welche die anderen Compagniechefs so schwer drückte, war er überhoben, sondern auch allen dienstlichen Anforderungen genügte die Gneisenau'sche Compagnie in eckhöhem Grade. Die Vorgesetzten Gneisenau's erkannten weit seine Vorzüge, aber alle ihre Bemühungen, ihm in seinem Avancement förderlich zu sein, blieben erfolglos. Zwar wurde er um diese Zeit durch die Beförderung seines Vordermanns von Bethale der älteste Hauptmann in der Brigade; doch konnte er, wenn es Frieden blieb, nicht darauf rechnen, vor der Mitte seiner fünfziger Jahre Bataillonschef zu werden. Kam es zum Kriege, so

konnte er wol auf eine frühere Beförderung hoffen; unter den Verhältnissen jedoch, in welche er den Staat seit der Demobilisirung gerathen sah, wünschte er keinen Krieg, denn seinem hellen Bilde blieb es nicht verborgen, daß ein solcher seinem Vaterlande zum Verderben gereichen müßte.

Der von Gneisenau so gefürchtete Krieg mit Frankreich brach nun im Herbst 1806 wirklich los. Die Befehle Gneisenau's fanden nur zu sehr ihre Bestätigung. Das für so respectabel gehaltene preussische Heer wurde in der unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oct. fast gänzlich vernichtet. So tief aber auch die Wunden waren, welche diese verhängnisvolle Katastrophe dem Vaterlande schlug, sie wurde zugleich zum Probierstein des Werthes einzelner kräftiger und besonders beschügter Männer, deren Ruhm sich in dieser Zeit begründete. In dieser trüben Zeit, in welcher so viel Schwäche, so viel Mangel an Muth und Einsicht sich zeigte, in welcher recht Noth an Mann war, wurde endlich auch Gneisenau als der rechte Mann erkannt, als dazu geeignet und berufen, um zu helfen und wieder aufzurichten, was noch zu retten sei.

Im Herbstmonate des Jahres 1806 war das Bataillon von Rabenau zu dem nunmehr beginnenden Feldzuge aus Jauer abgerückt. Es wurde der Avantgarde unter dem Befehle des Prinzen Louis Ferdinand zugewiesen und nahm mit diesem Corps in dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld am 10. Oct. Theil, in welchem der Prinz selbst blieb und der Oberst von Rabenau in Gefangenenschaft gerieth. Das Bataillon von Rabenau, welches sich demnach der Hohenlohe'schen Armee wieder angeschlossen hatte, that auch in der verhängnisvollen Schlacht bei Jena am 14. Oct. vollständig seine Schuldigkeit. Es hielt bis zu dem letzten Momente der Schlacht Standhaft aus, wurde jedoch, nachdem es noch die unter dem Generale Zeisow über Umpferstädt zurückgedrängte Cavalerie gebet hatte und das Dorf verließ, am seinen Rückzug fortzusetzen, von allen Seiten durch feindliche Kräfte angefallen und theils niedergemacht, theils gefangen nach Jena abgeführt. Gneisenau für seine Person entging jedoch diesem traurigen Gescheh. Er hatte schon wiederholt Gelegenheit gefunden, sich vortheilhaft bemerkbar zu machen und die Aufmerksamkeit mehrerer, im Geheiß des Königs befindlicher Personen, unter andern Scharnhorst's, auf sich zu ziehen; auch wurde er von dem Fürsten von Hohenlohe aussersehen, um den Kammerherrn Napoleon's und capitaine des ordonnances permanents, Montesquiou, der am Tage vor der Schlacht von einem Wilsch'schen Fuhren gefangen genommen war, zum Könige nach Auerstädt zu bringen. Selbst nach der gänzlichen Zerstümmung des preussischen Heeres bei Jena und Auerstädt verlor Gneisenau den Muth noch nicht und glücklich gelangte er durch das Getriebe des trübseligen Rückzuges nach Königsberg in Preußen.

Hier erhielt er den Auftrag, in Elbhausen ein neues Reservebataillon zu errichten und wurde gleichzeitig zum Major befördert. Als die Nachricht von dem schnellen und schmachvollen Falle vieler preussischen Festungen ein-

traf, mußte die Erhaltung derjenigen, die noch nicht in die Hände des Feindes gefallen waren, als eine Maßregel von der äußersten Wichtigkeit erscheinen, namentlich hatte Kolberg in den Augen der Verbündeten eine große Wichtigkeit gewonnen, seitdem man die Hoffnung hegte, England einen thätigen Antheil an dem Kriege nehmen zu sehen. Dem zufolge und da man bereits ein großes Vertrauen auf den Major Gneisenau setzte, erhielt derselbe Ende April 1807 den Auftrag, sich schleunigst nach Kolberg zu begeben und dort als Commandant an Stelle des Obersten von Lucadou die Vertheidigung dieses wichtigen und vom Feinde bereits hart bedrohten Platzes zu übernehmen. Gneisenau rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf das Glänzendste. Allerdings war er auch vollkommen dazu geeignet, alle entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden und das Höchste zu leisten, was von einem Commandanten gefordert werden kann. In der Mitte der vierzig Jahre, von imposantem und doch gewinnendem Aussehen, energischem Charakter, großer militärischer Bildung und Einsicht, immer von sich selbst absehend, nur das Ganze im Auge habend und das Wesentliche festhaltend, unermüdetlich in seiner Thätigkeit und unerschütterlich im Unglück, war er so ganz der Mann, der schnell den Muth der Besatzung steigern und das volste Vertrauen der Bürger erwecken konnte. Sogleich nach seiner Ankunft versammelte er die ganze Garnison auf dem Bastion Preußen und hielt eine kräftige Rede, welche sie zur tapfersten Gegenwehr anfeuerte. Die Bürger, die er durch ihre Repräsentanten auffordern ließ, des hochverrathenen Venebrend ihrer Vorfabren im siebenjährigen Kriege eingedenk zu sein und sich ihrer würdig zu zeigen, versprochen, allen seinen Anordnungen, so viel Opfer diese auch kosten würden, mit Freuden sich zu unterwerfen. Die Garnison sowohl als die Bürgerschaft beschloßen, mit ihrem Commandanten für die Erhaltung der Festung zu leben und zu sterben. Indem die vorhandenen Kräfte gesteigert, neue in Bewegung gesetzt, alle aber mit energischer Verwendung und Umsicht nach einem Ziele hingeleitet wurden, gelang es dem neuen Commandanten, eine Vertheidigung herbeizuführen, die an und für sich und zur alle Zeiten zu den heldenmüthigsten und ruhmvollsten gehört, die jemals geführt worden sind, in jener drückenden und schwachvollen Zeit aber wahrhaft erquickend und belebend wirkte und von den Vaterlandsfreunden als die Vorgeburt einer Zukunft begrüßt wurde, in welcher sich das so sehr niedergedrückte Preußen zu seinem früheren Glanze erheben sollte.

Die Vertheidigung Kolbergs bildet unstreitig den Hauptglanzpunkt in der so thatenreichen Wirksamkeit unseres Helden. Es war ihm gelungen, den Feind von der Eroffnung der Tranchen bis zur Vernichtung der Belagerung, die durch den dem stillsten Frieden vorhergehenden Waffenstillstand herbeigeführt wurde, während eines Zeitraumes von 45 Tagen in einer Entfernung von der Festung aufzuhalten, wo unter gewöhnlichen Verhältnissen die Belagerung erst zu beginnen pflegt. Dieses für die Erhaltung der Festung so wichtige Resultat wurde

aber lebhaft durch die Umsicht und Energie erreicht, mit welcher der Commandant es verstand, die Terrainsgestaltung um Kolberg, sowie die tapferen und verhältnißmäßig starke Besatzung zu einer überaus activen Vertheidigung zu benutzen. Dem Major von Gneisenau gebührt um so mehr Anerkennung, als ihm hierbei Niemand mit Rath zur Seite stand und Alles, was geschah, von ihm ausgehen mußte. Das von dem Commandanten unternommene und mit großer Energie durchgeführte Vertheidigungsverfahren muß für ein um so weiseres anerkannt werden, als es das einzige war, wodurch die Festung dem Könige erhalten werden konnte, da bei dem Mangel an bombensicheren Räumen und bei dem zur Zeit von dem Feinde überall in Anwendung gebrachten Verfahren, durch ein Bombardement Krieg mit den Häusern statt mit den Wällen zu führen, auch Kolberg nach dem Verluste seiner Magazine sehr bald zur Uebergabe genöthigt werden würde, wenn es nicht gelang, den Feind auf lange Zeit von der Festung fern zu halten. Um diesen Zweck zu erreichen, brachte Gneisenau ein zweifaches actives Vertheidigungsverfahren in Anwendung, indem er einmal alle dem Vertheidiger nur mögliche Mittel der Feind- und provisorischen Befestigung mit beispielloser Unermüdlichkeit aufbot, um dem Feinde selbst mit Werken entgegen zu gehen; demnach, indem er durch unablässige, kräftige Ausfälle den Feind nöthigte, bei seinem Vorgehen gegen die improvisirten Werke mit großer Schuttsamkeit zu verfahren, ihn dadurch in seinem Vorwärtren aufhielt, häufig sogar wieder zurückwarf. Die Vertheidigung von Kolberg gewährt daher wie keine andere ein lehrreiches Beispiel, was der Commandant durch ein actives Verfahren des Ingenieurs und der Besatzung zu leisten vermag.

Aber zur Durchführung eines solchen Verfahrens in dem vorliegenden Falle bedurfte es auch einer solchen außergewöhnlichen Umsicht und Energie, wie Gneisenau sie besaß. In fortificatorischer Beziehung war Vieles zu thun; dabei schickte es an Ingenieuren, Aussehern und grüben Arbeiter, sowie an erforderlichem Material, besonders an Holz. Die Geschütze waren äußerst mangelhaft, zum großen Theil alte, ausgetragene eiserne Kanonen, von denen viele durch den eignen Gebrauch zertrümmert und mehr Bedienungsmannschaften theils tödteten, theils schwer verwundeten. Die Kräfte der Be-

satzung schmolzen allmählig durch die rasche Folge von blutigen Gefechten, durch die anstrengenden Tag- und Nachtmachen, sowie durch die unter dem feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuer auszuführenden, ermüdenden Arbeiten und es mühte zuletzt an hinreichenden Vertheidigern für die durch das Genie des Commandanten immer neu geschaffenen Werke fehlen. Später litt die Garnison auch Mangel an Geld und da die Verwunde Gneisenau's, bei der sonst so patriotisch gefassten Bürgerhaft weitere Anleihen zu machen, schritten, so nahm er zu dem Ausfuhrmittel seine Zukunft, Papiergeld auszugeben, auf dessen Verfallung er Todesstrafe setzte. Er ließ zur Bestreitung der Löhnung an die Mannschaften Scheine zu 2, 4 und 8 Groschen anfertigen, welche auch willige Annahme fanden und in der Folge eingelöst wurden.

Vor Allem aber schickte es nicht an Ruh. Das Beispiel des hochherzigen Commandanten riß Alles mit sich fort. Mit der größten Hingebung suchten Officiere und Soldaten in den hier vorkommenden hartnäckigen Kämpfen und Erstürmungen von Schanzen. Mancher Tapferer fand hier einen ruhmvollen Tod, aber nicht ohne dem Feinde blutige Verluste beigebracht zu haben. Das vierte italienische Linienregiment wurde fast ganz aufgerieben und nicht minder litten die Polen, auf die sich besonders der Haß geworfen hatte. Seit der Ankunft des Majors von Gneisenau bis zum 27. Juni wurden gegen 500 Gefangene gemacht und über Ser nach Preußen geschickt.

Die gelungene Vertheidigung Kolbergs erscheint um so ruhmvoller, als die Franzosen bedenkliche Anstrengungen zur Eroberung desselben machten. An der Spitze des 14,000 Mann starken Belagerungskorps stand der General Loison. Mit Ingenieursoffizieren, unter denen sich auch der sehr erfahrene General Chasseloup befand, mit Sappeurs und Mineurs war dasselbe reichlich versehen; Arbeiter und Material zu den Belagerungsarbeiten wurden vom Lande requirirt. Allen diesen Angriffskräften und Mitteln hatten die Klugheit und die unerschütterliche Muth des Commandanten, sowie die Tapferkeit der Besatzung bis Ende Juni einen erfolgreichen Widerstand geleistet. Um diese Zeit hätten nun eigentlich die Feindleistungen eingestellt werden müssen; denn bereits unterm 28. Juni war der Lieutenant von Holleben vom 3.

Rath. Aber der Hand haben wir uns hier die Achtung des Feindes erworben, was sehr zu schätzen wird, weil ich nicht; nur von mir persönlich kann ich versichern. Danks hat einen alten Wundbrand gemacht.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, glücklich. Ob wie viel noch können, zweifle ich.

G. d. 12ten Juni 1807.

Ihr

Ihren ergebten Bernhard
v. Gneisenau.

In einem späteren Schreiben sagt Gneisenau, nachdem er über den Mangel an Personal und Material zu den fortific. Arbeiten geklagt hat: „Und ich habe gegen mich den Divisions-General, Cheftrier des corps de genie Chanderlian aus den Divisions-General Chasseloup mit einem Herr von Ingenieur-Offizieren, 1 Compagnie Sappeurs, 1 Compagnie Mineurs — und ich 2 Minier.“

4) Gneisenau schrieb unterm 12. Juni 1807 an seinen Freund, den Hauptmann Dolanini:

Mein innig geliebter Freund.

Einst v. Böhm vom Genie-Corps wird Ihnen über die hiesigen Angelegenheiten berichten. Nach dem Rath von Danks schreibe man uns nun die Rolle zu. Ich arbeite wie ein Pferd, aber ich bin schlecht unterthätig. Mein Geschütz ist schlecht und oft positiven Unglücksfälle durch Spritzen der ausgetragenen eiserne Kanonen. In fortific. Hinsicht muß ich Alles selbst erfahren und ausleben. Wir haben einige gute Dinge gemacht, aber viel hätte noch geschehen müssen. Durch den sehr unglücklichen Fall von Danks ist hier nun seine Zeit mehr da. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu schreiben und zu sterben. Es wird Ihnen dort nicht besser gehen, aber wenn wir auch die Hoffnung fassen lassen, doch nicht den

neumärkischen Reservebataillon mit den erforderlichen Despatchen und mit einem französischen Passé in Königsberg abgefertigt worden, um die Nachricht von dem zu Viduapöhlen am 20. Juni geschlossenen Waffenstillstande zu überbringen, dem am 9. Juli der Friede zwischen Preußen und Frankreich folgte. General Reison hielt indessen in seinem Hauptquartiere zu Tramm den Lieutenant von Hellen auf eine widerrechtliche Weise längere Zeit zurück, angeblich um die Richtigkeit seiner Mission zu prüfen, in Wirklichkeit aber um dadurch Zeit zu nochmaligen gewaltigen Anstrengungen zu gewinnen, sich Kolberg zu bemächtigen. Er ließ dem zufolge am 1. Juli von allen Seiten einen heftigen Angriff gegen die Festung unternehmen. Die Verschanzungen auf der Mayfuhle gingen zwar verloren; auf allen andern Punkten aber wurde der gewaltsame Angriff muthig zurückgewiesen. Gleichzeitig hatte ein furchtbares Bombardement gegen die Stadt begonnen. Dasselbe dauerte den ganzen Tag über nur mit kurzen Pausen zur Abkühlung der Geschütze fort. Die von dem Generale Reison während einer solchen Pause an den Commandanten gerichtete Aufforderung zur Capitulation wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Das Bombardement wurde nun mit um so größerer Heftigkeit fortgesetzt; man schloß in der Stunde durchschnittlich 183 Schuß und Wurf. Die Häuser in der Stadt litten bedeutend und die Besatzung der Einwohner war allgemein. In der Nacht dauerte das Bombardement in gleicher Stärke fort. Um 11 Uhr brannte der Festungsbauwerk gänzlich nieder und um Mitternacht gerieth ein Kornmagazin in Flammen, wurde jedoch glücklich grettet. Nachmittags setzte eine Bombe das Rathhaus in Brand und am Morgen stand auch der Stadthof in Flammen. Der Feind schien jetzt seine Anstrengungen zu verdoppeln und man konnte des in der Stadt wüthenden Feuers nicht mehr Herr werden, als ein gegen Morgen sich erhebender Wind dasselbe begünstigte; die Kräfte waren erschöpft, es war an sein Vertheuern mehr zu denken. Der Commandant verlor trotz der von allen Seiten andringenden Gefahr keinen Augenblick seine Ruhe und Besonnenheit. Ueberall, wo es Roth that, war er gegenwärtig und traf die zweckmäßigsten Anordnungen; sein heiterer Muth feuerte auch die Kleinmüthigsten an. Er hatte seine Wohnung in der Commandantur längst aufgegeben; ein ehemaliges Gefangenensubben gewährte ihm ein Ldbach für die wenigen Stunden der Ruhe, die er sich nur gönnte; eine Brücke war sein Lager und der Cavalier auf der Bastion Preußen sein Standpunkt zur Uebersicht des Ganzen, worin nicht die Gefahr auf einem andern Punkte seine Gegenwart dort erforderte.

Schredlich wütheten die Wurfgeschosse auch in der Marienstraße, die als Lazareth benutzt wurde und welche der Feind in Folge eines früheren Antrags des Commandanten zu schonen versprochen hatte. Gegen 20 Geschosse schlugen durch die nicht bombensicheren Gewölbe, zertrümmerten mehr als 40 Köpfe und tödteten einige der in steter Aufregung erhaltenen Verwundeten, deren über 800 anwesend waren. Der Commandant ließ daher die Kasse

matte unter dem Cavalier Preußen zum Lazareth einrichten und mitten im Gewirr der einschlagenden Geschosse, der Rettenden und des um sich greifenden Feuers die Verwundeten dorthin transportiren.

Die Artillerie der Festung war ebenfalls bis zum Morgen des 2. Juli unausgesezt in Thätigkeit gewesen, konnte jedoch, obgleich sie ungachtet der mangelhaften Beschaffenheit der Kanonen und der geringen Anzahl Wurfgeschütze Unglaubliches leistete, die Festigkeit des Bombardements nicht mindern. Eine nicht unbedeutliche Anzahl Geschützrohre zerbrach auch bei dieser Gelegenheit, wodurch mehr Artilleristen getödtet und verwundet wurden. Während des Vormittags am 2. Juli ließ der Commandant das Geschützfeuer auf dem Hauptwallen einstellen, um die Munition und die Kräfte der Mannschaften zur Abwehr eines vom Feinde etwa zu unternehmenden Sturmes aufzusparen. Die Artillerie der Außenwerke und der lauenburger Vorstadt blieb jedoch, und zwar mit günstigem Erfolge, in Thätigkeit. Der Feind setzte dagegen am 2. Juli das Bombardement fort, beschränkte im Uebrigen sich aber bis gegen Mittag auf eine Kanonade und ein anhaltendes Geschützfeuer im ganzen Umlaufe der Festung. Um diese Zeit begannen jedoch erneute sehr heftige Angriffe. Der Feind schien jetzt alle Rücksicht auf Schonung seiner Truppen aus den Augen zu legen und um jeden Preis sich der Festung bemächtigen zu wollen. Mit einer starken Colonne drang er vom Welsberg vor, warf die Vorposten am Strande und im Mühlenscheide bis hinter die Fingelschanze zurück und versuchte in die Reihe des Werks einzubringen. Die Grenadiere hielten wiederum Stand und die Artillerie der nächstgelegenen Werke bestimmte ein weiteres Vordringen des Feindes. Den Hüßilieren, den Jägern und den in der Festung vorhandenen Cavalierdetachements gelang es sogar, den Feind zurückzuwerfen. Gleichzeitig war auch ein erster Angriff auf die lauenburger Vorstadt unternommen worden, ohne daß der Feind jedoch hier einen Schritt Terrain gewinnen konnte.

Der 2. Juli war bereits bis zur dritten Nachmittagsstunde vorgerückt, man schickte sich auf beiden Seiten an, frische Truppen ins Gefecht zu führen, die Flammen in der Stadt griffen immer weiter um sich, als plötzlich das feindliche Feuer verstummte. Man erblidte die Waffenstillstandsflagge und die Annäherung eines preussischen Officiers. Es war der Lieutenant von Solleben, der endlich zur Ueberbringung der Nachricht von dem zu Viduapöhlen geschlossenen Waffenstillstande angelangt war. Die Feindseeligkeiten hatten ein Ende. Der Major von Gneisenau empfing die Despatchen des Lieutenant von Solleben auf der Bastion Neumark mit größtem Gleichmuth.

Die Garnison von Kolberg, welche gegen 6000 Mann stark war, hatte während der Belagerung an Todten, Verwundeten und Vermissten etwas über 1900 Mann verloren. Von den Einwohnern Kolbergs waren 27 Personen getödtet und 42 verwundet worden, die meisten am 1. und 2. Juli. Der Verlust des Feindes seit der Einschließung Kolbergs wird auf 7000 bis 8000 Mann angegeben; allein bei den gewaltigen Anstren-

gungen während der besten letzten Tage der Belagerung erreichte derselbe die bedeutende Höhe von etwa 1000 Mann. Nach der Angabe des Generals Loison sind während der Belagerung 25,940 Geschosse der Artillerie gegen die Festung versenkt worden.

Der König von Preußen ehrte und belohnte den heldenmüthigen Commandanten, die tapferste Belagerung und die bewährte Vaterlandsliebe der Bürger Kolberg. Der Major von Gneisenau erhielt mit der Benachthigung von dem Waffenstillstand das Oberleutenantspatent. Einer Cabinetsordre vom 31. Juli fügte der König eigenhändig noch folgende Zellen hinzu: „Ihr kraftvolles und kluges Wirken, sowie das ehrenvolle Benehmen der solberger Garnison und seiner treuen Bürgerchaft wird ihnen gemeinschaftlich in den Annalen der vaterländischen Geschichte in diesen verhängnißvollen Zeiten ein ewiges, unvergängliches Denkmal setzen.“ Durch eine Cabinetsordre vom 17. Aug. überwies der König dem Oberleutenant von Gneisenau, als Beweis seiner besonderen Zufriedenheit, die Einkünfte der Amtshauptmannschaft Jechen und fügte eigenhändig hinzu: „Da ich eben erst erfahre, daß Sie den so vorzüglich wohlverdienten Orden pour le mérite noch nicht erhalten haben, so mache ich mir das Vergnügen, ihn hierbei zu übersenden.“ Der Grenadierschance aus dem Wollföhrge legte der König zum immerwährenden Andenken den Namen Gneisenauhschanze bei.

Auch den Officieren und Mannschaften der Belagerung wurde eine reichliche Belohnung vom Könige sowohl durch außerordentliche Beförderungen als auch durch Verleihungen von Orden und Ehrenzeichen zu Theil; zugleich erhielten von den beiden, aus der Belagerung gebildeten Infanterieregimentern zur ehrenbaren Anerkennung ihres tapferen Benehmens das eine den Namen: Leibregiment, das andere die Benennung: solberger Regiment.

In gleicher Weise gedachte der König der solberger Bürgerchaft. Der Bürgerrepräsentant Kietelbe, der bereits für seine während der Belagerung geleisteten vorzüglichen Dienste und Aufopferungen mit der silbernen Verdienstmedaille belohnt worden war, erhielt nun mit einem gnädigen Cabinetsschreiben auch die goldene Medaille und unterm 20. Oct. erließ der König der Stadt in Betracht ihrer Treue und Anhänglichkeit, sowie in Rücksicht auf die von ihr gebrachten Opfer den ganzen Antheil an der französischen Kriegscontribution mit 180,216 Rthlen.

Der Friede zu Tilsit hatte den unglücklichen Selbstzug beendigt. Durch die harten Bedingungen, welche Preußen hatte eingehen müssen, war es seiner früheren Macht und Selbstständigkeit beraubt. Die Hoffnung auf seine bereinigte Wiedererhebung beruhte nur auf der Treue und Liebe der dem Könige vertriebenen Unterthanen und auf der Thatskraft der einzelnen Männer, die sich während der eben verfloffenen Unglücksperiode durch Einsicht und Energie so glänzend ausgezeichnet hatten. Zu letzteren gehörte besonders auch unser Gneisenau und auf ihn richtete sich daher auch jetzt das Augenmerk seines Königs. Er wurde daher der um diese Zeit niederge-

setzten Commission zur Reorganisation des Heeres zuge-theilt. Eine gänzliche Umgestaltung der Heereseinrichtung mußte als die zunächst wichtigste Maßregel erscheinen, da in der durchaus mangelhaften Beschaffenheit der bisherigen eben der Grund des Unglücks, welches Preußen betroffen hatte, zu finden war. Daß Gneisenau's Einwirkung hierbei von dem segensreichsten Erfolge sein mußte, geht aus den bereits früher über ihn gegebenen Mittheilungen genügend hervor. Niemand hatte die bisher vorhandenen Mängel in der preussischen Heeres-einrichtung klarer erkannt als er, auch hatte er schon in seinem früheren, beschränkteren Wirkungskreise die Erfahrung gemacht, wie wesentliche Vortheile es bringt, wenn man dahin bestrebt ist, das Gefühl des gemeinsamen Mannes zu heben. Glücklichweise gehörte er nunmehr mit zu den Männern, die dazu berufen waren, in dieser so wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er genügte auch jetzt seiner Pflicht mit der ihm eigenen Energie und Freimüthigkeit und die so vortheilhafte Veränderung, welche in der Stellung und in dem Werthe des preussischen Soldaten von vor und nach dem Jahre 1806 eingetreten ist, muß hauptsächlich als sein Werk betrachtet werden. Nachdem waren es die Befehle gewesen, die zum großen Theil zur Zeit der über Preußen verhängten, schweren Prüfung mangelhafte Leistungen bewiesen hatten. Daher wurde Gneisenau, der durch seine glänzende Vertheidigung Kolberg nicht nur Einsicht und Energie, sondern auch vorzügliche Kenntnisse in der Heereskriegsführung an den Tag gelegt hatte, nach der Beendigung des eben erwähnten Congresses zum Chef des Ingenieurcorps und zum Inspecteur sämtlicher preussischer Festungen ernannt. Indessen erregte die für die Wiedererrichtung Preußens so ersprießliche Thätigkeit Gneisenau's die besorgliche Aufmerksamkeit des französischen Machthabers, der um jene Zeit mit despotischer Willkür einen drückenden Einfluß auf den größten Theil Europas ausübte. Das seiner Selbstständigkeit beraubte Preußen mußte diesem fremden Einflusse nachgeben und Gneisenau, der inzwischen den Obertrag erhalten hatte, dem zufolge im Jahre 1809 aus seiner militairischen Laufbahn treten. Gneisenau's Wirksamkeit war indessen hiermit keinesweges abgeklungen; denn vermöge seiner vielseitigen Anlagen und Ausbildung war er auch für den Civildienst ausgezeichnet brauchbar. In diesem übte er nun auch mit dem Range eines Staatsraths bis zum Jahre 1813 eine sehr wirkungsvolle Thätigkeit aus. Bei der glühenden Liebe zu seinem jetzigen Vaterlande und dem rastlos fähnen Streben, dasselbe von dem harten Joche seines Unterdrückers zu befreien, blieb er während dieser Zeit nicht allein mit dem ihm gleichgesinnten Generale von Scharnhorst in enger Verbindung und unterstützte denselben fräftig in seinen Anstrengungen, Preußen zu einem künftigen Kriege gegen Frankreich vorzubereiten, sondern er wurde auch von der Regierung in diplomatischen Angelegenheiten nach London, Wien, Petersburg und Stockholm gesandt, um in diesen Hauptstädten für das Zustandekommen einer Coalition gegen Frankreich thätig zu sein. Der Staatsrath

von Gneisenau entlebte sich dieser Austräge mit so vielem Geschick und gütlichem Erfolge, daß es zweifelhaft erscheint, ob seine Wirksamkeit in dieser Richtung für den französischen Nachbater nicht noch verderblicher geworden ist, als wenn er in seiner militärischen Laufbahn verblieben wäre. Schon 1809 knüpfte sich auf britischem Boden das folgenreiche, bis in den Tod vorhaltende Freundschaftsbündnis zwischen Gneisenau und dem englischen Staats- und Cabinetminister Grafen von Münster. Gneisenau's zweite Anwesenheit in England im Winter 1812—1813 war von den wichtigsten Einflüssen auf den damaligen großen Umschwung der europäischen Angelegenheiten. In wie hohem Grade den hochherzigen und edlen Charakter Gneisenau's auch die Scheidenheit piete, wie er fern von aller persönlichen Eitelkeit sein ganzes Streben mit Selbstopferung seiner eigenen so hohen Verdienste nur dahin richtete, daß das Wohl des Vaterlandes gefördert werde, geht aus dem hier folgenden Schluß des Schreibens Gneisenau's an einen ihm befreundeten jüngeren Officier hervor:

„..... Ergen Sie unbeforgt darum, daß die unserm Schill in Berlin und anderwärts bewiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. — Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es dergl. Durch Schill's Popularität und all' verbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden, wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können. Mich plagt kein Ehrgeiz. — Mein Bild in die Zukunft erhellt sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joch zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollen wir ihn aber nicht kämpfen, oder ist er glücklich vollendet, so folge ich meiner Reizung, in der Einsamkeit zu leben, sofern mich nicht eine harte Nothwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel eine Zukunft zu suchen. Sie sehen, mit solchen Gefinnungen und Plänen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen andern hochverdienlichen Mann haben, wenn ihm auch das große Publicum etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt. Leben Sie wohl! Königsberg d. 2. Febr. 1809.

Ihr treu ergebener
A. v. Gneisenau.“

Nachdem in dem Winter 1812—1813 die in Rußland eingebrungenen große Armeen Napoleons durch den hartnäckigen und aufopfernden Widerstand der Russen und die außergewöhnliche Strenge und Dauer der Kälte fast ganz vernichtet worden war und Preußen im Anschlusse an Rußland sich mit beispiellosem Entschlusse zum Kampfe gegen Frankreich erhoben hatte, war der Moment herbeigeführt worden, der Gneisenau's Wiedereintritt in den Kriegsdienst dringend gebot; das fühlte er, sein König und das ganze Land. Gneisenau, der sich um diese Zeit in London befand, eilte von dort über Gothenburg und Kassel nach Breslau, wo er am 11. März 1813 eintraf. Dort wurde er mit dem Range eines Generalmajors dem an die Spitze des preussischen Heeres gestellten Generalen von Blücher als Generalquar-

tiermeister beigegeben und als in der ersten Schlacht des mit höchster Begeisterung und Hingebung begonnenen Kampfes bei Gros-Görichen am 2. Mai 1813 der Chef des Generalstabes der Armee, General von Scharnhorst, tödtlich verwundet worden war, erhielt der General von Gneisenau diesen wichtigen Posten.

Durch die letztere Stellung trat Gneisenau in ein näheres Verhältniß zum General Blücher, welches sich bald zu der innigsten Verbindung der beiden so berühmten geordneten Persönlichkeiten, deren Zusammenwirken auf die Entscheidung des entbrannten gewaltigen Kampfes und somit auf die Befestigung der europäischen Verhältnisse von so wesentlichem Einflusse gewesen ist. Groß und schwer war das Unternehmen, welches Preußen begonnen hatte, als es sich im Jahre 1813 zu diesem Kampfe erhob, um in Vereinigung mit Rußland seine Unabhängigkeit wieder zu erringen. Allerdings hatte der Kaiser Napoleon I. durch den Untergang seines Heeres in Rußland einen sehr großen Verlust erlitten; aber er befand sich noch immer im Besitze einer bedeutenden Macht, deren Benutzung bei seinem höchst energischen und rücksichtslosen Charakter und seinem unerschütterlichen großen Heldentalente mit Recht als fürchtbar betrachtet werden mußte. Der Geist der preussischen Truppen war zwar ein unüberwindlicher, der sie beselende Muth und ihre Hingebung waren beispiellos; doch zur erfolgreichen Verwendung eines so vorzüglichen Elements bedurfte es einer Führung, die mit den vorerwähnten Eigenschaften des fürchtbaren Gegners in die Schranken zu treten vermochte. In dieser Beziehung war es als ein wahres Glück und Heil für die Erringung der in dem gewaltigen Kampfe erhabenen großen Zwecke zu betrachten, daß ein Armeecommando sich bildete, wie es eben durch die innige Verbindung Blücher's und Gneisenau's zu Stande kam. Blücher's rastlose Thätigkeit, sein Unternehmungsgest, seine unverwundliche Ausdauer, sein unerschütterlicher Muth, der seine Furcht vor einem ihm drohenden Gefahr kannte, vor seiner Verantwortlichkeit zurückschreckte, in Verbindung mit den glänzenden Eigenschaften des Geistes und Charakters, die wir an unserem Gneisenau kennen zu lernen und zu bewundern bereits Gelegenheit gehabt haben, waren allein im Stande, dem gewaltigen moralischen Einflusse, den Napoleon aus seine eigenen Truppen, sowie auf seine Gegner ausübte, die Wage zu halten und endlich ein Uebergewicht zu erringen. Zwischen beiden mit so hoher Genialität begabten Männern herrschte das schönste Einverständniß. Gern und willig unterwarf sich Blücher der höheren Einsicht Gneisenau's, den er nicht wie seinen Untergebenen, sondern wie seinen Freund und Vertrauten behandelte. Im Gefühle seiner eigenen Kraft und seines Wertes würdigte er nichts des hohen Verdienstes seines General-

b) Als Blücher bei seiner Anwesenheit in London hörte, daß die erforderliche Unterstützung ihm die Doctorwürde verleihen wolle, fand er die Sache höchst spasshaft und äußerte in manierter Sprache: „Nun, wenn ich Doctor werden soll, so muß Gneisenau wenigstens zum Apotheker gemacht werden; denn wir zwei gehören einmal ungemeinlich zusammen.“

habdeshes und bekannte freimüthig und offen den wesentlichen Antheil, den dieselben an den errungenen großen Erfolgen hatte, wozogen der hochberzigte Gneisenau, in Bewußtsein des edelsten, lautersten Willens, seine so wesentlichen Dienste dem hochgeachteten und geliebten Feld mit völliger Hingebung und Selbstverleugnung widmete.

Die Schwierigkeit der so losenden Aufgabe war aber allerdings eine nicht geringe. In dem ersten Abschnitte des großen Kampfes, den wir von den mit der Mitte des Aprils 1813 beginnenden Feindseligkeiten bis zu dem am 4. Juni desselben Jahres abgeschlossenen Waffenstillstande annehmen können, spielte das preussische Armeecommando eine nur untergeordnete Rolle, indem das Obercommando über die sämmtlichen allirten Truppen sich in russischen Händen befand. Dennoch wurde die Einwirkung des preussischen Armeecommando's auch am Schlusse dieses Abschnitts noch von großer Wichtigkeit, indem es den Bemühungen desselben, namentlich den dringenden Vorstellungen Gneisenau's, gelang, den Kaiser von Rußland dafür zu gewinnen, daß der Rückzug der allirten Armee nicht bis nach Polen fortgesetzt wurde, wie dies in der Absicht des russischen Oberbefehlshabers Barclay de Tolly lag, eine Abzucht, die, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, für den Fortgang des Krieges und für das Schicksal Preussens von den verheerlichsten Folgen hätte sein müssen.

Der Rückzug, den die vereinigte russische und preussische Armee von Groß-Görschen bis Bautzen antrat und nach der dort gelieferten, zweitägigen, gleichfalls sehr blutigen Schlacht bis nach Schleien hinein fortsetzte, war eine Folge der numerischen Ueberlegenheit des Feindes besonders an Infanterie und wurde mit größter Ordnung ausgeführt. Er bietet die in der Kriegsgeschichte merkwürdige Erscheinung dar, daß die Verfolger größere Verluste erlitten als die Verfolgten. Während auf dem ganzen Rückzuge kein Geschütz, kein Fahrzeug der Allirten den oft heftig nachdringenden feindlichen Truppen in die Hände fiel, hatten die letzteren eine Anzahl Geschütze verloren und waren auch ihre Verluste an Mannschäften bei allen Zusammenstößen größer gewesen. Gneisenau selbst spricht sich hierüber in einem Briefe an den Grafen von Münker unterm 29. Mai 1813 aus Puschkau bei Strigau in Schleien folgendermaßen aus: „Der neu eröffnete Feldzug stellt die sonderbarsten Resultate dar. Wir haben nun einige hundert Stüd Geschütz erobert und dagegen kein einziges verloren. Die Armee ist obgleich ihrer Ketten Rückzüge geschlossen und ungebunden in ihrem Rhythmus, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen, und jeden Augenblick ist sie in Bereitschaft, eine neue Schlacht anzunehmen.“ Nachdem Gneisenau der ausgezeichneten Tapferkeit der preussischen Truppen in den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen Erwähnung gethan, fährt er in demselben Schreiben fort: „Seitdem sind wir bis hieher fortgeritten. Die Oberleitung der Armee kommt aus dem russischen Hauptquartier. Wir haben keinen Antheil daran. Man hört uns sogar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge. Endlich ward der uns befehlende

General Barclay de Tolly ins kaiserliche Hauptquartier abberufen. Sogleich benutzten wir diese Emancipation. Der Marsch ging über eine weite Ebene. Der Feind hatte tagtäglich unsere Artillerie verfolgt. Wir verbargen einen Theil unserer Cavalerie in bewachsenen Gründen. Unsere Artillerie lodte den Feind über die Ebene. Auf einmal ward das Zeichen zum Angriff durch Anzündung einer Windmühle gegeben. Unaufhaltsam stürzte sich unsere Reiterei in die feindliche Infanterie, die schnell quarrés zu bilden suchte. Mehrere derselben kamen zu Stande, wurden aber niedergeworfen. Unsere Reiterei gab wenig Parolen, deswegen wurden wenig Gefangene gemacht, zwischen 8—400; 18 Kanonen wurden erobert, aber wegen der Schnelligkeit, womit solche Unternehmen ausgeführt und beendet werden muß, konnte etwa nur die Hälfte derselben aus Mangel an Pferden in Sicherheit gebracht werden. Das ganze weite Feld war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Seit den letzten Tagen ist uns der Feind nur sehr behutlos gefolgt, da wir ihm einmal die Jähne gewiesen haben.“

Napoleon hatte aus dem frähesten Widerstande, den die zu bekämpfenden Truppen in den beiden großen Schlachten gelieferten und aus dem unerschütterlichen Muth, den sie während des Rückzuges gezeigt hatten, wohl die wesentliche Veränderung wahrgenommen, die mit dem preussischen Heere seit dem Jahre 1806 vor sich gegangen war. Diese Erkenntniß und die bedeutenden Verluste, die er durch den bisherigen heftigen Widerstand bereits erlitten hatte, machten ihn geneigt, auf den Waffenstillstand einzugehen, der am 4. Juni anfänglich auf sieben Wochen geschlossen, später bis zum 17. August verlängert wurde.

Es ist dem Kaiser Napoleon I. häufig als ein großer Fehler angerechnet worden, daß er auf diesen Waffenstillstand eingegangen ist; jedenfalls gereichte ihm derselbe zum größten Verderben. Allerdings bedurfte seine Armee der Erholung und Verstärkung dringendst, auch war es ihm gelungen, seine den Verbündeten nach dem Waffenstillstande entgegenzustellende Macht wieder auf die Zahl von 390,000 Streiter und 1300 Geschütze zu bringen; er hatte aber den gewaltigen Einfluß, den die hohe und allgemeine Begeisterung der preussischen Bevölkerung auf die Fortsetzung der Kriegsbemühungen während dieses Zeitraums äußern mußte und auch wirklich ausübte, unterschätzt, vielleicht auch nicht erwartet, daß Oesterreich einschiedigen gegen ihn auftreten werde.

Unter den in Preußen während des Waffenstillstandes mit dem größten Eifer betriebenen Zurüstungen zur Fortsetzung des Kampfes war vor allen die Bildung der Landwehr die wichtigste. Die Idee zu einem solchen den Krieger mit dem Civilstande verschmelzenden Institut hatte Gneisenau schon längst gezeugt und reiflich durchdacht; ihm wurde jetzt die Organisation der Landwehr

6) Diese Infanterie gehörte zur Division des Generals Maison, welche am 26. Mai bei Götzen von 21 preussischen Escadrons und drei reitenden Batterien überfallen wurde und über 1500 Mann an Todten und Verwundeten, 400 Gefangene und 11 Geschütze verlor.

übertragen, indem er zum Generalgouverneur von Schlesien ernannt worden war. Es eröffnete sich hierdurch dem Generale von Gneisenau während des Waffenstillstandes ein neues und ausgedehntes Feld seiner Thätigkeit. Die Ausführung dieses hochwichtigen Planes konnte in seine geeigneteren Hände gelegt werden als in die seinigen. Die Thätigkeit und Umsicht, welche Gneisenau bei diesem ihm übertragenen Gesäfte an den Tag legte, waren von so günstigem Erfolge, daß Preußen nach Ablauf des Waffenstillstandes seine dem Feinde entgegen zu stellende Kriegsmacht beinahe verdoppelt hatte. Auch das russische Heer hatte sich ansehnlich verstärkt. Durch diese Verstärkungen, sowie durch den Beitritt Desterreichs und Schwedens zu der Coalition gegen Napoleon waren die Allirten nunmehr im Stande, mit einer überlegenen Truppenzahl beim Wiederbeginn des Kampfes ins Feld zu rücken.

Die ganze Masse der Streiträfte, über welche die Allirten zu verfügen hatten und die gegen 500,000 Mann betrug, wurde nun in drei Heere eingetheilt, nämlich in das Hauptheer unter dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten von Schwarzenberg, in das sächsische Heer unter dem Generale von Blücher und in das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden. Es war für den Gang des ganzen folgenden Kampfes von dem entscheidenden Einflusse, daß namentlich Blücher ein eigenes und selbständiges Commando erhalten hatte. Nicht minder wichtig war es, daß der General von Gneisenau, dem der Oberbefehl über die preussischen Truppen bei der Nordarmee zugebracht war, diese Stellung ausüben und in dem Verhältnisse als Chef des Generalstabs bei der sächsischen Armee verblieb. In dem Hauptquartiere des sächsischen Heeres wurde nun der Sitz der entschlossensten Thätigkeit, der unternehmendsten Kühnheit offenbar. Hier war der Kern der eigentlichen Kriegsführung, der thätige Anstoss, das fortwährende Beispiel; denn dieser Chef des Generalstabs vereinigte mit der thätigsten Gesinnung die ausserordentlichste Kriegskunst und die heldenmüthigste Entschlossenheit.

Die Stellung des sächsischen Armeecommando's hatte indessen, besonders im Anfange, ihre Schwierigkeiten. Das sächsische Heer bestand aus zwei russischen Corps, von denen das eine unter dem Generale Graf Rangron 40,000 Mann, das andere unter dem Generale von Saden 16,000 Mann stark war und aus dem preussischen, 40,000 Mann starken Corps des Generals York. Ungern sahen die Russen ein Heer, in welchem sie die Mehrzahl bildeten, unter preussischem Oberbefehle. Der General von Saden, ein sehr entschlossener und bewährter Krieger, war in Dienstverhältnissen äußerst empfindlich und reizbar. Der General Graf Rangron hatte schon selbst im Kriege gegen die Türken den Oberbefehl geführt und fühlte sich in seiner jetzigen Stellung unbehaglich. Selbst der preussische General von York war mit seiner Stellung unter Blücher Nichts weniger als zufrieden. Er versah sich von Gneisenau, in dessen Händen er Blücher glaubte, Nichts als unpraktische Dinge und Ueberbauptheiten, für seine Person dagegen Mangel

nisse und geistliche Kränkungen. In diesen Beziehungen war der glänzende Sieg, den die sächsische Armee am 26. Aug. an der Kappach erlitt, außer seiner an sich schon so großen Wichtigkeit, von den wohlthätigsten Folgen. Nach diesem Siege war das hohe moralische und intellectuelle Uebergewicht entschieden, welches von nun an das sächsische Armeecommando charakterisirte. Von nun an begann der Zauber, der für die Truppen an Blücher's Persönlichkeit haften. Gneisenau's Gedankenschnelligkeit und völlige Hingebung trugen ihn gewissen Fluges hoch und höher.

Eine Folge dieses von dem sächsischen Armeecommando ausgehenden Impulses war zunächst das Ueberschreiten der Elbe Seitens der Truppen dieser und der Nordarmee, nachdem das York'sche Corps in dem äußerst blutigen Gefechte bei Wartenburg am 3. Oct. den Uebergang über diesen Fluß mit heldenmüthiger Tapferkeit, allerdings auch mit großem Verluste, gegen das denselben vertheidigende Corps des Generals Bertrand erzwungen hatte. Von nicht minder folgereicher Wichtigkeit war das energische Auftreten des Blücher'schen Hauptquartiers gegen die unablässigen Aufforderungen des Kronprinzen von Schweden, wieder auf das rechte Ufer zurück zu gehen und das entschlossene, oft mit der höchsten Gefahr verbundene Vordringen des sächsischen Heeres, wodurch Napoleon zur Zusammenziehung seiner gesamten Streiträfte bei Leipzig demogen wurde. An der hier vom 16. bis 18. Oct. von den sämtlichen Heeren der Verbündeten gegen die Gesamtarmee Napoleon's mit der tapfersten Ausdauer auf beiden Seiten durchgeführten, blutigen Schlacht nahm das sächsische Heer den ruhmvollsten und wirkungsreichsten Antheil. Die Niederlage, welche das Heer Napoleon's hier erlitt, war eine so entscheidende, daß an ein ferneres Verbleiben desselben in Deutschland nicht mehr zu denken war. In gerechter Anerkennung dieses so wichtigen Sieges und des weitausgehenden Antheils, den die ausserordentlichen Leistungen des sächsischen Heeres sich an der Erringung desselben erworben hatten, wurde der General von Blücher zum Feldmarschall und der Generalmajor von Gneisenau zum Generalleutnant befördert.

Die rastlose Thätigkeit Gneisenau's zeigte sich jetzt wiederum auf eine sehr wirkungsvolle Weise in der Benutzung des bei Leipzig errungenen Sieges, indem der eilrig zurückgehende Feind von der sächsischen Armee am ehesten verfolgt wurde. Obgleich derselbe dadurch noch manche empfindliche Verluste erlitt, so genügten die erreichten Erfolge immer noch nicht dem regsten Streben

7) Das unter dem Marschall MacDonald von Napoleon gegen die sächsische Armee zurückgelassene Heer von gleicher Stärke wurde durch diese Schlacht fast ganz vernichtet. Der Verlust an Tödteten und Verwundeten betrug 30,000 Mann; 20,000 Gefangene, 105 Kanonen, 300 Reiterwägen und zwei Batterien gingen in die Hände der Sieger. Blücher schätzte seinen Verlust auf höchstens 1000 Mann. 8) Von 170,000 Mann, die bei Leipzig gefochten hatten, brachte Napoleon kaum 90,000 über die Elbe: 300 Kanonen, 900 Reiterwägen und unzähliges Gepäck fielen in die Hände der Sieger.

Gneisenau's). Napoleon setzte nun seinen Rückzug unablässig fort und ging, nachdem er noch am 30. und 31. Oct. bei Hanau und Frankfurt am Main heftige Gefechte gegen ein starkes Corps von Oesterreichern und Baiern unter dem Generale von Wrede zu bestehen gehabt hatte, mit dem Ueberreste seines Heeres, noch etwa 60,000 Mann stark, bei Mainz über den Rhein. Die Allirten waren ihm bis dahin gefolgt.

Große Resultate waren bis jetzt erreicht worden; nun aber machten sich verschiedene Ansichten und Meinungen geltend. Viele glaubten, daß man nummehr genug gethan und erreicht habe, daß es sogar sehr gewagt sei, in Frankreich selbst einzudringen, indem dadurch eine Erhebung des französischen Volks hervorgerufen werden und eine solche Bewegung von Napoleon mit Erfolg zu einer energischen Fortsetzung des Krieges benutzt werden könnte, in dessen Wechselfällen man sich der Gefahr aussetzen würde, die errungenen Vortheile wieder zu verlieren. Andere Stimmen dagegen brangen auf eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges bis zur gänzlichen Vernichtung des Feindes, den man besonders in der Person Napoleon's erkannte. Ein Ueberstreichen des Rheins und Vordringen in Frankreich bis nach Paris war nach der Ansicht dieser Partei unerlässlich, um die Ruhe und Selbstständigkeit Teutschlands und der Mehrzahl der übrigen europäischen Mächte vor den Uebergriffen des französischen Herrschers genügend zu sichern. Die letztere Ansicht fand die lebhafteste Vertretung in dem Blücher'schen Hauptquartiere, und dem energischen Festhalten derselben von dieser Seite ist es hauptsächlich beizumessen, daß zum Wohle Europa's die Fortsetzung des Krieges und das Einbringen in Frankreich beschloffen wurde; denn es ist nachgewiesen, daß selbst der König von Preußen die Beendigung des Kampfes am Rhein wünschte. Die Einwirkung Gneisenau's auf diese so höchst wichtige Beschlussnahme der allirten Monarchen war von dem wesentlichsten Einflusse; er hatte am 20. Nov. dem Könige von Preußen einen Feldzugsplan überreicht, der eine energische Fortsetzung des Krieges dringend empfiehlt und die dafür sprechenden Gründe mit großer Klarheit darlegte.

Mit dem Beginne des Jahres 1814 wurde demnach das Einmärschen der verbündeten Heere in Frankreich zur Ausführung gebracht. Die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg nahm über Basel ihren Marsch,

während Blücher mit der sächsischen Armee den Rheinhin überstieß. Das Hauptziel der nummehrigen Kriegsoptionen war die Einnahme von Paris, indem dadurch der Sturz Napoleon's am sichersten zu erreichen war. Zur Erreichung dieses Ziels bedurfte es noch eines bis zum Ende des März mit wechselnden Erfolgen sich fortsetzenden Kampfes, in welchem sich wiederum der wesentliche Einfluß zu erkennen gab, den die überwiegende, dem sächsischen Armeecommando beizumehrende moralische Kraft auf die endlich erreichte glückliche Entscheidung ausübte. Während die bedeutend stärkere Hauptarmee in Folge der zu großen Bedenkslichkeiten ihres Führers nur langsam vorschritt, sogar eine rückgängige Bewegung machte, als die sächsische Armee wegen Mangel der erwarteten Unterstützung durch die Hauptarmee nicht unbedeutende Verluste erlitten hatte, war es nur der das sächsische Armeecommando besetzende hohe Genius der Kraft und des Muthes, der, vor seiner Gefahr zurückschreckend, nach erlittenen Unfällen sich immer wieder emporraffte und tapfer vorwärts strebend, auch die Hauptarmee zur thätigen Mitwirkung mit sich forttrieb und auf diese Weise dahin führte, daß das große Ziel des Kampfes, die Einnahme von Paris am 30. März 1814, erreicht wurde. Die bald darauf folgende Entsetzung Napoleon's von dem Throne Frankreichs und seine Deportation nach der Insel Elba machten dem Kriege ein Ende.

Der wesentliche Antheil, welcher dem Generale von Gneisenau an den glorreichen Resultaten dieses gewaltigen Kampfes beizumessen war, wurde nach dem geschlossenen pariser Frieden von seinem Monarchen durch reichliche Belohnungen anerkannt. Außer der Verleihung der höchsten Orden, der Beförderung zum General der Infanterie und der Erhebung in den Grafenstand wurde ihm auch eine ansehnliche Dotation an Gütern zu Theil. Es war die Herrschaft Sommersärburg bei Magdeburg, die zur Zeit des von Napoleon gebildeten Königreichs Westphalen dem Generale Savary, Herzog von Kovigo, zugefallen war, welche dem Grafen von Gneisenau als Besitzthum überwiesen wurde.

Die kurze Zeit der Ruhe zwischen dem Feldzuge von 1813—1814 und 1815 benutzte Gneisenau zu einem Aufenthalt auf seinen Gütern und in den Bädern; demnach begab er sich nach Berlin. Hier befand er sich, als die Nachricht eintraf, daß Napoleon die Insel Elba verlassen und sich der Regierung Frankreichs wieder bemächtigt habe. Die Kunde von dieser Begebenheit erregte bei ihm nicht nur keine Besorgniß, sondern er betrachtete sie als ein recht willkommenes Ereigniß, ganz dem geistigen, um so manche Klammern, welche aus den bisherigen Verhandlungen des Congresses zu Wien nach seiner Ansicht für Preußen erwachsen waren, auszugleichen. Preußen ermangelte nicht, den noch auf dem linken Rheinufer verbliebenen mobilen Theil seines Heeres ansehnlich zu verstärken, um in Vereinigung mit einer unter Wellington zusammengestellten englisch-niederländischen Armee den wiedererscheinenden Napoleon, den in kürzester Zeit eine beträchtliche Truppenmasse zusammengebracht hatte,

9) In dem nachstehenden Schreiben vom 5. Nov. 1813 aus Weimar an den General von Wülferspricht Gneisenau seine Nichtbefriedigung über die Verwundung des Sieges bei Leipzig aus:

„In Weimar verloren die Monarchen und die Soldaten eine fehrbare Zeit. Wir, die sächsische Armee, hatten bei Leipzig endlich Weirand aberschritten und in den Thüringer Wald geworfen. Dort erhielt Befehl, ihn von der Weira abzuweichen; aber unwillig der unanfechtlichen Märche, welcher dort seine Zeit in lauter Mühen gegen das Wülfersche Hauptquartier. — Unterdessen marschirte Weirand quer über die Straße, die dort nehmen sollte, und eilte. — Sollte Weirand sich in Einnahme besser benennen, hätte man halt der Heile zu Weimar schlüssig vorrücken lassen, hätte dort nicht geguckt, so entkam von der ganzen Armee so gut wie Nichts.

Ihr Gneisenau.“

von Neuem zu bekämpfen. Wie man allgemein vermuthete, wurde der Oberbefehl über das preussische Heer wiederum dem Fürsten Blücher übertragen; wiederum aber auch der Graf Gneisenau ihm als Chef des Generalstabes zur Seite gestellt. Napoleon bewährte in dem von Neuem beginnenden Kampfe sein schon so oft bewiesenes Feldherrntalent, indem es ihm gelang, mit seiner Haupttruppe nachmittags die preussische Armee, bevor sie sich mit der englischen vereinigen, ja sogar bevor noch das entfernt stehende preussische Corps des Generals Bülow herangezogen werden konnte, am 16. Juni 1815 bei Wigny anzugreifen. Die Schlacht fiel daher zum Nachtheil der Preussen aus, die, nachdem sie den Tag über tapfer gekämpft hatten, zuletzt einem eiligen Rückzug antreten mußten, dabei theilweise in große Unordnung und Verwirrung gerathen und auch eine Anzahl Geschütze dem verfolgenden Feinde überlassen mußten. Blücher sowohl als Gneisenau gerieten an diesem Tage persönlich in große Gefahr, indem ersterer mit seinem tödtlich verwundeten Pferde bei der heftigen Verfolgung der Preussen durch die französische Cavalerie auf dem Schlachtfelde stürzte, so daß die feindlichen Reiter zweimal über ihn wegsperrigten, glücklicher Weise ohne ihn zu erkennen, dem letzteren ebenfalls das Pferd unter seinem Leibe durch eine Kanonenkugel niedergerichtet wurde. Durch das Zusammenstürzen der erwähnten ungünstigen Umstände war nun zwar die Schlacht bei Wigny entschieden verloren, der frische Muth des Oberbefehlsherrn und seines treuen Generalstabes aber blühte weniger als beugt. Der Unermüdlichkeit ihres genialen Geistes gelang es, die am 16. Juni geschlagene Armee bis zum 18. Juni, also in dem kurzen Zeitraume von einem Tage wieder schlagfertig herzustellen, ein Erfolg, der in der Kriegesgeschichte ohne Beispiel da steht und den daher auch Napoleon für unmöglich halten durfte, als er am 18. Juni Wellington's Heer bei Waterloo angriff. So tapferen Widerstand auch die englischen und niederländischen Truppen geleistet hatten, sie würden demselben Schicksale unterliegen haben, welches die Preussen am 16. Juni getroffen hatte, wenn Blücher nicht noch zur rechten Zeit mit seinem kampfbereiten Heere ihnen zur Hilfe herbeigeeilt wäre und dadurch den vollständigen Sieg der Allirten über das Heer Napoleon's herbeigeführt hätte. Auch in dieser Schlacht hatte sich Gneisenau dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzt und zum zweiten Male das Pferd, auf welchem er ritt, verloren, ohne selbst verletzt zu werden. Wichtig, war der errungene Sieg; noch wichtiger aber wurde er durch eine so nachdrückliche Verfolgung der feindlichen Armee, daß sie gänzlich aufgelöst und vernichtet wurde und eine fernere Widerhandlung nicht mehr möglich war. Dieses große Verdienst muß anschließend dem Generale von Gneisenau zuerkannt werden. Er selbst führte diese Verfolgung mit einem Bataillon Infanterie und zwei Dragonerregimenten aus. Mit freundlichen Worten die erinerten Mannschaften zu fortgesetzten Anstrengungen anfeuernd, trieb er den fliehenden Feind die ganze Nacht hindurch bis über Gemappe und Quatrebras hinaus, wobei die verfolgten Truppen reiche Beute machten. Bei Gemappe

fiel ihnen das Feldgeräth Napoleon's, darunter auch sein Wagen, in die Hände, in welchem letzteren sich außer vielen sehr werthvollen Gegenständen auch die Insignien des preussischen schwarzen Adlerordens befanden. Schon auf den bloßen Trommelschlag setzte der Feind seine Flucht aus den Vivrouais, in denen er sich nieder zu lassen versuchte, fort und man ertrübte, daß zuletzt über Gosselins hinaus, als der General Gneisenau nur noch eine schwache Spitze seiner Truppen bei sich sah, ein Tanabour zu Pferde gesetzt und durch dessen Marschschlag der letzte Nachzug des Feindes über die Saumre verjagt wurde. Zum zweiten Male kam Gneisenau mit dem am 7. Juli 1815 ihren siegreichen Einzug haltenden Truppen nach Paris, wo der bald darauf erfolgende Friede diesem zwar nur kurzen, aber nichtso Weniger glänzenden Feldzuge ein Ende machte. Gneisenau, dem nebst Blücher der größte Antheil an den großen Waffenerfolgen beigemessen wurde, erhielt zur Belohnung den schwarzen Adlerorden und zwar dieselbe Decoration, die in dem Wagen Napoleon's erbeutet worden war und seine Förderung zum General der Infanterie, dem Feldmarschalls Blücher zur äußersten Befriedigung.

Noch in demselben Jahre wurde Gneisenau zum commandirenden General in den Rheinprovinzen ernannt, im folgenden Jahre ihm jedoch auf sein Ausuchen von dem Könige in den huldvollen Ausdrücken die Erlaubniß zu Theil, sich während des Friedens, und zwar mit Beibehaltung seines Gehalts und seiner militärischen Würden, auf seine Güter in Schlesien zurückzuziehen. Er besaß daselbst das schöne, am Fuße der Subeten gelegene Erdmannsdorf, welches er gegen das ihm früher zugehörige Gut Mittel-Kaufungen von einem Grafen von Kalkreuth eingetauscht hatte¹⁾. Die Erbauung des dortigen Schlosses mit schönen Nebengebäuden, sowie die Anlage des Gartens und eines Parks rühren von ihm her. In den Jahren 1816 und 1817 machte Gneisenau mit seiner Familie Reisen an die Quellen von Kaelobad und Teplitz und lebte die übrige Zeit zwar in ländlicher Ruhe, doch stets umgeben von vielen Freunden, die durch seine Gastfreundschaft und die reizende Lage seines Schlosses sich angezogen fühlten. Nach dem Jahr 1818 erfolgten Tode des Feldmarschalls Grafen von Kalkreuth wurde Gneisenau an dessen Stelle zum Gouverneur von Berlin und gleichzeitig zum Mitgliede des damals gebildeten Staatsraths ernannt, in welchem er den Sectionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten präsidirte. Am 18. Juni 1825, am zehnten Jahrestage der Schlacht von Belle Alliance, wurde dem Generale der Infanterie Grafen von Gneisenau die höchste militärische Würde in Preußen, der Rang des Feldmarschalls ertheilt. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode legte Gneisenau die Verwaltung der Geschäfte als Gouverneur von Berlin nieder, jedoch mit Beibehaltung der mit dieser hohen Stellung verbundenen Ehren und Titel und lebte nur während des Winters in Berlin, wegen er die Sommer

1) Erdmannsdorf ist später von dem Könige erkauf worden und wird noch gegenwärtig als Gutsbesitzung der königlichen Familie benutzt.

monate theils in Erdmannsdorf, theils in Sommer-schburg zubrachte. Auch das von seiner Jugendzeit her bei ihm stets in frischer und werthvollster Erinnerung gebliebene Erfurt wurde in dieser Zeit einmal mit einem Besuche bedacht. Als er hier noch so manchen Genossen seiner Jugend antraf, war es ihm, als sei er in eine Heimath zurückgekehrt. Oern stieg er von seiner Höhe herab, um mit ihnen die Erinnerung an die einst zusammenverlebten Tage in der heiteren Welle des Studententhums zu feiern, wobei auch das Gaudeamus igitur nicht ausblieb. Sehr bezeichnend ist es für den Charakter Gneisenau's, daß er die dieser Gelegenheit alle seine früheren Commissionen, sie mochten in höheren Kreisen oder in beschwerlichen Lebensverhältnissen sich bewegen, mit dem brüderlichen Du begrüßte.

Als die im Jahre 1831 in Polen ausgebrochenen Unruhen die Ergreifung kräftiger Sicherheitsmaßregeln erforderten und der König von Preußen sich veranlaßt fand, die vier östlichen Armeecorps zusammen zu ziehen, wurde dem Feldmarschalle Gneisenau der Oberbefehl über dieses Operationsheer übertragen und die Stadt Posen zum Sitz des Hauptquartiers bestimmt. Gneisenau traf daselbst am 9. März ein und erwarb sich wie überall so auch in diesem neuen Wirkungskreise bald allgemeine Achtung und Liebe. Wüthen in seiner Thätigkeit aber wurde er am 23. Aug. 1831 von einer mit Cholera-symptomen verbundenen Krankheit ergriffen, die bereits am andern Tage seinem Leben ein Ende machte. Er hatte sehr wohl die Gefährlichkeit seiner Krankheit, von der er keine Genesung erwartete, erkannt. Mit welcher Ruhe er aber dem Tode entgegen sah, geht schon daraus unzweifelhaft hervor, daß er kurz vor seinem Ende, mit Anspielung auf den nicht lange vorher an der Cholera verstorbenen russischen Feldmarschall von Dieblich, sich gegen seine Umgebung scherzend dahin äußerte, daß man nun wol dieser Krankheit den Namen der Feldmarschalls-frankheit geben werde. Nicht nur die Familie und die ihm näher stehenden Freunde, sondern auch der König Friedrich Wilhelm III. und das ganze preussische Vaterland empfanden tief den Verlust des allgemein geachteten und geliebten großen Mannes, um welchen auch die Armee auf Befehl des Königs eine achtungsvolle Trauer anlegte. Um das Andenken an ihn zu ehren und auf die Nachwelt zu überliefern, wurde ihm später auch eine bronzene Bildsäule in Berlin errichtet, die seinen angeseheneren Platz zu ihrer Aufstellung finden konnte, als neben seinem treuen Waffens- und Ruhmgefährten im Leben, dem Feldmarschalle Blücher.

In Bezug auf die Familienverhältnisse des hochgefeierten Vornehmen dürfte die nachträgliche Mittheilung folgender Angaben von Interesse sein.

Gneisenau's Vater, der sich von Erfurt ins Braunschweigische begeben hatte und dort eine Zeit lang als Feldmesser thätig war, ging von dort nach Halberstadt, woselbst er bis zu Anfang der 1790er Jahre eine Anstellung im Baufache bekleidete. Auf Vermittelung seines Sohnes, des damals in Köpenburg stehenden Jülicherhauptmannes, der möglichst bemüht war, seinem Vater

eine bessere Existenz zu verschaffen, zog der letztere demnächst nach Breg. Nach einer aus amtlicher Quelle entnommenen Mittheilung finden wir denselben hier vom Jahre 1793 bis 1798 und zwar namentlich auch unter dem vollständigen Namen Reithardt von Gneisenau als kaiserlichen Bauinspector und senator supernumerarius zu Breg. Um die legitimirte Zeit wurde er zum königlichen Bauinspector in Opp. ernannt. Unser Gneisenau hat mit seinem Vater sowohl nach Halberstadt als nach Breg hin in einem ständigen Briefwechsel gestanden. Ueberhaupt hat er, so wenig das Aelternhaus ihm auch jemals gewährt hat, stets seinem Vater mit Liebe angehangen und die Kindespflicht mit größter Punctualität erfüllt. Was die aus der zweiten Ehe des Vaters herstammenden Kinder betrifft, so schlugen die beiden Söhne, Jacob und Wilhelm, wahrscheinlich durch Vermittelung ihres Stiefbruders, ebenfalls die Militärcarriere ein. Beide gelangten auch bald zur Secondlieutenantscharge, schlossen aber damit ihre militärische Laufbahn ab. Wilhelm, dessen Conduite eine üble war, schied 1802 aus dem Dienste, ging nach America und verscholl daselbst. Jacob, der bei dem Infanterieregimente von Wendessen in Breslau eingetreten, bald darauf zu einer der in Südpreußen neu errichteten Jägerbrigaden und von dieser zur ober-schlesischen Brigade versetzt worden war, starb schon 1805. Die Schwester Katharina heirathete einen geachteten Bürgermann zu Breg, Namens Drenthau. Nach dem Tode ihres Mannes verband sie sich in zweiter Ehe mit dem königlichen Bauinspector Walentin und verlebte, zum zweiten Male den Wittenstein ererbend, bis zum Ende ihrer Tage in Breg. Sie überlebte ihren berühmten Stiefbruder nur um zwei Monate und starb wie dieser an der Cholera.

Die Gemahlin des Feldmarschalls folgte ihrem Gatten schon nach Jahresfrist in die Gruft. Von den sieben Kindern, mit welchen die Ehe Gneisenau's gesegnet war, überlebten ihn drei Söhne und drei Töchter. Die älteste Tochter, an den Sohn des berühmten Generals von Scharnhorst verheirathet, der gleichfalls als ein wissenschaftlich gebildeter und sehr kriegerischer Officier den Rang eines Generals der Infanterie erreichte, starb schon vor dem Tode ihres Vaters. Der älteste Sohn gelangte als Major a. L. zum Besitze der Majoratsherrschaft Sommer-schburg, wo die irdischen Ueberreste des berühmten Vaters ruhen und denselben von der preussischen Armee ein Denkmal errichtet worden ist; die beiden jüngeren Söhne dienten als Officiere in der preussischen Armee¹¹⁾. Von den hinterbliebenen Töchtern haben sich noch zwei verheirathet und zwar eine an den Grafen von Hohenhausen, die andere an den Grafen von Bühl, den früheren Flügeladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm IV.

(C. Baer.)

GNEISS oder GNEUSS ist der aus der alten sächsischen Bergmannssprache in die wissenschaftliche Sprache

11) Der älteste Sohn ist der Kurzgen genannte und der Vetter der Majorscherrschaft Sommer-schburg aus dem zweiten Sohne übergegangen.

aller Völker aufgenommene Name einer sehr weit über die Erde verbreiteten und wesentlich aus Feldspath, Quarz und Glimmer bestehenden Gebirgsart, welche durch ihr ausgebreitetes Vorkommen, ihren großartigen Antheil am Bau der festen Erdkruste, ihren Mineral- und Erzeigenthum, sowie durch ihre Entstehung das allgemeinste Interesse der Mineralogen, Geologen, Chemiker, Bergleute und Bergkünstler beansprucht. Und trotz dieser hohen Wichtigkeit in praktischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht fehlt in unserer Literatur noch eine umfassende monographische Bearbeitung des Gneisses; die nach den verschiedenen Richtungen über ihn angestellten Untersuchungen sind noch in allen möglichen Zeitschriften und in geognostischen Specialwerken zerstreut, welche nur in den reichsten Bibliotheken ersten Ranges besessenen zu finden sein möchten. Wir charakterisiren den Gneiß hier nicht bloß als Gesteinsart nach seiner petrographischen Seite, sondern auch als Gebirgsformation oder geognostisch und geologisch.

Die wesentlichen Bestandtheile, Feldspath, Quarz und Glimmer, hat der Gneiß mit dem Granit gemein, dessen Familie er daher auch allgemein untergeordnet wird. Das Unterscheidende vom Granit liegt vielmehr nur in der Anordnung jener Gemengtheile, indem hier bei dem Gneiß Quarz und Feldspath ein körniges Gemenge bilden, welches durch Lagen oder Fläsen von Glimmer eine mehr oder minder deutliche Parallelstructur oder schieferiges Gefüge erhält. Man überzeugt sich von dieser Anordnung der constituirenden Mineralien am besten durch Prüfung des Haupt- und Querbruchs. In der Richtung der Glimmerlagen gespalten zeigt nämlich die Bruchfläche bloß die Glimmerschuppen oder Blättchen, senkrecht auf diese Lagen zerklüftet erkennt man erst deutlich die abwechselnden Lagen von Glimmer und dem Feldspathquarzgemenge. Die Gemengtheile ändern in ihrem Verhalten vielfach ab und bilden dadurch sehr viele und verschiedene Gneißvarietäten.

Der Feldspath ist Orthoklas von lighter, weißer, grauer, gelber oder rother Farbe in sehr verschiedenen Tönen, ausgebildet in krystallinischen Körnern mit glatten, perlmutterglänzenden Spaltungsflächen, welche ihn von dem meist gleichfarbigen Quarze unterscheiden. Ausgebildete Orthoklaskrystalle, einfache und Zwillingsgestalten, sind grade keine Seltenheit im Gneiß und liegen entweder dem schieferigen Gefüge des Gesteins parallel oder unregelmäßig im Gemenge und dann auch wol von Glimmerschuppen überzogen. Wo sie häufig auftreten und sichtlich- oder streckenweise das Gefüge des Normalgneißes ändern, bilden sie den porphyrtartigen Gneiß. Die andere Feldspathart, der Alkalifeld, kommt neben dem Orthoklas bloßweilen vor, in Böden und im Erzgebirge stellenweise reichlich, doch wie es scheint niemals allein als Vertreter des Orthoklas. Viel seltener noch wird das Vorkommen von Albit neben dem Orthoklas beobachtet.

Auch der Quarz bildet nur krystallinische Körner, glas- bis fettglänzend, weiß, schneeweiß oder lichtgrau. Er mengt sich mit dem Feldspath zu einem körnigen

Aggregate, welches gewöhnlich keinen Glimmer in sich aufnimmt oder nur Schüppchen desselben eingeprengt enthält.

Der Glimmer ist der am meisten und auffälligsten veränderliche Bestandtheil im Gneiß. Allermeist zwar Kaliumglimmer kommt neben diesem oder auch allein der Magnesiumglimmer vor. Leider fehlen noch ausreichende spezielle Untersuchungen über das Verhältnis beider Glimmerarten im Gneiß. Die Form des Glimmers geht von der der feinsten, punktförmigen Schüppchen durch Blättchen in große Tafeln über, die Farbe spielt in grau, grün, braun, schwarz und silberweiß, selbst in messinggelb, bald rein, bald unteig und gemischt. Sehr gewöhnlich häufen sich die Glimmerblättchen in größere oder kleinere, runzelige Fläsen oder zusammenhängende parallelstehende Lagen, seltener in fugeigen Concretionen, und bedingen auf diese Weise eben die eigenthümliche, den Gneiß vom Granit unterscheidende Structur des Gesteins.

Wo diese drei Mineralien in der angegebenen Anordnung und in ziemlich gleichem Mengenverhältnisse auftreten, nennt man den Gneiß normalen Gneiß und unterscheidet die leicht erkennbaren Varietäten desselben, als glimmerreiche, quarzreiche, feldspathreiche je nach dem Ueberwiegen des einen oder andern Bestandtheiles. Die Farbe des Gesteins ist braun, grau, roth oder grünlich, seltener weiß, häufig gemischt, streifig und bandartig oder fleckig. Sehr schöne, schon in der Ferne erkennbare Streifung zeigen die Gneißfelsen auf der Insel Hjelmö bei Hammarfjeld durch gelbe Färbung des Quarzes und der Glimmerlagen, und auf der Binsfel an der Südküste Norwegens grellt der überwiegende schneeweiße Quarz so sehr, daß die Felswände als Seereichen dienen und weißer Berg heißen.

Feldspath, Quarz und Glimmer sind nun aber nicht die constanten wesentlichen Gemengtheile, der letztere besonders läßt sich gar häufig durch ein verwandtes oder ähnliches Mineral verdrängen und vertreten. Talk, Chlorit, Graphit und Hornblende übernehmen bald hier, bald dort auf längere oder weitere Erstreckung die Rolle des Glimmers, indem sie sich Anfangs in einzelnen Schüppchen und Blättchen neben dem Glimmer einkreisen, dann mehr und mehr häufen und endlich den Glimmer gänzlich verdrängen. Auf diese Weise entwickeln sich aus dem normalen Gneiß verschiedene Abarten mit selbständigem Auftreten, wie der Talkgneiß, Chloritgneiß, Graphitgneiß und Hornblendegneiß. Sie führen durch eine allmähliche Aenderung auch der andern wesentlichen Bestandtheile den Gneiß in die ferner stehenden Gesteinsarten in Talk-, Chlorit-, Graphit- und Hornblendeschiefer über. Ungleich seltener ist eine Vertretung des Feldspathes durch Kalzfeldspath, wie sie Saurfite in seinen Alpenreihen erwähnt¹⁾ und welche also den Kalzfeldspath bildet. Außer diesen vertretenden Mineralien erscheinen aber

1) Voyage dans les Alpes II, 390. — Auch Engelhardt (Das Monte Rosa und Matterhorngebirge S. 66) fand an der letztgenannten Alpe einen schönen weißen, kalzfeldspathigen Gneiß.

Granat, Schörl und Turmalin, zumal ersterer so häufig und so ungemein reich beigemengt, daß sie in manchen Gegenden garzu die Wichtigkeit eines wesentlichen Bestandtheiles beanspruchen; allgemeine Verbreitung haben sie freilich nicht; wie sie einzelne Gegenden beherrschen, fehlen sie in andern wieder gänzlich. Die durch Vertretung und Beimischung entstehenden Gneisarten bedürfen kaum einer besondern Charakteristik, indem der Name sie schon kennzeichnet. Der Talkgneiß, auch Protogineiß wegen seines angeblich hohen Alters in den Alpen genannt, pflegt aus einem feinsörnigen Gemenge von weißem oder grünlichem Feldspath und weißem Quarz mit Lagen hellgrüner Talkschüppchen zu bestehen. Der Talk, leicht an seiner fettigen Beschaffenheit und eigenthümlich hellgrünen Farbe zu erkennen, verhält sich hier durchaus wie der Glimmer. Man kennt den Talkgneiß sehr schön in der unmittelbaren Umgebung des Montblanc-Granites, wo der Talkgehalt auch in den Granit übertritt, im mächtigen Gestein bei Peterkofel, wo er in Talk- und Thonchiefer sich verläuft, an der Feggleiterschale am Monte Rosa schön weiß und ganz mit hellrothen Granaten durchsetzt, mit etwas Kalkgehalt, in der Venete, wo ihn (Kärntner) als bedecktes Gebirgsglied unter dem Namen Talorthosit beschrieben hat. Am häufigsten erscheint er als unbedeutendes Uebergangsgestein zwischen Talkchiefer und Gneiß. Ganz das gleiche Verhalten bietet der Chloritgneiß, der unter Anderem sehr schön am Kiechberge im mächtigen Gestein, bei Schwarzenfeld im bairischen Walchgebirge, am Feggleiterschale mit schönen Mandeln von Quarz und mit Feldspathwillingen *) und überhaupt auf der Grenze von Chloritchiefer und Gneiß austritt. Der graphitische Gneiß kommt selten und meist auch nur als Grenzgestein gegen Graphitlager im Gneise vor, so bei Möst in Niederösterreich, im Böhmerwalde, in Schweden und Norwegen, in Nordamerika u. a. D. Sehr häufig dagegen ist der Amphibol- oder Hornblendegneiß oder syenitische Gneiß, der fast überall, wo die Gneißformation mächtig entwidelt ist, mit dem gemeinen Gneise um die Herrschaft streitet. Hornblende mischt sich in schwarzgrünen und schwarzen Körnern oder Adern bei, welche nach und nach den Glimmer vollständig verdrängen und meist auch das Gestein bunter färben, bisweilen sehr schön marmoriren, wie bei Fleckstorf in Norwegen. Bei der Häufigkeit des Hornblendegneisses sollte man eigentlich den gemeinen oder normalen Gneiß als Glimmergneiß scharfer unterscheiden, doch versteht man gemeinlich unter Gneiß nur diesen letztern und bezeichnet erstern bloß scharfer. Die Hornblende verdrängt bisweilen aber auch den Quarz, so daß der stets dunkle Glimmer bleibt, so im Demnthal, und diese Abänderung heißt Syenitgneiß. Im Bar-Departement ist nach Coquand *) dieser syenitische Gneiß stets frei von Turmalin. Außerdem werden hin und wieder noch andere Gneisarten auf die wesentlichen

Bestandtheile unterschieden, so der Granat- und Turmalingneiß, beide durch die Häufigkeit des Granat und Turmalin in normalen Gneise ausgezeichnet, der Diopsitgneiß in der großen Granulitellipse Sachse bei Mitweida charakteristisch anstehend *). Die färschmer Geologen *) schildern einen im innigsten Verbande mit dem Glimmerchiefer, doch minder mächtig als der Centralgneiß auftretenden Albitgneiß, welcher aus weißem, grauem, schwärzlichbraunem glänzendem Kalkglimmer in großen Blättern und Tafeln, aus mattenweißem, körnigem Albit und wenig Quarz besteht; allein nach Peters ausgebreiteten Untersuchungen in Kärnten *) ist dieser Albit Nichts weiter als gemeiner Feldspath, und also auch ein Albitgneiß gar nicht vorhanden.

So mannichfalt der Gneiß nach seinen wesentlichen Bestandtheilen abändert, so vielfach variiert auch seine Structur und bildet Abänderungen eigenthümlicher Art. Die wichtigsten sind in ihrem Vorkommen gemeinsten Charakteristik das Verhalten des Glimmers. Es sind folgende: 1) Körnigknappiger Gneiß, wenn die bisweilen ziemlich großen Glimmerindividuen als einzelne völlig isolirte Lamellen ausgebildet sind, welche innerhalb der körnigen, aus Feldspath und Quarz bestehenden Gesteinssubstanz in paralleler Lage ausgebreitet sind. Diese Abänderung nennt Ischels *) Kriblignie und beschreibt denselben nach seinem Auftreten in der böhmischen Urformation als ein fein- bis feinkörniges Gemenge von Feldspath, Glimmer und Quarz, worin der vorherrschende Feldspath theils weißer und rother Orthoklas theils grauschwarzer Diopsid, der Glimmer grünlichgrau, weiß, gelb, bräunlich und in schuppigen Partien vertheilt, der Quarz grauweiß ist, an accessorischen Bestandtheilen nur Granat und Magnetit auftritt. — 2) Körnigflaseriger Gneiß, wenn die Glimmerindividuen zu kleinen, gewöhnlich etwas langgestreckten Membranen, den sogenannten Fasern verworrt sind, welche innerhalb der sehr vorwaltend körnigen Gesteinssubstanz in paralleler Lage so sparhaft ausgebreitet sind, daß sie auf dem Hauptbruche des Gesteins nur einzeln hervortreten. Solche Gneißvarietäten verlieren häufig ihre deutliche Parallelstructur und Schieferung und werden auffallend granitisch, zumal wenn die Glimmerfasern sehr klein sind. In den Alpen spielen diese granitischen Gneise die Hauptrolle und sind von den verschiedenen Prodiacten sehr verschieden gedeutet worden. Schon Saussure unterscheidet vom normalen Gneise einen Granite veine dadurch, daß in letzterem die einzelnen Bestandtheile syenitisch einander verworrt und verschlungen sind. Dann beschreibt L. v. Buch *) denselben mit bekannter Genauigkeit als Gottharditgranit, der stets feinkörnig, aber häufig feilsig ist und eine Annäherung zum schieferigen Gefüge zeigt. Die schwarzen Glimmerblättchen sind nicht isolirt, sondern in kleinen Gruppen verlammt und über ihnen wog

2) Mémoires soc. géol. France IV, 49. 3) Studer, Ballet, soc. géol. France 1846. IV, 208. — Saussure, Voyage dans les Alpes IV §. 2042. 4) Mémoires soc. géol. France III, 289.

5) Gotta in Bruns's Jahrb. für Mineral. 1853. S. 442. 6) v. Koberstein und Gassard, Jahrb. der Kaiserl. Landesmuseums 1853. II, 126. 7) Jahrb. der k. k. geol. Reichsanstalt 1855. VI, 513. 8) Grubenf. S. 709. 9) v. Reuss, Jahrb. der k. k. geol. Reichsanstalt 1854. II, 393.

liegen gewöhnlich einige höchst dünne Blättchen von hellgrünlichgrauem Talle, von lebhaftem Silberglanze, weshalb denn auch Stüde von weicher leuchten und glänzen. Der gelblichweiße Feldspath liegt in einzelnen Krystallen zwischen den Blättchen, nicht aber der Quarz. So sehr man sonst gewohnt ist, einen Quarzkrystall oder einen Korn im Granite nur durch andere Gemengtheile begrenzt zu sehen, daher ihn selbst fast meist mit muschligem Bruche, oder so mehr überachtet, wie er am Grotthardt jederseits feinkörnig ist, eine Sammlung von vielen, ungemien kleinen, kaum sichtbaren Nadeln. Er zeigt sich wie in manchen feinen Sandsteinen, wo man auch mit der Loupe oft den sechsseitigen Durchschnitt der Pyramiden entdeckt. Das ist dem eigentlichen Granite ganz fremdartig, diese feinkörnigkeit des Quarzes. L. v. Buch fand eben diesen Gneissgranit in Tyrol am Brenner wieder, in Salzburg auf der Höhe des obren und untern Sulzbales, im Pinzgau ganz oben in den Eisfeldern verstreut. Später nahm ihn Stender¹⁰⁾ als Alpengranit auf, in der schwedischen Völssprache Grönsberg genannt, und hebt als charakteristisch hervor, daß die drei Gemengtheile in jeder Richtung durch einander liegen, doch deutlich und oft dünne Schichtung vorhanden ist und die Trennungsfächen mit Glimmer bedeckt sind. Einzelne Blöde sind ganz granitisch, aber die Arbeiter in den Steinbrüchen versehen es doch, die parallelen Structurflächen aufzusuchen. Weißer Feldspath und grauer Quarz sind meist sehr innig verwachsen, zuweilen der Feldspath auch in großen Zwillingen, der Quarz in deutlichen Körnern oder in feinsandigen Keilchen; der dunkelgrüne Glimmer gewöhnlich weich und matt, drüben gestörter Hornblende ähnlich, selten in unklar begrenzten, verborgenen, braunen Blättchen mit Strahlglanz, meist mit dünnem Überzuge von hellgrünem silberglänzendem Talle, der auch wol dem sandigen Quarz sich beimgengt; der Feldspath stets vorherrschend, zuweilen bis zur Unterdrückung des Quarzes; der talkartige Glimmer stellenweise zu größeren gerundeten oder streifartigen Keilern vereinigt, ohne an Deutlichkeit der Krystallisation oder an Glanz zu gewinnen. Stender weist auf die große Wichtigkeit dieses Alpengranites im Stode des Montblanc, des Grotthardts, der Grimsel und des Eelvertelages hin und hat dieselbe später¹¹⁾ noch specieller nachgewiesen bei Schilderung der Centralmasse der Apenninen Kette und der des Montblanc. Hier treten nach Dufrenoy's Untersuchungen in der Regel fünf constituirende Mineralien im Gneissgranite auf, nämlich: 1) Quarz, glasig, grau oder violett, auch dunkel wie Rauchtopas, in den granitischen Abänderungen zuweilen krystallinisch, gewöhnlich sehr und dicht, in Abänderungen mit schieferiger Anlage sandig, aus kleinen Körnern zusammengebunden, halbgeschmolzenem Schnee ähnlich; 2) Orthose, weiß, zuweilen roth, durchscheinend, stets deutlich in Zwillingen krystallinisch; 3) Diopsid, undurchsichtig, matt, weiß, milchweiß oder grünlichweiß, die krystallinische

Structur nur durch sehr feine Linien angedeutet, zuweilen wie eine Schale die Orthosyphalle umschließend; 4) Glimmer mit Eisenoxido und Fluoroghalt, zweifarig, dunkelgrün, mit schwachem oder ohne Glanz, durch anfangende Verwitterung bronzefarbig, stets krystallinisch in heragonalen Blättchen oder Prismen; 5) Talk, perlmutterglänzend, lebhaft bis blaßgrün, in dünnen geräumten Blättchen zwischen die andern Mineralien sich eindrängend. Die relative Menge dieser fünf Elemente wechselt sehr. Der Quarz herrscht vor in den granitischen Abänderungen und nimmt ab oder fehlt gänzlich in den schieferigen. Umgekehrt der Talk, welcher zuweilen in den granitischen Protophagen ganz fehlt, die sich dann auch vom wahren Granite nicht mehr unterscheiden lassen. Das Auftreten und geologische Verhalten des Gneissgneises in der Centralmasse der salzburger Alpen schildert Credner¹²⁾. Im obren Theile des gasteiner Thales ist derselbe für die Beobachtung am günstigsten ausgeschlossen. Es ist hier ein Feldspathgestein, meist mit vorwaltendem weißem Orthoklas, weniger grauem Quarz und einer noch geringeren Menge von Glimmer. Die Structur ändert vielfach ab. Ist das Gestein feinkörnig, so ist es ein wahrer Granite, der sich durch spärliche Beimengung eines theils hellgrünen und talkartigen, theils schwarzbraunen Glimmers auszeichnet. Gewöhnlich aber zeigt solcher Granite durch die Anordnung feiner, wenn auch spärlichen Glimmerblättchen eine Hinneigung zur flaserigen Structur, welche in der größten Masse des Feldspathgesteins vorherrscht. Gleichzeitig mit dieser flaserigen Structur scheinen reinere Auscheidungen von Quarz und talkartiger Chlorit häufiger zu werden. Dem flaserigen Gefüge entspricht eine plattenförmige Absonderung, welche von Nordost gegen Südwest vorherrschend zu streichen und am nördlichen Abfalle des Tauern gegen Nordwest, am Südbahle im Fleis, und Zirkelthale gegen Südost vorherrschend einzufallen scheint. Die österreichischen Geologen nennen den Alpengranit oder Gneissgranit Centralgneis, und Petros¹³⁾ läßt ihn in den salzburger Alpen in einzelnen elliptischen Kernmassen auftreten und aus dem ihn umgebenden schieferigen und flaserigen Gneisse entstehen. Stur¹⁴⁾ beschränkt sein Vorkommen zwischen dem Hochgolling und Benetiger. Nur in den Alpen hat jedoch diese vielbesprochene Abänderung des Gneises eine selbständige geologische Bedeutung, in andern Gebirgen erscheint sie nur als Übergangsgestein zwischen Granite und Gneis oder als locale Abänderung des letzteren, und wird als granitischer Gneis, als Gneissgranit oder Granitgneis unterschieden. So fand sie Jörsky¹⁵⁾ im mittlern Böhmen an der Grenze des Granites, Zepharovich¹⁶⁾ im pilsener Kreise an den Ufern der Batawa als besondere Zone zwischen Gneis und Granite, Winerberger¹⁷⁾ im böhmisch-bairischen Waldgebirge, Kellbau in Norwegen und Andere in andern Gebieten.

10) Bericht der physikal. Geographie 1. 331. 11) Geologie der Schweiz 1, 160 ff.

12) Dronn's Neues Jahrbuch für Mineral. 1850. S. 515. 13) Jahrb. der L. I. geol. Reichsanstalt 1854. V. 766. 14) Geol. S. 818. 15) Oberst. 1855. VI. 355. 16) Oberst. S. 457. 17) Bericht einer geogn. Beschreibung des bayerischen Waldgebirges S. 22.

3) **Klafteriger Gneiss:** die Glimmerindividuen sind zu Klastern verwebt, welche in bedeutender Größe und in großer Anzahl auftreten, auch gewöhnlich wellenförmig gebogen und mehr oder minder in die Länge gestreckt sind. Zudem sind diese Glimmerklaster zwischen der förmigen Gesteinsmasse in paralleler Lage einschmiegig, gelangen sie meist gegenseitig in Verberührung, wodurch die förmige Masse selbst in linsenförmige, scharf ausklingende Partien gesondert wird, wie dies zumal im Querbruche des Gesteines sehr deutlich zu beobachten ist. Durch die Streckung der Glimmerklaster, deren längste Durchmesser einander alle parallel liegen, erhält das Gestein eine mehr oder weniger ausgezeichnete lineare Parallelstruktur; weil jedoch jene Streckung nicht immer vorhanden ist: so pflegt man wol auch langfaserigen und breitsfaserigen Gneiss zu unterscheiden. Nach der Größe der förmigen Gesteinsmasse oder der zwischen den Klastern enthaltenen förmigen Partien unterscheidet man groß-, grob-, klein- und feinsfaserigen Gneiss und außerdem noch nach dem Querdurchmesser dieser Partien dick- und dünnfaserigen Gneiss. Hiowellen sind einzelne größere Feldspathformen in der Masse des Gesteines ausgeartet, wodurch dasselbe eine porphyrtartige oder knottigfaserige Structur erhält. Sehr schöne Porphyrostruktur beobachtet Kalkb. *) bei Mandal und Fiedelsjord, wo sie durch weisse Crithellactestine bis zu 4 Zoll Größe bedingt ist. Da die Glimmerklaster einwärts an einander grenzen und da sie die Spaltbarkeit und den Hauptbruch des Gesteines wesentlich bestimmen: so bemerkt man auf dem Hauptbruche hauptsächlich nur den Glimmer, welcher daher auch die Farbe des Gesteines auf dessen Spaltungsflächen bestimmt. Im Querbruche dagegen, wo die Glimmerklaster nur als seine undulante Linien erscheinen, da treten der Feldspath und der Quarz um so deutlicher hervor. Die faserigen Gneisse sind weit verbreitet und die gemeinsten Abänderungen überhaupt, sie herrschen bald auf weite Strecken ausschließlich, bald wechseln sie scharf abgegrenzt oder durch Uebergänge verbunden mit den andern Varietäten. Jofob's *) faseriger und streifiger Phyllitgneiss in Böhmen, der fast amphibolhaltig ist, scheint kaum als besondere Abänderung betrachtet werden zu dürfen. — 4) **Strengfelliger Gneiss:** die Glimmerklaster bilden sehr lang gestreckte, schmale Streifen oder Bänder, welche nach schnurgeraden oder doch nur schwach welligen parallelen Linien durch die förmige Gesteinsmasse verlaufen und solche in lange stengelige oder wulstähnliche Partien absondern. Die bandartig ausgestreckten Glimmerklaster schmiegen sich nämlich auch einwärts um die Gesteinsfragel, so daß sie der Structurfläche des Gesteines nur theilweise parallel sind, außerdem aber solche unter bedeutenden Winkeln durchschneiden; dies kann endlich so weit gehen, daß die plane Parallelstruktur fast ganz unterdrückt wird und ein Gestein von adfectirter stengeliger Structur zum Vorschein kommt. Naumann, dem diese scharfe Charakteristik entspringt ist, beobachtete

den kenzeligen Gneiss zwischen Weissenborn und Weismannsdorf unweit Freiberg. Ueber der Braunkohle bei Rastdorf in der Nähe von Duedlinburg kommen fast armstöße und einige Fuß lange Gneissfragel im Gerölllager vor, die mit Braunkohlenstumpen überzogen dort für Stammstücke tropischer Urweltbäume gehalten wurden. —

5) **Schiefeliger Gneiss:** die Glimmerindividuen sind in größere, stetig fortgehende Membranen verwebt, zwischen welchen die förmige Gesteinsmasse in sehr breiten linsenförmigen oder in schmalen lagenförmigen Partien eingeschaltet ist. Das Gestein hat auf den durch die Glimmermembranen bestimmten Spaltungsflächen einen ganz glimmerstieferähnlichen Habitus und läßt erst im Querbruche seine wahre Natur erkennen. **Vergleichen** Varietäten pflegen nicht gestreckt zu sein, erhalten aber bisweilen durch einzelne größere und besonders gefärbte Glimmerklaster auf den Spaltungsflächen ein geirrteltes Ansehen. Am häufigsten findet man diese Abänderungen als Grenzgehlen zwischen Gneiss und Glimmerschiefer, doch auch in besonderen Schichten zwischen andern Varietäten. — 6) **Körnigstiefliger Gneiss:** die Glimmerindividuen sind in der gewöhnlich grobförmigen Gesteinsmasse innerhalt parallelärer Lagen oder Zonen eingeschaltet, ohne grade einen sehr auffallenden Parallelismus ihrer Lage zu behaupten, so daß die Parallelstruktur des Gesteines weniger durch die parallele Ablagerung des Glimmers als vielmehr durch den beständigen Wechsel glimmerreicher oder glimmerarmer und glimmerreicher Zonen bedingt wird, daher das Gestein im Querbruche wie gestreift oder gebändert erscheint. Die Zonen haben eine sehr verschiedene und oft wechselnde Breite und sind nicht selten wellenförmig oder ganz unregelmäßig gewunden. **Vergleichen** in ihren einzelnen Lagen zuweilen ganz granitähnlich erscheinenden Gneisse sind in Norwegen, Schweden, Finnland, Schottland sehr häufig zu beobachten. Paulus *) nannte sie Gneissit und Jofob *) nach ihrem Vorkommen in Böhmen Felsigneiss, in welchem jedoch die Grundmasse als feinstörig bis dicht bezeichnet wird. — 7) Als besondere Abänderung des Gneisses ist endlich der in der Umgebung des Granites auftretende Cornubianit zu betrachten. Derselbe besteht aus Glimmer, Feldspath und etwas Quarz, welche Bestandtheile jedoch in so kleinen Theilen ausgebildet und so wenig durch einander gewebt sind, daß die Parallelstruktur in der Regel nur noch an einer lagenweisen Abwechselung der Farbe und des Kornes zu erkennen ist. Das Gestein hat meist schmutzige und düstere, grünliche, gelbliche und röthlich-graue bis gelbbraune und grünlichbraune Farben, zeigt sehr gewöhnlich farbige Streifung und häufig dunkelbraune bis schwärzlichgrüne, nicht scharf umgrenzte Flecke von feinsörniger Zusammensetzung. Uebrigens ist der Cornubianit sehr, ja zum Theil äußerst schwer zerpfengbar und mehr oder minder deutlich geschichtet, seiner Entstehung nach ein metamorphisches Gebilde, das in Corn-

18) Was norvegice.
ausfall 1855. VI, 709.

19) Jahrbuch der f. i. geol. Reichs-

20) Drogographie des Joachimsthaler Bergamtsbezirktes 1820.
E. 66. 21) Jahrbuch der f. i. geologischen Reichsanstalt 1855.
VI, 709.

waß, in Sachsen, in den Alpen und andern Gebirgen in der Umgebung des Granites auftritt“).

Von diesen verschiedenen Abänderungen des Gneisses gewinnt außer dem Alpengranit oder Granitgneiß keine einzige eine selbständige geologische Bedeutung, sie erscheinen entweder als Grenz- und Uebergangsgesteine oder constituiren bald in bunter Wechsel, bald in einformiger Verbreitung die ausgedehnten Gneissmassen. Wo diese viele Meilenweit das Terrain beherrschen, hat man daher auch Gelegenheit, das Verhalten der einzelnen Abänderungen unter und gegen einander zu beobachten.

An zufälligen Gemengtheilen und besonderen Mineralvorkommen ist der Gneiß ganz überaus reich und eine wahre Schatzkammer für die Mineralogen. Theils erscheinen die Mineralien in ihm selbst eingesprenzt und nesterweise oder lagerweise, auch in Adern, Trümmern und Gängen vertheilt, theils häufen sie sich in den von ihm eingeschlossenen Gesteinslagern an. Letztere lassen wir hier unberücksichtigt. Zunächst kommen die wesentlichen Bestandtheile: Glimmer, Quarz und Feldspath sehr häufig in Krystallen eingesprenkt und in Trüsen vor, so häufig, daß eine Aufzählung einzelner Hunderte überflüssig ist. Nur die weissen, Glimmerblättrigen eintheilenden Feldspathvorkommnisse im grünlichgrünen Gneiß bei Raitzhausen und Gersfo im Jillerthale mögen besonders erwähnt werden. Auch des sehr häufigen Vorkommens von Granat ist bereits oben gedacht worden, wie er stellenweise einen eigentlichen Granatgneiß bildet, der stets sehr glimmerreich ist. Er ist in rothen, Blutrothen, schwarzen und braunen Körnern und Krystallen in der Gesteinsmasse zerstreut. Durch besonders Reichthum oder Schönheit der Granaten ausgezeichnet ist der norwegische Gneiß auf Korsnäs im Altenfjord, bei Aggersfjord, Eskeröen, Japanvig, der aredaler, der böhmische bei Einsiedeln und Planitz, der ober- und niederösterreichische bei Kadel, Großhaffelsbach, Ebersdorf, Bierbaum, Grünberg u. a. D., der rothe Gneiß bei Lendbors in Sachsen, viele Alpengneisse, spanische, nordamerikanische u. a. Nicht Granat macht sich der Turmalin geltend in Säulen und Nadeln eingesprenzt, die oft dachweise verbunden sind, sei bei Vilin, Oberbals und Komothau, im Jillerthale, bei Bodenmais, am Monte Moro (Mont Rosa), bei Gheserfeld in den Vereinigten Staaten. Hornblende, Talk und Chlorit erscheinen noch häufiger als Turmalin und ändern den Charakter des Gneisses um.

Am reichlichsten durch seinen Mineralreichthum ist der aredaler Gneiß, in welchem vorkommen: rother und schwarzer Granat, Kalkophant, Kieselit, grüne und schwarze Hornblende, Augit, Viskazit, Idallit, Apatit, Kalkspath, Dilegass, Orthoklas, Zirkon, Epidot, Sillit, Chabasit, Kupferkies, Bergkristall, Sahlit, Chlorit, Beryll, Apophyllit, Mesotop, Enzit, Analym, Strachstein, Blende, Malachit, Kupferkies, Molybdänglanz, Schwef-

feldies, Speerthies und Gold. Auch bei Ofstaae wird eine große Mannichfaltigkeit der Vorkommnisse beobachtet, nämlich Hypersthen, Apatit, Arsenkies, Buntkupfererz, Dichroit, Feldspath, Kieselit, Kupferkies, Magnetkies, Malachit, Orthit, Bistazit, Quarz, Sillimanit, Schwefelfeldies, Titanien, Zirkon. In Teuschland ist der reichste Hundert Bodenmais mit Anthophyllit, Kragnet, Blende, Eisenkies, Magnetkies, Dichroit, Braunkiesstein, Tischen, Gold, Granat, Kupferkies, Vinit, Sillit, Turmalin. Das weltberühmte Jillerthal in Tyrol sieht Bodenmais nicht nach. In dem Gneißgranit des Gottbarts, Finsteraarhorn und am Montblaus kommen sehr schon vor: Eisenglanz, Rutil, Anatas, Brookit, Epidot, Fluspath, Apatit, Arinit, Turmalin, Mesotop, Sillit, Kaumontit, Heulandit, Chabasit, Kouchopas. Auch Nordamerica hat bei Haddam in Connecticut einen seltenen Mineralreichthum in seinem Gneiß, nämlich Aragonit in dünnen Lagen, Beryll, Chroboberyll, Turmalin, Granat, Gorbierit, Adukar, Anthophyllit, Schwefelfeldies, Epidot, Feldspath, Chabasit, Molybdänglanz und Strachstein.

An mehr einzelnen Vorkommen sind gar viele zu erwähnen, so schoner wasserheller, octaëdrischer Fluspath im Alpengneiß am Monte Crena in den tessiner Alpen — Apatit aus Trüsendämmen im Taretsch und am Kaufmanier, bei Brundsvik im Staate Maine — Anatas in kleinen Krystallen zugleich mit Brookit bei Riederwald und bei Wiesp — Beryll im Habachtal des hohen Tauern — Staurolith bei Lanabst in Ruessland — Anthophyllit in waldaufgroßen Kugeln zahlreich eingestreut in Norwegen — Titanit in wachsgelben Krystallen am malniger Tauern, und mit Epidot und Rutil häufig in Kärnten — Almandin nebst kleinen Krystallen von Titanien, Dichroit und Gadolinit im glimmerreichen Gneiß bei Todestrand — Analym bei Doulers in New-York — Allantit bei Alkol — Dishes bei Westfield und Kaufas, auch am Reuthberg bei Dolau im Fichtelgebirge — Chloprophan, begleitet von Topas und Magnetkies, bei Trumbull in Connecticut — Colophonit mit Kieselit und Wollastonit einen mächtigen Gang bildend bei Wilsborough in New-York — Heulandit mit Sillit und Chabasit bei Hadyme in Connecticut und auf New-York-Inland, mit Apatit in New-Jersey — Natrolith bei Washington in Connecticut, Beryll in Vermont — Rutil in ausgezeichneten Krystallen bei Barre in Massachusetts — Sillimanit bei Gheser in Connecticut, Sillit bei Westpoint — Zirkon in Nordcarolina, New-York, in Schottland und am Adamsst auf Ceylon — Graphit überall häufig — Molybdänglanz in Quarznestern und einzelnen Blättern im Basaltgebirge und am See von Lucendo (St. Gottbarts), auf Island, Fennholm und häufig in Schweden — Nitrocerit bei Berreser — Bleiglanz spärlich eingesprenzt bei Pennsylvanien in Dänmarkland — Arsenkies in Reuschpöthre, Arsenkiesel bei Ghatam in Connecticut und bei Monroe zugleich mit Sphärolith — gelegenes Wisnuth bei Monroe — Schwefelfeldies häufig — Eisenglanz in Krystallroten im Taretsch — Gold und guldne Kiese in Oberkärnten, auch im Gasteiner- und Kaunertale zugleich mit Kupfer-

22) Ramann, Geogn. Beschreibung des Königreichs Sachsen II, 266 und V, 51; v. Gumbert, Geogn. Beschreibung des Böhmerland Steinsiedlungs. S. 12; Fournet, Mem. a. l. Géologie de la partie des Alpes compr. entre le Valais et l'Oisans p. 29; Boue, Transact. of the geol. soc. Cornwall IV, 390.

fies, Arsenikfies, Bleiglanz, Spatheisenstein und Kalkspath.

Der Gneiss ist ein geschichtetes Gestein. Das schieferige Gefüge geht bisweilen so ganz unmerklich in die wirkliche Schichtung über, daß man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob man eine bloße Schieferplatte oder eine dünne Schicht vor sich habe. Die faserige Structur theilt die ganze Gesteinsmasse in kleinere und größere Lager, welche die Schichten zusammensetzen. An vielen Orten bricht der Gneiss in Folge dieses zwischen Schichtung und Schieferung schwankenden Gefüges in den ausgezeichneten Platten von wenigen Zoll bis einen Fuß Dicke. An der Loccia unweit Domo d'Ossola (Simplon) waren zu Saussure's *) Zeit Steinbrüche im Gneisse im Betriebe, welche goldreiche Platten von sehr beträchtlicher Ausdehnung lieferten, die daher auch bis in die Gegend des Comersee zum Dachdecken verwendet wurden und selbst noch in Mailand Verwendung fanden. Auch Säulen und Stöbe von 15 Fuß Länge, 5—6 Fuß Breite und 3 Zoll Dicke wurden hier gebrochen. Bei St. Roche unweit Formazza und an vielen andern Orten in den Alpen spaltet man den dünnblättrigen und regelmäßig geschichteten Gneiss durch Keile in goldreiche Platten und gewinnt dadurch ein vortheilhaftes Material zum Dachdecken, das zumal in den höhern Gebirgsgegenden gar nicht zu erlangen ist. Auch in Nordamerika bricht man nach Hitchcock's **) Erzählung in Massachusetts Gneissplatten von wenigen Zollen Dicke und bis zu 30 Fuß Länge und Breite. Die Schieferung pflegt mit der Schichtung vollkommen übereinzustimmen, und nur sehr wenige Localitäten werden erwähnt, an welchen transversale Schieferung beobachtet wird. Keilhau nimmt in seiner Abhandlung über die skandinavische Gneissformation ***) Bezug auf dieses Verhältniß, auf Gneisslager, deren Structurfächer große Winkel mit der hangenden und liegenden Grenzfläche bilden, und will damit beweisen, daß die eigenthümliche Anordnung der Bestandtheile, welche den Unterschied zwischen Gneiss und Granit ausmacht, wenigstens nicht in allen Fällen ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Schieferigkeit des Gesteins sein kann.

Die Mächtigkeit der Schichten wechselt ungemein, von wenigen Zollen bis mehr und viele Fuß. Als mittlere Mächtigkeit kann man Bänke von 1—4 Fuß annehmen. Wie die Schichten durch Dünnwerden in der schieferigen Structur aufgehen: so verlieren sie sich auch ins andere Extrem, d. h. die Schichtung verschwindet gänzlich und das Gestein erscheint massig. Das ist öfters der Fall bei dem Uebergange in den Granit, wird aber auch z. B. bei Fiedersjord durch eintretenden Stimmernmangel bedingt. Gewöhnlich ebenförmig abgebeugt, kommen jedoch in allen größern Gneissterritorien auch mannichfach getrümmte und gebogene Schichten vor, gewunden gefaltete und geknickte, so wie durch einander verschlungene und gekraufte, daß die Profile an den

entblößten Felswänden wie Zeichnungen marmorirter Papire oder Bretter recht verworren gemaserten Holzes aussehn. Sehr schöne Beispiele solcher wie gewundenen Gneisschichten beobachtete Rammann *) an der Westküste Norwegens zwischen Bergen und Trondhjem, wo sie den Anschein haben, als wäre das Gestein aus einem flüssigen Zustande im Momente eines heftigen Aufwallens und Durcheinandervogens seiner Massen plötzlich zur Erstarrung gelangt. Auch Scherer **) denkt der launenhaftesten und sonderbarsten Bindungen in der Gegend von Kongsberg, Brevig und Fiedersjord. Sie fallen durch die verschiedene Färbung ganz besonders in die Augen und gewähren dadurch den Anblick, wie wenn verschieden gefärbte Flüssigkeiten, welche durchaus keine Tendenz zur Mischung hatten, durch einander gerührt worden wäßen. Die Bildung solcher marmorirter Gneissmassen, fügt Scherer hinzu, kann allerdings nicht auf eine nur einigermaßen zufriedenstellende Art durch nach und nach schichtenweise abgelegten Niederschlag erklärt werden. Und doch stehen sie in der innigsten Verbindung mit andern Gneissmassen, deren senkrechte und so gut wie plane Schichten wirklich Ablagerungen gleichen, welche unter dem Einflusse der Schwere horizontal abgelegt und später aufgerichtet zu sein scheinen. Keilhau macht in gleicher Weise auf das häufige Vorkommen gewundenen Gneisses in Norwegen aufmerksam, Macculloch **) beschreibt sie von den Inseln Tiree, Goll, Lewis und Long Island, Charpentier **) in dem Gneisse der Pyrenäen und Andere von andern Orten. Diese fast überall vorkommende Erscheinung, sowie das Auftreten wirklich massigen Gneisses sind von einigen Geologen aus Vorliebe zu gewissen theoretischen Ansichten über die Entstehungsweise der kristallinischen Gesteine zum Vorwurfe genommen worden, daß der Gneiss überhaupt nicht geschichtet sei; wo er Schichtung zeige, sei dieselbe nur eine banfartige Absonderung, eine Pseudostratification, eine Spaltung. Allein die Schichten des Gneisses haben so sehr alle Charaktere unzweifelhaft geschichteter Gebirgsmassen, daß sie sich durch keine theoretischen Ansichten wegdisputiren lassen.

Von besonderem Interesse ist die Lage und Stellung der Schichten innerhalb eines und desselben Gneissraumes, ob dieselben horizontal, geneigt oder steil aufgerichtet sind und ob die Lage wechselt oder im ganzen Gebiete sich gleich bleibt. Die Bestimmung der Lage wird wie die aller andern Gebirgschichten angestellt mit dem bergmännischen Compass. In Norwegen herrscht stielte senkrechte Schichtenstellung, und Scherer hält diese für die ursprüngliche, nicht durch eruptive Massen bedingte. Sie ist auch in den Alpen die gewöhnliche, und zwar als eigenthümliche Fächerstellung. Euler hat dieselben mit großer Aufmerksamkeit studirt und in seiner Geologie der Schweiz beleuchtet. Sie werden von dem

23) Voyages dans les Alpes §. 1757. 1769. 24) Report on the geology of Massachusetts p. 13. 300. 25) Breun's Neues Jahrbuch für Mineral. 1846. S. 845.

26) Beiträge zur Kenntniss Norwegens II, 130. 166. 27) Breun's Briefe Jahrb. f. Mineral. 1843. S. 652. 28) System of Geology II, 143 nach Deccor. of the Western Islands p. 1. 29) Essai s. l. const. géog. des Pyrénées p. 141.

oben charakterisirten Alpengranit oder Gneissgranit gebildet, dessen Massen in senkrechter sächerförmiger Schichtenstellung zwischen jüngeren Formationen meist Kias und Jura hervortreten. Die äußeren, oft schon glimmerchieferähnlichen Klügel solcher Gneissfächer liegen oft gleichförmig dem Kalle auf, während weiter anwärts die Kalksteine von der Centralfalte abfallen. Es scheint ganz unmöglich, für die centralen Gneissfächer ebenso eine ursprünglich horizontale Lage vorauszusetzen, wie solche für die angrenzenden Kalkschichten doch ungewissheit ange-
nommen werden müssen. Es gewinnt vielmehr den Anschein, als ob die ganze Kette der alpinischen Sedimentgesteine durch das Dazwischentreten dieses Centralgneisses wie durch einen Keil aus einander getrieben würde, und daß dadurch auch jene Ueberschiebungen der von diesem Gneisse wahrscheinlich ganz verschiedenen fernerer Gneissbildung entstanden sind. Aus dem Verhalten des Kalkes zum Gneissfächer am Mettenberge (im dnerm Oberlande) schloß Sturber¹⁾, daß die Fächerbildung überhaupt eine Rekrystallisation sei. Die Kalkseite der Blümlisalp und des Gspalten Hornes zeigt östlich im Silberthale zur vordern Stufe der Jungfrau auf. Der Gipfel dieser bleibt etwas zurück und besteht aus Gneissgranit, aber unter demselben sieht man einen kleinen oberen und einen mächtigen und längeren unteren Ausläufer des Kalkgebirges horizontal in den Granit eindringen. Die Kalklagen am Ende der Ausläufer scheinen umgeben wie der Rücken eines Buches Papier, das Gneiss ist zum Theil unverändert, zum Theil aber in weissen oder bunten durchscheinenden Kalkstein oder in dolomitischen Kalk oder in Rauchwade umgewandelt. Doch erstrecken sich diese Umänderungen nie weit von der Contactfläche, und man findet auch leicht nahe an der Grenze wenige Linien bide Kalkschiefer mitten im Granit, welche keine Spur plutonischer Einwirkung tragen. Ueberall spricht dieses 3000 Metres hohe Profil ganz unzweifelbar für die Annahme, daß durch den Alpengranit der Kalk theils gehoben, theils umgefalt und auf sich selbst zurückgeworfen ist, daß also das Felspathgeirge irigartig sich an den Rand des aufgebroschenen Kalkgebirges anpreßt, dasselbe gefaltet, durchdrungen und übergoßen hat. Eine sehr hohe Temperatur scheint jedoch nicht eingewirkt zu haben und eine Theorie der Gneissgranitbildung, welche einen lange anhaltenden, dem Schmelzpunkte der Bestandtheile des Gneisses gleichkommenden Hitzegrad voraussetzt, läßt sich mit den hier vorliegenden Thatachen kaum vereinigen. Der Kalkstein hätte in eine glühende Gneissgranitmasse eingewandelt nicht nur an einzelnen Stellen der Grenze, sondern bis in seinen innersten Kern geschmolzen und in salinischen Warmer umgewandelt werden müssen. Die verticale oder steil südlich fallende Schieferung des Gneissgranites, welche ohnehin oft kaum bemerkbar ist und besonders in der Nähe der Kalkgrenze meist fehlt, kann aber offenbar hier nicht als eine Sedimentbildung begriffen werden. Es muß sich gebildet haben, als die beiden Gesteinsarten bereits ihre jetzige

gegenseitige Lage erhalten hatten. Der nächste Einschnitt des Gebirges, durch welchen der untere Gneissfächer vom Grindelwald herankommt, zeigt analoge Verhältnisse. Der Fächer gehört noch der Kalkseite an und bietet in Bezug auf Schichtung und Zerklüftung Eigentümlichkeiten dar, die ein genaues, an den vertical zum Gneissfächer abflühenden Felsen jedoch fast unmögliches Studium sehr wünschbar machen. Seine horizontalen Lager werden an der Gneissgranitgrenze von verticalen, in der Tiefe nach vorn gebogenen Klüften durchsetzt, die so regelmäßig sind, daß man ungewis befragen könnte, ob nicht wirklich wie an der Jungfrau eine Cörmige Umbiegung der Lager stattfindet, wenn man nicht die horizontale Schichtung noch quer durch diese Schieferung hindurch verfolgen könnte. Die Grenze zwischen Kalk und Gneissgranit steigt fast vertical, in der Höhe etwas nach Nord gebogen nach dem Grate, welcher den Fächer mit dem Monch verbindet und der letztere liegt noch im Gneissgranitgebiete, in der Fortsetzung des Jungfraugipfels. Auf der rechten Seite des Gneissgrathes, an den Abhängen des Mettenberges kann man an vielen Stellen, sowohl im Thalintergrunde bei der Alpkarte des Stieres, als auf der Höhe des Jägergrates und auf Gneissklüften die Grenze der beiden Gesteinsarten erröthen, und man überzeugt sich vollkommen von der Cörmigen Umbiegung der Kalklager, welche den vordern 1000 Metres hohen Abzug des Mettenberges bilden und der mächtigen Auflagerung von Gneiss auf dem obern Schenkel der zurückgebogenen Lagermasse. Es ist dieser Gneiss der nördliche Ausläufer der Kette, deren höchste Gipfel den jachigen Felskamm des Schredhornes bilden, worüber schon Sauffure seine treffende Ansicht geäußert hat. Die Ansicht der Ostseite des Mettenberges entspricht im Allgemeinen derjenigen seiner Westseite: der Gneiss überdeckt die über 1000 Metres hohe Kalkmasse bis nahe an den vordern Abzug. Die Cörmige Umbiegung am hintern Theile der Kalkmasse ist nicht deutlich zu erkennen; dagegen sieht man ein mächtiges Kalkstück mitten im Gneiss, als ob ein abgebrochenes Lager von Gneissfächer umschlossen worden wäre. Auch der untere Theil des Mettenhornes besteht bis zum Oberberg aus Kalk, die obere Wasse aus Gneiss und eine Cörmige Umbiegung an der hintern Gneissgrenze tritt ziemlich klar hervor. Es scheint jedoch die Kalkmasse unter der Last der höchsten Gipfel zerquetscht und niedergedrückt, das Knie der Biegung und das Ausgehende der obern Lage hierdurch in die Höhe gepreßt worden zu sein, so daß an der vordern Seite der Kalk den Gneiss ganz umschließen und bis an den höchsten Grat steigen dürfte. Weiter, sagt Sturber hinzu, gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Schieferung des Gneisses nicht Folge von Sedimentbildung, sondern abhängig sei vom dem die Gesamtunterbrechung und die allgemeine Structur der Centralmasse bestimmenden Principe, das sich im Bau dieser wie in dem der andern Centralmassen geltend macht. Obgleich auch hier in der Nähe des Kalkes Gneissfracturen zuweilen nicht zu erkennen ist und die Gesteinsarten sich mehr einem aus Quarz und Glimmer gemengten Quarzite nähert: so ist doch häufiger noch die Wasse

als deutlicher Gneiß entwickelt, nicht wesentlich verschiedene von den Gneissen der Grimsel und des Gottthardts, und die Schieferung ist konstant steil südlich, der Are der Centralmasse zuzuleben, es mag der Gneiß in der Basis des Kalkes erscheinen oder längs der Kniebildung in die Höhe steigen oder als Decke der Kalkmassen sich nach dem vordern Abstrich ausdehnen. — Ich habe diese specielle Darstellung einer wol von allen Geologen beschriebenen Gneißlocalität, wie sie der ausgezeichnete Alpenforscher³²⁾ gibt, aufgenommen, weil dieselbe zugleich die höchst interessanten Beziehungen unserer Gebirgsart zum Kalk und auch wichtige Anhaltspunkte für die Bildungsgeschichte derselben gibt. Man vergleiche damit noch Stüder's Darstellung der Grimsel- und Gottthardts, die hier ausgezeichneten Fächer, auch die der Montblanc- und Finsteraarhornmasse.

Außer den Schichtungsflächen besitzt der Gneiß wie andere Gneißmassen auch mehr oder minder häufige Klüfte, welche in den verschiedensten Richtungen die Schichten durchsetzen. Bald erscheint diese Zerklüftung nur in kleinem Maßstabe und ohne Regelmäßigkeit, bald aber zeigen die Klüfte eine sehr bedeutende Ausdehnung und einen ziemlich regelmäßigen Verlauf, indem sie ebenmäßig gebildet sind und einen gegenseitigen Parallellismus behaupten. Blöwen sind auch zwei solcher Klüstsysteme vorhanden, welche sich unter ziemlich konstanten Winkeln durchschneiden und daher wenigstens innerhalb beschränkter Regionen eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen lassen. Bei den mit einer deutlichen Streckung versehenen Gneißabänderungen steht die Zerklüftung gar häufig in einer bestimmten Beziehung zur Structur, indem das eine Klüstsyst. die Streckungslinien fast rechtwinklig durchschneidet, während das andere System ihnen ungefähr parallel und zugleich beinahe rechtwinklig auf den Schichten ist. Man verwechselt aber die Zerklüftung nicht mit der besonders bei granitischen Gneissen vorkommenden Absonderung, welche unserem Gneisse eine parallelipipedische Structur verleiht, die die Schieferung überwiegt und leicht die eigentliche Schichtung verdunkelt.

An besonderen Lagerstätten ist der Gneiß überaus reich und die hohe nationalekonomische und technische Bedeutung derselben sowohl wie ihre interessanten geologischen Beziehungen nöthigen ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie find ersäufende Lagerstätten oder erzkreier Gneißlager sehr verschiedener Natur. Wir begreifen hierunter selbstverständlich nur die dem Gneisse als Gneißmasse angehörigen Vorkommnisse und nicht die ihm als bloßer Gneißart eigenthümlichen, bereits oben angeführten zufälligen Beimengungen, ebenso wenig auch die der Gneißformation ohne Rücksicht auf ihre Gneißarten zuzurechnenden Lagerstätten.

Unter den Erzkörperstätten im Gneiß find zunächst die sogenannten Hallbänder im südblichen Norwegen zu erwähnen. Damit bezeichnet man in der Gegend von Kongberg jene meilenweiten Schichten und Schichtenzonen, welche auf mehr Meilen Länge und anderthalb

Meilen Breite und mit nur wenigen Unterbrechungen bald in geringerer bald in größerer und zum Theil sogar in mehrer hundert Fuß Mächtigkeit mehr oder minder reichlich mit Eisenerz, etwas Kupfererz und Zinkblende durchdrungen sind in äußerst feinen und kaum sichtbaren Theilchen. Die berühmten Silberberge setzen quer durch die Schichten hindurch und sind innerhalb der Hallbänder vorzüglich reich, außerhalb derselben aber meist sehr arm³³⁾. Sehr reich ist in diesem Gneisse das gleiche Vorkommen von Magnetitenerz, auf welches viele Tagebaue umgehen. Interessanten Aufschluß gewähren die zum Eisenerze Kosium gehörigen Gruben, welche Scherer³⁴⁾ beschreibt. Die unumgebaute magnetiteneinhalrige Masse der Bredganggrube bildete eine große rundliche Kiere, bestehend aus einer unregelmäßigen Mischung von Magnetitenerz mit grüner Hornblende, Quarz, Plutazit, braunem und gelbem Granat nebst Kalkspath und einigen untergeordneten Mineralien. Auf der Bredganggrube hatte die Erzmasse die Form eines mit den Gneißschichten aufgerichteten Lagers, auf der Gasegrube eine Länge von (20) Schritt und eine Tiefe von 150 Fuß. Ganz anderer Art dagegen ist das Vorkommen bei Troedstrand, wo die 90 Fächer tiefe Solberggrube den besten Aufschluß gibt. Das Magnetitenerz bildet hier ein Netzwerk oder Aerenystem im ungeschichteten Gneisse. Bald erscheinen Erz und Gneiß scharf geschieden, bald völlig mit einander verwachsen. Bei Arendal, welche Gegend nebst der von Utor, Balmæs und Danumota hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen an ihrem Eisenerzlagerstätten Taubere als die Repräsentanten für ganz Scandinavien bezeichnet, bildet der Magnetitenerz wieder ganz ähnliche Hallbänder wie bei Kongberg, nur das hier das Erz an den meisten Stellen sich mehr concentrirt hat wie die Kiesarten bei Kongberg, es sind weder Lager noch Gänge. In einigen Gruben ist der Erzgehalt in stockförmigen Massen angehäu, bei andern bildet er ein Aerenystem von mehr oder minder bedeutender Breite, welches den Gneiß in der Streck- und Fällrichtung durchschneidet. Ueberall begleitet den Magnetitenerz ein großer Mineralreichthum, so auf der Kongberg- und Barberggrube Granat, Kalkophenit, Kieselit, Hornblende, Augit, Plutazit, Ithalit, Apatit, Kalkspath, Oligoklas, Orthoklas, Jirson, Späen, Silbit, Skapolit, Aepferit, Beryll, Sphäerit, Sahlit, Chlorit, Perchit, Aepophyllit, Mesopyrit, Kuzit, Analz, Strahlstein, Blende, Malachit, Aepferstein, Wolfränglanz, Schwefelkies, Sperrkies und Gold. Diese Vorkommnisse lassen sich durchaus nicht als ausgefüllte Gangphasen betrachten, so große Ähnlichkeit auch einzelne Stellen mit Gängen haben. Die mächtigste Magnetiteneinmasse im arendaler Erzfeld ist die bei Troedstrandengrube, welche 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite

32) Hansmann, Reise durch Scandinavien II, 12. (33) Bronn's Neues Jahrb. für Mineral. 1845. S. 634. *Disubere*, Memoire s. l. depots metallifères de la Suède et de la Norvège. Weber (in Bronn's Archiv Jahrb. 1847. S. 697) gibt die Zahl der Magnetitlagerstätten des arendaler Gebietes auf über 100 an.

31) Stüder, Geologie der Schweiz I, 184.

hat. Uebershaupt, sagt Scherer, durchschwärmt das Eisenerz die Gegendart wie ein Gerdor ober es liegt darin wie eine ringabgrenzte, stöckartige Masse, welche ihren Eisengehalt mehr oder weniger weit ins Nebengestein vorwärt; beide Arten des Vorkommens weisen entschieden auf ein gleichzeitiges Entstehen des Erztes und des Gneises; die colossale unter bekannan Magnetisenerzstätte ist der Gallivaraberg in Zuleolappmar, welcher bei 16,000 Fuß Länge, 8000 Fuß Breite und einige tausend Fuß Höhe fast ganz aus Magnetisenerz und Glanzeisenerz zu bestehen scheint. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser nördlichen Eisenerzvorkommnisse liegt darin, daß sie selbst häufig von Nestern, Trümmern oder Adern von Kalkspat, Feldspat oder Granit durchschwärmt werden. Auch werden sie bisweilen von mächtigen Schalen durchzogen, die besonders aus Chlorit, Talk, Serpentin und anderen Magnesiasilicaten bestehen und gewöhnlich gebogene, glatte oder stielartige, stark glänzende Ablösungsflächen besitzen. Indessen zeichnet sich nicht bloß der skandinavische Gneis durch Reichthum an Eisenerzen aus, auch andere Gebiete haben denselben aufzuweisen. So enthält nach Dufrenoy der Gneis bei Villafanche im Departement des Ardennes eine Schichtenzone von großer Längenausdehnung, in welcher der Glimmer fast gänzlich durch Magnetisenerz ersetzt wird und dieses zugleich auch in Lenticularstücken anhäuft. Der mächtige Zug von Hornblendegeiß, welcher den Staat New-Jersey von Nordost nach Nordwest bis an den Delaware durchzieht, zeigt eine ähnliche Erscheinung, indem er nicht nur sehr viele und zum Theil weit fortgehende Lager, sondern auch häufig eingesprengte Körner und Krümel von Magnetisenerz umschließt. Henry Rogers *) erklärt diese regelmäßigen meilenlangen Gneisflächen für später infiltrirte pyrogene Gänge, weil sie zuweilen fast wie Basaltgänge eine Anlage zu transversaler säulenförmiger Absonderung zeigen, und sagt doch selbst, daß die in Morris Co. wenigstens zehn englische Meilen fortsetzenden Lager nirgends die Schichten durchschneiden, sondern ihnen überall vollkommen parallel sind, daß sie nur äußerst geringe Unregelmäßigkeiten zeigen und daß das Magnetisenerz selbst als ein charakteristischer Bestandtheil der ganzen Formation zu betrachten sei. — Der berühmte barmhärtige Stahl wird nach Walcottson **) in Schindeln östlich von Nival aus Erzgen im Gneise gewonnen.

Außer Magnetisenerze kommen im Gneise noch andere Eisenerze weit verbreitet wenn im Allgemeinen auch minder bedeutend vor. Glanzeisenerz mengt sich mitunter dem Magnetisenerz reichlich bei Norberg (in Schweden), bildet aber auch selbständige Lager. So z. B. im Granitgebirge Kirchschiele in Dalarna, wo der Grangeberg einen unerlöschlichen Vorrath von Eisenerz umschließt; nahe bei einander streichen dort eine Menge von Lagern, welche hauptsächlich aus lörmigem nur sehr wenig magnetischem Eisenerz, zum Theil aber auch aus

wirklichem Magnetisenerze bestehen. Das erstere wesentlich von Eisenerz gebildete Erz ist innig mit Quarz gemengt und hält sehr viel eingesprengten Kalk, aus kommen damit Kalkspat, Aetznatron, Strahlstein, Feldspat, schwarzer Glimmer und Gneis vor. Auf dem Halöberge bei Persbo besteht ein Lager vorzüglich aus feinkörnigem Eisenglanz **). Das Lager des Färdögrube bei Nordgrund in Norwegen unterscheidet sich dadurch von andern norwegischen Eisenerzlagerstätten, daß es fast ganz, dichtes und edleres Rothseisenerz führt; eigentlich ist dasselbe nur eine Zone von feldspathreichem Gneise, welcher durch und durch von Eisenerz imprägnirt ist, das sich auch stellenweise in größeren und kleineren Nestern concentriert hat *). — Ungleich seltener sind im Gneise Lager von Brauneisenerz. Delanoue *) erwähnt einen sehr bedeutenden Stod der Art bei St. Jory de Chalci im weit Rantou im Departement der Dordogne. — Ein sehr mächtiger Gang von Eisenerz mit Barot und Kalkspat liegt im Gneise bei Kistignol unfern Burg Chaillac auf. Nach Weibye *) werden auch bei Krageroe Rothseisenerzlagern im Gneise abgebaut. Am Silberberg bei Bodenmais kommen Eisenerze mit Blende und Bleiglanz vor. Außer auf den lonsberger Fälsbändern kommt Eisenerz noch in Schweden, bei Freiberg u. a. D. so reichlich in die Gneisflächen eingesprengt vor, daß dieselben förmliche Kieblager bilden.

Kupferkies tritt im Gneise ebenfalls an mehreren Orten so reichlich auf, daß es Gegenstand bergmännischer Gewinnung ist. In Skandinavien hat die Art seines Vorkommens ein überaus große Ähnlichkeit mit dem der Eisenerze *); gleich diesen zeigen sich die Kupferkiesstöcke zusammengebrückt parallel den Lagen des Gneises, der in ihrer Nähe gewöhnlich in Glimmerschiefer und sodann in die Gneise selbst übergeht. Die berühmte Lagerstätte bei Fahlun wird umschlossen von einer quarzigen Felsart, die einen sehr großen Stod im Gneise umschließt und davon durch eine Glimmerschieferzone getrennt wird. Die drei Gesteine verlaufen sich allmählich in einander. Die dunkelgrüne Quarzmasse erscheint gemengt mit Glimmer, Hornblende, Eisen- und Kupferkies und letzteres findet sich besonders reich längs gewissen fastigen Felsarten, die in sehr gewundenen Lagern auftretend jene große Quarzmasse in mehrere partielle Stöcke theilen. Diese Lager sind die Stöcke der Schalen der Bergleute und bestehen aus Talkschiefer, aus Chlorit- oder Glimmerschiefer, hin und wieder untertengt mit lörmigem Kalk und mit Serpentin; zufällig führen sie Kupferkies und andere Mineralien. Der Haupterzstod entspringt außer Kupferkies viel Eisenerz, Leberstein, Bleiglanz, Blende und Magnetit, sämmtliche in der quarzigen Gangart zerstreut. Der größte magerechte Durchmesser dieses Stodes erreicht 320 Meter, die Tiefe, bis zu welcher er aufgeschloffen, beträgt 360 Meter und die Mächtigkeit des

34) Report on the geological survey of the State of New Jersey 1836. p. 132. 35) Transact. of the geol. soc. of London. 2 ser. V. 545.

A. Gneiss. I. Bd. v. 2. 1875. LXXI.

36) Gisinger, Min. Geogr. S. 68. 37) Gaudmann, Reise durch Skandinavien I, 222. 38) Bull. de la soc. géol. France VIII, 99. 39) Brown's Russ. Reise, zur Mineral. 1847. S. 697. 40) Dabrer, Ann. des mines, 4 ser. IV, 199.

Stölar wechselt zwischen einigen Centimetern und 40 Metern. Das Kupfererz ist jedoch nicht bloß längs der Stölar angehäuft, sondern durchstreift auch in zahlreichen Gängen den Quarzstein. In mehreren Grubenbauen streift man auf Trappgänge, welche zuweilen durch die Stölar abgeschnitten oder verworren werden. Ferner hat man inmitten der Erzmassen Granitblöde getroffen. Aus dem Stölar stammen die meisten Mineralien, welche bisher, zu einem weitberühmten Fundorte machten, so Talk, Chlorit, Glimmer, die Schwefelverbindungen der Erzminerale, Magnetkies, Fahsilit, Cobaltit, Gahnit, Feldspath, Granat, Malakolith, Strahlstein, edler Serpentin, Kaumontit, Apophyllit, Anhydrit, Gyps, Dolomit und rother Vitriol. — Das größte Kupfererzkonzern, das von Røraas, steht in einem dem Gneise untergeordneten Lager von Chloritfahsilit. Die Stölar haben hier nicht die gewöhnliche nahezu senkrechte Stellung, sondern gehören mehr zu den liegenden, denn ihr Halbwinkel beträgt oft nur 5 bis 10 Grad. Der Kupferkies erscheint im Gemenge mit Eisen- und Bleibkies, in Beachtung mit Blende. Alle Lagerart betrifft Quarz vor, in der Folge von Granat, Hornblende, Glimmer, Talk und Aßessit und untergeordnet finden sich die auf den Eisenerzlagern stehenden: gebiegen Kupfer, getriebenes Wismuth, Fahsilit, Arsenkiesblitz, Enstatit, Selenkupfer, Ulangiminner, Gahnit und Chabasit. — Bei Lunnarberg*) sind die Erze an Kalklager gebunden. Der Kalkstein tritt hier in vier Abänderungen auf, je nachdem er besonders mit Serpentinforner, oder mit Quarz, oder mit Stapolith und Malakolith, oder endlich mit sehr viel Rodolithforner nebst etwas dunkelgrünem Glimmer und Graphit gemengt ist. Diese letztere Varietät, deren Lager mit den andern drei und mit Gneis abwechseln, ist als der eigentliche ersührende Kalkstein zu betrachten. Wie nun schon der Gneis im Hangenden des Hauptlagers oft bedeutend weit aufrwärts Kupferkies, Glimmer, Bleiglanz, Zinkblende und stellenweise selbst Glanzkoblite eingeprengt enthält: so ist es auch vorzüglich der hangende Theil dieses Lagers, in welchem die beiden wichtigsten Erze, Kupferkies und Glanzkoblite besonders reichlich auftreten, deren sich auch außer den übrigen bereits genannten Mineralien noch Magnetkies, brauner Quarz und Orthoklasfahsilit auszeichnen.

Die Kobaltlager von Stutteritz in Korymben erinnern wieder an die loughoberger Halbänder. Es sind nämlich Schichtzonen eines wesentlich aus Glimmer und Quarz bestehenden Gesteins, in welchem die Erze, hauptsächlich Mangankobalt, Arsenkobaltfalsit und kobaltfalsit Arsenfalsit mehr oder weniger reichlich eingeprengt sind, jedoch erzhaltige und laube Partien, erschländende und erzkarte Schichten oder Streifen mit einander abwechseln.

Auch die berühmten Erzgänge bei Freiberg und im böhmischen Erzgebirge gehören dem Gneise an. In

erhöhter Gegend sind elfstündige Gänge bekannt“) welche große Jüge bilden. v. Herber beschreibt fünf solcher Hauptgänge. Die tiefste Disformation führt Bleiglanz, Blende, Arsenit, Eisen- und Kupferfels, selten Häuberg und Buntkupfererz, noch seltener Rothgültig, sowie Kobaltstein und Eisenglanz; als Gangarten treten aus: Quarz, Hornfels, Braunspath, Eisenpath und Kalkspath, sehr sparsam auch Gbleit, Baryt und Fluspath. Diese Formation nimmt einen großen Theil des Ganganges ein, und einen kleinen des Morgenanges, einen noch kleineren des Abendanges. Die Gänge erreichen ein halbachter Mächtigkeit, bis 2000achter Ränge und setzen bis in 300achter Tiefe nieder. Die obere Disformation führt Bleiglanz, Blende, Eisensiles, Arsenitfels, Rothgültig, Weisgültig, Glanzerz, gebiegen Silber- und Kobaltstein, als Gangarten Brann- und Manganspath und Quarz, spärlicher Kalkspath, Baryspath und Eisenpath. Sie nimmt die westliche Hälfte der südlichen Abtheilung des Hauptanges ein, ihre Gänge finden meist nur einige Zell, selten bis ein halber Mächtigkeit und halten bis auf 500achter Ränge aus. Die obere Quarzformation führt Rothgültig, silberhaltigen Arsenitfels, Glanzerz, gebiegen Silber, etwas Bleiglanz, Blende, Weisgültig, Antimonglanz und Federerz, als Gangarten Quarz nebst Brann- und Manganspath und Kalkspath. Ihr gehört ausschließlich der Abendang an und ihre Gänge nehmen nach der Tiefe zu weder an Adel noch an Mächtigkeit ab. Die darübrige Formation führt Bleiglanz, Eisensiles und Blende, auch silberreiches Strahlerz und Kupferfels, an einzelnen Stellen Rothgültig, gebiegen Arsenit, Realgar, Antimonglanz, gebiegen Silber, Zreibskobalt, Glanzerz, Arsenitfels, Kobaltstein und Eisenglanz, als Gangarten Baryt und Fluspath, auch Quarz, Kalk- und Braunspath. Sie gehört dem Duerange an und ihre Gänge halten auf große Länge erstreckung und bedeutende Tiefe aus. Die Kupferformation endlich besteht aus Kupfer- und Eisensiles, Kupferglanz, Buntkupfererz, Kupfergrün, Malachit, Kupferlasur, gebiegen Kupfer, etwas Kobalt, Häuberg, Bleiglanz und schwarze Blende, Quarz, Fluspath und Kalkspath. Diese Formation ist die beschränkteste. Diese Ganggänge setzen allerdings zum Theil in die dem Enneipe untergeordneten Gebirgsarten fort, charakterisiren jedoch unsere Felsart ganz besonders.

Die Zinnerlager von Böbel unweit Altenberg besitzen wieder an die langbebergige Galtbänder, denn sie bestehen in Zinnerfäulen, in welchen einzelne mehr quarz- oder glimmerreiche Lager auftreten, die Zinnerz, Arsenkies, Eisenfies und einige andere Mineralien eingestreut enthalten. Nach Böbert ist auch das Zinnerlager von Beckfärda in Finnland, sowie das Koballager von Vena in Schweden als Galtbänderlagerstätte zu betrachten.

Auch Bleiglanzlager kommen im Graieße vor, doch grade nicht sehr verbreitet. Meist sind dieselben an untergeordnet auftretenden Kalkstein gebunden und behers-

41) Erdmann, Versuch geogn. Beschreib. Lunaberg. (Stuttgart 1851.) 42) Hausmann, Reise durch Scandinavien S. 85. Böber in Karsten's Archiv 1847. XXI, 215.

43) Herber, Der tiefe Meißner Elbthofen. (Leipzig 1838.)

bergen eine ziemlich Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Mineralien, so daß sie in dieser Hinsicht die Bedeutung des Gneisses nicht herabsetzen. Am bekanntesten sind die Lagerstätten von Sala in Böhmenland und von Veszta-Eisberg in Norbertes-Kirchspiel in Salazne, mehrere andere Orte sind nicht bawürdig. Die Gegend von Sala besteht aus granitischem Gneisse, in welchem ein fast anderthalb Meilen langes und stellenweise an 10,000 Fuß breites Kalkfeld eingeschlossen ist, das in seiner Mitte dermaßen zusammengezogen ist, daß es fast aus zwei Enden gebildet zu sein scheint. Das allgemeine Einschließen ist nach Nordwest gerichtet, wo der Kalkstein von Hornblendeschiefer bedeckt wird, während er in Südost auf Gneiss und daselbst viele Lager von Felsit oder Hallsit enthält. Der Kalkstein ist graulich- und grünlich-weiß, sehr fein- bis grobkörnig, wird von vielen Schmalen Stenitfingern durchzogen und bildet da, wo die Ergäse vorzukommen, eine ziemlich scharfe Mulde, längs deren Kiel der sogenannte Storgrosvogang, ein mächtiger, nach westlich fallender Gang eines serpentinartigen und talk-schieferähnlichen, mit vielen langgezogenen Einsen und Gipsfalten von Kalkstein erfüllten, aber erloschen Gesteins aufsteht. Die Schichten des Kalksteins werden durch Zwickelungen abgeändert, welche aus Talk, Salit und Kalkspath bestehen und sich gegen den Storgrosvogang nach mit Serpentin, Chlorit und Hornblende erfüllen. Die an diesen Gang angrenzenden Theile mehrerer Kalksteinschichten sind es nun, in welchen die Erze eigentlich vorkommen, daher man denn zu beiden Seiten des Ganges besonders acht Ergäse kennt, deren Erzgehalt in seiner Nähe am größten zu sein pflegt und mit der Entfernung von ihm allmählich abnimmt. Silberhaltiger Bleiglanz ist das Haupterz, sein häufigster Begleiter Zinkblende, außerdem auch Eisenties, Arsenities und Magnetit; selten fanden sich Silber, Antimon, Amalgam, Zinnob, Kupferit und Magnetitener. Zugleich mit diesen Erzen kommen vor Kalkspath, Talkspath, Baryt, Quarz, Glimmer, Chlorit, Felsit, Granat, Malakolith, Strahlstein, Grammatit, Adest, Bergkorf und Serpentin“).

Der schiefsche Gneiss führt nach v. Deunhausen“) gar keine bawürdigen Erzgänge oder Lager, nach L. v. Buch (Geognost. Beobachtungen auf Reisen I, 36) bauete man jedoch auf der Gabe Gottes zu Dittmannsdorf, auf mehreren Gruben bei Dornwitz und vorzüglich im Raschgrunde bei Silberberg auf silberhaltigen Bleiglanz, der mit schwarzer Blende, Kupfer- und Schwefelkies, Flußspath und Schwerkies brach; — dagegen kommen im Böhmischem an mehreren Orten solche vor. Jodel“) gedenkt der Quarzgänge im Gneisse der nordwestlichen Ausläufer des Böhmerwaldes im eyer Kreise, welche Kupferkies, Arsenitkies und Zinkblende führen und zum Theil noch gegenwärtig im Abbaue stehen. Bei Spretan im mittlern

Böhmen wurden früher gold- und silberhaltige Erze abgebaut, auch bei Teras und Krumau“) ging in früheren Zeiten Silberbergbau um und die einst berühmten böhmischen Goldwälden lagen auf dem 7 Meilen langen und 2 Meilen breiten Gneisserrain, welches von der Moldau, flänzig u. a. durchströmt wird. Die Quarz-lager bei Bergreichenstein und Gutwasser im pilsener Kreise sind ebenfalls geldreich“), doch ist der Abbaue längst verschollen, wie auch der alte Gold- und Silberbergbau bei Prachatis, Albersschlag und Eablat. Ungleich reicher dagegen ist der Gneiss des böhmischen Erzgebirges. Der räumt waren ehemals die Silbergänge von Joachimsthal mit Glaserg, Rothgültig, gebiegen Silber, Polysit, Sprödglasserg, Speisfobalt, Arsenit, gebiegen Bismuth, Uranpacherg und viele nicht metallische Mineralien. — Im bairischen Gneisse ist der Silberberg bei Bodenmais durch seinen Bergbau bekannt geworden, er liefert Kupferkies, Bleiglanz, Blende, Magnetitener, Braunellit, Arsenit und Schwefelkies“). Am der Lögere und in den Gneissen treten reichhaltige Erzgänge mit silberhaltigem Bleiglanz und Schwefelkies begleitet von Quarz und Baryt, auch Kupferkies und Manganerzlagernstätten auf. Im Gneisse der Alpen ist das Vorkommen der Erze wenig bekannt und liegt der Grund davon vielmehr in der Abneigung der Bevölkerung gegen Bergbau als in der wirklichen Abwesenheit derselben; wo dieselben nicht aufgeführt wurden, kann man ihre Gegenwart noch nicht in Abrede stellen. Im Föschthale, im Hintergrunde von Lauterbrunn und am südwestlichen Ende der Aquilales Ranges kommt silberreicher Bleiglanz vor, goldführende Riese in der Umgebung des Monte Rosa, Zähler, Kupferkies und Bleiglanz bei Jiliss in Bänden. — Unser Messina und bei St. Lucia in Calabrien liegen Quarzgänge mit Bleiglanz auf. Auch in Spanien, Grossbritannien und Nordamerika fehlen die Erzvorkommnisse nicht und an der afrikanischen Goldküste herrscht Gneiss.

Von andern Lagerstätten nutzbarer Mineralien mögen die weit verbreiteten Graphitlager und die von Porzellanerde erwähnt werden, so an mehreren Orten in Baiern“), im Bar-Departement“), im Böhmerwalde“), in den Vereinigten Staaten u. a. D.

An Lagern und Gängen anderer Gesteinsarten ist der Gneiss überaus reich und hat deren Untersuchung ein ganz besonderes Interesse für die Bildungs-geschichte des Gneisses und dessen geologische Verhältnisse überhaupt. Obenan stehen hier die Kalksteinlager, deren Vorkommen hier gelegentlich schon eher erwähnt. Wegen ihres Auftretens im Gneisse ihrer Häufigkeit und Massenhaftigkeit gelten sie als untergeordnetes Glied der Gneissformation und werden als Urkalkstein von denen aller folgenden Formationen getrennt. Der Urkalkstein hat

44) Dornmann, Reise durch Glanbavien IV, 268. For-selles, Hécitelle au Sala Silfververk 1818. p. 25. Daubree, Annales d. mines 4 ser. IV, 198. 45) Versuch einer geog. Beschreibung von Oberösterreich (1822) S. 41. 46) Jahrbuch der k. f. geol. Reichsanstalt 1856. VI, 480.

47) Gschlatter ebenda 1856. V, 1 u. 567. 48) v. Re-pbarovich ebenda 1856. V, 273. 49) Silberberger. Versuch einer geog. Beschreibung des bayerischen Waldgebirges. (Bosau 1801.) 50) Annales des mines 5 ser. VI, 401. 51) Gneiss bei in Bonn's Neuem Jahrbuch für Mineral. 1855. S. 173. 52) Copand, Mémoires soc. geol. France III, 289. 53) Gschlatter, Jahrbuch der k. f. geol. Reichsanstalt 1856. V, 1.

Im Allgemeinen eine krystallinischförmige Structur, weisse oder doch lichte Farben, Durchscheinendheit und auf den Spaltungsflächen Glanz. Bald ist er ganz frei von zufälligen Beimengungen und liefert dann, wenn er weiss ist, den schönsten Statuenmarmor, bald enthält er parallel oder lagenweise gruppirte Blättchen und Schüppchen von Glimmer, Talk oder Chlorit, auch mehr oder minder reichliche Quarzkörner wie bei Hermendorf in Sachsen und Tunaberg in Schweden; hiemalen durchdrachten ihn Adern, Nester und Flecke edlen Serpentin und bilden aus ihm den Ophicalit wie bei Rapsenau im Jegerberge, Tunaberg in Edermanland, Krosen in Oesterreich. Häufig wird der Kalkstein aber reich an den mannichfaltigsten Mineralien. So kommen im Kalksteinschiefer von Voben bei Marienberg Glimmer, Algosilas, Chondroit, Muremontit, Magnetisenerz und Magnetit vor; in dem von Wänschenborn bei Lengfeld Glimmer, Ectapolit, Strahlstein und Magnetisenerz; in dem von Kuerbach an der Bergstrasse Besuvian, Granat, Epidot, Wollastonit, Hornblende, Quarz, Braunspar, Turmalin, Kupferkies und schuppiger Eisenglanz; bei Vargas unweit Abo in Finnland Glimmer, Pyroxen, Paragast, Chondroit, Mororit, Fluspath und Graphit. Scheerer fand kleine Kalksteinschiefer bei Christiansand in Norwegen so sehr mit Granat und Besuvian erfüllt, daß der Kalk stellenweise ganz verdrängt ist. Verhältniß durch schöne Mineralvorkommnisse sind viele schwedische Urkalksteine, so der von Åker in Södermanland, welcher sehr reich an blauem Spinell ist und außerdem noch Chondroit, Kalksan, Grammatit, Ectapolit, Titanit und edlen Serpentin enthält; das Lager von Gökum in Upland führt Wollastonit und Lobosit, das von Lindbo in Westmanland Besuvian, gelben und braunen Granat, weissen Grammatit und schwarze Hornblende, Ectapolit und Pyroxen, Magnetisenerz und Nolybbängslanz. Nicht minder reich sind die Lager von Walejs und Gulejs in Wärmeland u. v. a. Noch übertreffen aber werden diese schwedischen von einzelnen Lagern im nordamerikanischen Gneise. So liegen die Kalksteinbrüche von Bolton, Dorborough, Littleton, Acton, Carleton und Chelmsford in Massachusetts Ectapolit, Pyroxen, Amphibol, Dolomit, Granat, Prellit, Spinell, Kalkit, Titanit, Gadoellit, Amianth u. v. a. In dem Kalksteinlager von Two Ponds in Orange County in New-York finden sich Pyroxen, Zirkon, Titanit und Ectapolit, im Marmorlager von Amity Spinellkrystalle bis zu 16 Zoll Durchmesser, bei Hammond ebenso riesige Apatitkrystalle. Seitlicher Weise zeigen viele im Urkalk eingewachsenen Krystalle eine Abwendung ihrer Kanten und Ecken nebst auffallenden Krümmungen ihrer Flächen. Ein sehr häufiger Gemengtheil des Urkalksteins ist der Graphit. Hiemalen bedingt derselbe die dunkle, bläulich-graue bis schwärzlich-graue Farbe, aber er kommt auch in den ganz weissen Marmorarten in Schüppchen und Körnern eingeprengt vor, so bei Hellette in den Pyrenäen, an mehreren Orten in Wätern, bei Brunn in Oesterreich, an vielen Orten Nordamerika's. Sehr merkwürdig ist endlich der auffallende Gehalt, welchen

manche Gneistfalle beim Anschlägen mit dem Hammer entwickeln, so nach Charpentier viele Kalksteine der Pyrenäen, nach Hoffmann der Kalkstein von La Scala in Sicilien, nach Hirschel die oben erwähnten Kalksteine in Massachusets u. a. Die meisten dieser Kalksteinmassen im Gneise haben die Form von Lagern oder Lagerstöcken, deren Dimensionen von denen großer Mäen bis zu meilenweiter Erstreckung schwanken. Die Dite im Gneise auszufüllen, wo sie anstreiten, ist überflüssig, da sie auf keinem Gneisgebiete von erheblicher Ausdehnung fehlen. Nur auf einige Verhältnisse mag durch Beispiele noch aufmerksam gemacht werden. So beschreibt Scheerer aus der Gegend von Christiansand acht kleine Kalksteine, welche vom Gneise auf das schärfste abgefordert, doch durch übersehende dünne Hornblendestreifen stellenweise eng verbunden aber so klein sind, daß er sie nur als Mäen ausführen zu können glaubt, nur auf der größten sonnten Steinbrüche erschneit werden. Dagegen sehen im Gneise von Pershire nach Macculloch Kalksteinlager von 20 englischen Meilen Länge auf, ein ebenso lauges nach Morton in Orange County in New-York. Kellbau *) beschreibt aus dem Gneisgebiete Norwegens, welcher sich nördlich von Trondheim 70 Meilen weit bis an den Sallensford erstreckt, die bedeutende stoffreiche Kalkmasse von Felsen, die sich über einen Flächenraum von 2 Meilen Länge und mehr als 1 Meile Breite ausdehnt; sie ist an ihren Grenzen durch Wechselagerung mit dem Gneise verbunden und umschließt selbst viele Stücke von Granit. Ebenso liegt unweit des Unarvand bei Jordbron im Gneise ein sehr colossaler Kalkst. von halbmondförmiger Gestalt, in welchem die Truglact über eine Viertelmeile weit unterirdisch fortfließt, da der Kalkstein von zahlreichen Höhlen und Kanälen durchzogen ist. Bei Sala in Schweden steht ein Kalkst. im Gneise von anderthalb Meilen Länge und 9000 Fuß Breite. Ruzsger **) behauptet sogar, daß diese Kalksteinmasse auf eine Länge von 9 geographischen Meilen und zu einer größten Breite von 3 Meilen bekannt sei und sich wie ein großer Binnensee mit Buchten und Inseln, gebildet durch Ausläufer und Hervorragungen des Nebengehines in der Richtung von Norbost nach Südwest ausbreite. Zu den allergrössten gehört auch das, welches sich in Oesterreich ob dem Mannartsberge vorfindet, aus Wätern über Drossendorf und Brunn bis nach Eisenreut 9 Meilen, so mit seiner Verlängerung bei Puyssall über 10 Meilen weit verfolgen läßt und dabei oft eine Mächtigkei von dem Paar tausend Fuß beßigt ***). Während der Gneis des Böhmerwaldes sehr reich an Kalksteinlagern ist, kommen deren im Riesengebirge nur sehr wenige vor, ebenso treten in Spanien in der Provinz Segovia nur sehr vereinzelte, in Toledo und Villa aber viele auf. Doch fehlen sie weder in Tunis noch in Brasilien, in Neu-Holland so wenig wie in Indien und in Nordamerika. — Die meisten dieser Lager und Stöcke von Kalkstein sind dem Gneise ganz regelmäßig einge-

54) Gneis norwegica I, 342. 345.

Jahrbuch für Mineral. 1841. S. 85.

55) Brown's Neues

56) Folger's Zeitschrift für Physik VI, 15.

schichtet, auch an ihren Grenzen gar häufig durch Wechselagerung und selbst durch Gneissübergänge verbunden, doch kommen bei einzelnen auch unregelmäßige Verhältnisse vor, welche auf einen abnormen Gesteinsverband hindeuten. So erwähnte Macculloch *) von der Insel Tirey kleine regellos gestaltete Marmorhöde von etwa 100 Fuß Durchmesser, welche allseitig vom Gneise umschlossen sind, aber regellos gestaltete Partien von Granit und Gneis enthalten. Hoffmann **) beschreibt ein Kalklager vom Capo di Sclafetta unweit Messina, welches zwar im Allgemeinen durch Wechselagerung mit dem Gneise verbunden ist, obgleich an einer Stelle Kalksteinstrümmen und Gneisstrümmen wunderbare durch einander schwärmen, an andern Stellen aber der Gneis sich in scharf gekludten Zugen nach den Umrisen des Kalksteins biegt. Von den bereits oben erwähnten Kalksteinminen bei Christianland bemerkt Scherer **), daß sie theilweise gangartige Porphyren als Nebengestein treiben. Die meisten Kalksteinlager im pilsener Kreise Böhmens sind Zepharovich ohne scharfe Grenze mit dem umgebenden Gneise verbunden. Es ist hier noch an die schon oben speciell angeführten interessanten Verhältnisse zwischen Gneis und Kalkstein im berner Oberlande zu erinnern. Bei Auerbach an der Bergstrasse durchzieht der Kalkstein den Gneis gangförmig und an beiden Enden ändern tritt Besurian nebst andern Mineralien auf **). Ganz ähnliches Verhalten beobachtete Emmons in St. Lawrence County im Staate New-York, Glaste am Wollondilo in Neu-Schweden.

Die Entstehung dieser Kalksteinlager im Gneise ist verschiedentlich gedeutet worden wie die Genesis des Gneises selbst. Wenn wir auch von Vornherein zugeben müssen, daß nicht alle Kalksteine, welche in inniger Verbindung mit dem Gneise auftreten, gleichen Ursprungs und gleichen Alters sind: so scheinen doch alle entstehenden Urkalksteine im Gneise selbst auch mit diesem gleichzeitig entstanden zu sein. Scherer sagt bei der Betrachtung der skandinavischen Kalklager, man fühle sich unwillkürlich zu der Ansicht gedrängt, daß die Massen des Gneises und des Kalksteins Anfangs gleichzeitig in einem weichen Zustande sich befanden und daß der umgebende Gneis zuerst erstarre, während der Kalkstein noch weich blieb und während der endlichen Erstarrung und Krystallisation des letztern trat eine kleine Vergrößerung seines Volumens ein, wodurch jener aufsteigende Conflict mit den Wänden des umschließenden Gneises hervorgerufen wurde. Allerdings hat A. Delessé *) den Kalkstein des Vogesengneises auf seine Entstehung einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Derselbe unterscheidet sich durch seine weisse Farbe und die feinkrystallinische, bisweilen auch großkrystallinische Structur von allen übrigen Kalksteinen und enthält nur wenig oder gar keine Magnesia an Kohlensäure gebunden, wohl aber in ansehnlicher

Menge als Hyposulfat oder bisweilen als Fluorsulfat und Aluminat. In ihm kommt häufig Magnetspagat, Pyrosulfit, Pyroxen, Graphit, Spinell, Chondroitin, Magnesit, Schwerspath, Trichas, Sphen, Quarz, Tremolit, Chlorit, Zinkblende, Bleiglanz u. a. vor. Diese Mineralien sind entweder zerstreut eingewachsen oder sie bilden Ramifikationen und Nester. Derselbe gelangt zu dem Schlusse, daß alle krystallinischen Kalksteine im Gneise, welche unter denselben oder ähnlichen Verhältnissen wie die der Vogesen auftreten, ihrer krystallinische Structur zur Zeit der krystallinischen Ausbildung des sie umschließenden Gneises angenommen haben und daß das Alter beider, wenigstens in Bezug auf ihre Metamorphose, dasselbe sei. In diese Rubrik gehören besonders die Kalksteine in New-York, Massachusetts, New-Jersey, viele in Schweden, Norwegen, Finnland u. a. Scherer **) hebt aus Veranlassung dieser Untersuchungen von Delessé besonders hervor, daß Gneis und Kalkstein niemals ohne die jetzt in ihnen eingeschlossenen Mineralien cristallisiert haben, und eine Reihe von geologischen Vorgängen begleitet von chemischen Actionen erst letztere in ihnen und zum Theil selbst aus ihnen zur Entwicklung gebracht haben. Um den Vorgängen von der ersten Bildung dieser Kalksteine und Gneise bis zu ihrem gegenwärtigen Beschaffenheit auf die Spur zu kommen, betrachtet Scherer noch die verschiedenen Kalksteinvorläufer in Scandinavien, wobei wie ihm hier nicht folgen können. Angledien deht Gotta *) diese Ansichten auf die sächsischen Vorkommnisse aus.

Ganz unter denselben Verhältnissen wie der Kalkstein tritt im Gneise auch dolomitischer Kalkstein und reiner Dolomit nur in geringerer Häufigkeit auf. So enthält der Kalkstein von Beuna in Oesterreich nach Holzer fast 18 Procent kohlensaure Magnesia und nach Macculloch's Analyse ist der sogenannte Kalkstein von Remondorf bei Freiberg ein fast vollkommener Dolomit, an welchem die heranziehenden Ergänge abschneiden und auch einzelne Mineralien als Contactbildungen vorkommen. Nach Böhling *) wecheln auf den Schären bei Helsingfors Gneis und Dolomit Anfangs in zollsaften Zugen mit einander ab, weiter aufwärts aber werden die Dolomitlager immer mächtiger und herrschen endlich, zeigen dabei sehr auffallende Bindungen ihrer Schichten und umschließende Gneisstücke von verschiedener Größe und in verschiedener Lage, so daß sich der Dolomit scheinbar wie ein plutonisches Gebilde verhält, welches beim Hervordringen aus der Tiefe Stücke des Nebengneises mit sich fortstößt; kaum aber treten im Hangenden die Gneisschichten wieder häufiger auf und sogleich wieder auch der Wechsel mit dem Dolomit wieder regelmäßig, damit auch der Gedanke an eine ungleichzeitige Bildung beider Gesteinsarten verscheucht. Auch bei Sheffield in Massachusetts, bei Glaston in Connecticut, bei Sing-Sing in New-York wur-

57) Description of Western Islands I, 49. 58) Geognest. Beobachtungen auf einer Reise durch Italien und Sicilien S. 326. 59) v. Leonhard, Neues Jahrbuch für Mineral. 1833. S. 312. 60) Annales des mines 1851. XX, 141.

61) Scherer, Deutsche geologische Zeitschrift 1852. IV, 31. 62) Obenshildt S. 47. 63) Brown's Neue Jahrbuch für Mineral. 1840. S. 614; Bullet. de l'acad. de St. Petersburg 1840. VIII, 107.

den Dolomitlager im Gneise beobachtet und wol wird sich noch manches Kalklager bei näherer Untersuchung als dolomitisch und als echter Dolomit ergeben.

Eng verbunden mit den Kalksteinlagern kommt im Gneise hin und wieder auch Smitgel vor, so auf der Insel Karos, auf Samos und bei Magnesia in Kleinasien, freilich macht auch der Glimmerschiefer an dieselben seine Rechte geltend.

Quarz als wesentlicher und als zufälliger Gemengtheil den Gneis constituirend tritt auch häufig gangförmig und lagerartig auf. Schon bei der Aufzählung der Erzgänge haben wir seiner als einer sehr häufigen Gangart gedacht, hier nur erwähnen wir noch der Fälle, wo er allein oder doch hauptsächlich Gänge oder Lager bildet. Stübel *) erwähnt einen 36 Stunden langen Gang von Chlorit führendem Quarze, welcher von Schwarzenfels in Baiern bis zur österreichischen Grenze sich erstreckt. Bei Garmisch im nördlichen Norwegen fand Retz **) ein Lager reinen Quarzes und bei Duvede zahlreiche Quarzgänge, Gizej *) solche Gänge im Kaspischen Gebirge. Im egerer Becken Böhmens liegt ein mehrer Stunden langer schmaler Quarzgang durch den Gneis, Granit und Glimmerschiefer von Seebitz bis weit hinter Aich. Im freiberger Gneisgebiete und anderen des Erzgebirges tritt körniger Quarzit und Quarzschiefer oft an *), auch bei Kischensburg, wo diese Lager Kaut, Disten und Titanisenzen enthalten. Bei Piriac an der Südküste der Bretagne liegen im Gneise Quarzlagern mit Zinnerz, das theils theils eingeprengt vorkommt und früher auch bergmännische Versuche veranlaßte. Im Districte von Aysnot und Groirain in Schottland erstlang der Quarzit eine ungeheure Mächtigkeit und bildet Berge von 3000 Fuß Höhe, deren unverwundbare verticale Schichten in scharfen Faden und Graten emporstehen **). Bei Kragerø in Norwegen bildet nach Scherer *) der Quarzit mächtige Lager im Hornblendegneise, mit welchem er auch vielfach wechselt, wodurch die innige genetische Verknüpfung beider Gesteine dargethan wird. In Nordamerika, wo J. B. in Massachusetts in Worcester County die Quarzlagern sehr bedeutend, in Südcarolina aber nur von sehr geringer Mächtigkeit sind, zeichnen sich dieselben durch ihren Gehalt an gediegenem Golde aus, das in kleinen oft kaum sichtbaren Blättchen eingeprengt ist; auch führen sie oft Granaten, Glimmer, Chlorit, Pyrit, Braun- und Kothisenzen. In Brasilien ist die obere Etage der Gneisformation nach Pissis *) sehr reich an mächtigen Quarzlagern.

Chloritschiefer, Talkschiefer und krystallinischer Thonschiefer haben als lagerartige Vorformungen im Gneise eine ungleich geringere Häufigkeit als Quarzit und Kalkstein. Hausmann *) fand im Gneise bei Göthaborg

zahlreiche Lager von Chloritschiefer, welche bankförmige Lager von Glimmerstein enthalten; Hisinger *) erwähnt eine mächtige Thonschiefermasse im Thale des Svartelfs zwischen Gröfvenita und Gellefors in Westmanland; Kellbau führt mehrere Chloritschieferlager im norwegischen Gneise an und Retz *) ein solches bei Åfshabak. In deren Begleitung, jedoch oft auch allein, erscheint der Serpentin. Das bekannteste über 300 Fuß mächtige Serpentinlager am Greiner in Tyrol ist durch eine Reihe von Uebergangsgesteinen mit dem Gneise sehr innig verbunden. An den Grenzen wird der Serpentin zuerst schieferig, geht dann allmählich durch feinkörnigen Strahlenschiefer und Amphibolit in eine Art von granatreichem Hornblendegneise in hornblendehaltigen Glimmerschiefer und endlich in den Gneis über, welcher die Hauptmasse des Greiner constituit; auch Chlorit- und Talkschiefer drängen sich in die bunte Reihe dieses Ueberganges ein, in welchem Ruz *) den Beweis findet, daß man es hier weder mit einer eruptiven noch mit einer metamorphischen Bildung zu thun habe. Von der Serpentinbildung bei Jöföls in Sachsen ist es noch nicht ausgemacht, ob sie dem dasigen Gneise regelmäßig eingelagert ist. Das Serpentingebirge am Kaiserwalde zwischen Marienbad und Sangerberg bildet nach v. Klotz *) eine eruptive Masse im Gneise. Der Gneisförmigkeit in der Umgegend von Krens enthält nach Bassilius Werner zahlreiche Stöde und Lager von Serpentin, auf einer Linie von fünf Meilen Länge deren nicht weniger als zehn hinter einander. Auch im Centralplateau Frankreichs kommen selbige vor, ebenso in Schuterdal, Aberdeenshire und auf Schottland. Sehr interessant ist auch die bekannte Serpentinmasse von Enarum in Norwegen. Sie bildet nach Böbert einen linsenförmigen Stod von einigen hundert Lachter Länge und zehn Lachter Breite, welcher nach Innen aus edelm und krystallinisch, nach Außen aus gemeinem Serpentin besteht und zunächst von einem Gemenge aus vielem Talkspath mit etwas Serpentin und Quarz umhüllt wird, auf das dann ein reines quarziges Gestein folgt, welches diesen merkwürdigen Serpentinsohd ringsum vom Gneise absondert *). Auch gangartig soll der Serpentin im Gneise auftreten.

Von noch geringerer Bedeutung als die eben erwähnten Lager sind die hier und da im Ulgneise auftretenden Stöde von Ellogit. Diese aus einem Stein- und feinförmigen Gemenge von Dampazit und Granat bestehende Felsart *) tritt ködnförmig im erzgebirgischen Gneisförmigen bei Großwalterdorf und Eppendorf auf, in kleinen Partien bei Dersdöna, am rechten Ufer der Elbtisig bei Wegefahrt und bei Jöföls *). Die Grenzen dieser Stöde sind indessen nicht genau zu beobachten. Ihnen ganz ähnlich treten am rechten Gehänge des Presnibühales bei Niederschmiedeberg kleine Felsen auf, welche aus einem

64) Bronn's Neues Jahrbuch für Mineral. 1855. S. 173.
65) Abhandl. 1847. S. 129. 66) Jahrbuch der f. l. geol. Reichsanstalt 1854. V. 465. 67) Raumann und Gotta, Geogn. Beschreibung des Kaspischen Beckens. S. 6. 68) Necker de Saumery, Voyage en Russie II, 510. 69) Bronn's Neues Jahrb. für Mineral. 1846. S. 300. 70) Comptes rendus 1845. XVII, 28. 71) Reise durch Estland II, 212.

72) Antekningar i Physik och Geognosie III, 14. 73) Bronn's Neues Jahrb. f. Mineral. 1840. S. 181. 74) Jahrbuch der f. l. geol. Reichsanstalt 1851. II, 81. 75) Kellbau, Geol. norvegica I, 127. 76) Friedesleben, Magasin für Naturg. Geognosie I, 127. 77) Raumann, Geognos. Beschreibung Sachsen VI, 100.

Gemeine von dunkler Hornblende, derdem Granat, Quarz, Feldspath und etwas Kalkspath zusammenge setzt sind. Diefelben Vorkommnisse wurden sehr ausgezeichnet westlich von Romsdal und Hørningdal in Norwegen beobachtet. Auf der Insel Sjöm im griechischen Archipelagus erscheint der Eklogit mit Diktyonit vergesellschaftet.

Ganz eigenthümlich dem schwedischen Gneise ist das von A. Arman⁷⁸⁾ beschriebene Eulophitlager zwischen Groß- und Klein-Uttersdal im Kirchspiele Tunaberg, welches nur 5 Lachter mächtig und mehrer hundert Lachter lang ist. Diese an andern Orten noch nicht beobachtete Feldart besteht aus einem Gemenge von Olivin, Augit und Granat.

Die bisher betrachteten besondern Lagerstätten sind durchaus dem Gneise untergeordnet und keine der sie bildenden Gesteinsarten tritt zugleich als selbständiges, dem Gneise gleichberechtigtes Glied in der Urformation auf. Aber auch die Gebirgsarten, welche mit dem Gneise die großartige Urformation constituiren, erscheinen in ihm lagerrartig, nodul förmig, gangartig, wie umgekehrt der Gneis selbst in seine Gneisse sich einbettet. Das gegenwärtige Verhalten dieser Massen verdient das eingehendste Studium und führen wir daher einige der wichtigsten darauf bezüglichen Beobachtungen an.

Der Granit ist, wie der alte Heim⁷⁹⁾ sagt, der ebenbürtige Bruder des Gneisses und in der That erscheint er so häufig, so massenhaft und unter den verschiedenartigen Verhältnissen mit demselben vergesellschaftet, daß das, was von dem einen gilt, notwendig auch auf den andern bezogen werden muß. Der Granit durchbricht als eruptive Gebirgsmasse den Gneis, erhebt und ver wirft dessen Schichten, tritt in Lagern, Stöden und Gängen in denselben auf, schneidet scharf gegen ihn ab oder ist durch sanfter petrographischer Uebergänge mit ihm auf das Unäugliche verknüpft und schließt auch Bruchstücke von ihm ein. Specielle Beispiele dieser verschiedenartigen Beziehungen liegen sich in großer Anzahl aus den verschiedensten Gegenden beibringen, für unsern Zweck genügen schon einige Belege.

Bei Strehla in Sachsen⁸⁰⁾ erhebt sich ein mächtiger Granitgang zwischen zwei Gneisspartien mit senkrechter Schichtenstellung und scharfer petrographischer Absonderung, indem der Glimmer im Granit reiß schwarz, im Gneise dagegen weiß oder grau ist, auch der Granit nirgends schieferige Textur annimmt. Noch entschiedener tritt die eruptive Natur des Granits im erzgebirgischen Gneisskern in der Gegend von Wiesenbad und im Buchwalde zwischen Marienberg und Reichenbach hervor⁸¹⁾. Der Granit, etwas über $\frac{1}{2}$ Stunde lang und weniger breit, wird hier vollkommen mantelförmig vom Gneise umlagert, welcher ihn daher vor der Bildung des Zschopau thales buchsförmig bedeckt haben muß; die Gneisschichten

fallen überall unter 8—10 Grad vom Granit ab. Außer dem schließt dieser an seiner westlichen Grenze Ausläufer und gangartige Partien in den Gneis, welche dessen Terziur und Schichten durchschneiden. Dagegen sah Gotta⁸²⁾ den weissenberger Gneis bei Raders im mehrfachen Wechsel mit Granit, d. h. zwischen den Gneisschichten scharf begrenzte Granitmassen eingeschoben, und ferner bei Weiskirchen⁸³⁾ den Gneis ganz allmählig durch Schieferigerwerden aus dem Granit hervorgehen. Die eine geographische Meile große Granitpartie bei Raumborf⁸⁴⁾ sendet wieder gangartige Ausläufer in den umgebenden Gneis, welche scharf an denselben abscneiden und der Gneis lagert hier nicht mantelförmig, auch seine Streckung behauptet rings um den Granit eine und dieselbe Richtung. Die im Granit bei Radeberg und weiterer Umgebung häufig auftretenden Gneisspartien erklärt Raumann⁸⁵⁾ für riesige Bruchstücke, welche als große Schollen von dem durchbrochenen Gestein losgerissen und umgeschoben wurden, für eine eben solche Scholle den Gneis im Granit des Fürstenerberges bei Gölla, wegen der Granit von Perschdorf ganz allmählig in flaserigen Gneis übergeht. Auf den Kegel der Riesenkoppe hinaufsteigend beobachtete R. v. Buch⁸⁶⁾ den Granit in mehrfacher Wechselagerung mit feinschieferigem Gneise. Nach E. v. Kaumer⁸⁷⁾ breitet sich auf der nördlichen Seite des schlesischen Centralgranites zwischen Gitschberg, Friedland und Lauban eine Ablagerung von Gneissgranit aus, in welcher flaseriges und geschichtetes Gestein unaufhörlich mit dem förmigen und ungeschichteten wechselt. Ganz auf ähnliche Weise verhält es sich nach v. Blöde in Podolien⁸⁸⁾, wo Granit und Gneis zusammen ein großartiges mächtiges Durcheinander, ein Gemisch, aber doch ein geschlossenes Ganzes bilden, von dem unbedingt eine gleichzeitige und gleichartige Entstehung anerkannt werden muß. Dies wird noch insbesondere dadurch bewiesen, daß es dieselben Varietäten von Feldspath, Quarz und Glimmer sind, welche sowohl die granitischen als auch die gneissigen Schichten zusammensetzen und daß dieselbe Varietät von Granat in beiden Gesteinen einen sehr häufigen accessorischen Bestandtheil bildet. Auch im Gneissdistricte des Daupher zwischen Kremskirch und Kleberda wiederholen sich ganz ähnliche Erscheinungen. In Baiern beobachtete Gumbel⁸⁹⁾ in seiner untern Gneissformation den Granit als Einsenlager und in nodul förmigen Massen eingelagert, oft plötzlich abschneidend, zugleich aber auch entschieden eruptive Granitmassen. In der Venete verläuft sich der Granit sehr häufig in den Gneis und dieser durch Zutritt von Quarz in Granit⁹⁰⁾. Auch im norwegischen Gneis, zumal im westlichen Districte mit der Gegend von Bergen bildet nach Reilshau der Granit sehr häufig dünne Lager zwischen den Gneisschichten und umgekehrt der Gneis solche im Granit, gar nicht selten mit den

78) Versuch einer geogn. Beschreibung des Kirchspiles Tunaberg S. 15. 79) Geol. Beschreibung des Thüringer Waldgebirges II, 1. S. 356. 80) Raumann, Geogn. Beschreibung Sachsens I, 66. 81) Uebel, II, 67.

82) Raumann, Geogn. Beschreibung Sachsens III, 36. 83) Uebel, IV, 9. 84) Uebel, V, 10. 85) Geogn. Beschreibung auf Reisen I, 29. 86) Das Gebirge Riesenkoppe S. 8. 87) Deane's Neues Jahrbuch für Mineral. 1841. S. 507. 88) Uebel, 1855. S. 173. 89) Mémoires soc. géol. France b. IV, 49.

vollständigsten petrographischen Uebergängen, zugleich kommen Granitgänge im Gneise vor, an den Rändern des Einsinkfelds Gneissköhlen im Granit, ganz frische Gneissföde nebst Geröllstücken und zerfallenen, wo der Granit zwischen die Blätter dringt, am Etrömske Gneissausläufer und größere Gneisspartien im Granit ohne alle Schichtenhörnung. Vielfache sanfter Uebergänge des Granites in den überlagernden Gneiss sind auch in den Gesteinen beobachtet. Vergleichlich in Calabrien, im nordwestlichen Oesterreich, in der Bukowina u. a. D. Granitgänge setzen außer an den erwähnten Orten noch sehr häufig im Gneise auf, so in Schottland⁹⁰⁾, wo übrigens nach Macculloch⁹¹⁾ wie auch auf den Hebriden granitische Gesteine als Lager im Gneise auftreten, ferner im Var-Departement⁹²⁾, in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, im Gouvernement Poissawa, in Oesterreich⁹³⁾, im mährischen Giesente, im Moslawinergebirge, am Nilpaß im Himalaya u. a. D. Gneissföde, runde und scharfkantige, wurden im Granit in der Kanthig beobachtet, von Böttling⁹⁴⁾ am Pajinassee im Finnland. Als Träger des Gneisses also eruptiv unter oder in demselben auftretend wird der Granit bei Epyros⁹⁵⁾, an der Robinsensfelsen östwärts von Madagaskar⁹⁶⁾, in den Gesteinen, im Rhodendepartement⁹⁷⁾, in Venezuela, bei Krönberg im mährischen Giesente, im Deringgau⁹⁸⁾, im Banat bezeichnet. Endlich ist noch der Verdichtung und Granitisirung des Gneisses durch den größttheils Granit bei Marienbad Erwähnung zu thun, ebenso der Umwandlung des Berrucano aus Gips durch Granit in Gneiss⁹⁹⁾. Die können das Verhältniß des Granites zum Gneise nicht verlassen, ohne noch auf L. v. Buch's geistreiche Abhandlung über Granit und Gneiss¹⁰⁰⁾ aufmerksam zu machen. Vielleicht gibt es wenige Orte, sagt derselbe S. 71, in deren Nähe die Einwirkung des Granites auf den Gneiss und die merkwürdigen Formen, mit welcher sie auftreten, sich besser, schöner und deutlicher beobachten läßt, als an zwei der beiden Hauptstädte Gothenburg und Stockholm. In einige der wichtigsten und lehrreichsten Punkte finden sich sogar in der Stadt Stockholm selbst und können ohne Mühe an den Seiten und auf dem Boden sehr lebhafter Straßen beobachtet werden. Wenn man von der Schlenkerbrücke den Södermalm hinausschreit durch die Stora Glasbruchgata: so erreicht man im oberen Theile unter der Katharinalirche eine Reihe von Felsen, welche aus großen, concentrisch und gewölbartig gebogenen Schalen bestehen. Es ist Gneiss, der wie überall in diesen Gegenden von Granit-

trümmern in großer Zahl durchsetzt wird. Diese Trümmern durchziehen aber nur eine einzige Schicht, erscheinen jedoch in einiger Entfernung in der folgenden wieder, aber auch diese wird nur allein durchsetzt, und erst wieder etwas entfernt, da der unterliegenden erscheint das Trüm auf's Neue. Offenbar sind diese, einst zusammenhängenden Stücke des Granitganges, durch Verschiebung der Gneisschalen über einander in einzelne Trümmern zersplittert worden; man kann sie ohne Mühe zum Ganzen zusammenlegen, denn auch in der Natur des Gemenges, des Korres, in Mächtigkeit sind sie völlig mit einander übereinstimmend. Klarer und überzeugender wäre es nicht möglich, die Verschiebung der Schalen über einander zu beweisen. Es ist aber einleuchtend, daß eine Bewegung so schwerer auf einander drückender Felsmassen jede Erhöhung, jede Unebenheit, die sich noch auf der Fläche der Schalen finden könnte, abgleiten muß, und es kann nicht mehr auffallen, die Oberfläche dieser Schalen glatt und häufig wie polirt zu finden, den in allen Gebirgen vorkommenden Knirsflächen gleich. Ebenso deutlich aber ist es, daß eine solche Gleichheit nicht äußeren Ursachen zugeschrieben werden kann, einer Bewegung von großen Felsmassen oder von schiefliegenden Blöcken über die Fläche. Denn wären diese Ursachen auch zu einer Schleifung hinreichend, wie sie die Schalen der Granit- und Gneissfelsen beobachten lassen: so können sie doch nur auf Oberflächen wirken, welche die äußerste obere Umgebung bilden, nie aber auf innere, von höhern Schalen ganz überdeckte Flächen. Steigt man auf der Södermalmseite noch höher: so erreicht man Granitfelsen, Hytta-Baden, von vielleicht 60 Fuß Höhe. Sehr schön folgen sich auch hier die Schalen in Bogen über einander und mit der größten Deutlichkeit treten die unteren mit glatten und geschliffenen Flächen unter den oberen Flächen hervor und diese Flächen sieht man so weit fortsetzen, als man nur immer in das Innere eindringen kann. Der Granit ist hier kleinrörnig und roth, was für Stockholms Gegend etwas ungewöhnlich ist. Die kleinen Krystalle des rothen Feldspathes scheinen größtentheils ziemlich gleichlaufend hinter einander zu liegen, der Quarz zeigt sich nur selten dazwischen und der Glimmer ist zwischen den Krystallen in sehr kleinen Blättchen zu Gruppen verlammt. Das dauert jedoch nicht lange. Neue Gneissblöcken von neuen Evidenzen geben sich mit ihrer glatten Fläche so weit hin, daß man sie als natürliches Pflaster in den Straßen benutzt; so in Bondegata, in Tjäderbruggata und in vielen andern umher, und fast in jedem solchen Systeme hat der Granit irgend eine kleine Verschiebung der Zusammenfassung, der Größe des Korres oder der Art, wie die Gneissgabelle erscheinen, so daß man, ohne die Stadt zu verlassen, und festen Felsen eine reiche Sammlung von Granit- und von Gneissabänderungen zusammenbringen kann. Es würde jedoch schwer sein, sich in der Umgebung von Stockholm zu entscheiden, ob der Gneiss oder der Granit die Oberhand habe, und dies ist sehr bemerkenswerth. Daß beide Gebirgsarten, wie man häufig angibt, ohne Geschiedenheit mit einander abwechseln sollten, daß sie nur eine

90) Murchison, Bullet. de la soc. géol. France 1855. XI, 21.
 91) System of geology II, 149. 92) Cuvier, Mémoires de la soc. géol. de France III, 289. 93) Peters, Jahrb. der I. I. géol. Reichsanstalt 1853. IV, 232. 94) Bullet. de l'Acad. St. Petersburg 1840. VIII, 107. 95) Wilson, Quart. Journ. geol. Soc. London 1856. XII, 283. 96) Herland, Annales des mines, 5 ser. VIII, 335. 97) Fournet, L'Institut 1857. p. 246. 98) Peters, Jahrbuch der I. I. géol. Reichsanstalt 1854. V, 706. 99) Savi, Bullet. de la soc. géol. de France V, 321.
 100) Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin 1842.

zufällige Abänderung derselben Gebirgsart wären und eine solche Vermengung Granitgneiss genannt werden könnte, das wird einem aufmerksamen Beobachter in dieser Gegend nie einkommen. Es ist zu deutlich, es ist zu auffallend und häufig, wie der Granit von der grössern Masse aus, zwischen in gewaltigen Stöcken, in den Gneiss einbringt, ihn nach allen Richtungen durchsägt und fast überall große Gneissstücke umwickelt. Das bestimmt zwischen beiden Gebirgsarten eine scharfe Grenzlinie und nie wird man sie mit einander verwechseln dürfen.

Unter gleichen Verhältnissen wie der Granit erscheint auch der Granulit zum Gneiss, wofür und wieder Suchen nach den vortheilhaften Untersuchungen von Raumann interessante Belege bietet. Hier kommen Gneissinseln und peninsuläre Partien von Gneiss im Granulit vor, so eine große Insel im Chemnitzthale zwischen Stein und Bismuthenberg, eine kleine an der miederscher Klippe, eine dritte zwischen Gressfichten und Winkelein, der Hahnenberg zwischen Mitweida und Griaun, der Galgenberg bei Mitweida, andere Partien im Striegisthale, an der Zschopau unterhalb Walldheim⁷⁾. Bei Geringwalde geht der Gneiss in den Granulit und in den Granit über. Gewöhnlich hat die Radbarkeit des Granulites eine Anreicherung mit Feldspath im Gneisse, es kommen aber auch Stellen vor, wo der Gneiss das Ansehen hat, als wäre er durch jenen sehr scharf getrübt. Alle diese Thatsachen sprechen für die eruptive Natur des Granulites im Gneissgebiete; allein der Adassenburg bildet nach Kittel auch der Granulit häufige Schichten im Gneisse, und nach Voßius⁸⁾ Werner⁹⁾ wechselt lagert in der Gegend von Krens an der Donau der Gneiss ebenfalls vielfach mit Granulit. Bei Badweis und Krummau in Böhmen fand Jipps beide Gesteine so innig mit einander verbunden, dass eine Trennung gar nicht möglich ist; obwohl hier im Plattengebirge der Gneiss den Granulit umgibt und Hainbühl in denselben vorsteht, sind doch stellenweise vollkommene Uebergänge zu beobachten, und bei Prachatitz wechseln an einer Felswand Gneiss, Hornblendeschiefer und Granulit mit einander ab¹⁰⁾. Eppold¹¹⁾ fand bei Trofendorf den Gneiss in Wechselagerung mit Granulit, Amphibolschiefer, Syenitschiefer, Kalkstein und Quarzschiefer, Lager von Granulit und Gneiss desselben im Gneisse. Auch in den Vogesen erscheint der Granulit mit dem Gneisse vergesellschaftet und ebenso im Massachussetts. In den Gewannen durchseht der Granulit gleichzeitig den Gneiss und Granit.

Der Syenit geht gleichfalls die granitischen Verhältnisse mit dem Gneisse ein. In der Gegend zwischen Begauau und Leidenz in Sachsen erscheint überall der Syenit an der Grenze gegen den Gneiss porphyrtartig, seltener dagegen oft granitisch und erst weit ab von dem Contacte zeigen beide ihre typische Beschaffenheit¹²⁾. Die moritzburger Syenitparität wird von Gneiss umgeben,

stellenweise erhält hier der Syenit eine schieferige Structur und erscheint gneisförmig, der Gneiss selbst bildet sieben bis acht insularische Partien im Syenit und schiebt einzelne jungensformige Ausläufer in denselben. Im schieferigen Gneisse fand L. v. Buch¹³⁾ unterhalb Bursledorf ein 25 Facher mächtiges Lager von feinförnigem Syenit mit schwarzer Hornblende und wenigem Quarz, und wenige Schritte im Dorfe hinaus ein zweites Lager von fast reinem Quarz mit wenigem feinförnigem Feldspath und noch weniger Alimner, das ganz mit blutrothen, fast mikroskopischen Granaten angestülft ist. Derselbe Beobachter¹⁴⁾ sah in der Gegend von Bergen an der Straße nach Gilsfeld Gneisslager im Syenit, am Ufer des Müßens nehmen diese Lager überhand und vermehren sich gegen Gersgaurd hin so sehr, daß der Syenit nur noch untergeordnet und seltene Lager im Gneisse bildet. Auch zwischen Weinheim und Kärz in Hessen lagert eine Gneissmasse im Syenit. Entschieden sphenitförmig Gneiss bedeckt nach Karsten¹⁵⁾ den Granit in Venezuela und herrscht nach Bruns¹⁶⁾ ausserhalb der Centralgruppe der Reihherried. Häufige Syenitdurchbrüche kommen im banater Gneisse vor.

Die Porphyre finden sich im Gneisse nicht mehr als primitive und gleichzeitige Bildungen, nur eruptiv und gangartig aufsteigend. Bekannt ist der Porphyry im Gneisse von Debern, welcher Gneissstücke und Feldsporphyrstücke einschliesst und theils aus hornartigem Feldspat, theils aus Sandinporphyre besteht¹⁷⁾. Andere Gänge legen bei Wiedersdorf auf, dann zwischen Annaberg und Buchholz u. v. a. D., ein mächtiger Stiel bei Augustenburg, mehrere interessante Gänge im weiten freibergischen Terrain, die mächtige Masse des tharandter Waldes mit den interessanten Contacterscheinungen, die zahlreichen Gänge zwischen Großenhain und der Elbe. Porphyrgänge kommen ausserdem noch im Gneisse des Bar-Departements¹⁸⁾, in Schweden, bei Gailbach und Schriesheim¹⁹⁾, an der Langward im Engadin u. a. D. vor. Ein ganz eigenhümlicher Porphyry liegt bei Höchstädt und Heldeheim im südbayerischen Gneisse auf²⁰⁾.

Ein Lager von Gabbro erhebt sich im Gneisse auf Eutawitz, einer kleinen Landzunge auf der Rochter des Langfjörds in Finnmarken²¹⁾ und einen deutlichen Gabbrodurchbruch beobachtete man im Gneisse des Spitzberges bei Felskai in Böhmen. Ebenso selten wie der Gabbro erscheint auch der Euphotid, dessen Vorkommen im schwedischen Gneisse Daubrée berichtet. Häufiger sind wieder die Grünsteine oder Diorite. Ihr Vorkommen im erzgebirgischen Gneisserrain nach Raumann²²⁾ beschrie-

7) Grogneff. Beschreibung des Königl. Sachsen I, 24—31.
8) Holzer's Zeitschrift für Physik VII, 35. 9) Hochstetter, Jahrbuch der f. l. geol. Reichsanstalt 1854. V, 1. 10) Oberndorff, 1852. III c. S. 36. 11) Raumann, Grogneff. Beschreibung Sachsen V, 129.

12) Gneiss, l. B. u. s. 3. 13) Gneiss, l. B. u. s. 3. 14) Gneiss, l. B. u. s. 3.

7) Grogneff. Beobachtungen auf Reisen I, 33. 8) Reise durch Norwegen I, 158. 9) Zeitschrift der deutschen geol. Gesellschaft 1850. II, 358. 10) Biblioth. univers. Gendro 1836. VI, 148. 11) Boni, Grogneff. Gemälde von Deutschland S. 154. Raumann, Grogneff. Beschreibung Sachsen II, 90. Müller, Berg- u. hüttenmänn. Zeitung 1859. Nr. 38. S. 345. 12) Coquand, Mémoires soc. géol. France III, 283. 13) Wislmann ebenfalls 1840. S. 212. 14) Gotta ebenfalls. 15) Bruns, Reise Jahrbuch für Mineral. 1847. S. 131. 16) Grogneff. Beschreibung Sachsen II, 102 u. a. D.

ben, bei Dederan, bei Jöbbl ein Lager von feinkörnigem Grünstein, ebenfalls im Thale der schwarzen Rodau, bei Marienberg, Grottenborn und Borkenborn; ferner der mächtige Stod bei Siebenlehn, wo der Grünstein durch Schichtung und petrographische Uebergänge sehr innig mit dem Gneise verbunden ist; der Dioritgang im Weisergrubale oberhalb Tharand. In den Metesalpen beobachtet Elémonts *) eine wirre Verbindung von Granit und Diorit im Gneise und im Kjölengebirge im nördlichen Norwegen geht der Gneis allmählig in Diorit und Dioritschiefer über, welcher letzterer mehrere mächtige Lager bildet. Häufige Dioritdurchgänge kommen im mächtigen Gesteine vor u. a. D. Seltener treffen wir den Melaphyr, nach Daubrée j. B. im schwedischen Gneise, häufiger die jüngeren vulkanischen Gesteine, Trapp und Basalt, selbstverständlich nur als eruptive Gesteine. So durchzieht nach Coquand *) Basalt den Gneis im Bar-Trappement und schließt einige Stüde desselben ein, Trappgänge beobachtet Weibbe *) im Gneise von Kragerø, Trapp und Basalt auch an anderen Orten Schwedens; bei Drienberg im Vogelsgebirge Gneisstücke im basaltischen Lava nach Klipstein **); basaltische Kuppen im sächsischen Gneise bei Spitzgrund und Niedererndorf, solche auch im böhmischen, wo übrigens auch Phonolitische Gneisstücke einschließen, j. B. unweit Billin und Oberleutendorf mit Erstung jener Stüde; bei Annaberg im Erzgebirge hat die Basaltmasse des Pöhlberges den umgebenden Gneis ausgefüllt. Der Basalt des auerbacher Schloßberges hat Hochrütten in Gneis hat den Feldspath und Quarz des durchbrochenen Gneises verändert, aber den Glimmer nicht angegriffen, der Gneis ist dichter geworden und hat sein schieferiges Gefüge verloren.

Mit den letztgenannten Vorkommnissen sind wir in sofern weit aus der Geschichte des Gneises hinausgegangen, als dieselben viel spätere und ganz zufällig im Gneise auftretende Gebilde sind, die uns ebendeshalb über die eigentliche Natur unserer Gebirgsart auch keinen Aufschluß gewähren. Wir kehren zurück zu jenen Gneismassen, welche mit dem Gneise im eigentlichen Sinne verbrüdet sind und mit ihm die geognostische Formation der krystallinischen Schiefer oder die Ulfornation constituirten.

Der Gneis selbst ist nicht immer einer und derselbe in geologischer Hinsicht, sondern erscheint bisweilen mit sich selbst in einem ganz abnormen Verhältnisse. So treten nach Gotta *) im freiberger Gneise besondere Gneisgänge auf, deren Gestein durch vorherrschend rötlichen Feldspath und silberweißen Glimmer sehr bestimmt vom Nebengesteine unterschieden ist. Nicht minder wichtig ist P. v. Buch's *) Beobachtung von Gneisrücken, eingeschlossen in Gneis unweit Formo in Norwegen. Hier liegen in einem sehr glimmerreichen Gneise zahlreiche be-

trächtliche Gneisstücke mit vorwaltendem Feldspath und spärlichem Glimmer und Quarz; der Glimmer bildet in diesen Stüden mehr gerade, parallellaufende Streifen als Schiefer, dahingegen die schieferige Zusammensetzung im umwandelnden Gneise ausgezeichneter und deutlicher ist. Diese Stüde, fast alle edig und die meisten sogar vieredig, sind von ansehnlicher Größe, Fuß groß und darüber, und sie erscheinen zum Theil recht bald auf einander gehäuft, doch so, daß man immer noch die verbindende Gneismasse dazwischen erkennt. Ist sind die Streifen verschiedener, nahe liegender Stüde parallel unter sich, oft auch gehen sie nach ganz verschiedenen, von einander abweichenden Richtungen; auch richten sie sich gar nicht nach den Schiefen des Gneises, welcher die Hauptmasse bildet. Ein Conglomerat ist dieses sonderbare Gestein nicht, dazu sind der Stüde zu wenige und die Hauptmasse zu deutlich und zu entschieden als Gneis charakterisirt. Solche Basalten sprechen ganz unzweifelhaft für die Existenz von primitivem und von eruptivem Gneise, ganz bestimmt für die Bildung des Gneises in verschiedenen Epochen. Dafür bringen wir bald noch weitere Belege bei.

Eng verbrüdet wie mit dem Granit und fast noch inniger erscheint der Gneis auch mit dem Hornblendeschiefer und mit dem Glimmerschiefer. Schon bei der Schilderung der Veränderungen des Gneises machten wir aus das Vorkommen der Hornblende und auf die Häufigkeit des Hornblendegneises aufmerksam und es wird uns danach nicht mehr überraschen, verschiedene Amphibolite in Lagern, Stüden und wechselnden Schichten im Gneise anzutreffen. Zuweilen gewinnen dieselben eine sehr bedeutende Mächtigkeit und constituirten weit fortsetzende Zonen, wie j. B. der Ben-Lair in Rossbire, welcher als eine 3000 Fuß hohe Masse mitten im Gneise liegt, oder die Hornblendeschieferzone von Stratton in Massachusetts und von Stafford in Connecticut. Reist pflegen solche größere Ablagerungen aus der Grenze zwischen Gneis und Schieferdioriten vorzukommen wie bei Petersdorf im sömmergräber Kreise in Böhmen, im Raffelde, an den Tauern, in den Hoßalpsbergen in Massachusetts. Große Lager von Hornblende beobachtete Gumbel *) in seiner dritten Gneisformation im bairischen Walde, Hornblendeschiefer in Wechselagerung mit Gneis-schichten Keilbau in Norwegen, solche mit petrographischen Uebergängen Gredner im Drauthale, Eipold in Oberösterreich, Kelle in Obersteiermark, Hochstetter und Andere in Böhmen, Grossin in dem Küstengebirge Gbille's und Andere in andern Gegenden. Der dem Hornblendeschiefer sehr nahestehende Strahlenschiefer bildet ebenfalls kleinere und größere Lagerstüde, j. B. im Gneise des Erzgebirges, südlich von Oberwiesenthal, ebenso nach Waculoch an mehreren Orten in Schottland und auf dem Schellandinseln, nach Eaufure in den Alpen, nach Githrod bei Schutebury in Massachusetts. Noch sind jene merkwürdigen, von Reilbau **) beschriebenen Gneis-

17) Bullet. soc. géol. France, 2 sér. XII, 329. 18) Mémoires soc. géol. France III, 286. 19) Brown's News Jahrbuch für Mineral. 1847. S. 697. 20) Götting. 1835. S. 163. 21) Götting. 1844. S. 681. 22) Reise durch Norwegen I, 196.

23) Brown's News Jahrbuch für Mineral. 1855. S. 173. 24) Götting. I, 455.

Glückschieferlager von Steensfö bei Trondhjem zu erwähnen, welche große fragmentähnliche Partien oder Schollen von Gneis umschließen, die sich unter einander und zu dem Lager selbst in paralleler Stellung befinden, so daß die Structurflächen beider Gesteine einander correspondiren. — Ganz unter denselben Verhältnissen verbindet sich nun auch der Glimmerschiefer mit dem Gneise, indem er ebenfalls und sehr häufig in der Form von Lagern, Schichtenzonen und Lagerstücken dem primitiven Gneise eingebettet ist und durch Wechselagerung und petrographische Uebergänge in diesen verläuft oder aber scharf an ihm abseheidet. Schon Carl von Rammer beschreibt im schlesischen Gneisgranite eine mächtige und weit fortgehende Glimmerschieferzone, welche bei Hilsberg vom Thale des Dneip durchbrochen wird und daselbst eine großartige Verwerfung: erlitten hat. Der Gneis des Erzgebirges umschließt bei Leubsdorf umweit Augustsburg, bei Hermisdorf umweit Altenberg, sowie nördlich von Köstere bedeutende Einlagerungen von Glimmerschiefer. Im Karpathengebirge zwischen der goldenen Büsch ist zum Eintritte der Bsa in die Theis herrscht nach Gotta *) Glimmerschiefer, der öfter in wirklichen Gneis übergeht, ohne das jedoch dieser eine größere Rolle daselbst spielt. Ueberhaupt erscheint aber Glimmerschiefer, sei es nun als unmittelbarer Begleiter oder als untergeordnetes Gebilde, fast überall, wo der Gneis in weit ausgedehnten und mächtigen Massen entwickelt ist, und dann fehlt es auch nicht leicht an petrographischen Uebergängen zwischen beidem.

Die ganz ungeheure Massenhaftigkeit, in welcher der Gneis sowohl in horizontaler als in verticaler Richtung Theil nimmt an der Bildung der festen Erdruste, macht ihn zu einem der wichtigsten und bedeutendsten Gebirgsglieder, zum vorherrschend constituirenden einer nach ihm benannten Formation, der Gneisformation, in welcher Granit, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Quarzite die andern wesentlichen Glieder bilden. Es ist diese Formation die älteste, erst gebildete, in ihrer Lagerung daher die Grundlage aller übrigen. Wir treffen in der That auch den Gneis, die später besonders zu betrachtenden Vorcommisse jüngerer Gneisbildungen abgerechnet, stets als das tiefste Gebilde, welches von seinem andern Gebirgsgebilde außer den eruptiven unterkrust wird, wol aber selbst alle übrigen unterkrust. Seine untere Grenze, sein Giegenes ist uns unbekannt und bis jetzt unerschbar, daher auch eine Messung der Mächtigkeit des Gneises nicht möglich ist. Bei sedimentären Formationen ermittelt sich die Dicke bei geeigneter und aufgerichteter Schichtenstellung sehr leicht, allein die Schichten des Gneises sind nicht ursprünglich horizontale im Wasser abgelegte Niederschläge und wir haben daher auch bei aufgerichteten Schichten keineswegs in dem Verticabel auf die Schichtflächen die natürliche Dicke. Selbige würde nach solcher Messung hundert und mehr Meilen betragen, wogegen überdies andere sichere geologische Forschungen sprechen. Immerhin müssen wir dem Gneise

eine Dicke von einigen Meilen zuschreiben, also mehr als jedem andern Schichtgesteine, denn von keinem andern Gebirgsgebilde unterkrust bildet er, wo er unbedeckt an der Erdoberfläche erscheint, alles die ganz harte Erdruste, deren Mächtigkeit aus sehr aneinanderbau geologischen Gründen auf 6—8 Meilen geschätzt wird.

So vollständig nun auch die mit dem Gneise vergesellschafteten Gebirgsglieder an und für sich bereits bekannt sind: so war es bis jetzt doch noch nicht möglich, die Gneisformation in der Weise zu gliedern, wie dies in andern geognostischen Formationen ermöglicht worden ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß eine solche strenge Gesetzmäßigkeit in der Anordnung ihrer Glieder gar nicht befolgt ist. Wir sehen dieselben in dem dunkelsten, verworrensten Wechsel auftreten, durch die vollkommensten Uebergänge mit einander verbunden, die Schichtenstellung so häufigen Schwankungen unterworfen, auch die Richtung des Streichens in einem und demselben Gebiete so erheblich verändernd, daß jeder Anhalt Schichtenzonen und Schichtensysteme in eine bestimmte Ordnung zu bringen und gegen einander abzugrenzen fehlt. Versuche dazu sind allerdings mehrfach gemacht worden; wo sie jedoch eine Gesetzmäßigkeit erkennen ließ, war sie eben nur auf das einzige Gebiet beschränkt und ließ niemals eine Anwendung auf andere Gebiete zu.

In manchen Gegenden erscheint der Gneis so durchaus vorwaltend, daß er allein über weit ausgedehnte Flächen herrscht, innerhalb welcher die langweilige Einförmigkeit der Zusammensetzung nur durch den öftern Wechsel seiner eigenen Veränderungen oder durch ganz untergeordnete und zufällig auftretende Einlagerungen anderer Gesteine einigermaßen unterbrochen wird. Doch scheinen auch hier gewisse herrschende Gneisparietäten an bestimmte Verbreitungsgebiete gebunden zu sein, wie das unter Anderen von Raumann und H. Müller für das Freiburger und andere erzgebirgische Gneisterritorien erkannt worden ist. H. Müller *) unterscheidet hier einen grauen und einen rothen Gneis, beide zwar hinsichtlich ihrer Bestandtheileverhältnisse und Structur vielfach wechselnd doch als allgemeine Glieder nicht zu verkennen. Bei dem grauen Gneise sind fälschliche und glimmerreiche, bei dem rothen fälschliche, fälschliche, fälschliche, fälschliche oder porphyrische, Feldspath und quarzreiche Varietäten vorzukommen. In letzterem, der früher Granitgneis genannt wurde, gehört überdies noch ein verworrenschuppiger Glimmerschiefer. Der graue Gneis in seiner normalen Ausbildung bei Freiberg führt stets weißen, gelblichweißen, grünlichweißen bis grauen Feldspath, der sich leicht zersetzt und in weißen Kaolin verwandelt, meist schwärzlichbraunen oder schwarzen Glimmer, der rothe Gneis dagegen hat allermeist gelblichweißen, röthlich- oder silberweißen, zuweilen grünlich-grauen Glimmer und weißen, gelblichweißen, röthlichweißen bis dunkelfeldspathischen Feldspath, der sich schwerer zerlegt. Die Hauptmasse des grauen nimmt den nordöstlichen und östlichen Theil des erzgebirgischen Gneis-

gebietes, die Gegend zwischen Debrtan, Freiberg, Rabenau, Frauenstein, Dippoldswalde und Glashütte an, während in dem südwestlichen und westlichen Theile der rothe mit ausgebreiteter Verbreitung hervortritt. Der Grenzverlauf beider steht mehr oder minder transversal zu der Streichrichtung der Schichten. An einigen Stellen, z. B. bei Wiesenbad und Cranzahl greift der rothe Gneiss mit gangartigen Arsenen weit in den grauen hinein, an andern erscheint er in flossförmigen Massen mitten im grauen. Hinsichtlich seines relativen Alters ist der rothe dem Granulit zu parallelisiren; er ist auch dem Kärnerbau viel weniger günstig und meist mit Waldung bedeckt, führt nur Eisen- und Mangangerzgänge von bauwürdiger Güte. Gotta *) hält ihn für eruptiv im grauen, weil er bei Königswalde Bruchstücke dieses einschließt. A. Erdmann **) hat im thüringischen Kirchspiel in Edermanland gleichfalls einen rothen und grauen Gneiss nach der Farbe des Feldspathes unterscheiden können; der rothe herrscht in den nördlichen und nordwestlichen Theilen des Kirchspiels, der graue ist mannichfaltiger in seinen Abänderungen und ziemlich markirt gegen den rothen abgegrenzt, im südlichen und südöstlichen Theile des Kirchspiels herrschend. L. v. Buch hat zwar, wie oben angeführt, die Existenz zweier Gneisse in Norwegen erkannt, allein dieselben nicht als Formationsglieder unterscheiden, und Kellbau, der dieses 2000 Quadratmeilen umfassende Gneissgebiet sorgfältig durchforscht hat, fand die verschiedenen Gneissabänderungen in so vielem und unbestimmtem Wechsel unter einander und zugleich mit Hornblendeignis, Glimmergneis, Granit, Hornblende- und Chloritgneis, daß an eine geschichtliche Folge in diesen verschiedenen Gliedern gar nicht zu denken ist. Nur macht er auf einen jüngeren, im Gebiete der Uebergangsformation auftretenden Gneis besonders aufmerksam. In Böhmen wollte es ebenfalls noch nicht gelingen, die Glieder des Gneissiterrains zu ordnen, in Baiern dagegen versucht Wämbel **) drei Gneissformationen zu unterscheiden: die nördliche ist die jüngere aufliegende, quarzigt, mit Digenitennengungen und reich an Schwefelmetallen, die untere granitisch und mit häufigen Granitlagern, die dritte im bairischen Walde liegt südlich von den vorigen und untersteht beide, ist also die älteste, hat rötlichen Feldspath, zurücktretenden Glimmer, dafür Talk und Chlorit und führt zahlreiche Lager von feinem Kalk, Graphit und Beryllanerde. In der Vendée lagert nach Rivière *) der normale Gneis, stets unter allen übrigen Gesteinen und wechselt nie mit denselben, die älteren Granite dringen aber nicht in ihn ein, der talkige Gneis ruht auf ihm und darüber erst folgt Glimmergneis. In der Centralmasse des Tauern lassen sich nach Erdner **) zwar verschiedene Gneise unterscheiden, allein ihre geognostische Bedeutung ist noch nicht festgestellt. Der Centralgneis sondert sich übrigens hier wie in andern Theilen der Alpen scharf von dem über

den Schiefern auftretenden jüngeren Gneise. Sismonda *) unterscheidet zwischen dem Montblanc und Riva gleichfalls primitiven, eruptiven und metamorphischen Gneis.

Diese Versuche, eine geschichtliche Gliederung im Gneissgebiete nachzuweisen, beschäftigen vielmehr, daß eine solche als allgemein gültige nicht existirt und sie führen uns vielmehr zu der Ansicht, daß die Gneissformation überhaupt nicht eine eigene Formation constituit, sondern nur das älteste Glied der Urformation ist, zu welcher der Glimmergneis und der triptopyroblastische Thonschiefer die beiden jüngeren und höheren Glieder bilden. Wo diese drei Glieder zugleich entwickelt sind, folgen sie in der angegebenen Ordnung über einander und zwar gewöhnlich in vollkommen concordanter Lagerung und an ihren Grenzen durch allmähliche Uebergänge mit einander innig verbunden. Alle drei führen dieselben untergeordneten Glieder, nämlich Granit, Kalkstein, Hornblende- und Chloritgneis und Talkstein und Quarzite, und wie im Gneise selbst der Glimmer- und Thonschiefer untergeordnet auftreten, so erscheint auch er als untergeordnetes Glied in diesen. Der Gneis ist das älteste Glied ist zugleich das weitest verbreitete, das ausgebreitetste, nur in wenigen Gebieten hält er sich unter dem Glimmergneis und Thonschiefer versteckt und diese beherrschen allein die Oberfläche. Alle drei repräsentiren einen ganz allmählichen Entwicklungsengang von selbstpathreichen zu selbstpathfreien schieferigen und geschichteten Silicatgesteinen, ein scharfer Abchnitt in dieser Entwicklung läßt sich nicht konstatiren, der Unterschied fällt eben nur in beiden Endpunkten, im Gneise und im Thonschiefer auf. Das ist Grund genug, alle diese Gesteine als Glieder nur einer einzigen geognostischen Formation zu betrachten und dieselbe als Urformation, welche eben die Urgneissformation und die Urchieferformation zusammenfaßt, von allen folgenden, den sedimentären oder septischen zu unterscheiden. Die eruptiven Formationen bilden eine der Ueber- und den sedimentären Formationen durchaus nur untergeordnete Reihe, sind diesen als eruptive Glieder einzureihen, oder nicht als Formationen im gleichen Sinne selbständig darzustellen.

Die verschiedenen Lagerungsformen und die innere Architektur des Urgneisses lassen sich auf zwei Hauptformen zurückführen. Die eine derselben bezeichnet Raumann als tuffelartiges Schichtenstystem in der weitesten Bedeutung des Wortes. Die innerhalb eines mehr oder minder großen abgeschlossenen Raumes auftretende Gneissformation zeigt nämlich in der mittleren Region dieses Raumes eine horizontale oder unbestimmt schwache Schichtenlage, während gegen die Grenzen derselben die Schichten eine immer entschiedener eckline Stellung annehmen. Die Contoure solcher Gneissdistricte können sehr verschiedenartig hervortreten; sie können bald rundlich, bald langgestreckt, bald polygonal sein, und sogar große aus- und einspringende Winkel zeigen. Das Wesentlichste ist, daß die Schichten an den Grenzen nach Außen fallen, im Innern dagegen eine mehr schwebende Lage be-
 *) Memorie dell' accademia di Torino 1861. XII, 971.

27) Brown's Neues Jahrbuch für Mineral. 1854. S. 39.
 28) Bericht einer geognostisch-mineralischen Beschreibung des Kirchspiels

Landberg S. 4. 29) Brown's Neues Jahrbuch für Mineral.
 1856. S. 173. 30) Mémoires géol. géol. France. 2 sér. IV.

49. 51) Brown's Neues Jahrb. für Mineral. 1860. S. 515.

39) Memorie dell' accademia di Torino 1861. XII, 971.

ten. Damit ist es übrigens recht wohl vereinbar, daß auch mitten in dem Bereiche eines solchen Gneißgebietes hier- und da steile oder antiline und synklinale Schichtungen vorkommen. In dem großen erzgebirgischen Gneißterritain liegt nach Neumann, dem wir hier wörtlich folgen, eine solche Architektur vor, obgleich im Erzgebirge selbst nur die nordwestliche Hälfte des ganzen Systems zu Tage tritt, die südöstliche Fortsetzung desselben aber größtentheils unter den jüngeren Bildungen des teimerger Kreises in Böhmen begraben liegt, unter welcher sie nur stellenweise, wie z. B. bei Billn, Gernotet und Wilschkau, hervortraucht. Der ursprüngliche Zusammenhang beider Hälften ist durch die Erhebungen des Erzgebirges aufgehoben worden, welche mit der Bildung einer großen, von Teichen nach Eger laufenden Spalte eingeleitet wurden, worauf der nordwestlich an dieser Spalte liegende Theil der Erdkruste aufwärts gedrängt und zu demjenigen Wälzgebirge ausgebildet wurde, welches den Namen Erzgebirge führt. Der herausgetriebene Bruchrand des so emporgehobenen Landes erscheint gegenwärtig als der südöstliche Teilausschnitt des Erzgebirges und in ihm tritt auch von Lissa bis jenseit Klosterle die Gneißformation unbedeckt zu Tage aus, während der auf der Südseite der Spalte in der Tiefe zurückgebliebene Theil desselben sogleich am Fuße des Gebirges von den Schichten der Kreidestration und der Braunfelsenformation bedeckt erscheint. — Das kleine Gneißgebiet auf Voretschke in Norwegen, in dessen südlichem Theile der Enobdattan aufragt, scheint die Architektur eines ziemlich regelmäßigen und in sich abgeschlossenen tuffeiförmigen Schichtensystems zu besitzen. Dagegen liegt das Gneißgebiet, in dessen Bereiche die Stadt Bergen liegt, ganz eingeschoben ein halb elliptisches oder parabollisches, nach Osten geschlossenes Schichtensystem, welches in seinem westlichen Verlaufe über die jenseits des Bullesfjordes und Gjesfjordes liegenden Inseln verlaufen läßt, worauf es weiterhin unter den Percepspiegel hinabsinkt. L. v. Buch bringt in seiner schon oben angegebenen Abhandlung über Granit und Gneiß diese tuffeiförmige Wölbung mit der metamorphischen Entstehung des Gneißes in Verbindung. Nach ihm liegen heisse flüssige Granitblasen aus dem Erdinnern empor und oben die Schiefer gewöhnlich empor, indem sie zugleich durch ihre Hitze dieselben in kristallinische Gesteine, in Gneiß verwandelten. Er weist im schwedischen Gneisse die Schalen über den Granitbläsen nach, die einzelne und sehr große oder kleinere in Reihen und Gruppen geordnete sind. Ist worden die Gneißschalen bei der Emporreibung über einander gehoben, oft aber auch nur wenig gehoben und gar nicht gerissen, wenn die hebbende Granitblase nicht zum Durchbruche kam. Auch im Granitgebiete der Alpen ist an verschiedenen Stellen diese gewölbte Schalenstruktur sehr deutlich zu erkennen. Wir haben bereits im Artikel Gneißer darauf aufmerksam gemacht, daß die Glättung der Oberfläche dieser Schalen von Wasser, irrtümlich der früheren Gneißerthätigkeit zugeschrieben worden ist; wo aber die Glättung ins Innere des Gneißes sich fortsetzt, kann sie doch unmöglich durch darauffolgende

des Eis veranlaßt worden sein, sondern hat gewiß nur ihren Grund in der Ueberschiebung der unmittelbar überliegenden Gesteinsmasse.

Die tuffeiförmige oder gewölbartige ist jedoch keineswegs die einzige Lagerungsform des Urigneißes, wir sehen denselben auch in sehr mächtigen und weit fortgehenden Zonen auftreten, innerhalb deren eine sehr steile, bald parallele, bald antiline oder synklinale Schichtenstellung und gewöhnlich auch ein häufiger Wechsel der Gesteine vorkommt, welcher letzterer theils in der Richtung des Streichens, theils in einer darauf rechtwinkeligen Richtung Statt findet und im ersteren Falle entweder durch Gneißübergänge, oder durch Einschiebung neuer Schichten vermittelt wird. Diese Architektur theilt gemeinlich auch der zum Urigneiß gehörige Schiefer, die ganze Ulfformation und wir sehen dann Schichtenysteme von 10, 20 und mehr geographischen Meilen Breite und einer angemesseneren Längenausdehnung auf eine solche Weise zusammengefaßt, daß ihre Schichten nicht über und unter einander, sondern neben einander, gleichsam wie dicht an einander schließende Mauern, immer nach derselben Weltgegend fortstreichen. Reilbau hat diesen eigenthümlichen Felsenbau in vielen norwegischen Gneißdistricten nachgewiesen und bemerkt dazu, daß wol in solchen Fällen eine Fortsetzung der Schichten auch in sehr großer Tiefe vorausgesetzt werden müsse, weil es doch ganz undenkbar sei, daß z. B. in einem 20 Meilen breiten Schichtengebiete dieser Art gegen dessen Breite die Höhen und Tiefen der Oberfläche fast verschwindende Größen sind, und dessen Oberfläche daher als fast horizontal vorzustellen ist, die still neben einander hin ziehenden Schichten nur als ganz oberflächlich schmale Bänder und nicht vielmehr als sehr tief hinabreichende Parallelmassen ausgedehnt seien. In einer und derselben großen Gneißregion können übrigens, wie Reilbau im südlichen Norwegen nachgewiesen hat, mehrere verschiedene Richtungen ziehende Schichtensysteme auftreten, welche an ihren Enden durch mehr oder minder rasche Umbiegungen in einander verlaufen. Es können ferner auch hier und da innerhalb kleinerer Regionen die ausfallendsten Biegungen und Bindungen der Schichten vorkommen, welche in Bezug auf ihr Streichen und Fallen Nichts als Vermirung erkennen lassen. Was Reilbau für Norwegen nachgewiesen hat, haben andere Beobachter in Schweden, Finnland, Böhmen, Nordamerika, Brasilien u. a. Ländern beobachtet. Ueber den Felsenbau Finnlands äußert sich von Engelhardt *) dahin, daß das gestochene Gefüge des Granitigneißes und Hornblendigneißes im Kleinen ein Bild von der Verbindung der Massen im Großen gewähre. Wie dort körniges und schieferiges Gneiß: so werden sich hier die Felsenmassen durch einander. Sämmtliche Gneißine haben stark geneigte Schichten von 30—90 Grad und sind nicht sowohl über einander als neben einander gestellt. Die vollkommnen schieferigen Gneißine streichen meist h. 3 und fallen im Südost und dies ist auch im Allgemeinen die Längsrichtung der übrigen Massen, obwohl

33) Darstellungen aus dem Felsgebäude Rußlands 1830. S. 20.

sie sich vielfach krümmen. So lassen sich denn in der Breite von Lornea bis Wiborg besonders fünf mächtige Zonen nachweisen, in welchen abwechselnd Glimmergesteine und Hornblendegesteine die Oberhand gewinnen. — Bei Rio de Janeiro wechseln nach von Schwabe fortwährend Gneiß, Granitgneiß, Gneißgranit, Granit, Syenit, Glimmerschiefer und Hornblendegesteine. Derselben erstrecken sich längst der Küste bis nach Bahia und südlich bis nach der Provinz Rio grande, also über 250 geographische Meilen weit. Das herrschende Streichen der Schichten ist h. 2—3, also von Nordnordost nach Südsüdwest, das meist 45—70 Grad betragende Fallen nach Osten gerichtet. Auch nach Westen läßt sich dieses System von Felsarten tief landeinwärts bis in die Provinz Goyaz verfolgen. Eine regelmäßige Aufeinanderfolge der Gesteine ist nicht zu erkennen; nur spielt der Glimmerschiefer im Allgemeinen eine untergeordnete Rolle. Ist ist gar keine bestimmte Grenze anzugeben, so innig und allmählig gehen die Gesteine in einander über, was selbst im Streichen der Schichten statthat, sobald ein System von Gneißschichten in seinem weiteren Verlauf in Granit, in Glimmerschiefer oder Hornblendeschiefer übergeht. Wenn man die abstoßten Wechsel und Uebergänge dieser verschiedenen Gesteine betrachtet: so kann man sie nur einer und derselben Formation zuweisen. Es ist eben nur ein System von vielen neben einander ausgebildeten Gliedern, in welchen die Häufigkeit und die Lage des Glimmers das Hauptunterschied von Granit, Gneiß und Glimmerschiefer bedingte. Und zwar ruhten diese Schichten gleich in ihrer aufgerichteten Stellung und in derselben Richtung, welche den allgemeinen Verlauf des Gebirgszuges bestimmte. Wenn man die ungeheure Mächtigkeit dieses aufrecht stehenden Schichtensystems von der Küste bis an die Grenze der Provinz Goyaz berücksichtigt: so ist es ganz unmöglich, hier an eine Erhebung ursprünglich horizontaler Schichten zu glauben. Was für eine Kraft müßte es gewesen sein, welche eine 100 Meilen dicke Steinmasse aus ihrer ursprünglich horizontalen Lage gebracht haben könnte! — Zu denselben Ansichten gelangt Reilbau hinsichtlich der Ugnieformation Norwegens. Er führt viele Beispiele von sehr mächtigen und weit fortsetzenden Schichtengruppen an, in welcher die feilen Schichten einen constanten Verlauf nach derselben Weltgegend zeigen, und bemerkt, wie die im südöstlichen Norwegen zwischen Kongeborg, Frederikshall und Ulverum herrschende Regel eines nordöstlichen Streichens weit hinein nach Schweden über den Benersee bis nach Westmanland verfolgt werden kann. Das Fallen der Schichten ist in diesen mächtigen Zonen so allgemein über 45 Grad, daß ein geringeres Fallen nur als Ausnahme, vollkommen vertikale Schichtenstellung dagegen sehr häufig angetroffen wird. Für Schweden, Finnland und Sannmarken gelten im Allgemeinen dieselben Verhältnisse. Und so liegt denn vor uns ein Areal von vielen tausend Quadratmeilen ausgedehnt, das nur an wenigen Stellen anders als steil nach der Tiefe hinabgehende Schichten zeigt. In vielen und großen, ja wir können vielleicht annehmen in den meisten und

größten, Stücken dieses Aerales sehen wir diese feilen Schichten irgend einem Gesetze eines regelmäßigen Verlaufes folgen; wir finden, sie ziehen, zwanzig, ja zum Theil noch viel mehr Meilen weit nach denselben Linien fortsetzbar und es scheint uns, daß da, wo neue Streichungselder anfangen, es doch noch immer dieselben Parallelmassen sind, die wir vorher betrachtet haben, die sich aber nur einer anderen Streichungsregel unterworfen haben. Wir erwähnten schon früher, daß eine bestimmte Aufeinanderfolge der verschiedenen Gesteine dieser weiten Gneißgebiete nicht existirt; jede Gesteinsart erscheint bald im Eragenden, bald im Hangenden, bald in der Mitte der mächtigen Zonen. Wir könnten noch andere Gegenden als Beispiele solcher zonartigen Lagerungsverhältnisse der Gneißgebilde beibringen, allein sie bieten dasselbe Bild; auch an die oben bereits speciell geschilderte Fädersstruktur in den Alpen genügt es hier zu erinnern.

Wir haben bisher meist nur das Auftreten des Ugnieges, also der ältesten Gneißbildung berücksichtigt und nur gelegentlich Veranlassung genommen, auch späterer oder neuerer Gneißgebilde zu gedenken. Bevor wir uns zur eigentlichen Gneiß der Gneißformation wenden, ist es jedoch unbedingt notwendig, auch die über der Ugnieformation lagernden Gneiß näher kennen zu lernen. In petrographischer Hinsicht stimmen dieselben so sehr mit dem primitiven Gneiß überein, daß man deshalb ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken braucht, desto wichtiger aber werden sie durch ihre geognostischen Beziehungen. Der immer scharf sichtende Raumann bringt die jüngeren Gneiß überhaupt in drei Gruppen nach ihrer wahrseheinlichen Entstehung, indem er tropogene, metamorphe und eruptive unterscheidet.

Kryptogene Gneißbildungen nennt Raumann *) solche, welche entweder ungewissesten sedimentären Formationen oder auch den Urschiefen unter solchen Verhältnissen aufgelagert sind, daß dieses ihr Lagerungsverhältnis weder durch Ueberhebungen, noch durch sonstige Dislocationen erklärt werden kann, während doch auch keine hinreichenden Beweise für ihre metamorphe oder eruptive Natur aufzufinden sind. Gneißgebilde dieser Art sind gar keine seltene Erscheinung und in den verschiedensten Gegenden bereits erkannt worden. Unser Gewährsmann beschreibt dieselben von Norddorf und Wälsbäck in Sachsen. Westlich von Freiberg nämlich liegen über den Schichten der silurischen, bei Langenstrieß Gneißführenden Grauwackenbildung und unter den Konglomeraten der wahrscheinlich devonischen Steinfelsenformation von Gähnichen und Gersdorf ein Paar mächtige Ablagerungen von Gneiß, welcher zwar oft in Glimmerschiefer, dieweil auch in Grünschiefer oder in granitähnliche Gesteine übergeht, seiner vorwaltenden Masse nach aber als ein wirklicher Gneiß bezeichnet werden muß. Die Mächtigkeit dieser, in zwei oder drei großen von Nordost nach Südwest blauer einander liegenden Stöcken abgelagerter Gneißbildung beträgt viele tausend Fuß; ihre wirkliche und zwar gleichförmige Auflagerung auf der Grauwacke wird aber durch die

an vielen Punkten vorliegenden Schichtungsverhältnisse dargestellt. Von Uebergängen aus der Grauwade oder dem Grauwadengneiss in den Gneiss ist Nichts zu beobachten, daher denn auch an seine Metamorphose gedacht werden kann; und wenn auch einige Erscheinungen bei Sachsenburg, z. B. Einschlüsse von unregelmäßigen Thonschieferpartien aus eine eruptive Bildungsweise hindeuten scheinen, so möchten doch die übrigen Verhältnisse mit einer solchen Annahme nicht hinreichend in Einklang stehen, obwohl sich ein inniger Zusammenhang zwischen dieser Gneissbildung und denen der Eisenerz aufsteigenden Grünsteinbildungen vielleicht bei genauerer Untersuchung herausstellen dürfte. Vor der Hand aber und bis durch weitere Untersuchungen ihre Verhältnisse gründlicher erforscht sein werden, ist diese Gneissbildung als eine ganz räthselhafte Erscheinung, als eine kryptogene Bildung zu betrachten, welche wegen ihrer verschiedenen und regelmäßigen Auflagerung über den Schichten der flurigen Formation unmöglich mit der primitiven Gneissformation vereinigt werden kann³⁵⁾. Auch bei Reuth im sächsischen Voigtlande liegt mitten im Gebiete der Grauwade eine Ablagerung von Gneiss, welche daselbst die höchsten Punkte bildet und freimfalls als eine Einlagerung im Grauwadengebirge zu betrachten sein dürfte, obwohl sich ihr Gestein stellenweise einer sehr selbstpathreiden, schieferigen Grauwade nähert. Weiter südlich bei Hof in Baiern liegt eine Glimmerschieferpartie in discordanter Lagerung über den Schichten der Grauwadenformation. Es sind dies gewissermaßen die Vorposten jener großen dem nordwestlichen Abfalle des Fichtelgebirges vorgelagerten Gneissbildung, in deren mittlerem Theile die Stadt Münchberg liegt und welche untreitig eine der merkwürdigsten geognostischen Erscheinungen in Oberfranken bildet. Nicht nur die mannichfaltigen untergeordneten Stöße und Lager, sondern ganz vorzüglich die Lagerungsverhältnisse sind es, welche dieser Gneissbildung das hohe geologische Interesse verleihen. Es unterliegt nämlich gar keinem Zweifel und ist sowohl durch Dr. Hoffmann als auch durch von Herber, Götta³⁶⁾ und Raumann's eigene Beobachtungen auf das Bestimmteste dargestellt worden, daß diese ganze, weissenfels aus Gneiss bestehende und fast über acht Quadratmeilen ausgedehnte Bildung in einer bedauerlichen Vertiefung der sedimentären Grauwadenformation eingelagert ist, welche Lagerung zugleich mit der an den Auflagerungspunkten vorliegenden Gesteinsbeschaffenheit einen schlagenden Beweis gegen die über alle Maßen ausgedehnte Theorie des Metamorphismus der Gesteine liefert. Wenn übrigens auch diese Bildung im Allgemeinen mit vollem Rechte als Gneiss bezeichnet werden muß: so geht sie doch sehr häufig und namentlich nach ihren Grenzen hin in Glimmerschiefer über, der zumal an der südöstlichen Grenze sehr vorwaltet; zuweilen ist es aber ein sehr grobkörniger und selbstpathreicher, fast granitähnlicher Gneiss, welcher dem feinen Thonschiefer der Grauwadenformation unmit-

telbar aufsteigt, wie z. B. bei Schauenstein und Suttendorf, besonders aber bei Gräfenhag und Eppendorf. Ueberhaupt ist ein allmählicher Uebergang aus dem unterliegenden sedimentären Schiefer in den ausliegenden Gneiss nirgends zu beobachten. Die Lagerung aber stellt sich mit wenigen Ausnahmen längs der ganzen Grenze so heraus, daß die sedimentären Schiefer rings um das Gneissgebiet unter dasselbe einschließen, während ihnen der Gneiss oder der Glimmerschiefer gleichförmig aufgelagert sind. Nur an der südöstlichen, dem Granite des Fichtelgebirges zugewendeten Grenze kommen einzelne Punkte vor, wo die Grauwade senkrecht neben dem Gneisse steht oder auch von ihm wegfällt. Diese mäandrigere Gneisspartie umschließt auch noch mehrere recht interessante untergeordnete Gebirgsglieder, so den Serpentin von Wurtis und Jaiditz, welcher mit dem gleichfalls an der Grenze aufsteigenden Serpentinlager von Schwarzenbach und mit dem Serpentinbänke von Zell in unterschiedlichem Zusammenhange stehen dürfte; ferner gehören hierher die Oligostitbänke von Wölbattendorf, Wußleben, Elberbach, Untersaubert, Lamsbach und Jallitz; endlich die Hornblendeschiefer und Amphibolite, deren Ablagerungen besonders zwischen Wurtis und Hof zu einer ansehnlichen Mächtigkeit gelangen, während ähnliche Gesteine vielfach in untergeordneter Wechselagerung zwischen dem Gneisse auftreten. So liegt und also hier ein acht Quadratmeilen großes Gneiss- und Glimmerschieferterritorium vor, welches sich hinsichtlich seiner Gesteine und Einlagerungen mit jeder primitiven Gneissbildung vergleichen läßt, obwohl es durch seine meist gleichförmige Auflagerung auf sedimentären Schiefer der devonischen Formation als eine weit neuere Bildung charakterisirt wird. Ob die merkwürdige Erscheinung, daß der Gneiss am nördlichsten Punkte seiner Grenze bei Eppels einen keilförmigen Vorsprung nach Norden bildet, in dessen verlängerte Richtung die des Urthonschiefer zwischen Hirschberg und Tiefengrün eingelagerten Gneissbänke fallen, hinreichend ist, um etwa die Vermuthung einer eruptiven Entstehungsweise zu begründen, darüber möchte sich wol vor der Hand noch kein bestimmtes Urtheil fällen lassen; sollte es aber den Anhängern des Ultrametamorphismus gelingen, die Gesteine dieser münchberger Gneissbildung als metamorphosirte Sandsteine und Schiefer zu erkennen und die Erkenntnis zur objectiven Evidenz zu bringen, dann könnte nicht mehr verständlich von einer kryptogenen Gneissbildung nicht mehr die Rede sein³⁷⁾.

Nur noch weit großartigeren Maßstabe treten nach Reithaus's schönen Untersuchungen³⁸⁾ solche neuere gneiss- und krytallinische Schieferbildungen in Norwegen auf. Bei Talvig in Weissenmarken sieht man ganz deutlich, wie die dortigen 20—70 Grad nach Nord, Nordwest und West einfallenden Schichten der Uebergangsformation die Unterlage eines Gneissterritoriums bilden, dessen Gesteine denen des Urigneiss durchaus gleich sind. Schwar-

35) Raumann, *Beitrag zur Geognosie* II, 171; Dr. Hoffmann, *Vogelweiser's Annalen* 1829, XVI, 645 und Uebersticht der erzog. und großh. Verhältnisse des nordwestl. Deutschl. S. 418.
37) *Gaa norvegica* I, 277. 284. 382.

35) Raumann, *Geognost. Beschreibung Sachsens* I, 79; II, 302.

zer, bisweilen Maauschiefer ähnlicher, blauer und grüner Thonschiefer mit Grünstein-Einlagerungen wird von einer mächtigen Zone grauen dichten Kalksteines bedeckt, auf welcher Thonglimmerschiefer, dann ein weißer, feinkörniger, kalkhaltiger Kalkstein und Glimmerschiefer mit Kalksteinlagern folgt, bis endlich der Gneiß in mächtiger Entwicklung auftritt. Ebenso sieht man bei Rögelen am Gudenangersford ein sehr schönes Profil, in welchem die gleichförmige Auflagerung des Glimmerschiefers über denen 30—40° fallenden, aus Schiefer, Kalkstein und Quarz bestehenden Schichten der Uebergangsformation vortrefflich entblos ist. Noch auffallender sind die Erscheinungen, welche das große krykallinische Schieferterritorium von Central-Norwegen erkennen läßt. Dieses in seinem südlichen Theile von Rökäl im Christlanlandspitze bis an den Fämansee in der Richtung von Südwest nach Nordost mit immer zunehmender Breite über 50 Meilen weit ausgedehnte Schieferterritorium zeigt nämlich nördlich vom Rökäsefer in der Nähe von Ofen bis Bödel, also auf mehr als zwölf Meilen Länge eine meist gleichförmige Auflagerung auf den Schichten der silurischen Formation; während dasselbe sowohl östlich von Ofen bis nach Trysil als auch südwestlich von Bödel, in Valdres, sowie in Hallingdalen in schwach geneigten Schichten den steilen Schichtenspfen der Urgeismformation abweichend und übergreifend aufgelagert ist. Während dies im Allgemeinen die Lagerungsverhältnisse an der südlichen Grenze des Territoriums sind: so geben sich dagegen an der nördlichen Grenze zum Theil ganz andere Verhältnisse zu erkennen, z. B. längs des großen Bogens, welcher sich vom Suulatin über Jortun nach Baage zieht, wo die Schiefer dem Gneise nicht nur gleichförmig aufgelagert, sondern auch durch Gesteinsübergänge und Wechselagerung so innig verbunden sind, daß eine bestimmte Grenze gar nicht anzugeben ist. Obgleich nun dieses gewaltige Schiefergebiet an seiner südlichen Grenze ganz gewöhnlich und da, wo es der silurischen Formation des Rökäsefertricts aufliegt, sogar in großer Mächtigkeit mit solchen Schichten beginnt, welche noch einen mehr oder minder entchiedenen sedimentären Charakter besitzen: so entfaltet es doch in seinen oberen Schichten eine immer vollkommenere krykallinische Natur. Dort besteht es wesentlich und vorwiegend aus sehr krykallinischen Thonschiefer, Glimmerschiefer, Quarzschiefer, gloriatischen und anderem grünen Schiefer mit untergeordneten Lagern oder Stößen von Hornblendeschiefer und Gneiß, ja wo die sanft geneigten Schichten in hohen Bergen aufragen, da selbst man nicht selten, wie die Gipfel dieser Berge von Hornblendegesteinen oder gneisartigen Felsarten gebildet werden, während ihr Fuß aus Thonschiefer und ihr mittlerer Abhang aus solchen Gesteinen besteht, welche den Uebergang zwischen dem basalen und dem apikalen vermitteln.

Der sächerförmigen Gneißhöde in den Centralmassen der Alpen, am Montblanc, St. Gotthard, der Grimsel u. a. D. haben wir bereits eben gedacht. Auch sie sind jüngere Bildungen, ihre Riegel lehnen sich gewöhnlich an sedimentäre Kalksteine an, zwischen denen sie wie

aufrecht stehende Reite eingeklemmt sind. So verhält es sich mit dem Gneißsächer des Montblanc am Fuße des Col de Seant, mit dem der Grimsel und des St. Gotthard. Allein am östlichen Ende des erstgenannten, am Mont Catogne beobachtete Stüber das entgegengesetzte Verhältniß, d. h. der Gneiß bildet daselbst ein giebelartiges Schichtensystem, an dessen Seiten sich die Kalksteine anlehnen. Wo also die Gneißmasse am mächtigsten entwickelt ist, da erscheint sie aufgelagert; wo sie sich erniedrigt und in geringerer Breite auftritt, da wird der Kalk vertical oder er ist aufgelagert. Derselben Verhältnisse lassen sich noch deutlicher längs der Grenze der Hinterraarhornmasse erkennen, denn während an der Jungfrau, im Grindelwalde, Urbach und Hasli der Gneiß in weitenweiter Ausdehnung dem Kalksteine aufgelagert ist, so steht sich in Wallis unterhalb Naters bis Leut, an der Gemmi und im Oesterenthale das Verhältniß um. Wohl zu beachten ist, daß diese oft ganz granitischen Gneise neben ihrer höchst ausgezeichneten Schichtung eine sehr wohl erkennbare Streckung besitzen und daß die Richtung dieser linearen Parallelstruktur fast überall mit der Falllinie oder Aufsteigungslinie der Schichten sehr nahe zusammenfällt. Zu beachten ist ferner auch die räthselhafte Verbindung dieser centralen Gneißmassen der Alpen mit Quarziten, Quarzandsteinen und eigenthümlichen Conglomeraten, welche Gesteine stets an beiden Enden, also jenseits der Ausleilungspunkte und in der verlängerten Ase dieser Gneißhöde auftreten. Welches nun auch der Ursprung dieser Quarzite und Conglomerate sein mag, sagt Stüber, so kann derselbe doch offenbar nicht von demjenigen des Gneises getrennt werden; beide dem ersten Anscheine nach so verschiedenartige Gesteine müssen dieselben Proceß sein. Alle Verhältnisse weisen aber entschieden darauf hin, daß diese alpinischen Gneise jünger sind als die sie einschließenden Kalksteine, d. h. daß sie erst nach der Bildung und Festwerdung dieser letzteren ihren gegenwärtigen Ablagerungsraum eingenommen haben. Diese Kalksteine aber sind nicht älter als die Rioformation. Folglich müssen wir die Erstgenannten mächtigen Gneißmassen anerkennen, deren Bildung mindestens erst nach der Periode der Rioformation Statt hatte, obwohl andere Verhältnisse auf ein noch weit jüngeres Alter schließen lassen. Da nun für eine eruptive Entstehung dieser alpinen Centralgneise noch keine genügenden Beweise aufgefunden werden konnten: so pflegt man sie allermeist für metamorphosirte Sedimentbildungen zu erklären und Stüber, der grünländischer Kenner, glaubt in ihnen das Entrem der Umwandlung ursprünglich neptunischer Schichten annehmen zu müssen³⁾. Endlich von Schams in Bünden, um ein Beispiel noch jüngeren Gneises beizubringen, liegt auf einem mehr als 1000 Fuß mächtigen flüßig horizontal weißer Marmor 100 Fuß mächtig. Durch Aufnahme von Talk und Quarz entwickelt sich an seiner oberen Grenze ein Conglomerat von Marmor und Quarzmandeln durch grünen Talk verfestet,

3) Man vergleiche über diese interessanten Verhältnisse Stüber's Geologie der Schweiz 1. Bd.

oder auch in jarten Adern und Restern so lang damit verwechseln, daß die Annahme einer rein mechanischen Entstehung völlig unmöglich ist. Dann erscheinen zugleich mit jenen Waben große Feldspathwölle und weisse Glimmerblättchen. Je häufiger der Feldspath sich einmengt, desto mehr tritt der Kalk zurück und im Fortschreiten ist die Masse ein ausgezeichneter Gneis geworden, worin stets der frühere grüne Kalk und die Quarzmandeln die Hauptgemengtheile bilden“).

Für die eruptive Natur gewisser Gneise liegen so augenfällige Erscheinungen vor, daß an denselben nicht gezweifelt werden kann. So kommen Gneise vor, die nicht als eine äußere Umhüllung, eine Grenz- oder Contactmodification von eruptiven Granitmassen sind; sie müssen mit diesen und durch denselben Proceß entstanden sein. Der Uebergang aus dem Granit in den Gneis ist ein so ganz allmählicher, daß beide Gesteine sich nicht trennen lassen und wenn man solche Vorkommnisse aus Liebe zur Theorie des Hypermetamorphismus als geschichtete Granite von anderem angeblich metamorphischen Gneise trennen will: so thut man der Wahrheit Gewalt an. Der Gneis des St. Gotthard bei Seslinen verliert alle Parallellstruktur und ist ein vollkommen granitisches Gestein mit durchaus richtungsloser Structur, während er umgekehrt an seinen Grenzen gegen Amphibol und Aegirio oft einen sehr glimmerchieferähnlichen Habitus entfaltet“). Wir müssen und hier wieder an die oben bereits mit Beispielen belegten Vorkommnisse fremder Gesteinsbruchstücke im Gneise und der Porphyren desselben in andern Gesteinen erinnern, welche weithintheils nur durch die Annahme der eruptiven Beschaffenheit des Gneises erklärt werden können. So sprach denn auch Darwin“), die Möglichkeit aus, daß der Gneis von Bahia und Rio de Janeiro wegen der in ihm eingebetteten fremdbartigen Gesteinsstücke wol eher eine eruptive als eine metamorphische Bildung sein möge. Die schächsen Geologen führen recht augenfällige Belege für die eruptive Natur gewisser Gneise an. Wie sollen die Grauwadengneisstücke in den Gneis des Goldberges bei Goldkronach gekommen sein, wenn dieser nicht nach der Grauwadenbildung in welchem Zustande hervorgetreten ist“)? Dieses Vorkommen erinnert an den sehr verwitterten flaserigen Gneissod, welcher im Striegisthale unweit Freiberg bei der unteren bräunrothen Wäse auf der Grenze des Glimmerschiefers und der Grauwadenformation eingelagert ist, weil selbiger gleichfalls an seiner hangenden Grenze große fragmentenähnliche Partien und Schollen eines ganz grauwadenschieferähnlichen Gesteines umschließt und dadurch sowie durch die fast verticale Schichtenstellung des unmittelbar angrenzenden, und durch die sehr starken Bindungen des darauf folgenden Grauwadenschiefers die Vermuthung zu rechtfertigen scheint, daß er erst nach der Bildung der Grauwade auf der Grenze zwischen ihr und dem Glimmerschiefer als eine

eruptive Bildung hervorgetrieben worden sei“). Wir fügen bei der hohen Wichtigkeit der Erscheinung für die Gneisse des Oberrheins den angeführten Vorkommnissen noch einige andere bei, um ihre Häufigkeit darzuthun. Bei Trippel unweit Meßma (s. H. Hoffmann“)) den Gneis voll großer stumpfsidiger grauer Quarzstücke und schwarze stark seidenglanzende Thonschieferbroden unregelmäßig eingestreut, wodurch die fremdbartige und fragmentarische Natur dieser Einschlüsse außer allen Zweifel gesetzt wird. Nach Dufrenoy“)) werden bei Le Saulx unweit Aisne in Centralfrankreich Thonschieferbrüche in einer großen, fragmentalähnlich contournirten Thonschiefermasse betrieben, welche nach Oben und an beiden Seiten von Gneis umgeben und mit denselben auf das Innigste verwechseln ist. Mag man nun hier wirklich ein richtiges Fragment oder nur eine hervorstechende Kuppe von Thonschiefer voraussetzen, jedenfalls spricht dieses Vorkommen dafür, daß der Gneis eine neue eruptive und keine metamorphische Bildung ist. Und nicht minder entschieden weist auf solche Bildung das ebenfalls bereits gelegentlich erwähnte Auftreten gangartiger Gneise hin. Alexander von Humboldt“)) beschrieb solche Gneisgänge aus der Gegend von Antimano in Venezuela, wo im Glimmerschiefer Gänge ausfließen von 30—48 Fuß Mächtigkeit und bestehend aus Gneis mit großen Feldspathkrystallen und granatenführenden Dioritkugeln. Journet“)) fand in den Bergen von Jaron Gneisgänge in gneisartigen Gesteinen, und berichtet ferner, daß in den französischen Alpen bei Rouperoux an der Romanche der Protogin, der doch ein entschieden gneisartiges Gestein ist, gang enthieltene Gänge in den basigen dioritischen und taligen Gesteinen bilde und daß auf den Höhen des Col de la Plisse Gänge von feinförnigem Protogin innerhalb einer grobkörnigen Varietät desselben Gesteins, sowie in der Combe de Malval, zwischen la Grave und le Dauphin ähnliche Gänge im Gneise aufstiegen, welche sogar Bruchstücke dieses Gneises umschließen. Es ist hier auch einer Beobachtung von Delessé“)) Erwähnung zu thun, nach welcher bei Sittet am Mettenberge im Canton Bern der Gneis den auf ihm lagernden Jurakalk dolomitisiert hat. Nur selten beobachtet man die abnormen Verhältnisse solcher eruptiven Gneise mit dem Nebengesteine. Esel gedenkt ihrer aus der Gegend von Toscana, wo der Gneis mit teilsförmigen Aephyphen weit in die steilen Schichten des Verrucano hineingreift, und der Beobacht, daß der Gneis hier ein metamorphisierter Verrucano sein möchte, gar nicht auskommen kann. Auch Credner erwähnt in seiner schon mehrfach erwähnten schönen Abhandlung über Oberlärnchen ein solches Verhältniß. Im Thale der kleinen Elz unweit Heiligenblut ruht nämlich gleichförmig über dem Glimmerschiefer eine mindestens 120 Fuß mächtige

43) Raumann, Lehrbuch der Geognosie II, 179.

44) Gneiss. Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise durch Italien 1830. S. 339. 45) Explication de la carte géol. de la France I, 127. 46) Reise in die Neuginealagegegend III, 51.

47) Breun's Reise Jahrbuch f. Mineral. 1838. S. 159; Mémoires sur la Géol. des Alpes entre le Valais et l'Oisans p. 73.

48) Biblioth. univers. Gendres 1858. I, 244.

39) J. Huber, Lehrbuch der physikalischen Geogr. und Geologie S. 151. 40) Breun's Reise Jahrb. f. Mineral. 1847. S. 308. 41) Geol. observat. on South America p. 141. 42) Gellie, Breun's Reise Jahrb. f. Mineral. 1843. S. 175.

Ablagerung eines sehr feinkörnigen an rothen Granaten reichen und überhaupt ganz granulitähnlichen Gneises, allein am rechten Thalgänge unterhalb des Bodmerwerkes drängt sich in den Glimmerschiefer eine zweite gegen 80 Fuß mächtige Masse desselben Gesteins, welche sehr bald mit mehreren feilförmigen Ausläufern zu Ende geht, wischen denen die Schieferflächen gekrümmt, verworren und ganz abweichend von der gleichförmigen Lagerung erscheinen, mit welcher sie auch diese Masse nach Oben und Unten begrenzen. Kaumann deutet auch jenen merkwürdigen Zug von Gneissgranit als eruptiv, welcher im hohen Norwegen zwischen dem 68. und 70. Breitengrade die Innseite der Fjorden nebst einem Theile des angrenzenden Festlands bildet und von Bardö bis Kist eine Längenausdehnung von fast 60 geographischen Meilen erreicht. Diese auf den Inseln bis zu 3000 Fuß Höhe aufsteigende Granitgneissbildung ist höchst ausgezeichnet durch ihre granitösen abwechselnden und bizarren Gesteinsformen. Man sieht verwegene Gipsel und felscheubende Pyramiden, Felswände, die in ihrer Steilheit und glatten Kahlheit Schreden einlösen, wunderbare Spigen und Steinssäulen, welche den Wunderglauben beschäftigen. Auf Fingolen haben die hohen schlanken Spigen fast die Form einer weißgelblichen Messerlinge, bei welcher man oft über die Düntheit der Masse erstaunen muß, die um so merkwürdiger ist, als die breiten Seitenflächen dieser Felsen nicht etwa den Schichten parallel sind, sondern dieselben fast rechtwinklig durchschneiden. Auch findet man in diesen wunderbaren Bergen oft natürliche Oeffnungen, Durchbrüche und Höhlen. Es ist aber ein bald mehr granitisch, bald mehr gneissartiges Gestein, welches diese merkwürdige Felsenwelt bildet; ein Gestein, in welchem ungeachtet seiner großen Ausdehnung außer mehreren Gneisslagern fast keine untergeordneten Lager bekannt sind und welches dem primitiven Gneisse oder dem Glimmerschiefer meistens gleichförmig aufgelagert erscheint. Das spricht nach Kellbau gegen die eruptive Natur, allein die auf Engländer beobachteten Grenzverhältnisse weisen um so deutlicher auf solche Beschaffenheit hin.

Außer den bloß betrachteten primitiven, freptogenen und eruptiven Gneissen gibt es endlich auch metamorphische Gneisse neuerer Bildung, welche durch Umwandlung entliegender Sedimentgesteine entstanden sind. Die Ursachen dieses Metamorphismus mögen hier verschiedene gewesen sein, in einzelnen Fällen unweifelhaft das Hervortreten plutonischer oder eruptiver Gesteinsmassen, in anderen fehlen solche und der Chemiker muß andere Agentien als die geologische Durchsichtigung zu Hülfe rufen. So findet man in der unmittelbaren Umgebung größerer Granitmassen bloßwelen den Glimmerschiefer auf eine kürzere oder weitere Strecke in gneissartige Gesteine umgewandelt, aber die forschigste Prüfung letzterer weist doch allermeist auch Eigentümlichkeiten auf, welche diese metamorphischen Gneisse von den primitiven unterscheiden. Die Alpen und Pyrenäen sind besonders reich an solchen Gneissbildungen, welche gemeinlich durch Glimmerschiefer ganz allmählig in die petrefactenführenden Schichtgesteine übergehen.

Die eben besprochenen Unterschiede der Gneissgebilde, welche eben nur rein geognostische sind, lassen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß der Gneiss überhaupt nicht einer Bildungsperiode allein angehört und daß seine Entstehung, sein Bildungsproceß ein verschiedenartiger ist. Die bloß geognostische Untersuchung weist ganz entschieden jede Theorie zurück, welche den Gneiss ausschließlich nur als metamorphisches Gebilde oder ausschließlich nur als pyrogenes Gestein aufstellt. Und doch haben Geologen sowohl als Chemiker bald nur die eine, bald nur die andere Entstehungsweise gelten lassen wollen und selbst die verdienstlichen und untrübseligen Geologen glaubten den sämtlichen Gneissgebilden eine und dieselbe Bildungsweise zuschreiben zu können. Indem wir die verschiedenen Ansichten über die Genese des Gneisses hier überflüssig zusammenstellen, bemerken wir von Vornherein, daß wir jede derselben für berechtigt halten, seine einige aber als die einzig berechtigte, allgemein gültige anerkennen können.

Die noch immer bevorzugte Theorie des Metamorphismus wurde zuerst von Hutton im Jahre 1788 und 1796 und dann von Playfair im Jahre 1802 angedeutet und geltend gemacht, speciell durchgeführt auch für die Erscheinungen des Gneisses aber erst von Boué 1822 und später von Zittel seit dem Jahre 1833 zum höchsten Ansehen gebracht. Hiernach sollte der Gneiss und ebenso auch der Glimmerschiefer durch die aus dem Erdinneren emporsteigende Wärme unterkräftigt durch die Emanation von Gasen und Dämpfen aus sedimentären Schiefern entstanden sein. Sagt doch Leopold von Buch in seiner Abhandlung über Gneiss und Granit S. 63: „daß aller Gneiss, soweit er sich auch ausdehnen mag, und wenn er auch wie im Norden große Länderstrecken einnimmt, daß dieser Gneiss durch Einwirkung des hebenenden Granites und der mit seiner Erhebung verbundenen Stoffe aus Schiefern entstanden sei, welcher durch Einbringung der verändernden Stoffe umgewandelt worden sind, ohne doch im Ganzen ihre schieferige Form zu verlieren, das ist jetzt eine allen Geognosten so geläufige und von den meisten als glänzend durchgeführte Hypothese angesehen Meinung, daß sie als völlig bekannt vorausgesetzt werden kann. Der Gneiss der kleinen Blasen und Hügel in Finnland kann hiernach vom Glimmer bis zum nördlichen Ufer des finnischen Meerbusens aus flurischen Schichten der Uebergangsformation entstanden und umgewandelt worden sein, denn wo Schiefer in der nördlichen Hälfte der Erdoberfläche ohne Umwandlung auftreten, gehören sie fast überall zu diesen flurischen Schichten.“ Die ungeheure Mächtigkeit und hunderte von Meilen weite Erstreckung einzelner Gneissmassen erregte jedoch alsbald gerechte Bedenken über eine solche einseitige Durchsichtigung bis zu dem Grade, daß sie eine gleichmäßige Umfröhlung des Schiefers hervorbringen konnte, und darum beweielen andere Geologen, namentlich Kellbau, Stüder, Einitz, Fischer, dieselbe und glaubten vielmehr, daß auch bei gewöhnlicher Temperatur innerer Umwandlungsproceße im Gang gekommen sein dürften, deren geringere Energie durch ihre lange Zeitdauer

compensirt wurde. Noch Andere, wie G. Bisschop und Haidinger, konnten sich auch mit langsamer Umkrystallisation nicht befrenden und nahmen daher eine langwierige Durchwässerung der Gesteine an, welche eine substantielle Veränderung und Umkrystallisation in der Weise hervorbrachte, wie sie im Kleinen bei der Entstehung gewisser Umwandlungsphänomorphosen stattgefunden haben muß.

Die Umwandlungstheorie stützt sich hauptsächlich auf die Ersieferung und Schichtung des Gneisses, die man eben als ein untrügliches Kennzeichen sedimentärer Entstehung betrachtet. Daß sie das nicht ist, beweiß das Vorkommen von Phonolithen und Trachyten mit vollkommener Parallelstructur, an deren eruptiver Natur doch kein Anhänger der Gneisismetamorphose zweifelt; daß sie das auch für den Gneis nicht sein kann, haben wir bei der Fädrerstructur und der zonenartigen Verbreitung senkrechter Gneisschichten bereits hervorgehoben, und erinnern hier nur an das vollständige Zeugniß eines Studer, Scherer und Raumann. Es fällt damit zugleich die von Werner und den neuesten Ultramafitisten aufgestellte Ansicht über den Haufen, daß der Gneis und Glimmerschiefer lediglich als krystallinische Sedimente aus dem Wasser des ältesten Uroceans abgesetzt worden sei, wogegen bereits Saussure mit aller Entschiedenheit und Strenge auftrat. Wie nun aber die Schichtung keineswegs für eine ursprünglich sedimentäre Bildung des Gneisses spricht, so tritt die Massenhaftigkeit einer solchen entschieden entgegen. In Bezug auf diese sagt Hr. Hoffmann *) mit Recht, daß es doch etwas sehr und auch der lebhaftesten Einbildungskraft Widerstrebendes behält, auch die ungeheurer mächtigen und über tausende von Quadratkilometern verbreiteten Gneissgebirge, Glimmerschiefermassen u. s. w. für Producte eines solchen Processes zu halten, welcher die schmalen Schieferstreifen in der unmittelbaren Umgebung des eruptiven Granites in Gneis oder Glimmerschiefer verwandelt. Auch de la Beche, Erdmann, v. Leonhard, Wegboldt, Rindt und andere Geologen beschränken für unsere Zeit den Metamorphismus auf die engsten Grenzen, in denen er durch petrographische und geognostische Verhältnisse unterstützt wird, und unkenntbar, sagt v. Bide als gründlicher Kenner der finnländischen Gneissbildung, ist der Metamorphismus da, wo er durch directe Beobachtung erkannt und durch physikalisches Wissen überhaupt erklärt werden kann, doch der Kreis der Gesteine, bei denen dies der Fall, ist nur beschränkt und keineswegs der bodenlosen Hypothese günstig, sowie sie jetzt auf die Spitze getrieben wird. Die Uebergänge aus Gneis durch Glimmerschiefer in Thonschiefer sind allerdings vorhanden, aber man prüfe letztern nur ganz genau und insbesondere sein Verhalten zum Grauwadenthonschiefer, und es wird in vielen Fällen eine scharfe Grenze am krystallinischen Thonschiefer sich nachweisen lassen; ja Gruner stellt den Uebergang in den Thonschiefer des Grauwadengebirges entschieden in Ab-

rede *). Der Chemiker mag die metamorphische Bildungsweise durch Hitze, Gase oder Durchwässerung als möglich und wahrscheinlich nachweisen, aber er kann die dagegen sprechenden geologischen Thatfachen nicht befeitigen und deren Gewicht ist gar häufig ein überwiegendes. Woher der scharfe Wechsel der Gesteine, woher die scharfe Grenze des Gneisses gegen die mit ihm vergesellschafteten Gesteine, woher die in das Nebengestein eindringenden Apophysen, das gangartige Auftreten, der Einschlüsse unveränderter scharfkantiger Bruchstücke? Das Alles sind Fragen, welche die Metamorphisierung sedimentärer Schiefer völlig unerklärt, unbegrifflich lassen muß.

Sehr beachtenswerth ist, was Eudert *) bei Untersuchung des Gneisses der Aiguilles Rouges über die Genech's desselben äußert. Mit der Frage über Schichtung oder Ersieferung des Gneisses, sagt derselbe, steht die Mierobestimmung in nahesten Zusammenhang. Ist der Gneis jünger als das angrenzende Sedimentgebirge: so verweilt und die Annahme einer wahren Ersieferung desselben in große Schwierigkeiten. Seine Straten wären also ursprünglich horizontal gewesen und später hätten sie eine Drehung in eine verticale Stellung erfahren. Mit dieser Ansicht ist die horizontale Lage der Anthracitgeschichten auf den Aiguilles Rouges und auch weiter östlich auf Bouilly unvereinbar. Oder der Gneis ist nur in dem Sinne jünger, daß die Injectionen des Feldspath oder die Umwandlung älterer Sedimente zu Gneis später erfolgt wären, diese Sedimente aber könnten schon vor der Ablagerung der Anthracitgeschiefer ihre verticale Stellung erhalten haben. Dann ist schwer einzusehen, daß die Umwandlung in vollkommen entwickelte Protogin die schwache Kuppe der Aiguilles verschont hätte, daß hier gar kein Uebergang der einen Gestein in die andere stattfände, wie wir ihn dagegen im Rhonethale und anderwärts sehen, wo beide Formationen in gleichförmiger Lagerung an einander grenzen. Man fände sich endlich zur Erklärung des ungleichen Rivaus der Anthracitgeschiefer beinahe zur Annahme genöthigt, daß die mittlere Protoginlagerung ohne Zerstörung des auf ihren Köpfen liegenden Sedimentes zwischen den angrenzenden Lagern in die Höhe gehoben worden seien, diese etwas weniger hoch und so abfallend bis in die Grundlage der Kalksteine. Man entgeht einem Theile dieser Schwierigkeiten, wenn man die verticale Tafelstructur des Protogins als eine erst nach oder zugleich mit der Erhebung entstandene Ersieferung erklärt, analog der von der Schichtung abweichenden Ersieferung in Nordengländ oder der Tafelstructur und Ersieferung, die jenseits am Porphyre, Trachyt und an neuen Lavas vorkommt. Die Ursache dieser Ersieferung könnte, wie Fournet es vielleicht zuerst ausgesprochen, in der Brechung liegen, welche die aufwärts bringende Masse durch die Wandungen der Spalte erlitt; oder nach Sharpe in der vorherrschend parallelen

50) Neud dagegen behauptet, daß im Teplergebirge zwischen Gneis und Thon der Gneis ohne irgend eine scharfe Grenze in die gewöhnlichen sedimentären Thonschiefer der aufsteigenden Silurformation übergeht.

51) Geologie der Schweiz I, 166.

Lage, welche unter starkem Drucke die breiten Flächen ihrer krySTALLINISCHEN Bestandtheile annehmen mußten; wozu auch in einem spätern Rückzuge der Masse, der unter dem Einflusse der Tendenz zur Schieferung und in Folge des Gesezes, daß die Rückzugspalten senkrecht stehen auf der Erhöhungsoberfläche, nothwendig verticale Zerklüftung erzeugen mußte. Die Schieferung des Glimmerschiefers und Gneises ließe sich als eine Wirkung des Druckes, die Tafelstruktur des Granites eher als eine Folge des Rückzuges betrachten. Der anhaltende und regelmäßige Parallelismus, in welchem die Schieferung in der Richtung der Spalte oder zu der Längsachse der Centralmasse steht, wäre offenbar eine natürliche Folge-
 rung aus diesen Vordersätzen. Mit dieser Theorie scheint wieder die Ansicht, daß die krySTALLINISCHEN Schiefer und der Protogin selbst durch Umwandlung älterer Gesteine entstanden seien, kaum vereinbar, oder sie muß noch wesentlich modificirt werden. Die starke Vermehrung des Volumens und die hieraus hervorgehende Pressung lassen sich aus dem Zutritte neuer Stoffe zu den früheren Gesteinen herleiten oder aus der Erhöhung der Temperatur während des metamorphischen Processes. Die Temperatur bis zur Glühhitze zu steigern ist nicht nothwendig, bieten ja auch die jetzt das Hochgebirge bedeckenden Gletscher eine analoge, wozu ebenfalls, wenn auch auf andere Weise, durch Pressung entstandene Tafelstruktur vor.

Ganz entschieden erklärt sich G. Bischof⁵²⁾ gegen den Metamorphismus durch Hitze aus dem Erinnern, und läßt denselben vielmehr nur auf nepuninlichem Wege erfolgen. Er erinnert zunächst daran, daß am Mt. Teitenberge bei Grindelwald Kalkschichten von kaum mehr als einem Zoll Dide, auf beiden Seiten von Gneis umschlossen, weder ihre graue Farbe, noch den unfrySTALLINISCHEN sedimentären Charakter verloren haben, daß deutlich erhaltene Belemniten und Ammoniten sich fast an den Contactflächen finden; vergleicht man damit ferner, daß der Alaunschiefer bei Christiania in Berührung mit rothem Feldspathporphyr selbst dann keine Veränderung erlitten hat, wenn nur eine Linie dicke Schieferlagen auf beiden Seiten vom Porphyr umschlossen sind: so muß man fragen, wie erklären die plutonischen Metamorphisten, daß einmal die Hize beim unmittelbaren Contact nicht und ein andermal in 3000 Fuß Entfernung wirkte? Jeder Gedanke an eine plutonische Metamorphose des Gneises oder gar an sein lavaartiges Aufsteigen und Eindringen zwischen sedimentäre Bildungen muß man nach solchen Erfahrungen (wir behaupten für diese speciellen Fälle, aber keineswegs allgemein) ein für alle Mal fallen lassen. Die Metamorphose sedimentärer Schiefer für den Gneis allgemein annehmend, findet Bischof nun dieselbe allein nur durch das Wasser möglich. Die Structurverhältnisse des Gneises sind von der Art, daß bloß die Feldspaththeile und Quarzförner in mehr oder weniger innigem Gemenge zu dünnen Schichten verbunden sind, der Glimmer aber die Theilungsrichtung bedingend meist nur als dünnes Hauswerk neben

und über einander liegender Blättchen und Schuppen erscheint. Da man unmöglich annehmen kann, daß die Materialien zur Bildung der drei Gemengtheile des Gneises im sedimentären Gesteine ebenso geordnet vorhanden waren, wie wir sie nach der plutonischen Metamorphose darin finden: so mußten während derselben ganz bedeutende Ortsveränderungen jener Materialien stattgefunden haben. Solche Ortsveränderungen sind in einem auch noch so sehr erdigen, aber immer noch starren Gesteine zu denken, ein Aufhäufen des Glimmers in Lagen mit gänzlicher Verdrängung des Feldspathes und Quarzes zu begreifen, wird fast seine großen Schwierigkeiten. Berücksichtigt man endlich, daß es schwerlich irgend ein sedimentäres Gestein gibt, welches so zusammengepreßt wäre, daß es während der Cementation ganz in Feldspath, Quarz und Glimmer umgewandelt werden könnte, sondern daß stets von Außen neue Bestandtheile, namentlich Alkalien, zutreten müssen, um eine solche Metamorphose möglich zu machen: so stoßen wir auf unüberwindliche Hülfsvermittel. Von denjenigen sedimentären Gesteine, das am häufigsten analysirt worden und dessen Umwandlung in Gneis annehmen man vorzugsweise Veranlassung hat, vom Thonschiefer läßt es sich wenigstens darthun, daß ohne Hinzukommen neuer Stoffe von Außen eine gänzliche Umwandlung in Gneis zu den unmöglichen Dingen gehört. Eine weitere Schwierigkeit erwächst der plutonischen Metamorphose für den Gneis aus irgend einer sedimentären Formation durch den Wassergehalt des Glimmers. Der Thonschiefer hält zwar Wasser in hinreichender Menge für die Glimmerbildung, Wasser und Glühhitze sind aber zwei Dinge, die sich nicht mit einander vertragen, doch durch den Druck kann man ja das Wasser zurückhalten; die Vertheidiger jener Hypothese werden also deshalb um so weniger in Verlegenheit sein, als sie ja nur das der Metamorphose unterworfenen Gestein in die heißen Regionen des Erdbinnern zu versenken und mit so vielen andern sedimentären Formationen zu bedecken brauchen, um unter einem solchen Drucke die Metamorphose ruhig und ohne Verlast von Wasser von Statten gehen zu lassen. Wenn so die plutonische Umwandlung der Schiefer in Gneis eine durchaus unzulässige ist: so gewinnt die Metamorphose auf nassem Wege durch die Pseudomorphosenfächer immer mehr Gewicht, da dieselbe und Verdrängungen im großartigen Maßstabe nachweis. Doch ist nicht zu verkennen, daß die bedeutenden Ortsveränderungen der Materialien in den sedimentären Gesteinen, aus welchen sich die Gemengtheile des Gneises namentlich der Glimmer bilden, auch bei einer Metamorphose auf nassem Wege schwierig zu begreifen sind. Daß man sich indessen ein Fort- und Zuführen von Stoffen innerhalb bedeutender Entfernungen leichter durch Wasser als durch Hize denken könne, ist wol von selbst klar. Unbedenkliche Zeiträume kann man für die Metamorphose auf diesem wie auf jenem Wege annehmen. Aber auch in dieser Beziehung neigt sich die Wage zum nassem Wege, denn so lange Gewässer in Gebirgsflüssen circuliren, dauert das Zu- und Fortführen von Stoffen in unverändertem Grade fort; bei

52) Erhebung der chem. und phys. Geologie 2. Bd. a. m. D.

der plutonischen Metamorphose hingegen nimmt die Bildung mit allmählicher Erstarrung ab und verschwindet endlich ganz. Ferner lehnen die Erscheinungen auf Eipari, wo durch die Wirkung gesäuerter Gewässer auf den Kalk ein hundertfach wiederholter Wechsel zwischen Gyps- und Kalkplatten zu Stande kommt, daß ähnliche Ablagerungen bei der Metamorphose des Schiefers auf nassem Wege entstehen konnten.

Wir haben die Ansicht Bischof's unverfügt hier aufgenommen, um zu zeigen, wie es einmal ausschließlich nur durch wässrige Metamorphose allen Gneiss entstehen läßt und wie er zweitens sehr wichtige geognostische Verhältnisse völlig unberücksichtigt läßt, denn scharfkantige Gneissstücke in Gneiss eingekerkert, Gneissporphyren mit scharfer Begrenzung im Nebengneiss, plötzliches Abstoßen von Gneiss an Gemisch sehr nahe verwandten Schiefergesteinen, gleichmäßige Durchdringung von vielen tausend sehr mächtigen Schiefermassen u. dergl. lassen sich nicht so leicht begreifen. Die Gneise vermochte es nicht, jene ungeheuren Gneissmassen umzufossilisiren, das Wasser kann sie aber ebenso wenig durchdringt haben und da uns beide Umwandlungswege im Stiche lassen, nehmen wir eine primitive Bildung des Urgneiss an, die aber nach allen übrigen Erscheinungen nicht im Wasser erfolgt sein kann.

Die Untersuchungen, welche in neuester Zeit von Durocher⁵³⁾, Daubré⁵⁴⁾ und Delessé⁵⁵⁾ über die Bildung krystallinischer Silicatgesteine veröffentlicht wurden, werfen, so wenig speciell sie sich auch mit dem Gneiss beschäftigen, zwar einiges Licht auf die Genesis unserer Gebirgsart, allein wir müssen uns begnügen, auf sie aufmerksam gemacht zu haben, da sie uns zu weit von dem Gneiss ab und in die Chemie führen würden.

Die Ansicht, daß der Urigneiss und die Urformation überhaupt die ursprüngliche Erstarrungsstufe unseres Planeten bilde, die Gneisse also durch die Abkühlung des glühendflüssigen Erdballes entstanden sind, wurde von Brücklad, Cordier, v. Blüde, de la Beche, Veyheolt, Scherer, Rögerath, Gotta, Rokitze u. A. vertreten und ist auch von Kraumann in seinem vortheilhaften Lehrbuche der Geognosie 2. Bd. S. 166 ausdrücklich erhalten worden. Legater schließt seine Darstellung mit den Worten: daß sich die primitiven Gneisse ursprünglich in einem weichen plastischen Zustande befunden haben müssen, dies hat Scherer aus den Biegungen und Undulationen der Gneisslagen und schon früher Baccuolus aus den höchst auffallenden Bindungen des Glimmerschiefers geschlossen, welche er mit ähnlichen Bindungen in der Structur gewisser Basalte verglich. Auch dürfte sich gegen die Richtigkeit dieser Folgerungen Nichts einwenden lassen, welche in der so häufig vorkommenden Streckung des Gneisses und anderer Urgesteine ihre vollkommene Befähigung findet. Ob aber dieser plastische Zustand durch hohe Temperatur

allein oder durch gleichzeitige Einwirkung von Hitze und Wasser oder lediglich durch letzteres Element bedingt worden sei, das sind Fragen, deren Beantwortung noch von der Zukunft erwartet werden muß. Einkreisen ist die Bildungsweise der primitiven Gneisse noch in ein solches Dunkel gehüllt, daß dieselben mit allem Rechte als *cryptogene Gneisse* bezeichnet werden können.

Die Oberflächeformen des Urigneiss ändern zwar mehrfach ab, lieben doch aber vorzugsweise steile, wilde und pittoreske Felsengestaltung, welche im Hochgebirge, wo er die höchsten Gipfel konstituit, die wundervollste Scenerie bildet. Wie die Felsen tief aufsteigen, so schneiden auch die Thäler eng und tief ein. Die Alpen, der Böhmerwald und Norwegen bieten die interessantesten Gneissfeldgestalten. Doch konstituit der Gneiss auch niedrige Rücken, sanft gerundete Bergformen und weit ausgedehnte Plateaus, zumal wenn er mit Glimmerschiefers und Thonschiefer um die Herrschaft des Terrains kämpft oder diesen gar untergeordnet ist. Beispiele dieser Art liefern das mitteldöbische Gneissgebirge und das Reitha- gebirge. Die Verwitterung, ob leichter oder langsamer und schwerer, hängt ganz von der mineralogischen Beschaffenheit und Structur des Gneisses ab, von dem Verhältnisse der wesentlichen Bestandtheile zu einander, ob bald das eine oder das andere überwiegt, da bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sehr verschieden gegen äußere Agentien sich verhalten. Die glimmerreichen Gneisse erliegen im Allgemeinen der mechanischen Auflockerung am schnellsten und dieje bruchleunig die weitere Auflösung, am langsamsten trogen die quarzreichen Abänderungen und besonders wenn sie zugleich eine unvollkommene Parallelstructur besitzen. Von dieser schwankenden mineralischen Beschaffenheit hängt auch die Beschaffenheit des Bodens ab, welchen der Gneiss bei der Verwitterung liefert. Bald sehen wir die Gebirgsberge mit der üppigsten Waldung bedeckt, bald sah und nach nur von harten Flechten spärlich besetzt; die eine Abänderung liefert einen der Ficht- und Kieferkultur günstigen oder wenigstens fügsamen Boden, die andere verharrt in Unfruchtbarkeit und gewährt der Vegetation nur einen kümmerlichen und dürftigen Unterhalt.

Die geographische Verbreitung des Gneisses ist eine ganz allgemeine und wir konnten in unserer Darstellung Beispiele aus den verschiedensten Welttheilen, aus den Gebirgen der entlegenen Gegenden beibringen. Die genaue Verfolgung der Grenzen seines Auftretens hat nur ein locales Interesse und ist in den speciellen geognostischen Monographien und auf geognostischen Karten einzelner Gebirge und Länder nachzuweisen. Auf die wichtigsten dürfte aufmerksam zu machen, werfen wir zum Schluß noch einen überschüssigen Blick auf die horizontale Verbreitung des Gneisses und der Urformation überhaupt.

In Norwegen und Schweden herrscht die Urigneissformation ein Gebiet von einigen tausend Quadratmeilen, das von den ausgezeichneten Geologen in den verschiedensten Richtungen durchforscht worden ist. Wir erinnern an die in unserer Darstellung mehrfach erwähnte

53) Comptes rendus hebdomadaires. XLIV, 325 — 330. 459 — 464. 605 — 609. 776 — 780. 839 — 863. 54) Ueber das. XLV, 792 — 795; Bulletin de la soc. géol. de France 1858. XV, 95 — 119. 55) Comptes rendus hebdomadaires. XLVII, 495 — 498; Bulletin de la soc. géol. de France 1858. XV, 726 — 732.

ten Kieselwerke von P. v. Buch, Hausmann, Raumann, an die vortheilhaftesten Arbeiten von Kellbau, Hisinger, Scherer, v. Blöde, Erdmann, Daubrée, Retto, die wir ebenfalls wiederholt zu citiren Gelegenheit hatten. Auch in Schottland und auf den benachbarten Inseln spielt der Gneiß eine bedeutende Rolle, wie aus Macculloch's Arbeiten *) zu ersehen ist. In Frankreich beherzigt unsere Gebirgsart einen großen Theil des alten Plateaus vom mittleren Frankreich und im Süden einen Theil der Pyrenäen *). In Teutschland bewegen wir dem Gneiß zunächst im Schwarzwalde, wo er am Südende den sogenannten Vorwald zwischen der Wehra und Alb constituit, von Eßlingen bis oberhalb Albstad unmittelbar an den Alb anstößt, dann die ansehnlichen Höhen auf dem linken Ufer der Alb bildet, im Schwarzwalde und Schluchthalle und außerdem noch in mehreren kleinen Partien austritt. Im Norden der großen Granitmasse zieht er von Eulsburg über Todtnau nach Reußbach, die bedeutendsten Höhen constituirend, erst über Freiburg, Waldkirch bis Oberkirch fort, begleitet die Murg, Elz und Kinzig *). Im Oberrheine gewinnt er nur im östlichen Theile eine ansehnliche Verbreitung und erscheint auch am Speßart *). Im Harze ganz fehlend tritt er im Thüringerwalde auch nur ganz untergeordnet und in innigsten Zusammenhänge mit dem Granit bei Brotterode auf *). Bedeutungsvoller sehen wir ihn schon im Riedelgebirge wieder, wo er sowohl zwischen dem Glimmerschiefer und Granit (zwischen Weissenstadt und Bunsfeld, zwischen Großwintern und Heusen, bei Reuswig u. a. D.) sich einträgt, als auch zwischen Hof und Markt Schöngäß inselartig im Grauwadengebiete lagert *). Im Erzgebirge dagegen gewinnt er die Herrschaft. Hier dehnt sich sein größtes Gebiet von dem nördlichsten und südwestlichen Rande als ein großes Dreieck über die Hälfte der ganzen Oberfläche aus, an seiner Westseite vielfach in den Glimmerschiefer eingreifend; in kleineren Partien lagert er bei Eimannsdorf und Frankenberg, bei

Schwarzenberg, Schneeberg und Kirchberg. Im sächsischen Mittelgebirge schwimmt er schollenartig im Granulit und umsäumt diesen auch mit anderen Gneissen. In der Oberlausitz tritt er wieder zurück, obwohl er mehrfach neben Ebnitz und Granit Platz zu gewinnen sucht *). Böhmen wird fast ringsum von krystallinischen Gneissen umkränzt, welche mit großen Armen in das Innere eingreifen. Die Gneissformation, meist mit der Urkieselformation eng vergesellschaftet, spielt dabei eine hervorragende Rolle, zunächst eine bedeutende im mittleren und östlichen Theile des böhmischen, an Ergüssen und besonders Lagerstätten reichen Erzgebirge und im tepler Gebirge zwischen Königswart, Schönbach, Schlaggenwald, Budau, Ruditz, Neumarkt u. a. D., im westlichen Theile des Erzgebirges dagegen wird sie vom Glimmerschiefer auf einen engen Raum zurückgedrängt, der sie auch im egerer Becken nicht zur Herrschaft kommen läßt. In den Sudeten tritt der Gneiß nur als schmaler nördlicher Saum des Granites auf, bildet aber doch den höchsten Gipfel, die Tafelschicht 3577 Fuß, im Riesengebirge verschwindet er dann böhmischer Seits gänzlich, herrscht jedoch bereits in den Höhen des königsgräber Kreises, kämpft im Schneeberge, dem tiefsten Grenzstein zwischen Böhmen, Schleisien und Mähren mit Glimmerschiefer und Bohnschiefer um die Herrschaft, die er denn auch im böhmisch-mährischen Grenzgebirge erobert und im Böhmerwalde wenigstens in einigen Theilen behauptet *). Im schlesischen Riesengebirge verdrängt ihn der Glimmerschiefer wieder bis auf unbedeutende Zonen, aber schon im Culenagebirge beansprucht er fast sich wieder den ganzen nordöstlichen Theil, freilich um im schlesisch-mährischen Gebirge sofort dem Glimmerschiefer das Gebiet zu überlassen *). In Batern constituit der Gneiß in Verbindung mit Granit das nordwestliche Grenzgebirge, dann den Kern des Donauzuges und die Donauläuten *). Derselbe Rolle spielt er auch in Nieder- und Oberrheinreich nördlich der Donau *), in Mähren *), auch im

50) System of Geology and Description of the Western Islands. Necker de Saussure, Voyage en Kossee II. *Murchison*, Quarterly journal geol. Soc. London 1858. XIX, 601. 57) *Dufrenoy et Elie de Beaumont*, Explication de la carte géologique de la France. *Riviere*, Mémoires soc. géol. de France, 2 série IV. *Cognard* ibidem III, 289. *Charnier*, Essai sur la constitution géom. des Pyrénées. Außerdem viele Aufsätze im *Bullet. de la soc. géol. de France*. 58) *Walchner*, Handbuch der Geognosie (1833) S. 843. *W. Leonhard*, Geogn. Skizze des Großherzogthums Baden (1846). *Gmahl*, Geologische Reisekarte des Königreichs Württemberg und Großherzogthums Baden. 59) v. *Rhipstein*, Geognostische Karte des Oberrheins 1827, 1829. *Speyer*, Geognostische Karte der Gegend zwischen Tannau, Riesengebirge, Speßart und Rhön. *V. d. R.*, Geognostische Skizze des Großherzogthums Hessen 1847. *Waltz*, Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Großherzogthums Hessen 1852. *Wilmann* in *Bronn's* *Neuen Jahrb. f. Mineral.* 1833. S. 418. 60) *Gredner*, Geognostische Karte des Thüringerwaldes 1855; Uebersicht der geognost. Verhältnisse Thüringens und des Harzes 1843. *Seim*, Geologische Beschreibung des Thüringerwaldes. 2 Hfte. 1796. S. 98. 61) *Waldau* und *Wilschaff*, Phökalische Beschreibung des Riedelgebirges 1817. *Gmahl*, Skizze der Centralgruppe des Riedelgebirges 1850. *Gotta* in *Bronn's* *Neuen Jahrb. f. Mineral.* 1841. S. 817; 1843. S. 171.

62) *Raumann* und *Gotta*, Geognostische Karte von Sachsen und Glatzerungen zu beziehen in 3 Hften. Außerdem viele Aufsätze in *Bronn's* *Neuen Jahrb. f. Mineral.* v. a. D. 63) *Reuß*, Rurze Uebersicht der geognostischen Verhältnisse Böhmens. (Prag 1854.) *Gumprecht*, Beiträge zur Kenntniss von Böhmen 1834. *Zippe*, Uebersicht der Gebirgsformationen in Böhmen 1831. *Gschkette*, Geognostische Studien am dem Böhmerwalde im Jahr. der f. l. geol. Reichsanstalt 1854—1856, auch die Abhandlungen von *Josef* dafelst 1855 und 1856, von *Geop. barovich* dafelst 1854, 1855, 1856. 64) *E. v. Buch*, Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien I, 29—36. v. *Stabel* und v. *Canali*, Geognostische Beschreibung von einem Theile des nördlichen, glaz. und böhm. Gebirges in *Kaecher's* *Reise* 1831. III v. IV. *Scharenberg*, Handbuch für Sudeten-Reisende 1850. v. *Denkschriften*, Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberböhmen 1822. S. 38—41. 65) *Wunderberg*, Versuch einer geognostischen Beschreibung des Baderischen Waldgebirges und Ambergener Waldes 1851. S. 22—28. *Gmahl* in *Bronn's* *Neuen Jahrb. f. Mineralogie* v. 1855. S. 173. 66) *Kipold* im Jahr. der f. l. geologischen Reichsanstalt 1852. III c. S. 26 und *Peters* ebenfalls 1853. IV. S. 232. 67) *Josef* ebenfalls 1854. V, 107. v. *Gingennau*, Uebersicht der geologischen Verhältnisse von Mähren und Oest.-Schlesien 1852. v. *Sauer*, Uebersicht

Reißgebirge und im Kaspiangebirge an österrösch-ungarischer Grenze"). Die krystallinischen Schiefer in den Karpathen gehen nur hin und wieder in Gneiß über und lassen diesen zu keiner mächtigen Entwicklung gelangen"). In den Alpen dagegen konstituiert er die Centralmasse des St. Gotthard, Finsteraarhorn, Montblanc, der wasserreichen Alpen, von wo aus er nach Piemont seine Ausläufer schickt, in die tiefster und dünnster Alpen fortgesetzt"), dann durch die Masse der östlicher in die Hauptseite der tyroler und salzburger Alpen übergeht"), um die gleiche Rolle bis Steiermark, Kärnten und Tyrol zu spielen"). In Spanien erscheint der Gneiß meist mit Glimmer-, Thon- und Quarzschiefer vergesellschaftet in der Nachbarschaft der granitischen Gesteine, so an vielen Orten in Galicien, am südlichen Abhange der Pyrenäen, in der Sierra de San Lorenzo, an der catalanischen Küste, in Extremadura bis zur Cordillera de Guadarrama, deren Raum der Gneiß ausschließlich beherrscht, dann auch in der Provinz Murcia und der Sierra de Cenedio"). Ebenso vereinzelt treffen wir ihn in Italien wieder, massenhafter dagegen im Banat"), im Hainaut und Valais") und auf einigen griechischen Inseln wie auf Euböa").

Wunder bekannt und untersucht als die europäischen Gneißgebiete sind die afrikanischen, obwohl dieselben gleichfalls eine sehr ausgedehnte Verbreitung haben. In Algier fand ihn Renou") auf dem Wege von Tunis nach Murzuk Dwarweg, auch in der Provinz Constantine wurde er beobachtet, nach einzelnen Fundstätten zu schließen tritt er an der Goldküste mit Granit vergesellschaftet vor, ebenso im Kongoquale") und am Cap. Im nordöstlichen Afrika spielt er nach Ruppel") eine bedeutende Rolle. Derselbe verfolgte ihn aus der Deltastufe Ägyptens

tens durch die Gebirge Zaburah, Oad u. a. bis zum Kataractengebiete nach Rubien und Korofan, Darfour, im äthiopischen Hochlande, im Lande der Rubas, den Ebenen der Dinfas, Fassoli, dem Lande Berta, dem der Omus und Galla. Auch die Gebirge Innerafrika's scheinen nach den neuesten Reiseberichten zum Theil aus Gneiß zu bestehen. — Im Himalaya unterscheidet Herbet") drei Ketten, von welchen nur die dritte von der Gneißformation konstituiert wird, in den beiden andern dieselbe nur untergeordnet auftritt. Ueber ihr Auftreten in Mittelindien berichtet Harde"), in den Reilgherries Benja"), an dem 12000 Fuß hohen Nilpasse im Himalaya Barten"), im indischen Kausasus") Malcolmson. Auf Sumatra beherrscht unsere Formation die padangischen Hochländer bis zu 2000 Fuß Meereshöhe und in Neu-Holland fand sie Wilson") unweit Sydney mit Granit und Glimmerschiefer innig verbunden, Jules") am Cap Zernis in Südaustralien, auch in der König-Georgsbucht als Oblied der Information unter den andern Glimmern derselben ausgebildet. Ganz so traf sie Herland") auf der Robbseinfahrt an der östlichen Küste von Madagaskar.

Auf den alcutischen Inseln geht nur der Glimmerschiefer an einzelnen Stellen in Gneiß über, sonst herrscht auf deren ganzem Gebiete nur ersterer im Vereine mit Granit. Aber im arctischen Amerika wie auf Grönland drängt sich der Gneiß schon bedeutungsvoll hervor und bewahrt sich diesen gewichtigen Antheil an der Bildung des ungeheuren Continents bis zur Vogelbeckenstraße hinab. In den Vereinigten Staaten beherrscht er, wie die Untersuchungen der Staatsgeologen darzulegen haben, weite Gebiete"); in den Savannen von britisch Guiana untersuchte ihn Schomburgk"), in Venezuela Karsten"), dann in der ungeheuren Ausdehnung in Brasilien Eschwege, Heuser u. A."), im Küstengebirge Chilis Großhain") und längs dieser Küste hinab bis zum Cap Horn Orange") und

(Griebel).

GNEIST (Ernst Andreas), geb. am 16. Oct. 1777, in Wagedurg, wo sein Vater Kürtischleierhauptmann war, verbannte dem Domgymnasium seine Clementenbildung. In seinem 17. Jahre (1794) bezog er die Universität zu Frankfurt am der Oder. Er studierte dort die Rechte. Im 3. 1797 ward er Auscultator bei der preussischen

der geologischen Verhältnisse des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns 1855.

68) Gijzel im Jahrb. der f. f. geol. Reichsanstalt 1852. III. 1854. V. 465. 69) Gotta in Brown's Reuen Jahrb. für Mineral. 1855. S. 26. 70) Studer, Geologie der Schweiz. I. Bd. 71) L. v. Buch, Geognostische Beobachtungen auf Reisen Bd. I. II. Erst, Ueber den Bau der Erde in den Alpen 1808. Werchison, Ueber den Schieferbau in den Alpen, Kneinen und Karpathen 1850. Gotta, Geologische Skizze über die Alpen 1850. Schmidt, Geognostische Karte von Tyrol und Bozenberg 1851. Verichte des geognostisch-montanischen Vereins für Steiermark und besonders der zahlreichen Abhandlungen im Jahrbuch der f. f. geologischen Reichsanstalt. Gedruckt in Brown's Reuen Jahrb. für Mineralogie 1850. S. 515. 72) Die Verichte des kaiserlich-königlichen geognostisch-montanischen Vereins, die bei kaiserlich-königlichen und bei kaiserlich-österreichischen Reichsanstalt. 73) Gagnera del Bang in den Druckschriften der Kaiserlichen Akademie und darauf im Bulletin de la Société des naturalistes de Moscou 1858. XXXI, 500—514 und in der Zeitschrift für gesammte Naturwissenschaften 1859. XIV. Auch in Willkomm's Spania. 74) Rudenaisch im Jahrbuch der f. f. geologischen Reichsanstalt 1855. VI, 219. 75) Boué's Reisen in die Türkei und Vuesnes, Mémoires de la soc. géol. de France, 2 sér. I, 287. 76) Ruppel in Brown's Reuen Jahrb. f. Mineralogie 1839. S. 690. 77) Annales des mines, 4 sér. IV, 521. 78) Ruppel, Quarterly Journ. geol. soc. London 1856. XII, 237. 79) a. a. D. 1840. S. 1.

80) Bulletin de la soc. géol. de France 1833. III, 72 81) Asiatic researches XVII. 82) Bibliothèque univers. Genève 1856. VI, p. 178. 83) Griebel's 1839. XXII, 401. 84) London and Edinburgh philos. magazine 1834. IV, 225. 85) Malcolmson, Transactions geol. soc. London, 2 sér. V. 86) Quarterly journal geol. soc. London 1856. XII, 283. 87) L'Institut 1847. XV, 151. 88) Annales des mines, 5 sér. VIII, 235. 89) Nach der Geological Reports der verschiedenen Staaten vergleicht man noch Zwill im Bulletin. soc. géol. France, 2 sér. XII, 400. 90) Quarterly journal geol. soc. London 1845. I, 298. 91) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1850. II, 358. 92) Eschwege, Beiträge zur Geirgkunde Brasiliens 1832. Gruber, Deutsche geologische Zeitschrift 1858. X, 412 und in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1859. Nr. XI, 412. 93) Voyage dans l'Amérique meridionale III, c. p. 18 seq. 94) Annales des mines, 1851. XIX, 185. 95) Dumont d'Urville, Voyage au pôle Sud, Paris 1848.

schen Regierung in Bosen und 1798 Justizcommissarius in dem dortigen Bezirke. Frühe Schicksale trafen ihn im J. 1806. Durch die französische Occupation verlor er den größten Theil seines Vermögens und zugleich seine Stelle. Als Justizcommissar bei dem Oberlandesgerichte zu Göttingen erwarb er sich den Ruf eines der tüchtigsten Advocaten. Im J. 1816 ward er beim Kammergerichte zu Berlin und 1820, nach einer kurzen Geschäftstätigkeit in Langensalza, als Rath bei dem neu organisirten Landesgerichte in Göttingen angestellt. Im J. 1834 ward er nach Wiesbaden versetzt, wo er am 26. Aug. 1845 starb. Durch seine Berufstreue und seinen streng rechtlichen Charakter erwarb er sich allgemeine Achtung, obwohl ihm eine gewisse Schroffheit eigen war, welche seine wechselvollen Lebensschicksale in ihm erzeugt hatten. Groß war seine Liebe zu den Wissenschaften, namentlich zur Mathematik, Astronomie und Geographie. Der literarischen Welt machte er sich durch mehrere Broschüren über das preussische Hypothekensystem vortheilhafter bekannt. Anonym, wie mehr seiner Schriften, erschien zu Halle 1824 das von ihm mit besonderem Fleiße ausgearbeitete Werk: „Die gerichtliche Arithmetik, in Beziehung auf die königl. preussischen Gesetze und mit besonderer Rücksicht auf die der Algebra Umformungen abgefaßt“. Die schon ausgearbeitete zweite Auflage dieses Werkes verhinderte sein Tod. In seinem literarischen Nachlasse befanden sich mehrere Schriften über Arithmetik, unter anderen eine Theorie der Decimalbrüche“).

(Heinrich Döring.)

Gnemon, f. Gnetum.

Gneomar von Natzmey, f. Natzmey.

Gnephosis, f. Gnaphalium.

GNESEN. 1) Kreis Gnesen im königl. preussischen Regierungsbezirke Bromberg mit einem Flächeninhalte von 23,94 Meilen und etwa 42,000 Einwohnern, früher eine im J. 1768 von der Wohlvothschaft Kaiserlich abgetrennte polnische Wohlvothschaft, aus den Districten Gnesen, Rein und Rasel bestehend, von denen die beiden letztern bald darauf wieder verloren gingen.

2) Kreisstadt Gnesen (polnisch Gniezno), ehemals Hauptstadt und zugleich die älteste Stadt des Reichs Polen, in welcher auch die Könige gekrönt wurden, in einer Ebene zwischen Seen und Hügeln, Sitz eines im J. 1000 gestifteten Erzbisthums. Boleslaus I. kaufte den Preußen den Leichnam des von ihnen erschlagenen Heiligen Walbert oder Adalbert ab und ließ ihn in der Hauptkirche Gnesens begraben. Nach dem Brande im J. 1818 wurde die Stadt mehr auf Kosten des Königs regelmäßig, schön und geschmackvoll aufgebaut. Sie hat etwa 6000 Einwohner, darunter 14 katholische Kirchen, unter ihnen einen auf einem Berge gelegenen höchst prachtvollen Dom, ein Domcapitel, ein

katholisches Priesterseminar und ein evangelisches Bethaus, ein Franziskaner-Mönchs- und Nonnenkloster, ein Metropolitank- und Presbyterialgericht und ein Freirechtsgericht. Der hier residirende Erzbischof war früher zugleich Primas regni. Die Gewerthätigkeit beschränkt sich auf Tuchweberei und Brauereibrennerei; bedeutend ist der Viehhandel, namentlich ziehen die Viehmärkte eine sehr große Anzahl Fremder hieber. — In der Domkirche liegen mehrere polnische Königl. Leichen begraben; ob auch die Gebeine des Heiligen Adalbert noch dort ruhen, ist zweifelhaft, da die Böhmern behaupten, dieselben seien im J. 1038 von hier nach Prag abgeführt.

(H. E. Hösler.)

GNESIOPERSEA ist der Name einer Untergattung von Persen, welche zu den Laurineen gehört und von Gärtnern aufgestellt wurde. Ihre Blüthen sind zweigeschlechtlich oder selten getrennten Geschlechts. Die Blüthenhülle ist tief sechsblättrig, fast gleich oder ungleich, sie bleibt stehen oder verschwindet zuerst bis zum Grunde. Die 12 Staubgefäße stehen in vier Reihen, die 9 äußeren sind mit Staubbeutel versehen, die drei inneren ohne dieselben, die Träger der ersten sind fadenförmig, wölblich, die drei inneren sind am Grunde von je zwei drüsigen, fadenförmigen, zugespitzten Staminodien umgeben; die Staubbeutel sind in der ersten und zweiten Reihe nach Innen, in der dritten Reihe nach Außen gewandt, alle sind länglich, vierfächerig, die Fächer sind länglich, ungleich, die gestielten unfruchtbaren Staubbeutel sind mit einem deutlichen, herzförmig-dreieckigen Köpchen versehen. Der Fruchtknoten ist einsächerig, einseitig. Die Narbe ist scheibenförmig verbreitert. Die einsamige Beere sitzt auf dem mehr oder weniger verdickten, fleischigen, Anfangs von der unveränderten Blüthenhülle gekrönten Blüthenstielehen.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten, Bäume im tropischen Asien und Amerika, haben wechselständige, gerippt-fiedernervige Blätter, zweiflappige zusammengebrückte Knospen, einen röhrenigen oder traussenförmigen, bisweilen nur wenigblüthigen Blütenstand und fast deltoide, mit stielten Dreieckern besetzte Früchte.

Die Gattung zerfällt in zwei Untergattungen:

1) *Gnesioperea Nees*. Die Zipfel der Blüthenhülle sind gleich groß oder zwei derselben sind kleiner. Die Staubblätter der dritten Reihe sind am Grunde von zwei Drüsen umgeben, die der vierten Reihe sind keilförmig, an der Spitze nackt. — Die hieher gehörigen Arten wachsen in Amerika und Asien, es sind dies *Persoa peduncularis*, *incrassata*, *gratissima*, *Schiedeana*, *drymifolia*, *hypoglaucia*, *erythropsus*, *indica*, *amplexicaulis*, *Selloviana*, *cinnamomifolia*, *macro-poda* und *nutans*.

2) *Eriodaphne Nees*. Die äußeren Zipfel der Blüthenhülle sind kleiner. Die Staubgefäße der dritten Reihe sind von je zwei sitzenden Drüsen umgeben, die der vierten Reihe sind keilförmig und an der Spitze bärtig. — Die Arten dieser Abtheilung wachsen nur in Amerika. (Garecke.)

GNESIPOPOS, ein antiker Dichter, der ungefähr zwischen die Zeit des Heros und des peloponnesischen Krieges fällt und vor Aristophanes dem Komiker als

1) Es erschien auch unter dem Titel: „Die gerichtliche Arithmetik, in Beziehung auf die königl. preussischen Gesetze, ohne Gebrauch der Algebra und Logarithmen.“ 2) Siehe den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXIII. Th. 2. S. 705 fg. *Mensel's* Gel. Deutschland Bd. 22. Abth. 2. S. 387.

Dichter thätig war, ist und nur aus einer Stelle des Athenaios bekannt, die, da sie von den Kriera verschiednen behandelt worden, auch über Onepioskop und seine Dichterbildigkeit verschiedene Ansichten veranlaßt hat. Athenaios kommt *) nach Erwähnung verschiedener eigenthümlicher Erscheinungen in Poesie und Musik auf schlechte Dichter, bespricht von diesen zuerst Teleinos und Argas, schlechte Nachahmer des Terpandros und Phrynos, und schließt dann mit Onepioskop, über den er nur Kenntnisse aus den alten Komikern zusammensetzt; sonst scheint er ihn nicht erwähnt gefunden, auch seine Gedichte von ihm gelesen zu haben. Betrachtet man nun die angeführten Stücke der Komiker, so zeigt sich in ihrer Folge ein chronologisches Princip: zuerst sind vor Kratinos fallende Komödien, dann die des Kratinos; jene Altern müssen also vor Ol. 80 fallen, oder in den Anfang der achtziger Olympiaden oder doch wenigstens vor die im Folgenden von Kratinos angeführten Stücke. An der Spitze steht ein Stück des Ghionides, die Armen; von dieser Dichters Zeit ist nur so viel sicher, daß sie vor und neben die des Kratinos fällt: da also war Onepioskop blüht. Aber nach dem Ausdruche des Athenaios wird *) gerechtfertigt, ob dies Stück dem Ghionides mit Recht zugeschrieben werde; meiner Meinung nach bezeichnet Athenaios freilich, daß Ghionides als eigentlicher Verfasser nicht anzusehen sei, aber zugleich auch, daß dies Stück von ihm aufgeführt, vielmehr auch, daß es von ihm umgearbeitet sei; jedenfalls steht also Ghionides mit ihm in enger Beziehung und fällt es in seine Zeit. Dasselbe

gilt von den Helioten, welche von einzelnen *) Alten dem Epipolis zugehörig werden; er hat entweder sie überarbeitet, sie, ein älteres Stück zeitigsmal zugekauft auf die Bühne gebracht, oder unter seinem Namen das eines Andern aufgeführt; jedenfalls wird dies nicht lange nach O. 87, 4 geschehen sein, wo er anfangs *) aufzuführen, wenn nicht schon vorher. Denn zu Rechtserm zwingen saß die Ritter des Antiphonides, welche O. 88, 2 zu schicken und gegeben sind; als sie versagt waren, war Epichippos schon todt, da in der zweiten Parabase *) der Dichter die von Epichippos vertretene Person beiricht, diesen aber nicht, sondern Andern als die Vertreter derselben brandmarkt. Dies zur Bestimmung der Zeit des Epichippos, für welche auch eine Erwähnung bei dem Komiker Telekleides spricht; nun zu seinem Leben. Von diesem ist sehr wenig bekannt: der Vater hieß Leomachos; da dies ein athenischer Name — auch Archoneten hießen *) so — so wird Epichippos ein attischer Bürger gewesen sein, wie denn auch wohl dieses Kratinos (als als *) Fremdling bezeichnet haben würde; erwachsen schloß er sich an die Eschalen Alkaios an und trieb vielfach Gedebruch; was er erlebt, schilderte er in Gedichten. So wenigstens nach *) Telekleides; notwendig folgt jedoch nicht aus dessen Worten; doch bei wirklichem Sinne für Tugend würde er in der Poesie wohl einen andern Weg verfolgt haben, als er eingeschlagen hat. Denn seine Poesie, zu der wir uns jetzt wenden, war eine durchaus listlose und vernünftliche, wie auch Alkaios in seinen Einleitungsversen, wenn auch fahrend, zu verstehen gibt, wenn er ihn *παῖσι καὶ παῖσι τοῖς λαοῖς* nennt; *παῖσι* nämlich war *) im Allgemeinen üblich als Bezeichnung einer Sammlung von Liedern, welche sich nicht an ein Metrum banden, noch an einen bestimmten metrischen Stil, so gut verschiedenartige Strophenserien zeigen, als Elegien und iambische Compositionen sein konnten, deren Inhalt seiner verschieden und bunteschief war, weshalb denn Anaxandros, der in ihnen sich beirahmt gemacht, als Spottnamen den Namen eines bunten *) *ἵψιδος, αἰάνης*, erhalten hatte, wußt jedoch sich auf üppige, sinnliche Liebe und deren Genuß bezogen; deren Vortrag endlich der des *) Gesangs war, wodurch ihre Form und ganze Behandlung bestimmt wurde; erst in alexandrinischer Zeit schritt man davon abgesehen zu rein und *παῖσι* in Hexametern und nicht für den Gesang bestimmten Stücken geschrieben zu haben, wie Pindaros und Homeros zeigen. Dies hier

1) Wir theilen hier vollständig die Stelle nach Dindorf mit:
Athen. XIV, p. 638 D. E. F: ὁ δὲ τοὺς εἰς Χιωνίδην ἀναφ-
ομένους ποταμούς Πτωχούς Γυναικίπων πρὸς μητροπόλιν
παρυμνησίους τῆς λαρὰς μόνους λέγειν οὕτως (Meinel, Com.
Gr. Fr. II, 1, p. 6 seq., f. unten Note 32).

ταῦτ' οὐ μὰ Δία Γησιππος οὐδ' ὁ Κλισμένης
 ἐν ἐνὶ ἄν χροδαῖς καταγλιάναντο.
 καὶ ἐν τοῖς Ἐλλώτας δὲ πιποιηκὰς φησί (Meinck, l. c. p. 481
 seq., cf. unten Note 15).

τὰ Στρατιάρχου τε καὶ Ἀλεμάντος Σιμωνίδου τε
ἀρχαίων ἀνδρῶν· ὁ δὲ Γνήσιος ἐστ' ἀκούων,
ὃς νυκτὶν' εὖρε μυθόισι αἵματ' ἰκαλιέσθαι
γυναικας ἔχοντας λαβρίην τε καὶ τρίγωνον.

* * συνέπειαι δι' αὐτὸν εἰς τὰ ποιήματα καὶ ἐν Βουκόλοις
(Mein. I. a. p. 27, f. unten c. 172).

ὅς οὐκ ἴδωκ' αἰποῦντι Σοφοκλῆι χορόν,
τῷ Κλισμάχῳ δ' ὅν οὐκ ἂν ἤξιον ἐγὼ
ἰμοὶ διδάσκουσιν οὐδ' ἂν εἰς Ἀθήναια.

ἐν δὲ ταῖς ᾠδαῖς (Mein. l. c. p. 163, [i. unten Note 53]).
 ἔγω δὲ καὶ τραγωδίας
 ὁ Κλειόμωχος διδάσκαλος, παρατίτρωτον
 ἔχων χορόν· ἰνδοῖσι τιλλουσῶν μέλη
 πομπῇ.

4) *Mein. i. e. p.* 190. II, 1. p. 483. 5) *Mein. I. e. p.* 104. 6) *Acist. Requitt* 1278 seq. 7) *Corp. Inscr. Gr.* T. I. n. 111: cf. *Meier*, *Comm. epigraph.* II. p. 86. — Ueber den Vater s. unten *Rele* 56—59. 8) Grabe bei Dichtern erwähnen die Komiker, wenn es mit ihrem Vaternamen nicht recht stimmt: so bei Kleophon *Acist.* *Rein.* 679 seq. 9) *Elide* oben *Rele* 1; s. ferner *Isokrates* *epigr.* *poezigke* (sich) zu haben; *Isokr.* *de poezigke* mit *Alkibiades* *deu* *grädischen* *Rele* 1. 10) *Bregl.* bei *Stellen* bei *Foot*, *Latin* p. 38, *deu* *Rele* 1. 11) *Rele* oben *Rele* 1. 12) *Rele* oben *Rele* 1. 13) *Rele* oben *Rele* 1. 14) *Rele* oben *Rele* 1. 15) *Rele* oben *Rele* 1. 16) *Rele* oben *Rele* 1. 17) *Rele* oben *Rele* 1. 18) *Rele* oben *Rele* 1. 19) *Rele* oben *Rele* 1. 20) *Rele* oben *Rele* 1. 21) *Rele* oben *Rele* 1. 22) *Rele* oben *Rele* 1. 23) *Rele* oben *Rele* 1. 24) *Rele* oben *Rele* 1. 25) *Rele* oben *Rele* 1. 26) *Rele* oben *Rele* 1. 27) *Rele* oben *Rele* 1. 28) *Rele* oben *Rele* 1. 29) *Rele* oben *Rele* 1. 30) *Rele* oben *Rele* 1. 31) *Rele* oben *Rele* 1. 32) *Rele* oben *Rele* 1. 33) *Rele* oben *Rele* 1. 34) *Rele* oben *Rele* 1. 35) *Rele* oben *Rele* 1. 36) *Rele* oben *Rele* 1. 37) *Rele* oben *Rele* 1. 38) *Rele* oben *Rele* 1. 39) *Rele* oben *Rele* 1. 40) *Rele* oben *Rele* 1. 41) *Rele* oben *Rele* 1. 42) *Rele* oben *Rele* 1. 43) *Rele* oben *Rele* 1. 44) *Rele* oben *Rele* 1. 45) *Rele* oben *Rele* 1. 46) *Rele* oben *Rele* 1. 47) *Rele* oben *Rele* 1. 48) *Rele* oben *Rele* 1. 49) *Rele* oben *Rele* 1. 50) *Rele* oben *Rele* 1. 51) *Rele* oben *Rele* 1. 52) *Rele* oben *Rele* 1. 53) *Rele* oben *Rele* 1. 54) *Rele* oben *Rele* 1. 55) *Rele* oben *Rele* 1. 56) *Rele* oben *Rele* 1. 57) *Rele* oben *Rele* 1. 58) *Rele* oben *Rele* 1. 59) *Rele* oben *Rele* 1. 60) *Rele* oben *Rele* 1. 61) *Rele* oben *Rele* 1. 62) *Rele* oben *Rele* 1. 63) *Rele* oben *Rele* 1. 64) *Rele* oben *Rele* 1. 65) *Rele* oben *Rele* 1. 66) *Rele* oben *Rele* 1. 67) *Rele* oben *Rele* 1. 68) *Rele* oben *Rele* 1. 69) *Rele* oben *Rele* 1. 70) *Rele* oben *Rele* 1. 71) *Rele* oben *Rele* 1. 72) *Rele* oben *Rele* 1. 73) *Rele* oben *Rele* 1. 74) *Rele* oben *Rele* 1. 75) *Rele* oben *Rele* 1. 76) *Rele* oben *Rele* 1. 77) *Rele* oben *Rele* 1. 78) *Rele* oben *Rele* 1. 79) *Rele* oben *Rele* 1. 80) *Rele* oben *Rele* 1. 81) *Rele* oben *Rele* 1. 82) *Rele* oben *Rele* 1. 83) *Rele* oben *Rele* 1. 84) *Rele* oben *Rele* 1. 85) *Rele* oben *Rele* 1. 86) *Rele* oben *Rele* 1. 87) *Rele* oben *Rele* 1. 88) *Rele* oben *Rele* 1. 89) *Rele* oben *Rele* 1. 90) *Rele* oben *Rele* 1. 91) *Rele* oben *Rele* 1. 92) *Rele* oben *Rele* 1. 93) *Rele* oben *Rele* 1. 94) *Rele* oben *Rele* 1. 95) *Rele* oben *Rele* 1. 96) *Rele* oben *Rele* 1. 97) *Rele* oben *Rele* 1. 98) *Rele* oben *Rele* 1. 99) *Rele* oben *Rele* 1. 100) *Rele* oben *Rele* 1. 101) *Rele* oben *Rele* 1. 102) *Rele* oben *Rele* 1. 103) *Rele* oben *Rele* 1. 104) *Rele* oben *Rele* 1. 105) *Rele* oben *Rele* 1. 106) *Rele* oben *Rele* 1. 107) *Rele* oben *Rele* 1. 108) *Rele* oben *Rele* 1. 109) *Rele* oben *Rele* 1. 110) *Rele* oben *Rele* 1. 111) *Rele* oben *Rele* 1. 112) *Rele* oben *Rele* 1. 113) *Rele* oben *Rele* 1. 114) *Rele* oben *Rele* 1. 115) *Rele* oben *Rele* 1. 116) *Rele* oben *Rele* 1. 117) *Rele* oben *Rele* 1. 118) *Rele* oben *Rele* 1. 119) *Rele* oben *Rele* 1. 120) *Rele* oben *Rele* 1. 121) *Rele* oben *Rele* 1. 122) *Rele* oben *Rele* 1. 123) *Rele* oben *Rele* 1. 124) *Rele* oben *Rele* 1. 125) *Rele* oben *Rele* 1. 126) *Rele* oben *Rele* 1. 127) *Rele* oben *Rele* 1. 128) *Rele* oben *Rele* 1. 129) *Rele* oben *Rele* 1. 130) *Rele* oben *Rele* 1. 131) *Rele* oben *Rele* 1. 132) *Rele* oben *Rele* 1. 133) *Rele* oben *Rele* 1. 134) *Rele* oben *Rele* 1. 135) *Rele* oben *Rele* 1. 136) *Rele* oben *Rele* 1. 137) *Rele* oben *Rele* 1. 138) *Rele* oben *Rele* 1. 139) *Rele* oben *Rele* 1. 140) *Rele* oben *Rele* 1. 141) *Rele* oben *Rele* 1. 142) *Rele* oben *Rele* 1. 143) *Rele* oben *Rele* 1. 144) *Rele* oben *Rele* 1. 145) *Rele* oben *Rele* 1. 146) *Rele* oben *Rele* 1. 147) *Rele* oben *Rele* 1. 148) *Rele* oben *Rele* 1. 149) *Rele* oben *Rele* 1. 150) *Rele* oben *Rele* 1. 151) *Rele* oben *Rele* 1. 152) *Rele* oben *Rele* 1. 153) *Rele* oben *Rele* 1. 154) *Rele* oben *Rele* 1. 155) *Rele* oben *Rele* 1. 156) *Rele* oben *Rele* 1. 157) *Rele* oben *Rele* 1. 158) *Rele* oben *Rele* 1. 159) *Rele* oben *Rele* 1. 160) *Rele* oben *Rele* 1. 161) *Rele* oben *Rele* 1. 162) *Rele* oben *Rele*

wandt. Kamendlich mußten sie aber seit der Herrschaft der Pisistratiden leicht in Athen Eingang finden; denn da hatte vor den Verfeßterten, durch die Tyrannis dergänkt, eine weiche Kleidung²⁾ sich eingefestigt, welche nicht allein in schönen Productionen, wie denen des Anacreon, des Tragifereu Phrynichos und Andern hervortrat, sondern nothwendig auch schlechter Poesie Eingang verschafft hatte, welche nicht sofort bei aller durch die Verfeßterte entstandenen Reaction zu entfernen war; an diese hat denn Cynepolis sich angeschlossen und dabei die loskühnen Lieder als Vorbilder für seine *naïve* gebraucht; die schloß ich, da das Befannstsein der loskühnen Poesie in Athen an und für sich keine³⁾ Schwierigkeit macht, daraus, daß im Inbilde beide so ungemienlich sich ähneln. Denn Cynepolis' Lieder waren, wie⁴⁾ Cypolis ausfuhrte, passend dazu, verführliche Weiber zu ihren Liebhabern⁵⁾ zu rufen; auch andere dem vermandte Situationen wird er in ihnen behandelt haben, und zwar auf eine Weise, welche jeden rechtlichen Mann in den Harnisch jagt⁶⁾ mußte; weil der Inhalt schlecht, so auch die Musik, der Gesang, der so süßlich und weich als nur möglich war; Chionides⁷⁾ sagte:

So hätte, nein, beim Zeus, Orestes nicht, auch nicht
Kleomenes auf der Neugefalteten süß gethan!

Dies Weichhölze vermehrten besonders die Instrumente, welche zu den Gesängen Enxepiosos tönend ließ; das Trigonon, die Zambese passen für *) einmüthe, überhöhet Gesänge, die man dann gern auch bei Fische *) sang oder von Längern oder diesen ähnlichen Dingen singen ließ. Daß aber nun Enxepiosos grade für diese Dichtung ein Betreiter war, in ihr unter seinem Publicum einen bedeutenden Namen hatte, beweist, daß Kratinos in seinem *Malaxos* — die Weichlinge *) — betitelten Stücke den Enxepiosos als eine der in ihm handelnden Personen hatte auftreten lassen, wie ein Fragment, woid sein *)

Text richtig behandelt, anzeigt:

Oh, wer künge Liebeslieder, sprach Oskarpos? — 34. — D
 ußel werd' ich; nichts ja gibt es, was so dumm wär' und
 so hohl!

Daher ist schade, daß man über den Inhalt dieser Komödie nichts Bestimmtes weiß; man kann ihn nur aus dem Titel schließen, da der Fragmente so wenige, und das ist bei Komödien eine gar mißliche Sache, wie unten auch die *ἰπποπόλις* desselben Kratinos¹⁾ zeigen können. Diese verdorbene Epik der *ναῦται* des Enkyplos stand aber nur nicht allein in Athen; einen Kleonemos erwähnt noch²⁾ Skionides, wahrscheinlich eine Person mit dem Dittamibros dieser³⁾ Namens; dann gehört dahin Teitimos, der bei seinen Liebern wahrscheinlich zur Begleitung hohle Töpfe hatte⁴⁾ anwenden ließ; vielleicht auch⁵⁾ Chatriena, und Verfasser von⁶⁾ Anakreonischen und Polymnestischen Liebern. Darnach sieht man, wie schlecht Epik von Athen in⁷⁾ diesen Zeiten nicht ausgeschlossen; sie fiel um so mehr auf, da selbst diese *ναῦται* auch von einem erhabenern Standpunkte aus behandelt wurden; als Vertreter dieser besten Richtung ist Tellen zu nennen, über den freilich die Gelehrten verschiedener⁸⁾ Meinung sind; ich meine, nach dieser hier gegebenen Ausführung wäre kein Grund vorhanden, an ihm als einem Verfasser von *ναῦται* zu zweifeln.

Dies das, was sich über die *Lyrik des Epineippos* ermitteln ließ; ob sie nun in jeder Hinsicht das beste Urtheil der Komiker verdient habe, läßt sich nicht mehr bestimmt ausmachen; nach Athenaios' Ausdruck dürfte man streng genommen keinen ganz schlechten Dichter in ihm vermuthen. Uebrigens hat sich nur auf diesen einen Zweig die *Lyrik des Epineippos* beschränkt; das er auch *Trithemistiker* gewesen, wie *) Bernbardt angibt, ist ein Irrthum. Dagegen hat er sich aber in der *Tragödie* versucht; darauf nämlich beziehen sich die beiden letzten von *) Athenaios erwähnten Fragmente. Aber das wird

boef ſicht, corrupt iſt, beharf ſeiner weichern Ausföhrung; ich bin der Conjectur Briggs's gefolgt. Comm. ad Arist. Ran. 4: τίς δὲ ἰστέως γένε, ὁ Ἰνθρακ; — Ἰνθρ. ἔχει. — Α. πολλή γὰρ. | Ολομαι γὰρ μηδὲν οὐτως κ. τ. λ.; nur γένε ſcheint nicht paſſend.

37) *Steig. Bergk Comm.* de Reil. Aut. Comp. Ant. p. 111
vigila Meinek. Comp. Gr. Fr. II. 1. p. 56. 38) Eben in
der Itwegg. (i. Reie 1. 39) *Adsch. IX.* p. 402 A. *Wal-*
schmidt geht auf ihn auch Epistol. ap. Athen. XIII. p. 605 E.
Meinek. Comp. Gr. Fr. III. p. 867. f. unten Text 63. 40)
Apost. Prov. XVI. 23 *ibiq.* v. annot.: *Suid.* a. 7; es ist aber,
 was die *Apptia* befehlen, auch von *Kriem* erfüllt. *De Trium-*
phis, wie *Rhipsalis* selbst, ein Dichter von *Rome* ist, also bei
 unsen *Pictura* Instrumentalbegleitung hatte, wäre möglich, das er
 auch der *Sextantura* *Lippe* gebührt, und so ein *Triumphant* der
 Dichter *Triumph* *Triumph* *Triumph* *Triumph* 193 E. an.
Canone, und *Suid.* a. *Apptia* zu vergleichen; add. int. ad *Ant.*
 Rom. 1906. 41) *Adsch. ad Comp. Gr. Fr. II.* 1. p. 58.

annoth. ad Parm. migr. Græc. Append. Prov. II, 82. 42) Anafrentische Fieber in Äthen zu dieser Zeit fast möglich, siehe Widder, M. Schriften. 2. Bb. S. 357 fg. 43) Man kann sie noch weiter verfolgen; so gehört hierzu auch *Aristop.* Ecceles. 912; vgl. *Koester*. De cantil. popular. veter. p. 56 sq. 44) *Meinck*. Com. Græc. Frr. I. p. 38. Schneider. ad Zenob. Prov. II, 15, vgl. *Zenob.* I, 45. 45) Brennparty. Griech. Lit. Weich. II, 1. S. 547. 46) Wirke oben Note I.

27) Virg. meile Benutzungen in der Philologie. Supplim.
 Ed. I. C. 98. 26) Es fannte ja Selten die Eiche der Sopho-
 bald nach ihrer Aufführung: Stob. Floril. 29, 56. 29) Erhe-
 das Fragment und des Heloten. 30) Die Iolischen Eichen be-
 der Athen. XV. p. 697 B: *ποσειδάωνος ἑνός τῶν πόλεως ἱερό-
 γωνας*. 31) Das zeigt das Fragment und den *Maidalos* des
 Kallinos. 32) Ueber Kleomenes f. unten Note 38. Den Text
 des Fragmentes betreffend, ja gibt die Vulgata *ἐν ἑσὶ δὲ το-
 ποῖς* seinen Lesern Sinn: daher hat Schwesinger *ἐν ἱερώ-
 ποῖς* richtig verbessert: *ἱερώγωνος* ist ein Zufuhrwort: Athen.
 XIV. p. 636 B. F. was man nach anderer Stelle als den *ἐπι-
 γων* verstanden annehmen hat. 33) Polyb. IV, 31, 10: *ἀντὶ
 τούτου κινάμενος ἔρχεται καὶ ἀφαιρῶντας ἱερὰς, ἐν ῥητῇ
 ἀποφ. p. 431, 3. Diodorus Sic. II, 272. 34) *ἐν ἱερώ-
 ποῖς*: *ἀφαιρῶντας καὶ ἱερὰς*: *Λοκῶν*: *Αἰγαίου*. II, 3
 p. 1016. 34) *Plat. Comic. ap. Athen. XV. p. 665 C, Lacu-
 fr. I. 9. 12. 13.**

αὐτοὺς δ' ἔχουσιν τὰς πορείας Καστὸν μύλος τι
 μέλλεται τοῖς ἀνθρώποις ἀλλήν τείνειν οὐκ εἶδον
 ἔχουσιν, αἳ δὲ πρὸς αὐτὸ μύλος ἵκναιτο τὸ
 πο ἱκανὸν εἶναι εἰς τὸν κατὰ μέλλειν λέγειν: Arist.
 Theophrast. 163. 35) Möglich, daß das Stück besonders auf
 Skandienheim II bezug: Gelder in Zimmerm. Schürzung.
 1831. Mith. II. Br. 86. 36) Daß der Text. wie er bei Dine

So steht also durch die Hiten Gnesippos als Tragiker fest; etwas Genaueres über seine Leistungen als solcher bringt ein Fragment aus dem Horen des Kratinos, einem neuerdings mehrfach behandelten Stücke. In ihm wird der Ehre in den Tragödien des Gnesippos gedacht, und zwar so, daß in ihnen derselbe Charakter sich offenbare, den wir in der Vorl. des Mannes gefunden; die sie bildenden Personen erscheinen als üppige, verweichlichte, lächerliche, und dem gemäß sind denn auch ihre Sätze. Das zeigt dies *) Fragment:

Heran nun kommt Kleomachos Sohn,
der Lehrer von Tragödien,
und auch sein Chor, von Chören rein
am Steig und vorn, nach Euboea
erschleigt dieser leidet —

dennach hat Gnesippos seine Tragödien selbst eingeübt und ihre ganze Aufführung geleitet, durch welche Auffassung *διδακτικός* natürlicher wird; der Chor hat bei ihm aus Jungfrauen bestanden, die ihre Ueppigkeit und Verdorbenheit selbst bekann; was aber für Sujets er behandelt habe, ist nicht zu ermitteln; solche Mädchen, die übrigens nach den Worten nicht durchaus nöthig sind anzunehmen, konnten als Chor in gar manchen Stücken vorkommen.

Bei dieser Aufführung sind aber noch ein Paar scheinbare Schwierigkeiten übergangen, welche jetzt noch nachträglich besprochen werden sollen. Zunächst die Wortform, in welcher Gnesippos in den Fragmenten der Hiten und Horen erscheint. In den Hiten haben die Handschriften alle *τῷ Κλειμάχῳ*, so daß also ein ganz anderer Dichter bezeichnet scheint, in den Horen dagegen gehen alle *ὁ Κλειμάχων*, so daß Gnesippos Sohn des Kleomachos ist, wie schon oben aus diesem Fragmente angegeben; klar ist, daß nur eine der beiden Lesarten *) richtig sein kann: entweder muß *τῷ Κλειμάχῳ* und *ὁ Κλειμάχων* oder *τῷ Κλειμάχων* und *ὁ Κλειμάχων* geschrieben werden: das verlangt die Anführung des Athenaios an dieser Stelle. Da das hier Unentwidelte zeigt, wie die Aussagen dieser Fragmente zu Gnesippos vortreflich passen, so wäre schon hiernach *Κλειμάχων* vorzuziehen; es wird auf jeden Fall vorzuziehen sein, wenn ein klarer

Grund für die Umschreibung des Namens Gnesippos angegeben zu werden vermag. Es ließen nun die Komiker statt des einfachen Namens des Sohns des Vaters mit dem Artikel zu setzen, wenn dadurch die Rede eine größere Schärfe, stärkere Ironie, überhaupt mehr Gedanken enthält; ist der Vater also schlecht und wird er zur Bezeichnung des Sohnes gebraucht, so entsteht der *) Sinn: des schlechten Vaters schlechter Sohn — *τῷ πατρὶς τὸ κακίον* — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Dies trifft bei Kleomachos und Gnesippos Alles zu; denn ein Kleomachos, den als Vater des Gnesippos anzunehmen Nichts hindert, wird als *) Vorläufer der Kindmörder des Sokrates angegeben, indem er die Art und Weise der Kindmorde in seiner Poesie zuerst nachgeahmt habe, ein Sujet, welches ihn denn darauf gebracht hat, als Form für seine Poesie den *) *ionious a maiore* zu wählen, ein Maß, was durchaus *) gemein und von aller Erhabenheit entfernt ist. Wie vorzüglich dieser Vater und Poet, da er ja sichtlich auch eine ganz gemeine Denkweise hatte — denn welcher Gaius hat mit Kindmorden Gemeinschaft? — zur Bezeichnung des Gnesippos gebraucht wurde, bedarf keiner weiteren Ausführung. Und sonach haben wir volles Recht, den Gnesippos als Sohn des Kleomachos anzunehmen, der, wie schon bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach ein *) Athener gewesen.

Nun noch ein Anderes. Es kann auffallen und ist vielleicht auch ausfallen, daß ein lyrischer Dichter auch Tragödien schreibt. Dafür bemerken wir, daß nach unsern Quellen Gnesippos als Tragiker nicht vorzugsweise thätig gewesen, sondern daß er entweder selten oder gar nur einmal Tragödien geschrieben. Hat doch auch Aeschylos nur eine oder zwei Elegien geschrieben. Wir bemerken ferner, daß ganz derselbe Fall bei Ion von Ghios und Megakles, der außer Tragödien auch Dithyramben, Elegien und *μῦθαι* (gedichtet) *) hat; die *μῦθαι* können den *καὶ μὲν* des Gnesippos verwandt gewesen sein, da Liebe und Wein in ihnen besonders hervorgetreten, darf man ein Fragment *) der Athenaios hierher ziehen und von den Elegien *) auf die *μῦθαι* schließen. Noch näher liegt aber unserm Gnesippos der als Anführer des Sokrates

Rostoch. hiem. 1839—1840. R. D. Müller, Kl. Schriften I. S. 456; vergl. auch Mein. Comm. Graec. Fr. I. p. 373.

55) Siehe oben Note 1; der Text des Fragments ist nicht ganz sicher: einmal ist Zweifel über das Metrum; die *dimetri iambici catalectici*, welche *Mein. l. a.* und *Cobet, Nov. Lect.* p. 31 annehmen, sind viel sicher; jedoch liegt kein Grund vor *μετὰ τῶν*, was vor *μαγεστέρων* die Handschriften haben, anzunehmen, wie auch *Bergk. Comm. de Bell. Comm. Att. Ant.* p. 34 meint; es ist zu schreiben:

ἔτι δὲ καὶ τραγῳδίας
ὁ Κλειμάχων διδάσκαλος
μετὰ τῶν
μαγεστέρων ἴσως γοῶν
ἀνελὼν τὴν ποίησιν μὴν
πορρῶν

Die Bazucht, auf welche in *μαγεστέρων* angespielt wird, erscheint in der Komödie oft; cf. *Phaenoc. Metell.* fr. I, 29. *Aristoph.* *Lyssid.* 80. *Eccles.* 724. *Ran.* 517. 54) Ich hat ihre Vertheilung gefunden; diese sind oben Note 52 genannt.

55) *Mezzer. Prov.* VIII, 43 ibiq. annot. 56) *Strab.* XIV, 1, 41. p. 648: καὶ Κλειμάχων ὁ τῶν τε, ὃς εἰς ἵσταν ἱκανοὺς καὶ πολλοὺς τοὺς καὶ ποικίλους ἐνὶ καὶ ποικίλοις τραγῳδίαις, ἀντιμαχόμενος τοῖς ἀγῶνι τοῖς ποικίλοις διὰ τὴν καὶ τῶν ἡθελῶν: ἡγεῖ δὲ Σωκράτης πρὸς πᾶσι τοῖς καὶ ποικίλοις καὶ τῶν καὶ ποικίλων, καὶ Σωκράτης. 57) *Hephæst. e. 11:* τὸ καὶ ποικίλων Κλειμάχων, καὶ Σωκράτης. 58) *ap. Gell.* ad *Hephæst.* T. I. p. 67 bemerkt: ὁ Κλειμάχων δ' ὅσους τῶν τε καὶ ποικίλων ὁ καὶ ποικίλων καὶ ποικίλων καὶ ποικίλων; Trich. de *metris* p. 34; *Bergk. Poet. Lyr. Gr.* p. 959. 59) *Quint.* J. O. I, 8, 6; *Trist.* 6, 6. *Metell.* S. 144 sq. 60) *Ge* hat *meu* *Mein. Comm. Gr. Fr.* II, 1. p. 28 den Kleomachos als einen Wagner angesehen, bis aber *Comm. Gr. Fr.* V, 1. p. 15 seq. vorgekommen. Die Messung aber, wie ich hier von *ὁ Κλειμάχων* gesehen, ist schon in *Rast* und *Beider*, *Mein.* *Ruf.* 2. *Ed.* (1833) S. 361 von mir angegeben: so *ὁ Κλειμάχων* *Arist. Equit.* 327. 60) *Scholl.* ad *Aristoph.* *Pac.* 635; *Niederl.* *Ion.* Ch. fr. p. 52. 61) *Athen.* II. p. 35 E. 62) *D* kann, Beiträge zur griech. u. röm. Literat. u. Gesch. I. S. 63 sq.

bekannte Meleto, dessen Hauptthätigkeit die Lyrik und zwar diese⁶³⁾ den *αἰγῖα* verwandte war; daneben hat er aber eine tragische Tetralogie, die Oedipodeia, geschrieben, wie es scheint in höherem Alter. Etwas später schreiben Hieronymos, Dikaiogeros⁶⁴⁾ Dithyramben und Tragödien, ersterer⁶⁵⁾ aber ganz wie Gnesippos auch *αἰγῖα*; alles dies Verbindungen, wie sie besonders häufig bei Dichtern zweiten Ranges vorkommen, so daß also auch dieser Punkt beweist, wie wir richtig den Gnesippos zugleich als Lyriker und Tragiker gefaßt haben; in keiner dieser Gattungen verleiht er aber seinen Charakter; weicht die und vererbliche Uppigkeit trat bei ihm hervor, weshalb denn die Komiker seinen Einfluß zu vernichten suchten; wol schwerlich mit Erfolg, denn solche Poesie findet immer ihre Liebhaber, namentlich in Zeiten, in denen die Sitten verfallen. (Ernst von Leutsch.)

GNETACEEN, der Name einer Pflanzenfamilie, welche mit den Cupressinen, Abietinen und Laricinen die Abtheilung der Gymnospermen ausmacht. Sie umfaßt größere oder kleinere, sehr ästige Bäume oder bisweilen rankende Sträucher oder auch niedrige Halbstauden mit gegenständigen oder büschelförmigen Ästen, welche bald mit breit-eiförmigen, fiedernervigen, ganzrandigen Blättern, bald mit an den Gelenken blattlosen oder ganz kleine borstförmige Blättchen tragenden Scheiden besetzt sind. Die Blüten stehen in ein- oder zweihäufigen Köpfen und sind von borstförmig-zerschlissenen Scheiden oder Spreublättchen umgeben; die Staubbeuteltragenden Blüten sind von einer besonderen zweispaltigen kleinen Scheide eingeschlossen. Es ist dies ein Staubbeutel und mehrere in ein Säulchen verwaachsene vorhanden; die Staubbeutel sind zwei- bis vierfächerig, die Fächer springen an der Spitze mit einem länglichen Loch auf. Die stehenden, aufrechten Fächer haben außer der Haut des Samenkorns eine doppelte oder dreifache Hülle, von denen die äußere durch einen schmalen Mund geöffnet ist, während die innere in eine lang vorgezogene, stehende, zuletzt verschwindende Röhre mit düsem, schraubenförmigen oder gewinntem Saume verlängert ist. Der Samen ist in Folge der lederartigen verdickten oder fleischigen äußeren Schale rund oder beerenartig. Der Samenkern befindet sich an der Spitze des fleischigen Umrisses, das Wurzelschen ist oben.

Zu dieser Familie gehören nur die beiden Gattungen *Gnetum* und *Ephedra*.

1. *Gnetum* Linné.

Die Blüten sind ein- oder selten zweihäufig. Die Köpfe sind cylindrisch, gegliedert, unterbrochen quier-

förmig, die einzelnen Dürle sind von einer ringförmigen Hülle umgeben. Die Blüten stehen zwischen borstförmig-zerschlissenen Spreublättchen und zwar so, daß bald Staubgefäße und Samenanzen in einem und demselben Dürle gemischt stehen, bald in verschiedenen Dürlen oder in besonderen Köpfen, bisweilen auch auf verschiedenen Stämmen. Die kleine Scheide der Staubbeuteltragenden Blüten ist häutig, keulenförmig-prismatisch, quer-zweifächerig. Das einzige Staubgefäß entspringt aus dem Grunde der Scheide, der Träger ist einsach oder an der Spitze zweispaltig, der Staubbeutel ist zweifächerig, die Fächer hängen zusammen oder sind durch die Scheitel des Trägers getrennt und springen an der Spitze mit einem länglichen Loch auf. Die stehenden, aufrechten Samenanzen sind den Schuppen eingesenkt, die Scheide fehlt, die Hülle ist dreifach, die äußere hat einen schmalen, die innere einen breiten Mund, die innerste ist in eine weit hervortragende, an der Spitze winklig-zerschlissene Röhre vorgezogen. Der Samen ist durch die äußeren fast lederartigen oder fleischigen Hüllen rund oder beerenartig. Der fast keulenförmige Samenkern befindet sich an der Spitze des fleischigen Umrisses; die beiden Keimblätter sind sehr klein, zahnförmig; das Wurzelschen läuft in einen sehr langen, hin und her gebogen-verworrenen Faden aus.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte Bäume und rankende Sträucher, welche im tropischen Asien und in Ostindien einheimisch sind und gegliedert-facetteartige, gegenständige, eiförmige, fiedernervige, lederartige, glänzende, ganzrandige Blätter und achsel- oder endständige, cylindrische Köpfe haben.

Nach dem Wachsthum des Stammes lassen sich die hierher gehörigen Arten in zwei Abtheilungen bringen.

Erste Abtheilung. Gnomon. Der Stamm ist baumartig, aufrecht.

1) *Gn. Gnomon* Linné. Die Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert; die einhäufigen Köpfe stehen einzeln oder fast in Dolden; die Steinbeeren sind fiedrig, elliptisch, ein wenig zugespitzt. Die Pflanze ändert ab:

b) *ovalifolium* Blume mit kleineren, etwas spizen Blättern und kumpferen Steinbeeren.

Sie wächst auf den Malaien und Molukken und die Varietät auf Java und anderen molukken Inseln am Fuße der höchsten Berge.

2) *Gn. latifolium* Blume. Die Blätter sind eiförmig, spiz oder kumpf, am Grunde abgerundet; die zweihäufigen Köpfe stehen fast in Trauben; die Steinbeeren sind fuzigkeilt, ellipsoidisch, kumpf.

Diese Art wächst auf den Gebirgen, namentlich auf Kalkbergen Java's und in Neu-Guinea.

Zweite Abtheilung. Thoa. Der Stamm ist strauchartig, rankend.

3) *Gn. edule* Blume. Die Blätter sind länglich-elliptisch, kurz zugespitzt, am Grunde abgerundet oder

63) Aristoph. Ran. 1236; Epistates (s. oben Note 39) sagte: *Ξαγορε, Μελετρο, Κλασιον, Αρσινωβις*; Welcker, Die griech. Tragöid. nach v. epich. Aufl. gertha. III. S. 970, meine Bemerkungen in dieser Encyclopädie Bd. LXII, s. Corymbes S. 222. 224. 64) Suid. s. *Αναγισππος*; Welcker a. a. D. III. S. 1045. 65) Scholl. ad Arist. Achana. 387: *οὐροῦ δ' ἰσχυροῦς πλῶν ἐστὶ κοινῆς καὶ τραγικοῦ ἀνταποκρίνεται δὲ ἀνταποκρίνεται, διὰ τὸ ἔχει ἰσχυροῦς ὡς ἀνταποκρίνεται καὶ ποσειδὸς ἀνταποκρίνεται ἡφαιστῶν*; Scholl. ad Arist. Nub. 347.

ein wenig spitz; die zweihäufigen Röhren stehen einzeln oder in Büscheln gehäuft; die Steinberren sind kurzgestielt, ellipsoidisch, stumpf.

Diese Art findet sich in Bergwäldern von Malabar, auf Java und auf den Molukken.

4) *Gn. funicularis Blume*. Die Blätter sind länglich, an beiden Enden etwas verschmälert; die zweihäufigen Röhren stehen fast in Trauben; die Steinberren sind gestielt, ellipsoidisch, spitz.

Diese Art wächst an kahlen Orten am Fuße der Berge auf Java, den Molukken und in Cochinchina.

5) *Gn. urens Blume*. Der Stengel rankt nur wenig; die Blätter sind eiförmig-länglich, spitz, ganzrandig; die blühenden Äste sind gabelspaltig; die männlichen Blüten stehen in Röhren, deren Dürre einander genähert sind, die weiblichen sind einzeln, sitzend; die Samenschale ist zerbrechlich, trocken und mit einzelnen, brennenden Haaren besetzt.

Die Heimat dieser Art ist Guiana.

6) *Gn. nodiflorum Brongniart*. Die Blätter sind verkehrt-eiförmig-länglich, spitz, ganzrandig; die Staubgefäßtragenden Röhren sind 4—5 Zoll lang, ihre kugelförmigen Dürre stehen mehr als ein Zoll von einander entfernt.

Das Vaterland dieser Art ist gleichfalls Guiana.

7) *Gn. leptostachyum Blume*. Die Blätter sind eiförmig oder länglich, länger oder kürzer zugespitzt, am Grunde spitz oder ein wenig abgerundet, unterseits nesselartig, aberig, im trockenen Zustande dunkelgrün; die zweihäufigen Röhren stehen in Büscheln oder Trauben.

Diese Art wächst auf Gebirgen der Insel Borneo. 8) *Gn. conspicuum Blume*. Die Blätter sind länglich oder elliptisch-länglich oder auch lanzettlich, zugespitzt, am Grunde etwas spitz, gedert, im trockenen Zustande schwärzlich; die zweihäufigen Röhren stehen einzeln; die Früchte sind sitzend, ellipsoidisch, stumpf, warzig-punctirt.

Diese Art findet sich auf der Insel Sumatra.

9) *Gn. neglectum Blume*. Die Blätter sind länglich oder lanzettlich, zugespitzt, am Grunde spitz, fast lederartig, fein gedert, im trockenen Zustande bräunlich; die zweihäufigen Röhren stehen einzeln oder sehr selten gehäuft; die Früchte sind sitzend, ellipsoidisch, kurz bespitzt.

Diese Art kommt auf Java, Sumatra und Borneo vor.

10) *Gn. microcarpum Blume*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, spitz oder zugespitzt, nach dem Grunde zu gleichfalls etwas spitz, lederartig, fast adterlos, im trockenen Zustande bräunlich; die zweihäufigen Röhren stehen einzeln oder sehr selten gehäuft; die Früchte sind sitzend, ellipsoidisch, etwas spitz.

Diese Art wächst auf Sumatra, selten auf Java.

II. *Ephedra Tournefort*.

Die Blätter sind zweihäufig oder selten aus verschiedenen Ästen einhäufig. Die Röhren haben eine fast kugelige Gestalt, die Staubfadentragenden sind aus

kreuzförmig stehenden Scheiden zusammengefaßt. Die Blüten stehen in der Achsel der Blattscheiden einzeln und sind von einer häutigen, zusammengebräunten, quer zweispaltigen kleinen Scheide umgeben. Aus dem Grunde dieser kleinen Scheiden entspringt ein einziges Staubgefäß oder mehr, die Träger sind in ein an der Spitze abgesetztes Säulchen verwachsen, die Staubbeutel sind einhäutig, zwei- bis vierfächerig, die Fächer springen an der Spitze mit einem schiefen Lode auf. Die samenknospentragenden Röhren sind aus kreuzförmig stehenden, zuletzt saftigen oder trockenen Scheiden zusammengefaßt, die innerste Scheide deckt eine einzige oder öfters zwei nebeneinanderstehende Samenknospen. Diese sind aufrecht und von einer doppelten Hülle umgeben; der Mund der äußeren ist schmal, die innere ist in eine lang hervorragende Röhre mit schiefem, jungen- oder scheibelförmigen Saume verlängert. Die Frucht ist aus den fleischigen oder trockenen Röhrenschuppen gebildet; der Samen ist einzeln oder gepaart, wegen der leberartigen, verdickten äußeren Schale nussartig. Der Samenfeim befindet sich in der Art des fleischigen Eiweißes und hat mit demselben gleiche Länge, die beiden Keimblätter sind länglich, das Würzelchen ist cylindrisch, oberständig.

Zu dieser Gattung gehören sehr ästige, aufrechte oder windende, bisweilen baumartige Sträucher oder niedrige Halbsträucher, welche in der gemäßigten und wärmeren Zone der nördlichen Hemisphäre ihre Heimat haben. Sie besitzen schlaffe, gegliederte, mit Scheiden besetzte Äste und aus den Achseln der Scheiden entspringende seitliche, sitzende oder gestielte Röhren.

Die Gattung zerfällt in die beiden Abtheilungen *Discopylle* und *Plagiopylle*, von denen die letztere wiederum in zwei Unterabtheilungen gebracht ist.

Erste Abtheilung. *Discopylle*. Die samenknospentragenden Röhren sind zweiblättrig und aus fünf oder sechs Scheiden zusammengefaßt, die fruchttragenden sind trocken. Die Röhre der *Micropylle* ist an der Spitze abgestutzt und scheibelförmig. Die hierher gehörigen Arten wachsen in Amerika.

1) *Eph. Tweediana C. A. Meyer*. Diese Art ist zweihäufig; die Äste sind leder, hin und her gebogen, ein wenig mit Warzen besetzt; die gehäufte Röhren sitzen an den Gliedern der Äste; von den zu je fünf beisammen stehenden Staubbeuteln sind die mittleren ein wenig gestielt; die samenknospentragenden Röhren sind fast eiförmig, zweiblättrig; die meist zu sechs stehenden Scheiden sind brandet und tief zweispaltig, die innerste ist kürzer als die Röhren; das kurze, aufrechte Röhrenchen der *Micropylle* hat einen scheibelförmigen Saum.

Diese Art wächst in Buenos-Ayres bei Bahia-Bianca. Es ist ein Strauch mit lodernen, hin und her gebogenen, fast rankenden, mit zerstreuten rauhen ober fast glatten Höckern besetzten Ästen und tief zweispaltigen, zugespitzten Scheiden. Die Röhren sind sitzend, die abgeblühten samenknospentragenden $3\frac{1}{2}$ Linien lang und aus lederartigen, von einem breiten weißen Rande

umgebenen Scheiden zusammengefaßt. Die Röhren sind fast um den vierten Theil länger als die innerste Scheide.

2) *Eph. americana Willdenow.* Diese Art ist einhäutig; die Nessel sind steif, rauh; die Röhren sind an den Gliedern der Nessel kurzgestielt; die meist zu fünf beisammenstehenden Staubbeutel sind sitzend. Die samenknospentragenden Röhren sind eiförmig, zweiblättrig; die meist zu fünf stehenden Scheiden sind berandet, zweispaltig; die innerste hat mit dem Röhren gleiche Länge; die kurze aufrechte Röhre der Microphyte hat einen scheidenförmigen Saum.

Diese Art findet sich in Cuito am Flusse Guallabamba und besteht in einem sehr ästigen, aufrechten oder fast kriechenden Strauche mit büschelig-quersförmigen Aesten. Die zweispeichigen Scheiden haben eiförmige, zugespitzte, pfriemliche Scheiden. Die Staubbeuteltragenden Röhren sind kugelig-vierkantig, aus 8–10 Scheiden zusammengefaßt und von der Größe eines Hanfkorns, die samenknospentragenden sind eiförmig, ungefähr drei Linien lang.

3) *Eph. rupestris Benth.* Diese Art ist zweihäutig und niederliegend; ihre Nessel sind hin und her gebogen; die samenknospentragenden Röhren sind zweiblättrig; die meist zu fünf stehenden Scheiden sind fast bis zum Grunde zweispaltig; die innerste Scheide hat mit dem Röhren gleiche Länge.

Diese Art wächst in Cuito in Felsenpalmen des Berges Antisana. Die Röhren und die Früchte stimmen mit denen der vorhergehenden Art fast überein, aber die Nessel sind kurz, ziemlich dick, ausgedehnt-ästig und die unteren Scheiden sind fast bis zum Grunde zweispaltig.

Zweite Abtheilung. Plagiophylle. Die samenknospentragenden Röhren sind 1–2blättrig, aus 2–4 Scheiden zusammengefaßt, beerenartig. Die Röhre der Microphyte ist an der Spitze schief abgestutzt und hat einen jungensförmigen Saum.

Erste Unterabtheilung. Thraupalus. Die samenknospentragenden Röhren sind zweiblättrig. Die Röhren sind bald gewölbt, bald flach.

4) *Eph. andina Poeppig.* Die Nessel sind aufrecht und nebst den Nesselhöckern; die Staubbeuteltragenden Röhren stehen an den Gliedern der Nessel an der Spitze eines ungegliederten Blütenstiels gebüschelt; die meist zu sechs vorhandenen Staubbeutel sitzen, die samenknospentragenden Scheiden sind zweispaltig und von einem weichen Rande umgeben; die Röhre der innersten mit dem eiförmig-länglichen Röhren gleich langen Scheide ist eingeschlossen; das Röhrend der Microphyte ist kurz, aufrecht. Hierher gehört auch *Ephedra bracteata Miers.*

Diese Art wächst auf den Anden im südlichen Chili und auf der Alpe Allos de Toledo im südlichen Peru in einer Höhe von 15,500 Fuß. Es ist ein ziemlich hoher Baum, welcher aber an seinen höchsten Standorten zu einem niedrigen Strauche herabsinkt, mit tief zweispaltigen Scheiden, die mit einem kurzen pfriemlichen Blütenstiel gegliedert sind. Die Staubbeuteltragenden Röh-

ren stehen an der Spitze eines sehr kurzen Nesselstängels zu 3–5 oder bisweilen auch einzeln, die samenknospentragenden dagegen stehen einzeln oder selten zu drei an der Spitze eines sehr bis anderrhalbso langen, in der Mitte gegliederten Blütenstiels.

5) *Eph. stenosperma Schrank.* Die Nessel sind höherig; die Scheiden des samenknospentragenden Röhrend sind zweispaltig, trockenhäutig-berandet; die Röhre der halbweispaltigen mit den linealischen Röhren gleich langen innersten Scheide ist eingeschlossen; das Röhrend der Microphyte ist aufrecht, kurz, aber länger als der jungensförmige Saum.

Diese Art wächst auf Sandplätzen in der Sengarei am Flusse Caray.

6) *Eph. vulgaris Richard.* Die Nessel sind aufrecht, höherig; die Röhren an den Gliedern der Nessel sind fast sitzend oder gestielt, der Blütenstiel ist ungegliedert oder gegliedert, aufrecht; von den meist zu acht stehenden Staubbeuteln sind die mittleren gestielt; drei Scheiden des samenknospentragenden, fast kugelförmigen Röhrend sind unberandet, zweispaltig; die Röhre der innersten mit den eiförmig-länglichen Röhren gleichlangen Scheide ist eingeschlossen; das Röhrend der Microphyte ist aufrecht und kurz, aber länger als der jungensförmige Saum. Sie kommt in drei Varietäten vor:

a) *subtristachya C. A. Meyer.* Die Röhren stehen an der Spitze der Blütenstiele oft zu drei. Hierher gehört *Ephedra distachya Linné.*

b) *media C. A. Meyer.* Die Röhren stehen oft einzeln auf einem meist ungegliederten Blütenstiele. Diese Varietät ist hoch, strauchartig. Hierher gehört *Ephedra monostachya Marshall-Bieberstein.*

c) *submonostachya C. A. Meyer.* Die Röhren stehen oft einzeln. Diese Varietät ist niedrig, halbs-trauchig. Hierher gehört *Ephedra monostachya Linné*, *Eph. distachya Schkuhr* und *Eph. polygonoides Pallas.*

Diese Art wächst um das ganze Mittelmeer und in Laurien; die Varietät b) kommt auf dem Kaukasus und am kaspiischen Meere, die Varietät c) in Italien, Ungarn, Laurien und im ganzen nördlichen Asien vor.

7) *Eph. botryoides Fischer und C. A. Meyer.* Die Nessel stehen weit ab oder sind herabgeschlagen und höherig-rauh; die Scheiden sind röhrig, zweiblättrig; die Staubbeuteltragenden Röhren stehen auf einem seitlichen, gegliederten, zurückgebogenen Stiele in länglichen Trauben; die meist zu vier beisammen stehenden Staubbeutel sitzen.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

8) *Eph. helvetica C. A. Meyer.* Diese Art ist strauchig und hat aufrechte Nessel; die Röhren an den Gliedern der Nessel sind gestielt, der Stiel selbst ist aber meist ungegliedert; von den meist zu acht beisammen stehenden Staubbeuteln sind die mittleren gestielt; die drei Scheiden des samenknospentragenden, fast kugelförmigen Röhrend sind unberandet, zweispaltig; die Röhre der innersten mit den fast eiförmigen Röhren

das Doppelte; der jungenförmige Saum der Microphyll ist vielmal länger als das gewundene Röhrchen.

Diese Art kommt in Sibirien und in der Mongolei vor.

Zweifelhafte und kaum bekannte Arten sind:

18) *Eph. ciliata Fischer* und *C. A. Meyer*. Die Ästchen und Ästchen sind gewunden, rauh, kantig, eingedrückt-punctirt, die blüthentragenden bogenförmig-zurückgebogen; die Schelben sind mit fadenförmigen Blättern besetzt; die samenknospentragenden Röhren sind an der Spitze der Ästchen gebäuft und fast fadenförmig, die Scheiden sind gerimpert; die Staubbeutel stehen meist zu drei beisammen.

Diese Art wächst in Sibirien.

19) *Eph. antispythetica Berlandier*, welche im östlichen Theile Mexico's in der Provinz Coahuila bei Loredo am Rio del Norte wächst.

20) *Eph. aphylla Forsk.* wurde in hohen Zäunen bei Rosette in Aegypten gefunden.

21) *Eph. Gerardiana Wallich* aus dem Himalaya (Garcke.)

Gnetum, f. Gnetaceen.

GNIDIA, eine Pflanzengattung der Thymelaeaceen. Linné, der Gründer dieser Gattung, kannte nur sechs Arten aus derselben, nämlich *Gn. pinifolia*, *radiata*, *simplex*, *tomentosa*, *sericea* und *oppositifolia*, von denen jedoch einige nicht angenommen sind. Willdenow führt deren 16, Sprengel in etwas anderer Auffassung nur 18 an, wozu im Supplemente noch eine kommt. In der neuesten monographischen Bearbeitung dieser Gattung von Meisner, welcher wir uns anschließen, werden 49 Arten namhaft gemacht.

Der Gattungscharakter besteht in Folgendem:

Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der Kelch ist gefärbt, röhrenförmig, seine Röhre springt über dem Fruchtknoten zuletzt ringsherum ab, sein Saum ist viertheilig, regelmäßig. Die vier oder acht Schuppen hinter der Schlundspitze an den Buchten eingefügt und weichen einzeln oder zu zweien stehend mit den oberen Staubgefäßen ab, ragen aus der Blumenkrone hervor und sind blumenblattartig oder fleischig, weiselappig oder ungetheilt, fahl oder selten flügel. Die acht fast sitzenden Staubbeutel sind dem Schlunde in zwei Reihen eingefügt, die oberen stehen den Kelchspitzen gegenüber und ragen zur Hälfte aus der Blumenkrone hervor, sind linealisch oder länglich, stumpf und auf dem Rücken am Grunde angeheftet, in seltenen Fällen fehlen sie ganz. Der unterständige Ring fehlt oder ist sehr klein, meist undeutlich. Der Fruchtknoten ist fadenförmig; der fleischige, haarförmige Griffel hat mit der Röhrenröhre gleiche Länge; die Narbe ist kopfförmig und mit Warzen besetzt. Das Röhren ist von dem stehenbleibenden Griffelgrunde eingeschlossen. Der Samen hat nur wenig Eiweiß.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten, Sträucher und Halbsträucher in Süd- und Ostasien, haben schlanke Ästchen, zerstreute oder gegenüberstehende, meist schmale Blätter, von denen die blüthenständigen bläuelichen größer

sind, wirtelförmig stehen und eine Hülle bilden und endständige, kopfförmig, selten einzeln oder achselständige oder auch kurz ährenförmig, weiße, gelbe, röhrlüche oder lilafarbige, außen meist weichhaarige Blüten.

Die Gattung zerfällt nach Endlicher und Meisner in zwei Sectionen und verschiedene Unterabtheilungen.

Erste Section. Eugnidia.

Die endständigen Blüten stehen in Köpfchen oder fast einzeln, aber niemals in Ähren.

§. 1. Die oberen, den Kelchspitzen gegenüberstehenden Staubbeutel fehlen entweder ganz, oder sind ohne Blütenstaub und um die Hälfte kleiner als die unteren, oder endlich rudimentär.

1) *Gn. anomala Meisner*. Die unteren Blätter stehen zerstreut, die oberen dicht gegenüberstehend, eiförmig oder eiförmig-länglich, ziemlich stumpf, auf dem Rücken 3—5 nervig, auf beiden Seiten nebst den Ästchen seidenhaarig; die Köpfe sind 4—8 blüthig; der Kelch ist schlang, seidenhaarig-wellig; die acht Schlundschuppen sind fast fleischig, keulenförmig, am Grunde schwarz borstig. Hierher gehört *Gnidia argentea Ecklon*.

Diese Art wächst an Felsen am Cap der guten Hoffnung, wo sie von Gailon und Zeyher und von Drège gesammelt wurde. Die schlangenen Ästchen sind wie die Blätter dicht weißwollig, werden aber zuletzt nach unten fahl. Die Blätter sind 4—6 Linien lang und 2½—4 Linien breit, ziemlich flach oder oberseits, besonders nach dem Grunde zu concav, die Hüllblätter sind oft etwas größer als die übrigen und in größerem Maße seidenhaarig. Der Kelch ist 6—8 Linien lang, seidenhaarig-glänzend, seine Zipfel sind länglich-lanzettlich, etwas spitz. Die Drüsen sind linealisch-spatelzig, stumpf, um die Hälfte kürzer als die Kelchzipfel, am Grunde von kleinen Dornen umgeben. Die oberen Staubbeutel stehen bald ganz, bald sind sie vorhanden, aber klein und fadenförmig. Der unterständige Ring ist deutlich, obwohl klein und weißhäutig. Der Fruchtknoten ist ganz fahl.

2) *Gn. Harveyana Meisner*. Die Ästchen sind an der Spitze grau-weichhaarig; die Blätter sind gegenständig, wirtelförmig, eiförmig, ganz stumpf, auf dem Rücken 3—5 nervig, eingedrückt-fast-seidenhaarig, unterseits zuletzt fahl; die Köpfe sind wirtelförmig; der Kelch ist weißwollig; die vier Schlunddrüsen sind linealisch-länglich und ganz fahl.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung. Es ist ein 1½ Fuß hoher, fast einfacher Halbstrauch. Die Blätter sind 4½—5½ Linien lang und 2—3 Linien breit, meist zu vier wirtelförmig, auf dem Rücken zuletzt fahl, oberseits dicht seidenhaarig-grau; die Hüllblätter sind nicht größer. Der schlanke Kelch ist etwa um die Hälfte länger als die Blätter, seine Zipfel sind länglich und ziemlich stumpf. Die Schlunddrüsen sind gelb, etwas spitz, am Grunde ohne Dornen. Die Träger der oberen Staubfäden sind sehr klein. Der vorigen Art nahe verwandt ist sie schon durch die Zahl der Schlunddrüsen (vier statt acht) gut unterschieden.

§. 2. Die acht Staubbeutel sind sämmtlich vollkommen ausgebildet und einander gleich. Die Schlundschuppen sind ganz kahl.

a) Der Kelch ist auf der Außenseite dicht grau-behaart oder wellig oder auch feidenhaarig. Die Hüllblätter haben dieselbe Form wie die übrigen Blätter oder sind in seltenen Fällen ein wenig größer oder kleiner.

3) *Gn. scabrida* Meisner. Die Äste sind weichhaarig, die Blätter zerstreut, lanzettlich-linealisch, spitz, punkirt-rauh, auf dem Rücken ebenfalls dreinervig, ein wenig behaart und zuletzt ziemlich kahl, die obersten sind stärker behaart; die Köpfchen sind 6—8blüthig; der Kelch ist fleischig, seine Zipfel sind lanzettlich-länglich, spitz, um die Hälfte größer als die acht fast frontblattartigen Schlundschuppen. Hierher gehört *Gnidia elongata* Ecklon und Zeyher.

Diese Art wächst auf verschiedenen Bergen am Cap der guten Hoffnung. Ihre Äste sind steif, lang, einsach oder an der Spitze ebnsträusig-vielspitzig. Die Blätter stehen gedrängt und sind fast lederartig, 6—9 Linien lang, $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Linie breit, verschmälert-spitz, aber nicht stehend, die jüngeren mit einer weichen weichen Behaarung besetzt und gewimpert, die Hüllblätter (an Zahl etwa acht) sind ein wenig kleiner und abstechend. Der Kelch ist 8—9 Linien lang, seine Röhre ist schlank, seine Zipfel sind kaum $\frac{1}{2}$ Linie lang und $\frac{1}{2}$ Linie breit, innen weichhaarig. Die Schlundschuppen sind länglich, etwas zugespitzt, gelblich. Die oberen Staubbeutel sind eiförmig, zwar um die Hälfte länger als die linealischen untern, aber doch vollkommen ausgebildet. Die Art ändert übrigens mit mehr oder weniger glatten Blättern ab.

4) *Gn. pubescens* Bergius. Die schwarzen Äste sind an der Spitze weichhaarig; die Blätter sind lederartig, zerstreut und fast gegenübersitzend eiförmig-länglich oder lanzettlich, flach, nervenlos, punkirt-rauh, angedrückt-behaart, zuletzt kahl, die obersten haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Köpfchen sind 4—8blüthig; der Kelch ist fast feidenhaarig-grau, seine Zipfel sind weit länger als die Kelchröhre, oder dreimal länger als die 4 eiförmigen, an der Spitze weispaltigen Schlundschuppen. Hierher gehört vielleicht *Gnidia tomentosa* Linné, ferner *Gn. punctata* Lamarck, *Gn. scabra* Thunberg und zum Theil auch *Calysericos typica* Ecklon und Zeyher.

Die Heimath dieser Art ist gleichfalls das Cap der guten Hoffnung. Ihre schwarzen Äste sind narkig-hederig. Die Anfangs dochziegig sich bedeckenden, später absteckenden Blätter sind 4—7 Linien lang und 2—3 Linien breit, stumpf oder etwas spitz, auf dem Rücken und am Rande von weissen Punkten etwas raub. Der 8—10 Linien lange, grauwellige Kelch hat eine schlanke Röhre und zwei Linien lange, etwas spize Zipfel. Die Kelchschuppen sind fast fleischig, gelb.

5) *Gn. cephalotes* Lichtenstein. Die Ästchen sind oberwärts behaart; die Blätter stehen zerstreut oder einander fast gegenüber und sind lederartig, lanzettlich,

stumpfsich, auf dem Rücken gewölbt, stumpf, nervig-gerieft, punktförmig-rauh gewimpert, zuletzt glatt und kahl, die obersten sind breiter und zugespitzt; die Köpfchen sind 4—6blüthig; die Zipfel des feidenhaarigen Kelchs sind eiförmig und mit der Röhre ziemlich von gleicher Länge; die vier Drüsen sind klein und weispaltig. Hierher gehört *Gn. grandiflora* Meisner, *Calysericos argentea* Ecklon und Zeyher (zum Theil) und *Caly. typica* Ecklon und Zeyher (zum Theil).

Diese Art wächst an sandigen und felsigen Orten verschiedener Berge am Cap der guten Hoffnung. Sie steht in der Mitte von *Gn. pubescens* und *Gn. scabrida*, unterscheidet sich aber von der letzteren, welcher sie in der Tracht und den Blättern vollkommen gleicht, durch die lange stehenbleibende Behaarung der Äste und die weniger hervortretenden Blattnarben an denselben, durch die auf dem Rücken mehr oder weniger behaarten jüngeren Blätter und vorzüglich durch die 3—4 mal größeren, 4—5 Linien langen, 2— $2\frac{1}{2}$ Linien breiten Zipfel des feidenhaarigen (nicht graufilzigen) Kelchs; die Kelchschuppen sind dagegen klein, eiförmig und weispaltig; von *Gn. pubescens*, welcher sie in der Form des Kelchs und der Schlundschuppen ähnlicher ist, unterscheidet sie sich durch die längeren und schmälteren (6—7 Linien langen, $1\frac{1}{2}$ —2 Linien breiten), auf dem Rücken abgerundet-gewölbt, kurz zugespitzten Blätter und durch deren größeren, schön feidenhaarigen Kelch, dessen Zipfel doppelt größer und auf beiden Seiten weichhaarig sind. Die Blüthen scheinen rosenroth, ihre Zipfel aber: ganz zu sein. Die oberen Staubbeutel sind um die Hälfte kleiner als die untern, aber, wie es scheint, vollkommen ausgebildet. Uebrigens varirt diese Art, wie die verwandten, mit breiteren und schmälteren (bisweilen kaum 1 Linie breiten), auf dem Rücken nervig-gerieften oder runzeligen und fast nervenlosen und mehr oder weniger rauen oder fast glatten Blättern.

6) *Gn. penicillata* Lichtenstein. Die Blätter sind gegenständig und zerstreut, linealisch, stumpf, zusammengefasst-gewölbt, nervenlos, glatt und nebst den Ästchen kahl, die jüngeren gewimpert; die Köpfchen sind 2—6blüthig; die lanzettlichen spitzen Zipfel des feidenhaarigen Kelchs haben mit der Röhre fast gleiche Länge; die vier Schlundschuppen sind klein, frontblattartig, weispaltig.

Das Vaterland dieser Art ist Südafrika. Sie hat die Tracht von *Cryptadenia amara* und wird in den Sammlungen häufig mit dieser verwechselt. Es scheint ein niedriger, ebnsträusig-ästiger Strauch mit dünnen Ästen zu sein. Seine Blätter sind 3—4 Linien lang, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Linien breit, an der Spitze meist purpurbüschel, die obersten von weissen Haaren dicht gewimpert und an der Spitze pinselförmig, die untern mehr oder weniger kahl, die blüthenständigen dochziegig sich bedeckenden, fast angedrückt sind ein wenig länger. Die Röhre des weissen feidenhaarigen Kelchs ist fast 4 Linien lang, trichterförmig, am Grunde sehr schmal, die absteckenden Zipfel desselben sind fast 3 Linien lang, 1 Linie breit, auf der Innenseite kahl, blafarbig. Die Schlundschuppen sind klein, eiförmig, tief weispaltig, fein gewimpert.

7) *Gn. Wikstroemiana Meisner*. Diese Art ist niedrig und abstehead-ästig; die Blätter sind gegenständig, abkehrend, länglich-lanzettlich, zu beiden Seiten angedrückt fast seidenhaarig, die blüthenständigen sind größer; die Köpfchen sind 2—4blütig; die schmalen stumpfen Zipfel des seidenhaarigen Kelchs sind viel kürzer als die Röhre; die 4 Schlundschuppen sind klein, blumenblattartig, linealisch-pfriemlich. Hierher gehört vielleicht *Gn. stricta Wikstroem* und nach diesem *Passerina stricta Thunberg*.

Sie wächst im südlichen Afrika. Die starrten Zweige sind laum handlang. Die Blätter sind 2—3/4 Linien lang, 1 Linie breit, stumpf oder ein wenig spitz, flach oder etwas concav, die Füllblätter sind ein wenig größer. Die Blüthenköpfchen stehen an der Spitze der sehr kurz, gestielten Ästchen und scheinen daher gleichsam seitensändig zu sein. Die Röhre des 4—5 Linien langen Kelchs ist schmal, die Zipfel desselben sind kaum 1 Linie lang und 1/2 Linie breit.

8) *Gn. inconspicua Meisner*. Diese Art ist niedrig und sehr ästig; ihre Blätter sind gegenständig, abkehrend oder zurückgebogen, länglich, flach und nebst den Ästchen angedrückt-behaart, oberseits zuletzt fast, die blüthenständigen sind kleiner; die Köpfchen sind zweiblütig; der Kelch ist seidenhaarig-wellig, seine schmalen, ziemlich stumpfen Zipfel sind weit kürzer als die Röhre; die acht Schlundschuppen sind sehr klein, frontblattähnlich. Die Heimath dieser Art ist Südafrika. Die Aeste sind kurz, die Ästchen abkehrend, höckerig-narbig, nach Oben angedrückt-striegelig-behaart. Die Blätter stehen gehäuft, freyständig und sind 3—5 Linien lang, 1—3 Linien breit, ziemlich spitz, oberseits schwach-weichhaarig zuletzt fast, unterseits angedrückt roth-borstig, die blüthenständigen sind 2—3 Linien lang, 1 Linie breit, die jüngeren sind fast seidenhaarig. Der Kelch ist 4—5 Linien lang, außenseits weiß-behaart, innen lilasfarbig, fast; die Schlundschuppen sind weiß.

9) *Gn. linooides Wikstroem*. Diese Art ist krautig, ihre Stengel und Ästchen sind sadenförmig, fast, ihre Blätter gegenständig, pfriemlich-linealisch, spitz, fast, die Füllblätter haben dieselbe Form wie die übrigen, sind aber gewimpert; die Blüthen sind einblütig, einzeln, seidenhaarig, ihre länglichen spitzen Zipfel haben mit der Röhre fast gleiche Länge; die vier Schuppen sind zweifelhafte, frontblattartig. Hierher gehört *Passerina linooides Thunberg*.

Diese Art wächst auf grasigen feuchten Stellen der Berge in Südafrika. Ihre Stengel sind sehr dünn, fast haarförmig, aufrecht, bald ziemlich einfach, fufshoch, bald aus fast holzigem Grunde büschelig-gehäuft, aufsteigend, wiederholt-ästig, finger- bis handlang. Die Blätter sind fast so lang als die Internodien, 2—5 Linien lang, 1/4—1/2 Linie breit, abkehrend, flach oder gewölbt, auf dem Rücken 1—3nervig. Der 3—4 Linien lange, weißliche, angedrückt-seidennaarige Kelch hat eine dünne Röhre, einen trichterförmigen Schlund und abkehrende, 1—1 1/2 Linien lange Zipfel. Die Schuppen sind linealisch, spitz, gelb, fast. — Die Pflanze ändert ab:

major Meisner. Halbstrauchig, Blätter ziemlich starr und fast dachziegelig-angedrückt. Hierher gehört *Calyserios linearifolia Ecklon* und *Zeyher* und *Passerina linearifolia Wikstroem*. Die Ästchen sind zwar dünn, aber starr, fast holzig, dicht beblättert. Die Blätter sind ziemlich starr, spitz. Die Blüthen sind ein wenig größer als an der Hauptform; so auf dem Tafelberge und anderen Bergen am Cap der guten Hoffnung.

10) *Gn. sericea Linné*. Die gegenständigen Blätter sind eiförmig ziemlich stumpf und nebst den Ästchen angedrückt-seidennaarig; die Köpfchen sind 2—4 blütig; der Kelch ist seidennaarig, seine stumpflichen Zipfel sind laum doppelt länger als die acht keulenförmigen Drüsen. Hierher gehört *Thymelia sericea Burmann*, *Noctandra sericea Bergius*, *Thymelia sericea Hoffmannsegg*, *Passerina sericea Linné* und wahrscheinlich *Passerina Thunbergii Wikstroem* und vielleicht auch *Gnidia oppositifolia Thunberg*, aber nicht die gleichnamige von Linné.

Sie wächst auf Hügeln und Bergen am Cap der guten Hoffnung und bildet einen aufrechten kleinen Strauch mit gestielten oder fast ebenbürtigen Ästchen. Die Blätter bedecken sich dachziegelig, stehen zuletzt ab und an den Verzweigungen oft zu vier in Quirlen und sind von einer weichen Behaarung auf beiden Seiten mehr oder weniger selbst, die obersten sind bisweilen ein wenig größer. Der Kelch ist 4 Linien lang, dicht angedrückt-behaart, weißlich-seidennaarig, seine Zipfel sind etwa eine Linie lang. Der Fruchtknoten ist fast. Der unterständige Ring ist klein und undeutlich. Diese Art kommt in drei Varietäten vor:

a) vulgaris mit eiförmigen oder länglichen, nervenlosen, flachen, angedrückt-weichhaarigen Blättern, von denen die obersten mit den übrigen gleich groß oder nur wenig größer sind. Hierher gehört *Gnidia sericea Lamarck* und *Gnidia azurea Burckell*. Die gedrängten, fast angedrückt Blätter sind 3 oder bisweilen an den Verzweigungen, sowie die blüthenständigen 4—5 Linien lang und 1/4—3 Linien breit.

b) glabrescens mit einnervigen, schwach concaven, ziemlich flachen Blättern, von denen die unteren linealisch-länglich, 3—6 Linien lang, 1—2 Linien breit, die oberen allmählig größer, 6—7 Linien lang und 3—4 Linien breit, die obersten eiförmig-länglich dreinervig sind. Der Kelch ist 5—6 Linien lang.

c) hirsuta. Die Blätter sind eiförmig-länglich oder die unteren linealisch, flach oder concav, fast nervenlos und nebst den Ästchen von einer dichteren Behaarung selbst-rauh, die obersten Blätter sind breiter. Die Länge der Blätter beträgt 3—9, die Breite 1—3 Linien. Hierher gehört *Gn. physicifolia Ecklon* und *Zeyher*.

11) *Gn. Burmanni Ecklon* und *Zeyher*. Die Ästchen sind abkehrend, dünn, angedrückt-behaart; die gegenständigen Blätter sind lanzettlich, spitz, flach, ner-

venios, auf beiden Seiten angedrückt, behaart und seidig-glänzend; die oberen sind nicht größer als die anderen; die Köpfschen sind zweiblütig; die Zipfel des seidigen Kelchs sind langstielig, spitz; die vier Schlundschuppen sind klein, kronblattartig, zweifach.

Diese Art wächst an felsigen Orten des Löwenberges am Cap der guten Hoffnung. Der vorigen zwar sehr ähnlich, aber durch die Schlundschuppen hinlänglich verschieden; die Traube ist schlanker, die Ästchen sind schwach, die Behaarung ist etwas länger und glänzender. Die halbkugelförmigen Blätter sind etwas spitz, an beiden Enden verschmälert, 4—6 Linien lang, 1—1½ Linien breit. Der Kelch ist 5 Linien lang, schlant, seine Zipfel sind 1 Linie lang.

12) *Gn. strigillosa* Meisner. Die gegenüberstehenden Blätter sind lanzettlich oder linealisch, etwas spitz, flach, ein- oder dreinervig, auf beiden Seiten nebst den Ästchen rauhhaarig, die blütenhändigen stehen quirlförmig, sind aber sonst mit den übrigen von fast gleicher Beschaffenheit; die Köpfschen sind endständig und in den obersten Blattachsen sitzend, 1—2 blütig; der Kelch ist seidighaarig, seine Zipfel sind lanzettlich, spitz; die acht Schlundschuppen sind linealisch-borstenförmig, kurz. Hierher gehört *Gnidia caffra* Ecklon und Zeyher.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und bildet einen fleischigen oder ästigen, kaum spannenhohen Strauch mit aufrechten steifen Ästen, welche gleich den Blättern von zerstreut stehenden Haaren bedeckt sind und erst spät ziemlich fahl werden. Die Blätter sind fast lederartig, 3—5 Linien lang, 1—2½ Linien breit, die blütenhändigen bisweilen ein wenig breiter. Der Kelch ist weiß oder (nach Ecklon) himmelblau, 4—5 Linien lang, dicht angedrückt-behaart, seidig; die kronblattartigen Schlundschuppen sind am Grunde von kleinen Borsten umgeben. Der Fruchtknoten ist an der Spitze ein wenig behaart. Von *Gnidia Burmanni* ist sie namentlich durch die Behaarung und die Schlundschuppen verschieden.

13) *Gn. nodiflora* Meisner. Diese Art ist grau-behaart; die Blätter stehen zerstreut oder fast gegen- und quirlständig und sind linealisch, flach, einnervig, die blütenhändigen haben mit den übrigen gleiche Form; die Köpfschen sind end- und achselständig, sitzend, wenig-blütig oder die Blüten stehen bisweilen an den Verzweigungen quirlig; der Kelch ist seidighaarig-wollig, seine Zipfel sind eiförmig, stumpf und länger als die acht kronblattartigen linealischen Schlundschuppen. Hierher gehört *Gn. caespitosa* Ecklon und Zeyher.

Dieser hand- bis fußhohe kleine Strauch wächst am Cap der guten Hoffnung. Seine Blätter sind fast lederartig, 4—8 Linien lang, 1, selten 1½ Linien breit, spitz oder stumpf mit einer weichen, zuletzt verschwinnenden Behaarung besetzt. Die 3—8 blütigen Köpfschen sitzen in den obersten Blattachsen und sind einander genähert oder auch endständig, aber nur in seltenen Fällen werden sie von einem oder dem anderen, aus den Achseln der Hüllblätter hervorgegangenen Aste überragt und bilden scheinbar einen Quirl. Der Kelch ist 5 Linien lang, nach Ecklon himmelblau, seine Röhre ist über dem Frucht-

knoten verschmälert, der Schlund ist trichterförmig, die Schuppen sind klein. Der Fruchtknoten ist weichhaarig.

14) *Gn. albicans* Meisner. Die gegenüberstehenden Blätter sind eiförmig-länglich, stumpf, ein wenig concav, fast nervenlos, dicht grau-behaart; die oberen sind größer als die übrigen und seidighaarig; die Köpfschen sind 2—4 blütig; die Zipfel des wolligen Kelchs sind eiförmig, stumpf und um die Hälfte größer als die vier kronblattartigen ungetheilten Schlundschuppen.

Diese Art wächst im südlichen Afrika und kommt in drei Abarten vor:

a) *tenella*. Die Pflanze ist wahrscheinlich krautartig; der Stengel ist aufrecht, spannenhoch, dünn, ganz einfach und einseitig; die Blätter bedecken sich dachziegelig und sind fast angedrückt, die unteren sind linealisch, unbedeutend einnervig und ziemlich fahl, die untersten sind 2—4 Linien lang und kaum 1 Linie breit, die oberen sind allmählich größer und grau, die obersten sind seidig-glänzend, 4—5 Linien lang und 3 Linien breit. Der Kelch ist 5 Linien lang, gelb oder rötlich, etwas wollig, seine Zipfel sind kaum 1 Linie lang. Die Schlundschuppen sind eiförmig, stumpf, gelb.

b) *elatori*. Diese Varietät ist strauchartig und ästig, die Äste sind fußlang und darüber, gabelspaltig und doldig, schlant; die Blätter stehen sehr bald ab und sind fächerförmig eiförmig oder länglich, fast nervenlos, 5—6 Linien lang und 3 Linien breit, an den Verzweigungen stehen oft vier in Quirlen, die jüngeren sind weiß-seidig, von bald angedrückten, bald längeren, lodernen, wolligen, weichen, kurzen Haaren bedeckt, die älteren fast filzig-grau, hin und wieder undeutlich ein- oder dreinervig; der Fruchtknoten ist ganz fahl; der unterständige Ring ist deutlich, wenn auch klein.

c) *grandiflora*. Diese Art ist gleichfalls strauchartig und ästig, die Ästchen sind dicht erhaben-narbig; die dachziegelförmig sich bedeckenden Blätter sind grau oder seidig-wollig, zuletzt fast fahl und beinahe nervenlos; die Blüten sind größer als an den übrigen Varietäten, etwa 8—9 Linien lang, im Uebrigen stimmt sie mit der Art b) überein.

15) *Gn. chrysophylla* Meisner. Die Äste sind schlant und fahl; die gegenüberstehenden, dachziegelig sich bedeckenden Blätter sind eiförmig, stumpf, flach, nervenlos und nebst den Ästchen seidig-glänzend, die obersten sind kaum größer als die übrigen; die Köpfschen sind 2—4 blütig; die Zipfel des kleinen seidigen Kelchs sind eiförmig stumpf und überragen die vier fast fleischigen, eiförmig-länglichen, ungetheilten Schuppen um die Hälfte.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und stimmt mit der Varietät b) von *Gn. albicans* fast ganz überein, die Blätter stehen aber dichter und sind von einer dichteren ganz anliegenden Behaarung schön gelblich-seidig, der Kelch ist 3—4 Linien lang, der Fruchtknoten ist an der Spitze ein wenig behaart und der unterständige Ring fehlt fast ganz.

16) *Gn. imbricata* Linné. Die gegenständigen, halbabschließenden Blätter sind länglich und lanzettlich stumpf flach dreinervig und nebst den Nerven graulich und zuletzt ziemlich fahl; die Köpfschen sind end- und bisweilen achselständig, fast sitzend, 2–4 blüthig, der Kelch ist grau-wollig, seine Zipfel sind eiförmig, etwas spitz und fast um die Hälfte länger als die acht linealisch-spitzen Drüsen.

Diese Art am Cap der guten Hoffnung vorkommende Art findet sich in zwei Varietäten:

- a) *genuina*. Die Aeste sind lang und schlank, die Aestchen dünn, die Blätter stehen etwas engerfarn von einander und haben mit den Internodien fast gleiche Länge, die jüngeren sind auf der Oberseite seidenhaarig, die blüthenständigen ein wenig größer.
- b) *incana*. Die Aestchen sind kurz, ebensträussig, die Blätter gehäuft, graulich, die blüthenständigen nicht größer als die übrigen.

17) *Gn. denudata* Lindley. Die Aeste sind ruhenförmig, schlank und an der Spitze weichenhaarig, die Blätter gegenständig länglich stumpf flach, auf beiden Seiten behaart oder zuletzt fahl, auf dem Rücken 3–5-nervig, die blüthenständigen stehen quersförmig, haben aber dieselbe Gestalt als die übrigen, die Köpfschen sind vielblüthig, der Kelch ist behaart, seine Zipfel sind eiförmig-länglich, etwas spitz; die acht Schlundschuppen sind frontblattartig, eiförmig-länglich, klein. Hierher gehört *Gn. tomentosa* Hooker und *Gn. virescens* Ecklon und Zeyher.

Diese Art wächst in Bergwäldern bei George und Zwelendam am Cap der guten Hoffnung und bildet einen mehr oder weniger hohen Strauch. Die Blätter sind krautig, kreuzständig, absteehend, so lang oder um die Hälfte länger als die Internodien, 6–12 Linien lang und 3–4 Linien breit, von weichen, ziemlich lederen, nicht seiligen Haaren bedeckt und von dünnen Nerven durchzogen. Die Köpfschen sind vier- bis vielblüthig, bisweilen seitenständig und fast sitzend. Der Kelch ist 8–12 Linien lang, schlank, bläsigelb, seine Zipfel sind 1½ Linien lang und weit länger als die weißen Schuppen. Der Fruchtknoten ist an der Spitze ein wenig behaart. Der unterständige Ring ist deutlich, obwohl klein.

18) *Gn. caniflora* Meisner. Die Blätter sind zerstreut und fast gegenständig lanzettlich oder länglich stumpf fast nervenlos, unterseits fahl, oberseits und nebst den Nerven weiß-silbig, die blüthenständigen haben fast dieselbe Gestalt als die übrigen; die Köpfschen sind 2–4 blüthig, der Kelch ist graulich, seine Zipfel sind eiförmig stumpf und nur ein wenig größer als die acht lanzettlichen Drüsen. Hierher gehört *Gn. taxifolia* Ecklon und Zeyher.

Diese Art findet sich auf dem Gifsberge und am Fluss Gauris im Districte Zwelendam am Cap der guten Hoffnung. Die Aeste sind ruhenförmig, schlank. Die Blätter sind lederartig, gehäuft, abstechend, 2–4 Linien lang und 1–1½ Linien breit, oberseits mehr oder weniger concav. Die Köpfschen sind oft seitenständig,

da sie an der Spitze der sehr kurzen Aestchen stehen. Der Kelch ist 7–8 Linien lang, von einer weichen, nicht seiligen Behaarung grau, seine Lippen sind 1 Linie lang, auf der Innenseite gelb. — Sie ändert ab:

b) *Eckloniana*. Diese Varietät ist ebensträussig-düsig, die Aestchen sind kurz und dicht belaubt, die Blätter sind zu beiden Seiten angedrückt grau-wollig, auf dem Rücken endlich fahl. Hierher gehört *Gn. andromedaefolia* Ecklon und Zeyher.

19) *Gn. scabra* Thunberg. Die Aeste sind schlank und weichenhaarig; die Blätter sind zerstreut oder fast gegenüberstehend, linealisch-nadel förmig spitz, auf dem gewölbten Rücken punktir-ruah, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Köpfschen sind endständig und in den obersten Blattachsen sitzend 1–2 blüthig; die Zipfel des graulichigen Kelchs sind länglich, ziemlich spitz und fast um die Hälfte länger als die acht linealischen Drüsen. Hierher gehört *Gn. priestleyae-folia* Ecklon und Zeyher.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. Die Aeste sind dünn, fustlang, einfach oder düsig; die Blätter sind einander geradstehend, kaum abstechend, 2–3½ Linien lang, ¼–¼ Linie breit. Die Blüthen sind weichsilbig, 5–6 Linien lang, ihre Zipfel sind kaum 1 Linie lang, auf der Innenseite bläsigelb; die Schlundschuppen sind fast fleischig, stumpf, gelb.

20) *Gn. gominiflora* E. Meyer. Die Aeste sind kaum an der Spitze ein wenig behaart; die Blätter sind gegenständig, linealisch, spitz, zusammengelassen, concav, nervenlos, fahl, die obersten sind größer und auf der Oberfläche seilig-weichenhaarig; die Köpfschen sind end- und seitenständig sitzend zwei-blüthig; die Zipfel des seilig-glänzenden Kelchs sind eiförmig, spitz und ein wenig länger als die vier eiförmigen zweitheiligen Drüsen.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf Hügeln zwischen Marenscastell und Zwartboortrivier und stimmt in der Tracht mit den vorhergehenden überein. Die Blätter sind leberartig, 5–7 Linien lang, 1–1½ Linien breit, die obersten ein wenig breiter oder eiförmig-lanzettlich, bis 2 Linien breit, von einer dichten angedrückten rothen Behaarung schön glänzend, ihre Zipfel sind 1½–2 Linien lang; die Schuppen sind fleischig, ziemlich dick rothbraun. — Die Pflanze ändert ab:

b) *brevifolia* Meisner. Die oberen Blätter der Aestchen deden sich dachziegelig und sind eiförmig-lanzettlich, spitz, die unteren sind kleiner und stehen engerfarn, die obersten sind etwa 3 Linien lang; die Blüthen sind blässer, 6–8 Linien lang, ihre Zipfel sind 1 Linie lang; sonst stimmt sie mit der Hauptform überein.

21) *Gn. oppositifolia* Linné. Die Blätter sind kreuzweise-gegenständig, eiförmig oder eiförmig-länglich, spitz, flach und nebst den Aesten ganz fahl, unterseits einnervig, die am Rande blutroth gefärbten blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Form; die Köpfschen sind 4–6 blüthig; die Zipfel des grau-weichenhaarigen Kelchs sind stumpf und nur wenig länger als die vier

fast fleischigen, länglichen, ganzrandigen Schindelschuppen. Hierher gehört *Gn. laevigata Thunberg*, *Passerina laevigata Lind* amoenit., *Nectandra laevigata Bergius*.

Die Pflanze wächst an vielen Orten am Cap der guten Hoffnung. Die Äste sind rutenförmig, schlant, die Ästchen blutroth. Die fast lehrartigen, nachgiebig sich bendenden, zuletzt absteigenden Blätter sind 3—7 Linien lang und 2—3½ Linien breit, bisweilen unendlich fiederförmig, die oberen am Rande und vorzüglich an der Spitze blut- oder purpurroth. Die Blüthen sind 6—10 Linien lang, ihre Röhre ist trichterförmig, roth und schwach gestreift, ihre Zipfel sind länglich, 1 Linie lang, auf der Innenseite gelb, die Schuppen stumpf, röhrlisch.

b) Der Kelch ist auf der Außenseite kahl oder schwach weichhaarig, aber weder seidenhaarig, noch graufilzig. Die Hüllblätter sind oft größer als die übrigen, wenigstens breiter.

22) *Gn. subcoarctata Meisner*. Die Blätter sind gegenständig, sehr kurzgestielt, traufartig, eiförmig-länglich, schwach-berzförmig, flach und nebst den Ästen kahl, die blüthenständigen sind nicht größer als die übrigen; die Köpfchen sind 2—4 blüthig, der Kelch ist ziemlich kahl, seine Zipfel sind eiförmig-länglich spitz und größer als die acht kronblattartigen Schindelschuppen.

Diese Art wächst in Wäldern am Worley im südafrikanischen Afrika. Die Äste sind schlant. Die absteigenden Blätter stehen ziemlich entfernt von einander, die älteren sind zolllang und 6—8 Linien breit, etwas spitz, am Grunde abgerundet und schwach ausgebreitet, schwach-einernervig, fiederadrig und haben einen ½—1 Linie langen Stiel, die oberen Blätter sind kleiner. Der Kelch ist 5—6 Linien lang, in der Jugend zerstreut-behaart, bald kahl; die Schindelschuppen sind länglich-lanzettlich, wris.

23) *Gn. humilis Meisner*. Der Stengel und die Äste sind fadenförmig, leder und schwach behaart; die Blätter sind gegenständig, sitzend, traufartig, länglich, an beiden Enden spitz, flach, unendlich-einernervig, behaart, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthen sind einblüthig, gepaart und in den obersten Blattachsen einzeln, sitzend, schwach behaart, ihre Zipfel sind eiförmig, ein wenig länger als die Röhre und um die Hälfte länger als die vier kronblattartigen, eiförmig-länglichen Schindelschuppen.

Diese Art wächst zwischen Steinen auf dem Gipfel des Tafelberges am Cap der guten Hoffnung. Sie ist wahrscheinlich halbschrauchig und ungestalt fusthoch und hat schwache, absteigende, von weissen, fast 1 Linie langen, absteigenden, langsam verschwindenden Haaren besetzte Äste. Die Blätter stehen entfernt von einander, die unteren sind um das Doppelte länger als das Internodium, absteigend, 3—6 Linien lang, 1½—2 Linien breit, nervenlos, von nicht sehr zahlreichen, fast angedrückten, später schwindenden, am Rande aber dicht stehenden und fast seidenbleibenden Haaren besetzt. Der Kelch ist 3—4 Linien lang und ziemlich breit-trichter-

förmig, seine Zipfel sind ziemlich spitz. Die Staubbeutel sind eiförmig. In der Tracht stimmt sie fast mit *Arctrosolea spicata* überein.

24) *Gn. coriacea Meisner*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind gegenständig, sitzend, lehrartig, eiförmig-länglich, spitz, flach, auf dem Rücken 3—5 nervig, die blüthenständigen haben mit den übrigen fast gleiche Gestalt; die Köpfchen sind 2—4blüthig; die eiförmig-länglichen Kelchzipfel sind fast dreimal länger als die Röhre; die vier Schindelschuppen sind kronblattartig, klein. Hierher gehört *Epichroxantha ovata Ecklon* und *Zeyher*.

Diese Art wächst an verschiedenen Orten am Cap der guten Hoffnung, z. B. auf den Bergen Winterhof und Zurebergen im Districte Uitenhage. Es ist ein kleiner, hand- oder spannenhoher, ästiger, ganz kahler Strauch mit dünnen, an der Spitze zusammengedrückten oder vierkantigen Ästchen. Die Blätter sind aufrecht oder absteigend, am Grunde stumpf oder abgerundet, die unteren sind 3—5, die oberen 6—7 Linien lang, jene ½—2 Linien, die blüthenständigen 2—3 Linien breit und haben dünne, unterseits ein wenig hervorstechende Nerven. Der Kelch ist 5—6 Linien lang, seine Zipfel sind ziemlich spitz, 1½ Linien lang; die Schindelschuppen sind wris.

25) *Gn. Sonderiana Meisner*. Die Ästchen sind dicht-weißwollig; die Blätter sind gegenständig, lehrartig, eiförmig-länglich, an der Spitze verschmälert, etwas stumpf, spitz nervenlos, oberseits concav und am Rande ziemlich lang-weißwollig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthen sind einblüthig, fast einzeln, leder behaart, ihre eiförmigen, spizen Zipfel sind um die Hälfte länger als die Röhre, aber um die Hälfte länger als die kronblattartigen Schuppen. Hierher gehört *Epichroxantha villosa Ecklon* und *Zeyher*.

Diese Art wächst am Felsen des Berges Baboensche Toorn im Districte Galesdon am Cap der guten Hoffnung. Es ist ein kleiner Strauch mit dicht absteigend-behaarten Ästen. Die Blätter stimmen fast mit denen von *Gnidia coriacea* überein, sind aber kurz zugespitzt, an der Spitze selbst stumpflich, in Folge der eingerollten Ränder mehr oder weniger concav, oberseits und am Rande mit einer weichen, ziemlich dichten und langen wrisigen Behaarung besetzt, unterseits nervenlos oder nur bisweilen, namentlich an den blüthenständigen unendlich einernervig.

26) *Gn. styphelioides Meisner*. Die Ästchen sind fast vierkantig, an der Spitze weichhaarig; die Blätter sind gegenständig, lehrartig, linealisch-lanzettlich, stechend-spitz, flach, kahl, auf dem Rücken 3—5 nervig, die blüthenständigen breiter als die übrigen; die Köpfchen sind 1—3blüthig; der Kelch ist weichhaarig, seine länglichen, spizen Zipfel sind um das Doppelte länger als die Röhre, aber um die Hälfte länger als die vier kronblattartigen Schuppen. Hierher gehört *Epichroxantha purgens Ecklon* und *Zeyher* und zum Theil auch *Epichroxantha simplex* derselben Autoren.

Sie wächst an verschiedenen Bergen am Cap der guten Hoffnung und steht zwischen *Gnidia coriacea* und

juniperifolia in der Mitte, jener nähert sie sich durch die Nervatur der Blätter, hat aber schmalere, nur 1—1½ Linien breite Blätter und weichhaarige Kelche und Aestchen, dieser ist sie in der Blattform ähnlicher, weicht aber durch die Nervatur ab. Die wie es scheint mehr grünen Blätter sind 5—8 Linien lang, die blüthenständigen bis 3½ Linien breit. Die gelben Blüten sind 4—6 Linien lang, schwach weichhaarig.

27) *Gn. juniperifolia* Lamarck. Die Aeste sind rutenförmig, die Aestchen an der Spitze fast vierkantig, weichhaarig; die Blätter stehen zerstreut oder hin und wieder gegenständig und sind lanzettlich-linealisch, spitz, fahl, einnervig oder nervenlos, die blüthenständigen sind breiter als die übrigen, gewimpert, oberseits schwach behaart oder fahl; die Köpfchen sind 2—4blütig, der Kelch ist fast ganz fahl, seine spitzen eiförmigen Zipfel sind um das Doppelte länger als die Röhre, aber um die Hälfte länger als die vier kronblattartigen, vielleicht zweifachigen Schlundschuppen. Hierher gehört *Gnidia viridis* Bergius, *Gn. pinifolia* Linné (Zobn), *Gn. acerosa* Gmelin, *Gn. Sparrmanni* Miller, *Gn. simplex* Sims und zum Theil auch *Epichroantha juniperifolia* Ecklon und Zeyher und *Epichr. simplex* derselben Autoren.

Diese am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen aufgewundene Art ist sehr veränderlich. Ihre Aeste sind aufrecht, meist dicht ecksträngig-verästelt. Die Blätter sind leberartig, 3—6 Linien lang und 1—2 Linien breit, bald vollkommen nervenlos, bald mit einem einzigen Nerv versehen, die oberen sehr selten undeutlich 3—5nervig, die blüthenständigen sind um das Doppelte oder bisweilen nur ein wenig breiter als die unteren. Der Blütenboden ist kurzwallig. Die Blüten sind 4—5 Linien lang, ganz fahl oder seltener klein- und zerstreut-behaart; die Schuppen sind weißlich. Die Pflanze ändert ab:

b) *nucinata* Meisner. Die Blätter laufen in ein hakenförmig-einwärtsgekrümmtes Spitzchen aus, die obersten sind ein wenig breiter, undeutlich dreinervig, fahl.

c) *pubigera* Meisner. Die Blätter sind fast nervenlos, die oberen allmählig breiter, die obersten dicht gedrängt, gewimpert, oberseits leder behaart, unterseits bisweilen undeutlich dreinervig. Hierher gehört vielleicht *Gn. simplex* Linné.

28) *Gn. subulata* Lamarck. Die Aestchen sind an der Spitze vierkantig, weichhaarig; die Blätter stehen zerstreut oder gegenständig und sind linealisch, spitz, fahl, fast nervenlos, die oberen sind pfriemlich-zugespitzt, auf dem Rücken gewölbt, oberseits gekielt, nicht breiter als die übrigen, gewimpert oder nackt; die Köpfchen sind 2—4blütig; der Kelch ist fast fahl, seine spitzen Zipfel sind um die Hälfte länger als die Röhre, die vier Schlundschuppen sind kronblattartig, zweitheilig, klein. Hierher gehört *Gn. biflora* Wikström und zum Theil auch *Epichroantha simplex* und *juniperifolia* Ecklon und Zeyher.

Sie ist am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen aufgefunden und macht vielleicht nur eine Varietät von *Gnidia juniperifolia* aus, von welcher sie sich nur durch die schmalere, ½—1 Linie breite, nach der Spitze immer verschmälerten, fast pfriemlichen und concaven Blätter unterscheidet.

29) *Gn. parviflora* Meisner. Diese Art ist niedrig und ganz fahl; die Blätter sind gegenständig, fast krautartig, linealisch-lanzettlich, spitz, fahl, fast nervenlos, die blüthenständigen sind mit den übrigen fast gleichlang; die Blüten sind endständig oder zuletzt seitenständig, fast einzeln; der Kelch ist kürzer als die Blätter; die Schuppen sind klein, ungetheilt, kronblattartig.

Auf Bergen am Cap der guten Hoffnung. Es ist ein ästiger, hand- oder fast spannenhoher Strauch mit 2¼—3 Linien langen Blüten, welcher außer den angegebenen Merkmalen mit *Gn. juniperifolia* übereinstimmt; er ändert ab:

b) *debilis* mit jarten Aestchen, krautartigen, nervenlosen Blättern und 2—3 blüthigen Köpfchen. Hierher gehört *Gn. lanceolata* Lichtenstein und *Epichroantha debilis* Ecklon und Zeyher. Die Blätter sind nicht über 3 Linien lang und ½ Linie breit. Die Blüten sind an einer und derselben Pflanze roth und gelb.

30) *Gn. decumbens* Meisner. Die Aestchen sind schmal-gefügelt-vierkantig; die gegenüberstehenden Blätter sind lanzettlich-linealisch, spitz, fahl, einnervig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Form; die Blüten sind endständig oder zuletzt seitenständig, einzeln, breit trichterförmig, ihre schmalen spitzen Zipfel sind um die Hälfte länger als die Röhre und um die Hälfte länger als die vier kronblattartigen Schlundschuppen. Zu ihr gehört *Gn. biflora* Thunberg und *Epichroantha biflora* Ecklon und Zeyher.

Diese Art wächst auf Bergen um die Capstadt, auf dem Tafelberge, Krummenberg und am Cap der guten Hoffnung. Den vorhergehenden sehr ähnlich ist sie leicht durch die geflügelten Aeste zu unterscheiden, auch ist der 5 Linien lange Kelch nach dem Schlunde zu stärker erweitert.

31) *Gn. pallida* Meisner. Die Pflanze ist ganz fahl; die Aestchen sind stielrund; die Blätter stehen zerstreut und sind krautartig, lanzettlich-linealisch, spitz, fahl, unterseits undeutlich einnervig; die blüthenständigen weichen von den übrigen in der Form nicht ab; die Köpfchen sind 4—6blütig; die eiförmigen, zugespitzten, auf dem Rücken und an der Spitze zerstreut borstigen Kelchzipfel sind dreimal länger als die dünne, ganz fable Röhre und um die Hälfte länger als die acht fast leibigen länglichen Schuppen.

Diese Art wächst im Kaffernlande um Omdende. Die Aeste sind schlank und fast einfach. Die Blätter sind blas, aufrecht-abstehend, 4—6 Linien lang und ½—1 Linie breit. Der Blütenboden ist mit kleinen weißen Borsten besetzt. Die Blüten sind 6—7 Linien lang, ihre Röhre ist nach Unten fadenförmig, ober-

wärts schmal-trichterförmig, die Blüthenzispel sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang, auf der Außenseite mit wenigen angedrückten später verschwindenden Borsten besetzt. Die Schlundschuppen sind braun, stumpf.

32) *Gn. Meyeri Meisner*. Diese Art ist ganz kahl, ihre Kelchen sind fleischig; die Blätter stehen zerstreut und sind krautartig, lanzettlich-linealisch, ziemlich stumpf, flach, fast nervenlos, die obersten sind spitz und länger als die übrigen; die Köpfe sind 6—8 blüthig; die eiförmig-länglichen, etwas stumpfen Kelchzispel sind weit kürzer als die schlanke Röhre und ein wenig länger als die acht fast kronblattartigen linealischen, am Grunde von kleinen Borsten umgebenen Schlundschuppen.

Diese Art wächst bei Kapstadt, zwischen Uitsfontein und Grootfontein am Cap der guten Hoffnung. Die schlanken Zweige sind leder beblättert. Die Blätter sind abstechend, schon grün, 6 über die obersten 7—8 Linien lang und 1 Linie breit, die untersten weit kürzer und stumpf. Der Kelch ist 8—10 Linien lang, schlank, gelb, seine Zispel sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang. Die Schlundschuppen sind linealisch-lanzettlich, stumpf, am Grunde von kleinen weissen Borsten umgeben.

33) *Gn. carinata Thunberg*. Die Aeste sind schlank, die Kelchen schwach-behaart; die zerstreut stehenden Blätter sind krautartig, linealisch, ziemlich stumpf, einnervig, flach oder schwach-gefielt, kahl, die blüthenständigen sind breiter als die übrigen, lanzettlich oder länglich; die Köpfe sind sechs- bis vielblüthig; der Kelch ist schwach-behaart, seine röhrenförmigen Schlundzispel sind weit länger als die vier tief zweitheiligen, fast fleischigen, verkehrt-eiförmigen Schlundschuppen. Hierher gehört *Gn. polystachya Bergius*, *Gn. imberbis Dryander*, *Gn. pinifolia Wendland* (aber nicht die gleichnamige von Linne), *Gn. simplex Andrews*, *Thymelina simplex Hoffmannsegg* und vielleicht auch *Gn. squarrosa Linné*.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung an den Klüften Zwartkops und Banksias-Rivier u. a. D. und bildet einen 8 Fuß hohen, aufsteigenden, dicht beblätterten Strauch mit absteigenden, freudig grünen, 3—6 Linien langen und $\frac{1}{2}$ oder kaum 1 Linie breiten Blättern; die Hüllblätter sind meist länger und breiter, 4—5 Linien lang und 1—2 Linien breit. Die Blüthen sind bläulich-gelb, sparsam behaart, 6—7 Linien lang; die Schlundschuppen sind gelb.

34) *Gn. obtusissima Meisner*. Diese Art ist kahl; die gegenständigen Blätter sind lederartig, linealisch, ganz stumpf, zusammengefasst, auf dem Rücken gewölbt oder gefielt einnervig, die blüthenständigen sind größer, eiförmig-länglich, flach, am Grunde 3—5nervig, sehr gewimpert; die Köpfe sind vielblüthig; die länglichen, ziemlich stumpfen Zispel des weichenhaarigen Kelchs überragen die acht fast fleischigen, schmalen Schuppen um die Hälfte.

Sie wächst am verschiedenen Bergen am Cap der guten Hoffnung. Die Aeste sind rufschwarz. Die Blätter sind ziemlich dick, grün, 3—5 Linien lang, $\frac{1}{2}$ —1 $\frac{1}{2}$ Linien breit, die der Aesten gegen aufrecht und decken

sich dachziegelig, die Hüllblätter sind 2—3 Linien breit, krautartig, bisweilen ein wenig spitz, grün oder purpurroth. Der Kelch ist 6—8 Linien lang, gelb oder röthlich, mit kleinen angedrückten Haaren besetzt, seine Zispel sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang. Die Schlundschuppen sind länglich-linealisch, stumpf, bräunlich.

35) *Gn. involuerata Steudel*. Die Pflanze ist kahl, am Grunde halbstrauchig; der Stengel ist aufrecht, nach oben krautartig, traubig-ästig; die zerstreut stehenden Blätter sind linealisch, spitz, flach, einnervig; die gefielten Köpfe sind wenigblüthig; die fünf Hüllblättchen sind häutig, eiförmig, stumpf und etwas länger als die Blüthen; der Blüthenboden ist langbartig; der Kelch ist schlank, weichenhaarig, seine Zispel sind kurz; die vier Schlundschuppen sind fast fleischig, lanzettlich.

Diese Art kommt aus den Gebirgen Gabelmunt zwischen Sana und Tsearlea und in der Provinz Ghrif vor. Es ist ein 2 Fuß und darüber hoher, fast meergrüner Strauch mit einfachen, fadenförmigen, einspähigen Aesten. Die Blätter sind krautartig, 5—8 Linien lang, $\frac{1}{2}$ —1 $\frac{1}{2}$ Linien breit, einnervig. Die endständigen Köpfe sind 6—12 blüthig. Die Hülle ist roth, ihre Blättchen decken sich dachziegelig, sind ungleich, nervenlos. Der Kelch ist 3—4 Linien lang, sparsam schwach behaart, seine länglichen Zispel sind dreimal kürzer als die fast trichterförmige, dünne, gegliederte Röhre. Die Schlundschuppen sind kahl, ganzrandig, stumpf. Der Fruchtstiel ist ganz kahl.

36) *Gn. microcephala Meisner*. Die Pflanze ist kahl, am Grunde halbstrauchig; der Stengel und die Aeste sind aufrecht und schlank; die zerstreut stehenden Blätter sind pfriemlich-linealisch, sehr spitz, schwach gefielt; die Köpfe sind fast sitzend, wenigblüthig; die Blättchen der vielblüthigen Hülle sind häutig, gefaltet, eiförmig-lanzettlich, gewimpert und werden zuletzt von den Blüthen überragt; der Kelch ist dünn, weichenhaarig, am Grunde gleich dem Blüthenboden langwellig, seine Zispel sind kurz; die vier Schlundschuppen sind cylindrisch, stumpf.

Sie wächst aus dem Magaliberge im Kaffernlande (Chasraia). Aus dem hiesigen Grunde entspringen meist mehrere, wahrscheinlich einjährige, ungeschürzte, mehr oder weniger ästige Stengel, deren Hüllröhre, dann gestreifte Aeste fast ebensträubig sind. Die Blätter sind gehäuft, aufrecht, 3—6 Linien lang, $\frac{1}{2}$ oder kaum $\frac{1}{2}$ Linien breit, meist schwach einwärts gekrümmt und oberseits gefielt, auf der Unterseite mit einem wenig hervorstehenden Nerven. Die Köpfe sind fast kugelförmig, bisweilen kurzgestielt und haben die Größe einer kleinen Kirche oder einer Erbse. Die Hüllblättchen sind 3—5 Linien lang, $1\frac{1}{2}$ —2 $\frac{1}{2}$ Linien breit, röthlich-strohgelb, weder durchscheinend, noch glänzend und bleiben stehen. Der Blüthenboden ist gewölbt, von weissen, den stehenbleibenden, zuletzt kahlen Kelchgrund fast überragenden Haaren bärig. Der Kelch ist 4 Linien lang, am Grunde bärtig, oberhalb der Ueberierung schwach behaart, seine Zispel sind länglich, um das Doppelte kürzer als die Röhre; die Schlundschuppen sind bärtig, schwarzbraun, kahl.

§. 3. Die acht Staubbeutel sind sämtlich vollkommen ausgebildet. Die vier Schlundschuppen sind dicht graufilzig.

37) *Gn. pinifolia* Linné. Die fahlen Ästchen sind dicht beblättert; die gestreut stehenden Blätter sind nadelförmig-linealisch, spitz oder flachspitzig, gestielt, fahl, die Hüllblätter sind breiter, lanzettlich oder länglich, ein- oder dreinervig; das Köpfchen ist vielblütig; der Kelch ist dicht grau-behaart, seine Zipfel und Schuppen sind länglich, stumpf. Hierher gehört auch *Gnidia radiata* Linné und *Canalia daphnoides* Schmidt.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung sowohl in der Ebene als auf Bergen. Die Äste sind schlank. Die Blätter sind gebüßt, aufrecht-abstehend, 6–10 Linien lang, $\frac{1}{2}$ – $\frac{1}{3}$ Linie breit, die Hüllblätter sind 6–8 Linien lang, 2 Linien breit, flachspitzig, bräunlich, ein- oder seltener dreinervig. Der Kelch ist 8–12 Linien lang, milchweiß, besonders am Abende duftend, seine Röhre ist schlank, seine stumpfen Zipfel überragen die Schuppen fast um die Hälfte. Sie ändert mit nur 4–5 Linien langen Blättern ab:

b) *ochroleuca* Edgeworth. Die Pflanze ist schlaufer; die abstehenden Blätter sind schön grün, stumpf, die Hüllblätter stehen sternförmig; die Blüten sind außenseits ockergelb, ihre Zipfel sind kaum länger als die Schuppen.

Zweite Section. *Phidia* Endlicher.

Die Blüten stehen in den obersten Blattwinkeln einzeln und bilden eine kurze, bisweilen kopfförmige, später verlängerte, beblätterte oder zuletzt blattlose Achse.

38) *Gn. setosa* Wikström. Die unteren Blätter sind gegenständig, die oberen zerstreut, nadelförmig-linealisch, spitz, flach, nervig-gestreift und nebst den Ästchen fahl, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die 2–12blütigen Köpfchen wachsen zuletzt zu einer kurzen blattlosen Achse aus; die eiförmigen kurzen Zipfel des selbsthaarigen Kelchs sind kaum länger als die acht Schlunddrüsen. Hierher gehören *Gn. caledonica* Ecklon und Zeyher und zum Theil auch *Gn. stricta* derselben Autoren und außerdem *Passerina setosa* Thunberg.

Diese Art kommt auf Hügel und Bergen am Cap der guten Hoffnung vor. Es ist ein aufrecht, ähriger, ungefähr fußhoher, loder beblätterter Strauch mit fast lederartigen, bald 4–7 Linien, bald 7–9 Linien langen und $\frac{1}{2}$ Linie breiten, ein- oder unendlich dreinervigen, bisweilen schwach gestielten Blättern. Die Achse ist zuletzt fast 1 Zoll lang. Der 4–5 Linien lange, dünne, ziemlich dicht-angedrückt-behaarte, seidige Kelch hat $\frac{1}{2}$ Linien lange, stumpfliche Zipfel. Der Fruchtknoten ist mit angedrückten feinen Borsten besetzt.

39) *Gn. thesioides* Meisner. Die Äste sind an der Spitze schwach behaart; die Blätter stehen zerstreut oder bisweilen gegen- oder quersförmig und sind linealisch oder die unteren spatellig-länglich, ziemlich stumpf,

flach, einnervig, laht; die Achren sind endständig, beblättert, unterbrochen; die schwach behaarten Blüten sind fast so lang als die Blätter, ihre kurzen Zipfel überragen die acht fast fleischigen Schlundschuppen.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und kommt in zwei Varietäten vor:

a) *laxa* Meisner. Der Stengel und die Äste sind schlank, die Blätter sind krautig, abstehend. Hierher gehört *Gnidia coerules* Ecklon und Zeyher. Es ist ein ungefähr 2 Fuß hoher, aufrechter, ähriger Halbstrauch mit 4–8 Linien langen Internodien. Die Stengelblätter sind 8–14 Linien lang, 2–2 $\frac{1}{2}$ oder die unteren 3–4 Linien breit, am Grunde verschmälert, sehr dünn einnervig, bisweilen unendlich-gedert, die der Ästchen sind 4–6 Linien lang, $\frac{1}{2}$ –1 Linie breit, die jüngsten sind schwach gewimpert. Die Köpfchen sind endständig, wenigblütig und in den obersten Blattachsen 1–2blütig, fast sitzend und wachsen zuletzt in eine 1–1 $\frac{1}{2}$ Zoll lange beblätterte Achse aus. Der Kelch ist 5 Linien lang, dünn, fast selbst-behaart, seine Zipfel sind länglich, stumpf, kaum $\frac{1}{2}$ Linie lang; die länglichen Schlundschuppen sind am Grunde borstig-gewimpert.

b) *condensata* Meisner. Der Stengel und die Äste sind kurz, steif und starr, die Blätter fast lederartig, dicht gebüßt und fast angedrückt, starr und deutlich-einnervig.

40) *Gn. racemosa* Thunberg. Die Blätter stehen zerstreut und sind krautig, sitzend, verkehrt-eiförmig-länglich flach, einnervig und nebst den Ästen fahl; die Achren sind endständig, blattlos; die Blüten stehen zuletzt ein wenig entfernt und sind angedrückt-borstig, ihre Zipfel sind um das Doppelte kürzer als die Röhre und ein wenig länger als die acht, fast fleischigen Schuppen.

Sie findet sich auf Hügel am Cap der guten Hoffnung. Ein ungefährt spannenhoher Strauch hat er abstehende, steife, an der Spitze fast samtige Äste und entferntstehende, grüne, 5–6 Linien lange und 2–3 Linien breite, stumpf oder fast flachspitzige, unendlich obere Blätter. Die Achren sind 4–8 Linien lang, die Spindel ist nach dem Abfalle der Blüten gezähnt, die Zähne sind etwas wollig. Der Kelch ist 5 Linien lang, zerstreut selbst-behaart, seine Zipfel sind lanzettlich-länglich; die Schlundschuppen lanzettlich, etwas stumpf, am Grunde fein gewimpert.

41) *Gn. ovalifolia* Meisner. Die Blätter sind gegenständig, fugeförmig, krautig, eiförmig, spitz, febernervig und nebst den Ästen angedrückt-behaart; die Achren sind endständig gestielt, blattlos, kopfförmig, zuletzt ein wenig verlängert; die spizen Zipfel des selbsthaarigen Kelchs überragen die acht fröhenblattartigen linealischen Schuppen um die Hälfte. Hierher gehört *Wikstroemia ovalifolia* Decaisne.

Diese Art wächst in Ostafrika auf der Kaffernküste in der Nähe der Mündung des Flusses Omfiamulo. Die Äste sind schlank, die Ästchen dünn, ebensträufig, die

Internodien ungefähr so lang. Die Blätter sind abstechend, 10–14 Linien lang, 6–8 Linien breit, zu beiden Seiten fast gleichmäßig verschmälert; der Blattstiel ist kaum 1 Linie lang. Die Aehren sind mit Einschluß des Blütenstiels $1\frac{1}{2}$ –2 Zoll lang, an der Spitze dichtblüthig, die unteren einzelnstehenden Blüten fallen bald ab. Der Kelch ist 5–6 Linien lang, schlank, dicht grau-seidenhaarig, seine Zipfel sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang. Der lange stehende Griffel ist um die Hälfte länger als die Kelchröhre. Dieser Art stimmt in der Tracht und besonders in der Beschaffenheit des Blütenstandes mit *Wikstroemia* sehr überein, muß aber nach der Form der Blüthe durchaus mit *Gnidia* vereinigt werden.

Unvollständig bekannte Arten.

42) *Gn. argentea Thunberg*. Die Blätter sind zerstreut, verkehrt-eiförmig, spitz, filzig-silberweiß, am Grunde verschmälert; die Blüten sind kopfförmig, seidenhaarig; die Aehre (oder nach Wikstroem vier) fleischigen Schuppen tragen aus der Mitte hervor.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist aufrecht, fuchshoch, fahl; die Aeste sind kurz, schwach knietig, die Aestchen silberweiß-wollig. Die Blätter sind sitzend, einen halben Zoll lang, kumpf, sehr dünn, filzig, schwach-seidenhaarig, aufrecht-abstechend, die obersten sind einander genähert. Der Kelch ist innen purpurroth, seine Zipfel sind länglich, kumpf.

43) *Gn. multiflora Bartling*. Diese Art ist niedrig, aufrecht, ihre Aeste sind seidenhaarig, die Blätter sind zerstreut, fast dachziegelig, linealisch, etwas stumpf, auf dem Rücken schwach gewölbt, fast gestielt-dreierlei, auf beiden Flächen behaart, die jüngeren seidig-glänzend, die blüthenständigen ein wenig breiter und stumpfer; die Köpfchen sind eiförmig, 2–5 blüthig; der Kelch ist seidenhaarig, seine Zipfel sind kurz, eiförmig, stumpf; die acht lanzettlichen Schuppen sind doppelt länger als der Saum.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Es ist ein spannenhoher Strauch mit oberwärts dicht verzweigten, beblätterten und behaarten Aesten. Die Blätter sind aufrecht, blaugrün, oberseits ein wenig concav. Die Blüten sind 4–5 Linien lang, also so lang als die blüthenständigen Blätter. Der Kelch ist weißlich-seidenhaarig, seine Röhre ist über dem eiförmig-länglichen Grunde fadenförmig, seine Zipfel sind kaum 1 Linie lang; die Schuppen sind gelb, etwas spitz. Die Staubbeutel sind eingeschlossen. Diese Art scheint mit *Gn. strigillosa* und *albicans* verwandt zu sein.

44) *Gn. sparsiflora Bartling*. Die Pflanze ist aufrecht; die Blätter sind zerstreut, fast dachziegelig-angedrückt, linealisch-lanzettlich, spitz, fahl, auf dem Rücken gewölbt, fast nervenlos; die jüngeren sind nach den Aestchen schwach-rauhhaarig; die blüthenständigen sind abstechend, am Grunde rauhhaarig-bärtig; die Blüten stehen in den obersten Blattwinkeln einzeln oder kopfförmig-gebäuft; der Kelch ist seidenhaarig, seine breit-eiförmigen Zipfel sind viermal länger als die fadenförmige

Röhre, aber fast dreimal länger als die acht länglichen, fahlen Schlundschuppen.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und bildet einen ungefähr fuchshohen Strauch mit wenigen, aufrecht-abstehenden, an der Spitze dicht verzweigten Aesten. Die Blätter sind ungefähr 3 Linien lang, am Grunde etwas verschmälert. Der Kelch ist weiß, doppelt länger als das Blau, die Schuppen sind kumpf. Von den Staubbeuteln sind vier in der Schlunde, vier in der Röhre verborgen. Sie scheint theils mit *Gn. juniperifolia*, theils mit *Gn. nodiflora* verwandt zu sein.

45) *Gn. nana Wikstroem*. Diese Art ist niedrig, aber aufrecht; die abwechselnd stehenden Blätter decken sich dachziegelig und sind linealisch, conver, kumpf, rauh, behaart, zuletzt fahl, die purpurrothen blüthenständigen sind mit weißen Haaren besetzt; die Köpfchen sind eiförmig, vielblüthig; der Kelch ist rauhhaarig-filzig, seine Zipfel sind lanzettlich spitz; an Staubgefäßen sind vier vorhanden. Hierher gehört *Struthiola nana Linné*.

Diese Art fand Thunberg am Cap der guten Hoffnung auf den höchsten Bergen um Robbenstein. Es ist ein handhoher Strauch mit wenigen, gegipfelten Aesten. Die Blätter sind kaum einen halben Zoll lang, fast fleischig, die blüthenständigen sind sehr behaart, bläulich und länger als der wollige Kelch. Durch die zerstreut stehenden Blätter und vorzüglich durch die eiförmigen, kopfförmigen, von Hüllen umgebenen Blüten wirkt diese Art von *Struthiola* ab und ist daher mit Recht zur Gattung *Gnidia* gebracht; wegen der vier Staubgefäße scheint sie mit *Gnidia anomala* verwandt zu sein.

46) *Gn. virescens Wikstroem*. Die Blätter sind zerstreut oder gegenständig, lanzettlich oder länglich, stumpf, sehr kurzgestielt und nebst den Aesten wollig-weichhaarig; die Köpfchen sind eiförmig, wenigblüthig; der Kelch ist schwach wollig, seine Zipfel sind lanzettlich und ziemlich stumpf; der Fruchtknoten ist wollig; an Schuppen sind acht vorhanden. Hierher gehört *Passerina anthyllodes* var. a. Thunberg.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und soll *Lasiosiphon anthyllodes* ähnlich sein, ist aber durch die viertheiligen Blüten und die weniger behaarten Blätter davon unterschieden.

47) *Gn. stricta Wikstroem*. Die Aeste sind starr, die Aestchen warzig und weißfilzig; die abstehenden Blätter sind klein, eiförmig oder länglich, etwas spitz, concav, auf beiden Seiten schwach wollig; die Köpfchen sind wenigblüthig; der Kelch ist weichhaarig, seine Zipfel sind linealisch, kumpf. Hierher gehört *Passerina stricta Thunberg*.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Stengel ist fuchshoch oder höher, fahl; die Aeste sind sehr kurz, zerstreut und deutlich warzig. Die Blätter sind 1 Linie lang, stumpf, filzig.

48) *Gn. acutifolia Wikstroem*. Diese Art ist ganz fahl; die Blätter sind gegenständig, elliptisch, spitz; die Köpfchen sind eiförmig, 2–3blüthig; die Zipfel des fahlen Kelchs sind lanzettlich und etwas stumpf.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und scheint mit *Gn. biflora* verwandt zu sein.

49) *Gn. Philippina Meisner*. Diese Species ist baumartig; die gegenständigen Blätter sind sehr kurzgestielt, eiförmig, spitz, kahl; die achselständigen, fuzgeordneten Blüten stehen in einer zusammengelegten Traube; der Kelch ist trichterförmig, vierzählig; der Schlund ist röhlig; die vier Schuppen sind klein, eiförmig; die acht Staubgefäße stehen in zwei Reihen; die Staubfäden sind länger als der Kelch. Hierher gehört *Gnidia oppositifolia Blanco*.

Diese Art wächst auf den Blüthspitzen und bildet ein Büumchen von der Höhe eines Menschen mit weissen Blüten und eiförmigen, aufsteigenden Staubbeutel. Der Griffel ist länger als die Staubgefäße, die Narbe ist einfach. Die im Grunde des Kelchs befindliche Frucht ist einsamig. In der Beschaffenheit der Blüthe, vorausgesetzt, daß sie richtig beschrieben ist, stimmt diese Art allerdings mit *Gnidia* überein, weicht aber durch den Blüthenstand sehr ab.

Dem Namen nach nur bekannt, aber unbeschrieben sind:

Gnidia grandiflora Willdenow, *Gn. cyanea Burchell* nach *Steudel*, welche vielleicht mit *Gn. azurea Burchell* identisch ist und *Gn. flava Lindley* nach *Steudel*.

Folgende Arten, sind aus dieser Gattung auszuschließen:

Gnidia castra Meisner = *Lasiosiphon castra Meisner*.

Gn. capitata Linné (Sohn) = *Lasiosiphon linifolius Decaisne*.

Gn. cuneata Meisner = *Lasiosiphon Meisnerianus Endlicher*.

Gn. daphnaefolia Bojer = *Lasiosiphon Bojerianus Decaisne*.

Gn. daphnaefolia var. *a. Linné* (Sohn) = *Lasiosiphon pubescens Decaisne*.

Gn. daphnaefolia var. *b. Linné* (Sohn) = *Lasiosiphon Madagascariensis Decaisne*.

Gn. Dregeana Meisner = *Lasiosiphon Dregeanus Endlicher*.

Gn. eriocephala Meisner = *Lasiosiphon eriocephalus Decaisne*.

Gn. eriocephala Ralph = *Lasiosiphon speciosus Decaisne*.

Gn. filamentosa Thunberg = *Lachnaea filamentosa Meisner*.

Gn. filamentosa Linné (Sohn) = *Lachnaea huxifolia Lamarck*.

Gn. glauca Sims = *Lachnaea huxifolia Lamarck*.

Gn. Hügelii Meisner = *Lasiosiphon Hügelii Meisner*.

Gn. insularis Gardner = *Lasiosiphon insularis Meisner*.

Gn. Kraussiana Meisner = *Lasiosiphon Kraussii Meisner*.

Gn. macropetala Meisner = *Lasiosiphon macropetalus Meisner*.

Gn. microphylla Meisner = *Lasiosiphon microphyllum Meisner*.

Gn. monticola Miguel = *Lasiosiphon Metzianus Miguel*.

Gn. pentandra Thunberg = *Lonchostoma obtusiflorum Wikström*.

Gn. pulchella Meisner = *Lasiosiphon pulchellus Decaisne*.

Gn. Sisparsensis Gardner = *Lasiosiphon Sisparsensis Meisner*.

Gn. splendens Meisner = *Lasiosiphon splendens Endlicher*.

Gn. tenuiflora Ecklon und Zeyher = *Lachnaea Burchellii* var. *a. Meisner* und *L. diosmoides Meisner*.

Gn. tomentosa Ecklon = *Lasiosiphon anthylloides Meisner*.

Gn. triplinervis Meisner = *Lasiosiphon triplinervis Decaisne*.

Gn. villosa Meisner = *Lasiosiphon Burchellii Meisner*. (Garcke.)

GNIDIEEN. Diesen Namen wandte Meisner zur Bezeichnung der zweiten Tribus der Ithymelaeaceen an. Zu derselben gehören diejenigen Gattungen dieser Familie, bei welchen perigonische, dem Kelchschlunde oder seitener dem Kelchröhre eingefügte und mit den Kelchspalten und den Staubgefäßen meist abwechselnde Schuppen oder Drüsen vorhanden sind, während bei den Daphneen, der ersten Tribus dieser Familie, die Drüsen fehlen. Die Gnidieen zerfallen nun wiederum in zwei Untertribus, in die Isothemoneen und die Diplothemoneen.

Erste Untertribus. Isothemoneen.

Die Staubgefäße sind mit den Kelchspalten in gleicher Anzahl vorhanden, nämlich vier.

1) *Kelleria Endlicher*. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der Kelch ist gefächert, trichterförmig, ganz abfällig, sein Saum ist viertheilig, gleich, abstechend. Die vier Schuppen sind klein, stumpf, ungetheilt, dem Schlunde eingefügt, mit den Staubgefäßen abwechselnd, am Grunde der Kelchspalte stehend; ebenso sind die vier Staubgefäße dem Schlunde eingefügt und wechseln mit den Kelchspalten ab; die perigonischen Träger ragen aus dem Kelche hervor, die Staubbeutel sind eiförmig, stumpf. Die unterständigen Schuppen fehlen. Der einsamige, an der Spitze weichhaarige Kelch enthält ein hängendes Eichen. Der Griffel ist endständig, fadenförmig, abfällig, die Narbe kopfförmig. Das Rücken ist nackt, eiförmig; der Samenkorn ist in der Art des fleischigen Eichenreife rechteckig.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Neu-Seeland einheimische Art, ein kleiner Strauch mit sitzenden Blüthenständen und fehlender Hülle.

2) *Daphnohyron Meisner*. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der Kelch ist gefächert, trichterförmig, ganz abfällig, sein Saum ist viertheilig, gleich, abstechend. Die acht Drüsen sind getrennt, aber paarweise einander genähert, sitzen am Grunde der Zipfel

und wechseln paarweise mit den Staubgefäßen ab. Die vier Staubgefäße sind dem Schlunde eingefügt und wechseln mit den Kelchzipfeln ab; die pfriemlichen Staubfäden sind zwar kurz, ragen aber doch aus dem Kelche hervor; die Staubbeutel sind eiförmig, stumpf. Der Fruchtknoten ist sitzend, verkehrt-eiförmig, der seitenhängige, fadenförmige Griffel ragt aus dem Kelche hervor; die Narbe ist kopfförmig. Die Frucht ist unbekannt.

— Aus dieser Gattung sind nur zwei aus Borneo und den Südseeinseln einheimische, halbstrauchige Arten bekannt mit wenigblühigen endständigen Ähren, fehlender Hülle und kleinem halbglöckigen wölbigen Blütenboden. — Diese Gattung ist übrigens mit *Kelleria* sehr nahe verwandt und nur durch die gesonderten Schlunddrüsen und durch die seitlichen Griffel verschieden.

3) *Struthiola* Linné. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der gefärbte Kelch ist von zwei Deckblättern begleitet, seine schlanke, cylindrische Röhre ist weit länger als die Zipfel und der Fruchtknoten und fällt zuletzt oberhalb des letzteren ringum ab; der Schlund ist erweitert, der vierpaltige Saum hat gleiche, abstehende Zipfel. An Drüsen sind acht oder zwölf oder selten vier vorhanden und dem oberen Theile des Schlundes eingefügt, sie ragen hervor und sind fleischig oder hornartig, länglich, aufrecht, am Grunde ist jede von einem krönchen glänzender Borstenhaare dicht umgeben, fließen aber meistens in einen faß fleischigen, etwas hervorstehenden Ring zusammen, während vier Drüsen mit den Kelchzipfeln abwechseln. Die unterständigen Schuppen fehlen. Die vier im Schlunde saß sitzenden, eingeschlossenen, linealischen, auf dem Rücken dem über die Fächer verlängerten Mittelbunde angewachsenen, stumpf-bespierten Staubbeutel wechseln mit den Kelchzipfeln ab. Der Fruchtknoten ist sitzend, der Griffel seitenhängig, haarförmig und so lang als die Kelchröhre; die Narbe ist kopfförmig und mit Würzchen besetzt. Das Nüsschen ist von dem stehenbleibenden Kelchgrunde eingeschlossen. Der Samen ist mit Eiweiß versehen.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten, Sträucher oder Halbstrauchler, sind am Cap der guten Hoffnung einheimisch und haben meist schlanke, steife Äste, gegenständige oder sehr selten zerstreute leberartige sitzende, meist linealische, gleichförmige Blätter und in den oberen Blattachsen einzeln oder zu zwei sitzende weiße, röthliche oder gelbe, meist außenseits weichhaarige Blüten.

Zweite Untertribus. Diplostemonen.

Die Staubgefäße sind in doppelter Anzahl als die Kelchzipfel vorhanden, nämlich vier oder zehn.

4) *Cryptadenia* Meisner. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der Kelch ist gefärbt und trichterförmig, seine Röhre ist oberhalb des Fruchtknotens gegliedert, der untere Theil bleibt stehen, der obere fällt ab, der Schlund ist weichhaarig, schuppenlos, der Saum regelmäßig, viertheilig, die Saumzipfel haben mit der Röhre gleiche Länge oder sind länger, abstehend, innen fahl. Die acht länglichen, sitzenden, saß in einer Reihe

stehenden Drüsen sind in der Mitte der Röhre angewachsen und wechseln mit den Staubgefäßen ab. Die unterständigen Schuppen fehlen. Die acht Staubgefäße sind der Kelchröhre oberhalb der Drüsen in zwei Reihen eingefügt, die der oberen Reihe stehen den Kelchzipfeln gegenüber und ragen hervor, die der unteren unterhalb der Ausbuchtungen stehenden sind halb eingeschlossen, die Träger sind haarförmig, unter der Röhre angewachsen, bärzig, die Staubbeutel sind eiförmig. Der Fruchtknoten ist fahl. Der seitenhängige, haarförmige Griffel hat mit der Kelchröhre gleiche Länge, die Narbe ist kopfförmig und mit Würzchen besetzt. Das Nüsschen ist von dem rauchhaarigen Kelchgrunde eingeschlossen.

Die zu dieser Gattung gehörigen, am Cap der guten Hoffnung einheimischen Arten bestehen aus ästigen Sträuchern mit kreuzständig-gegenüberstehenden, ungesielten, leberartigen, linealischen oder saß nadelstängigen Blättern und endständigen, meist einzeln, lilienartigen oder rosenrothen, außenseits seidenhaarigen Blüten.

5) *Lachnaea* Van Royen. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, viertheilig. Der Kelch ist gefärbt, trichterförmig, auf beiden Seiten weichhaarig oder sehr selten auf der Innenseite fahl, seine Röhre ist oberhalb des Fruchtknotens verengert und fällt zuletzt ab, die Zipfel des viertheiligen, abstehenden Saumes sind einander gleich oder zwispitzig-ungleich. Die unterständigen Schuppen fehlen, die acht perigonischen Schuppen sind in einfacher oder doppelter Reihe dem Schlunde unterhalb der Staubgefäße eingefügt und wechseln mit ihnen ab, sie sind eingeschlossen oder halb hervortragend, faden- oder schuppenförmig und in der Behaarung des Schlundes saß verflocht. Von den acht in zwei Reihen stehenden, aus dem Kelche hervortragenden Staubgefäßen sind die oberen dem Grunde der Kelchzipfel, die unteren dem Schlunde eingefügt, die Träger sind deutlich vorhanden, die Staubbeutel sind am Grunde angeheftet, eiförmig oder länglich, stumpf. Der Fruchtknoten ist sitzend, fahl, der Griffel seitenhängig, haarförmig; die kopfförmige, mit Würzchen besetzte Narbe ragt hervor. Das eiförmige Nüsschen ist vom stehenbleibenden Griffelgrunde eingeschlossen. Der Samen ist eiweißhaltig.

Sträucher im südlichen Afrika mit schlanke Ästen, gegenständigen oder zerstreuten Blättern und endständigen, kopfförmigen, von Hüllen umgebenen oder nackten, selten saß einzeln stehenden oder achselständigen Blüten machen die Arten dieser Gattung aus. Von *Cryptadenia* unterscheidet sie sich durch den Stand und die Form der perigonischen Schuppen, von *Gnidia* besonders durch die deutlichen, mehr oder weniger hervortragenden Staubfäden.

6) *Gnidia* Linné. Die Charakteristik dieser Gattung ist bei diesem Namen nachzusehen.

7) *Laosiphon* Presenais. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, fünftheilig. Der Kelch ist gefärbt, außenseits weichhaarig, innen fahl, seine Röhre ist schlanke, oberhalb des lang behaarten Grundes ringum abfallend oder nur selten bleibend, sein Saum ist fünftheilig, regelmäßig, abstehend. Die saß frontblattartigen, hervortragenden, fahlen, ganzrandigen oder zweitheiligen, bis-

weissen unbrüchlichen Schuppen sind dem Schlunde an den Ausbuchtungen eingefügt und wechseln mit den oberen Staubbeutel ab. Die zehn fast sitzenden, auf dem Rücken nahe am Grunde angehefteten, linealischen oder länglichen, stumpfen Staubbeutel stehen im Schlunde in zwei Reihen. Ein kleiner oder unbedeutlicher, häutiger, unterständiger Ring umgibt die Basis des Fruchtknotens. Im Uebrigen stimmt diese Gattung mit *Gnidia* überein.

Die zu dieser Gattung gehörigen, aus Sträuchern bestehenden Arten sind im südlichen und östlichen Afrika, in Madagaskar und Indien einheimisch und haben zerstreute oder gegenständige eiförmige Blätter, endständige, oft gestielte, meist vielblüthige und von einer vielblättrigen Hülle umgebene Köpfchen und einen halbkreisförmigen, wolligen Blütenboden. — Die Gattung ist sehr natürlich begründet, obwohl nur durch geringe Merkmale unterschieden, von *Gnidia* nur durch die fünftheiligen Blüten, von *Dais* durch die fast sitzenden eingeschlossenen Staubbeutel.

8) *Dicranolepis Planchon*. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, fünftheilig. Der Kelch ist präsentellerförmig, weißlich gefärbt und abfällig (Merkmale, welche in der Diagnose verschwiegen sind), seine Röhre ist lang und schlang, sein Saum fünfspaltig, regelmäßig, abstehend. Die zehn frontblattartigen Schuppen sind dem Schlunde eingefügt und stehen den Kelchspalten gegenüber. Die zehn Staubgefäße sind gleichfalls dem Schlunde eingefügt, die Träger sind fadenförmig, abwechselnd angleich lang, die längeren ragen aus dem Kelche hervor; die länglichen, stumpfen Staubbeutel sind auf dem Rücken in der Nähe der Basis angeheft. Der fünftheilige, häutige, unterständige Ring schließt das Stielchen des Fruchtknotens ein. Recepter ist halbkreisförmig, kurzgestielt. Der Griffel ist endständig, lang, eingeschlossen, abfällig, die Narbe ist linealisch-fadenförmig und mit Würschen besetzt. Die Frucht, wahrscheinlich eine Steinbeere, ist trocken, kurzgestielt, fast kugelig. Der Samen ist kugelig, die Schale häutig. Die Keimblätter sind halbkreisförmig, fleischig. Das Würschchen ist sehr kurz.

Aus dieser Gattung ist nur eine, vielleicht strauchige, im tropischen westlichen Afrika einheimische Art mit schlanken Ästen, wechselständigen, zweizeiligen Blättern, achselständigen, sitzenden, einzelnen Blüten und schlanken Deckblättern bekannt.

9) *Linostoma Wallich*. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, fünftheilig. Der Kelch ist gefärbt, halbfunfspaltig, abfällig, seine Röhre ist glockenförmig, nicht gerieft, seine Zipfel sind gleich, abstehend. Die zehn frontblattartigen, länglich-linealischen, faden, hervorragenden Schuppen sind dem Schlunde eingefügt, wechseln mit den Staubgefäßen ab und sind kürzer als diese. Die zehn Staubgefäße stehen im Schlunde fast in einer Reihe und sind kürzer als die Kelchzipfel, die prismatischen Träger ragen aus dem Kelche hervor, die den Buchten eingefügten sind kürzer als die übrigen; die länglichen, stumpfen Staubbeutel sind auf dem Rücken angeheft. Der unterständige Ring fehlt. Der sitzende, eiförmige, behaarte Fruchtknoten birherbergt ein hängendes Eichen.

Der endständige, haarfeine Griffel ragt aus dem Kelche hervor; die Narbe ist kopsförmig und mit Würschen besetzt. Die Frucht ist eine trodene Beere. Das Eichen ist fleischig, aber nur in geringer Menge vorhanden.

Zu dieser Gattung gehören indische Sträucher mit gegenständigen, lederartigen unteren und mittleren und fast häutigen, verschiedengefalteten blüthenständigen Blättern und endständigen Tolden.

10) *Lophostoma Meisner*. Die Blüten sind zweigeschlechtlich, fünftheilig. Der Kelch ist gefärbt, röhrig, im verworrenen Zustande stehenbleibend, seine Röhre ist ungetheilte, cylindrisch, schlang, sein Saum fünfspaltig, regelmäßig, abstehend. Die zehn Schuppen sind dem Schlunde eingefügt, länglich, stumpf, dicht bärtig, hervorragend, wechseln mit den Staubgefäßen ab und sind kürzer als diese, die den Ausbuchtungen gegenüberstehenden sind kürzer als die übrigen; die länglichen, stumpfen Staubbeutel sind auf dem Rücken angewachsen. Der unterständige Ring fehlt. Der sitzende, schwach fleischige Fruchtknoten enthält ein hängendes Eichen. Der endständige, haarförmige Griffel bleibt lange stehen; die kopsförmige, mit Würschen besetzte Narbe ragt ein wenig hervor. Die eiförmige, geschwabelt-jugelhafte Frucht ist wahrscheinlich eine trodene vom häutigen, verworrenen, erweiterten Kelche eingeschlossene, der verdickten, am Rande feingefürbten unterständigen Scheibe eingefügte Steinbeere.

Am Amazonenflusse einheimische Sträucher oder Bäume mit schlanken Ästchen, gegenständigen oder fast gegenständigen lederartigen Blättern, end- oder achselständigen, an der Spitze fast ehenkräutig-wenigästigen Blüthenstielen, drucklosen, in Trauben stehenden Blüten und sehr kurzen, stehenbleibenden Blütenstielen machen die Arten dieser Gattung aus. (Gardner.)

GNIDUS (*Gnidus*, aus Münzen und auch bei vielen griechischen Autoren *Knidos*), eine besonders durch ihren Aphrodite-Cult berühmte Stadt auf der asiatischen Gherlonesos (in *τῇ Κνιδίῳ Νεπορώγι*), auch tropische Halbinsel mit dem tropischen Vorgebirge genannt. Diese Halbinsel war durch einen fünf Stadien breiten Isthmos mit dem Festlande verbunden. Als daher der persische Feldherr Harnpagos mit einem Heere sich diesen Regionen näherte, beschloßen die Gnidier, schnelligst den Isthmos zu durchgraben, um sich für Landherr ohne Schiffe zugänglich zu machen und ihre Freiheit zu retten. Sie hatten diese Arbeit bereits in Wasser begonnen, als sie durch einen Orakelspruch davon abgemahnt wurden. Es blieb also Nichts übrig als Unterwerfung unter die persische Herrschaft. Herodot. I, 174. Herodot bezeichnet einfach die Kaledonier als Gründer der Stadt. Pausanias dagegen (X, 11, 1) erwähnt als solchen den Triopas, dessen an ein Ross geklebte Statue die Gnidier auch als Weibgeschenk nach Delphi gesandt hatten. Der Name des tropischen Vorgebirges mochte als vollständiges Document für diese Annahme betrachtet werden, obwohl derselbe einen ganz andern Ursprung haben konnte (vielleicht von den dreizehnten Gestalt des Vorgebirges). Uebrigens soll die Stadt selbst ursprünglich Triopla geheißen haben. Auch Pegasa und Kadia (oder Stadia)

werden als ältere Namen derselben aufgeführt. Vergl. Besseling zu *Hierocles* p. 687, und Hoffmann, Griechenland und die Griechen II. S. 1718 fg. Im Homerischen Hymnos auf Apollon wird die Stadt *αιωνή* genannt, woraus hervorgeht, daß dieselbe eine hohe Lage hatte. Wahrscheinlich befand sie sich zur Zeit jenes Dichters als Ort von geringerem Umfange ganz auf dem tropischen Vorgebirge. Späterhin mußte wol eine so günstig am Meere gelegene Stadt einen größeren Umfang erhalten. Namentlich wurde die vor dem Vorgebirge liegende kleine, nur sieben Stadien Umfang enthaltende Halbinsel durch einen Steinwall mit der Stadt vereinigt. Pausanias (V, 24, 1) erwähnt jedoch eine *Brücke* (*γέφυρα*); doch ist es wahrscheinlich, daß er mit dem Worte *γέφυρα* ebenfalls nur jenen Steinwall bezeichnet habe. Aus dem Worten des Pausanias (l. c.: τῆ; πόλεως τὸ μὲν πᾶν ἐν τῇ ἡμετέρᾳ πεντάκοντα τῇ Καρχηδ, ἔνθα καὶ τὰ λόγων μάλιστα ἔχον αὐτοῖς ἰσχυρὴ ἢ τὰ καὶ οὐκ ἔχοντα ἰσχυρὴ ἐστὶν ἐν τῇ ἡμετέρᾳ κινεῖται γέφυρα, γὰρ ἡ ἀναγκὰς ἐξ αὐτῆς) könnte man leicht folgern, daß er sich eine ganz andere Vorstellung von der Topographie dieser Stadt gemacht habe, sofern er die Chersonesos, die durch einen Isthmos mit dem festen Lande zusammenhängt, selbst als Insel betrachtet und den Haupttheil der Stadt auf das feste Land verlegt. Oder er hat die Halbinsel als das Festland betrachtet und die Insel vor derselben als Halbinsel, weil sie durch Dämme, welche er als *γέφυρα* bezeichnet, mit jener verbunden war. Nun wäre wol auch möglich, daß in dem spätern Zeitalter des Pausanias die Lage der Stadt eine andere gewesen sei als zur Zeit des Herodot. Die Insel vor dem Vorgebirge konnte wol aufgegeben und der Haupttheil der Stadt nach und nach dem Festlande zugefallen sein, sobald nur der kleinere Theil der Chersonesos angebörte; doch ist es weit wahrscheinlicher, daß er die Chersonesos als Festland und die vor ihr liegende, mit dieser verbundene Insel als Halbinsel betrachtet habe. Dies läßt sich auch aus der Beschreibung des Strabon XIV, 2. p. 666 seq. folgern.

Durch jenen Steinwall hatte die Stadt einen zweifachen Hafen erhalten, welcher ihr große Vortheile gewährte. Der südliche, durch zwei Dämme geschützt, war der Handelshafen. Einer jener Dämme, an hundert Fuß lang, ist noch gegenwärtig vorhanden. Die Ausdehnung des von hier aus betriebenen Handelsverkehrs geht schon daraus hervor, daß die Gnidier ihren Antheil am Hellenion zu Kauftrais in Aegypten hatten. Die Stadt gehörte zum vorrömischen, aus fünf oder sechs Städten bestehenden Dunde, und die *Triepia* waren das Dundeisest. Die Stadt hatte eine oligarchische Verfassung. Sechzig Männer aus den hervorragendsten Geschlechtern (*ἡξήκοντα ἐκ τῶν ἀριστῶν*) bildeten einen Ausschuß zur Verrichtung öffentlicher Angelegenheiten und werden deshalb auch *ἡξήκοντα* genannt. Eine andere Bezeichnung, *ἐπιτάκται*, führten dieselben deshalb, weil sie nicht zu einer Rechtschäftsabteilung verpflichtet waren. Der Vorsteher hieß *ἀρχηγός*. Seine Function war der Abstimmung die Umfrage zu halten. Da aber bei einer sol-

chen Verfassung nicht alle Geschlechter an der Regierung und Verwaltung des Staats Theil nehmen konnten, so erregte dies bei Vielen Unzufriedenheit und Feindschaft. Die Unzufriedenen brachten die Masse in Bewegung und die Verfassung wurde gestürzt. Dem Euboros wurde die Herstellung einer neuen Verfassung übertragen, welche dem Volke einen größeren Antheil an der Regierung gestattete. Vergl. *Aristoteles*, *Politik*, V, 5, 3. 11. — Den hier blühenden Aphrodite-Cult betreffend wurde die Göttin unter drei verschiedenen Namen: als *Doris*, als *Akraia* und als *Euploia*, verehrt, und hatte diesen entsprechend drei verschiedene Tempel. Der älteste derselben war der der Aphrodite *Doris*. Sie war die Beschützerin der Stadt und der Handelsseifahrt. Wahrscheinlich war dieser Tempel mit der unvergleichlichen, von Praxiteles gearbeiteten Statue der Göttin, welche der byzantinische König Nikomedes gegen Bezahlung aller Schulden der Stadt veräußert zu erlangen strebte. Doch konnte diese Statue auch dem Tempel der *Euploia* angehören. Andere hier verehrte Gottheiten waren *Heklepios*, *Apollon*, *Dionysos*, *Poseidon*, deren Cult durch zahlreiche Wägen bezeugt wird. Aus dieser Stadt stammen auch mehrere berühmte Männer. So der *Akronon* und *Naubemastor* Euboros, welcher hier eine Sternwarte hergerichtet hatte und die Bewegung der Himmelskörper beobachtete. Dana der *Peripatetiker* und *Historiker* *Agatharchides*, *Theopompas*, Freund des *Zul. Cäsar*, *Artemidoros*, Sohn des *Theopompas*, *Akrisios*, Erbarzt des *Akratereas* und Verfasser einer asyrischen und persischen Geschichte. Auch der Colonieführer und Feldherr *Perantios* stammte aus dieser Stadt. Vergl. *Diodor. Sicul.* V. c. 9. 10. In der Nähe von Gnidus besiegte der attische Feldherr *Konon* die spartanische Flotte. Ueber die noch erhaltenen Ruinen der Stadt hat *Beaufort* (*Karamania* S. 81) folgendes Urtheil gefällt: „An wenigen Orten findet man auffallendere Beweise ehemaliger Herrlichkeit und an noch weniger von der schändlichen Wuth der Zerstörer. Der ganze Boden der Stadt ist ein wasser Haufen von Trümmern: man kann noch Straßen und Thorewege unterscheiden, Säulenhallen und Theater.“ Gegenwärtig ist übrigens die oben erwähnte Insel mit der Chersonesos durch eine sanftige Erdenze verbunden. Vergl. Hoffmann, Griechenland und die Griechen II. S. 1720. Zu bemerken ist, daß *Charles Fellows* (Ausflug nach Kleinasien und Unternehmungen in Asien) die Ruinen dieser Stadt nicht besucht hat. Auf seiner Karte von Kleinasien ist die Lage derselben auf der bezeichneten Chersonesos nebst der vor ihr liegenden Insel richtig angegeben. (J. H. Krause.)

GNIPHO (Marcus Antonius), römischer Rheor¹⁾, um 640 in Gallien geboren und zu Alexandria erzogen²⁾. Er gehörte neben seinem Zeitgenossen *Kleuias* *Plotius Gallus* u. A. zu den Männern, welche von dem

1) Vergl. A. Wehrmann, *Gesch. der römischen Erziehung* (Leipzig 1835). S. 58 u. 69. 2) „Ingenius fuit,“ heißt es in der unten gleich anzuführenden Stelle aus Euseb., „sed expositus a nutritore suo manumissus est, ut aliqui tradunt, Alexandriae institutus.“

Ende des 6. Jahrh. der römischen Republik an bis gegen das letzte Viertel des folgenden die römische Verehrtheit unter griechischem Einflusse fortbildeten, der zwar auch bereits früher nicht ganz gefehlt hatte. Bei dem Mangel an rhetorischen Schriften aus jener Zeit kann dieser von Außen sich andringende Bildungsgang, der allmählich zu eigener Originalität formwuchs, allerdings nicht genauer nachgewiesen werden, aber er war unzweifelhaft vorhanden; denn gegen das Ende des 6. Jahrh. wanderte griechische Wissenschaft förmlich in Rom ein. Sie konnte freilich nach manchen Seiten hin nicht sofort festen Boden gewinnen und ihre Thätigkeit ward von den strengen Römern nach dem Maßstabe der Moralität geschätzt, wie denn auch die Ausweisungen griechischer Philosophen und Rhetoren aus Rom in den Jahren 580 und 592 klar beweisen, wie hartnäckig und stark der durchaus praktische Sinn der Römer der fremden Wissenschaft sich verschloß. Erst die berühmte, von Carneades, Kritolaos und Diogenes vertretene Philosophiegeschandtschaft von Athen im J. 593 mit eigentlich politischer Tendenz bahnte der griechischen Wissenschaft ebener Wege, und von Dialektik und Sophistik zunächst sich mehr freihaltend, gewannen die harmloseren Gebiete der Grammatik und Rhetorik schnellen Eingang und ihm entsprechende Ausbildung. Das Hauptgeschäft der ersteren bestand in der Erklärung griechischer Dichter, die selbstverständlich in die Rhetorik schon hinübergriffen mußte; diese selbst aber, als eine Durchgangsstufe für die öffentliche Wirksamkeit von hoher Wichtigkeit, hatte bald auch lateinische Rhetoren aufzuweisen. Jedoch vom Anfange an hatten die griechischen oder doch halbgriechischen Lehrer den Vorrang in jenen beiden Disciplinen; unter den lateinischen aber war Gniphio der berühmteste einer. Suetonius³⁾ bezeichnet ihn, überkommener Tradition zufolge, als einen Mann „ingenii magni, memoriae singulari, nec minus graece quam latine doctus, praeterea comi facillique natura nec unquam de mercedibus pactus eoque plura ex liberalitate discentium consecutus.“ und fügt hinzu: „Docuit et rhetoricam, ita ut quotidie praecepta eloquentiae traderet, de clamaret vero non nisi nudinus.“ Derselbe Gewährsmann fährt fort: „Docuit primum in Divi Iulii domo, pueri adhuc, deinde in sua privata,“ bezeichnet auch die angeführten Männer als seine Zuhörer und Schüler, unter ihnen selbst Cicero, „cum praetura fungeretur.“⁴⁾ Viele Schriften wurden ihm zugeschrieben, die aber von Atticus Philologus auf zwei Bände *De latino sermone* beschränkt wurden, indem die übrigen von seinen Schülern abgefaßt seien; neuerdings erst wieder sollte er als rhetorischer Schriftsteller in integrum restitui werden.

Der berühmte ehemalige Professor C. G. Schüz in Jena suchte durch eine geistreich ausgeführte Hypothese Gniphio als Verfasser der vier Bücher „*Rhetoricorum* ad C. Herennium“ eines ungenannten Schriftstellers,

die gewöhnlich in den Ausgaben der sämtlichen Schriften Cicero's mit auftreten und hier noch jetzt fortgeführt werden, zu erweisen.

Aus frühester Zeit her galten allerdings die Rhetorica ad Herennium auf die Auctorität des Priscianus, Hieronymus, Fortunatianus und Augustinus⁵⁾ hin als ein Ciceronianisches Werk. Doch folgt aus ihren Anführungen genau genommen nur so viel, daß zu ihrer Zeit jene Rhetorik unter Cicero's Namen gangbar war. Quintilian mag sie genannt haben, bezeichnet sie aber nicht als eine Ciceronianische, was bei sonstiger Genauigkeit und bei seiner Hochachtung für Cicero auffallen muß⁶⁾. Hielten auch weiterhin viele Gelehrten, wie Leon. Aetius, Laur. Balla, Angel. Politianus, G. Raspe, Kirchmaier u. A. an dieser Annahme fest: so wichen sich dagegen doch die gerechtesten Bedenken geltend zu machen, herausgetreten aus dem ganz eigentümlichen Verhältnisse, in welchem diese vier Bücher zu den unbewiesenen Echten beider des Cicero, gewöhnlich *De inventione* genannt, standen und welches die verschiedensten Erklärungsvorläufe hervorrief; näher auf sie einzugehen, müßte aber hier viel zu weit führen. Natürlich sah man sich nach Ersatzmännern um, und es hat sich ein lauges Verzeihnis von Männern aufgebaut, welche mit mehr oder weniger vorhandener Wahrscheinlichkeit hierher einberufen wurden. Man fiel mit Stimmeneinheit auf Cornificius, bald den älteren, bald den jüngeren; man riefh auf M. Tullius, Cicero's Sohn, auf Tullius Tiro und Laurea Tullius, auf M. Galio und Virginio Rufus, selbst auf Timolao, einen der sogenannten 30 Toraunen⁷⁾. Einen der neueren, in die näher gerückte Vergangenheit eingreifenden Versuch machte Phil. von Heubner⁸⁾, indem er, aber nach der Meinung der meisten Gelehrten mit sehr wenig Glück, den L. Aelius Stilo mit der wahrscheinlichen Verfasserschaft jener Rhetik. ad Her. betraut wissen wollte, bis endlich ganz neuerdings einer unserer gelehrten Zeitgenossen den arg verschlingenen Knoten mutig durchzuhauen suchte, worüber am Schlusse dieses Artikels förmlich berichtet werden soll.

Schüz, auf den nach dieser Einkalkulation wieder zurückzukommen ist, stellte seine Hypothese, daß Gniphio der Verfasser der Rhetoricorum ad Herennium sei, zuerst in seiner Ausgabe der rhetorischen Schriften Cicero's (Lips. 1804—1808. 3 Voll.) in den Prolegomenen zu dem ersten Bande an. Noch ausführlicher that er dies in dem ersten Bande seiner Ausgabe sämtlicher Schrif-

3) Die nächsten Zeugnisse bei Westermann a. a. O. S. 190. Ann. 10. 4) Suetonius S. 190—191. 5) Quenstedt Ann. 7. speziell darüber J. P. Ludwig, De Cicero, Rhet. ad Herenn. auctore vindicato. (Viteb. 1691. 4.) Natürlich sollte es auch nicht an solchen, die sich gegen Cicero's Auctorität erklärten. Beral. Hand. Cicero als Schriftsteller, in dieser Encyclopädie. 17. Th. S. 208.

6) Die weiteren Ausführungen dieser Eingehenden bei Hand a. a. O. und Westermann S. 187 u. 191. Beral. auch Pauly, Encyclopädie der class. Altertumswissenschaft. Th. 6. 2. S. 2217. 7) Siehe dessen Disquisitio de L. Aelio Stilo, Cicero in rhetorici magistro, rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore. Inventa sunt Aelio Stilonis et Servii Claudii fragmenta. (Traj. ad Rhen. 1839. 8.)

3) De illustr. gr. c. 7. bekräftigt.

4) Bon Macrob. Sat. III, 12

ten des Cicero, Leipzig 1814. In dem Prooem. zu demselben geht er p. LVIII—LXIII auf diesen Gegenstand näher ein. Zweckmäßig ist hier *Petri Burmanni* de Rhet. ad Her. auctore variorum opinionum censura p. V—XLVII¹⁾ vorangestellt, in welcher die meisten der vorhin erwähnten angeleglichen Autoritäten kritisch durchgenommen werden. Aldemann sucht er die Zeit der Abfassung dieser Bücher festzustellen (—LV), wo er statt des Zeitraumes von 664 bis 667, welchen er früher (Proleg. p. 21) annahm, hier auf die Zeit von 666 bis 672 vorkörpert. Kurz weist er hierauf die am nachdrücklichsten bekämpfte Autorität einer der beiden Cornificii zurück (—LVII) und entwickelt endlich, hauptsächlich auf Suetonius sich stützend, dessen Auslagen über Cnippa schon beigebracht sind, seine eigene Hypothese, die er durch eine angelegte Zeittafel zu befestigen sucht (—LXIII). Hand²⁾ nennt Schütz's Beweisführung eine feinsinnige und Behrmann³⁾ bezeichnet seine Hypothese als eine solche, welche neben allen übrigen immer einen sehr ehrenvollen Platz behaupten werde, wenn man sich auch gestehen müsse, daß die in der Schrift selbst gefundenen und mit seinen anderweit bekannten Lebensumständen in Verbindung gesetzten Beziehungen nicht speciell genug seien, um nicht auch auf jeden andern Rhetor von einigem Rufe gebrühet werden zu können.

Freilich scheint es, da doch beide zuletzt genannte Gelehrte auch an der Schütz'schen Annahme Mängel zu erapieren finden, am rathsamsten zu sein, die Frage nach dem Verfasser der Rhet. ad Her. auf sich beruhen zu lassen, wie es von Lambin, Grenov, Burmann u. A. geschah. Aber neuerdings erst ist die Autorschaft der Rhetoricorum ad Herennium von Cornificius durch G. L. Kayser⁴⁾ zu einem fait accompli gemacht worden, und sind, die sich für diesen Gegenstand interessieren, auf die Vorrede zu dessen Ausgabe p. VI seq. zu verweisen. (J. E. Volbeding.)

GNITAEIDE. Die Gnitaeide ist nach der Edda und Wölsungssaga die Sidtte, wo Sigurd den in Drachengehalt verwandelten Fasir (i. d. Art.) erschlug und das verhängnisvolle Gold der Rißluge erwarb. In der Vornagessaga c. 5 heißt dieselbe Gniparheidr (oder Gnitparheidr, im satirischen Liede von Kegn den Schmied Str. 20 u. d. Glitrabeidr, in dem norwegischen Liede Fränar ormen og Yslands galten (Randhads Sammlung S. 134 fg.), endlich Yslandsheidr (Var. Yutlandsheidr). Diese sämtlichen Namen sagen mit Ausnahme von Gniparheidr ganz dasselbe aus. Die Namensform

Gnitaeidr ist nämlich, wie fast die meisten der eddischen Heidenlieder, altfädischen Ursprungs und kammt ihrem ersten Theile nach von dem altfädischen Zeitworte gnlatt, gnlit, gnliton glänzen, welches aus dem niederteutschen gnetterswart glänzen/schwarz, gnettersen Edelstein, gnetura glänzen/schwarze Granaten, und aus unserm Gneis, der vom Glimmer glänzende Stein, geschlossen werden kann; glitrabeidr, dem ersten Theile nach vom altnordischen Zeitworte glitra (unser glitzern) stammend, heißt ebenfalls glänzen, schimmern, sodas also beide Namen die glänzende, schimmernde Heide bedeuten. Yslandsheidr, auf Island liegend, verunrein ohne Zweifel die mythische Insel zu verstehen ist, auf der nach dem Nibelungenliede Brunhild ihren Sitz hat, schließt sich den beiden vorigen in der Bedeutung genau an, indem Island, wie ich in meiner deutschen Heiden saga I, 153 fg. nachgewiesen habe, das Land der Göttin Ise bezeichnet und diese Namensform auf das Wortelverbum isan, äis, isum, isana glänzen zurückführbar ist. Der Name Gniparheidr endlich entspricht der unterweltlichen Höhle Gnipahellir und bezeichnet demnach die Gnitaeide als ein Lodenreid. Da nun das mythische Island ebenfalls ein solches Lodenreid ist (i. meine Heiden saga a. a. D.), so begreift es sich leicht, wie im norwegischen Liede Yslandsheidr an die Stelle von Gnitaeidr treten konnte. Diese Bedeutung der Gnitaeide erhält aber noch durch zweierlei Umstände ihre Bestätigung. Einmal war nach dem Fasnismal Str. 26 die Gnitaeide wenigstens von einer Seite von heiligen Bergen umgeben, und sodann wird in der Atakvita Str. 5. 6 die selbe zugleich mit dem heiligen, dunkeln Walde Myrkvidr, welcher der Lieblingsaufenthalt der Loden erwählten Völkerei war (Grimm, Myth. S. 401), genannt, sodas dieser wol mit zu den unmittelbaren Umgebungen der Gnitaeide gerechnet werden darf; in unsern mittelalterlichen Gedichten aber erscheint die Unterwelt auf allen Seiten von dichten Wäldern umgeben, auch wird „zu Walde gehen“ für sterben gebraucht (Simrod, Myth. S. 523 fg.). Ferner ist zu erwidern, das nach altnordischen Vorstellungen in der Unterwelt furchtbare Schlangen hausten, und das dieselbe, wie unter Fasir's Hut auf Gnitaeide, unermeßliches Gold aufgeschuft ist; und endlich, das außer hörnen Siegfriedsdöden den Drachenkampf und die Erwerbung des Hortes mit der Befreiung der Jungfrau vom Drachenstein verbindet und in das Land der unterweltlichen Abreise verlegt, und das aus der Verlauchung der Gnitaeide mit Islandheide und deren Verlegung nach der Insel Island im norwegischen Liede auf eine gleiche Verbindung in der spätern norwegischen Volkserzählung geschlossen werden kann⁵⁾. Der hohle

10) Aus der Vorrede zu besten Ausgabe der Rhetoricae Cic. (Lugd. Batav. 1761. 4.) p. VI seq. 11) a. a. D. S. 208. 12) a. a. D. S. 188. 13) Cornificii Rhetoricorum ad C. Herennium libri IV. Rec. et interpretatus est C. L. Kayser. (Lips. 1854. 8.) Wary ohne Ansehung wegen seiner Verfasser's Hypothese ist auch Kayser nicht geblieben. Man vergl. (G. v. Leuzsch) Philologus. Jahrg. 1856. S. 270 fg. Aber Kayser steht doch wol gegen Edda in gutem Bilde sein, aus etwas Verwirrung nicht so sehr, als nicht, das ich Verharmd in seiner neueren Ausgabe des „Grundrißes der röm. Literatur“ ausdrücklich für Cornificius mittheilen hat.

H. Garret 1 Bd. v. R. G. G. LXXI.

1) Diese Vermuthung wird durch das norwegische Nibelungenlied: „Der reiche Peter Krämer“ bei Hebjörnsen und Woe I, 38. 39 völlig gestützt; dieses Nibelungenlied ist nämlich nur eine Variation des von mir in meiner deutschen Heiden saga I, 360 mitgetheilten eddischen Nibelungenlied „Archebau der Dracheneide“, in welchem die Bezeichnung auf Siegfried noch deutlich erkennbar ist, und zugleich wenigstens noch der Drachenkampf und die Befreiung der Jungfrau verbunden erscheinen.

Berg und die unterirdische Höhle in einigen unserer Siegfriedsagen entziehen ohne Zweifel der Gnipahöle. Ueber die Lage der Gnitahöhe erhalten wir eine merkwürdige Nachricht durch das Itinerarium des isländischen Abtes Nicolaus, der in der Mitte des 12. Jahrh. eine Reise von Island nach Rom unternahm und bei der Erwähnung von Vaberdorn und Rainz sagt: „zwischen diesen liegt das Dorf, das Horus heißt, das andree heißt Kiliantr, und da ist die Gnitahöhe, wo Sigurd den Fafnir erschlug“. Diese Nachricht ist um so merkwürdiger, da in keiner deutschen Uebersetzung die Gnitahöhe genannt wird, und man zu jener Zeit doch noch in Heiden oder Wälschen genau ihre Lage anzugeben wußte.

Unter Horus verstand man bald Herrsch, bald Herborn (s. die Anmerkungen zu der unten angeführten Schrift Verlauff 8), was aber höchst unwahrscheinlich sein mußte. W. Grimm a. a. D. dachte daher an das ausgegangene Horobus am Fuße der alten Eresburg (Stadterge an der Dümme), neuerlichst Ph. Heber in i. Schrift: Die vorcarolingischen christlichen Glaubensheiden am Rhein und deren Zeit. Nach einem Anhang: Ueber Siegfried den Drachentöchter S. 343 fg. an das gleichfalls ausgegangene Drhusen auf den Höhen der Ibbacher Heide unweit Limburg im Nassauischen. In Betreff Kiliantr's traf Wonne, Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heltenage S. 45 ohne Zweifel wol das Richtige, indem er es für Kalbern der Warburg, das alte Calantra (s. Wenz, Hessische Geschichte II, 439), erklärte. Gegen Grimm's und Heber's Ansicht erhoben sich aber sofort zwischen Bedentz; einmal wurde ein Isländer wol schwerlich Horus statt Horbus geschrieben haben, und bei Drhusen ist zugleich das fehlende H des Anlauts sehr mißlich; sodann erwartet man nach der Angabe des Abtes Nicolaus, daß Horus und Kiliantr in unmittelbarer Nähe liegen, allein sowohl Horbus als auch Drhusen sind von Kalbern allzu weit entfernt. Die Nähe von Horus und Kiliantr ist aber um so wahrscheinlicher, da eine heilige unterirdische Höhle kaum eine solche Ausdehnung einnehmen konnte, als aus Grimm's oder Heber's Ansicht folgen würde. Freilich wird in der Atlakvita Str. 5 der Gnitahöhe das Prädicat „die weite“ beigemitt, und davon das Heil (volle) unterrichten, allein man wird sich hierauf wol kaum berufen können. Für Heber spricht jedoch noch der besondere Umstand, daß bei Kalbern und Drhusen die alte Straße von Vaberdorn nach Mainz vorbeiführte, und daß beide den Ein- und Ausgangspunkt des Thor- oder Landviehthums Dittirichs bildeten.

Ungeachtet meiner sorgfältigen Nachforschungen ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, über Horus zu einem neuen und sichern Resultate zu gelangen. In dessen glaube ich nicht zu irren, wenn ich der Ansicht bin, daß die Gnitahöhe in dem Gebiete gesucht werden

muß, welches eintheilweis durch den Halbfreis, den die Lahn etwa von Bienenfoss bis nach Weimar macht, andertheils durch einen doppelten Heggaben, der sich von dem Dienberg bis in die Gegend von Holshausen oberhalb Kalbern hinzieht, eingeschlossen wird, und innerhalb dessen sich fast eine heilige Stätte an d. andere reiht, die ich in dem dritten Bande meiner deutschen Heltenage auszusuchen gedenke. Insbesondere ist hier ein Punkt bei dem lutherschen Dorfe Gyrar Weimar „der Wurm-scheid“ genannt höchst bedeutsam, indem bei demselben Alles genau zutrifft, was wir aus den nordischen Denkmälern über die Gnitahöhe erfahren. Außer den heiligen Bergen, welche das Fafnirsmal a. a. D., und das Feld, welches die Atlakvita a. a. D. aufzählen, stehen wir noch aus der Wölsungasaga c. 18 (s. meine deutsche Heltenage I, 119), daß dieselbe ein hochgelegener Punkt war, und daß sich in ihrer Nähe ein Wasser befand; denn es heißt hier, daß Sigurd und Regin die Heide hinaufstiegen zu dem Fahrwege, den Fafnir zu schreiten gewohnt war, wenn er zu Wasser fuhr. Der Wurm-scheid nun liegt nicht nur ganz in der Nähe der Berge, welche sich durch ihre Namen „Aufentopf“, „Donnerberg“, „Martinsberg“, „Peterswald“ als alt-heidenische heilige Stätten kundgeben, sondern er besteht auch aus einem Fels“, das sich in jenseitiger Höhe halbfreisförmig von den Ufern der Aina an (d. i. Alana) der heilige Fluß) erhebt. Dazu kommt noch die Sage, daß auf diesem Wurm-scheid in nächstlicher Zeit ein großes Feuer lodert, welches unermessliche Schätze von Gold und Silber birgt, und um welches ringend eine furchtbare Schlange, dieselbe hütend, liegt). Es

3) Jenes Heil der Atlakvita darf als der bedeutendste Punkt der Heide angesehen werden, und grade wol als derjenige, wo Sigurd den Fafnir erschlug, weshalb auch Nili den Wälsungen dieses Heil angeboten zu haben scheint, um sie dadurch zur Annahme seiner verdrähtlichen Einladung zu bewegen. 4) Die Sage tritt mit großer Bestimmtheit auf. Nicht nur mehr Leute als Gyrar Weimar, sondern auch aus dem benachbarten Holshausen, und unter diesen sogar der Bürgermeister, haben mir versichert, das Feuer mit eigenen Augen gesehen zu haben. Nach Niemand hat-ete aber der herrlichen Schlange wegen gewagt, hinzutreten. Ein Mann sagte sich jedoch einmal ein- und trat hinauf, als das Feuer schon im Größeren begriffen war, er durchschloß es mit einem Steine, aber er fand weiter Nuth nach Silbri; da dachte er, etwas müßte zu hoch von seiner Höhe haben, und nahm eine glühende Kohle, um seine untersten ausgegangene Heide wieder anzuputten, und siehe, als er nach Hause kam, hatte sich die Kohle in ein Goldstück verwandelt. Zugleich erscheint auf dem Wurm-scheid öfter eine weiße Jungfrau von wunderbarer Schönheit: am sonnennheilen Mittage dabei sei sich in den Klüften der Aina und legt darauf am Ufer und sammelt ihr goldenes Haar, verschwindet aber sogleich in den Klüften, wenn sich ein Mensch ihr naht. Einst war ein Jäger durchschie aus einem Dorfe jenseits des Flusses trat am Abend zu seinen Wälschen nach Gyrar Weimar gegangen und hatte seine Wälschen heimlich und aber die Wälschen schreien will, hat die Jungfrau auf beschreiben, auf einem andern Wege über den Aina zu gelangen ist unmöglich, und er geht daher endlich mühsam zu der Brücke zu. Da steht sich die Jungfrau über das Gelande der Brücke in den Strom hinauf, und der Jäger barische kommt glücklich hinüber, aber seine Wälsche hat er seitdem nimmer wieder von sich, wenn er zur Nachtzeit zu seinem Wälschen wanderte. — Die Jang-

2) Jar illuill er þorp er Horns heitir, annat heitir Kiliantri, oc þar er Gnitahéid er Sigurðr vā at Fafni. Wælski Symbolas ad geographiam medii ævi p. 16. Grimm, Deutsche Heltenage S. 41.

könnte hierin leicht noch eine Erinnerung an Jafuir und sein Gold erhalten sein, obgleich ähnliche Sagen auch anderwärts begegnen.

Um sich zu überzeugen, daß wenigstens in diesem Gebiete die Gnitahede zu suchen ist, muß man noch Folgendes erwägen. Dieselbe gehörte zu dem Reiche des Hunenkönigs Atli, da sie dieser in der Atlakvi'a a. a. O. nach Morfvidr und den Sätzen Danpr's den Einfungen anbietet. Atli ist nun freilich nach den deutlichen Uebersetzungen der Thidresfaga *) König des sächsischen Hunenlandes und hat seinen Sitz zu Eufat (Zest in Weßfalen); allein sein Reich umfaßt auch noch einen Theil des Frankensandes, da sich nach dem Eingange zum Sigdraksmál die Burg seiner Schwester Brundhild auf Hindersfiall dalselt erhebt, und sich Sigard, als er den Drachen erschlagen hatte, fúrwárts nach Frankensand wendend dieses Gebirge hinaus ritt. Welcher Theil des Frankensandes dem Atli gehörte, wird durch zwei Umstände ungewissehaft. Erstens lag nach der Wílfungsaaga c. 14 die Gnitahede nicht weit von Thiodi, dem Siege des Dänenkönigs Hialprel, wo Sigard geboren und erzogen wurde. Dieses Dänenland kann aber sein anderes als das Land der Danuten sein *) (d. i. Chatten, welche dänischen Stammes sind), welche Ríemáns in den Oberlahngau setzt und in dem Schreiben Gregor's III. an Bonifacius unter dem Namen Bortharier wiedererwähnen und deren Land höchst wahrscheinlich auch das Beriangoland der Thidresfaga ist, in dem Brundhild's Burg Ecgard lag †). Mag man nun unter Thiodi meiner Vermuthung nach Dautphe verstehen, das im Mittelalter eine Grafschaft war †), oder mit Heber a. a. O. S. 335 Dies an der Lahn, das im 12. Jahrh. unter dem Namen Dietha, früher aber unter dem Namen Theodissa, Didesse vorkommt, was jedoch hauptsächlich das gegen sich hat, daß es nicht im Ober-, sondern im Niederlahngau lag, obgleich die Thei-

lung dieses Gaues erst späters Ursprungs ist. Näher führen uns aber die erwähnten Städte Danpr's. Danpr, Tan oder Dagr war nämlich der mythische Geyonmund des dänischen Volkes, und wie im Norden der König Dan im Niesenberge bei Knerbog und im hohen Berge bei Tönnningen sigt †), so sigt Dagr als König Dagobertus (wobei das einfache Dag nur durch bert erhöht ist) dem Volksglauben nach im Ruderswalde, der zwischen Kaldern und dem Wormscheide liegt, hält von Zeit zu Zeit in einer mit vier schwarzen Rossen bespannten Kutsche seinen Umzug nach seiner verfallenen Burg Dagobertshausen und von da nach der wílfen Dagobertshausen und Hermerthshausen gelegenen Wüstung Alrethshausen, wo er mit Wagen und Rossen verkehrt. Die Städte des Königs Dagobertus, zu denen vor allen wol das uralte Dagobertshausen gehört, sind also ohne Zweifel die Städte Danpr's, und in ihrer Nähe muß die Gnitahede gelegen haben.

Gegen diese Ansicht erhebt sich zwar das Bedenken, daß demnach Herus südwärts von Galantra gesucht werden müßte, während es nach der Reisekunde des Nicolaus nordwärts liegen müßte; allein es ist die Angabe desselben nur eine gegenläufige Bemerkung, wobei es auf die Frage beider Orte wol weniger ankam, als bei Angabe seiner Reiseorte, die er von Island nach Rom genommen.

Kaum noch der Anführung verdien es, wenn Schöning in der Heimskringla Tom. III. tab. geogr. die Gnitahede nach Belgien verlegt. (A. Razmann.)

GNIOEN, Landstadt im westlichen Kreise oder dem Herzogthume Gústrow in Mecklenburg-Schwerin mit etwa 3000 Einwohnern, worunter 73 Juden. Sie liegt auf einem Hügel, ist auf drei Seiten von einem in die Trebel gehenden Bache umflossen, ohne Mauern und Wälle, terrassenartig an der nach Nordost abfallenden Höhe angelegt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat zehn Straßen, einen Marktplatz und einen Kirchplatz, der mit Linden umgeben ist. Die Neustadt ist ein seit 1799 entstandener neuer Anbau von zwei Straßen im Nordosten. Die Kirche befindet sich auf dem höchsten Punkte der Stadt am Südwestende, das Rathhaus auf dem Markte, vor den Thoren das Schießhaus, Armenhaus, die Mühle, ein Erichser, viele Schuren. Die Umgebung ist freundlich. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, eines ritterschaftlichen Patrimonial-, Civil- und Criminalgerichts, eines Stadtrichts, Postamts, einer Zentraleinnahme. Für arme Studirende besteht die Bischof'sche milde Stiftung. Hauptnahrungsweg sind: beträchtlicher Ackerbau, Tischlerei, Weberei. Gnomen erhielt im J. 1290 durch den Fürsten Heinrich von Werle, den vormundschafftlichen Regenten des Landes Rostock, Stadtrecht und fiel mit Rostock im J. 1323 an Mecklenburg. (H. E. Hösler.)

GNOM. Die Gnomen sind im thaumaturgischen Sinne Elementargeister, die dem Reiche der Erde vorstehen und da ihren Sitz haben. Sie nehmen in der magischen Hierarchie die letzte Rangstufe ein, nach den

fron ist ohne Zweifel Isaac Hebra, die Königin der Danunen. — Ueber Wormscheide brandet wol kaum demerzt zu werden, daß warm im Mittelalter die Beherrschung Schlang, Drache hieß.

5) In der Thidresfaga wird die Gnitahede zwar nicht mehr genannt, und Sigard erschlägt den Drachen (wie im hohen Siege ríedalsiote), als ihn sein Vögteater, der jagderberühmte Schmied Mimir, aus dem angestrichen Knaben los zu werden, in den Wald schickt, Kehlen zu branden; allein Mimir wohnt im Hunenlande, und demnach muß auch in dieser spätern Uebersetzung die Gnitahede noch in diesem Lande liegen gedacht sein. U. dieses Hunenland das des Atli (Atli) war, sagt die Saga freilich nicht, aber sie kennt nur dieses. 6) Es darf nicht ausfallen, wenn hier das Land der Dänen oder Danuten zugleich als Frankensand (oder, je nachdem man es auffaßt, wenigstens an letzteres grenzend) erscheint, da auch in der Hernaghsfaga c. 4 das Reich der oben genannten Hialprel als in Frankensand liegend bezeichnet wird. Frankensand ist hier nämlich nur der spätere allgemeine Name; denn ebenso wie im Gylfaginning p. 162 (ed. Egelsson) das Reich der Weltlinge, welches die Erda und Wílfungsaaga euktiminig nach Hunenland verweisen, Frankensand genannt, und indem der Verfasser die Worte gebraucht: „welches (= Frankensand) genannt wird,“ gibt er deutlich zu verstehen, daß jenes Reich zur Zeit der Wílfungsaaga einen andern Namen führte. 7) Siehe meine deutsche Thidresfaga I, 15. 8) Oberdalsfál I, 166 fg. 9) Oberdalsfál I, 15.

10) Siehe Mällerhoff. Schleswig-Holst. Sagen Nr. 505.

Salamandern (Heuer), Eifen (Luft), Dabinen (Wasser). Dies der ursprüngliche Begriff. Im weitern Sinne aber faßt speziell die teutsche Mythologie darunter alle die Geschöpfe der Unterwelt zusammen, die unter jabollos, ewig wechselnden Namen das Land der Sage bevölkern. In diesen Traditionen allein findet man das Material zu ihrer Geschichte, und ganz besonders reich daran ist der Natur der Sache nach die Heimat des Bergmanns. Dem Jäger, dem Hirten und dem Fischer werden sie in absteigender Linie immer fremder, wiewol sie durch poetische Behandlung in allen Gattungen und Formen der Dichtkunst ein Gemeingut Aller bis zu dem Grade geworden sind, daß ein halb undenkliches Vertrauens mit der Natur und dem Wesen der Gnomen Jedem inne wohnt, sobald man sie unter dem heimischen landläufigen Namen aufführt. Als gewisse allgemeine Kennzeichen dieses mythischen Geschlechtes, von dem unter dem Artikel Zwergge nuffassender wird die Rede sein müssen, lassen sich folgende Eigenschaften aufstellen: Die kleine unformige Gestalt, durch die sie die Riesen (den Menschen als Mittelglied betrachtet) zu Antipoden haben; aber das Maß ihrer Größe, sowie über den Grad ihrer körperlichen Schönheit sind die widersprechenden Angaben durchaus nicht zu vereinigen. Auch die Farbe ihrer Kleidung unterliegt durchaus keiner feststehenden Regel. Bald (und das ist allerdings das Häufigere) erscheinen sie grau, aber oft auch roth (i. zulezt die Namen), grün, braun. Sie sind ein eigenes, abgeschlossenes Volk mit eigener Sprache, die das Echo bilde. Sie haben die Kraft, dem Menschen übel und wohl zu thun, wobei aber die erstere Seite gewöhnlich im Ueberwichte ist. Ob sie dem Christenthume feindlich sind oder nicht, läßt sich nicht ausmachen, da viele Sagen sie vor dem Glodentone weichen und abziehen lassen, andere wieder erzählen, daß sie bald unterirdischen Gottesdienst hielten, bald sich dazu der Kirchenruinen bedienten. Nicht einmal die Nacht ist ausschließlich die Zeit ihrer Epiphanie, sondern sie sind an keine Geistesstände gebunden, da sie z. B. grade am hellen Mittage erscheinen. Fast alle haben die Eigenschaft, sich unsichtbar machen zu können. Sie sind trotz ihrer übermenschlichen Macht nicht frei von Bedürfnissen und können ihrerseits der Hilfe der Menschen nicht entbehren. Die Gabe der Weissagung und die Kenntniß geheimer Naturkräfte im Stein- und Pflanzenreiche ist ihnen größtentheils verliehen. Hinsichtlich des sogenannten Punktes, der außerordentlichen Körperleinheit, allein auszunehmen ist ein Wesen, vielleicht weitens das Volkshämschste in diesem Kreise, der mit vollem Rechte der König der Gnomen genannt zu werden verdient, und in dem sich ihr ganzer Charakter relativ bis zur Vollkommenheit steigert: Käbezahl, der Herr des schiffischen Gedirges. Da es fast unmöglich und wenn auch auszuföhren, doch nicht einmal ganz zweckdienlich erscheint, eine Uebersicht aller Sagensammlungen zu geben, die bereits weit über 300 Werke bilden, so genüge hier der Nachweis von Stellen, in denen ausführlicher der Gnomen gedacht wird, und ein Verzeichniß der Namen, die am meisten gäng und gäbe sind, mache den Beschluß.

J. Grimm, Deutsche Mythologie (Göttingen 1835. 8.) S. 251—275 und sonst öfter. E. Smrod, Deutsche Mythologie (Bonn 1855. 8.) S. 33 u. 449—455. J. W. Wolf, Deutsche Götterlehre (Göttingen 1852. 8.) S. 50—62. F. W. Wolf, Mythologie der Völkstämme (Stuttgart 1848. 8.) S. 160—209. — Unter Berücksichtigung des oben Gesagten, daß die Natur der Gnommen in einander überläßt und sich nirgend streng scheidet, kann man nur folgende Specialnamen mit größerem oder geringerem Rechte darunter aufzählen, wobei lediglich das Epitheton in Berg und Wald festgehalten werden kann. Bergmännchen, Bergmönche, Bergtrollen, Bilgenschneider, Bilwitz, Binsenschneider, Blaserle, Breinscheube (Bairn), Brownie (Irland), Bnschleute, Cabot (Niederlande), Cluricane (Irland), Couriquet (England), Däumlinge, Daune maith (Irland), Doane shi (Schottland), Dynion nad (Wales), alle drei Namen bedeuten: süßes Volk. Gobelien (Frankreich), Goerzoni (Lüneburger Wenden) = Bergmännlein, vom ilseischen gora. Gute Holden, Gute Nachbarn, Gutes Volk, Haerdmaendli (Schweiz) = Erdmännchen. Haas Donnerstag (Schleswig-Holstein), Haulemännerehen = Höblmännchen. Heimechen, Heinechen, Heinzchen, Heinzelmännchen (Göln), Heizelmänn (Rheinburg), Hoedeke (Niederlande) = Hüden, i. u. Holderchen, Holzeute, Hüthen (Hildesheim), Kaboutermännchen, nicht zu verwechseln mit dem Schiffsgeiste: Kabautermännchen. Kobolde, Kornwil (Braunschweig), Kurzebolde, Lieblinge, Linslinger (Schweden), Ma allwed (Schottland) = unter der Erde. Markdrücker (Schiffen), Moosweibchen, Norggen (Tyrol), Onnerbänkissen (Schleswig-Holstein), Paratuk (Litauen) = Däumling. Pidmuj jk (Polen) = Spanntrummeln. Pilwitz, Preinscheube (Bairn), Puck (Irland), Querlich (Häutungen), Querke (Laußig), Räzel, versg. unten: Schräpel. Roggenmönche (Ulmars), Rothe Jungen (Braunschweig), Rothmützechen (Branden), Schrat, Schrätsel, Schretzel oder Schretzelein, Stiesel (Schloß Kalenberg), Stüles Volk, Swartalar (Schweden), Toggeli (Schweiz), Tremsemutter (Osobrad), Underjordiske (Dänemark), Unholde, Unterirdische, Waldmännchen, Waldweibchen, Wichte, Wichtel, Wilde Weibchen, Wilis (Esten), Ziegenmelker. (Dr. F. L. Bönigk.)

GNOMA, Rässetzung der Familie der Bodläser auch von Fabricius von der ältern Gattung Lamia (i. d. Art.) abgetrennt für wenige Arten mit wechselnden Halschildesteinen, aber auffallend langsam, in der Nist eingeschnitten Halschilde und eiförmigen Fühlern ohne Hagrwimpern. (Giebel.)

GNOME. GNOMISCHE POESIE. Gnomena (von dem griechischen Worte γνομαι, erkennen) sind Sinne oder Denksprüche weiser und erfahrener Männer, die in kurz ausgedrückten Sätzen die Resultate ihrer Lebensbeobachtungen mittheilen. Der Form wie dem Inhalt nach gehören die Gnomen zur Gattung der didaktischen Poesie. Der Ursprung dieser Denksprüche fällt in eine sehr frühe Periode, in die Zeit, wo mit der wachsenden

Kultur der Menschen ihre Beobachtungsgabe sich hinreichend entwickelte, um die Handlungen genau betrachten und aus häufig wiederkehrenden Erfahrungen besondere Lebensregeln abstrahiren zu können. Diese betrafen Anfangs nur das Individuum des Menschen. Bald aber erstreckten sie sich auch auf seine Familie, deren Wohl mit dem seinigen genau zusammenhing. Aber auch in den Kreis seiner nächsten Umgebungen wurden nach und nach die von ihm gesammelten Lebensregeln hineingezogen. So entstanden zwei Classen dieser Regeln, die eine für den einzelnen Menschen in Hinsicht auf seine Familie, die andere für ihn und die ganze Familie im Verhältnisse zu denen, deren Wirkungskreis an den seinigen grenzte. Eine dritte Classe von Klugheitsregeln trat noch hinzu, seit der Mensch in einem Staate lebte, wo Einer oder Wenige das Ruder führten. Jetzt mußten gewisse Regeln gesammelt werden, durch deren Befolgung man den schweren Arm jener Mächtigen von sich zurückhalten konnte. Die reifere Entwicklung der Denkfraft des Menschen sagte ihm aber auch, daß er in noch höherem Grade unter dem Einflusse einer allwaltenden Gottheit stehe, die ihn ebenso leicht vernichten konnte, als sie ihm das Dasein geschenkt hatte. Die Abhängigkeit seines Schicksals von der Gottheit konnte der Mensch nicht verkennen. Schon durch die Naturerscheinungen, besonders die furchtbaren, ward er darauf hingeleitet. Aus der Scheu vor jenem mächtigen Wesen entwickelten sich nun in dem menschlichen Geiste gewisse Regeln, durch deren Beobachtung man den Jorn der Gottheit zu verhüten und in Ruhe und Frieden leben zu können wußte. So bildete sich allmählig eine Art von Lebensweisheit, die unter allen Völkern und Himmelsstrichen fast dieselbe Farbe hatte, und später zu der praktischen Philosophie der Griechen legte. Weisende Männer von höherem Alter beschäftigten sich damit, die Resultate mehrjähriger Lebenserfahrungen der hochenden Jugend als Klugheitsregeln mitzutheilen. Sie wurden dafür mit dem Namen der Weisen beehrt. Der bildliche, kurze und daher oft räthselhafte Ausdruck jener Sprüche prägte sich leicht dem Gedächtnisse ein, und sie erhielten sich so Jahrhunderte durch mündliche Tradition. Die Erfindung der Schreibkunst veranlaßte einzelne Männer, eine Anzahl von Weisheitsregeln zu sammeln und durch schriftliche Aufzeichnung ihre Dauer zu sichern. Der Schatz jener Regeln war aber so groß, daß den einzelnen Sammlungen derselben öftere Nachlese folgen. Um dem Alterthume in dieser Gattung des vorläufigen Vortrags nicht nachzugeben, machte man bei der zunehmenden Größencultur in späteren Zeiten den Versuch, neue Weisheitsprüche zu dichten und sie den älteren anzureihen. Diese neueren Nommen mußten sich jedoch im Laufe der Jahrhunderte, wenn sie passende Lebensregeln sein sollten, durch ihre künstlicheren Formen wesentlich unterscheiden von jenen ehrwürdigen Ueberresten der edlen Einsicht des Alterthums, da diese letzteren bloß Resultate wirklicher Erfahrungen waren, die späteren Denksprüche jedoch ihr Dasein der Kunst verdankten.

Unter den Hebräern scheint dieser Zweig der Lehr-

poesie in den frühesten Zeiten der Urwelt bekannt gewesen zu sein. Schon der Moses selbst hat man Gesetze und Lebensregeln in das Erwand der Gnomik. Zu Simeon's Zeiten spielte man bei Freudenfesten mit Räthseln. Daß die Hebräer überhaupt Freunde von dieser Gattung der didaktischen Poesie waren, beweisen die ansehnlichen Sammlungen von Nommen in hebräischer Sprache. Außer dem vorzüglichsten Grade von Weisheit, durch den sich Salomo vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, machte er sich durch einen Schatz von Nommen noch besonders um sein Volk verdient. Sein Name, den man an die Spitze aller alten Weisheit und Gnomik stellte, verdrängte bald alle seine Vorgänger in dieser Dichtungsart. Irrer würde man jedoch, wenn man annähme, daß alle unter Salomo's Namen auf unsere Zeiten gekommene Weisheitsprüche wirklich die Arbeit jenes innarrischen Königs gewesen wären. Auch aus dem scharfsinnigsten und weisigsten Kopfe hätte schwerlich ein solcher Vorrath von Nommen in solcher Mannichfaltigkeit und Abwechslung hervorgehen können. Eichhorn in seiner Einleitung zum alten Testamente sagt darüber: „Höchstens kann man ohne Unwahrscheinlichkeit annehmen, daß von Salomo die Einleitung in den ersten neuen Capiteln förmlich ausgearbeitet, und daß von ihm viele von den in den zwei folgenden Capiteln gesammelten Sentenzen, die seinen Namen tragen, ausgesprochen werden. Dagegen ist aber auch unläugbar, daß unter den Denksprüchen im ersten und zweiten Buche des zweiten Theils viele Aussprüche anderer Weisen vorkommen. Das erste Buch gleicht einem künstlich ausgearbeiteten Ganzen mit Rundung und Einheit. Da es vom zweiten Theile durch eine eigene Aufschrift getrennt wird, so war es Anfangs wol allein im Umlaufe. Der zweite Theil ward erst späterhin abgeschlossen, weil er seines Inhalts wegen es verdiente, ein Gesellschaftsstück von jenem zu werden. Sind gleich mehrere Sinnsprüche von ganz verschiedenen Weisen aus dem Alterthume in diesem Theile zu einem Buche verbunden worden, so konnte man sie dennoch unter dem Namen Salomo's vereinigen, theils weil eine Anzahl Sprüche ihn wirklich zum Urheber hatte, theils weil sie seines Ruhms nicht unwerth waren und unter seinem Namen bekannter zu werden verdienten. Der erste Anhang vom dreizehnten Capitel an soll von einem gewissen Naur herrühren. Dies mag seine Richtigkeit haben. Wir wissen aber nichts Näheres von diesem Manne. Auch über Samuel, an den die Weisheitslehren im zweiten Anhang gerichtet sind, läßt sich nichts Gewisses sagen. Vermuthlich war er nicht einmal eine wirkliche Person. Der Weise, welcher die Lebensregeln im letzten Capitel niederschrieb, wollte darthun, was ein König zu beobachten habe, der das Glück seiner Unterthanen befördern wolle. Er läßt daher einen königlichen Prinzen nach diesen Regeln gebildet werden und legt sie der Mutter desselben in den Mund.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind daher, um mit Eichhorn's Worten zu reden, „alle Weisheitsquellen, welche die weisen Männer mehrer Zeitalter geoffnet hatten, in die Sammlung der Nommen Salomo's, wie in einen

Wissvergögen, Grobes und Trauriges legt er auf die Bagatelle, und wägt ab, was wahr und was falsch, was ferdauernd und was vergänglich, was schindbar und was wirklich ist. Aber diese Bemerkungen über den Weltlauf sind nicht nach einem künstlichen Plane, sondern nach den Gesetzen der Combination der Ideen verbunden. Daher springt er von einem Stande in den andern, von einer Lebensart in die andere, und sehr misunter auch zu manchen schon andernorts beigebrachten Betrachtungen und Beispielen zurück. Dabei wählt er eine eigene Art der Einleitung, die wie eine Unterbrechung zweier Weisen über das menschliche Leben und den Weltlauf aussieht, wie eine Unterbrechung zwischen einem hitzigen Fortschritt und einem bedächtigen Lehrer. Jener betrachtet, dieser lehrt, jener klagt, dieser tröstet, jener überspannt, dieser mäßigt das Ueberpaante. Jener kühnt, wie ein Neuling in der Welt, Nichts am rechten Orte, und verrückt Alles, dieser setzt wieder zurecht, was jener verrückt hat. Wie ein ralscher Jüngling verwirrt und verdummt der Beobachter Alles, was ihm vorkommt; der Lehrer dagegen prüft und erörtert langsam wie ein alter Weiser, und richtet mit kalter Bedächtigkeit wieder auf, was jener zu Boden getreten hat. Jener spricht mit einer gewissen Selbstgenugsamkeit immer in seinem werthen Ich; dieser aber redet in dem sanften Tone eines Lehrers, bezieht sich des vertraulichen Du, und weist den jungen Schüler, der in der Hitze über alle Gegenstände hinwegschießt, in die Schranken der Wahrheit zurück³⁾.

Ein lockendes Colorit konnte der Dichter einem Werke, das die Nichtigkeit der irdischen Dinge schildern sollte, nicht geben. Vergänglichkeits, Emsigkeit unsrer selbst, wie alles dessen, was uns umgibt und mit uns in irgend einer Verbindung steht, ist das Hauptthema dieses Buchs, sein Anfang und sein Ende. Das Glas der Melancholie trübt den Blick des Beobachters der menschlichen Schicksale. Ueberall kühnt er nur Jammer und Elend an Gottes schöner Erde. Die Sprache, die er redet, ist die Sprache der Leidenschaft. Wundert darf man sich daher nicht, wenn er in einem Augenblicke verweist, was er in dem andern billigt, wenn er das, was er gelobt, wieder tadelt u. Bei allen Uebertreibungen, die sich der ralsche und lähne Beurtheiler der Welt und der menschlichen Schicksale in seiner Gnomensammlung erlaubt, enthält dieselbe doch viel Wahres, Brauchbares und Nützliches. „Ich kenne“, sagt Herder⁴⁾, „sein Buch aus dem Alterthume, das die Summe des menschlichen Lebens, seine Abweichungen und Nichtigkeiten in Geschäften, Entwürfen, Speculationen und Vergnügen zugleich mit dem, was in ihm wahr, dauernd, fortgehend, wachsend, lohnend ist, reicher, kürzer und eindringlicher beschreiben, als der Koheleth. Wahrlich ein Königswort! — Wie denn auch viele Männer von Geschäften und Erfahrung, wenigstens in ihrem Alter, an ihm außerordentlichen Genuß gefunden, und darauf zuletzt gleichsam ihre Lebensweisheit

reducirt haben. Heute im Gefängnisse lesen den Hiob, heute im Cabinete lesen den Prediger am Abende ihrer Tage. Was Vaso und Andere für politische Weisheit in den Sprüchen Salomo's fanden, ist bekannt; allein was für allgemeine historisch-philosophische Lebensweisheit im Prediger sei, ist vielleicht noch nicht dargestellt, wie sich gebührt. Wenige Worte in ihm sind das Resultat großer Bücher, Lebensläufe und Velsperioden, und wahrlich sind's, wie das Ende des Buchs rühmt, liebliche Worte der Rechtschaffenheit und Wahrheit, Stacheln und Nadeln in die Seele.“ Ein künstliches Gewebe darf man im Koheleth nicht suchen. Die darin enthaltenen Bemerkungen über den Gang der Welt und die Schicksale der Menschen sind, nach Herder's Ausdruck, „zusammengeschoßen“, und mit den Allgemefinsagen, was endlich das sinnvolle Resultat von Allem ist, leicht umfaßt und gebunden⁵⁾.

Durch Denksprüche und Sprüchwörter Weisheit und Tugend zu lehren war so ganz im Geiste des Orients, daß nach der günstigen Aufnahme, welche die Gnomens Salomo's und seiner Nachfolger gefunden, nicht mehr gute Köpfe sich in dieser Dichtungsart hätten versuchen sollen. Auch Feind, der Sohn Sirach's⁶⁾, sammelte beinahe zwei Jahrhunderte vor Christus manche liebliche Blumen aus dem Felde der Gnomik. Sein Sittenbuch nennt (Sichhorn⁷⁾) „eine Khapsodie von moralischen Declamationen, von kurzen und längeren Betrachtungen über den Weltlauf, die Lebensarten und Handlungsweisen der Menschen in allen Ständen, Ordnungen und Alteren; eine Sammlung von einzelnen, bald abgerissenen, bald zusammenhängenden Gedanken und Einsällen, von allgemeinen und scharfsinnig gedachten, von wichtigen und ungehörten Sprüchen zum weissen Gebrauche des Lebens; ein würdiges Gesellschaftsstück zu den Weisheitsprüchen Salomo's.“ Der Inhalt ist ungemein mannichfaltig. Bald schildert der Verfasser jenes Buchs in einzelnen Gnomens

5) Einige Proben dieser Gnomensammlung mögen hier eine Stelle finden:

Was ist des Menschen Elend; Niemand weiß.
Was ich hinfort für ihn erregen wird.

Wer will's vorher verkünden, was geschieht?
Wie Keiner je dem Winde wehren mag,
Daher er weht, woher sein Dorn haucht,
So wehret Niemand auch dem Leiden,
Daß er nicht komme, wenn die Stunde schlägt.

Mit überleile Unglücksbedenkeln
Mit beissen Schicksal dich; nur in der Noth
Des Ickers wohnt ein unglückliches Herz.

Dem Sklaven selber ist der Schlummer süß,
Er schläft sich reichlich ober nicht.
Allen am Reichen gönnt den süßen Schlaf
Sein Reichthum nicht. Wie niederzuschlagen ihn,
Der Reichthum strebt von seinem eignen Herzu
Mit Eurg' und Müß' und Angst bracht zu sein!

6) Jofac, der Sohn Sirach's, blühte ungefähr 180 Jahre vor Christus. Er schrieb sein Sittenbuch hebräisch. Sein Vater gleiches Namens übertrug es leich, der Vorehre zufolge, in Arabisch unter Ptolemäus Sergius II. in Griechisch: s. Sichhorn's Einleitung in die apokryphischen Bücher des Alter: Th. 35 ff.
7) Siehe Sichhorn a. a. O., S. 43.

3) Siehe Sichhorn's Einleitung in das Alte Testament, 3. Th. S. 661. 4) In seinen Briefen über das Studium der Theologie. 1. Th. S. 178.

Tugend und Laster nach ihrer Natur und ihren Folgen, bald den Menschen im Kampfe mit seinen mannichfachen Neigungen. Was das Leben erheitern kann, wird von dem Verfasser empfohlen: Zufriedenheit und Frohsinn, Vermeidung der ängstlichen Sorgen, des Jorns, des Reibes u. Mit einem Blicke in das häusliche und bürgerliche Geschästelben werden jedem Alter, jedem Stande und Verhältniſſe heilsame Vorschriften und Rathschläge ertheilt, der Jugend empfielt der Verfasser Bescheidenheit und Gehorsam, dem Alter ein redliches und vorsichtiges Betragen, um in Allem der Jugend zum Muster zu dienen. Daran reihen sich Betrachtungen über die Weisheit nach dem vielfachen Sinne des Wortes, Betrachtungen über die Schöpfung und Größe Gottes in seinen Werken. Es sind vorzugsweise die mittleren Stände, die der Verfasser in seinen *Gnomon* berührt, von deren Bedürfnissen er spricht und ihnen ihre Pflichten einschärft. Das er nicht bloß aus dem Schatze eigener Erfahrungen und Beobachtungen schöpft, sondern auch Manches aus früheren *Gnomon*-sammlungen entlehnt, sagt er selbst. Auch bekräftigen es die mannichfachen Wiederholungen derselben Gedanken mit ähnlichen Worten, und die hier und da vorkommenden Bilder sprüche in Grundfätzen und Meinerungen. Selbst der durchaus verschiedene Geist in manchen *Gnomon* läßt auf ihren Ursprung in verschiedenen Zeitaltern schließen. Was der Verfasser dieses Buchs aus anderen Sammlungen entlehnt, scheint er größtentheils auf seine eigene Weise und nach seiner Abſicht gestaltet zu haben. Eine systematische Ordnung darf man in seinen *Sitten*-sprüchen nicht suchen. Sein Zweck scheint gewesen zu sein, ein nützliches Volksebuch zu liefern. Dazu aber hatte er nicht nöthig, die einzelnen *Gnomon* zu einem planmäßigen Ganzen zu vereinigen. Ohne Zweifel waren diese *Denksprüche* ursprünglich bekräftig geschrieben. Das ganze Buch trägt das Gepräge eines bekräftigen Originals. Ebenso unverkennbar ist aber auch, daß Salomo das Muster war, nach welchem Jesus, der Sohn Sirachs, sich bildete. Die ganze Anordnung, der ganze Gang, die ganze Einſiedlung des königlichen Weisen findet sich in diesen *Gnomon* wieder. In beiden Sammlungen wechseln kurze Betrachtungen mit einzelnen *Gnomon* ab, in beiden sind die meisten *Denksprüche* von einzelnen Fällen abstrahirt; in beiden dient jeweilen eine allgemeine Sentenz zum Thema, dessen reichhaltiger Inhalt durch einzelne Betrachtungen weiter entwickelt wird. Jedensfalls ist in beiden der Sirachide reich an Bemerkungen über die verschiedenen Stände und Lebensweisen der Menschen.

8) Vermuthlich gebörte der Verfasser selbst zu dem Mittelstande, obgleich ihn mehrere Literaten zu dem Vierzehnjährigen rechnen. Ueber seine Lebensart wie über seine Schicksale schweigt die Geschichte; sie nennt und lobt Jerusalem als seine Vaterstadt. Vergl. S. W. E. Kinde, *Wandens* und *Sittenlehre* des Sohnes Sirachs. (Leipzig 1796.) 9) Kinde a. a. D. Berrebe S. XVII sagt darüber: „Die Weisheit, Koral in *Sitten*-sprüchen zu schreiben, enthält schon allein die Vollständigkeit aller künftigen Anordnung, denn sie ist eben so ein Kind der Kunst und Kobelt, als der Kunst und der Weisheit. Die meisten Sentenzen waren nämlich Beobachtungen, einseitige proverbiale Rathschläge, empirische Erlebensregeln, ohne Beweis und Ausführung.“

Er betrachtet die Gegenstände aus mehrern Gesichtspunkten und von mehrern Seiten und seine Behauptungen sind bestimmter und treffender. Uebrigens bemerkt man auch in diesem Werke des bekräftigen Alterthums den mächtigen Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Aufklärung und Vorurtheil, die alle *Erſchriften* der Jersaliten in höherem Grade auszeichnet. Dem Lobe, das schon Salomo und andere seiner Zeitgenossen einem braven Weibe ertheilt hatten, stimmt auch der Sirachide bei. Nicht minder vorzüglich sind seine Vorschriften in Bezug auf die Wahl der Freunde und das Betragen gegen dieselben. 10)

Auch andere Völker des Orients huldigten der *Gnomistik*. Die Araber hatten von jeher die Gewohnheit, in Sentenzen und kurzen Sprüchen zu lehren. In den älteren Zeiten sog die Einſiedlung ihrer Leben aus dem Zustande ihrer Cultur. Wie allen ungebildeten Völkern waren auch den Arabern die Ausprüche ihrer Väter wichtig und heilig. In späterer Zeit fügten sie zu den Sentenzen, die ihnen das Alterthum überliefert hatte, neue Sprüche hinzu, denen sie durch Wortspiele und Affonanzen noch ein besonderes Interesse zu geben suchten. Nach den ausführlichen Sentenzen-sammlungen der Araber zu urtheilen, war keine Nation an Weisheits-sprüchen reicher als sie. Der einzige Meidani im 12.

10) Vergl. Eichhorn's Einleitung in die apokryphischen Bücher des N. T., Kinde's Einleitung zu einer neuen Uebersetzung des *Gnomon* des Sirachs und die vor seiner letzten Uebersetzung befindliche Abhandlung Riemer's über die Methode, die Koral in *Sitten*-sprüchen vorzutragen.

- 11) Beglückt der allen wahrlich ist der Mann,
Denn das Geschick ist ganz Weis verliert;
Vergesselt wird ihm seiner Tage Wohl.
Ein bieder Weib erhebet ihren Mann,
Und streut Licht auf seine Stunden hin. —
Wer ein vorzüglich Gut ist ihr Weib;
Dem Neidigen allein wird er zu Theil.
Sein Loos sei Reichthum oder Armut, Weis
Ist seine Brust voll von Freudenheil.
Von seinem Antlitz strahlt die Freude nur.
Ein anmuthvolles Weib ergötzt den Mann,
Ein süßem Weib beglückt sein Weib der Welt.
Wie Gottes Saad am Bergeschimmer strahlt,
So glänzt der Weisheit Schatzkammer, der die Hand
Der Tagend neuen Reiz verleiht, dem Mann.
Ein schöner Weib erheitert des Mannes Weis,
Und überleitet der Wünsche jeglichen u.

Siehe Jesus Sirach Cap. XXVI.

12) Jedem begehrt mit Freundschaft; aber von Tausenden trauer
Einem kann, und nur dann, wenn die Noth ihn drückt.
Denn gar viele sind das, so lang sie genießen, die Freunde,
Aber verschwinden, sobald Unglück und Mangel dir naht.

13) Centuria Proverborum arabiorum, edid. Andreas Scaenr.
(Viteb. 1658.) Sammlung von Sentenzen ad calcem Gramma-
ticae Erpenianae. (Lugd. Batav. 1856.) Centur. III. sentent.
lat. arab. (edid. Goshu) in *Erpeni rudimenta arab.*, edid. A.
Schultens. (Lugd. Batav. 1793.) Antholog. sententiarum ara-
bicarum cum scholiis Zamachchari, edid. H. A. Schultens. (Lugd.
Batav. 1772. 4.) Proverborum arabiorum Centur. II. cum
interpretatione latina et scholiis J. Scaligeri et Th. Erpeni.
(Leydae 1614. 1618.) Vergl. Kienmatt. apud Foeck.
Hist. Arab. not. p. 350 a. a. m.

Jahrh. hatte mehr als 6000 sogenannte Sprichwörter zusammengetragen¹⁴⁾. Es befinden sich jedoch nicht bloß Gnomen oder Sentenzen in dieser Sammlung. Ein großer Theil derselben besteht aus bloßen Vergleichungen, aus merkwürdigen und inhaltsreichen Fragmenten arabischer Dichter, aus Scherzen, witzigen Einfällen etc. Bei diesem Inhalte und dieser Art des Ursprungs der arabischen Sprichwörterfassungen mußten viele der darin zusammengestellten Sentenzen dunkel und räthselhaft sein. Meisani begleitete daher seine Sammlung mit einem ausführlichen Commentare, in welchem er den Sinn der einzelnen Gnomen erklärte, und ihre Anspielungen auf Sprache und Geschichte zu erläutern bemüht war. Unter den Persern war es vorzüglich Sadi, der das Gebiet der Onomast betrat. In seinem „Baumgarten“ (Bostan) ist er moralische Betrachtungen und Sittensprüche mit einander abwechselnd. In seinem „Rosengarten“ (Gulistan) warf er einen Blick auf den Gang der menschlichen Schicksale, und trug seine Lebensweisheit in Parabeln und Sentenzen vor, die sich von dem Sinne und Charakter der Gnomen im Wesentlichen wenig unterscheiden¹⁵⁾.

Wie im Oriente hatte man auch im Abendlande sich schon früh damit beschäftigt, eine Menge von heilsamen Erfahrungen und Klugheitsregeln, wie sie sich im Kreise der Welt oder im Schooße häuslicher Zurückgezogenheit als wahr und richtig erprobt hatten, allmählig zu sammeln und für sich und Andere aufzubewahren. Die feine Beobachtungsgabe der Griechen, ihre Empfanglichkeit für alles Gute und Schöne, zeigte sich in dieser Hinsicht besonders thätig. Einen reichen Schatz von Gnomen enthält die griechische Anthologie. Nicht bloß

ihr eigenes Interesse hatten die Griechen im Auge, als sie diese Sittensprüche sammelten¹⁶⁾ und den älteren Geschlechterzeugnissen dieser Art neue hinzusetzten. Es war das lebhafteste Gefühl der Sympathie und Humanität, vermöge dessen sie sich nur durch Theilnehmung glücklich fühlten¹⁷⁾. Was sie zur Bekanntmachung von Betrachtungen über das Leben, über den Lauf der Welt und den Gang der menschlichen Schicksale veranlaßte, war Geselligkeit, bald Freundschaft, bald der Drang, durch ihre Erfahrungen Anderen zu nützen, mitunter auch wohl die Forderung des Ruhms. Jemand eine Empfehlung oder Idee in sich zu verschließen, lag nicht im Charakter der Griechen. Beinahe unmöglich war es ihnen, eine Bemerkung von Wichtigkeit, ein interessantes Urtheil, ein heilsames Axiom ihres Nachdenkens Anderen vorzuenthalten. Dazu kam, daß ihre Sittensprüche ihnen wenig Mühe kosteten. Sie fließten sich gleichsam von selbst in das reizende Gewand der Fabeln und Graelen. Kein Wunder war es daher, daß der Geist eines Solon, Theognid, Simonides, Pseculides, Pythagoras u. a. Onomastiker des hellenischen Alterthums auch auf manchem griechischen Weisen späterer Zeit ruhte, und ihn antrieb, durch moralische Denksprüche und Klugheitsregeln der Humanität ein Opfer zu weihen. Die meisten der in der griechischen Anthologie enthaltenen Gnomen verdienen, wenn auch von ungleichem Werthe, als Sittensprüche beachtet zu werden, denen das Spröde gemeinnütziger Wahrheiten und eines feinen Geschmacks aufgedrückt ist. Fast alle empfehlen sich durch Aumuth der Form, durch liebliche Sprache, durch Natur und edle Einfachheit. Mit Begeisterung äußert sich Herder, der mehr dieser Sittensprüche nachbildete¹⁸⁾, über ihren Charakter in den Worten: „Die Seele des griechischen Epigramms ist Mitempfindung. — Schon bei der Wahl der Gegenstände zeigt sich das sanfte Gefühl der Menschlichkeit, das ein gleiches Mitleidenschaft fordert. Wie schön ist in diesen Gnomen das Schicksal des Menschen in seinem kurzen und wandelbaren Leben, endlich in seinem Abschiede von allem, was ihn liebte, geschildert! Selbst wo diese einzelnen Stimmen nur Sentenzen sind, rühren sie durch ihre

14) Specimen Proverb. Meisani ex versione Pocockiana, edid. H. A. Schultens. (Lond. 1775. 4.) Meisani Proverb. Arabicoor. Pars I. et. II. A. Schultens. (Lugd. Batav. 1795. 4.) 15) J. J. Reiske, Sammlung einiger arabischer Sprichwörter (aus Reiske's), Leipzig 1758. 4.) 16) Esig Levinus, Rosengarten Persico, (Lugd. Batav. 1644. 4.) Anthologia Persica (edid. Ignat. de Stirner). (Vienne 1778. 4.) Sadi's Rosen-garten. Aus dem Persischen übersezt von Philipp Weiss. (Stutt-gart 1841. 16) Westliche Dicht. Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentare Samiri's aus dem Persischen übersezt mit Anmerkungen und Zugaben von R. S. Graf. (Leipzig 1846. 8.) Aus Herder's Uebersetzung mehrerer persischer Gnomen (in f. Herkenten Blättern und in f. Werken zur schönen Literatur und Kunst. 9. Th. S. 99 ff.) weichen die nachfolgenden als Probe dienen:

Perne Schweigen, o Freund! Dem Silber gleicht die Rede;
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauterer Schmuck.
Schönheit ist ein mildes Gift. Sie machet den Verrückten
Stiel, und wenn sie eusticht, läßt sie ihn traurig und leer.
Wird dem Winde verfliehet das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verwehrt, Bitter und Süßes eusticht;
Aber das Unheil flieht, das der Unterdrückte verdrieht;
Unsere Dialecten eusticht, seine begleiten ihn fort.
Strenge thut gegen dich selbst, beschneidet die übrigen Reben;
Doch fröhlicher wachst ihnen die Traube dreist.
Der ist der Tapfer nicht, der den zernien Dornen hervorleckt;
Der ist's, der auch im Jorn an die Wunde beherstet.
M. Gnept. d. W. u. d. Erste Section. LXXI.

16) Unter den Sammlungen aus späterer Zeit sind hier vor-zugsweise zu nennen: Anthologia Graeca, edid. J. J. Reiske. (Lips. 1754.) Gnomologum Poetarum quorund. vultus. opera sen-tentiosa Vol. I. edid. E. O. Glandorf. Vol. II. edid. E. A. Forstke. (Lips. 1775—1776.) 2 Voll. Gnomii Poetae Graeci ad opt. fid. emend. R. F. Th. Brunck. (Argentor. 1784.) Vergl. dessen Annotata veterum Poetarum. (Ibid. 1775—1776.) 3 Voll. Anthologia Graeca ex recens. Brunckii, ed. Fr. Jacobs. (Lips. 1795—1814.) 13 Voll. Anthologia Graeca n. fid. Götze. Pa-latin. ex apographo Gothano edid. Fr. Jacobs. (Lips. 1813—1817.) 4 Voll. Gnomii Poetae Graeci, edid. Orelli. (Lips. 1819—1821.) 2 Voll. Tempe (von Fr. Jacobs). Leipzig 1803.

17) Bekannt ist der Griechen Gang zur Geselligkeit, die selten im Hause saßen, liess und sie an die öffentlichen Plätze der Stadt trug, wo sie sich mit Andern unterhalten konnten. 18) In seinen Beckrücken Blättern (1785) wieder abgedruckt in Her-der's Werken zur schönen Literatur und Kunst. 10. Th. S. 15 ff. Nach Voß hat mehr Epigramme der griechischen Anthologie nach-bildet. Man findet sie im fünften Theile seiner sämtlichen Ge-dichte. (Königsberg 1802.)

traurige Wahrheit wie die Stimme der Nachtigall auf einem Grabe. Allen theilt sich dieses Gefühl der Humanität mit, allem, was den Menschen umgibt, was ihn erfreut oder quält, was ihn lehrt, oder was ihm dient. — Für den jenseitigen Menschen sind diese kleinen Gebichte eine Schule gefelliger Empfindung, und wie manches hätten wir auch noch sonst in den besten dieser Gebichte zu lernen!" Mit sich ergreifender Wahrheit berühren sie in oft wiederkehrenden und doch immer neuen Wendungen das Leben und seine Vergänglichkeit, der Menschen Wünsche und Reigungen, ihr wechselvolles Schicksal, und andere Materien der verschiedensten Art, darunter auch besonders Warnungen und Klugheitsregeln. Treffend wird in einer dieser Gnomen das Leben mit einer Schiffsfahrt verglichen¹⁹⁾.

Auch die Römer huldigten schon in früher Zeit in ihren Nimen der gnomischen Poesie. Die Nihlen, welche die öffentlichen Schauspiele zu besorgen hatten, boten Alles auf, was zum Vergnügen und zur Befriedigung der Menge dienen konnte. Die unter dem Namen Nimen bekannten und allgemein beliebigen Schauspiele waren jedoch nicht bloß possenhafte Inhalte. Es gab auch eine Gattung, in welcher der Ernst vorherrschend war. Vergleichenen Nimen, allerhand Sentenzen und Seitenprüche enthaltend, schrieb vorzüglich Publius Syrus, ein Zeitgenosse des Julius Cäsar²⁰⁾. Ihee meistentheils

moralische Tendenz scheint der Grund gewesen zu sein, weshalb man im Zeitalter der Antonine eine Auswahl dieser Sentenzen veranstaltete, um sie beim Unterricht der Jugend zu benutzen. Jeder dieser Gnomen enthält nur Einen Vers²¹⁾. Manche treffende Bemerkungen und Lehren, besonders in praktischer Hinsicht, wurden auch verbreitet durch die unter Cato's Namen bekannte Sammlung zweizeiliger Denkverse²²⁾. Der Verfasser derselben, ein gewisser Dionysius aus dem 2. Jahrh. nach Christus, gab jener Sammlung wahrscheinlich den erwähnten Titel, um durch den moralischen Inhalt seiner Denkprüche an den berühmten Sittenrichter Cato zu erinnern. Man hat eine zu Weissen 1799 gedruckte Sammlung jener Sentenzen unter dem Titel: Dionysii Disticha, ex recensione Arnsteinii²³⁾. (Heinrich Döring.)

GNOMON. GNOMONIK. Gnomonit (griech. γνομωνική, lat. gnomonica, franz. gnomonique, engl. gnomonica, dialing) ist derjenige Theil der angewandten Mathematik, welcher aus der Richtung der Lichtstrahlen der Himmelskörper die Zeit zu bestimmen lehrt, insbesondere aber die Kunst, Gnomonen oder Sonnenuhren (γνομονες, οκιαστρα — gnomones, solaria, horologia solaria — cadraus — dials) zu verfertigen. Der Gnomon war ursprünglich eine in horizontaler Ebene senkrecht stehende Säule, durch deren Schatten die Höhe der Sonne (der Winkel am Endpunkte des Schattens, dessen Schenkel durch die nach der Spitze und dem Zuspunkte des Gnomons gelegten Geraden gebildet werden) beobachtet wurde. Zugleich war durch den während eines Tages beobachteten Moment des tiefsten Schattens (der im Meridian erreichten größten Höhe der Sonne) der wahre Mittag und durch das während eines Jahres beobachtete Maximum und Minimum der Mittags beobachteten Sonnenhöhen die Zeit der Sonnenwenden (Som-

- 19) Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Kraß durchschiffen und froh landen im Hafen der Lust,
Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolge beugen.
Laß, wenn der Sturm dich ergreift, nimmer die rauhen
den Muth.

Männliche Tugend sei dein Ruder, dein Anker die Hoffnung:
Wechsels bringen sie dich durch die Gefahren ins Fand.

In einem andern dieser Denkprüche, das Ziel der Hoffnung überschrieben, heißt es:

Arm an Reizen ist unser Leben und dürstig an Freuden,
Reizen die Sorgen wir nicht selber aus unserer Brust.
Grane Haare pflanzen sie uns dem Scheitel der Jugend,
Sehren das Muth, das Gebirn wahren und wühender aus,
Dass es oft seliger ist zu sterben, als jammernd zu leben,
Dass der Arme deulich immer sich glücklicher fühlt.
Daram richte dein Herz in einem Ziel der Hoffnung,
Andern gönne nicht Raum; Mühsigang heißt das Ziel.

Oben schon und part als treffend wird das Leben mit einem Gange verglichen in den Versen:

Was ist des Sterblichen Leben? Ein Gang der nahenden Luste,
Die mit dem Dorn und Dorn und Erle verliert.
Reizert und Mutter Natur nur einen wichtigen Rathschon:
O so liegt der Geist schnell wie ein Schatten boun;
Und wir Arme prangen mit uns und bilden und hoch ein,
Wir, die ein Dorn der Lust nährt und wieder verweht.

Von dem letzten menschlichen Schicksale heißt es:

Mensch, du fürchtest den Tod, und bist so lebend im Tode;
Nächst die Schatten und grist mit dir der Schatten Geheil,
Deinen Körper. Unschon dem Keiler andender Schatten,
Lebet erst auf dein Weist, mit den Unsterblichen fort.

- 20) Veranlaßt zu ähnlichen Seitenprüchen Censor's wurden die von Publius Syrus geschilderten Nimen von S. Gaverkamp und A. Krugge herausgegeben. (Leiden 1708 u. 1727.) Einen besonders Abdruck besaßte Grotius zu Basel 1502 in Enart.

- 21) Das Glück führt Fremde' und zu; die Noth demährt sie.

Den Fremde behandelte so, als wärst' er bald dein Feind.

Ein kurzer Zwist macht oft die Eintracht fester noch.

Den guten Vater lieb' und dulde' ihn, ist er hart.

Glück ist der Tod, wenn er der Lebens Jammer hebt.

Am besten richte man, wenn noch süß das Leben ist.

- 22) Quis' es sicut esse Verdictum, dem Lust der Dinge zu wehren;
Der ist der wärdigste Mann, welcher zu schweren verheißt.

Kraus dem Menschen nicht, der gar zu freundlich ist zufrucht;
Süß ist des Voglers Ton, wenn er den Vogel berückt.

Leere durch Anderer Beispiel, was du zu thun, was zu
sich ist;

Anderer Erben ist und immer das nützliche Buch.

Samme die Kenntnis ein; wenn dann das Glück die entseilet,
Bleibt, was du lernst, die doch, bleibt und verläßt
dich nie.

Schick das Glück bei dir, so beschränke, daß bald es dir zürne;
Hält die's, so heße, daß es wieder dir lädte drein.

- 23) Vergl. außer den erwähnten Schriften Scitelles in seinem
Kethischen Krellon. 1. Bd. S. 187 fg. 323.

merz- und Winteranfang) bestimmt. Letztere Bestimmung gab dem Gnomon auch den Namen Heliotropion. Bezeichnet x das Maximum der Sonnenhöhe zur Zeit des Sommerisoliitiums, n das mit dem Winterisoliitium eintretende Minimum derselben, so ist die Schiefe der Elipsit $= \frac{1}{2}(x - n)$, die Äquatorhöhe des Beobachtungsortes $= \frac{1}{2}(x + n)$, die Polhöhe $= 90^\circ - \frac{1}{2}(x + n)$.

Der Eintritt des Schattens in eine in der horizontalen Ebene durch den Fußpunkt des Gnomons gezogene Mittagslinie muß selbstverständlich den wahren Mittag genauer als die Beobachtung der kürzesten Schattenlänge geben. Zur Bestimmung einer solchen Mittagslinie durch den Gnomon selbst bedient man sich der correspondirenden Sonnenhöhen. Bezeichnet in nebenstehender Figur



O den Fußpunkt des Gnomons, ABD eine in der horizontalen Ebene gezogene Kreislinie, die durch den in der Linie BMA fortschreitenden Mittelpunkt des Schattens Vormittags in A, Nachmittags in B geschnitten wird, so ist CM, die den Winkel ACB halbierende Gerade, die Mittagslinie. Zu dieser Construction wird man am besten die Tage des Sommerisoliitiums wegen der geringen Veränderung der Declination der Sonne und die Stunden von 7—10 Uhr Vormittags und 2—5 Uhr Nachmittags, der schnelleren Veränderung der Sonnenhöhe wegen, benutzen. Um die Richtigkeit der so erhaltenen Mittagslinie zu prüfen, kann man das Verfahren an mehreren concentrischen Kreisen wiederholen. Die Astronomen erhalten durch Beobachtungen eines Circumpolarsterns und anderer Reithoden die Mittagslinie mit größter Schärfe.

Die Beobachtung, daß aufrechtstehende Gegenstände bald längere, bald kürzere Schatten gaben, mußte schon frühzeitig auf die Erfindung des Gnomons führen. Die griechische Sage berichtet, daß zu Perseus und Syene in Aegypten die Körper zur Zeit der Sommersonnenwendigen schattenlos waren. An letzterem Orte zeigte man in dem Umfange eines Tempels einen Brunnen, der zu dieser Zeit Mittags keinen Schatten in der Tiefe warf. Die von Homer (Od. XV, 404) dem Eumäus in den Mund gelegten Worte: „Νῆας τις ὕψις καλῆς ἀκτῆς, ὅτε ἔσται σελήνη“ deutet man dahin, daß eine Höhle der eubaischen Insel Syra durch die einfallenden Lichtstrahlen der Sonne die Zeit der Sonnenwenden erkennen ließ. Als künstlichen Gnomonen beobachtete schon 1100 v. Chr. zu Peking der chinesische Astronom Tschoukon und bestimmte die Schiefe der Elipsit auf $23^\circ 54' 2''$. Nach des Geschichtsschreibers Josephus Aussage dienten die Pyramiden und Obelisk der Aegypter zu Sonnenbeobachtungen. Die Griechen mögen den Gnomonen durch die Babylonier, die schon frühzeitig astronomische Beobachtungen anstellten, kennen gelernt haben. Annamander der ältere errichtete (um 545 v. Chr.) zu Karchämon auf einem freien Platze eine vertikale Stange auf horizontalem Boden, um die Höhe der

Sonne zu messen und den Mittag zu bestimmen (*Monetycla*, Hist. des math. I, 304. 553). Durch Beobachtungen zur Zeit der Solstitien fand er die Schiefe der Elipsit $= \frac{1}{2}$ des Kreisumfangs (24° statt $23^\circ 49' 25''$). Ptolemäus der jüngere (um 450 v. Chr.) errichtete auf der Insel Syra eine Säule (Heliotropion), die noch in den Tagen des Diogenes Laërtius (250 n. Chr.) zu sehen war. Zu Marseille beobachtete der Grieche Ptolemaeus 350 v. Chr. an einem 120 Fuß hohen Gnomonen und bestimmte die Schiefe der Elipsit auf $23^\circ 49' 20''$. Der griechische Astronom Hipparchos stellte (160 v. Chr.) zu Alexandrien Beobachtungen mit einem Gnomon an. In Rom ließ der Kaiser Augustus einen der drei aus Aegypten herbeigekommenen 117 röm. Fuß hohen (960 v. Chr. von Sesostris aufgerichteten) Obelisk unter der Leitung des Astronomen Manilius auf dem Marsfelde aufstellen, um daran, wie Plinius (Hist. nat. XXXVI. c. 10) sagt, die Länge der Tage und Nächte zu erkennen. Wegen des unbestimmt begrenzten, einer genaueren Beobachtung hinderlichen Halbschattens wurde die Spitze desselben mit einer Kugel versehen, um den Mittelpunkt des kreisförmigen Schattens derselben zu beobachten. Durch die an einem Gnomon zu Kairo angestellten Beobachtungen des Astronomen Ebn Junis 1000 n. Chr. wurde die Schiefe der Elipsit auf $23^\circ 36' 36''$ bestimmt. Im J. 1278 n. Chr. ließ der Astronom Abdulkasim zu Peking einen Gnomon von 40 Fuß Höhe errichten und bestimmte durch denselben die Schiefe der Elipsit auf $23^\circ 33' 30''$. Der im J. 1430 in Samarkand errichtete Gnomon hatte eine Höhe von 165 Fuß. Die mit demselben unter Ulug Begich angestellten Beobachtungen ergaben für die Schiefe der Elipsit $23^\circ 31' 48''$.

Bei Gnomonen von geringerer Höhe vermindert sich das zu langsame Fortrücken des Schattens, bei größerer Höhe der unbestimmte Halbschatten die Beobachtung, weshalb man statt derselben eine kleine Oefnung in einer verticalen Wand oder in einer auf der Spitze einer Säule befindlichen Scheibe anbrachte, um die durch dieselbe auf den horizontalen Boden fallenden, eine schärfer begrenzte Lichtfläche gebenden Lichtstrahlen zu beobachten. Einen solchen Gnomon construirte Paul Tacca nell im Jahre 1467 in der Kuppel der Kathedrale zu Florenz, 277 Fuß über dem Fußboden der Kirche. Nach Leonardo Fincetti (Del vecchio e nuovo gnomone fiorentino. Firenze 1757) ließ sich mit diesem höchsten aller Gnomone der Mittag bis auf eine halbe Stunde genau bestimmen. Im Jahre 1575 stellte der Vater Ignazio Dante in der Kirche des heiligen Petronius zu Bologna einen Gnomon her, um die zur Verrückung der kirchlichen Feste nöthigen und vom julianischen Kalender ungenau angegebenen Aequinoctien und Solstitien zu bestimmen. Die Erweiterung der Kirchengedächtnisse im J. 1653 brachte Dominicus Cassini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie als die des Dante zu geben, durch welche erhebliche Ungewissheiten gehoben werden sollten, die noch hinsichtlich der astronomischen Refraction und der Elemente der Theorie der scheinbaren Sonnenbahn obwalteten. Der junge Astronom

erhielt die Erlaubniß dazu nicht ohne Schwierigkeiten von Seiten des Magistrats der Stadt wegen der Hitzedernisse, welche die Bauart der Kirche einer solchen Verrichtung entgegensetzte. Cassini überwand die Schwierigkeiten und in zwei Jahren war die neue Mittaglinie fertig. Er lud nun durch eine im poetischen Stile geschriebene Bekanntmachung die Astronomen zur Beobachtung des Winterstillstiums von 1655 ein. Der Erfolg entsprach ganz den Erwartungen Cassini's, denn er erhielt durch die Beobachtungen mit diesem 83 Fuß hohen Gnomon eine sehr genaue Bestimmung der Parallaxe der Sonne, vollkommene Sonnenatafel und eine neue, sehr verbesserte Refractionstafel. Nach längerer Abwesenheit sah er im J. 1695 seine in Versfall gerathene Mittaglinie wieder und sorgte für deren Wiederherstellung. Im J. 1636 errichtete Cassini in der Kirche des Oratoriums zu Marielle einen 62 Fuß hohen Gnomon. Ende des 17. Jahrh. konstruirte Francesco Bianchini (Bianchini) eine Mittaglinie (75 Fuß unterhalb der zugehörigen Deffnung) in der Kirche St. Maria de' Angelis zu Rom und einige Jahre später eine andere Mittaglinie zu Gosselo auf Befehl des Herzogs von Parma. Im großen Saale des pariser Observatoriums begann Weard im J. 1669 die Konstruktion einer 31,6 Meter langen Mittaglinie unterhalb eines 9,93 Meter über dem Boden des Saales angebrachten Gnomons. Cassini II. versah dieselbe im J. 1760 mit Theilungen und Zeichen, welche die dem Eintritte der Sonne in die 12 Zeichen des Thierkreises entsprechenden Schattenlängen angeben sollten (*Mémoires de l'Académie des sciences pour 1732*, p. 452).

In der Kirche St. Sulpice zu Paris konstruirten im Jahre 1742 Lemonnier und Sully einen in dem oberen Theile des südlichen Seitenportals in einer Höhe von 16 Meter angebrachten Gnomon (durchbohrte Scheibe). Die Mittaglinie bezeichnet ein das Gebäude in seiner größten Länge durchlaufender Streifen von Kupfer. Um eine schärfer begrenzte Fläche zu erhalten, brachte Lemonnier in die runde Deffnung ein convexes Glas von 80 Fuß Brennweite, das seinen Zweck jedoch nur zur Zeit der Äquinoktien vollkommen erfüllen konnte, da zu jeder andern Zeit das mehr oder weniger als 80 Fuß von der Deffnung entfernte Bild minder scharf begrenzt sein mußte. Im J. 1786 legten Cesaris und Reggio in der Kathedrale zu Mailand 73 Fuß über dem Boden einen Gnomon an.

Um die große Entfernung des Bildes von der Deffnung bei niedrigem Stande der Sonne (im Winter) zu vermeiden, bringt man die Mittaglinie nur zum Theil auf dem Fußboden, zum Theil auf einer nördlich vom Gnomon befindlichen verticalen Wand (oder Säule) an. Romerhausen hat eine Einrichtung vorgeschlagen (*de Zach, Corr. astron.* III. p. 269), bei welcher das Sonnenbild stets auf einer verticalen Wand aufgefangen werden kann. Er bringt nämlich außerhalb der Fensteröffnung einen nur wenige Linien im Durchmesser haltenden Metallspiegel in unveränderlicher Lage so an, daß ein kleines Sonnenbild auf die gegenüberliegende verticale Wand des Zimmers geworfen wird, wo man also den

Eintritt an eine Mittaglinie beobachten und mit Berücksichtigung der Neigung des Spiegels die Sonnenhöhe finden kann. Das mühsame Verzeichnen einer genauen Mittaglinie ist leicht zu umgehen, wenn dieselbe durch einen an der Wand herabhängenden Faden bezeichnet wird. Zu einem solchen Katernomom (*gnomon filaris*, *gnomon filaire* oder *méridienne filaire*) gibt J. B. A. von Vohsenberger (Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung, Göttingen 1793, S. 214) folgende Einrichtung an. Man befestigt ein ungefähr mit der Weltare paralleles Messingblech senkrecht auf die Meridianebene oberhalb eines nach Süden gehenden Fensters. Diese Platte hat ein Loch, von 1 Linie Durchmesser, an dessen oberem Theile eine Kerbe ist, die den oberhalb auf der Platte befindlichen Metallfaden durchläßt. Der Faden geht im Zimmer in der Richtung der Mittaglinie zu der gegenüberliegenden Wand hin, wo eine gegen den Meridian senkrechte Schraube befestigt ist, die in einer Kerbe den Metallfaden aufnimmt, welcher vertical herabhängend durch ein Gewicht gespannt wird. Der Faden wird nun (indem man die Stellung der Schraube, wenn es nöthig ist, ein wenig ändert) in die Mittaglinie gebracht und hinter dem Faden eine weiße Tafel aufgestellt, um das Vorübergehen des Sonnenbildes vor dem Verticalfaden zu beobachten. Ob die Lage der Mittaglinie richtig ist, bestimmt man, indem man die durch correspondirende Sonnenhöhe gefundene Zeit mit derjenigen vergleicht, welche das antretende Sonnenbild als Zeit des wahren Mittags angibt.

Die verschiedene Lage und Länge des Schattens eines Gnomons mußte bald auf die Konstruktion der Sonnenuhr hinführen. Die Sonne behält bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung nahezu gleichen Abstand vom Äquator des Himmels, umkreist also die Weltare mit gleichmäßiger Winkelgeschwindigkeit in 24 (wahren) Stunden. Ein zur Weltare paralleler Stab wirft demnach zu den 24 Stunden (12 Uhr Mittags, 1 Uhr, 2 Uhr Nachmittags u. s. w.) Schattenflächen, die mit einer den Stab senkrecht (also parallel zur Äquatorebene) schneidenden Ebene 24 unter gleichen Winkeln (von 15° zu einander geneigte Durchschnittslinien) geben. Diese Betrachtung führt unmittelbar zur Konstruktion der einfachsten aller Sonnenuhren, der Äquinocetialuhr (Äquatoraleuhr). Man beschreibt auf beiden Seiten einer ebenen Platte (der Uhrerebene, Beleuchtungsfläche) einen Kreis mit einem vollständigen Halbmesser und theilt die Peripherie in 24 gleiche, mit 12 Uhr Mittags, 11 Uhr, 10 Uhr . . . Vormittags, 1 Uhr, 2 Uhr . . . Nachmittags bezeichnete Theile. Durch den Mittelpunkt des Kreises wird ein Stift (Zeiger, Wessler, Gnomon, stylus, *γνώμων*) senkrecht auf die Platte gesteckt, der zu beiden Seiten derselben so weit über sie hervorragt, daß der Schatten dieses Stiftes im Mittage, wo er am kürzesten ist, die Peripherie des Kreises noch erreicht. Stellt man abdoann diese Platte der Äquatorebene parallel und dreht sie in dieser Lage so, daß der eine der beiden mit 12 bezeichneten Theilungspunkte der Peripherie den höchsten (nach Süd gerichteten) und der andere den tiefsten (nach Nord

gerichteten) Punkt einnimmt, so wird der Schatten des von der Sonne beschienenen Stifts stets die wahre Stunde des Orts zeigen und zwar auf der oberen Seite der Platte (obere Aequinoctialuhr) vom 20. März bis 23. Sept., während welcher Zeit die Sonne über (nördlich von) dem Aequator steht, und auf der unteren Seite (untere Aequinoctialuhr) den übrigen Theil des Jahres, wo die Sonne unter (südlich von) dem Aequator steht. Zur Zeit der Aequinoctien ist diese Sonnenuhr unbrauchbar, da die Uhrfläche von der in ihrer Ebene liegenden Sonne nicht beleuchtet wird. Schneidet man jene 24 Schattenflächen des der Weltare parallelen Stabes nicht parallel mit der Aequatorebene, so werden auch die Durchschnittslinien (Stundenlinien der Uhrfläche) unter sich ungleiche Winkel bilden müssen. Ingleich folgt hieraus, daß die Stundenabtheilung irgend einer der Richtung der Sonne unveränderlich ist, sobald der Zeiger parallel zur Weltare liegt (also auf den in der Nähe des Polarkerns befindlichen Weltpol der Himmelskugel gerichtet ist). Der auf der horizontalen Fläche senkrecht stehende Gnomon dagegen kann nur am Nord- oder Südpole der Erde als Zeiger einer für jede beliebige Abtheilung der Sonne gültigen Stundenabtheilung dienen, an jedem andern Punkte der Erdoberfläche müßte für jede Abweichung der Sonne die Uhrfläche eine besondere Stundenabtheilung erhalten (s. u. die Äquatorialuhr). Das Ende des Zeigers der Sonnenuhr versteht man zuweilen mit einer kleinen Scheibe, in deren Centrum eine in der Richtung der Arc des Zeigers liegende Oeffnung angebracht ist. Die bestimmter begrenzte Lichtfläche, welche die hindurchgehenden Sonnenstrahlen auf der Uhrfläche bilden, machen eine genauere Zeitbestimmung als durch den Schatten des Zeigers möglich.

Je nach der Lage der Uhrfläche theilt man die Sonnenuhren mit der Weltare parallelen Zeigern wie folgt ein.

I. Reguläre Sonnenuhren.

A. Äquinoctialuhr.

Ober-, untere Äquinoctialuhr.

B. Horizontaluhr — die Uhrfläche horizontal.

C. Verticaluhr — die Uhrfläche senkrecht auf der horizontalen Fläche, und zwar

Mittagshuhr, Mitternachtshuhr und Meridianuhr, je nachdem die Beleuchtungsfkala dem Süd-, Nord- und Ost- oder Westpunkte zugekehrt ist.

Die Meridianuhr ist eine östliche (Morgen- oder Orient)uhr oder eine westliche (Abend- oder Occident)uhr).

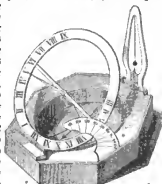
D. Polaruhr — die Uhrfläche parallel der Weltare und vertical von der Meridianebene geschnitten.

II. Abweichende (declinirende) Verticaluhren — die auf der horizontalen Ebene senkrecht stehende

Uhrfläche abweichend von der Richtung der unter I C angeführten.

III. Abweichende und geneigte oder declinirende (declinirende und inclinirende) Uhren — die Uhrfläche abweichend von den unter I und II angeführten.

Den schon oben ausführlicher besprochenen Äquinoctialuhren ist noch Einiges über abweichende Construktionen hinzu zufügen. Die Äquinoctialuhr ist eine allgemeine (für alle Orte der Erde brauchbare), wenn die bewegliche Uhrfläche an einem Gradbogen eine Neigung erhalten kann, die der Äquatorhöhe des jedesmaligen Beobachtungsortes gleich ist. Nebenstehende Vignette zeigt eine tragbare allgemeine Äquinoctialuhr, welcher durch das Wei des (auf der rechten Seite sichtbaren) Senkfels eine horizontale Stellung gegeben, durch den unterhalb des Äquatorialkreises befindlichen Compass daß die Stunde 12 Uhr genau nach Süd gerichtet und durch den an der Seite befindlichen Gradbogen der Äquatorialkreis (Stundenring) auf die Äquatorhöhe gebracht wird, indem man denselben auf die Grade der Polhöhe des Beobachtungsortes angegebende Zahl einstellt.



Eine höchst einfache Äquinoctialuhr erhält man durch einen Erdglobus, dessen Arc parallel der Weltare gestellt und dessen Äquator in 24 gleiche, mit den Stunden 1—12 Uhr Vor- und Nachmittags bezeichnete Theile getheilt wird. Richtet man einen der mit 6 Uhr bezeichneten Theile genau nach Süd (12 Uhr im Ost- und Westpunkte), so durchschneidet die Schattengrenze auf dem Globus den Äquator stets in dem Punkte, welcher die wahre Zeit anzeigt. Befindet sich außerdem der auf dem Globus verzeichnete Beobachtungsort im Meridian, so ist stets der Theil des Globus erleuchtet, für welchen in Wirklichkeit auf der Erde die Sonne über dem Horizonte steht. Die von der Sonne nach irgend einem Orte des Globus gerichtete Linie gibt zugleich die Richtung und Höhe der Sonne über dem Horizonte dieses Ortes. Der Werth dieser höchst brauchbaren, auch unter dem Namen Kugeluhr bekannten Äquinoctialuhr wird nur durch die Unbestimmtheit der Länge des Schattens verringert. Zwei an den beiden Polen in der Richtung der Arc hervorragende Stifte können als Zeiger gewöhnlicher Äquinoctialuhren dienen, wenn ein in der Nähe jedes Poles befindlicher Parallelkreis mit den 24 Stunden des Tages (12 Uhr nach Süd gerichtet) versehen wird.

Ein in der Richtung der Weltare liegender Cylinder,

dessen Umfang ebenso wie der Aequator eines solchen Erdglobus eingetheilt ist, zeigt auf gleiche Weise durch die Schattengrenze die wahre Zeit an (Cylinderruhr).



Nebensiehende Zeichnung zeigt eine Aequinoctialuhr in Form eines Ringes. In A befindet sich eine Oeffnung, durch welche die Sonnenstrahlen auf die Stundeneintheilung der inneren Seite des Ringes fallen. Die Stundeneintheilung ist durch die um A als Mittelpunkt liegenden, unter sich gleichen Winkel bedingt. Beim Gebrauche ist die Ringebene der Aequatorebene parallel und die Linie XII A in die Richtung des Meridians zu stellen.

Die Konstruktion und Berechnung der Stundenlinien jeder Sonnenuhr wird durch den hier stets $= s$ gesetzten Stundenwinkel δ , d. h. durch den Winkel, den zu irgend einer Zeit die Schattensfläche des der Weltaxe parallelen Stabes mit der Mittags 12 Uhr geworfenen Schattensfläche macht, und durch die Lage der Mittagslinie (Durchschnitt der durch den Zeiger gelegten Meridianebene mit der Uhrfläche bedingt). Die Mittagslinie der Uhrfläche (Stundenlinie 12 Uhr) wird auch Basis der Uhr genannt. Der Stundenwinkel ist dem Winkel gleich, den die Schattenslinie des Zeigers auf der Aequinoctialuhr mit der Mittagslinie derselben bildet und ist daher 12 Uhr Mittags $= 0^\circ$, 1 Uhr Nachmittags $= 15^\circ$, 2 Uhr Nachmittags $= 30^\circ$, 11 Uhr Vormittags $= 345^\circ$ oder $= -15^\circ$ u. s. w. Die Durchschnittslinie der Uhrbene und der durch den Fußpunkt des Zeigers gebenden Aequatorebene heißt die Aequatoriallinie der Uhr (identisch mit den beiden Stundenlinien 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends). Der Schattenwinkel, den für irgend einen Stundenwinkel s die Schattenslinie des Zeigers einer der Lage der Uhrbene nach beliebig aufgestellten Sonnenuhr mit der Mittagslinie derselben macht, soll hier stets mit w , die Polhöhe des Ortes, an welchem die Sonnenuhr aufgestellt wird, mit p bezeichnet werden.

Die Horizontaluhr, die zunächst der Gegenstand unserer Betrachtung sein soll, ist die vollkommenste aller Sonnenuhren, da sie zu jeder Tages- und Jahreszeit die Zeit anzeigt. Es sei in nebenstehender Figur OBC



die Ebene der Horizontaluhr, OA der Zeiger, OB die Mittagslinie, OC die dem gegebenen Stundenwinkel s zugehörige Stundenlinie. $\angle AOB = p$, $\angle BOC = w$. Beschreibt man aus A, als Mittelpunkt mit einem willkürlichen Halbmesser eine Kugel, deren Oberfläche jene Linien in den Punkten A, B, C schneidet, so erhält man das sphärische Dreieck ABC, in welchem $AB = p$,

$BC = w$, $\angle BAC = s$, $\angle ABC = 90^\circ$ ist. Die sphärische Trigonometrie gibt nun sogleich folgende Relation:

$$\operatorname{tg} w = \sin p \cdot \operatorname{tg} s.$$

Folgende Tabelle enthält die den unter P enthaltenen Polhöhen (p) und den vollen Vor- und Nachmittagsstunden (s) zugehörigen Winkel w . Die Columnen P' bezieht sich auf die Verticaluhr (s. unten).

P	Nachmittags.							P'
	Grad	0 ^h	1 ^h	2 ^h	3 ^h	4 ^h	5 ^h	Grad
30	0° 0'	7° 38'	16° 6'	26° 34'	40° 54'	61° 49'	90° 0'	60
31	0 0	7 51	16 34	27 15	41 44	62 31	90 0	59
32	0 0	8 5	17 1	27 55	42 33	63 11	90 0	58
33		8 18	17 27	28 34	43 20	63 48		57
34		8 31	17 54	29 13	44 5	64 24		56
35		8 44	18 19	29 50	44 49	64 58		55
36		8 57	18 45	30 27	45 31	65 30		54
37		9 10	19 10	31 2	46 11	66 0		53
38		9 22	19 34	31 37	46 50	66 29		52
39		9 34	19 58	32 11	47 28	66 56		51
40		9 46	20 22	32 44	48 4	67 22		50
41		9 58	20 45	33 16	48 39	67 47		49
42		10 10	21 7	33 47	49 13	68 11		48
43		10 21	21 30	34 18	49 48	68 33		47
44		10 33	21 51	34 47	50 16	68 54		46
45		10 44	22 12	35 16	50 46	69 15		45
46		10 56	22 33	35 45	51 15	69 34		44
47		11 7	22 54	36 11	51 43	69 53		43
48		11 16	23 13	36 37	52 9	70 11		42
49		11 26	23 33	37 3	52 35	70 27		41
50		11 36	23 52	37 27	53 0	70 43		40
51		11 46	24 10	37 51	53 23	70 59		39
52		11 56	24 28	38 14	53 46	71 13		38
53		12 5	24 45	38 37	54 7	71 27		37
54		12 15	25 2	38 58	54 29	71 41		36
55		12 25	25 19	39 19	54 49	71 53		35
56		12 31	25 35	39 40	55 9	72 5		34
57		12 40	25 50	39 59	55 27	72 17		33
58		12 48	26 4	40 18	55 45	72 28		32
59	0 0	12 56	26 20	40 36	56 2	72 38	90 0	31
60	0 0	13 4	26 34	40 54	56 19	72 48	90 0	30

P	12 ^h	11 ^h	10 ^h	9 ^h	8 ^h	7 ^h	6 ^h	P'

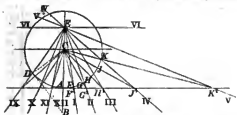
Die oben entwickelte Formel gibt unmittelbar für den Stundenwinkel $180^\circ - s$ den Winkel der Stundenlinie $= 180^\circ - w$. Für die Polhöhe 30° und den Stundenwinkel 75° (5 Uhr Abends) z. B. gibt die Formel $61^\circ 49'$, mithin erhält man für den Stundenwinkel $180^\circ - 75^\circ = 105^\circ$ (7 Uhr Abends) den zugehörigen Winkel $180^\circ - 61^\circ 49' = 118^\circ 11'$.

Durch Interpolation kann man die Winkel der Stundenlinien für die nicht unmittelbar in der Tafel enthaltenen Polhöhen berechnen. Für die Polhöhe Leipzig ($51^\circ 20'$) erhält man folgende Werthe:

Nachmittags	1 ^h	2 ^h	3 ^h	4 ^h	5 ^h	6 ^h	7 ^h	8 ^h	9 ^h
Vormittags	11 ^h	10 ^h	9 ^h	8 ^h	7 ^h	6 ^h	5 ^h	4 ^h	3 ^h
	11° 49'	24° 16'	37° 59'	53° 31'	71° 4'	90° 0'	108° 56'	126° 29'	142° 1'

Die Verzeichnung der Stundenlinien geschieht entweder mit einem Winkelmesser nach vorstehender Tafel oder durch folgende geometrische Construction der oben entwickelten Formel.

Man theile die um C (f. folgende Figur) als Mittelpunkt mit dem genau nach Nord gerichteten Halbmesser



AC beschriebene Kreislinie in 24 gleiche Theile. Die von C aus durch die Theilungspunkte F, G, H, I, K u. f. w. gezogenen Geraden mögen die in A errichtete Tangente in F', G', H' u. f. w. treffen. Macht man abdann $\angle ACD =$ der Polhöhe (p) des Ortes, zieht die Tangente BD, macht $CE = AB$, so sind die Ge-

raden EA, EF', EG', . . . die Stundenlinien der Horizontaluhr mit dem in E besetzten, der Weltare parallelen Zeiger.

Eine dritte, der vorhergehenden analogen Construction gibt der Durchschnitt einer horizontalen Fläche mit der Äquinoctialuhr und deren Zeiger.

Um die Gleichung der Verticaluhr zu finden, beschreibe man aus O (f. nebenstehende Figur) als Mittelpunkt mit einem willkürlichen Halbmesser eine Kugel, deren Oberfläche die Mittagelinie OB der Uhr in B, den Zeiger OA in A und eine beliebige Schattenlinie OC in C trifft, so ist $AB = p$, $AC = w$, $\angle BAC = s$, $\angle ABC = 90^\circ$, und die sphärische Trigonometrie gibt sofort:

$$\operatorname{tg} w = \cos p \cdot \operatorname{tg} s.$$

Die oben für die Horizontaluhr gegebene Tafel gilt, wie vorstehende Formel zeigt, zugleich für die Verticaluhr, wenn die Polhöhe in der die Complementwinkel zu P enthaltenen Columnen P' aufgesucht wird. Für Leipzig (Polhöhe 51° 20') sind die Winkelwerthe folgende:



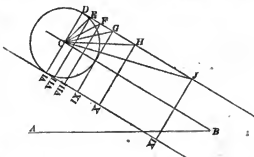
Nachmittags	1 ^h	2 ^h	3 ^h	4 ^h	5 ^h	6 ^h	7 ^h	8 ^h	9 ^h
Vormittags	11 ^h	10 ^h	9 ^h	8 ^h	7 ^h	6 ^h	5 ^h	4 ^h	3 ^h
	9° 30'	19° 50'	32° 0'	47° 15'	66° 47'	90° 0'	113° 13'	132° 45'	148° 0'

Die Verzeichnung der Stundenlinien geschieht entweder nach obiger Tabelle oder durch die bei der Horizontaluhr aus der Formel entwickelten geometrischen Construction, wobei jedoch die Polhöhe mit der Äquatorhöhe (dem Complementwinkel jener) vertauscht werden muß. Der Durchschnitt einer verticalen Fläche mit der Äquinoctialuhr gibt eine dritte Construction.

Die verticale, von Ost nach West gerichtete Ebene wird auf ihrer Südseite in den Sommermonaten nur während des größeren Theiles des Tages beschienen. Bringt man also auf der gegen Nord zugekehrten Seite dieselbe Zeichnung an, wie sie auf der Südseite aufgetragen ist, so ist abdann eine solche Mitternachtsuhr für den übrigen Theil des Tages brauchbar.

Werden die Schattenflächen des der Weltare parallelen Stabes durch eine genau von Süd nach Nord gerichtete senkrechte Ebene durchschnitten, so erhält man die Stundenlinien einer verticalen Morgen- oder Abend- uhr. Um daher eine solche Sonnenuhr zu konstruiren,

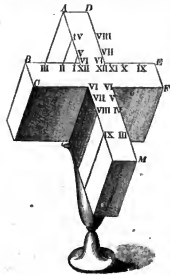
zieht man auf einer von Süd nach Nord gerichteten Wand eine horizontale Linie AB (f. beigegebene Figur),



und die Linie BC unter einem der Äquatorhöhe gleichem $\angle ABC$. Mit CD, dem Abstände einer zu BC gezogenen

nen Parallelen DI, beschreibe man um C als Mittelpunkt einen Kreis und theile die Peripherie desselben von D aus in 24 gleiche Theile. Durch die Theilungspunkte ziehe man die 24 Halbmesser des Kreises und verlängere dieselben, bis sie jene Parallele DI in den Punkten D, E, F, G, H, I, ... treffen. Die durch diese letzteren Punkte zu CD gezogenen Parallelen sind die Stundenlinien der Uhr ($D = 6$ Uhr, $E = 7$ Uhr Vormittags u. s. w.). Auf sie wird nämlich der Schatten eines in der Entfernung $= CD$ von der Wand abstehenden Zeigers fallen, den man senkrecht über der Linie VCD, parallel zu derselben, errichtet hat. Statt eines Stabes bedient man sich auch eines auf der Wand in C senkrecht errichteten Stiftes von der Länge CD, dessen Schatteneinde die Zeit anzeigt. Die Abenduhr enthält statt der Zahlen VI, VII, ... XI die Zahlen VI, V, ... I bei sonst gleicher Konstruktion.

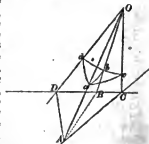
Die Horizontal- und Verticaluhren lassen sich vereinigt auf einem Würfel darstellen, dessen Ecken genau nach den Himmelsrichtungen gerichtet sind, also nach Süd die Mittag-, nach Ost die Morgen-, nach Nord die Mitternacht-, nach West die Abend-, und gegen das Zenith hin die Horizontaluhr zeigt. Um einem solchen, Universaluhr genannten, Würfel die gehörige Richtung gegen die Mittagelinie zu geben, dreht man ihn, während er von der Sonne beschienen wird, so lange um seine verticale Axe, bis alle Zeiger dieselbe Zeit anzeigen. Werden die Schattensflächen des der Weltare parallelen Stabes durch eine durch die Meridianebene senkrecht gelegte, zum Stabe selbst parallele Ebene geschnitten, so erhält man die Stundenlinien einer Polaruhr. Die Konstruktion einer solchen Uhr ist die der Morgen- und Abenduhr, nur ist die Linie CD mit XII Uhr, die der beiden nächsten,



östlich und westlich von derselben liegenden, mit I und XI Uhr zu bezeichnen u. s. w. Der Zeiger ist wie dort ein der Weltare paralleler Stab oder ein auf der Uhr-ebene in C senkrecht errichteter Stift. Man unterscheidet eine obere Polaruhr, die von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends von der Sonne beschienen wird, und eine untere Polaruhr, welche die Zeit vor 6 Uhr Morgens und nach 6 Uhr Abends anzeigt. Die drei zuletzt genannten Uhren

(Morgen-, Abend- und Polaruhr) können an einem Kreuze (s. vorstehende Zeichnung) vereinigt werden, dessen Oberfläche (BEFC) in der Äquatorebene und dessen Längendurchschnitt DM in der Meridianebene sich befindet. Die der Weltare parallelen, von A, B, C, D, E, F abwärts gehenden Ranten vertreten die Stelle der Zeiger. Manche geben den zu veranschlagenden Uhren noch andere Formen, z. B. die eines achtseitigen Sternes.

Die Theorie der abweichenden Verticaluhren enthält ein neues Element, die nämlich stets mit β bezeichnete Abweichung (Declination) — der in Richtung von Süd nach West genommene Winkel, den die Ebene der Uhr mit der Mittagelinie bildet. Die Durchschnittslinie der durch den Zeiger gelegten, die Uhr-ebene vertical schneidenden Ebene heißt Subtilarlinie der Uhr. Der Winkel, den die Schattenlinie für irgend einen Stundenwinkel α mit der Subtilarlinie macht, soll hier stets mit λ bezeichnet werden. — Es sei OCD (s. Fig.)



die Ebene der Sonnen- uhr, OA der Zeiger, AC die in der horizontalen Fläche ACD befindliche Mittagelinie des Ortes, OC die Mittagelinie (Waage) der Uhr, OB die Subtilarlinie (also $\angle ABD = 90^\circ$), $\angle ACD = \beta$ die Abweichung der Uhr, OD die Schattenlinie für irgend einen gegebenen Stundenwinkel α (also $\angle COD = \alpha$, $\angle BOD = \lambda$). Beschreibt man aus O als Mittelpunkt mit einem beliebigen Halbmesser eine Kugel, deren Oberfläche die Linien OA, OB, OC, OD in den Punkten a, b, c, d schneidet, so erhält man zwei sphärische Dreiecke abc und abd, in welchen $\angle cad = \alpha$, $\angle cd = \alpha$, $\angle acd = \beta$, $\angle ac = 90^\circ - p$, $\angle abc = \angle abd = 90^\circ$, $\angle bd = \lambda$. Das Dreieck acd gibt sofort:

$$\cot w = \frac{\sin \beta \cot \alpha}{\cos \beta} + \operatorname{tg} p \cos \beta.$$

Aus Dreieck abc findet man:

$$\operatorname{tg} bc = \cot p \cdot \cos \beta.$$

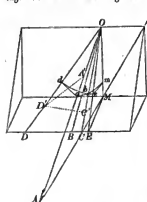
Aus $\lambda = \alpha - bc$ ergibt sich alsdann:

$$\operatorname{tg} \lambda = \frac{(\sin \beta \sin p - \cos \beta \cot \alpha) \cos p}{\cot \alpha \sin p + \cot \beta}.$$

Die Verzeichnung einer abweichenden Verticaluhr kann entweder mittels einer Horizontaluhr, die mit jener den Zeiger gemeinschaftlich hat, geschehen, indem die Richtung der Stundenlinien unmittelbar aus den Punkten derselben in der Contingenzlinie folgt, oder mittels der aus obigen Formeln berechneten Werthe w oder λ , oder endlich durch die geometrische Konstruktion der den Winkel w bestimmenden Formel. Je nachdem die Verzeich-

tungsscala der abweichenden Verticalluhren mehr gegen die Cardinalpunkte des Horizonts gerichtet ist, theilt man sie in abweichende Mittags-, Morgen-, Abend- und Witternachtsuhren.

Das die Theorie der abweichenden und geneigten Uhren charakterisirende Element, die künftig durch i ausgedrückte Inclination (Neigung) ist der von Nord gegen Süd gezählte Winkel, welchen die Uhr Ebene mit dem Horizonte macht. Unter der meridionalen Inclination versteht man den Winkel, welchen die horizontale Mittagelinie mit der Mittagelinie der Uhr bildet. Es sei



ODE (s. Fig.) die Uhr Ebene, OM eine auf die Horizontalscheide DEM gefällte Senkrechte, OA der Zeiger der Uhr, AM die durch den Punkt C der Uhr Ebene gehende horizontale Mittagelinie, OC die Mittagelinie der Uhr Fläche, OB die Sub-stellarlinie, OD eine dem Stundenwinkel s zugehörige Schattenslinie und EM eine auf DC (oder deren Verlängerung) gefällte Verticale. Beschreibt man aus O als Mittelpunkt mit einem beliebigen Halbmesser eine Kugel, deren Oberfläche die Linien OA, OB, OC, OD, OE, OM in den Punkten a, b, c, d, e, m schneidet, so erhält man die sphärischen Dreiecke abd, acd und cem, in welchen bd = λ, ∠ abd = ∠ abc = 90°, ∠ cad = s, cd = w, am = 90° - p, ∠ cme = 90° - β, em = 90° - i, ∠ cem = 90°.

Aus dem Dreiecke cem erhält man, me = γ und ∠ cem = η, gefest:

$$\cot \gamma = \sin s \operatorname{ctg} i \\ \cos \eta = \cos \beta \sin i,$$

aus dem Dreiecke acd, in welchem ac = 90° - p - γ und ∠ acd = η:

$$\cot s = \frac{\sin \eta \cot s}{\cos (p + \gamma)} + \operatorname{tg} (p + \gamma) \cos \eta,$$

aus dem Dreiecke abc:

$$\operatorname{tg} \gamma = \cos \eta \cot (p + \gamma).$$

Aus λ = s - bc ergibt sich endlich:

$$\operatorname{tg} \lambda = \frac{[\sin \eta \sin (p + \gamma) - \cos \eta \cot s] \cos (p + \gamma)}{\cot s \sin (p + \gamma) + \cot \eta}.$$

Die Berechnung einer solchen Uhr geschieht entweder mit Hilfe einer Horizontaluhr (s. die abweichenden Uhren) oder nach den aus vorstehenden Formeln berechneten Werten.

U. Gschl. d. W. u. Z. Uhr. Section. LXXI.

Die Entwicklung der Formeln und Constructionen der Sonnenuhren kann auch aus dem Durchschnitt der 24 Schattensflächen eines der Weltare parallelen Stabes abgeleitet werden, wie es oben in Bezug auf die Äquinocial-, Meridian- und Polaruhr geschehen ist. Zu diesem Zwecke denke man sich einen hinsichtlich seiner Are der Weltare parallel liegenden Cylinder durch 24 durch die Are desselben gelegte Ebenen in 24 gleiche Abschnitte getheilt, so wird ein der Uhr Ebene paralleler Schnitt des Cylinders, die Stundenlinien unmittelbar geben, denen die Are des Cylinders als Zeiger zugehört. Bisher wurde nur die Lage der Schattenslinien der Uhr gegen irgend eine fixe Linie derselben, nicht aber ihre Länge betrachtet. Um auch diese zu bestimmen, mag die Länge des Zeigers = OA' = r, die Länge des Schattens desselben OD' = r' angenommen werden. Bezeichnet man die Declination der Sonne mit δ, so ist ∠ OA'D' = 90° + δ und setzt man ∠ A'OD' = α = δ, so gibt das Dreieck OA'D' unmittelbar das Verhältnis:

$$\frac{r'}{r} = \cos \alpha - \operatorname{tg} \delta \sin \alpha.$$

Substituirt man die aus dem sphärischen Dreiecke acd entwickelten Größen:

$$\cos \alpha = \sin w \cos (p + \gamma) \cos \eta + \cos w \sin (p + \gamma)$$

und

$$\sin \alpha = \frac{\sin w \sin \eta}{\sin h},$$

so erhält man:

$$\frac{r'}{r} = \sin w \cos (p + \gamma) \cos \eta + \cos w \sin (p + \gamma) \\ - \frac{\operatorname{tg} \delta \sin w \sin \eta}{\sin s}.$$

Wird s durch p + γ, w und η bestimmt, so geht der Ausdruck in folgenden über:

$$\frac{r'}{r} = \sin w \cos (p + \gamma) \cos \eta + \cos w \sin (p + \gamma) \\ - \operatorname{tg} \delta \sqrt{\sin^2 w \sin^2 \eta + [\cos w \cos (p + \gamma) - \sin w \cos \eta \sin (p + \gamma)]^2} \\ s = 0 \text{ gesetzt, gibt die Länge des mittägigen Schattens:} \\ r' = \frac{r \cos \delta}{\sin (p + \gamma - \delta)}.$$

Für Uhren, deren Abweichung β = 90° (Äquinocialuhren, verticale Mittagshuren, Polaruhren), ist η = 90°, γ = 90° - i und man findet:

$$\frac{r'}{r} = \cos s \cos (p - i) - \operatorname{tg} \delta \sqrt{\sin^2 s + \cos^2 s \cdot \sin^2 (p - i)}.$$

Wird hier noch i = 0 (Horizontaluhr) gesetzt, so ist:

$$\frac{r'}{r} = \cos s \cdot \cos p - \operatorname{tg} \delta \sqrt{\sin^2 s + \cos^2 s \cdot \sin^2 p}.$$

Wird die Declination der Sonne wegen ihrer geringen Aenderung während eines Tages (Ausgang bis Untergang der Sonne) als konstant angenommen, so beschreibt die von der Sonne durch irgend einen Punkt A' des

Zeigers gelegte Linie offenbar einen Kreis, der durch die Ebene der Uhr geschnitten wird. Es müssen also die Linien, welche der Schattenschnitt auf der Uhr ebene beschreibt, Kegelschnitte oder Linien zweiter Ordnung sein. Da ferner die Gerade OD, welche die Oberfläche des Regels in dem Punkte D' schneidet, diese Oberfläche noch in einem zweiten Punkte schneiden muß, so wird auch der Ausdruck $\frac{r}{x}$ für jedes x einen doppelten Werth haben, der durch das mit dem Wurzelzeichen verbundene doppelte Zeichen gegeben ist.

Um die Bahn des durch den Endpunkt (A') des Zeigers OA' erzeugten Endpunktes (D') der Schattenlinie OD' zu bestimmen, ziehe C'D' senkrecht auf der Mittagslinie OC. Setzt man die Coordinaten OC' = x , C'D' = y und substituirt die Werthe:

$$\sin w = \frac{y}{r}, \quad \cos w = \frac{x}{r},$$

in den oben für $\frac{r}{x}$ gefundenen Ausdruck, so erhält man:

$$r = y \cos(p + \gamma) \cos \eta + x \sin(p + \gamma) - \operatorname{tg} \delta / y \sin^2 \eta + [x \cos(p + \gamma) - y \sin(p + \gamma) \cos \eta]^2$$

und nach Beseitigung des Wurzelzeichens:

$$y^2 [\cos^2(p + \gamma) \cos^2 \eta - \sin^2 \delta] + xy [\sin^2(p + \gamma) \cos \eta] + x^2 [\sin^2(p + \gamma) - \sin^2 \delta] - 2r \cos^2 \delta \cos(p + \gamma) \cos \eta - y - 2r \cos^2 \delta \sin(p + \gamma) \cdot x + r^2 \cos^2 \delta = 0.$$

Diese Gleichung zweiten Grades, die der Kürze wegen durch $a'y' + b'x' + c'x^2 + d'y + e'x + f' = 0$ ausgedrückt werden soll, ist bekanntlich die einer Ellipse,

Hyperbel oder Parabel je nachdem $4a'c' \geq b'^2$, d. i. nach Einführung der ursprünglichen Größen:

eine Ellipse, wenn $\cos^2(p + \gamma) \sin^2 \eta > \cos^2 \delta$;

eine Hyperbel, wenn $\cos^2(p + \gamma) \sin^2 \eta < \cos^2 \delta$;

eine Parabel, wenn $\cos^2(p + \gamma) \sin^2 \eta = \cos^2 \delta$.

Für horizontale Uhren ist z. B. $i = 0$, $\gamma = \eta = 90^\circ$, daher die Kurve

eine Ellipse, wenn $p + \delta > 90^\circ$,

eine Hyperbel, wenn $p + \delta < 90^\circ$,

eine Parabel, wenn $p + \delta = 90^\circ$.

Die Ellipse kann also nur in der kalten Zone vorkommen, die Parabel ebenfalls nur da, wo sich an den beiden Tagen des Jahres, an welchen die Sonne anfängt oder aufhört über dem Horizonte zu bleiben. Für alle übrigen Orte und Zeiten ist die Kurve eine Hyperbel. Für vertikale Mittagshhren ist $i = \beta = \eta = 90^\circ$, $\gamma = 0$, die Kurve also eine

Ellipsen
Hyperbel
Parabel } wenn $\cos p \geq \cos \delta$, d. i. $p \leq \delta$.

Noch sei uns gestattet, Einiges über die zur Zeichnung der Kegelschnitte aus vorstehenden Gleichungen nöthigen Elemente hinzuzufügen. Es sei durch

die oben berührte Determination bestimmt worden, daß die Gleichung einer Ellipse oder Hyperbel angehört. Bezeichnet man für diesen Fall die halbe große Ase mit A, die halbe kleine Ase mit B, die Coordinaten des Mittelpunktes der Kegelschnitte mit x' , y' und den Winkel, welchen die große Ase A mit der Coordinatenaxe der x bildet mit φ , so erhält man, $p + \gamma$ der Kürze wegen $= \alpha$ gesetzt:

$$A = \frac{r \cos \alpha \sin \gamma \cos \delta}{\sqrt{\cos^2 \alpha \sin^2 \eta - \cos^2 \delta}};$$

$$B = \frac{r \cos \alpha \sin \gamma \sin \delta \cos \delta}{\cos^2 \alpha \sin^2 \eta - \cos^2 \delta};$$

$$x' = \frac{r \sin \alpha \cos \delta}{\cos^2 \delta - \cos^2 \alpha \sin^2 \eta};$$

$$y' = \frac{r \cos \alpha \cos \eta \cos \delta}{\cos^2 \delta - \cos^2 \alpha \sin^2 \eta};$$

$$\operatorname{tg} \varphi = \cot \alpha \cos \eta.$$

Diese Werthe gehen für die Horizontaluhr über in:

$$A = - \frac{r \cos \delta \sin p}{\sqrt{\sin^2 p - \cos^2 \delta}},$$

$$B = - \frac{\sin \delta \cos \delta \sin p}{\sin^2 p - \cos^2 \delta},$$

$$x' = - \frac{r \cos^2 \delta \cos p}{\sin^2 p - \cos^2 \delta},$$

$$y' = 0$$

$$\varphi = 0$$

Gehört die Gleichung einer Parabel an, für welchen Fall der Parameter derselben $= n$, der Winkel, welchen die Ase derselben mit der x Ase (Mittagslinie der Uhr ebene) macht, $= \varphi$, die Coordinaten des Scheitels der Parabel $= x'$ und y' gesetzt werden soll, so erhält man:

$$n = \frac{d' \sqrt{c'} - e' \sqrt{a'}}{(a' + c')^2}$$

oder

$$n = 2r \cos^2 \delta \frac{\sin^2 \alpha \cos^2 \eta \cos^2 \delta - \sin^2 \delta - \cos^2 \alpha \cos^2 \eta \sin^2 \alpha - \sin^2 \delta}{(\cos^2 \alpha \cos^2 \eta + \sin^2 \alpha - 2 \sin^2 \delta)^{3/2}},$$

$$x' = \frac{a'^2 d'^2 + b' d' e' + a' c' (2d'^2 - e'^2) - 4a' f' (a' + c')^2}{2(a' + c')^2 (2a' d' - b' e')},$$

$$y' = \frac{c'^2 e'^2 + a' b' d' e' + a' c' (2e'^2 - d'^2) - 4c' f' (a' + c')^2}{2(a' + c')^2 (2a' d' - b' e')},$$

$$\operatorname{tg} \varphi = - \frac{2c'}{b'}$$

$$\operatorname{tg} \varphi = \frac{\sin^2 \delta - \sin^2 \alpha}{\sin \alpha \cos \alpha \cos \eta}.$$

Die Bahn des Endpunktes der Schattenlinie an dem Tage, an welchem die Sonne in ein Zeichen des Thierkreises tritt, wird Thierkreislinie genannt. Man versteht die Sonnenubren mit Thierkreislinien, um außer der Tageszeit zugleich die Jahreszeit abzulesen. Die

Verzeichnung derselben (z. B. durch die geometrische Construction der oben für r gefundenen Ausdrücke) erfordert die Kenntniss der Declination der Sonne (δ) an den betreffenden Tagen, die aus der bekannten Relation:

$$\sin \delta = \sin \omega \sin \lambda,$$

in welcher ω die Schiefe der Ekliptik, λ die Länge der Sonne bedeutet, durch nachstehende geometrische Construction gefunden wird. Man theile die Kuppel der Halbkugel BAD, dessen Mittelpunkt in C, in 6 gleiche

Theile, um durch die von A aus genommenen Bogen die Sonnenlängen zu erhalten und zwar $A = 0^\circ$ bei Eintritt der Sonne in das Zeichen des ∇ , $AG = 30^\circ$ (γ), $AF = 60^\circ$ (η), $AB = 90^\circ$ (ϵ), $AH = 330^\circ$ (χ), $AI = 300^\circ$ (ζ), $AD = 270^\circ$ (ζ). Ferner ist $\angle ACM = \omega = 23\frac{1}{2}^\circ$ zu nehmen. Durch Verbindung der von A gleichweit entfernten Punkte erhält man in AC die Durchschnittpunkte A, L, K, C, von welchen aus CM, die Entwerthen AM, LN, KO zu fällen

sind. Macht man ferner $CM' = AM$, $CN' = LN$, $CO' = KO$, zieht $M'M$, $N'N$, $O'O$ parallel zu AC und verbindet die Punkte M , N und O mit C, so erhält man die zu den Sonnenlängen AD, AI, AH gebührenden südlichen Declinationen $\angle ACM$, $\angle ACN$, $\angle ACO$. Zieht man noch für die nördlichen Declinationen unter gleichen Winkeln die Geraden CM , CN , CO , so erhält man das sogenannte Analemma, eine aus den Linien CM , CN , CO , CA , CO , CN , CM bestehende sächerförmige Figur.

Soll auf einer krummen Fläche, z. B. der Wand eines runden Thurmes oder Daches, eine Sonnenuhr verzeichnet werden, so kann man sich folgenden mechanischen Verfahrens bedienen. An der krummen Fläche, auf welcher die Stundenlinien verzeichnet werden sollen, stellt man eine Horizontaluhr in richtiger Lage auf, verlängert den der Weltaxe parallelen Zeiger derselben bis zu jener Fläche, um an derselben zugleich als Zeiger der zu konstruierenden Uhr zu dienen. Berücksichtigt man, dass die durch die Sonne oder jedes andere (richtig aufgestellte) Licht entstehenden Schattenlinien auf beiden Uhrflächen dieselbe Zeit zeigen müssen, so führt man in denselben Augenblicke die Schattenlinie auf der krummen Fläche, in welchem auf der Horizontaluhr eine bestimmte Stunde angegeben wird.

Die bisher besprochenen Sonnenuhren waren mit einem der Weltaxe parallelen Zeiger versehen, um die Stunden-eintheilung für jede Declination der Sonne unverändert zu lassen. Der in horizontaler Ebene senkrecht stehende Gnomon verlangt dagegen für jede besondere Declination auch eine besondere Stunden-eintheilung. Eine solche Äquinoxialuhr genannte Sonnenuhr zeigt unmittelbar die Stellung der Sonne zu den Weltgegenden und

gewährt den Vortheil einer weniger schwierigen Aufstellung des Zeigers. Nebststehende Figur zeigt das Himmelsgewölbe, HWBO

den Horizont des in C befindlichen Beobachters, H den Südpol, B den Nordp, O den Ostp, W den Westpunkt, BH also die horizontale Mittagslinie, NP die Weltaxe, N den Nordp, P den Südpol des Himmels, OA den Äquator, Z das Zenith. Legt man durch die Sonne S den Meridian NSP, so erhält man die Declination derselben $QS = \delta$ und den Stundenwinkel $SNZ = w$. Die von Z durch S auf den Horizont gefällte Senkrechte gibt die Höhe $DS = h$ und das Azimut der Sonne $\angle HCR = a$. Aus dem sphärischen Dreieck SNZ mit $NZ = 90^\circ - p$, $NS = 90^\circ - \delta$, $SZ = 90^\circ - h$, $\angle SNZ = s$, $\angle NZS = 180^\circ - a$ er gibt sich:

$$\cot a = \sin p \cot s - \frac{\cos p \cdot \tan \delta}{\sin s},$$

$$\sin h = \cos \delta \cos p \cos s + \sin \delta \sin p.$$

Das aus dem Zeiger CL = r , der Länge des Schattens desselben CM = r' und dem Winkel CML = h zusammengesetzte rechtwinklige Dreieck gibt

$$r' = r \cot h.$$

Nachstehende Tafeln enthalten den zwischen der Mittagslinie und dem Schatten des Zeigers enthaltenen Äquinoxialwinkel a für die unter P enthaltenen Polhöhen und diejenigen Declinationen der Sonne, welche durch die

Vielfachen von $\frac{\omega}{4}$ (ω die Schiefe der Ekliptik = $23^\circ 28'$) ausgedrückt sind. Die diesen Declinationen zugehörigen Lage des Jahres sind im Allgemeinen folgende:

$\delta = -\omega = -23^\circ 28'$ den 22. Dec.

$\delta = -\frac{3\omega}{4} = -17^\circ 36'$ den 30. Jan. u. 12. Nov.

$\delta = -\frac{\omega}{2} = -11^\circ 44'$ den 18. Febr. u. 24. Oct.

$\delta = -\frac{\omega}{4} = -5^\circ 52'$ den 5. März u. 8. Oct.

$\delta = 0$ den 20. März u. 23. Sept.

$\delta = +\frac{\omega}{4} = +5^\circ 52'$ den 5. April u. 8. Sept.

$\delta = +\frac{\omega}{2} = +11^\circ 44'$ den 21. April u. 22. Aug.

$\delta = +\frac{3\omega}{4} = +17^\circ 36'$ den 10. Mai u. 3. Aug.

$\delta = +\omega = +23^\circ 28'$ den 21. Juni.

P Grad.	2 ^h früh u. 10 ^h Abends.			5 ^h Morgens und 7 ^h Abends.						
	$+\frac{3m}{4}$	$+m$	$-\frac{m}{2}$	$-\frac{m}{4}$	0°	$+\frac{m}{4}$	$+\frac{m}{2}$	$+\frac{3m}{4}$	$+m$	
30	144° 46'	148° 17'	87° 0'	92° 24'	97° 38'	102° 44'	107° 45'	112° 42'	117° 37'	
31	145 9	148 34	87 21	92 41	97 51	102 54	107 52	112 45	117 37	
32	145 31	148 51	87 42	92 58	98 5	103 4	107 58	112 48	117 37	
33	145 52	149 7	88 2	93 15	98 18	103 14	108 4	112 51	117 36	
34	146 12	149 22	88 23	93 32	98 31	103 23	108 10	112 53	117 35	
35	146 32	149 36	88 43	93 49	98 44	103 32	108 15	112 55	117 34	
36	146 51	149 50	89 3	94 5	98 57	103 41	108 20	112 56	117 32	
37	147 9	150 3	89 24	94 22	99 10	103 50	108 25	112 57	117 30	
38	147 26	150 16	89 45	94 39	99 22	103 58	108 30	112 57	117 27	
39	147 43	150 28	90 5	94 55	99 34	104 6	108 34	112 58	117 23	
40	148 0	150 39	90 26	95 11	99 46	104 14	108 38	112 58	117 19	
41	148 15	150 50	90 47	95 27	99 58	104 22	108 41	112 57	117 15	
42	148 29	151 0	91 7	95 43	100 10	104 29	108 44	112 57	117 10	
43	148 43	151 9	91 28	95 59	100 21	104 36	108 47	112 56	117 5	
44	148 56	151 18	91 49	96 15	100 33	104 43	108 49	112 54	117 0	
45	149 8	151 26	92 9	96 31	100 44	104 49	108 51	112 52	116 54	
46	149 20	151 35	92 29	96 47	100 55	104 56	108 53	112 50	116 48	
47	149 32	151 43	92 49	97 2	101 5	105 2	108 55	112 47	116 41	
48	149 43	151 50	93 10	97 18	101 16	105 8	108 56	112 44	116 34	
49	149 53	151 57	93 30	97 33	101 26	105 13	108 57	112 40	116 26	
50	150 2	152 3	93 50	97 48	101 36	105 18	108 58	112 36	116 18	
51	150 11	152 9	94 10	98 3	101 46	105 23	108 58	112 32	116 9	
52	150 20	152 14	94 30	98 18	101 55	105 28	108 58	112 27	116 0	
53	150 28	152 18	94 50	98 32	102 5	105 32	108 57	112 22	115 51	
54	150 36	152 23	95 10	98 46	102 14	105 36	108 56	112 17	115 41	
55	150 43	152 27	95 29	99 0	102 23	105 40	108 55	112 11	115 31	
56	150 49	152 30	95 49	99 14	102 31	105 44	108 54	112 5	115 20	
57	150 55	152 33	96 8	99 28	102 40	105 47	108 52	111 59	115 9	
58	151 1	152 36	96 28	99 42	102 48	105 50	108 50	111 52	114 57	
59	151 6	152 38	96 47	99 55	102 56	105 53	108 48	111 45	114 45	
60	151 11	152 40	97 6	100 8	103 4	105 55	108 45	111 37	114 33	

P Grad.	3 ^h früh und 9 ^h Abends.			4 ^h früh und 8 ^h Abends.					
	$+\frac{m}{2}$	$+\frac{3m}{4}$	$+m$	0°	$+\frac{m}{4}$	$+\frac{m}{2}$	$+\frac{3m}{4}$	$+m$	
30	127° 2'	131° 37'	135° 54'	106° 6'	111° 23'	116° 24'	121° 13'	125° 52'	
31	127 29	131 59	136 10	106 34	111 45	116 42	121 27	126 1	
32	127 55	132 20	136 25	107 1	112 7	116 59	121 40	126 10	
33	128 20	132 39	136 39	107 27	112 29	117 16	121 52	126 19	
34	128 45	132 57	136 53	107 54	112 51	117 32	122 4	126 27	
35	129 9	133 15	137 6	108 19	113 12	117 48	122 16	126 34	
36	129 32	133 33	137 19	108 45	113 32	118 4	122 27	126 41	
37	129 54	133 50	137 31	109 10	113 52	118 19	122 38	126 47	
38	130 16	134 6	137 43	109 34	114 11	118 34	122 48	126 53	
39	130 37	134 22	137 54	109 58	114 30	118 48	122 57	126 59	
40	130 57	134 37	138 4	110 22	114 48	119 1	123 6	127 4	
41	131 16	134 51	138 14	110 45	115 6	119 14	123 14	127 8	
42	131 35	135 4	138 23	111 7	115 23	119 27	123 22	127 12	
43	131 53	135 17	138 31	111 30	115 40	119 39	123 30	127 15	
44	132 10	135 29	138 39	111 51	115 56	119 50	123 37	127 18	
45	132 27	135 41	138 46	112 12	116 12	120 1	123 43	127 20	

P Grad.	3 ^h früh und 9 ^h Abends.			4 ^h früh und 8 ^h Abends.				
	+ $\frac{\omega}{2}$	+ $\frac{3\omega}{4}$	+ ω	0°	+ $\frac{\omega}{4}$	+ $\frac{\omega}{2}$	+ $\frac{3\omega}{4}$	+ ω
46	132° 43'	135° 52'	138° 53'	112° 33'	116° 28'	120° 12'	123° 49'	127° 22'
47	132 58	136 3	138 59	112 54	116 43	120 22	123 54	127 23
48	133 13	136 13	139 5	113 13	116 57	120 31	123 59	127 24
49	133 27	136 22	139 11	113 33	117 11	120 40	124 4	127 24
50	133 40	136 31	139 15	113 52	117 25	120 49	124 8	127 24
51	133 53	136 39	139 19	114 10	117 38	120 57	124 11	127 23
52	134 5	136 47	139 23	114 28	117 50	121 4	124 14	127 22
53	134 17	136 54	139 26	114 45	118 2	121 11	124 17	127 20
54	134 28	137 1	139 29	115 2	118 14	121 18	124 19	127 18
55	134 39	137 7	139 31	115 19	118 25	121 24	124 20	127 15
56	134 49	137 12	139 32	115 35	118 36	121 30	124 21	127 12
57	134 58	137 17	139 33	115 50	118 46	121 35	124 22	127 8
58	135 6	137 21	139 34	116 4	118 56	121 40	124 22	127 4
59	135 14	137 24	139 34	116 20	119 5	121 44	124 21	126 59
60	135 22	137 29	139 33	116 34	119 13	121 48	124 20	126 54

6^h Morgens und 6^h Abends.

P Grad.	- ω	- $\frac{3\omega}{4}$	- $\frac{\omega}{2}$	- $\frac{\omega}{4}$	0°	+ $\frac{\omega}{4}$	+ $\frac{\omega}{2}$	+ $\frac{3\omega}{4}$	+ ω
30	69° 24'	74° 38'	79° 48'	84° 55'	90° 0'	95° 5'	100° 12'	105° 22'	110° 36'
31	69 35	74 47	79 54	84 58	90 0	95 2	100 6	105 13	110 25
32	69 47	74 56	80 0	85 1	90 0	94 59	100 0	105 4	110 13
33	70 0	75 6	80 7	85 4	90 0	94 56	99 53	104 54	110 0
34	70 13	75 16	80 14	85 7		94 53	99 46	104 44	109 47
35	70 26	75 26	80 21	85 11		94 49	99 39	104 34	109 34
36	70 39	75 36	80 28	85 15		94 45	99 32	104 24	109 21
37	70 53	75 46	80 35	85 18		94 42	99 25	104 14	109 7
38	71 7	75 57	80 42	85 22		94 38	99 18	104 3	108 53
39	71 21	76 9	80 50	85 26		94 34	99 10	103 51	108 39
40	71 36	76 20	80 58	85 30		94 30	99 2	103 40	108 24
41	71 51	76 32	81 6	85 34		94 26	98 54	103 28	108 9
42	72 7	76 44	81 14	85 38		94 22	98 46	103 16	107 53
43	72 23	76 56	81 22	85 42		94 18	98 38	103 4	107 37
44	72 39	77 8	81 30	85 46		94 14	98 30	102 52	107 21
45	72 56	77 21	81 39	85 51		94 9	98 21	102 39	107 4
46	73 13	77 34	81 47	85 55		94 5	98 13	102 26	106 47
47	73 31	77 48	81 56	86 0		94 0	98 4	102 12	106 29
48	73 48	78 1	82 5	86 4		93 56	97 55	101 59	106 12
49	74 6	78 15	82 14	86 9		93 51	97 46	101 45	105 54
50	74 24	78 29	82 23	86 13		93 47	97 37	101 31	105 36
51	74 43	78 43	82 33	86 18		93 42	97 27	101 17	105 17
52	75 2	78 57	82 43	86 23		93 37	97 17	101 3	104 58
53	75 21	79 12	82 53	86 28		93 32	97 7	100 48	104 39
54	75 41	79 26	83 2	86 33		93 27	96 58	100 34	104 19
55	76 1	79 41	83 12	86 38		93 22	96 48	100 19	103 59
56	76 21	79 56	83 22	86 43		93 17	96 38	100 4	103 39
57	76 42	80 12	83 33	86 48		93 12	96 27	99 48	103 18
58	77 3	80 27	83 43	86 53		93 7	96 17	99 33	103 57
59	77 24	80 43	83 54	86 58	90 0	93 2	96 6	99 17	103 26
60	77 45	80 59	84 4	87 4	90 0	92 56	95 56	99 1	102 15

7^h Morgens und 5^h Abends.

P Grad.	— α	— $\frac{3\alpha}{4}$	— $\frac{\alpha}{2}$	— $\frac{\alpha}{4}$	0°	+ $\frac{\alpha}{4}$	+ $\frac{\alpha}{2}$	+ $\frac{3\alpha}{4}$	+ α
30	62° 23'	67° 28'	72° 15'	77° 16'	82° 22'	87° 36'	93° 0'	98° 33'	104° 19'
31	62 23	67 15	72 8	77 6	82 9	87 19	92 39	98 10	103 53
32	62 23	67 12	72 2	76 56	81 55	87 2	92 18	97 46	103 27
33	62 24	67 9	71 56	76 46	81 42	86 45	91 58	97 23	103 1
34	62 25	67 7	71 50	76 37	81 29	86 28	91 37	96 58	102 34
35	62 26	67 5	71 45	76 28	81 16	86 11	91 17	96 34	102 7
36	62 28	67 4	71 40	76 19	81 3	85 55	90 57	96 10	101 39
37	62 30	67 3	71 35	76 10	80 50	85 38	90 36	95 46	101 12
38	62 33	67 3	71 30	76 2	80 38	85 21	90 15	95 21	100 44
39	62 37	67 2	71 26	75 54	80 26	85 5	89 55	94 57	100 15
40	62 41	67 2	71 22	75 46	80 14	84 49	89 34	94 32	99 46
41	62 45	67 3	71 19	75 38	80 2	84 33	89 13	94 7	99 17
42	62 50	67 3	71 16	75 31	79 50	84 17	88 53	93 42	98 48
43	62 55	67 4	71 13	75 24	79 39	84 1	88 32	93 17	98 19
44	63 0	67 6	71 11	75 17	79 27	83 45	88 11	92 52	97 49
45	63 6	67 8	71 9	75 11	79 16	83 29	87 51	92 27	97 19
46	63 12	67 10	71 7	75 4	79 5	83 13	87 31	92 1	96 49
47	63 19	67 13	71 5	74 58	78 55	82 58	87 11	91 36	96 19
48	63 26	67 16	71 4	74 52	78 44	82 42	86 50	91 10	95 49
49	63 34	67 20	71 3	74 47	78 34	82 27	86 30	90 45	95 18
50	63 42	67 24	71 2	74 42	78 24	82 12	86 10	90 19	94 47
51	63 51	67 28	71 2	74 37	78 14	81 57	85 50	89 54	94 16
52	64 0	67 33	71 2	74 32	78 5	81 42	85 30	89 29	93 45
53	64 9	67 38	71 3	74 28	77 55	81 28	85 10	89 4	93 14
54	64 19	67 43	71 4	74 24	77 46	81 14	84 50	88 38	92 43
55	64 29	67 49	71 5	74 20	77 37	81 0	84 31	88 43	92 12
56	64 40	67 55	71 6	74 16	77 29	80 46	84 11	87 47	91 40
57	64 51	68 1	71 8	74 13	77 20	80 32	83 52	87 22	91 9
58	65 3	68 8	71 10	74 10	77 12	80 18	83 32	86 58	90 37
59	65 15	68 15	71 12	74 7	77 4	80 5	83 13	86 34	90 6
60	65 27	68 23	71 15	74 5	76 56	79 52	82 54	86 7	89 35

8^h Vormittags und 4^h Nachmittags.

30	54° 8'	58° 47'	63° 36'	68° 37'	73° 54'	79° 28'	85° 22'	91° 38'	98° 17'
31	53 59	58 33	63 18	68 15	73 26	78 56	84 45	90 57	97 32
32	53 50	58 20	63 1	67 53	72 59	78 24	84 8	90 16	96 48
33	53 41	58 8	62 44	67 31	72 33	77 52	83 32	89 35	96 3
34	53 33	57 56	62 28	67 9	72 6	77 21	82 56	88 54	95 18
35	53 26	57 44	62 12	66 48	71 41	76 50	82 20	88 13	94 33
36	53 19	57 33	61 56	66 28	71 15	76 19	81 44	87 32	93 47
37	53 13	57 22	61 41	66 8	70 50	75 49	81 8	86 51	93 2
38	53 7	57 12	61 26	65 49	70 26	75 19	80 33	86 10	92 16
39	53 1	57 3	61 12	65 30	70 2	74 50	79 58	85 30	91 30
40	52 56	56 54	60 59	65 12	69 38	74 21	79 23	84 50	90 45
41	52 52	56 46	60 46	64 54	69 15	73 52	78 48	84 10	89 59
42	52 48	56 38	60 33	64 37	68 53	73 24	78 14	83 30	89 13
43	52 45	56 30	60 21	64 20	68 30	72 56	77 40	82 50	88 27
44	52 42	56 23	60 10	64 4	68 9	72 29	77 7	82 10	87 41
45	52 40	56 17	59 59	63 48	67 48	72 2	76 34	81 31	86 55

8^h Vormittag und 4^h Nachmittags.

P Orab.	— ∞	— $\frac{3\pi}{4}$	— $\frac{\pi}{2}$	— $\frac{\pi}{4}$	0°	+ $\frac{\pi}{4}$	+ $\frac{\pi}{2}$	+ $\frac{3\pi}{4}$	+ ∞
46	52° 38'	56° 11'	59° 48'	63° 32'	67° 27'	71° 35'	76° 2'	80° 52'	86° 10'
47	52 37	56 6	59 38	63 17	67 6	71 9	75 30	80 13	85 24
48	52 36	56 1	59 29	63 3	66 47	70 44	74 58	79 35	84 39
49	52 36	55 56	59 20	62 49	66 27	70 19	74 26	78 57	83 54
50	52 36	55 52	59 11	62 35	66 8	69 54	73 55	78 19	83 9
51	52 37	55 49	59 3	62 22	65 50	69 30	73 25	77 42	82 25
52	52 38	55 46	58 56	62 10	65 32	69 6	72 55	77 5	81 41
53	52 40	55 43	58 49	61 58	65 15	68 43	72 25	76 28	80 57
54	52 42	55 41	58 42	61 46	64 58	68 20	71 56	75 52	80 13
55	52 45	55 40	58 36	61 35	64 41	67 58	71 27	75 17	79 30
56	52 48	55 39	58 30	61 24	64 25	67 36	70 59	74 42	78 47
57	52 52	55 38	58 25	61 14	64 10	67 14	70 31	74 7	78 5
58	52 56	55 38	58 20	61 4	63 56	66 53	70 4	73 33	77 23
59	53 1	55 39	58 16	60 56	63 40	66 33	69 37	72 59	76 41
60	53 6	55 40	58 12	60 47	63 26	66 13	69 11	72 25	76 0

9^h Vormittag und 3^h Nachmittags.

30	44° 6'	48° 23'	52° 58'	57° 58'	63° 26'	69° 29'	76° 12'	83° 39'	91° 49'
31	43 50	48 1	52 31	57 24	62 45	68 40	75 15	82 34	90 39
32	43 35	47 40	52 5	56 51	62 5	67 52	74 19	81 30	89 28
33	43 21	47 21	51 40	56 19	61 26	67 5	73 23	80 27	88 18
34	43 7	47 3	51 15	55 48	60 47	66 19	72 29	79 24	87 8
35	42 54	46 45	50 51	55 18	60 10	65 34	71 35	78 22	85 58
36	42 41	46 27	50 28	54 48	59 33	64 49	70 42	77 20	84 48
37	42 29	46 10	50 6	54 19	58 58	64 5	69 50	76 19	83 39
38	42 17	45 54	49 44	53 51	58 23	63 22	68 59	75 19	82 30
39	42 6	45 38	49 23	53 25	57 49	62 41	68 9	74 20	81 21
40	41 56	45 23	49 3	53 0	57 16	62 1	67 19	73 22	80 12
41	41 46	45 9	48 44	52 35	56 44	61 21	66 31	72 24	79 5
42	41 37	44 56	48 25	52 10	56 13	60 42	65 44	71 27	77 59
43	41 29	44 43	48 7	51 46	55 42	60 4	64 57	70 31	76 53
44	41 21	44 31	47 50	51 23	55 13	59 27	64 12	69 36	75 48
45	41 14	44 19	47 33	51 0	54 44	58 51	63 28	68 42	74 44
46	41 7	44 8	47 17	50 39	54 16	58 16	62 44	67 50	73 41
47	41 1	43 57	47 2	50 18	53 49	57 42	62 2	66 58	72 38
48	40 55	43 47	46 47	49 58	53 23	57 9	61 20	66 7	71 37
49	40 49	43 38	46 33	49 38	52 57	56 30	60 40	65 17	70 37
50	40 45	43 29	46 20	49 19	52 33	56 5	60 1	64 28	69 37
51	40 41	43 21	46 7	49 1	52 9	55 34	59 22	63 41	68 39
52	40 37	43 13	45 55	48 44	51 46	55 4	58 44	62 54	67 42
53	40 34	43 6	45 43	48 27	51 23	54 35	58 7	62 8	66 46
54	40 31	42 59	45 32	48 11	51 2	54 7	57 32	61 23	65 51
55	40 29	42 53	45 21	47 56	50 41	53 39	56 57	60 40	64 58
56	40 28	42 48	45 11	47 46	50 20	53 12	56 23	59 58	64 6
57	40 27	42 43	45 2	47 27	50 1	52 46	55 50	59 17	63 14
58	40 26	42 39	44 54	47 14	49 42	52 22	55 18	58 37	62 24
59	40 26	42 36	44 46	47 1	49 24	51 48	54 47	57 57	61 35
60	40 27	42 31	44 38	46 49	49 6	51 34	54 17	57 19	60 48

P Grad.	10 ^h Vormittag und 2 ^h Nachmittag.									
	— m	— $\frac{3m}{4}$	— $\frac{m}{2}$	— $\frac{m}{4}$	0°	+ $\frac{m}{4}$	+ $\frac{m}{2}$	+ $\frac{3m}{4}$	+ m	
30	31° 43'	35° 14'	39° 13'	43° 46'	49° 6'	55° 28'	63° 9'	72° 26'	83° 30'	
31	31 26	34 51	38 42	43 7	48 16	54 24	61 48	70 48	81 36	
32	31 9	34 29	38 13	42 29	47 27	53 22	60 30	69 12	79 43	
33	30 53	34 8	37 45	41 52	46 40	52 22	59 15	67 39	77 52	
34	30 38	33 48	37 18	41 17	45 55	51 24	58 1	66 8	76 2	
35	30 24	33 28	36 52	40 44	45 11	50 28	56 50	64 39	74 14	
36	30 10	33 9	36 27	40 11	44 29	49 34	55 42	63 13	72 29	
37	29 57	32 51	36 2	39 40	43 49	48 42	54 36	61 50	70 46	
38	29 44	32 34	35 39	39 10	43 10	47 52	53 32	60 29	69 5	
39	29 32	32 17	35 17	38 40	42 32	47 4	52 30	59 10	67 27	
40	29 21	32 0	34 56	38 11	41 56	46 18	51 30	57 54	65 52	
41	29 10	31 45	34 36	37 44	41 21	45 33	50 33	56 40	64 19	
42	29 0	31 31	34 16	37 19	40 47	44 49	49 38	55 29	62 49	
43	28 51	31 17	33 57	36 55	40 15	44 7	48 45	54 21	61 22	
44	28 42	31 4	33 39	36 31	39 44	43 27	47 53	53 15	59 57	
45	28 34	30 52	33 22	36 8	39 14	42 49	47 3	52 11	58 35	
46	28 25	30 40	33 6	35 46	38 45	42 12	46 15	51 9	57 16	
47	28 17	30 28	32 50	35 24	38 17	41 36	45 29	50 10	55 59	
48	28 10	30 17	32 35	35 3	37 51	41 1	44 44	49 13	54 45	
49	28 3	30 7	32 20	34 44	37 25	40 28	44 1	48 18	53 35	
50	27 57	29 58	32 6	34 26	37 0	39 56	43 20	47 25	52 27	
51	27 51	29 49	31 53	34 8	36 37	39 25	42 40	46 34	51 21	
52	27 46	29 40	31 41	33 51	36 14	38 55	42 2	45 44	50 17	
53	27 42	29 32	31 29	33 34	35 52	38 27	41 25	44 57	49 16	
54	27 37	29 24	31 18	33 18	35 31	38 0	40 50	44 12	48 17	
55	27 33	29 17	31 7	33 3	35 11	37 33	40 16	43 28	47 21	
56	27 30	29 11	30 57	32 49	34 51	37 7	39 43	42 46	46 27	
57	27 27	29 5	30 47	32 35	34 33	36 43	39 12	42 5	45 35	
58	27 24	28 59	30 38	32 22	34 15	36 20	38 42	41 26	44 45	
59	27 22	28 54	30 29	32 10	33 58	35 57	38 12	40 49	43 57	
60	27 20	28 49	30 21	31 58	33 41	35 35	37 44	40 13	43 10	

11^h Vormittag und 1^h Nachmittag.

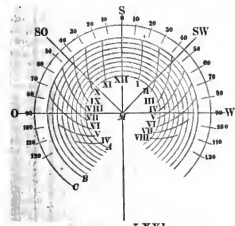
30	16° 46'	18° 52'	21° 20'	24° 21'	28° 11'	33° 18'	40° 30'	51° 11'	67° 32'
31	16 34	18 36	20 58	23 51	27 29	32 18	39 1	48 56	64 9
32	16 23	18 21	20 37	23 22	26 49	31 21	37 38	46 50	60 57
33	16 13	18 6	20 17	22 55	26 12	30 28	36 20	44 52	57 57
34	16 3	17 52	19 58	22 29	25 36	29 38	35 7	43 2	55 9
35	15 53	17 39	19 40	22 4	25 2	28 51	33 59	41 20	52 32
36	15 44	17 26	19 23	21 41	24 30	28 6	32 55	39 45	50 5
37	15 35	17 14	19 7	21 19	24 0	27 23	31 54	38 16	47 48
38	15 27	17 2	18 51	20 58	23 31	26 44	30 58	36 53	45 41
39	15 19	16 51	18 36	20 37	23 4	26 7	30 6	35 37	43 44
40	15 11	16 41	18 22	20 18	22 38	25 31	29 17	34 26	41 56
41	15 4	16 31	18 8	20 0	22 13	24 57	28 30	33 18	40 14
42	14 57	16 21	17 55	19 42	21 49	24 25	27 45	32 14	38 39
43	14 51	16 12	17 43	19 26	21 27	23 55	27 3	31 14	37 11
44	14 45	16 3	17 21	19 9	21 6	23 26	26 23	30 18	35 49
45	14 39	15 55	17 19	18 54	20 45	22 59	25 46	29 26	34 32

11^h Vormittags und 1^h Nachmittags.

P Orsch.	— ω	— $\frac{3\omega}{4}$	— $\frac{\omega}{2}$	— $\frac{\omega}{4}$	0°	+ $\frac{\omega}{4}$	+ $\frac{\omega}{2}$	+ $\frac{3\omega}{4}$	+ ω
46	14° 34'	15° 47'	17° 8'	18° 40'	20° 26'	22° 33'	25° 11'	28° 37'	33° 20'
47	14 29	15 40	16 58	18 26	20 7	22 8	24 37	27 50	32 14
48	14 24	15 33	16 48	18 13	19 49	21 45	24 5	27 6	31 12
49	14 19	15 26	16 39	18 0	19 33	21 22	23 35	26 25	30 14
50	14 15	15 20	16 30	17 48	19 17	21 1	23 7	25 46	29 19
51	14 11	15 14	16 22	17 37	19 1	20 40	22 40	25 10	28 28
52	14 7	15 8	16 14	17 26	18 47	20 21	22 14	24 35	27 40
53	14 4	15 3	16 6	17 15	18 33	20 2	21 49	24 2	26 54
54	14 1	14 58	15 59	17 5	18 19	19 45	21 26	23 31	26 11
55	13 58	14 54	15 52	16 56	18 7	19 28	21 4	23 1	25 31
56	13 55	14 49	15 46	16 47	17 55	19 12	20 43	22 33	24 53
57	13 53	14 45	15 40	16 38	17 43	18 56	20 22	22 6	24 17
58	13 51	14 41	15 34	16 30	17 32	18 42	20 3	21 41	23 43
59	13 50	14 38	15 28	16 22	17 22	18 28	19 45	21 17	23 11
60	13 48	14 35	15 23	16 15	17 12	18 15	19 27	20 54	22 41

Nach vorstehenden Tafeln erhält man z. B. für die Polhöhe Leipzig (51° 20') folgende Azimutwinkel:

Stunde	— ω	— $\frac{3\omega}{4}$	— $\frac{\omega}{2}$	— $\frac{\omega}{4}$	0°	+ $\frac{\omega}{4}$	+ $\frac{\omega}{2}$	+ $\frac{3\omega}{4}$	+ ω
3							133° 57'	136° 42'	139° 20'
4							120 59	124 12	127 23
5			94° 17'	98° 8'	101 49	105 25	108 58	112 30	116 6
6	74° 49'	78° 48'	82 36	86 20	90 0	93 40	97 24	101 12	105 11
7	63 54	67 30	71 2	74 35	78 11	81 52	85 43	89 46	94 6
8	52 37	55 48	59 1	62 18	65 44	69 22	73 15	77 30	82 10
9	40 40	43 18	46 3	48 55	52 1	55 24	59 9	63 25	68 20
10	27 49	29 46	31 49	34 2	36 29	39 15	42 27	46 17	51 0
11	14 10	15 12	16 19	17 33	18 56	20 34	22 31	24 58	28 12
12	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0



h. Geogr. u. d. R. Geogr. Section. LXXXI.

Die Construction einer Azimutaluhr mittels vorstehender Tabellen kann auf folgende Weise ausgeführt werden. Aus M als Mittelpunkt (f. Fig.) beschreibt man neun, den verschiedenen Declinationen der Sonne + ω , + $\frac{3\omega}{4}$, ..., - ω zugehörige, gleichweit von einander entfernte, concentrische Kreislinsen, von welchen die innerste für die Declination + $\omega = 23^\circ 28'$ bestimmte A vom Schatten des in M senkrecht errichteten Zegers im Sommerjohannisfest noch getroffen wird. Die äußerste Kreislinie B gilt der Declination - $\omega = -23^\circ 28'$. Außerdem kann außerhalb B noch eine zehnte, die Gradeinteilung enthaltende Kreisliese C hinzugefügt werden, um die Azimutalwinkel messen zu können. Legt man alsdann für eine gewisse Stunde des Tages von M aus Gerade durch diese Declinationskreise, die mit MS den in obigen Tafeln enthaltenen Azimutalwinkel bilden, so erhält man neun Durchschnittspunkte, die durch eine stetige Kurve verbunden, die jener Stunde zugehörige Stunden-

linie geben. So ist z. B. für die Polhöhe Leipzigs und den innersten Declinationskreis $\angle XIMXII = 28^{\circ} 12'$, derselbe Winkel für den nächstfolgenden Kreis $= 24^{\circ} 68'$.

Um die Zeit am 21. April ($\delta = \frac{m}{2}$) abzulesen, hat man die Durchschnittpunkte des dritten Kreises mit dem Schatten des Zeigers nach den in demselben Kreise durch die Stundenlinien gegebenen Punkten abzumessen. Der Vortheil, den kleinere Zeiträume darbieten müssen, läßt sich einfach durch Hinzufügen folgender Declinationskreise erreichen:

$\delta = -\frac{7m}{8} = -20^{\circ} 32'$	für den 18. Jan. und 24. Nov.
$\delta = -\frac{5m}{8} = -14^{\circ} 40'$	für den 9. Febr. und 2. Nov.
$\delta = -\frac{3m}{8} = -8^{\circ} 48'$	für den 26. Febr. und 16. Oct.
$\delta = -\frac{m}{8} = -2^{\circ} 56'$	für den 13. März und 30. Sept.
$\delta = +\frac{m}{8} = +2^{\circ} 56'$	für den 28. März und 15. Sept.
$\delta = +\frac{3m}{8} = +8^{\circ} 48'$	für den 12. April und 31. Aug.
$\delta = +\frac{5m}{8} = +14^{\circ} 40'$	für den 30. April und 13. Aug.
$\delta = +\frac{7m}{8} = +20^{\circ} 32'$	für den 23. Mai und 21. Juli.

Eine französische Erfindung ist die sogenannte Kanonenuhr, bei welcher über dem in der Mittagsslinie einer Sonnenuhr befindlichen Zündloche einer Kanone ein Brennglas so angebracht ist, daß die Sonnenstrahlen im Augenblicke der Culmination durch das Glas auf das Zündkraut derselben fallen und sie adfueren. Das Brennglas muß von Zeit zu Zeit (monatlich) je nach der Höhe der Sonne gestellt werden. Eine solche Kanonenuhr aber dem Eingange in das Palais royal zu Paris, bei welcher das Brennglas zwischen zwei parallelen, in der Meridianebene befindlichen Platten angebracht war, gab der Umgebung den Moment der wahren Mittagzeit an. Man konstruirte auch Kanonenuhren mit in unveränderlicher Höhe bleibendem Brennglase, das den Fokus in eine längliche, mit der Mittagsslinie zusammenfallende, mit Pulver ausgefüllte Vertiefung wirft, die in das Zündloch einer Kanone mündet.

Ein höchst einfaches, ehemals oft die Stelle der Tafelenuhr vertretendes Instrument — der Sonnenring — besteht aus einem dritten Ringe von Messingblech (s. folg. Fig.), der an einem Henkel freischwebend gehalten werden kann. Die vordere Seite des Ringes ist der Länge nach mit einer Spalte versehen, neben welcher links die Anfangsbuchstaben der ersten sechs Monate, rechts die der letzten sechs verzeichnet sind, und zwar so geordnet, daß die Monate von gleicher Tageslänge neben

einander stehen. Den Ring umgibt noch ein zweiter, schmäler, die Spalte verdeckender und verschiebbarer Ring mit einer kleinen runden Oeffnung, die auf den betreffenden Monat eingestellt wird. Beim Gebrauche des Sonnenrings hält man denselben so, daß die durch die Oeffnung gehenden Sonnenstrahlen auf die gegenüber befindliche innere Seite des Ringes fallen und daselbst an einer Stundeneintheilung die Zeit angeben. — Es läßt sich leicht nachweisen, daß ein solcher Ring die (wahre) Zeit nicht richtig angeben kann. Bezeichnet man nämlich die Polhöhe des Beobachtungsortes mit p , die Schiefe der Ekliptik mit ω , und wird für den Punkt M (20. März) die Stundeneintheilung verzeichnet, so ist MG horizontal, $M12$ zu der durch 12 gelegten Horizontalen unter einem Winkel von $90^{\circ} - p$ geneigt. Wird alsdann $\angle I12M = \omega$ ($23\frac{1}{2}^{\circ}$) gemacht, so ist der die Stunde 12 Uhr richtig angegebende Punkt I für den 21. Juni gefunden. Die mit φ ausgedrückte Höhe der Sonne am 21. Juni 6 Uhr Morgens oder Abends erhält man durch den Ausdruck

$$\sin \varphi = \sin \omega \sin p$$

und müßte in der bisher erhaltenen Zeichnung dem Winkel IGM gleich sein, was wegen

$$\angle I6M = \angle I12M = \omega$$

nicht der Fall ist.

Die Sonnenuhr gibt die wahre Zeit an, die nur viermal im Jahre (am 15. April, 15. Juni, 1. Sept. und 24. Dec.) mit der von unsern Räderuhren gegebenen mittleren Zeit übereinstimmt. Um die mittlere Zeit zu erhalten, ist daher der an der Sonnenuhr beobachteten wahren Zeit die Zeitgleichung hinzuzufügen, die aus folgender Tabelle entnommen werden kann.

Zeitgl. Min.			
+ 14.6	11. Sept.		11. Sept.
+ 14	20.		2.
+ 13	4. März		22. Jan.
+ 10	12.		16.
+ 8	18.		10.
+ 6.2		26. Juli	26. Juli
+ 6	23.	30.	2. Aug.
+ 4	1. April	6.	10.
+ 3	8.	24. Juni	25.
+ 2	15.	13.	1. Sept.
- 2	24.	6.	20.
- 3.9	14. Mai	14. Mai	
- 6		12.	16.
- 8		18.	12.
- 10		24.	6.
- 12		30.	2.
- 14		7. Oct.	27. Nov.
- 16		14.	19.
- 18		21.	27.
- 16.3		8. Nov.	3.

Zeigt z. B. am 9. November eine Sonnenuhr 5 Uhr 40 Min., so ist in demselben Augenblicke die mittlere Zeit 5 U. 40 M. — 16 M. — 5 U. 24. M. Mittels einer richtig gehenden Räderuhr läßt sich daher auf jeder von der Sonne beschienenen und mit einem der Weltare parallelen Zeiger versehenen Fläche eine Sonnenuhr anfertigen, wenn die den wahren, aus der mittlern Zeit und der Zeitgleichung bestimmten Stunden zugehörigen Schattenlinien richtig werden. Am einfachsten geschieht dies an den Tagen, an welchen die Zeitgleichung = 0 ist.

Verbindet man die dem mittleren Mittage jeden Tages im Jahre zugehörigen Endpunkte des Schattens des Zeigers einer Sonnenuhr, so erhält man die Mittagelinie der mittlern Zeit, eine einer gedehnten 8 nicht unähnlichen Figur. Eine Abbildung dieser unsymmetrischen Linie enthält Bode's Jahrbuch für 1814. Die Sonnenuhren am Palais du Luxembourg zu Paris und am Gebäude der alten Berliner Sternwarte zeigen solche Mittagelinien. Wird für irgend einen Tag des Jahres die Zeitgleichung mit z , die Declination der Sonne mit δ bezeichnet, so ergibt sich der Winkel w , welchen die dem mittleren Mittage zugehörige Schattenlinie mit der Mittagelinie der Uhrfläche bildet, aus den Gleichungen (s. oben):

$$\cot y = \sin \delta \cdot \operatorname{tg} i; \quad \cos \gamma = \cos \delta \cdot \sin i;$$

$$\cot w = \frac{\sin \gamma \cot z}{\cos(p + \gamma)} + \operatorname{tg}(p + \gamma) \cot z.$$

Die Länge des Schattens r' kann wegen der Kleinheit des Winkels z :

$$r' = \frac{r \cos \delta}{\sin(p + \gamma - \delta)}$$

angenommen werden. Die Verzeichnung der Mittagelinie geschieht durch die Verbindung der durch w und r' bestimmten Punkte.

Soll die gewöhnliche Sonnenuhr als Monduhr benutzt werden, so hat man die im Mondschneise auf der Sonnenuhr abgetheilte Stunde h um die Differenz $m - s$ zu vermindern, wo m und s die durch Stunden ausgedrückten Rectascensionen des Mondes und der Sonne bedeuten. Die Summe $h + m - s$ ist nöthigenfalls um ein Vielfaches von 12 Stunden zu vermindern oder zu vermehren. Mit Vortheil benutzt man hier eine die Differenz $m - s$ enthaltende Ephemeride, z. B.

Mittags 12 Uhr	$m - s$
1860 Febr. 6	11 ^h 24'
7	12 18
8	13 10
9	14 0
10	14 49
11	15 38

Es zeige der Mond am 9. Febr. 1860 Abends (gegen Mitternacht): 9 Uhr 10 Min. Aus vorstehender Tafel findet man für diese Zeit (Mitternacht) $m - s = 14$ U.

25 M. Daher die gesuchte Zeit: $9^h 10' + 14^h 25' = 23^h 35'$ oder um 12^h vermindert: $11^h 35'$ Abends (wahrer Zeit).

Mit hinlänglicher Genauigkeit findet man die wahre Zeit aus der durch den Mond angegebenen (h) auch auf folgende Weise. Die Beobachtung, welche d Tage nach der letzten Syzgie (Voll- oder Neumond) gemacht worden ist; falls möglich die beiden Syzgien, deren Zeitdifferenz t Tage betrage. Abdann ist die gesuchte Zeit in Stunden:

$$h + \frac{12d}{t} \quad \text{oder} \quad h + \frac{12d}{t} - 12.$$

Im Mittel ist $t = 14\frac{1}{2}$, daher die gesuchte Zeit annähernd:

$$h + \frac{13d}{16} \quad \text{oder} \quad h + \frac{13d}{16} - 12.$$

Der Mond zeige z. B. 9. Febr. 1860 Abends (gegen Mitternacht) 9 U. 10 M. Die vor diese Beobachtung fallende Syzgie war ein Vollmond am 7. Febr. 3 U. 24 M. früh (leipz. Zeit), die nächstfolgende ist der am 21. Febr. 8 U. 28 M. Abends eintretende Neumond. Die Differenz t ist demnach = 14,71 Tage. Ferner sind vom 7. Febr. 3 U. 24 M. früh bis zur Beobachtung 2,84 Tage = d verfloßen. Mitin ist die gesuchte wahre Zeit:

$$9^h 10' + \frac{2,84 \cdot 12^h}{14,71} = 11^h 29' \text{ Abends.}$$

Geht man mit dem rohen Werthe $d = 3$ in die abgegebene Formel, so erhält man:

$$9^h 10' + \frac{3 \cdot 13^h}{16} = 11^h 36' \text{ Abends.}$$

Die Zeit der Erfindung der Sonnenuhren läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, ebenso wenig das Volk, welches dieselben zuerst anfertigte. In frühesten Zeit und in Griechenland selbst noch nach Einführung der Sonnenuhren begnügte man sich mit dem Messen des Schattens der Gegenstände. So findet man bei Aristophanes (400 v. Chr.) die Worte: „*δεξιότροπος τὸ σκιαγινώσκων*“ — wenn der Schatten 10 Schuh betragen wird. Noch vor der Erfindung der Sonnenuhren mochte die Richtung des Schattens des in der Ebene senkrecht stehenden Gnomons für die Tageszeit maßgebend sein (vergl. unten Anaximenes). Der Jes. 38, 8 und 2 Kön. 20, 9—11 erwähnte Sonnengeiger des Ahas (König von Juda 744 bis 728 v. Chr.) scheint in einer Säule bestanden zu haben, die ihren Schatten auf die die Tageszeit anzeigenden Stufen einer Treppe warf. Da 2 Kön. 20, 9—11 von dem Vor- oder Rückwärtschreiten des Schattens um 10 Stufen die Rede ist, so kann eine wirkliche, die 12 Stundenlinien enthaltende Sonnenuhr nicht angenommen werden. Abweichend von dieser Auffassung beschreibt Rabbi Elias Gomer diesen Sonnengeiger als eine halbkugelförmige Ausbuchtung, in deren Mitte eine Kugel ruhte, die ihren Schatten auf die 28 in die Ausbuchtung halbe Rinde eingegrabenen Kreislilien warf. Nicht

unmöglich ist es, daß die in den ersten Regierungsjahren des Ahas in Juda eingebrungenen Ägypter, ein in den astronomischen Wissenschaften nicht unerfahrenes Volk, Theil an der Errichtung dieses Sonnenuhrzeigers hatten. Das durch den Propheten Jesaias bewirkte Wunder des Zurücklaufens des Schattens erregte nach 2 Chron. 32, 31 selbst bei den Babyloniern Aufsehen. Eine natürliche Erklärung dieses Wunders an mathematischem Wege glaubte man gefunden zu haben, seitdem der Portugiese Peter Reinius zuerst die überraschende Bemerkung gemacht hatte, daß ein Zurückgehen des Schattens der Zeiger Spitze des die Stunden angegebenden verticalen Zeigers auf einer horizontalen Sonnenuhr in der That eintreten kann, wenn dieselbe an einem gewissen dem Aequator und den Wendekreisen gelegenen Orte aufgestellt ist. Es geschieht dies, wenn die Sonne zwischen dem Zenith und dem nächstliegenden Wendekreise hindurchgeht. Jerusalem (31° 48' N. Br., also 8° 20' nördlich vom Wendekreise des Krebses) liegt zwar nicht in der Tropenregion, man kann aber, wie schon Montucla (Hist. des math. I. p. 739, note du IV. livre) bemerkt, dieselbe Erscheinung an einem beliebigen Orte hervorrufen, wenn man der ebenen Uhrfläche eine solche Neigung gegen den Horizont gibt, daß das Zenith derselben zwischen das Zenith des Ortes und den nächstgelegenen Wendekreis hineinfällt. In diesem Falle ist sie nämlich einer innerhalb der Tropen aufgestellten Sonnenuhr parallel und muß daher analoge Erscheinungen zeigen.

Die eigentlichen Sonnenuhren waren schon frühzeitig bei den Babyloniern im Gebrauche, deren wahrscheinlich auch die Griechen und Römer ihre Kenntnisse in der Gnomonik zu verdanken haben. Vitruvius nennt den kalabrischen Astronomen Verres (wahrscheinlich um 640 v. Chr.) als Erfinder einer besondern Art von Sonnenuhren, deren Stundenlinien in einer sphärischen Ausbuchtung verzeichnet waren. Bei den Griechen finden sich die ersten Sonnenuhren in der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. vor. Herodot (um 450 v. Chr.) berichtet, daß die Griechen von den Babyloniern das astronomische Instrument „*mákos*“ (entweder ein den Wechsel der Jahreszeiten anzeigendes Instrument oder eine Sonnenuhr), den Sonnenzeiger und die Einteilung des Tages in 12 Theile erhalten hätten. Dieser Angabe ist um so mehr Glauben zu schenken, als es Thatsache ist, daß Gnomon und Sonnenuhr gleichzeitig vorkommen. Diogenes Laërtius (250 n. Chr.) sagt, daß die erste Sonnenuhr von Anaximander in Lacedämon (um das Jahr 545 v. Chr.) aufgestellt wurde. Andere (Plinius, Hist. nat. II. c. 76) schreiben dem Schüler desselben, Anaximenes von Riolos, die Erfindung (wahrscheinlich nach der Ebene des Gnomons durch Einschlagen von Stiften binangefügte Stundeneinteilung) zu. Plinius (Hist. nat. VII. c. 57) scheint hinzuzufügen, daß bei Aufstellung der ersten Sonnenuhr nur des Thales (610 v. Chr.) Lehren in Anwendung gebracht worden seien — *sphaeram in ea Milesias Anaximander*. Endlich wird auch Pythagoras dem jüngeren (um 450 v. Chr.) und Metro (430 v. Chr.) die erste Aufstellung der Sonnenuhren zugeschrieben. Der Ändier Eudoros, ein geschickter Astronom und Argi

(gegen 400 v. Chr.) soll die erste Aenderung der ursprünglichen Sonnenuhr vorgenommen haben. Seine Sonnenuhr erhielt den Beinamen *Arachne*, wahrscheinlich wegen der einem Spinnengewebe ähnlich sich kreuzenden Linien. Vitruvius, der die Geschichte der griechischen Sonnenuhren ziemlich ausführlich behandelt und die Einrichtung derselben vorzüglich auf die Erfindung des Verres zurückführt, schreibt, daß *Arachne* einen gewissen Apollonius (Apollonius von Perga) als Erfinder der *Arachne* betrachtete. Obgleich aber ist es, daß Apollonius von Perga die sogenannte fächerförmige Sonnenuhr erfand. Ferner erwähnt Vitruvius zwei Syrakusier Eteopas und Eteopinas als Erfinder der Plinthism oder Kakanar genannten, aus einer länglich viereckigen Vertiefung bestehenden Sonnenuhr. Wahrscheinlich ist letzterer mit Erastrom (Bildhauer und Architect Eteopas um 430 v. Chr.) identisch. Ptolemaeus (um 395 v. Chr.) erfand die den Namen *Selecinon* führende Sonnenuhr. Baldus sagt, daß dieselbe das Ansehen eines zweischneidigen Beils gehabt habe. Der Maler Dionysiodor aus Kolophon erfand eine die Gestalt des Kegels zeigende Sonnenuhr. Der samische Mathematiker Aristarch (um 280 v. Chr.) fertigte Sonnenuhren, welche die Namen *Staphis* (*Staphion*) oder Hemisphärium führten und Achselhöfen mit kleinen Röhren, deren Längsachse vertical gerichtet war, oder mit halben Sphären hatten, bei welchen in der Mitte am Boden ein Stift oder Zeiger befestigt war. Ein gewisser Parmenion erfand eine Sonnenuhr „*ἡνός τὰ ἰσογονίμω*“, die wahrscheinlich eine allgemeinere Bestimmung hatte, d. h. durchstellungen der Scheibe an den darauf angegebenen Orten benutzt werden konnte. Noch vollkommener waren die Sonnenuhren, „*ἡνός τὰ ἰσογονίμω*“ des tripolitaischen Mathematikers Theodotus (im 2. oder 3. Jahrh. v. Chr.). Man hält diese Sonnenuhren für die ersten tragbaren. Ein gewisser Andreas (vielleicht der berühmte Bildhauer aus Argos) soll ähnliche Sonnenuhren konstruirt haben. Varro berichtet, daß ein gewisser Apulejus einen mit einem Kreise der 8 Winde versehenen Stundenzeiger angefertigt habe. Von Vitruvius werden noch drei Arten von Sonnenuhren: *Goniarde*, *Engonata* und *Antidromon* angeführt, letztere „eine Winternachtsuhr, die auf der Fläche des Aequators gerade nach Norden gerichtet ist“ (Vitruv. IX, 9). Antikypren (180 n. Chr.) endlich beschreibt eine der besondern ähnlichen Sonnenuhr. Meninda (Hist. des math. I. p. 716, Tab. XII) bemerkt ferner, die Konstruktion der bei den Alten gebräuchlichen Sonnenuhren nach der von Vitruvius im 9. Buche seiner Architectur gegebenen, ziemlich vollständigen Beschreibung genauer zu bestimmen; doch konnten und erst die in neuerer Zeit aufgefundenen Sonnenuhren eine richtige Kenntniss derselben verschaffen. Von den in Griechenland aufgefundenen Sonnenuhren bespricht Delambre (Notice d'un cadran trouvé à Delos) die zu Delos ausgegrabene ausführlich. In Athen traf der französische Architect Le Roi eine Sonnenuhr, deren Stundenlinien in einer sphärischen Ausbuchtung, übereinstimmend mit der von Antikypren gegebenen Beschreibung, verzeichnet waren, auf der Spitze eines Felsens, zur

Rechten des vom Thrasyllus aufgeführten Gebäudes an. Die Zeit, zu welcher die Sonnenuhr bei den Römern bekannt wurden, ist ungewiß. Plinius erzählt: „Zu Rom hat nach Aussage des Fabius Vestalis, L. Papius Curio die erste Sonnenuhr beim Ostiauentempel aufgestellt, 11 Jahre bevor der Krieg mit Porsus begann (also 306 v. Chr.). Er erfüllte damit ein Gelübde, das sein Vater gethan hatte. Doch sagt Fab. Vestalis weiter, wie die Uhr eingerichtet war, noch wer ihr Verfertiger gewesen; ebenso wenig erzählt man, woher sie gekommen, noch von welchem Schriftsteller der Sache Erwähnung geschehen.“ Das Plinius an derselben Stelle von der zweiten Sonnenuhr in Rom erzählt, welche 30 Jahre später (276 v. Chr.) aufgestellt wurde, zeigt, wie äußerst gering damals die astronomischen Kenntnisse der Römer sein mußten. Die im ersten punischen Kriege von M. Valerius Messala aus dem eroberten sicilischen Catina (Catania) nach Rom gebracht und auf dem Forum neben der Rednertribüne aufgestellten Sonnenuhr zeigte nämlich wegen des Breitenunterschiedes von $4\frac{1}{2}^{\circ}$ und weil auch wegen fehlerhafter Ausfertigung die Stunden merklich unrichtig. Dieser Fehler wurde aber erst 99 Jahre später durch den Genor D. Marcus Vipsianus berichtigt. So war es möglich, daß bei den Römern selbst noch zu Seneca's Zeiten der Spruch galt: *facilius inter philosophos quam inter horologia conveniet*. Daß die Gnomonik bei den Römern auf so niedriger Stufe nicht stehen blieb, zeigt daß schon oben mehrfach angeführte Werk des aus Verona gebürtigen Mathematikers und Architekten Ptolemaeus Claudius, das derselbe auf Befehl des Kaisers Augustus schrieb. Vitruvius erwähnt, daß eine der oben mit dem Namen Vltimium oder Vocumar belegten Sonnenuhren auf dem flaminischen Circus in Rom aufgestellt gewesen. Zu Ravenna befand sich ein Sonnenuhrzeiger, den man *Hercules horaria* nannte, weil sie von einer Herkulesstatue auf den Schnitern getragen wurde. Derselbe gehörte der Staphie oder Hemisphärium genannten Gattung an. Die von Vitruvius erwähnten Reisen zum Anhängen (*viatoria pensilia*) konnten an verschiedenen Orten gebraucht werden. Esämmtliche in diesem und dem vorigen Jahrhunderte in Italien aufgefundenen antiken Sonnenuhren zeigen die von Vitruvius beschriebene Construction. Im Jahre 1741 wurde auf dem toscanischen Berge aus den Ruinen einer Villa eine späthrische consolare Sonnenuhr hervorgezogen, die in der That für diesen Ort angefertigt worden, denn die Einrichtung zeigte eine geographische Breite von $41^{\circ} 43'$, genau der von Livorno. Sie wurde zuerst von G. Luca Jussari ausführlich beschrieben und abgebildet. Einige Jahre später wurde eine ganz ähnliche Sonnenuhr zu Castellinovo im Kirchenstaate ausgegraben, die der damalige Papst Benedict XIII. im J. 1751 im Capitulum aufstellen ließ. Eine dieser vollkommen gleiche Sonnenuhr ward 1751 zu Rignano, unweit Castellinovo ausgegraben, die wie jene aus Travertinstein gefertigt war. Eine in ihrer Construction von den so eben erwähnten abweichende, aus weißem Marmor gearbeitete Sonnenuhr grub man

am 22. Jan. 1762 in Pompeji aus. Die in späthrischer Ausbühnung angebrachten Stundenlinien waren für eine Polhöhe von $29^{\circ} 18'$ — der von Ptolemaeus in Aegypten — berechnet. Um das Jahr 1735 wurde im römischen Gebiete eine, wahrscheinlich unter der Regierung des Kaisers Septimius Severus (um 200 n. Chr.) angefertigte, vielleicht zu den oben mit „*ἡ πόλις αὐτὴ καί τινος*“ und „*ἡ πόλις τῆς ἱστορίας*“ näher bezeichneten Gattungen gehörige tragbare Sonnenuhr gefunden. Sie enthält auf einer Scherbe ringsherum folgende Namen und Zahlen (Polhöhen):

ITALIA	XXII	BYZANTIA	XXVIII	BRITAN	LVI
BI THYNI	XLI	ILLYRI	XXVII	GERMAN	L
MAVER	XXX	BABYLON	XXX	GAULIA	XLVIII
AFRICA	XXXI	HISPAN	XXX	ASCUS	XLV
ARABIA	XXVIII	ASOPOT	XXIII	NARDON	XLIII
		ACTIUM	XXX		

Eine der oben mit *viatoria pensilia* bezeichneten tragbaren Sonnenuhren wurde bei den Nachgrabungen in Portici im J. 1755 gefunden. Die meistbest. gearbeitete, für die Polhöhe Roms ($41^{\circ} 39' 45''$) vollkommen richtig construirte Sonnenuhr soll, wie man behauptet, im J. 28 n. Chr. angefertigt sein.

Ueber die Stundentheilung der Sonnenuhren sagt Vitruvius: „Die Wirkung der Sonnenuhrer, ihre Anlage und Gestalt sei welche sie auch wolle, muß immer eintretend bleiben: nämlich der Tag muß in den Aequinoctien, sowie im Winter und im Sommer, durch sie in 12 gleiche Theile abgemessen werden.“ Die Stundenzahl wurde den Stundenlinien anfänglich nicht hinzugesetzt. Man zählte die Einien vom Anbruche des Tages an, so daß z. B. die 5. Linie die Stunde 11 Uhr Vormittags bezeichnete. Da ferner die Zeit vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne stets in zwölf unter sich gleiche Stunden getheilt wurde, so war die Verzeichnung der hauptsächlichsten Himmelslinien (für den Stand der Sonne in dem Aequator und den Wendekreisen) unbedingt nötig. In den Häusern der Reichen war ein eigener Sklave oder eine Skavin damit beauftragt, die Zeit zu holen und seinem Herrn zu überbringen (vergl. *Martial*. lib. VIII. epigr. 67; *Juvenal*. Satyr. X; *Sueton*, *Seneca*, *Cicero*). Der Sklave fand nun zwar die Zeit, die er suchte, an den Sonnenuhren auf den östlichen Plätzen, wie stand es aber mit der Zeit, die während seiner Rückkehr in die Wohnung verfloß? Zahlreiche Stellen im Aulusius, Propertius und Seneca bezeugen, daß in Rom eigene Diener in den Tempeln durch Treppenhöfchen die einzelnen Stunden vermittelten. Seneca nennt dies *horas Jovi nuntiare*. Daß man auch bei den Griechen einen eigenen Stundenherold (*ὑπολογιστής*) hatte, beweist eine bekannte Stelle beim Aelianus (lib. IX. c. 17).

Die tragbaren, mit Magnetnadeln versehenen Sonnenuhren sind eine Erfindung Gerbert's, des nachherigen von 990 bis 1004 regierenden Papstes Silvester II.

Ogleich die Sonnenuhren zuerst durch die Wasseruhren, noch mehr aber später durch die Räderuhren verdrängt wurden und jetzt nur noch wenig in Gebrauch sind, so

bleiben dieselben doch ein einfaches und bequemes Mittel, die Zeit ziemlich genau zu bestimmen, um an Orten, denen sie sonst nur den Astronomen zugänglichen Verrichtungen abgeben, die Uhren nach ihnen zu reguliren.

Literatur.

Schriften über Onomomist aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrh. von Chr. Clavius, Georg Michaeis, Barthol. Wibiensis, Andr. Schöner, Chr. Schulz, Joh. Vet. Stengel, Joh. Chr. Sturm, Gerh. Welzel. Schriften aus derselben Zeit, die nur zum Theil Onomomist enthalten: Tob. Beutel, Arbor. math.; Furttenbach, Mannhafter Kunstspiegel; Benj. Heberich, Anleitung zu den mathem. Wissenschaften; Alhauai, Kircher, Ars magna umbræ et lucis; Schaß, Künstler, Rudim. math.; Schott, Curs. math.; Joh. Chr. Sturm, Math. juv. und kurze Begriffe der gesamten Mathesis.

Werke über Onomomist von der Mitte des 18. Jahrh. an: Vöttiger, Lemgo 1748; Stengel, Breslau 1755; — (anon.) Ulm 1762; Martini (Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten), Leipzig 1777; Schäbler, Nürnberg 1778; Kory, Salzburg 1781; Doppelmayer, Nürnberg 1786; Helfenrieder (Unterricht über Sonnenuhren zu machen), Augsburg 1790; Reimer, Augsburg 1794; Gölle, Ansbach 1797; Bistorius, Erfurt 1797; Mollet (Onomomique graphique), Paris 1805; Berthier (Gnomonique, ou theorie des cadrans solaires), Paris 1811; Mollet (Gnomonique analytique), Lyon 1812; J. v. Wittow (Onomomist), Wien 1831, 2. Auflage 1838; — (anon.) Erfurt 1841; — (an.) Passau 1842; Sternheim, Dresden 1842; Gerdel, Passau 1847; Weyen, Frankfurt a. M. 1858.

Werke von der Mitte des 18. Jahrh. an, die nur zum Theil Onomomist enthalten: Bon, Traité de la construction des instruments de mathématiques 1753. Leuzsch: Mathematische Werkzeuge von Doppelmayer 1760. Kästner, Archiv (VI. 317). Kästner, Anfangsgründe der angewandten Mathematik (II. Theil, 2. Abth.) Du Séjour, Traité analytique des mouvements apparens des corps célestes. Tome I. Bonnberger, Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung. Göttingen 1793. Montucla, Histoire des math. Paris 1798. Müller, Minutenkalender. Duisburg 1803. Biot, Traité élémentaire d'astronomie physique. 1811. (3. Theil). Ideler, Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen. 1806. De Zach, Corresp. astronom. (III). R. Schurig.)

GNORIMUS. Expellier de St. Jargeau und Aubinet Serolle begründeten in der Bearbeitung des Artificis Trichius in der Encycl. méthodique Insectes X, 701 (Paris 1826) auf die schon beschriebenen Arten *Tr. nobilis* und *Tr. variabilis* die neue Gattung *Gnorimus*, die demnach der Gruppe der Trichien in der Abtheilung der Cetoniden oder Melidophilen unter den Lamellicornischen Käfern angehört. Andere Entomologen haben die Gattung aufgenommen und ihr noch weitere Arten hinzugefügt. Am vortheilhaftesten ist sie charakterisirt worden

durch Burmeister in seinem Handbuche der Entomol. III, 762 und durch Erichson in der Naturgeschichte der Insecten Deutschlands III, 582. Nach diesen ist ihr Kopfschild vierseitig, breiter als lang, mit etwas erhabenem Vorderende und abgerundeten Ecken. Die ziemlich dünnen Fühler haben eine schmale längliche Keule ohne Geschlechtsdifferenz. Von den ziemlich kräftigen Mundtheilen haben die Mandibeln einen großen deutlich geriefen Mahlzahn, der äußere hornige Theil den häutigen weit überragend, scharf zugespitzt, leicht nach Innen gekrümmt. An den Maxillen ist die innere Labe einfach, den Stamm nicht überragend, mit stumpfer Spitze, die äußere Labe länglich, hornig, ringsum mit einem langen Borste. Das Kinn ist reichlich so breit wie lang, an der Spitze tief ausgebeugt, am Seitenrande dicht an der Spitze mit einer kleinen, wenig tiefen Grube zur Einlenkung der Laster. Diese haben ein längliches, nach der Spitze hin etwas verdünntes Endglied. An den fugeilig gewölbten Augen befindet sich eine kurz einspringende Stirnlinie. Der Vorderkörper ist breiter wie lang, nach vorn verschmälert, in den Seiten stark gekrümmt, in den hintern Hälften der Krümmung ziemlich parallel und erhaben unrautet, in den Hinterecken abgerundet und am Hinterrande ziemlich stark auswärts gebogen, in der Mitte beträchtlich gewölbt. Die Schulterblätter sind von oben nicht sichtbar und das kleine Schildchen kurz halbrund. Die ziemlich flachen Flügeldecken sind kaum länger als breit, doch viel breiter wie der Vorderkörper und zwischen den Epulstern am schmälsten, ihre Seitenränder ziemlich stark gebogen, das Ende zugernutet und die Nahtspitze kassend. Die viel breitere als lange Afterklappe wölbt sich bei dem Männchen stärker als bei dem Weibchen und hat bei letzterem einen hohen Doppelhöcker vor der Spitze. Der Bauch des Männchens ist mit leichter Längsrinne versehen, der des Weibchens flach, die beiden letzten Ringe bei beiden Geschlechtern gleich lang. Das Prosternum ist zwischen den Hüften ziemlich breit sichtbar, aber der Länge nach vertieft und behaart; das Prosternum ohne Spur eines Jaspens. Die Beine schlank, aber kräftig; die Vordersehen zweigahlig, unterhalb scharfsantig und mit einem Höcker am Ende der Kante bei dem Männchen; die Mittelschen dieses neben dem Kule stark gekrümmt, bei dem Weibchen gerade wie die hintern und mit einem Dorne auf der Kante. Die Hüfe sind in beiden Geschlechtern etwas länger als die Schienen, ihre vier ersten Glieder von gleicher Länge, jedes auf der Unterseite mit einem Vorderrandbügel an der Spitze. Die Oberseite des Körpers pflegt glatt zu sein. — Die bis jetzt bekannten Arten gehören der nördlichen Halbkugel dieses der Wendekreise an und zeichnen sich meist durch eine glänzende, mit weichen, feinschligigen Flecken gezeirte, runzelig punctirte Oberfläche aus. Es sind folgende: 1) *Gn. nobilis* = *Scarabaeus nobilis* Lin., *Trichius nobilis* Fabr. u. A., *Melolontha nobilis* Herbst. Diese Art ist über ganz Europa verbreitet und schwärmt bei uns im Mai und Juni im Sonnenschein am liebsten unter Hollunderblüthen und Spirden. Sie ist überall schön metallisch-grün, an den Seiten und der Unterseite mehr purpurschillernd,

in der Mitte bidirektional golden. Kopf und Vorderrücken erscheinen dicht und grob punktiert, die Flügeldecken querrunzig, Brust und Bauch zerstreut und gröber runzig, letztere und die Vorderhüften gelbgrau behaart; die Beine grob-runzig und die Füße glatt, die Flügeldecken mit weißlichen Fleden. Larve und Puppe hat schon Kösel in seinen Insektenbeschreibungen I, 18 beschrieben. Er fand die Larven im April ausgewachsen im faulen Stamme eines Pflaumenbaums und beobachtete sie vier Wochen in Puppenruhe, dann froh, der Käfer aus. — 2) *Gn. variabilis* — *Scorabaeus variabilis* Lin., *Trichius octopunctatus* Fabr., *Melolontha octopunctata* Herbst. Ueberall in den Wäldungen des mittlern und nördlichen Europa, auf Eichen und andern Baumstämmen, in denen auch die Larve lebt. Etwas größer und breiter wie vorige, überall schwarz, glänzend, ohne Metallschiller. Kopf und Vorderrücken dünn dicht punktiert, die Flügeldecken länglich runzig, mit zwei leicht angeworbenen Längsrippe; Brust und Bauch grob nadelförmig, die Flügeldecken mit 6—10 weißen flügeligen Punkten. — 3) *Gn. subcostatus* Faldern. lebt in Armenien und ist erzgrün am dicht punktierten Kopfe und Vorderrücken, an den Fühlern braun, auf dem Schildchen grün und den Flügeldecken diagsel mit erzfarbnem Schiller und vier leicht erhabenen Rippen. — 4) *Gn. decempunctatus* Hesser bewohnt die Gebirgshäuser im nördlichen Sicilien, ist rein und glänzend schwarz, am Kopfe und Vorderrücken dicht und grob punktiert, letzterer mit weißlich gelbem, innen ausgeglattem Ericitenrande und sechs weißlichen Fleden. Auf den mattschwarzen Flügeldecken 6—12 gelbliche flügelige Fled. — 5) *Gn. Bartelsi* Faldern. ebenfalls in Armenien, am Kopfe und Vorderrücken glänzend schwarz, am Vorderrande des ersten röthlich, auf letzterem mit einer Längsfurche und zwölf flügeligen weißen Fleden; auf jeder Flügeldecke neun vertieft flügelige Punkte und zwei Streifen; der Hinterleib mit weißen Randpunkten. — 6) *Gn. maculosus* Germ. in Nordamerika, am Kopfe und Vorderrücken schwarz und fein punktiert, letzterer mit vier weißen flügeligen Punkten, das Schildchen schwarz, die Flügeldecken matt röthlichgelb, jede mit zehn schwarzen Punkten, Brust und Bauch nadelförmig und graugelb behaart. (Giebel.)

GNORISTE heißt bei Weigen (Systemat. Beschreib. d. europ. wirtfl. Insekten Bd. I. S. 243) eine Schwammblinde aus der Gruppe der Schwammblinden in der Familie der Tipularien. Die zusammengedrückt, sechs- zehnjährigen Fühler, der verlängerte Rüssel, die Eitelung der Pflanzungen im Driede und die feinseltendornigen Schienen sind die äußern Merkmale zur Unterscheidung von den verwandten Gattungen. Die einzige Weigen bekannte Art, *Gn. apicalis*, war bei Berlin gesungen worden und ist 5 Linien lang. Ihr schwarzer Kopf ist schmaler als der Thorax und auf dem Scheitel mit einer vertieften Längsfurche versehen. Die schwarzbraunen Fühler haben die Länge von Kopf und Thorax und ihre ersten beiden sehr kurzen Glieder eine napfförmige Gestalt. Der Rüssel, zweimal so lang wie der Kopf, trägt seine zwei kleinen röhrenförmigen Laster vor der Spitze.

Auf dem Rücken des Thorax machen sich zwei vertiefte Längslinien bemerklich. Der siebenringelige Hinterleib ist feinhaarig und zusammengedrückt, die Flügel etwas gerübbt und mit brauner Spitze. (Giebel.)

GNOSTICISMUS. Die christliche Religion war zuerst unter der Hülle des Judenthums in die Welt getreten. Die Erlösungsgemeinde zu Jerusalem hielt so streng am Moses'schen Geetze, am Tempelcultus und der Beschneidung, daß sie von den jüdischen Volkshebern nur vorübergehend und auf besondere Anlässe hin belästigt, von der Volksmasse nur als eine neue der damals ehnlich zahlreichen Secten des Judenthums betrachtet wurde. Aber in ihrem Schooße barg sie ein völlig neues Princip, welches früher oder später die Schranken des Moses'schen Gesetzes durchbrechen mußte. Schon der Glaube an den von den Juden Geskreuzigten und Auferstandenen, der binnen kurzer Frist in verstärkter Majestät wiederkehren werde, am alle seine Feinde zu überwältigen und die Ketten der Sinnen mit unaussprechlichen Freuden im Messiasreiche zu befreien, besetzte eine Kluft zwischen gläubigen und ungläubigen Juden. War auch die Hoffnung auf die messianische Herrlichkeit im jüdischen Volke schon seit Jahrhunderten lebendig, so war doch für das Bewusstsein der jungen Gemeinde die Theilnahme am Messiasreiche an die Verbindung der Anerkennung Jesu als des verheißenen Christus geknüpft. Allerdings ging der Blick der Ulgemeinde wie es scheint zunächst noch nicht über die Grenzen Palästina's hinaus: eine Zulassung von Heiden war wenn überhaupt, so doch nur in der Weise der Propheten in entfernter Aussicht genommen, in der Form eines Anschlusses der Fremdlinge an die israelitische Volksgemeinde, und die Verkündigung der frohen Botschaft von dem erschienenen Christ geschah nur unter den Juden selbst, denen als der Propheten und des Bundes Kindern die alttestamentlichen Verheißungen galten. Man hob mit der Anerkennung Jesu als des Messias die Nothwendigkeit des Gesetzes zum Heile nicht auf; Niemand konnte eisiger sein in der Erfüllung der Moses'schen Gebote, als eben die Jünger, und hätten sie auch nicht die ausdrückliche Erklärung des Meisters, daß sein Zielchen vom Gesetze verloren gehen solle, für sich gehabt, so wäre ihnen das Festhalten an der väterlichen Religion in allen ihren Bestandtheilen doch eine so selbstverständliche Sache gewesen, daß ihnen Nichts ferner liegen konnte als ein Bruch mit ihrer ganzen nationalen und religiösen Vergangenheit. Kurz in den Augen der Ulgemeinde waren der Glaube an Jesu Messianität und das Festhalten an der religiösen Nothwendigkeit des Moses'schen Gesetzes so wenig einander ausschließende Gegensätze, daß sie das von Christus zu stützende Reich lediglich als die Vollendung der von den Propheten verheißenen Theokratie, als die Erfüllung der an Israel ergangenen göttlichen Weissagungen aussagen konnten. Aber die innere Macht des christlichen Geistes drängte unaufhaltsam über diesen anfänglichen Standpunkt hinaus. Schon die persönliche Lehre des Meisters hatte als einzige Bedingung zum Eintritt ins Himmelreich eine Genügnung hingestellt, welche ohne alles Vertrauen auf eigene Vortüge sich rein

empfangend zu dem dargebotenen Heile verhält. Vor der Innerlichkeit und Geistigkeit dieser Weltanschauung, welche für die Verurtheilung des Verhältnisses des Menschen zu Gott seinen andern Maßstab kannte als den jütlischen, mußten alle äußeren Vorzüge als unwerthlich verschwinden. Es war nur eine Consequenz dieses Gedankens, daß auch alle äußeren Leistungen und Bräude, wie der Mosaische Cultus sie vorstieß, als etwas völlig Untergeordnetes und Gleichgültiges erschienen, wo es sich um die persönliche Hergensstellung des Einzelnen zu seinem Gott, um der Seele Heil und Seligkeit handelte; daß überhaupt nichts Körperliches und Zufälliges, also auch nicht der Unterschied von Abkunft und Geburt entscheidend sein konnte, wo ein rein sittlich-religiöses Verhältniß in Frage komme. In der übergraisenden Allgemeinheit seines ethischen Standpunktes war das Christenthum an sich die absolute Religion, welche alles Außerliche, Particulare, Beschränkte auch in ihrer äußeren Erscheinungsform immer mehr abstreifen, immer bestimmter als die an alle Menschen ohne Unterschied ergehende Heilsbotschaft erkannt werden mußte. Christus hatte, um vorerst einen geschichtlichen Anknüpfungspunkt und Ausgangspunkt für den neuen Gottesbund der Menschen zu gewinnen, sich mit seiner persönlichen Wirksamkeit innerhalb der Grenzen des jüdischen Volks und Gescheß gehalten; er konnte die weitere Entwicklung des Geistes seiner Lehre getrost der Zukunft überlassen, da der neue Wein, wenn die Zeit gekommen war, schon von selbst die alten Schälchen zerreißen mußte. Diese Entwicklung trat ein durch den Apostel Paulus. Das große Wort, daß der Mensch vor Gott gerecht werde nicht durch das Gescheß Werk, sondern allein durch den Glauben, war nichts Anderes als die folgerichtige Anwendung des Grundgedankens der Bergpredigt, daß nur eine Genügnung, welche in unbedingter kindlicher Hingabe an den himmlischen Vater sich alles eigenen Willens entläßt, zum Eintritt ins Göttestreich befähige. Hiermit war zugleich die Scheidewand niedergestrichen, welche bisher den Juden vom Heiden, die Nachkommen Abraham's von den aus allen Völkern zu der neuen Heilsgesellschaft sich drängenden Fremdlingen trennte. Im Grunde war hierin nichts Anderes ausgesprochen, als was in der urapostolischen Botschaft an sich schon enthalten war. Denn wenn als unerlässliche Bedingung jeder Theilnahme am Göttestreiche der Glaube an Jesus Christus galt, so lag hinein schon implicite die Anerkennung, daß jeder andere Weg, das Heil zu erlangen, ein unzulänglicher sei, das Christenthum also auch dadurch in seiner absoluten Bedeutung sich erweisen müsse, daß alles außerdem noch für nothwendig oder religiös verbindlich Gedachte höchstens noch relative Gültigkeit beanspruchen dürfe. Aber wie überhaupt jedes neue Princip nur dadurch in seiner vollen Tragweite zum Vorschein kommen kann, daß es sich im Kampfe mit den Schranken, an die seine geschichtliche Erscheinung geknüpft ist, realisiert, so erwachte erst in Folge der Paulinischen Predigt der Gegensatz des nationalen Particularismus und äußeren Gesethtums innerhalb der christlichen Gemeinden selbst. Was Anfangs naives Festhalten

an väterlicher Sitte gewesen war, wird jetzt von der Mehrzahl der christlichen Juden mit bewußter Fähigkeit und im Laufe der Zeit immer leidenschaftlicher Feindseligkeit gegen den Heidenapostel und die geistfreie Heidenpredigt erachtet. Man fordert Anfangs die Befriedigung der geborenen Heiden, um sie hierdurch zur Uebernahme des gesammten Gesethts zu verpflichten; nachdem dieser Versuch an der Festigkeit des Paulus gescheitert ist, führt eine periodische Wechsellagerung zwischen Paulus und den Uraposteln zwar keine Verhinderung über das Princip, aber eine Art von vorläufigem Compromiß herbei; allein nur zu bald bricht der alte Gegensatz mit erneuter Schärfe wieder hervor. Jüdenchristlicher Eids hielt man für geborene Juden an der Heilsothwendigkeit des Gesethts fest, welche Paulus bestritt, und konnte die Befreiung der Heiden vom Mosaischen Gesetze nicht anders dulden, als unter der Bedingung, daß sie als Proseliten des Theores betrachtet würden, d. h. auf die Vollständigkeit im Messiasreich verzichtet sollten; und die Eifrigeren der Partei konnten glauben, den Heidenchristen eine Wohlthat zu erwiesen, wenn sie außerhalb des Messiasreichs des Paulus stehend einbrachen, um so Viele als möglich durch die Befriedigung der vollen Seligkeit des Messiasreichs zuzuführen. Umgekehrt scheint der Heidenapostel selbst erst allmählich im Kampfe mit seinen Widersachern das christliche Princip bis zu seiner letzten schneidenden Consequenz entwickelt zu haben, daß ein Jeter, welcher sich bezeichnen lasse, eben dadurch der Gnade in Christus verlustig gehe. Den weiteren Verlauf dieser Kämpfe können wir hier nicht im Einzelnen verfolgen. Genug, daß trotz der bald and Ende des Paulus fortgesetzten Kränkungen und Verfolgungen der Gegner das große Werk seines Lebens, die geistfreie Heidenmission, nicht wieder zerstört werden konnte, und daß die Masse der dem Christenthume sich zuwendenden Heiden das Jüdenchristenthum nöthigte, dem Paulinischen Universalismus ein Zugeständniß nach dem andern zu machen. An der Grenzscheide des 1. und 2. Jahrh. stellte ein Gemeindefchreiber der römischen Kirche den Petrus und Paulus, deren Namen als Patrizianen galten, stehend neben einander; aber freilich lebte in jüdenchristlichen Kreisen das Ansehen des Paulus, als des verhassten Menschen, des Gesethtwärters und Eindringlings in die heilige Zahl der Apostel noch lange fort. Bis in die Mitte des 2. Jahrh. hinein reichen die Spuren eines fortgesetzten und zuweilen noch ziemlich lebhaft erneuten Parteilampfes. Doch hatte sich allmählich — eine mittelre, die Parteilagerung weniger überwindende als abschumpfende Richtung gebildet, welche, wie jenes römische Gemeindefchreiber zeigt, wenigstens in der Weltkampftätigkeit die Mehrzahl der Christen für sich hatte. Den Heidenchristen blieb ihre Freiheit vom Mosaischen Gesetze gemahrt, aber wie das Christenthum selbst allmählich (und zum guten Theil unter Einwirkung des Judenthums) einer geistlichen Anschauungsweise verfallen war, so blieb dem jüdischen Aristokratismus wenigstens die Erhaltung, daß die Verfassung der christlichen Gemeinden jüdischen Rhythmen entlehnt und auch das Heidenchristenthum so zu sagen

in den Rahmen der israelitischen Theokratie gefaßt worden war. Es sind dies die Anfänge der alle Extreme nach links und rechts von sich abwerfenden und dadurch dem Durchschnittsbedürfnisse der großen Menge am besten entsprechenden altkatholischen Kirche.

Die weitere Entwicklung des altkatholischen Katholicismus hat sich nun vornehmlich im Kampfe wider eine neue, mächtige Bewegung vollzogen, vor welcher alle früheren Parteilagen in der Schatten treten. Juden und Heidenchristen vereinigten sich zur gemeinschaftlichen Abwehr eines neuen Gegners, dessen Gefährlichkeit schon aus dem Eifer abgenommen werden kann, mit welchem mehrere Jahrhunderte lang die Kirchenväter gegen ihn in die Schranken traten. Dieser Gegner ist der Gnosticismus. Von Justin dem Märtyrer und Agrippa Casser, von Hegesippus und dem Verfasser der Verinischen Kerkogen an bis an die Grenzseide des kirchlichen Alterthums und des Mittelalters, also bis zu einer Zeit, welche von den meisten gnostischen Parteien nur noch als von etwas längst Vergangenen zu reden wußte, beschäftigt sich die katholische Theologie auf Angelegenheiten mit der Widerlegung dieses der vielföpfigen Hydra gleich vielgepaltenen Jertums).

Schon dieser Umstand ist geeignet, für die Geschichte dieses Gnosticismus ein nicht geringes Interesse zu wecken. Eine Erscheinung, welche die Polemik der Kirchenlehrer in so hohem Grade gegen sich hervorrief, muß ohne Zweifel auch auf den ganzen Entwicklungsengang des kirchlichen Bewusstseins einen mächtigen Einfluß geübt haben. Eider hatte diese Einwirkung zunächst nur die negative Bedeutung, den Inhalt der christlichen Lehre im Gegensatz zu fremdartigen, aber unter dem Deckmantel des Christenthums verdeckten Meinungen schärfer auszusprechen und für das Bewusstsein der Zeitgenossen zu vermitteln. Doch ist dies immer nur die eine Seite der Sache, der mit nicht geringerem Rechte eine andere Betrachtung gegenübergestellt werden muß. Auch ohne daß wir schon genauer wissen, was der Gnosticismus an sich war, werden wir annehmen dürfen, daß die kirchliche Theologie sich unmöglich nur negativ zu demselben verhalten haben kann. Die große geistige Kraft, welche die gnostischen Ideen während eines ziemlich langen Zeitraum gediehen haben, geht, um von allem Anderen abzusehen, schon aus dem Eifer der kirchlichen Polemik hervor; wie wäre aber ein solches innerliches und äußerliches Wachsthum jener Meinungen überhaupt nur denkbar, wenn dieselben nicht im Christenthume selbst ihren Anknüpfungspunkt gefunden hätten, ja nach irgend einer Seite hin einem innerhalb der Christenheit selbst lebhaft gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen wären! Wäre also der Gnosticismus selbst nichts Anderes als eine

Krankheitserscheinung innerhalb der christlichen Kirche gewesen, so kann seine Erklärung unmöglich blos außerhalb der christlichen Kreise gesucht werden, und ebenso wenig läßt sich eine wirkliche innerliche Ueberwindung dieser einseitigen und krankhaften Bildungen der christlichen Lehre anders vorstellen als so, daß das in ihnen enthaltene Wahrheitsmoment irgend wie auch innerhalb der katholischen Kirche zur Anerkennung gekommen sein muß.

Eine nähere Betrachtung der durch den Gnosticismus hervorgerufenen theologischen Bewegung zeigt nun, daß wirklich das eine ganz ebenso wie das andere der Fall gewesen ist.

Sobald wir den Boden der das apostolische Zeitalter bewegenden Parteilagen verlassen, sehen wir und plötzlich auf ein ganz anderes Gebiet versetzt. Es handelt sich nicht mehr um das Verhältniß des Heidenchristenthums zum Judenthume in der Kirche, nicht mehr um die Frage, ob das Heil allein aus dem Glauben oder zugleich aus den Werken des Gesetzes stammt, nicht mehr um das apostolische Ansehen des Paulus neben oder gegenüber den Uraposteln. Es sind vielmehr ganz andere Fragen, welche die Gnostiker ebenso wie ihre Gegner beschäftigt haben. Das Verhältniß von Gott und Welt, Geist und Materie, Fall und Erlösung, Weltanfang, Weltentwicklung und Weltende sind jetzt die leuchtenden Gesichtspunkte für eine Reihe von Streitverhandlungen geworden, welche mit nicht geringerer Lebhaftigkeit als die früheren geführt werden. Zum Theil erinnern allerdings die neuen Streitigkeiten an die Kämpfe des ersten christlichen Jahrhunderts: so wenn die Frage aufgeworfen wird, ob der Gesetzgeber der Juden einer und derselbe sei mit dem höchsten Gotte, den die Christen bekennen; ob die Aussprüche des Gesetzes und der Propheten ganz, oder nur theilweise, als Offenbarungen des göttlichen Willens, oder vielleicht gar nur als die Willensäußerungen eines feindseligen und teuflischen Wesens zu betrachten seien. Aber auch diese Erörterungen tragen jetzt eine wesentlich veränderte Färbung. Man fragt nicht mehr, welche Bedeutung dem alttestamentlichen Gesetze für das Heil der einzelnen Seelen, sondern welche Stellung ihm überhaupt in der Weltgeschichte zukomme. Die Geschichte des Geistes überhaupt, seiner göttlichen Abkunft, seiner zukünftigen Bestimmung, seiner metaphysischen Beschaffenheit, Freiheit oder Unfreiheit, und des Weges, der ihm im Ganzen und Großen des Weltzusammenhanges vorgezeichnet ist, um das ihm gesteckte Ziel zu erreichen oder die verlorene Höhe wieder zu erklimmen, erscheint so sehr als der allgemeine Mittelpunkt der Betrachtung, daß die religionsgeschichtliche Frage nach dem Verhältnisse des Judenthums zum Christenthume nur als ein wenn gleich wesentliches Glied einer ungleich umfassenderen Kette von Erörterungen sich einfügt.

Es erhebt sich den ersten Blick, daß an die Stelle der ethisch-praktischen Fragen philosophische getreten sind. Es ist der Wissenschaft, der innerhalb der Christenheit erwacht ist,

1) Vergl. J. B. Pseudoorig. Phil. V, 11, wo es (zunächst von den Raskern) heißt: ἀλλ' ἐπει μολυσματικὸν ἔσται ἡ κλῆσις καὶ οὐλομένης ἐκ ἀνθρώπων ἰσχυροῦς ὄψεαι, κατὰ πᾶσαν ταύτην ὡς ἀπὸ νεκρῶν τῶν ἐκ τοῦ ἑλίου καὶ τῆς τοῦ ἑλίου ὁδοῦ ὁδοῦ ὁδοῦ, καὶ τοῦ ἑλίου ὁδοῦ ὁδοῦ. Bedenke die Ausdrücke haben sich in Folge der von andern Kirchenvätern, um insbesondere bei Origenes.

2) Gnost. d. B. u. A. Erste Section. LXXI.

2) Vergl. Baar. Das Christenthum und die kirchliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte, 2. Aufl. S. 175 fg.

das Bedürfnis nach tiefern Erkenntnissen über das Verhältniß des unendlichen und des endlichen Geistes, der unsichtbaren und der sichtbaren Welt, nach weichen allem menschlichen Denken, sei es in mythischer, sei es in philosophischer Form, von jeher gerungen hat. Es ist „das uralte qualvolle Räthsel des Lebens“, aber nicht des endlichen Lebens in seiner individuellen Beschränkung, sondern alles geistigen und leidlichen Lebens überhaupt, welchem der Gnosticismus eine neue Lösung geben zu können verspricht und in dessen verborgene Tiefen auch die erbitterten Gegner der Gnostiker hinabsteigen müssen. Die Gnosis erscheint von diesem Gesichtspunkte aus, wenn auch nicht der Form nach, so doch ihrem Inhalte nach als Philosophie, und ihre mannigfaltigen Systeme kommen darin überein, daß sie philosophischen Gedanken auch ins Christenthum einfließen. Allein auch unter den Gegnern der Gnostiker bezogen sich Philosophen, Männer, die auch nach ihrer Befreiung den Philosophenmantel noch als ein Ehrenkleid trugen, und ihr ganzes Leben daran setzten, eine christliche Gnosis der kältesten entgegenzusetzen. Namen, wie der Märtyrer Justin, Clemens von Alexandrien, Origenes, verblühen hinsichtlich die Thatsache, daß der Drang nach philosophischer Erkenntnis eben nicht bloss innerhalb der von der Kirche als Keger ausgeschiedenen Gnostiker, sondern nicht minder auch in katholischen Kreisen lebendig war.

Diese Verührung des Christenthums mit der Philosophie ist, am dies zunächst im Allgemeinen festzuhalten, das wesentlich Neue, welches die Zeit des Gnosticismus von der vorhergegangenen Entwicklung unterscheidet. Es reicht nicht mehr aus, die apostolische Verkündigung im einfachen Glauben zu ergreifen und durch sittliches Thun der göttlichen Gnadenverheißungen sich würdig zu machen, sondern man will sich für das denkende Bewußtsein den Inhalt dieses Glaubens vermitteln, man will sich Rechenschaft von dem Verhältnisse geben, in welchem die neue Glaubenslehre des Christenthums zu der allgemeinen Geistesbildung des Zeitalters stehe. Der Glaube soll mit einem Worte zum Wissen erhoben werden, und die Hilfsmittel dazu nimmt man daher, woher man sie überhaupt allein nehmen konnte, aus den verschiedenen philosophischen Systemen der Zeit. Daß diese Philosophie ihrem Ursprunge nach eine heidnische war, darf man so wenig bestreiten, als ja auch das Judenthum trotz der Ausschließlichkeit seines Offenbarungsbegriffes Mittel und Wege gefunden hatte, syrische, babylonische und persische, Pythagoräische, Platonische und stoische Elemente sich anzueignen, ohne das man deshalb sagen könnte, daß die Strenge des hebräischen Monotheismus unter heidnischen Einflüssen erweicht worden wäre. Im Gegentheil kommt, was die Juden in Ägypten, Babylonien und Alexandrien von fremden Philosophien sich aneigneten, ein wohlverwandter Zug der innerjüdischen Entwicklung selbst entgegen, und wenn jene Philosophie wesentlich mit Bezug, um die nationale Abgeschlossenheit des Judenthums zu vermindern, so ließe sich doch leicht an der eigenthümlichen Ausbeugung, welche die jüdischen Denker unter den fremdländischen Lehren trafen, der Nachweis liefern, wie wenig

diese Verschmelzung jüdischer und nicht jüdischer Elemente als eine zufällige, äußerliche Verunreinigung des Judenthums durch heidnische Einflüsse betrachtet werden dürfte. Ähnlich verhält es sich mit dem Verschmelzungsprocesse, der sich seit dem 2. Jahrh. nach Christus auf christlichem Boden vollzieht. Daß heidnische Philosopheme Eingang ins Christenthum fanden, ist an sich noch kein Abfall des Christenthums von sich selbst, wie beispielsweise der Platonismus der Apologeten und der alexandrinischen Kirchenväter beweisen kann: es ist dies ganz ebenso wenig eine Einnistung des Christenthums, als die Verschärfung der meisten Kirchenlehrer mit griechischer Literatur oder die Bildung der christlichen Jugend in den heidnischen Rhetorenschulen. Hieraus erhellt, wie unklar und ungenügend es ist, so ins Allgemeine hin den Gnosticismus als das Eindringen heidnischer Philosophie ins Christenthum, kurz als einen aus dem Gährungsprocesse einer vielbewegten Zeit hervorgegangenen Syncretismus zu erklären³⁾. Es fragt sich hierbei doch immer wieder zuerst nach dem im Christenthume selbst gegebenen Anknüpfungspunkte für einen solchen „Syncretismus“: sind aber diese aufzuweisen, d. h. erscheint die Aufnahme von speculativen Elementen in die christliche Theologie als ein notwendiges Moment in der Idee der christlichen Kirche selbst, so ist der Umstand, daß jene herübergenommenen Philosopheme zum Theil aus dem Heidenthume stammten, für die Sache selbst von völlig untergeordneter Bedeutung. Daß den heidnischen Religionen im Unterschiede von dem wesentlich ethisch-praktischen Judenthume von Haus aus ein speculativer Zug innewohnt, ist unbestritten; und in sofern läßt sich allerdings sagen, „daß derselbe Grundcharakter, welcher den heidnischen Religionen überhaupt in allen ihren Hauptformen eigenthümlich ist, auch zum Wesen der Gnosis gehöre“⁴⁾. Daraus folgt aber keineswegs, daß die religionsphilosophische oder speculative Betrachtung als solche schon gleichbedeutend wäre mit einer Vermischung des Christenthums mit heidnischen Wesen. Im Gegentheil liegt der Drang, vom Glauben zum Wissen, von der unentwickelten Hinnahme des Uebereinstimmenden zur denkenden Durchdringung des sirdlichen Lehrstoffes fortzugehen, an sich schon im Wesen des Christenthums begründet. So gewiß dem Christenthume seine absolute Bedeutung als die über alle Lebensverhältnisse übergreifende, alles Weltliche durchdringende und neubestellende Macht zu betheiligen hatte, so gewiß mußte dasselbe auch eine Seite haben, nach welcher hin es nicht bloss dem frommen Gemüthe, sondern ebenso sehr dem speculativen Denken Befriedigung gewähre. Schon in der persönlichen Lehre des Herrn würden sich die Anknüpfungspunkte hierfür unseiner aufweisen lassen. Wenn in der Parabel Matth. 13 die Geschichte des Getreidefeldes auf Erden geschildert wird, mit dem Samen, den Jüngern sei es gegeben, *γινώσκειν τὰ μυστήρια τῆς βασιλείας τοῦ οὐρανοῦ*, der ungläubigen Volksmenge

3) Hieraus ist auf nichts Anderes kommen als die Ordnerungen bei Martini, *Histoire critique du gnosticisme* p. 16 und Reander, *Kirchengeschichte I*, 2. S. 63 f. (2. Aufl.) schieflich hinaus. 4) Baur, *Christliche Gnosis* S. 65.

aber sei dies nicht gegeben, so ist hiermit nichts Anderes ausgesprochen, als was die philosophische Speculation ebenfalls in ihrer Weise für sich beansprucht hat. Wird hier das Christenthum, wie es z. B. in dem Gleichnisse vom Saatkorn geschieht, als eine, von unscheinbaren Ansätzen ausgehende, aber in ihrem Fortschreiten immer mehr die ganze Welt durchdringende und erneuernde Macht bezeichnet, so geht ja auch hier die Betrachtung schon über den subjectiven Standpunkt der einfachen unvermittelten Gläubigkeit hinaus, um die Entwicklung des göttlichen Reiches unter den umfassenderen objectiven Gesichtspunkt einer weltgeschichtlichen Betrachtung zu stellen. Kann überhaupt nur auf diesem ebenso wol religiösen als religionsgeschichtlichen Standpunkte das Christenthum als das begriffen werden, was es wirklich ist, so darf es um so weniger Wunder nehmen, wenn wir auch bei dem Apostel Paulus ganz ähnlichen Versuchen begegnen. Wir haben hier den berühmten Abschnitt Röm. 5, 12 fg. im Sinne, wo der Apostel die gesamte Geschichte der Menschheit von der Höhe seines christlichen Standpunktes überblickt, um den ganzen Verlauf des religiösen Lebens von Adam an durch die Zeiten des Mosaischen Gesetzes hindurch, bis zu dem in Christus eingetretenen Wendepunkte in scharfen, getragenen Zügen vor den Augen seiner Leser vorüberzuführen. Wie Christus seinen Jüngern eine *γνώσις* zuschreibt, eine tiefere Erkenntniß der Dinge verborgen bleibender Geheimnisse, welche sich nur aus die weltgeschichtliche Bedeutung des von ihm gestifteten Gottesreiches beziehen können, so hat auch der Apostel Paulus seine *γνώσις* gehabt, welche sich ebenfalls auf ein *μυστήριον* bezog, nämlich die tiefere Erkenntniß des Verhältnisses, in welchem Gesetz und Evangelium, Verheißung und Erfüllung, alttestamentliche und neutestamentliche Religionsökonomie zu einander stehen. Auf denselben Gegenstand bezog sich die *γνώσις* des dem Paulinismus entgegenstehenden Judenthums, wie dieselbe in den Petrinischen Kerngenen und der aus diesen hervorgegangenen Clementinischen Literatur noch vorliegt, wenn dieselbe auch schon in der älteren, gegenwärtig noch vorliegenden Gestalt, einer vom Gegenlage zu dem ästhetischen Gnosticismus bestimmten Periode angehört. Wie die *Γνωσις* des Paulus aus dem Gesetze selbst dessen vereinfachte Aufhebung und die wesentliche Neuheit der alle nationalen und particularistischen Schranken überwindenden christlichen Offenbarung zu begründen unternahm, so versucht die Gblontische Lehre von der wahren und falschen Prophezie, das bis aus die Zeiten der Menschenschöpfung hinaufgehende Alterthum der christlichen Offenbarung und die wesentliche Jernität der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Religionsökonomie zu erweisen. So entgegengesetzt nun auch die beiderseitigen Resultate waren, so springt doch ihrer Uebereinstimmung in dem, worauf es gegenwärtig ankommt, von selbst in die Augen. Von beiden Seiten versucht man eine religionsgeschichtliche Auseinanderlegung, um durch diese die Bedeutung des Christenthums als der absoluten Religion auch für das Denken zu vermitteln und dadurch den Inhalt des christlichen Glaubens zum Wissen zu erheben.

Das Bedürfnis einer solchen denkenden Erfassung des Christenthums mußte aber in einem Zeitalter, wie das 2. Jahrh. nach Christus war, mit doppelter Stärke hervortreten. Es handelte sich jetzt nicht sowohl darum, Christenthum und Judenthum auseinanderzusetzen, als vielmehr der großen Menge der Gebildeten, welche damals zum Christenthum übertraten, oder doch in irgend welcher Weise Interesse daran nahmen, das Verhältniß seines Wesens zu erschließen. Es galt die Beantwortung der Frage, ob die christliche Religion nicht bloß dem Judenthume, sondern auch der reichen heilenischen Geistesbildung gegenüber in ihrer absoluten Bedeutung sich werde behaupten können. War das Christenthum wirklich die alle beschränkten particulären Standpunkte überwindende Religion, so durfte es alles das, was das Heidenthum für sich in die Wagschale warf, eine uralte Civilisation, eine reiche Literatur, eine Fülle von allen jenen edleren Geistesgütern, die dem wissenschaftlich und ästhetisch gebildeten Menschen unentbehrlich sind, nicht nur nicht als seinem Wesen widerstrebend verleugnen, wie der gebildete Heide diesen neuen Vorbaren zum Vorwurfe machte, sondern es mußte vielmehr, indem es sich bereit zeigte, die volle Erbschaft dieses köstlichen Besizes anzutreten, zugleich sein Recht und seine Fähigkeit beaufunden, in die bisher allein den Heilenen zugewallene civilisatorische Aufgabe schöpferisch einzutreten.

Die Aufgaben, die hiermit dem Christenthume gestellt wurden, konnten natürlich nicht anders gelöst werden, als aus dem Wege, den alle geschichtliche Ennoeuerung geht, und es ist ja bekannt, wie lange es gedauert hat, ehe auch die der Religion fernst liegenden Gebiete des Lebens, wie Kunst und Literatur, ein näheres Verhältniß zum Christenthum eingingen. Noch ein Julian konnte sein bekanntes Geleß, welches christlichen Lehrern den Unterricht in heilenischer Literatur untersagte, als eine sich eigentlich auch vom christlichen Standpunkte von selbst verstehende Sache betrachten, da ja den Christen Alles, was von den Heiden stamme, als dämonisch erscheine⁵⁾. Noch länger hat es gedauert, ehe der christliche Widerwille gegen die bildende Kunst und ihre Verwendung im Dienste der Kirche einer liberaleren Auffassung gewichen ist. Eine wirkliche und allseitige Durchdringung aller Lebensverhältnisse vom Geiste des Christenthums konnte nicht ohne Anerkennung und bereitwillige Herabnahme des auch bei den Heiden sich findenden Guten erfolgen; wie weit man aber noch im 2. und 3. Jahrh. davon entfernt war, kann unter andern die leidenschaftliche Polemik eines Tertullian bezeugen, der in heiliger Barbarei aus die christen blüthen des hellenischen Christenlebens undarmherzig als eitel Teufels, als *pompa diaboli* verfluchte. Aber wie langsam und allmählich auch eine gerechte Würdigung des Heidenthums unter den Christen sich Bahn brach, einmal mußte wenigstens ein Anfang geschehen, und auf welchem Punkte anders konnte da die erste geistige Auseinanderlegung des Christenthums mit dem Heidenthume erfolgen, als auf

5) Vergl. Baur. Die christliche Kirche vom Anfang des vierten bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts S. 39 fg.

dem Gebiete der philosophischen Speculation? Hier mußte sich vor Allem entscheiden, ob das Christenthum wirklich was es von sich aus sagte, die absolute Religion, die höchste und letzte Offenbarung der göttlichen Wahrheit war, welche zwar Alles, was das Heidenthum an wahren und echten Erkenntnissen enthielt, auch innerhalb seiner eignen Sphäre an die richtige Stelle zu verweisen, aber über alle diese bisherigen Umwickelungen als über bloß relativ berechnete Momente hinauszugehen im Stande war. Das Christenthum hatte zu zeigen, daß es Alles, was an Wahrheitsgehalt in den Religionen wie in den philosophischen Systemen der Hellenen enthielt, wie gleich zerstreuten Strahlen in einem Brennpunkte zu sammeln, und weit entfernt, zu dem Großen und Herrlichen, was auch das Heidenthum in seinem Schooße barg, ſchiel zu sehen, vielmehr in leidvoller Anerkennung dieses Alles in eine höhere Einheit aufzubeugen vermochte. Es mußte den Angriffen der allgemeinen weltlichen Bildung wie der heidnischen Philosophie des Zeitalters gegenüber den Beweis antreten, wie nur von seinem Standpunkte aus eine Lösung des großen Welträthfels möglich sei, an dessen Entzifferung die heidnischen Religionen und Philosophen bisher fast Jahrtausende vergeblich gearbeitet hatten. Es mußte offenbar werden, daß jene alte Ebnisucht aller Philosophie: „die Welt als eine Blume zu erkennen, die aus einem Samenkerne ewig hervorgeht“, nur im Christenthume in Erfüllung gehen könne, oder daß Alles, was die alten Weisen des Heidenthums über Gott und Welt, Geist und Natur, Ebnliches und Uebnliches, über Ursprung, Wesen, Geschichte und Ziel der Menschheit geredet hatten, erst auf der Höhe des christlichen Denkens aus abnundvollen, aber verirrten Träumen in lichte, zusammenhängende, selbstgewisse Erkenntnis verwandelt werden könne.

Es leuchtet ein, daß wir es hier mit noch ungleich weitergreifenden Fragen zu thun haben, als diejenigen waren, welche das erste Zeitalter der Kirche bewegten. Das Christenthum wird in den umfassendsten, weltgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt, um nicht bloß in seiner specifisch religiösen Bedeutung als die vollkommene Heilskaufkraft, sondern zugleich als der Schlüssel zur Erkenntnis aller Geheimnisse im Himmel und auf Erden erkannt zu werden. Während es sich im Verhältnisse zum Judenthume um die Frage handelt, ob zur Erlangung des Heils die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes oder der Glaube an Christus, das äußere frechtliche Verhalten an den jüdischen Gebräuchen, oder eine aus freier Eingabe an den in Christus offenbarten, göttlichen Willen sich immer von Neuem entwidende, sittliche Befinnung erforderlich sei, so handelt es sich jetzt nicht, oder doch nur sehr untergeordnet, wie man vermuthen könnte, um eine analoge Auseinanderlegung mit den religiösen Veranlassungen des Heidenthums, mit seinen Weisen, Opfern und Sühnungen, sondern um die Beantwortung von Fragen überwiegend speculativen Interesses. Die eigentliche Lebenskraft, wenigstens des

heidnischen Heidenthums lag, trotz der wiederholten Restaurationsversuche, gar nicht mehr in seiner Volksreligion, sondern in seiner Philosophie, und nur indem das christliche Denken jetzt auf dieselben philosophischen Fragen, welche die heidnischen Weisen beschäftigt hatten, sich einließ, konnte es hoffen, einen wirklich erfolgreichen Kampf mit dem Heidenthume zu bestehen. Es wenig hierdurch eine Berücksichtigung des heidnischen Volksglaubens und seiner mythologischen Grundlagen von Vornherein ausgeschlossen war, so gewiß konnte doch die Mythologie auch von der christlichen Speculation unter keinen andern Gesichtspunkt gestellt werden, als als schon von den heidnischen Philosophen gegeben war, d. h. man konnte, soweit man sich überhaupt christlicher Seits zur Anerkennung ihres Wahrheitsgehaltes entließ, in ihnen nur symbolische Verbindungen tieferer Wahrheiten sehen, die erst auf einer höheren Stufe der Erkenntnis in ihrer eigentlichen Bedeutung erkannt würden. War daher der religionsgeschichtliche Standpunkt der Betrachtung nur der untergeordnete, so mußte die christliche Speculation nur um so mehr den von der heidnischen Philosophie angeregten, umfassenderen Fragen sich zuwenden, durch deren vom christlichen Standpunkte aus unternommene Lösung auch die religionsgeschichtliche Würdigung der vorchristlichen Religionen von selbst in die Hand gegeben war. Das Christenthum wird, um den treffenden Ausdruck Paul's zu gebrauchen, nicht mehr ausschließlich als Heilprinzip, sondern als Weltprinzip aufgeführt: die in Christus geschehene Offenbarung erhebt nicht allein mehr als die absolut bestimmende Herstellung eines neuen sittlichrechtlichen Verhältnisses des Menschen zu Gott, sondern zugleich als der letzte Schlüssel zum Verstandnisse des Welträthfels, als der große Wendepunkt, von welchem aus nicht nur die Geschichte als göttliche Offenbarung in der Welt, der ganze Weltverlauf nach Rückwärts und nach Vorwärts, sondern zugleich das innere Wesen dieser Gottesoffenbarung, oder das metaphysische Verhältniß des unendlichen und endlichen Geistes begriffen werden kann.

Hiermit ist wenigstens im Allgemeinen der Umriss bezeichnet, innerhalb dessen sich die Gedanken der Gnostiker bewegen. Es erhebt schon aus dem Gesagten, welche bedeutsame Stellung dieselbe in dem inneren Entwicklungs gange des christlichen Dogma bezeichnet. Indem sie eine Lösung des Welträthfels vom christlichen Standpunkte aus unternimmt, versucht sie zum ersten Male einer Aufgabe gerecht zu werden, welche ebenso sehr durch das Wesen des Christenthums selbst, als durch die Zeitverhältnisse gefördert wird. Indem wir aus dem apostolischen Zeitalter in das Zeitalter der Gnostik eintreten, öffnet sich mit einem Male eine ungleich weitere Perspektive. Das Christenthum tritt aus seiner bisherigen begrenzten Sphäre heraus, um sich mit der ersten geistigen Großmacht der Zeit, der heidnischen Philosophie zu messen. Indem es sich, um seine absolute Bedeutung zu erproben, derselben ebenbürtig an die Seite stellt, wird es selbst zur Philosophie, nimmt, was es Brauchbares im Heidenthume vorfindet, in sich auf, aber nur um zugleich seine

6) Hegel, Geschichte der Philosophie III., 615.

unendliche Erhabenheit über das Heidenthum zu beurtheilen. Es ist dies aber doch nur die eine Seite der Sache. Mit demselben Rechte, mit welchem man den Wendepunkt in dem inneren Entwicklungsproceß des Christenthums selbst aufzuzeigen vermag, auf welchem das christliche Bewußtsein über den bisherigen ethisch-praktischen Standpunkt hinausgetrieben wird, um sich zu einem allgemeinen, kosmischen Prinzipie zu erweitern, kann man auch umgekehrt auf die entgegengesetzte Seite treten und in dem Entwicklungsgange der philosophischen Speculation den Wendepunkt aufzeigen, wo sie aus einer heidnischen in eine christliche umschlagen mußte. Man muß sich nur erinnern, wie diese Speculationen im Laufe der Jahrhunderte ihren Gesichtskreis unaufhörlich erweitert hatte. Die hellenische Philosophie hatte sich in ihrem Kindesalter unter orientalischen Einflüssen gebildet; darnach zu selbständiger Entwicklung gediehen, war sie in Platon, Aristoteles und der Stoa zur Ausflutung von jenen großen Systemen fortgeschritten, welche, jedes in eigenthümlicher Weise, den ganzen Umfang menschlichen Wissens zu durchmessen unternahm. Auf diese Zeit der geistigsten Thätigkeit war eine lange Periode scheinbarer Ermattung gefolgt, welche ohne eigene schöpferische Kraft das Beste aus den vorhandenen Systemen in immer neuen Combinationen zu vereinigen suchte. Da feind der großen Systeme für sich allein den Denfern die gesunde Befriedigung bot, so mußte jener Effecticismus entstehen, welcher das Räthsel mit dem Entsehrten mit mehr oder weniger Gesicht verwechselte. Man begnügte sich bald nicht mehr mit dem von der hellenischen Philosophie verarbeiteten Gedankenstoffe; indem man den Kreis immer weiter und weiter zog, nahm man bald auch orientalische Speculationen zu Hülfe. Jener seit dem Eroberungszuge Alexander's des Großen eingeleitete Vermischungsproceß hellenischer und orientalischer Cultur, vor Allem jenes bunte Durcheinanderwerfen der verschiedenen Culte, in welchem man gemeinhin nichts Anderes sieht, als die offenbaren Kennzeichen des Verfalls, bezeichnet auf religiösem Gebiete vielmehr die nothwendige Durchbrechung particularistischer Beschränktheit, welche der allgemeinen Menschheitsreligion die Wege bereite. Inbem mit dem Sonderbestande der verschiedenen Völkerschäften auch das selbständige Nebeneinandergehen der verschiedenen Landesreligionen auf allen Punkten durchfiel, griechisches mit orientalischem, und orientalisches wieder mit griechischem Wesen durchnetzt wurde, bildete sich zunächst freilich ein überaus wunderlicher Syncretismus heraus, in dessen trübem Gährungsproceß man die ursprünglichen Gezeiten der Volksgötter und Localmythen kaum noch wiedererkennt, aber gleichzeitig wurde der religionsphilosophischen Betrachtung ein ungleich weiterer Gesichtskreis geöffnet. Wie die römische Religion sich unter dem Einflusse der griechischen Götterwelt umwandelt, so gingen phöniciſche, phrygische, persische, ägyptische, jüdische, indische Elemente in den griechischen Götterglauben über. Es bildete sich allmählich ein westöstliches Götterpantheon, in welchem für den oberflächlichen Blick die fremdbartigen, grotesken Gealten wir

genug durcheinanderzuraumen, aber der aufmerksame Beobachter findet auch in diesem nebstallenen Gewühle leicht genug den einheitlichen Zug heraus, welcher das Ganze beherrscht. Unter den verschiedensten Formen und Namen verehrte man das eine Allleben der Natur, die eine vidnamige Gottheit, die hier als Zeus, dort als Pan, dort wieder als Jis oder als die Magna Mater angerufen wurde. Es versteht sich, daß durch diese Göttermischung auch die Fortbildung der Philosophie wesentlich bedingt wurde. Die Philosophie war es, welche in den verschiedensten Netzen das einheitliche Band, in dem bunten Chaos von Göttergehaltn das eine vielmännige Wesen herauserrannte. So war sie, als sie zuerst mit dem Christenthume in Berührung trat, längst aus den engen Schranken der Schule und des Volksthum herausgetreten, hatte sich zu einer Weltweisheit im eigentlichen Sinne des Wortes erweitert; die verschiedensten Formen des Volksglaubens dienten ihr zu ebenso vielen Anknüpfungspunkten für ihre Speculation, und diese Speculation bedurfte trotz aller schillernden Farben einen ebenso ununterfaltischen als monothetischen Zug. Es würde zu weit führen, diese Vertheilung der religiösen ebenso wie der ethischen Anschauungen des Heidenthums, wie sie durch die Platonische und stoische Philosophie begründet, und durch den wunderbaren Gedankenaustausch zwischen Ost und West weitergeführt worden war, näher zu erörtern. Genug, daß in dem Allen ebenso viele Annäherungen an das Christenthum lagen, welche noch ganz ohne eine äußere Berührung mit demselben, nur durch die innere Entwicklung der heidnischen Philosophie herbeigeführt worden war. Wie war es also nur möglich, daß das philosophische Denken bei einer so gewaltigen Erscheinung, wie das Christenthum um die Mitte des 2. Jahrh. schon war, theilnahmslos vorübergehen konnte! Rechte auch die überlegende Mehrzahl der Philosophen jener Zeit in dem Christenthume Nichts als eine Auerung sehen, zu welcher man sich in der Hauptsache nur ablehnend verhalten konnte, so ist doch selbst in dem heidnischen Gegensatz gegen die neue Religion ein allmählicher Fortschritt von leidenschaftlicher Bekehrung zu einer unbefangenen Würdigung nicht zu verkennen. Ein anderer Theil der philosophischen Gebildeten hatte sich dagegen von vornherein freundschaftlich zu der neuen religiösen Bewegung gestellt. Rechte man nun das Christenthum nur im Allgemeinen als eine interessante Erscheinung betrachten, der man theilnehmende Aufmerksamkeit nicht ganz versagen konnte; mochte man, wie später in Rom, seit den Zeiten des Septimius Severus, dem Christengotte ebenso wie dem persischen Mihras und anderen Gottheiten der Barbaren einen Platz im heidnischen Götterpantheon einräumen: oder mochte man endlich von der geistigen Macht des Christenthums ergriffen auch äußerlich in die Reihen seiner Befenner übertreten: auf jeden Fall war hiermit eine Bewegung eingeleitet, welche, wenn auch vorläufig nur in engeren, philosophischen Kreisen sich entzündend, nicht eher zur Ruhe gelangen konnte, als bis die Philo-

7) Vergl. Haase, Das Christenthum der drei ersten Jahrhund. S. 382—430.

sophie sich fest und ohne Hintergedanken auf christlichen Boden gestellt hatte. Wollte man auch nur so viel dem Christenthume einräumen, daß man ihm eine entsprechende Stellung in der gesammten religionsgeschichtlichen Entwicklung anwies, so lag es ja in der Natur der Sache selbst, daß eine Religionslehre, welche mit so unbedingten Ansprüchen auf Glaubwürdigkeit wie die christliche auftrat, sich immer entscheidender in den Mittelpunkt der Betrachtung drängte. Denn wie konnte man einer Erscheinung wie das Christenthum anders gerecht werden, als daß man sie, sei es auch nur versuchsweise, für dasjenige nahm, für das sie sich ausgab, für die absolute, alle Erkenntnisse der Vergelt in sich aufnehmende und zusammenfassende Wahrheit. Kurz auch die Philosophie, sobald sie die geschichtliche Thatsache des Christenthums ernstlich in ihren Bereich zog, schlug mit innerer Nothwendigkeit in eine christliche Weltbetrachtung um: wie das Christenthum philosophisch ward, so ward die Philosophie christlich.

Zu hiernit, wenigstens was die materielle Seite der Sache betrifft, der Gnosif im Ganzen und Großen ihre Stellung in dem geistigen Entwicklungsproceß des Zeitalters angewiesen, so erhält zugleich, wie wenig man im Stande ist, so im Allgemeinen hin zu entscheiden, ob das christliche oder das hellenisch-philosophische Element den substantiellen Inhalt der Gnosif bilde. Baur glaubt nach dem allgemeinen Einbrude, welchen die schon von den christlichen Kegerbestreiter gezeugten Parallelen der Gnosif mit der heidnischen Philosophie des Alterthums das Urtheil fällen, daß die Gnosif „eine Umbildung und Umbildung der griechischen Philosophie oder der aus ihr hervorgegangenen, alexandrinischen Religionsphilosophie in das Christenthum ist“⁸⁾. Die treibenden Momente, welche die Entstehung der Gnosif bedingt haben sollen, wären also nicht sowohl in der innerchristlichen Entwicklung selbst, sondern in der griechischen Philosophie zu suchen: „der substantielle Inhalt ist aus der heidnischen Philosophie, was vom Christenthume hinzugekommen ist, ist mehr nur ein Accidens an der Substanz der Gnosif.“ So wird man allerdings urtheilen müssen, wenn man einmal bei den größeren gnostischen Systemen das quantitative Verhältnis der philosophischen und der christlichen Bestandtheile gegen einander abwägt. Zwar möchten die Kategorien von Substanz und Accidens im vorliegenden Falle kaum sehr glücklich gewählt sein, da das innere Verhältnis beider Bestandtheile vielmehr dieses ist, daß die Masse des aus der heidnischen Philosophie entnommenen Gedankstoffes durch den Einfluß der christlichen Erlösungsdeide unter einen völlig neuen Gesichtspunkt gestellt, in seiner principiellen Bedeutung also zu etwas ganz Anderem geworden ist als vorher. Aber der Schwerpunkt der Betrachtung wird, sobald man die voraussetzenden philosophischen Bedingungen für die Entstehung der Gnosif ins Auge faßt, immer wieder auf die Seite der heidni-

schen Speculation fallen müssen. Wir sehen hierbei vorläufig ab von der Incongruenz, die allerdings bei dieser Betrachtungsweise immer entsteht, da grade die ersten Anfänge der Gnosif, wie sich weiter zeigen wird, von der heidnischen Speculation nur sehr leicht und leise berührt sind: es ist genug, die Thatsache zu constatiren, daß die Gnosif jedenfalls da, wo sie zu einer geschichtlich bedeutenden Macht sich entfaltete, in den entwickelten Systemen der Valentinianer, der späteren Dypiten und Basilidianer Unwissenheit unter den von Baur geltend gemachten Gesichtspunkt einer Umbildung und Umbildung der griechischen Philosophie in das Christenthum gestellt werden kann. Wenn es nun grade diese Bestimmungen gewesen sind, welche neuerlich den Widerspruch Hilgenfeld's herausforderten⁹⁾, so handelt es sich im Grunde nicht sowohl darum, eine irrthümliche Auffassung durch eine richtigere zu ersetzen, als vielmehr einer berechtigten, aber für sich allein einschlägigen Betrachtungsweise, gegenüber die andere Seite der Sache hervorzukehren. Indem Hilgenfeld der specifischen Eigentümlichkeit und der christlichen Bedeutung des Gnosticismus zu ihrem von Baur verflümmerten Rechte verfahren will, findet er in der Grundidee des Gnosticismus von dem Unterschiede der beiden Götter des alten Testaments und des Christenthums den metaphysischen Ausdruck für das Neue und Absolute der christlichen Religion, den nächsten Fortschritt der christlichen Lehrentwicklung der apostolischen Zeit¹⁰⁾. „Christus wird nur deshalb zu einem kosmischen Principe gemacht, weil die Erlösung nicht mehr auf die Menschheit beschränkt, sondern in einer ganz universellen Fassung zum Weltprincipe, zum Ziele des gesammten Weiterlaufs gemacht wird. Und grade hier kann von einem außerchristlichen Ursprunge des Gnosticismus so wenig die Rede sein, daß sich vielmehr umgekehrt das unterliegenden Einflusses heidnischer Bildung und Philosophie, der innere Trieb der christlichen Lehrentwicklung gar nicht verkennen läßt, das Absolute des Christenthums universell in dem Zusammenhange einer umfassenden Weltansicht aufzufassen. Wie man auch über den Dualismus und Doktrismus der Gnosif urtheilen möge, in jedem Falle war sie der erste Versuch einer vom christlichen Principe aus durchgeführten Weltansicht.“

Nach dem von und oben eingehend Erörterten können wir nicht ansehen, diese Bemerkungen Hilgenfeld's (vorbehaltlich einer nähere Verständigung über die Bedeutung des Demurgos in den gnostischen Systemen) wörtlich und anzuheben. Aber auch Dr. Baur¹¹⁾ vermag hierin so wenig eine principielle Verschiedenheit von seiner Auffassung der Gnosif zu erkennen, daß er die ganze beiderseitige Differenz jetzt als einen Streit beizulegen, in welchem im Interesse der Sache weiter einzugehen Niemand Lust haben kann.“ Wie es ihm nie eingefallen sei, einen rein außerchristlichen Ursprung der Gnosif zu behaupten, so weiß er auch nicht, wer die christliche Bedeutung der Gnosif stärker hervorzuheben haben könne,

8) Das Christenthum der drei ersten Jahrhund. erste Aufl. S. 167. In der zweiten Auflage (S. 183) lautet dieser Satz etwas unbestimmter, der gleich nachherfolgende, oben im Texte ebenfalls angeführte, ist weggelassen.

9) Urchristenthum S. 90, fg. 10) a. a. O. S. 100. 11) Tübinger Schule, 2. Aufl. S. 51 fg.

als eben er selbst, indem er die ganze Aufgabe der Gnosis darin erkannte, den Begriff des Christenthums als der absoluten Religion auf seinen adäquaten Ausdruck zu bringen. Der ganze Streit scheint also, was die Begriffsbestimmung der Gnosis als solcher, und die Charakteristik ihrer geschichtlichen Bedeutung betrifft, lediglich darauf hinausgelaufen, daß Dr. v. Baur, während er selbst es gewesen ist, der der Gnosis zuerst ihre innerchristliche Bedeutung vindicirte, sie andererseits wieder, was ja auch Dr. Hilgenfeld nicht wird ausschließen wollen, als ein wesentliches Glied dem inneren Entwicklungsgange der philosophischen Speculation des Alterthums einzureihen unternahm, wobei es ihm, wie das wol zu geschehen pflegt, wenn man eine Seite der Betrachtung durch die andere ergänzen will, gelegentlich wiederfuhr, daß ihm Ausdrücke entklopften, welche den specifisch christlichen Charakter der Gnosis geringer anzuschlagen schienen, als es eigentlich seine Meinung war. Die Gnosis bezeichnet ja auch nach Dr. v. Baur den Wendepunkt in der innerchristlichen Entwicklung, an welchem die heilsgeschichtliche Betrachtung des Christenthums zum weltgeschichtlichen sich erweitet, das Christenthum nicht mehr bloß als Heilprinzip, sondern als Weltprinzip aufgefaßt wird. Hiermit ist aber, bei allem Rechte der anderen Betrachtungsweise innerhalb der Geschichte der Philosophie, der Wendepunkt bezeichnet, unter welchen die kirchengeschichtliche Darstellung die Gnosis zu stellen hat. Hier kann es sich nicht darum handeln, zu zeigen, wie die Philosophie allmählich eine christliche ward, sondern umgekehrt wie die christliche Weltbetrachtung sich zur speculativen erweitere; und diesen Wendepunkt werden auch wir im Folgenden festhalten.

Allerdings aber gab es trotz jener Uebereinstimmung im Wesentlichen noch eine Verständigung über einen andern nicht unbedeutenden Differenzpunkt zu erzielen. Es handelt sich um das Maß des Antihelios, welchen die griechische Speculation nicht sowohl an der weiteren Fortbildung, als vielmehr an dem ersten Hervortreten der Gnosis gehabt hat, und da von der Beantwortung dieser Frage die ganze Vorstellung abhängt, die man sich von dem inneren Entwicklungsgange des Gnosticismus überhaupt entwirft, so ist ein näheres Eingehen hierauf unerläßlich.

Es ist grade dies einer der Hauptpunkte, an welchen die Ansichten der Forscher noch am weitesten auseinandergehen. Es gilt einen Einblick zu gewinnen, nicht bloß in die Hauptklassen und Gruppen, in welche die Gnosis zerfällt, sondern was ebenso wichtig ist, in die innere Genesis der einzelnen Systeme selbst, in den ganzen Verlauf der Veränderungen und Umgestaltungen, welche dieselben von ihrem ersten Hervorkommen an bis zu ihrer reifen und reifsten Entfaltung durchlaufen haben. Was die Gnosis in Beziehung auf das Christenthum für eine theils negative, theils positive Bedeutung gehabt habe, wird sich aber offenbar dann erst allseitig übersehen lassen, wenn nicht bloß die verschiedenen Systeme im Verhältnisse zu einander, sondern ebenso sehr auch jedes einzelne System selbst wieder, soweit sich dies heute noch verfolgen läßt, unter den Gesichtspunkt eines sel-

nen Inhalts durch alle seine Momente hindurch expliciren den Begriffes gestellt, oder um weniger schulmäßig zu sprechen, als ein geschichtlich sich entwickelndes Ganzes betrachtet wird. Nur ein genauerer Einblick in diesen Entwicklungsgang wird nicht nur manche bei aller Durcharbeit des Gegenstandes noch immer gebliebenen Unklarheiten über das Wesen des Gnosticismus zerstreuen, sondern namentlich auch dazu beitragen, sein Verhältniß zur heidnischen, sei es orientalischen, sei es griechischen Speculation einerseits, zum katholischen Dogma und zur katholischen Gnosis andererseits deutlich ins Licht zu setzen.

Grade dieser letzte Punkt möchte vor Allem noch eine schärfere Beleuchtung erfordern. Erscheint die Gnosis wirklich, wie ihr Wesen von uns in Uebereinstimmung mit Baur und Hilgenfeld bestimmt worden ist, als jener Wendepunkt innerhalb der Geschichte der Kirche, an welchem das Christenthum zum ersten Male nicht allein als Heilprinzip, sondern zugleich als Weltprinzip gefaßt wird, oder als der erste Versuch einer vom christlichen Standpunkte aus entwickelten umfassenden Weltbetrachtung, so ist hiermit die so lebenshafteste und langwierigste Polemik der Kirchengelehrten wider den Gnosticismus noch nicht erklärt. Bezeichnet der Gnosticismus eben nur den Fortschritt von einer ethisch-praktischen zu einer philosophischen Auffassung des Christenthums, so war dieser Fortschritt so sehr im Wesen der Sache selbst begründet, daß es eine Untergreiflichkeit bleibt, wie ein so wesentliches und notwendiges Moment in der innerchristlichen Entwicklung dennoch als Häresie von dem kirchlichen Bewußtsein ausgeschieden werden konnte. Nun zeigt aber eine nähere Betrachtung, daß dasselbe, was hier im Allgemeinen von der Gnosis gesagt ist, ebenso auch auf eine Reihe von andern Erscheinungen des zweiten christlichen Jahrhunderts Anwendung leidet. An der Theologie der alexandrinischen Kirchengelehrten hat schon Baur gezeigt, wie dieselbe vermittelst ihrer Unterscheidung von Gnosis und Pistis sich auf denselben Standpunkt mit den Gnostikern stellte, „um mittels alles dessen, was die Zeitphilosophie darbot, das Christenthum in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu begreifen und seinen Inhalt in das denkende Bewußtsein aufzunehmen“¹²⁾. In der Idee des Logos, der als das vermittelnde Princip zwischen dem in seinem abstracten Anschauen schlechthin unerkennbaren absoluten Gotti auf der einen, und der Mannichfaltigkeit endlicher Dinge auf der anderen Seite, die Idee des Absoluten für den endlichen Geist theoretisch und praktisch realisirte, in der über alle menschliche Realität hinausragenden Transcendenz dieser Idee, welche die wahre Menschheit des Erlebens immer wieder zu verflüchtigen droht, endlich in der allegorischen Erklärungswiese des alten Testaments, welche, um nicht bloß als etwas bloß Willkürliches und Subjectives zu erscheinen, auf eine von dem öffentlichen Lehrvortrage für das Volk noch unterschiedene Geheimlehre zurückführt, findet Baur ebenso viele Berührungspunkte zwischen der katholischen und der häretischen

12) Das Christenthum der drei ersten Jahrhund. 2. Aufl. S. 248.

Gnosif, und selbst wenn er dem gnostischen Zarathustra und Naturalismus gegenüber das von Clemens und Origenes so entschieden festgehaltene Princip der sittlichen Willensfreiheit betont, so kann er sich auch so nicht verhehlen, daß damit dennoch keineswegs bereits ein principieller Gegensatz zum Gnosticismus gegeben ist. „Obwohl die Idee der Freiheit gibt uns, wenn wir an ihr von Clemens zu Origenes ferzgehen, nur einen neuen Beweis davon, auf welchem tiefen Grunde die Verwandschaft der alexandrinischen Anschauungsweise mit der gnostischen beruht, und wie jene Zeit doch immer nur ein der Gnosif analoges System aufstellen konnte, sobald sie ihre Anschauungen nicht bloß in der bunten Mannigfaltigkeit der Stromata, sondern in der Einheit eines in sich geschlossenen Ganzen darstellen wollte.“¹³⁾ Kurz, es bleibt dabei, daß das Verhältnis des katholischen Christenthums zur Gnosif keineswegs nur ein feindliches und abstoßendes sein konnte, und jenes Streben der Gnosif ist an sich so wenig als antichristlich zu betrachten, daß es „auch in der Folge der wichtigste Gegenstand der christlichen Religionsphilosophie blieb, das Christenthum aus dem Gesichtspunkte einer allgemeinen Weltanschauung zu begreifen.“

Dasselbe aber, was Dr. Baur¹⁴⁾ hier mit vollem Rechte von der katholischen Gnosif der Alexandriner bemerkt, gilt auch schon, wenigstens noch nicht in dieser scharf ausgeprägten Gestalt, von der Apologetik. Bekanntlich ist es dieselbe nochmals von den Alexandrinern in so umfassender Weise verwendete Logogedie, welche auch schon für die Apologeten das Mittel bildet, um der heidnischen eine christliche Philosophie gegenüber zu stellen. Wenn wir die Bedeutung, welche die Idee des Logos für die Apologeten hat, mit der gnostischen Weltanschauung vergleichen, so zeigt sich, wie dieselbe bei ihnen eine ganz ähnliche Stellung einnimmt, wie bei den Gnosifern die Aeoneneriebn, die Unterordnung des Weltkörpers vom höchsten Gotte und die durch die Offenbarung in Christus vermittelte Wiedergeburt. Wie bei den Gnosifern, so bedarf auch schon bei den Apologeten der absolute, in seiner Zeitseitigkeit unabhängige Gott einer vermittelnden Potenz, durch welche nicht bloß die Mittheilung des Heiles an die Gläubigen, sondern ebenso sehr auch der ganze Weltzusammenhang beruht ist. Der Logos der Apologeten ist ebenso wie die gnostischen Aenonen und Mächte ein kosmisches Princip, an dessen Wirksamkeit die Entstehung, Entwicklung und Vollendung der ganzen Schöpfung geknüpft wird. Wie bei den Gnosifern das pneumatische Element schon lange vor der Erscheinung Christi in der Welt vorhanden und wirksam war, nur daß es im steten Kampfe mit den physischen und materiellen Mächten begriffen immer wieder unterlag, so behaupten die Apologeten ganz dasselbe von dem *anigma tou logos*, das als das Princip aller Wahrheit und Vernünftigkeit sich schon vor Christus und ausserhalb des Christenthums findet, nur daß diese vereinigten Lichtfunken immer wieder von der dämonischen Finsternis des Heidenthums

begraben worden sind. Wie ferner die Gnosif die Erscheinung Christi als den Wendepunkt in der Weltgeschichte betrachten, wo alle Geheimnisse enthüllt, alle Räthsel gelöst, alle widerstrebenden, dämonischen Mächte vernichtet, alle bloß aus Unwissenheit Beschränkten befreit werden, so bezieht auch den Apologeten die Menschwerdung des Logos den großen Umschwung in der Gotteserkenntnis, wo an die Stelle der permanenten Erkenntnis die vollkommene, an die Stelle der relativen und vereinzelten Wahrheiten der Borgeit die volle und absolute Offenbarung der göttlichen Vernunft getreten ist, so daß diejenigen, welche dem Christenthume noch jetzt widerstehen, keine Entschuldigung mehr haben. Das Christenthum ist von diesem Standpunkte selbst die absolute Vernünftigkeit oder die höchste Philosophie: christlich und vernünftig oder philosophisch sind Begriffe, die sich decken. Auch darin bietet die Apologetik eine Parallele wenigstens zu den entwickelten Systemen der Gnosif, daß hier wie dort die besonders mit stoischen und platonischen Elementen gesättigte esstetische Philosophie der Zeit gleichsam das Gefäß bildet, in welches der neue christliche Inhalt hineingegossen wird. Selbst in der Form der Darstellung ist der Unterschied zwischen den gnostischen Systemen und der Apologetik ein fließender. Ganz wie nachmals die Alexandriner betonen sich auch schon die Apologeten der allegorischen und myologischen Auslegungsweise: und auch darin ist ein Berührungspunkt der Apologetik mit der Gnosif unverkennbar, daß diese Typologie, wie man namentlich an dem Märtyrer Justin sieht, keineswegs auf das alte Testament sich beschränkt. Wie namentlich die spätere Gnosif ihre Lehren mit Vorliebe an die Aussprüche griechischer Dichter an knüpfte, phrygische, phönizische und ägyptische Mythen anknüpfte, so ist auch nach Justin die ganze heidnische Welt voll von Typen und Wirkungen aus dem Logos, und es möchte schwer zu sagen sein, auf welcher von beiden Seiten die größere Willkür herrscht. Justin ist der charakteristische Repräsentant für eine Typologie, welche den Heiden selbst in allen Werthungen, die sie gebrauchten, in Schiffsahrt, Kriegen und Ackergeräthen, in den Fahren und Siegesgeheulen die Gestalt des Kreuzes nachzuweisen vermag. Ja, auch die Apologeten durchhöbern den ganzen Schatz der heidnischen Literatur, um überall Bezüge auf das Christenthum zu entdecken: Justin beruft sich auf die Aussprüche der (vermeintlich) heidnischen Sibyllen, der Verfasser des *kyros naupaktikos* auf Drobische und Homerische Gedichte, auf Pythagoras und Platon.

Ja, man wird in der Vergleichung der Apologetik mit der Gnosif noch einen Schritt weiter gehen und auch die äußere Seite der Sache mit in Betracht ziehen müssen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade die Wirksamkeit Justin's, in dessen Person die christliche Apologetik gewissermaßen verkörpert erscheint, mit der Blüthezeit der großen gnostischen Systeme zusammenfällt. Justin schrieb seine größere Apologie nach der gewöhnlichen Ansicht im J. 138 oder 139, die kleinere im J. 161, nach den Ergebnissen der neueren Kritik gehören

13) a. a. D. S. 251.

14) a. a. D. S. 246.

belde ins Jahr 150^{te}). Im J. 140 aber kamen Valentin und Marcon nach Rom, um hier in der Welthauptstadt ihren Lehren eine weitere Verbreitung zu sichern. Das Valentianische System ist aber, wie später zu erörtern sein wird, eins der ersten, von welchen eine umfassendere Anwendung derselben Platonischen Philosophie, von welcher auch Justin zum Christenthume hinübergeführt ward, aus Christenthum nachgewiesen werden kann. Ist es wol zufällig, daß in derselben Zeit, in welcher die Logoslehre unter stichtlichem Einflusse des Platonismus zuerst einen tiefergreifenden Einfluß auf die Ausbildung des kirchlichen Dogma gewann, derselbe Platonismus auch für die Gnosis ein so bedeutendes Moment der Entfaltung wird? Mit einem Worte, wie wußten auch nach dieser Seite hin nicht, was wir der Gnosis, zumal in ihrer ausgebildeteren Gestalt, Verworfenes an die Seite zu stellen hätten, als eben die seit Justin dem Märtyrer in der Apologitik ausgebildete Weltbetrachtung.

Je größer und tiefergreifend aber in allen diesen Beziehungen die Uebereinstimmung der Gnosis mit der Apologitik und ihrer Fortbildung in der alexandrinischen Theologie erscheint, desto wichtiger ist es, nach der anderen Seite hin auch den Unterschied zu bestimmen. Wir wüßten nun wol, unter welcher Kategorie die Gnosis nach ihrer allgemeinen geschichtlichen Bedeutung zu stellen ist, wir wüßten auch, worin ihr positives Recht, ihre Nothwendigkeit im inneren Entwicklungs gange des christlichen Dogma ruht, aber worin gerade ihre charakteristische Eigentümlichkeit, oder mit andern Worten ihre für die Erhaltung der katholischen Kirche bedrohliche Stellung zu suchen ist, bleibt nach dem Allen noch schärfer ins Auge zu fassen.

Es ist diese Frage auch schon in den bisherigen Untersuchungen nicht außer Acht gelassen worden, und namentlich Baur hat in seiner neueren Darstellung der gnostischen Systeme seinen großen Verdiensten um das Verständnis jener merkwürdigen geschichtlichen Erscheinung auch dieses neue hinzugefügt, daß er zuerst die hier von uns hervorgehobene Schwierigkeit schärfer, als bisher gesehen war, ins Auge gefaßt hat. Dennoch können wir und nicht überzeugen, daß das von ihm Erörterte den Gegenstand schon völlig zum Abschlusse gebracht habe. Es ist hier der Punkt, wo jene von Hilgenfeld neuerdings in Anspruch genommenen Äußerungen Baur's über den wesentlich heidnischen Charakter der Gnosis ihre Stelle finden. „Die Erscheinungen,“ lesen wir S. 175, „von welchen hier die Rede ist, haben ihren eigenen Anfangspunkt, und sie bilden einen so eigenhümlichen Kreis, daß es im Grunde nur der Name des Christenthums ist, in welchem sie mit dem Uebrigen, das zum Inhalte der ältesten Kirchengeschichte gehört, ihren gemeinschaftlichen Berührungspunkt haben.“ So sehr dieses Urtheil auch durch die weitere Entwicklung eingeschränkt wird, so ent-

schieden glaubt Dr. v. Baur doch hervorheben zu müssen, daß gerade in der Gnosis für das Christenthum die Gefahr der Verallgemeinerung und Verflüchtigung seines Inhalts durch Ideen lag, „in welchen das christliche Bewußtsein in seiner schrankenlosen Erweiterung seinen spezifischen geschichtlichen Charakter verlieren mußte“ (S. 176). Die vornehmlichsten dieser Ideen sind, wie Baur an der Hand der patristischen Volemit zeigt, der allen gnostischen Systemen zu Grunde liegende Dualismus, die Trennung des Welt schöpfer vom höchsten Gotte, und vor Allem jene deistliche Christologie, welche die Erlösung zur Lüge macht, das ganze Welt Sein über den Haufen wirft, und mit dem Tode Christi diesem Fundamente des Evangeliums die ganze Bedeutung und Frucht des Christenthums leugnet. „Das Christenthum hat also (zeigt Tertullian), wenn es nichts Anderes ist, als was es nach der Ansicht der Gnosis sein soll, keine objective geschichtliche Realität, die Gnosis verneint seine That sachen in etwas bloß Scheinbares, Vorgestelltes, rein Subjectives“¹⁶⁾. So scheint also hiernach doch jene allgemeine Anklage eines wesentlich heidnischen Synkretismus wiederzulehren, welche schon die alten Kirchenväter gegen die Gnosis erhoben und Irenäus, Tertullian, Irenäus, Irenäus bleiben im Rechte mit ihrer Behauptung, daß die Gnostiker Alles, was den substantiellen Inhalt ihrer Systeme ausmacht, aus dem Heidenthume entlehnt haben, theils aus den Hærogonen der alten griechischen Dichter, theils aus den Systemen der Philosophen¹⁷⁾.

Daß diese Auffassung eine durch die Sache selbst vollkommen gerechtfertigte ist, wird man zugeben müssen, selbst wenn man sich genöthigt sieht, seine Zustimmung zu einzelnen Ausführungen zurückzuhalten. Es ist ganz richtig, und Baur hat dies in glänzender Weise gezeigt¹⁸⁾, daß die Bedeutung der Gnosis für die Entfaltung der katholischen Kirche eine wesentlich negative, sollicitirende ist. Indem man aus dem gnostischen Gemeindegewisse sein heraus so ziemlich jeder einzelnen gnostischen Lehre eine katholische Antithese gegenüberstellt, kommt der Begriff der katholischen Kirche und ihres von den Aposteln her in allen apostolischen Gemeinden überlieferten Dogma erst zum Vorschein: die Glaubensregel, die schärfere Verbindlichkeitsbestimmung von Christ und Tradition, der engere Anschluß an den Episcopat als Träger der reinen Lehrüberlieferung, überhaupt die Betonung des positiven, historischen, gegenüber dem subjectiven, speculativen Elemente, alles dieses entwickelt sich erst an dem gemeinschaftlichen Gegensatze gegen die Gnosis.

Es liegt indessen auf der Hand, daß diese wechselseitige Hervorhebung bald des christlichen, bald des außerkirchlichen Charakters der Gnosis das Räthsel noch nicht löst. Wir haben eben hier zwei Seiten der Betrachtung, von denen die eine an sich nicht minder berechtigt als die andere ist, aber da sie vorerst noch unvermittelt ne-

15) Wolfmar, Die Zeit Justin des Märtyrers kritisch untersucht. Theol. Jahrbücher 1855, 2 u. 3.

16) Quenst. d. W. u. A. Erste Section. LXXI.

16) u. a. D. S. 253 fg. Vergl. auch die Apologie Gnostes S. 460 fg. 17) Das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte u. a. D. Vergl. auch S. 182 fg. 186 fg. 18) a. a. D. S. 256 fg.

ben einander. sehen, so scheint das an dem einen Orte Gefolge das Andere immer wieder aufzuheben, und es fragt sich daher, ob nicht auch hier eine Vermittlung gefunden werden kann, welche die auch in der baur'schen Darstellung noch immer gebliebene Unbestimmtheit beseitigt. Ist die Gnosis christlich und zugleich wieder nicht, und gilt dieses letztere von ihr noch in einem ganz andern Sinne, als man von heidnisch-philosophischen Elementen in der Apologetik und der alexandrinischen Theologie zu sprechen pflegt, so muß eben in dieser Doppeltheiligkeit ihr charakteristisches Merkmal liegen, oder die Art und Weise, wie in den Systemen der Gnostiker christliches und außerchristliches in einander gewebt ist, muß sich nicht bloß quantitativ, sondern spezifisch von dem, was die katholische Gnosis Analoges bietet, unterscheiden.

Was nun die neueren Verhandlungen über diesen auch bisher schon ins Auge gefaßten Punkt betrifft, so setzt Baur das spezifische Merkmal des Gnosticismus, aus welchem sich alle weiteren Eigentümlichkeiten desselben ableiten lassen, in seinen Dualismus zwischen Geist und Materie ¹⁾, Hilgenfeld in die Untertheilung des Weltkörpers vom höchsten Gotte ²⁾. Da der dualistische Charakter der Gnosis selbst in den emanatistischen und pantheistischen Systemen nicht zuleugnet werden kann, die Trennung des Weltkörpers vom höchsten Gotte aber, welche auch Baur wieder (a. a. D. S. 218) als das Hauptkriterium der Gnosis anerkennt, selbst wieder auf eine dualistische Grundlage zurückzuweisen scheint, so ist auf den ersten Blick zwischen beiden Auffassungen kein sehr wesentlicher Unterschied. Allein indem Baur nun weiter sämtliche Grundbegriffe der Gnosis aus jenem ihrem dualistischen Charakter abzuleiten versucht, schießt er die Bemerkung voraus, daß nichts Anderes die Gnosis so unmittelbar als ein Ereigniß der heidnischen Anschauungsweise bezeichnet, „als ihr so scharf ausgeprägter, durch Alles hindurchgehender Dualismus.“ Durch die dualistische Grundlage würden sich also hiernach die Gnostiker im engeren Sinne von der katholischen Gnosis unterscheiden, und eben dies wäre das Heidenische an ihnen; aber da dieser Dualismus und ja auch im späteren Judenthume bei den Alexandrinern und Essenern begegnet, so kann derselbe nicht spezifisch Heidenisches sein, wenigstens Nichts, was an sich schon notwendig zu einer so massenhaften Einstromung heidnischer Elemente, wie dies in der Gnosis vorliegen soll, führen müßte, und man hätte entweder nach einer anderweiten Ableitung des heidnischen Grundcharakters der Gnosis zu suchen, oder man müßte es überhaupt aufgeben, dieselbe als ein Ereigniß der heidnischen Anschauungsweise zu betrachten. Das letztere hat nun Hilgenfeld gethan. Indem er das gnostischen Dualismus aus dem überlieferten Supernaturalismus des späteren Judenthums, welcher fast jeden Zusammenhang der überinnlichen und der sinnlichen Welt ausbott, und aus dem christlichen Gegenlage von Geist und Fleisch, von dem zukünftigen und jetzigen Weltalter erklärt (a. a. D. S. 101), vermag er darin auch an sich kein spezifisches

Merkmal der Gnosis zu entdecken. Dagegen soll die Untertheilung der beiden Sphären des alten Testaments und des Christenthums, welche nach ihm die Grundlehre der Gnosis ist, nichts Anderes sein, als der metaphysische Ausdruck für das Neue und Absolute der christlichen Religion. Es fragt sich nur, ob mit dieser veränderten Begriffsbestimmung viel gewonnen ist. Der strenge Monothelismus ist doch ohne Zweifel die gemeinsame Basis des Christenthums und des Judenthums, und wird daher überall, wie dies ja auch die Natur der Sache erfordert, in der Polemik gegen das Heidenthum in den Vordergrund gestellt. Judenthümlichkeit ist aber erscheint derselbe, wenn nicht als das einzige, so doch als das allein fundamentale Dogma des Christenthums. Wie ist es nun möglich, das man gerade diese Grundlehre, in welcher Juden und Christen gegen die Heiden von jeher zusammenstimmten, über den Haufen werfen konnte, lediglich um den spezifischen Unterschied des Christenthums vom Judenthume hervorzuheben! Aus dem Wesen des Christenthums erklärt sich dieser Widerspruch nicht, wenn er also dennoch vorhanden ist, so kann sein Ursprungsgrund nur außerhalb des Christenthums gesucht werden. Die Schwierigkeit wächst, wenn man mit Hilgenfeld als die ältesten Gnostiker diejenigen betrachtet, welche sich noch rein innerhalb der alttestamentlichen Anschauungsweise bewegen. Was von den Heidenchristen allenfalls denkbar wäre, ist unter Judenthümlichkeit eine Unmöglichkeit: man müßte eben doch wieder heidnische Einsätze zu Hilfe nehmen. Nun weiß Hilgenfeld freilich zur Unterstützung seiner Ansicht auf die schon bei den Juden nachweisbare Vorstellung hin, daß das Mosaische Gesetz nicht unmittelbar von dem höchsten Gotte, sondern durch Engel gegeben sei. Allein auch ganz abgesehen von der Frage, wieviel nicht auch hier schon etwa heidnischer Einfluß im Spiele gewesen sein möchte — welcher ungeheure Sprung ist doch noch von einer durch Engel als dienende Organe des einen Gottes vollzogenen, also doch immer den göttlichen Willen offensichtlichen Geistesgebung zu einer dreierartigen Trennung des Geistesgutes vom höchsten Gotte, welche den ersteren, wo nicht als ein feinfühliges, so doch als ein nach Einsicht und Willen beschränktes Wesen, die Geistesgebung selbst als ein unvollkommenes, aus Wahrem und Falschem gemischtes, mithin vom höchsten Gotte wieder aufzuhebendes Werk betrachtet! Steht dort die Geistesgebung durch die Engel noch im engsten Zusammenhange mit der monotheistischen Grundanschauung, so hebt die Vorstellung vom Demiurgen, indem sie die innere Einheit der göttlichen Weltregierung vernichtet, zugleich auch den Monothelismus auf. Nun will ja aber auch Hilgenfeld selbst den unterthänigen Einfluß heidnischer Bildung und Philosophie auf die Entpfehlung der Gnosis nicht leugnen (S. 102). Muß dieser also jedenfalls für die weitere Ausbildung der gnostischen Systeme zu Hilfe genommen werden, so ist nicht abzugeben, warum derselbe nicht schon auf die Ausbildung der Lehre vom Demiurgen mit eingewirkt haben soll: ist aber dieses der Fall, so steht man keinen Grund weiter, der uns hindern könnte, auch den gnostischen Dualismus

19) a. a. D. S. 183.

20) a. a. D. S. 94 fg.

vergl. Gal. 4, 23, 29), wie denn überhaupt nur der *πνευματικός* etwas von dem Reiche Gottes versteht, während dem *ψυχικός* dieses Verständnis verschlossen bleibt (1 Kor. 2, 13 fg.). Was also überhaupt zum Begriffe der *γνῶσις* gehört, die Unterzeichnung eines niederen, am historisch überlieferten haltenden Standpunktes von einem höheren, welcher erst den rechten geistigen Sinn dieses Positionen, ebenso wie das rechte Verhältnis der geistig Gereisten zu dieser überlieferungsmäßig festgehaltenen Autorität erschließt, alle diese Momente finden sich auch schon bei Paulus: das Eigenhumliche ist nur, daß bei ihm die Begriffe der *αἵασις* und *γνῶσις* noch nicht in der Weise, wie dies später geschehen ist, auseinanderfallen. Allerdings wird die *γνῶσις* 1 Kor. 12, 8 unter die *ἐργασίας* gezählt, und demgemäß auch innerhalb der Christen selbst ein Unterschied zwischen der Unmündigen und den Vollkommenen, den *νεοπατισμένοι* und den *συνκρίνοι* gemacht (1 Kor. 3, 1; vergl. 2, 6), aber dieser Unterschied ist doch nur ein fließender, und das rechte Verständnis der göttlichen *μυστήρια* wird eben durch die *αἵασις* erschlossen. Es erklärt sich aber auch dies zur Genüge, wenn man den eigenhumlichen Standpunkt des Paulus ins Auge faßt. Das Neue, welches mit dem Alten durch die *γνῶσις* vermittelt werden sollte, war ja eben die spezifische Bedeutung der christlichen Offenbarung selbst im Unterschied von einer das Christenthum mit dem Judenthume noch wesentlich zusammenfassenden Anschauungsweise, der den Aeonen verborgene, in den letzten Tagen offenbar gewordene göttliche Rathschluß, dessen praktische Verwirklichung eben die Heidenmission war. Daher beruht bei Paulus das Wesen der *γνῶσις*: grade darin, die absolute, alles jüdische Wesen aufhebende Geltung der christlichen *αἵασις* zu erkennen. Wesentlich anders gestaltet sich das Verhältnis schon im Barnabasbriefe, der, obwohl von der härtesten Gnosis ebenfalls noch völlig unberührt, doch in mancher Hinsicht bereits als ein Vorläufer derselben betrachtet werden kann. Der ganze Brief hat, wie der Verfasser Cap. 2 seinen Lesern ankündigt, den Zweck, *ἵνα μὴ τὰς ἀποστολὰς διὰ τὴν ἐκκλησίαν ἔχοντες καὶ τὴν γνῶσιν*: diese *γνῶσις* aber bezieht sich vorzugsweise auf den typischen oder pneumatischen Sinn des Mosaischen Ritualgesetzes. So werden Cap. 10 die Mosaischen Speisegesetze, wie dies schon von Wilson geschehen war, moralisch gedeutet; dasselbe geschieht mit den Fastengeboten, der Beschneidung, dem Tempel zu Jerusalem und dem Opfereisen. Wofür hat bei allen diesen Bestimmungen *ἡ νεώτερος* geredet: die buchstäbliche Deutung ist ein Mißverhältnis, in welches die vom Satan geblendeten Juden gerathen sind (Cap. 9). Die *γνῶσις* ist es also auch hier, welche von einem höheren pneumatischen Standpunkte aus den wahren Sinn der noch immer als Autorität festgehaltenen alttestamentlichen Gesetzgebung ausfindig macht: das Mittel dazu ist aber für den Verfasser des Barnabasbriefes schon ausschließlich die allegorische Auslegung, welche zu der christlichen *αἵασις* noch eine tiefere Einsicht hinzubringt.

Mit Recht hat schon Baur darauf aufmerksam gemacht, daß Gnosis und Allegorie an sich schon verwandte

Begriffe sind. Die Gnosis setzt jederzeit ein über die überlieferten, vollendeten Religionsanschauungen hinausgeschrittenes Bewußtsein voraus, man ist sich des Unterschiedes zwischen dem Positiven, Historischen und dem neugewonnenen philosophischen Gedankenkreise bereits bis zu dem Grade bewußt, daß das unvermittelte Festhalten am Alten als ein nicht länger haltbarer Standpunkt, als eine niedere Stufe der Erkenntnis erscheint. Indem aber andererseits die Autorität der alten Religionsurkunden noch unangestastet ist, entsteht das Bedürfnis durch Vermittelung des Denkens den im Bewußtsein gestellten Zwiespalt wieder auszugleichen. Die gewöhnlichste Ausbeute ist nun die allegorische Anlegung, welche allemal in solchen Uebergangszeiten eintreten pflegt, in welchen das Denken bereits innerlich mit dem alten Glauben zerfallen ist, ohne daß andererseits der Bruch auch bereits äußerlich und für das Bewußtsein vollzogen wäre²³⁾. Man deutet also den neuen Inhalt in die alten Formen hinein, indem man von dem zunächstliegenden, buchstäblichen Sinne einen verborgenen, geistigen unterdeckt. Das Charakteristische hierbei ist nur, daß diese Umdeutung eine ganz unwillkürliche ist; wie fälschlich auch immer das Band sein möge, welches Altes und Neues mit einander verknüpft, so ist es für das Bewußtsein auf der Entwicklungsstufe, auf der es sich in solchen Uebergangszeiten befindet, eine innere Nothwendigkeit, die neuen speculativen Gedanken durch die überlieferten Autoritäten zu stützen und dadurch gleichsam erst zu legitimiren. Was man also für den tieferen geistigen Sinn der alten Urkunden auslegt, gilt der Auslegung bei aller Gewaltthätigkeit ihres Verfaßers so wenig als ein ihnen fremdartiger, willkürlich von Außen aufgedrängter, daß man denselben vielmehr für den wahren, ursprünglich beabsichtigten und nur vor der unerschöpflichen Volksmenge verhallenden Sinn ansieht. Auf diese Weise hatten nach dem Vorgange des Platon und Aristoteles namentlich die Stoiker die in ihrem buchstäblichen Verstande einem geklärten philosophischen und sittlichen Bewußtsein anhängig gewordenen Mythen allegorisch gedeutet, und seit den Zeiten der Götterverehrungsabkehr war es ganz allgemeine philosophische Sitte geworden, die verschiedenen nationalen Götterlegenden als ebenso viel sinnbildliche Hüllen eines und desselben Naturprocesses zu nehmen, den man ebenso gut wie aus der Hesiodischen Theogonie auch aus den Iliis und Mithrasmythen herauslas. Wenn später die Neoplatoniker an die Stelle des Processes der Naturprincipien den Proceß des unendlichen, zur Endlichkeit und concreten Mannigfaltigkeit sich erschließenden Geistes setzten, so änderte sich zwar der Inhalt, den man in die Mythen hineinlegte, aber die Methode der allegorischen Deutung blieb dieselbe.

Es ist hierbei jedoch zu beachten, daß die Allegorie nur das vornehmste, nicht das einzige Mittel war, die Vorstellungen und Erzählungen der Volksreligion mit

23) Vergl. in dem Folgenden Strauß, Leben Jesu. Einleitung §. 1-3. Baur, Das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte S. 179 ff.

den neuen philosophischen Gedanken in Einklang zu setzen. Wo die symbolische Deutung nicht zureichen wollte, nahm man frühe die Kritik zu Hilfe, welche sich des Unbegreiflichen in den Göttermystiken durch Ausschreibung unechter Bestandtheile von der echten Substanz zu entledigen wußte. Auch dieses Verfahren geht in seinen ersten Anfängen bis auf Platon zurück, wo man aus seinem in der Republik ausgeprochenen barbaren Urtheile über die Dichter als Erfinder unwürdiger Göttergeschichten abnehmen kann.

Derselbe Umsturz des Bewußtseins, der auf dem Boden des klassischen Heidenthums jene Verschmelzung, Umdeutung und wenigstens theilweise Verwerfung der alten Göttergeschichten erzeugt hatte, nöthigte auch das Judenthum zu einem ähnlichen Auskunftsmitel. Es ist aus den Schriften Philon's bekannt, welchen ausgedehnten Gebrauch die alexandrinischen Juden von der allegorischen Auslegung der Mosaïschen Urkunden gemacht haben. Auch hier war, zunächst durch die innere Entwicklung und Vergeistigung des alttestamentlichen Gottesbegriffes selbst, welche dem Eindringen fremder, namentlich Platonischer Ideen auf halbem Wege entgegenkam, das philosophische Bewußtsein über die Vorstellungen der Väter hinausgewachsen, während der Glaube an die Heiligkeit der väterlichen Religion und an die göttliche Eingebung ihrer Gesetzbücher noch unerschütterlich stand. Diese jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie bietet in formeller und materieller Beziehung so wesentliche Berührungspunkte mit der späteren christlichen Gnosis dar, daß es nicht überflüssig kann, wenn man auch ein äußeres Abhängigkeitsverhältniß anzunehmen und den Gnosticismus gradezu als eine Umdeutung und Umbildung der alexandrinischen Speculation in das Christenthum zu erklären sich veranlaßt fand²⁴). Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß verwandte Verhältnisse überall verwandte Erscheinungen hervorgerufen pflegen, auch ohne daß darum sofort auf ein äußeres Abhängigkeitsverhältniß geschlossen werden dürfte. Derselbe Entwicklungsproceß, der sich bei den alexandrinischen Juden unter griechischem Einflusse vollzog, läßt sich in allen Grundzügen auch im palästinensischen Judenthume nachweisen. Die strenge Durchführung des Monotheismus selbst mußte bei weiterer Entwicklung dahin führen, daß man Gott nicht mehr so unmittelbar und persönlich in der Geschichte der Menschheit eingreifen ließ. Daher frühzeitig schon Ansätze zu einer Abtrennung der sichtbaren Erscheinung Gottes von seinem unsichtbaren Wesen; am bemerkenswertheften ist jene Vorstellung vom Engel Jachweh, der im Namen Gottes zu den Menschen redet. Ein weiterer Anknüpfungspunkt liegt in der Vorstellung Jachweh's als des Herrn der Heerschaaren. Je schärfer nun in den Bedrängnissen des Eriß grade die Einheit und Weisheit Gottes als das specifische Dogma der Mosaïschen Religion, im Unterschiede von den heidnischen Naturreligionen, als der eigentliche Lebenskern des Mosaïsmus ins Bewußt-

sein trat, desto nothwendiger mußte grade von diesem Punkte aus alle weitere Entwicklung ausgehen. Wie für Philon, so ist es auch für die babylonischen und palästinensischen Juden Bedürfniß gewesen, alle antroponopathischen, an heidnischen Wesen erinnernde Vorstellungen von Gott zu beseitigen, und nur in soweit mochte man auch fremden Elementen Eingang ins Judenthum verstaten, als sie eben dieser monothistischen Ue- und Grunddenkungen sich unterordnen, oder wool gar zu ihrer weiteren Ausbildung sich verwerten ließen. Daher nun dem ganzen nachchristlichen Judenthume jener Trieb zur Personification und relativen Selbsthändigung der göttlichen Eigenschaften, zur Annahme von himmlischen Mitbewesern zwischen Gott und den Menschen eigen ist. Die ausgebildete Engellehre, welche auf eben diesem Gedankens beruht, ist ein Zeugniß des babylonischen und palästinensischen Judenthums und ward von den Alexandrinern schon vorgefunden. So unverkennbar in dieser Angologie, wie schon die Eiebnzahl der Engelgelei beweist, der chaldäische Einfluß ist, so gewiß muß das eigentlich treibende Moment in der innerjüdischen Entwicklung selbst gefunden werden, und das Eigenthümliche hierbei ist nur dieses, daß grade die Consequenz jener antieidnischen Grundanknauung selbst es war, welche im weiteren Verlaufe eine Herabernahme mythologischer oder philosophischer Vorstellungen aus dem Heidenthume begünstigte. Daher finden sich auch auf palästinensischem Boden nicht blos zu der Philonischen Lehre von den göttlichen Eigenschaften und Kräften, sondern auch zu der alexandrinischen Logosidee sehr bedeutsame, aber trotzdem selbständige Parallelen. Dabin gehört namentlich die Idee von der göttlichen $\pi\alpha\tau\epsilon\rho\varsigma$ oder $\mu\alpha\tau\epsilon\rho\varsigma$, der $\delta\epsilon\upsilon\alpha\ \delta\epsilon\omega\varsigma$, die wir in ausgeprägterer Gestalt allerdings erst bei den, jedenfalls nachchristlichen, chaldäischen Paraphrasen des alten Testaments, aber der Sache nach auch schon im neuen Testamente finden. Die göttliche Herrlichkeit ward als Lichtwolke gedacht, welche die Israeliten durch die Wüste leitete, und dann über der Eiebnhütte sich niederließ. Man kann in derselben nur die palästinensisch-rabbinische Ausprägung eines ähnlichen Gedankens sehen, der auch dem Philonischen Logosbegriffe zu Grunde liegt, und wenn auch J. B. im Hebräerbrieife die Philonische Färbung nicht zu verkennen ist, so muß doch für die verwandten Paulinischen Anschauungen (vergl. 1 Kor. 10, 1 fg.) eine Ableitung aus alexandrinischen Quellen als durchaus unbedenklich zurückgewiesen werden. Ebenfalls palästinensischen Ursprungs ist die $\kappa\alpha\tau'\alpha\gamma\alpha\gamma\epsilon\iota\alpha$, das allmächtige, göttliche Wort, in der späteren Zeit immer bestimmter persönlich gedacht. Sie ist eigentlich das geschprochene Wort des Herrn (Gen. 1, 1), seine männliche Offenbarung, dann überhaupt das Organ der göttlichen Wirkksamkeit, seiner schützenden Gnade wie seiner strafenden Gerechtigkeit. Durch sie ist die Welt geschaffen, sie leitet das Volk durch die Wüste, sie begegnet dem Pilgram und überall, wo sich Gottes Hand mächtig in den Geschicken seines Volkes offenbart, ist es die Memra, die Israel schützt oder kragt. Auch diese Idee ruht auf echt hebräischer Grundlage und bei einer näheren Vergleichung mit dem alexandrinischen

²⁴) So nach Reander und Pfeiffer nach Baur a. a. D. S. 167. (1. Aufl.) S. 183 (2. Aufl.).

Logosbegriffe erbellt schon aus dem ungleichen Umfange der beiderseitigen Vorstellungen, wie wenig hier an eine Herübernahme Platonischer Elemente ins palästinensische Rabbinenthum gedacht werden kann. Es ist nun nur die andere Seite derselben Erscheinung, wenn wir auch die allegorische Auslegung des alten Testaments nicht ausschließlich bei den Alexandrinern, sondern ebenso, ob auch nicht in dieser ausgebreiteten Gestalt, bei den Palästinensern finden. Hierher gehört schon die sogenannte Gamatria; man addirte die Zahlenwerthe eines Wortes und schob ihnen dann einen neuen Sinn unter, indem man das geschriebene Wort mit einem andern von gleichem Zahlenwerthe, welches eigentlich vom Schriftsteller gemeint sein sollte, vertauschte. So wird von Daniel in 4 Mos. 12, 1 die hässliche Aschdath, welche der Ehre unwürdig schien, Moses Gemahlin zu sein, in ein hübsches Mädchen verwandelt, indem für den Ausdruck אֲשֶׁדֶּת ein Wort von gleichem Zahlenwerthe (= 736) אֲשֶׁרֶת²⁵⁾ gesetzt wird. Bekanntlich legt der doch sicher in palästinensischen Irenenkreisen sich bewegende Apokalypstiker Johannes in der Stelle 13, 18 dieselbe Art allegorischer Auslegung voraus. Eine große Menge solcher Zahlen-Spielerereien findet sich bei den späteren Rabbinen, und Vieles der Art, was sich bei der gnostischen Secte der Marcioniten findet, läßt sich nur auf rabbinischen Einfluß zurückführen. Einige andere Beispiele von allegorischer Deutung des alten Testaments, das wir ebenfalls nur aus rabbinischer Geheimlehre bezuleiten vermögen, finden sich, wie bereits früher bemerkt wurde, bei Paulus 1 Kor. 10, 1 fg.; Gal. 4, 21 fg. In noch ausgebreiteterem Maße tritt uns eine Geheimlehre in der sogenannten apokalyptischen Schule und bei den Essenern entgegen²⁶⁾, deren innerjüdischer Ursprung und Selbstbehauptung des orientalischen Heidenthums auf die spätesten anzuerkennen. Gleichzeitig ist grade der Essenismus auch noch nach einer andern Seite hin von Wichtigkeit. In dem die Essener, wenn auch nicht den jüdischen Opfercultus überhaupt, so doch jedenfalls die blutigen Opfer verworfen, besaßen sie sich offenbar zu einem sehr bedeutenden Bestandtheile des Mosaischen Gesetzes in einem solchen Gesetze, das selbst die allegorische Auslegung kaum hinreichte, die Kluft zu verdecken. Es blieb also kaum etwas Anderes übrig als jener andere Ausweg, dessen Anfänge wir im Heidenthume schon bei Platon bemerken, die Aussonderung unechter Bestandtheile, welche in die echte Substanz des Mosaischen Gesetzes eingerungen (den Ebioniten auf die Essener wegen zu dürfen²⁷⁾).

Das Gesagte wird vorläufig zu dem Beweise ausreichen, wie wenig aus jenen Uebereinstimmungen des

Gnosticismus mit der alexandrinischen Religionsphilosophie ohne Weiteres auf ein directes Hervorgehen des ersteren aus der letzteren geschlossen werden kann. Alle jene Momente, welche Alexander, Baur und Jacobi²⁸⁾ zusammengestellt haben, die allegorische Auslegung der heiligen Urkunden, die damit zusammenhängende Unterscheidung eines höheren und eines niederen Standpunktes der Erkenntnis, ebenso wie die Einschlebung von Mittelstufen zwischen Gott und Welt, durch welche die Offenbarung des an sich verborgenen Gottes sich vollziehe, finden sich auch außerhalb der alexandrinischen Kreise im Judenthume wieder. So wenig nun auch ein directer Einfluß der alexandrinischen Religionsphilosophie auf gewisse gnostische Systeme schlechthin geltend gemacht werden soll, so wenig ist hiermit die Frage nach den letzten Ursprüngen des Gnosticismus an sich schon entschieden.

Durch die ganze bisherige Entwicklung der Begriffe ist nur so viel festgesetzt, daß es lange vor dem christlichen Gnosticismus bereits eine Gnosis gab, und zwar ebenso wol unter den Heiden als unter den alexandrinischen und palästinensischen Juden. Ueberall handelt es sich hier um die Aufgabe, von der Volksereligion eine Brücke zu schlagen zu den neuen philosophischen Anschauungen und so von einem gereinigten Standpunkte der Erkenntnis Altes und Neues dergestalt zu vermitteln, daß trotz des bereits ins Bewußtsein getretenen Unterschiedes die höhere Einheit beider erwiesen wurde.

Derselbe Proceß vollzieht sich nun auch auf dem Boden des Christenthums. Indem das Christenthum als ein neuer höherer Standpunkt zunächst aus der Hülle des jüdischen Nationalglaubens sich loslöschte, weiterhoben sich ganz dieselben Erscheinungen, nur unter gewissen, durch die Umstände gebotenen Modificationen. Die alte, nach wie vor in ihrem göttlichen Ursprunge anerkannte Autorität waren die heiligen Schriften des alten Testaments; der neue Gedankeninhalt, der mit dieser festgehaltenen Autorität vermittelt werden mußte, war das Christenthum, welches sich zum orthodoxen Judenthume ganz ähnlich verhielt, wie die griechische Philosophie zu den buchstäblich verstandenen Göttermysthen. Es war natürlich, daß die nothwendig gewordene Vermittelung zwischen Altem und Neuem da ihre Anknüpfungspunkte suchte, wo auf jüdischem Boden schon analoge Verhältnisse vorhanden waren; daher die Herübernahme rabbinischer Auslegungsmethoden bei Paulus und Johannes, das frühzeitige Eindringen essenerischer und, wie der Hebräerbrief und Barnabasbrief zeigen, auch specifisch alexandrinischer Elemente.

War nun einmal innerhalb der christlichen Kreise das Bedürfnis erwacht, den heilsgeschichtlichen Standpunkt der Betrachtung zum weltgeschichtlichen zu erweitern, so erhielt die umwandelnde Gnosis sofort einen weiteren Spielraum. Die nächste Aufgabe blieb freilich auch so noch immer die Auseinandersetzung mit den Urkunden der alttestamentlichen Religion, und es ist gewiß nicht zufällig, daß die allegorische Auslegung der ältesten

²⁵⁾ Vergl. Gilgenfeldt, Apokalyptische Sätze S. 272 fg.
²⁶⁾ Gnost. S. 47.

²⁷⁾ In Herzog's Encyclopädie s. v. Gnostiker.

Gnostiker nur eine Erweiterung des schon im Barnabasbriefe so umfassend angewendeten Verfahrens ist. Die älteste Gnosis bewegte sich, wie weiter gezeigt werden wird, noch vorzugsweise auf alttestamentlichem Gebiete. Der leitende Gesichtspunkt blieb hierbei noch immer, das Neue und Absolute der christlichen Religion dem Judenthume gegenüber zu erweisen; hierzu diente aber eben die allegorische Auslegung, und daneben nahm man, wie dies J. V. im Buche Baruch der Fall war, auch den anderen Ausweg gelegentlich zu Hilfe, die Ausdeutung einer Anzahl unechter Bekantheile aus der echten Substanz. Daß dabei schon frühzeitig, wenn auch nur beiläufig und in untergeordneter Weise auch heidnische Mythen mit in Betracht gezogen wurden, darf um so weniger bestreuten, als ja auch schon bei den alexandrinischen Juden Ähnliches sich vorfindet; dagegen ist eine umfassendere Berücksichtigung der heidnischen Mythologie sicher erst das Merkmal einer weiter fortgeschrittenen Entwicklung.

Das Eigenthümlichste in dieser gnostischen Auslegungsfunktion ist nun aber, daß allmählich auch die Aussprüche und Erzählungen des neuen Testaments ganz in derselben Weise wie die alttestamentlichen allegorisch gedeutet werden. Es ist dies namentlich beim Valentinianischen Systeme der Fall, welches, wie wir durch Irenäus aus wissen, sich mit seinen Umdeutungen fast ausschließlich auf neutestamentlichem Boden bewegt. So finden die Valentinianer in den 30 Jahren, welche Christus alt geworden, die Dreißigzahl ihrer Aeonen wieder, und dieselben 30 Aeonen bringen sie in der Parabel von den Arbeitern im Weinberge heraus, indem sie die verschiedenen Stunden, zu welchen der Herr die Arbeiter berufen, zusammenrechnen. Die 12 untersten Aeonen werden angedeutet durch die Zwölfzahl der Apostel, und dadurch daß Christus als ein Zwölfjähriger mit den Schriftgelehrten disputirte; die übrigen 18 durch die 18 Monate, während welcher Christus nach seiner Auferstehung noch mit den Jüngern verweilt haben soll; die 10 mittleren Aeonen durch die Anfangsbuchstaben des Namens *Ἰϥωωϥ* (I = 10). Das Erden, welches den zwölften Aeon ergriff, wird symbolisirt durch den Verrath des zwölften Apostels, durch die 12 Jahre, welche das blutklaffende Weib an ihrer Krankheit litt, desgleichen durch den Umstand, daß Jesus am zwölften Monate nach seiner Taufe gelitten habe. Das verrathene Schaf ist die außerhalb des Hieros irrende Achamoith, das Weib, welches sein ganzes Haus feind und so die verlorene Drachme wiederfindet, ist die *ἄνω Σοφία*, welche ihr *Ἐρως* verloren hat und sie, nachdem Alles geeinigt ist, durch die Parusie des Eoter wiederfindet. Auf die durch Christus gekaltete Achamoith bezieht sich auch die Erzählung von der Auferweckung der Tochter des Jair, desgleichen die Geschichte von der Anna, welche nach dem sechsten Jahre mit ihrem Manne gelebt, den Rest der Zeit als Witwe zubringt, bis sie den Heiland gesehen und erkannt hat. In derselben allegorischen Weise, wie die neutestamentlichen Erzählungen, werden auch Aussprüche Christi und der Apostel gedeutet. Das Wort am

Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ bezeichnet die vom Lichte der Sophia verlassene, durch *Ὁσος* an der Rückkehr gehinderte Achamoith; ihre Trauer deutet die Worte an: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“, ihre Furcht das Wort: „Vater, ist's möglich, so gebe dieser Reich an mir vorüber“, ihre *ἔσχασις* der Ausdruck: „Und was ich sagen soll, weiß ich nicht.“ Andere Worte Christi sollen die drei verschiedenen Menschengattungen andeuten. Ähnliche Deutungen finden sich in Bezug auf Paulinische Aussprüche, und von dem Prologe des Johannevangeliums wissen wir, daß die späteren Valentinianer darin die obere und untere Tetras wiederfanden²⁸⁾.

Es ist nicht nöthig, diese Beispielsammlung noch durch ähnliche Deutungen der Ophten und Basilidianer, welche die Philosophumena enthalten, zu vermehren. Jedenfalls erhellt schon aus den Gesagten zur Genüge, daß die allegorische Auslegung der Gnostiker zum neuen Testamente völlig dasselbe Verhältnis voraussetzt, welches die Stoiker zu den Göttermeynen, die Alexandriner zum alten Testamente einnahmen. Ja, auch jenes anderweitige Auskunftsmitel, die Sonderung verschiedenartiger Bestandtheile in den neutestamentlichen Schriften, findet sich namentlich in den ausgebildeteren gnostischen Systemen angewendet. Wie Ptolemäos in dem Briefe an Klera (bei Epiphani. Haer. 33) drei verschiedene Bestandtheile des Gesetzes schied, so werfen die Häretiker, d. h. wohl eben die Valentinianer, nach dem Zeugnisse des Irenäus (3, 2, 2) den Aposteln vor, sie hätten den Worten des Erleuchteten vieles Gefegliche beigemischt, und die Reden Christi selbst rührten nach ihnen nur zum Theil vom höchsten Gotte, zum Theil vom Demiurgen her. Unter denselben Gesichtspunkt ist auch die von Markion vorgenommene Bearbeitung des Lukasevangeliums und der Paulinischen Briefe zu stellen; dieselbe kann nach seiner eigentlichen Absicht durchaus nicht als eine Veräusserung des Kanons, sondern nur als eine kritische Sichtung des echten Textes der heiligen Urkunden von eingebrungenen unechten Zusätzen betrachtet werden. Es handelt sich auch hier noch, ebenso wie bei der allegorischen Auslegung darum, eine Form zu finden, in welcher die gnostische Weltanschauung mit der festgehaltenen Autorität der neutestamentlichen Urkunden sich vereinbaren ließe.

Grade hierin liegt aber eine bisher noch zu wenig beachtete Schwierigkeit. Ist die Auffassung richtig, daß die Anwendung jener Auskunftsmitel, also namentlich der allegorischen Interpretation, immer nur in Uebergangszeiten, wo Altes und Neues noch in unklarem Kampfe ringt, als eine notwendige Vermittlung beider Elemente einzutreten pflegt, so muß dasselbe auch von dem Verhältnisse der Gnosis zum Christenthume gelten; die Gnosis würde alsdann eine höhere, aber das Christenthum schon hinausgeschrittene Stufe der Entwicklung bezeichnen, nur daß man mit den bisherigen Autoritäten der christlichen Religionsurkunden noch nicht gebrochen hätte. Eine solche Auffassung würde aber schon an der Thatsache scheitern,

28) Vergl. Iren. I, 1, 3, I, 3, I, 8, I seq. Marc.

daß der Gnosticismus durch die weitere Entwicklung des Christenthums selbst wieder überwunden wurde. Je weniger also hier die sonst angewandten Kategorien von einem inneren Zerlegungsproceß der Volksereligion, von einem innerlich bereits vollzogenen und nur noch nicht für das Bewußtsein ausgesprochenen Bruche mit den alten Axiomen am Platze sind, um so schwieriger scheint sich die Anwendung der allegorischen Analogie auch auf die neutestamentlichen Erzählungen und Ansprüche erklären zu lassen. Es kommt hinzu, daß diese Verhältnisbestimmung der Gnosis zum Christenthum auch mit der Grundausfassung in Widerspruch tritt, welche wir oben von der innerchristlichen Bedeutung der Gnosis glaubten aufstellen zu müssen. Bezeichnet die Gnosis wirklich den Fortschritt des Christenthums vom Heilprinzip zum Weltprinzip, oder den ersten Versuch, vom christlichen Standpunkte, als dem allein absoluten aus, den ganzen Proceß der Weltentwicklung zu begreifen, so erhebt nur um so mehr, wie wenig das Christenthum hier auf gleiche Linie mit den längst zerlegten heidnischen Volksereligionen gestellt werden kann. Ist es gerade die innere Lebenskraft des Christenthums selbst, der ihm von Anfang an innewohnende Trieb, sich auch für das Denken, als die absolute, alle Weltträtsel enthaltende Religion zu erweisen, so kann der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe doch unmöglich in der auf sich bereits vollzogenen Ueberwindung dieses Christenthums als eines ungenügenden Standpunktes bestanden haben.

Man könnte nun allerdings sagen, die ganze Fragestellung sei nicht, weil es sich in der Gnosis gar nicht so sehr um eine Vermittelung zwischen dem Christenthum und einer bereits über dasselbe hinausgeschrittenen Philosophie, als vielmehr um den Gegensatz zwischen vollkommener und philosophischer, dachstäblicher und geistiger Auffassung des Christenthums selbst handle. Allein abgesehen davon, daß doch auch hierin schon ein Hinausschreiten des Bewußtseins über das Historische, Positive des Christenthums liegt, so läßt sich doch andererseits gar nicht verkennen, daß der Gedankenkreis, innerhalb dessen sich die Gnosis bewegt, zum guten Theil wirklich aus außerchristlichen Elementen besteht, welche erst in Folge der größeren Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden mit demselben in Berührung tratzen ist aber dieses der Fall, so sind eben diese philosophischen Gedanken das Neue, ihrer Substanz nach von Außen her an das Christenthum Herantretende, und wenn im Christenthum selbst die Nothwendigkeit aufzuweisen werden kann, vom ethisch-praktischen zum philosophischen Standpunkte fortzuschreiten, und zu dem Ende die schon außerhalb des Christenthums vorhandenen philosophischen Elemente sich zu amalgamiren, so mußte man doch erst wissen, wie weit diese neu aufgenommenen Bestandtheile sich mit dem inneren Wesen des Christenthums selbst vertrügen, ehe man die Frage entscheiden könnte, ob diese Verschmelzung wirklich nichts Anderes als eine nothwendige, innere Entwicklung und nicht doch vielleicht vielmehr eine Auflösung des substantiellen Gehaltes des Christenthums war. Das letztere war nun aber nach der Ansicht der

meisten Forscher wirklich der Fall, und es lehrt schon die schon früher aufgeworfene Frage wieder, wie denn das, was auf der einen Seite ein nothwendiger Fortschritt in der Entwicklung des im Christenthum selbst gegebenen Principes war, auf der andern Seite zugleich eine Verflüchtigung und Vernichtung dieses Principes gewesen sein konnte. Die Gnostiker hatten also, indem sie die absolute Bedeutung des Christenthums zu begründen suchten, zugleich so viel fremde Elemente aufgenommen, daß dadurch ihr Zweck vollständig wieder vereitelt wurde: aber in wiefern und aus welchen Gründen thaten sie das? Die Lösung dieser Schwierigkeiten kann wie gesagt nur in dem eigenthümlichen Begriffe, den die Gnostiker selbst mit ihrer *γνῶσις* verbanden und der Stellung, welche sie derselben zu der gemeinchristlichen *πίστις* geben, gesucht werden.

Durch Epiphanius hatten wir schon früher Kunde von einer eigenen Secte, die den Namen *Γνωστικῶν* führte (Haer. 26); da dieselbe aber nach der ganzen, von jenem Kegerbestreiter gegebenen Charakteristik ihrer Lehren nur als eine Abzweigung der Döhliten erschien, so war schwer zu begreifen, wie gerade diese einzelne Partei zu dem Namen Gnostiker vor *ἑρμῆς* gekommen sein sollte. Aus den Mittheilungen der pseudorigentlichen Philosophumena (V, 6) erfahren wir jetzt, daß Gnostiker vielmehr ein allgemeiner Name der „Döhliten“ war, mit welchem diese sich selbst zu bezeichnen pflegten; und wir werden mit Grund behaupten dürfen, daß diese rein aus der Sache selbst, noch nicht von bestimmten Parteiuoterschieden, entlehnte Benennung wahrscheinlich mit der ersten Entstehung gnostischer Parteien zugleich sich gebildet habe. Der Verfasser der Philosophumena fügt hinzu, die Kassener hätten diesen Namen angenommen, *γνῶστικὸν ὄνομα τὰ πρὸς γνῶσιν*, d. h. sie schrieben sich den ausschließlichen Besitz einer Geheimlehre zu, welche sich auf die „Tiefen“, d. h. auf das verborgene Wesen der Gottheit und die Art seiner Offenbarung in der Welt bezog. Nach derselben Darstellung behaupten die Kassener, der Anfang der Vollkommenheit sei die Erkenntniß des Denkens, die *γνῶσις* Gottes oder sei die vollendete Vollkommenheit“), und in ähnlicher Weise wird uns als Ansicht der Basilidianer berichtet, die *αὐτοὶ ἐν μαθησίᾳ λεγόμενῃ*, von welcher die Schrift sage: *ὅτι ἐν διδακτοῖς ἀνθρώπων οὐκ ἔστι λόγος, ἀλλ' ἐν διδακτοῖς πνεύματος*, bestche darin, zu wissen: τίς ἐστιν ὁ οὐκ ὄν, τίς ἡ νύξις, τί τὸ ἕν, τίς ἡ νύξις, τίς τῶν ὁλῶν καταστροφή, καὶ ταῦτα ἀνοκταυτάδιζονται (Phil. VII, 26). Es ergibt sich hierin klar, welche bedeutende Stelle die *γνῶσις* in diesen Systemen einnimmt. Wie in dem innergöttlichen Lebensproceß der Gedanke immer das erste, der Wille oder die That erst das zweite ist“), so gibt

29) Phil. V, 6: *ἀπὸ τῆς τελειότητος γνῶσις ἀνθρώπων, Θεὸς δὲ γνῶσις ἀνθρώπων τῆς τελειότητος*. 30) Von den beiden *διδακτοῖς* des göttlichen Wesens, der *ἐνοσις* und dem *θέλημα*, sagt der Valentinianer Valentinus: *ἐν πλὴν ἐνοσίᾳ αὐτὸς ἀνθρώπου ὁ οὐκ ὄν, ἐν αὐτῇ, ἀποκαταστασις αὐτῶν ἐν τῷ ἀποκαταστάσει, καὶ τὸ θέλημα ἐν αὐτῇ ἀποκαταστασις. πνεῦμα ἐν ἐνοσίᾳ ἀποκαταστασις, ἐν αὐτῇ, ἐν θέλῳ*. Iren. I, 12, 1 (bei Euseb. 33, 1). Auch

verhältnismäßig Wenige erwähnt sind. Es ist dies ganz dieselbe Reflexion über ein thatsächlich vorliegendes Verhältniß, welche schon im ursprünglichen Christenthume zu dem Gegensatz zwischen Verurtheilten und Erwählten geführt hat, ein Gegensatz, welcher, um vom Johannes-Evangelium hier ganz abzuheben, in der Prädestinationstheorie des Apostels Paulus bereits bis zu einer solchen Schärfe ausgebildet ist, daß man von allen subjectiven Gründen der Erwählung oder Nichterwählung, welche aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen zu der an sie ergangenen Heilsbotschaft abgeleitet werden können, zu den letzten objectiven Gründen in dem innerweltlichen, allem menschlichen Thun vorausgehenden, schlechthin freien göttlichen Rathschlusse hinaufsteigen sich gedungen fühlt (Röm. 9). Es erhebt von selbst, daß auch der metaphysische Dualismus der Gnostiker nur eine weitere Durchföhrung desselben Gedankens ist, und so gewiß hierbei heidnische Einflüsse mit obgewaltet haben, so entschieden müssen wir andererseits auf der Forderung bestehen, daß das Eindringen dieses heidnischen Vorstellungsfreies im Christenthum selbst wieder nicht als etwas einfach Thatächliches, begrifflich nicht weiter Abzuleitendes hingestellt, sondern aus dem inneren Wesen der Gnosis begriffen werde. Wie wenig dieser metaphysische Dualismus und seine Schwester, die fatalistische und deterministische Weltbetrachtung, als der eigentliche Ausgangspunkt des Gnosticismus betrachtet werden könne, ergibt sich auch aus dem hohen Gewichte, welches gerade die bedeutendsten Gnostiker, wie Basilides und Valentin auf die ethischen Probleme legen, und aus dem bei beiden offenbar sehr ernstlich gemeinten Streben, auch der Willensfreiheit und sittlichen Selbstverantwortlichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese Thatfache, welche namentlich aus den von Clemens Alexandrinus und aus dem andern Fragmenten hervorgeht, gewinnt für die späteren Stadien der Gnosis, wie namentlich das Buch Pistis Sophia zeigt, noch eine besondere Bedeutung. Daß es den Gnostikern freilich nicht gelungen ist, die sittliche Willensfreiheit mit der ewigen Naturbestimmtheit, die sie zugleich voraussetzen mußten, zu vereinigen, ist freilich wahr, aber wenn man, zu mal in der ältesten Kirche, überhaupt eine wirkliche Lösung dieses Problems gelungen? Wenn also war der Grund, warum das Höchste, um das es sich in allen gnostischen Systemen handelt, in letzterer Beziehung immer wieder das Wissen und Erkennen ist, eben auf jenen gnostischen Dualismus zurückführt, welcher sein eigentliches Werden und Entfalten, sondern nur Mischungen und Verbindungen, Absonderungen und Trennungen kennt, daher Alles zuletzt nur darauf hinauskäufte, daß dieser Gegensatz des Geistigen und Materiellen als das, was er an sich ist, erkannt, und im Bewußtsein der wissenden Subjecte in seiner ganzen Weite auseinandergehalten werde³¹⁾, so find wir in dem Falle, unsererseits das Verhältniß umkehren zu müssen. Nicht der aus dem Heidenthume herübergenommene Dualismus ist der letzte Grund für die absolute Bedeutung, welche die *gnosis* in diesen

Systemen hat, sondern der aus dem Begriffe der *gnosis* selbst sich ergebende Gegensatz eines geistigen und eines sinnlichen Standpunktes der Betrachtung führt in seiner weiteren Consequenz zu dem metaphysischen Gegensatz von Geist und Materie. Der Begriff der *gnosis* als solcher kann aber nur abgeleitet werden aus dem in dem Wesen des Christenthums selbst von Vornherein gelegenen Triebe vom Glauben zum Wissen, von dem einfachen Historischen, Thatächlichen zu seinen tieferen in dem Wesen des Geistes selbst gelegenen Gründen sich zu erheben.

Doch aber jene Zweitheilung in *mythos* und *logos* oder *gnosis* im weiteren Verlaufe der gnostischen Bewegung sich zu einer Dreitheilung erweitert, kann ebenfalls nur aus dem Begriffe der Gnosis entwickelt werden. Wie das Christenthum dem Judenthume und Heidenthume, so stellte sich die Gnosis dem einfachen Standpunkte des christlichen Glaubens selbst wieder als eine höhere Stufe der Vollkommenheit gegenüber; da aber die Gnosis selbst Nichts sein wollte als die tiefste Erkenntnis von dem Wesen des Christenthums, so ergab sich von selbst, daß der Standpunkt der einfachen Gläubigen war als ein beschränkter und unvollkommener, aber darum doch keineswegs als ein aller Wahrheits Elemente entbehrender betrachtet werden konnte. Der volle Gegensatz zu der gnostischen Vollkommenheit war also nur da, wo man überhaupt von jener höheren Wahrheit, welche die Gläubigen wenigstens in bildlicher Hülle besaßen, noch gar keine Ahnung hatte, oder wo man der Erkenntnis dieser Wahrheiten wol gar sich feindselig gegenüberstellte. Ein solcher Gegensatz war ja aber auch schon in dem gemeindchristlichen Bewußtsein gegeben, zwischen dem göttlichen Reiche und seinem Haupte Christus auf der einen, und dem Reiche dieser Welt mit seinem Beherrscher dem Teufel, dem *tych* tot *aiwos* *tozou* (2 Kor. 4, 4) mit seinen *agorais* (1 Kor. 2, 8) und *sozozagorais* (Eph. 6, 12) auf der anderen Seite. Wie man nun auch das Verhältniß der vorchristlichen Entwicklungsstadien näher bestimmen mochte, den Gegensatz selbst fanden die Gnostiker vor und nahmen ihn aus der gemeindchristlichen Anschauung in ihre Systeme herüber. Da man andererseits aber bei der religionsgeschichtlichen Betrachtung doch wieder einen Unterschied der vorchristlichen Religionen zugeben mußte, so konnte man dem Judenthume nur eine Mittelstellung zwischen Heidenthum und Christenthum einräumen, woraus sich denn die Dreitheilung in *mythos*, *logos* und *gnosis* von selbst ergab. Dagegen ist es nun bemerkenswerth, daß in den ausgebildeten Systemen der Begriffe des Jüdischen auf den einfachen Standpunkt der *gnosis* übertragen wird. Die Gnosis in ihrer absoluten Bedeutung konnte in dieser nur einen niederen Standpunkt, eine Mittelstufe zwischen der *gnosis* als dem allein vollkommenen Christenthume und dem dem Christenthume überhaupt fremden, feindseligen Elementen sehen. Die nähere Ausführung dieser Grundgedanken ist in den verschiedenen Systemen dieses Stadiums vertheilt, einzelne haben die Mittelstufe der *gnosis* oder der Pneumatikern die nahe gerückt, daß der Unterschied zwischen beiden fast nur als ein verschwindendes Moment erscheint, andere brachten

31) Das System des Gnostikers Basilides und die neuesten Auffassungen desselben, Theol. Jahrb. 1856, 1. S. 128

ke wieder so tief herab, daß das Höchste sich nur wie die geringste Potenz des Höchsten darstellt, darin aber stimmen alle überein, daß die Dreitheilung, trotz der metaphysischen Wendung, die ihr im Verlaufe des Systems gegeben wird, ursprünglich nur das verschiedene Verhältnis andeutet, in welchem die verschiedenen Menschenklassen zur Gnosis leben.

Mit dem Allen scheint noch immer Nichts gesagt zu sein, was nicht der katholischen Gnosis der Alexandriner ebenfalls eigen wäre. Die Dreitheilung ist bei Clemens von Alexandria schon aus seinem dreifach getheilten Hauptwerke und der verschiedenen Bestimmung jeder einzelnen der drei Abtheilungen wieder zu erkennen, und wie er innerhalb des Christenthums selbst zwischen *noia* und *gnosis*, als einem niederen und einem höheren Standpunkte scheidet, so kennt auch Origenes einen *χριστιανισμός σωμτικός* und einen *χριστιανισμός πνευματικός*, ein *αποδεδν σώφρων* und ein *εσώφρων πνευματικός*, ja sogar die von Clemens wie es scheint geistlich vermittelte Dreitheilung in *πνευματικός*, *σωμικός* und *ψυχικός* läßt bei ihm nachweisen.

Es ist ganz richtig von Baur bemerkt worden, daß jene *ἀποκατάστασις*, welche als der eigentliche Mittelpunkt der gnostischen Weltanschauung erscheint, sich durch nichts Anderes beschränkt, als eben dadurch, „daß die *τὴν αἰῶνα σωτηρίαν* im Voraussehen der wissenden Subjecte als das, was sie an sich ist, gewußt und erkannt werde.“³²⁾ Die absolute Bedeutung, welche der *gnosis* in allen diesen Systemen zukommt, zeigt sich an seinem Punkte so klar, als da, wo die Gnostiker auf dasjenige zu sprechen kommen, was bei ihnen bald als Wiederbringung, bald als Wiedergeburt oder Erlösung bezeichnet wird. Die höchste Stufe der Erkenntnis ist nach den Gnostikern diese, wo dem *πνευματικός* mit dem Bewußtsein seines eigenen Wesens auch zugleich das Bewußtsein des Ueberweltlichen erwacht; indem er sich aber dadurch zugleich seines Unterschiedes von allen denen bewußt wird, die nicht in gleicher Höhe der Erkenntnis emporzuklimmen vermögen, beginnt damit zugleich für die ganze pneumatistische Menschheit der große Scheidungsproceß, welcher erst dann sein Ende erreicht hat, wenn nicht bloß alles Pneumatische den ihm bestimmten Ort im Universum erreicht, sondern auch die Wesen niedriger Stufen alle zu der Stelle, die sie ihrer Natur nach zu erreichen vermögen, wiedergebracht sind. In sofern nehmen allerdings auch die *ψυχικός* an der *gnosis* Theil, ja die Erlösung ist nach dem Valentinianischen Systeme recht eigentlich für die Letzteren bestimmt, da den Pneumatikern das Bewußtsein ihres höheren Wesens doch niemals völlig abhanden kommen konnte; aber die den Psychikern bestimmte Erkenntnis bleibt selbst auf den höchsten Stufen dennoch eine beschränkte, ein Gewand, den Basilidianer der Höllophumena durch die große *γνῶσις* auszu- drücken, welche, nachdem alles Pneumatische in die obere Welt des nichtsterbenden Vorties aufgenommen ist, über alles auf niederen Stufen des Daseins Zurückbleibende

ausgedreitet werden wird. Es zeigt sich auch hier wieder sehr deutlich, wie der ganze Weltenschnitt, den die gnostischen Systeme zwischen den Pneumatikern und den Psychikern machen, in nichts Anderem besteht, als in dem verschiedenen Grade ihrer Befähigung für die *gnosis*, ist aber dieses der Fall, so hat offenbar Alles, was zunächst nur in der mythischen Einstellung eines kosmogonischen Proceßes erscheint, wesentlich phänomenologische Bedeutung, als die Geschichte des aus dem Naturleben erwachenden und seiner selbst bewußt werdenden Geistes, der je nach der individuellen Begabung zu höheren oder niederen Stufen der Erkenntnis emporsteigt.

Man muß, um diese von Baur mit Recht so genannte idealistische Seite der gnostischen Systeme vollkommen zu würdigen, nur die Bedeutung näher ins Auge fassen, welche das Valentinianische System der *gnosis* für den gesammten Proceß der Weltentwicklung einräumt. Dieser Proceß spielt nach demselben gleich von vornherein auf nichts Anderes ab, als auf die *gnosis* des *ἀγνώστου πατρὸς*, und wie dieser selbst erst dadurch zur *gnosis* seiner selbst gelangt, daß er in einer Reihe von Aeonen seinen an sich verborgenen Inhalt ausinandersetzt, so liegt es gleich von Anfang an in seiner Absicht, sich den Aeonen zu erkennen zu geben, nur daß diese Offenbarung in einer bestimmten Ordnung und Stufenfolge sich entfalten muß.³³⁾ Wie daher die Störung im Hieron und der Fall der Sophia dadurch verursacht ist, daß diese ihre Schranken übersteigend zur unmittelbaren Erkenntnis des Vaters gelangen will, was an sich unmögliches Begehren war, so kam sie erst dann von ihrer Trauer und Furcht, ihrem Außersichsein und ihrer Verwirrung geheilt worden, nachdem sie erkannt hat, daß der Vater seinem Wesen nach ungreiflich ist. Erst dadurch, daß sie zu der Einsicht in die Unmöglichkeit ihres Beginns kommt, wird sie von ihrem wider sinnlichen Streben, ihrer *ἐνδύμνησις* und ihrem *νάδι* befreit. Jeder weiteren Störung im Hieron wird durch den vom Monogenen emanirenden *θεός* vorgebeugt, welcher, indem er die Befreiung der Sophia von ihrer *ἐνδύμνησις* vollzieht, jeden einzelnen Aeon an seinem Plage befestigt, und dadurch weiterer unnatürlicher Grenzverletzungen hindert, zugleich als der *ἀερωτής* und der *μεταγωγός* bezeichnet wird, als der Erlöser und Wiederbringer. Die volle Herstellung der gehörigen Harmonie erfolgt aber erst durch die Emanation eines neuen Aeonenpaares Christus und heiliger Geist: Christus nämlich belehrt die Aeonen über das Wesen der von der Sophia vertriebenen Syzygie, und unterrichtet sie zugleich, daß jede Erkenntnis des Vaters nur vermittelt wird durch den Monogenen, der als die Offenbarungsebene des Vaters die Ursache alles Werdens und aller Schöpfung ist, während der Vater nur der ewig unveränderbare Uegrund für alles Sein, in

32) Hierogl. Excerpta ex script. Theod. §. 7. *ἀγνώστου οὐκ ἔστιν ὁ φθίσιος γνωστὸς τοῖς αἰῶσι, καὶ διὰ τῆς ἐνδύμνησις* [τῶς] *λατρεῖ, ὡς ἂν λατρεῖ ἱκανῶς πνεῦμα γνωστὸς οὖν, ἐν γνῶσις προσβαλεῖ τὸν ποσειδῶνα. ἤρκεται οὐκ ἂν ἐπὶ γνῶσις, ταῦτα οὐκ ἔστι πατρὶς ἐνδύμνησις, ἀποδίδον γνῶσις, τοῦτο ἐστὶ, ὁ πῶς, ὅτι δι' αὐτὸν ὁ πατὴρ ἔγνωσεν.*

diesem seinem Ansehen aber zugleich auch ewig unbegreiflich bleibe. Wie also das Streben des Geistes nach einer seiner Natur nach ihm ewig verjagten Erkenntnis die Ursache aller Störung im Geistesreiche, so ist die Herstellung der Harmonie eben durch die Mittheilung der rechten Erkenntnis bedingt, indem jedes einzelne Glied in Gemäßheit der ihm gemessenen Einsicht diejenige Stellung im Ganzen einnimmt, die ihm gebührt. Die Entwidlung außerhalb des Pleroma ist nun Nichts als das Abbild der im Pleroma selbst vollzogenen ἀνοκατάστασις, und wie dort, so wird auch hier die Wiederbringung durch die Mittheilung der γνώσις vollzogen. Dies ist zunächst bei der κάτω Σοφία oder Achamoth der Fall, der von der oben Soglu abgetrennten ἑνδομυρία. Sie ist (vergl. Iren. 1, 4, 1 Mass.) abgeleitet ἐκ οὐκῆς καὶ κινήματος τῶντος außerhalb des Lichts und des Pleroma, ἀνομορπὸς καὶ ἀνιδεὸς, ὡςπὴρ ἡγεμονία, διὰ τὸ μηδὲν κατελλεῖσθαι. Der Anfang ihrer Befreiung geschieht nun durch die vom oberen Christus an ihr vollzogene μωρφωσις κατ' οὐσίαν, aber noch nicht κατὰ γνώσιν. Es ist dies der erste Schritt zur Wiederbringung, der darin besteht, daß die Achamoth, welche bis dahin alle Gestaltung und alles Bewußtsein entbehrt hat, wenigstens zum Bewußtsein ihres Leides und zur Sehnsucht nach dem Höheren gelangt. Dagegen bleibt sie noch in tiefer Unwissenheit über Alles, was über ihr ist, und alle Leiden, die sie ergreifen, die Trauer, die Hurch und die Verwirrung, sind Nichts als die Qualen des in der Endlosigkeit befangenen, mit den sinnlichen Affekten und den Gesetzen der Materie behafteten, vergeblich nach dem Unendlichen zurückstrebenden Geistes. Erst ihr Gebet an das von ihr gewünschte Licht bewirkt ihre Befreiung von ihren Qualen: indem der Soter zu ihr herniedersteigt, vermittelt dieser die μωρφωσις κατὰ γνώσιν und die ἰσότης τῶν πατέρων, d. h. sie erwaht zu dem ihr bisher noch fehlenden Bewußtsein der überhöchlichen Welt, und wird dadurch von allen ihr noch anhängenden sinnlichen Affekten gereinigt (Iren. 1, 4, 3. Excerpta ex scriptis Theodoti §. 45). Der Weiterförderungsproceß ist aber damit noch lange nicht vollbracht, sondern auch die pneumatischen Geburten der Achamoth, welche ausgehend sind, um hier unten mit den Irdischen gestaltet zu werden, müssen noch aus der unteren Welt befreit, und so mit der Achamoth zu dem Pleroma, dem sie ihrem Wesen nach angehören, zurückgebracht werden. Zu dem Ende wird Jesus gesendet, der, indem er die überhöchlichen Geheimnisse offenbart, die μωρφωσις κατὰ γνώσιν an den Pneumatikern beginnt, und zugleich den Pfadfindern diejenige Erlösung vermittelt, zu der sie, soweit es ihre Natur und ihr irdisches Leben gestattet, befähigt sind. Die Vollendung des ganzen Weltprocesses oder die συντέλεια aber wird eintreten, όταν μορφωθῇ καὶ τελωθῇ γνώσις πάντων πνευματικῶν, τοῦτοστιν οἱ πνευματικοὶ ἀνθρώποι, οἱ τῇ τελείᾳ γνώσει ἔχοντες περὶ θεοῦ καὶ τῆς Ἀχάμωθ μνημονεύοντες δι' ἡμετέραν εἶναι τοῦτοντος ἐπινοεῖσθαι (Iren. 1, 6, 1). Die Begriffe γνώσις und ἀπολήρωσις fallen daher für die Valentinianer ausdrücklich zusammen; die Erlösung ist die Er-

kenntnis der unaussprechlichen Größe: daher sie folgerichtig nicht auf Leib und Seele, sondern nur auf das πνεῦμα, den innerenbigen Menschen sich bezieht“).

Es ist dies ganz derselbe Begriff der Erlösung, welcher auch in anderen gnostischen Systemen und begegnet. Nach den Basilidianern der Βίσιλοσφουμα ist das Erangelium graben ἡ τὸν ἐνταφιασμοῦ γνώσις (Phil. VII, 27. p. 243 Miller) und ganz dieselbe Grundanschauung ist in dem von dem Verfasser der Βίσιλοσφουμα mitgetheilten Episthischen Hymnus enthalten Phil. V, 10:

εἰνα δ' ἡγεμονία (cod. διχομοία) ἰσορῶ (cod. ἰσορῶ) κατὰ
ἐξήματα κακῶν [τόδ'] ἐπὶ θεῶν
ἀπὸ οὗς πνεύς ἐκταλίσσεται.
ἔπειθ' ἐπὶ τοῦ πικρῶν χάος,
καὶ οὐκ οἶδε πῶς διελύσεται.
τοῦτον με πικρὸν πνεῦν, κατὰ
σφραγίδας ἔχον καταρτίσθαι,
αἰετὶς διὰς ἀνιδεὸς,
μνημονεῖα πάντα δ' ἐνέχον,
μορφὰς τε (cod. δὲ) θεῶν ἐκταλίσκω
(καὶ) τὴν κακωμένην τῆς ἀγίας οὐδοῦ,
γνώσιν καλίσταν, παραδίδωμι.

Auch in einem der spätesten Systeme, dem des Buches Βίσις Sophia, begegnet und noch wesentlich dieselbe Anschauung von der Wirklichkeit Jesu auf Erden“); er kommt herab, um die Mysterien des Reichthums den Menschen mitzutheilen (mysteria luminis dare γνῶσις hominum p. 121 seq. oder mysteria ducere in κόσμον p. 278) und zwar besteht diese Mittheilung theils in Belehrungen über die τῶντος ἀληθείας, theils in der Offenbarung der die Sündenvergebung vermittelnden Mysterien im engeren Sinne, unter denen gewisse heilige Formeln eine hervorragende Rolle spielen. Diese belehrende Thätigkeit Jesu zerfällt nach dem Verfasser in zwei unterschiedene Acte: vor der Auferstehung enthält er seinen Jüngern nur die allgemeinen Grundzüge der γνώσις, zum Theil in parabolisch-ägyptischer Rede: nach der Auferstehung wird von ihm nicht nur der verborgene Sinn dieser Parabeln enthüllt, sondern zugleich Alles bisher nur im Allgemeinen Ange deutete bis ins Einzelne hinein offenbart. Das Hauptgeheimnis fällt also doch auch hier wieder auf die γνώσις in ihrer spezifischen Bedeutung und die höchste Stufe der Vollkommenheit, zu welcher die Menschen zu gelangen vermögen, ist dem entsprechend auch hier in die Erkenntnis der Geheimnisse der höheren Welt gesetzt (vergl. S. 15 fg. 28 fg. 56. 82. 187. 275. 357). Diese Auffassung des Erlösungswerkes ist doppelt wichtig in einem Systeme, welches in seiner überwiegend ethischen

34) Iren. Haec. I, 21, 4: εἰνα δὲ τελείαν ἀπολήρωσιν αὐτὴν τὴν ἐκταλίσκω τὸν ἀφῆτον μυσθόνος: ἐν ἀγρίοις γὰρ τερνίσματος καὶ πᾶσιν γυγνόντων, διὰ γνώσεως καταλίσσεται πᾶσαν τὴν ἐν τῇ ἀγρίοις σφραγίδα. ὡς εἶναι τὴν γνώσιν ἀπολήρωσιν τοῦ ἑνὸς ἀνθρώπου. Καὶ μὴ συμπατεῖν ἐπαρξεν αὐτὴν, σφραγὶς γὰρ τὸ σῶμα: μὴτε φοβητὴν, ἐπεὶ καὶ ἡ ψυχὴ ἐξ ἐκταλίσκω... πνευματικὴν οὖν δεῖ καὶ τὴν ἑσπερίαν ἐκταλίσκω: λυτρωθεῖσα γὰρ διὰ γνώσεως τὸν ἑαυτοῦ ἀνθρώπον τὸν πνευματικόν, καὶ ἀρκεῖσθαι αὐτοῦς τῇ τῶν ἑσπερίων ἐκταλίσκω καὶ τερνίσκω τὴν ἑσπερίαν ἐκταλίσκω. Vergl. auch I, 21, 1 u. 2. 35) Vergl. Kottlin. Das gnostische System des Buches Βίσις Sophia, Theologische Jahrb. 1854, 2. S. 151 fg.

Grundanschauung selbst den Unterschied der Pneumatiker, Psychiker und Holiker vermischt, und wenn es auch von einer durch die Geburt bedingten Verschiedenheit der Seelen weiß, diese doch bezweigt auf einer bloß relativen beruht, daß es jedem ohne Ausnahme die Möglichkeit der Befreiung offen läßt“).

Es bedarf nach dem Angeführten keiner längeren Auseinandersetzung, um die Bedeutung, welche der Erlösung in den gnostischen Systemen zukommt, zu charakterisieren. Zeigt sich auf der einen Seite gerade darin die spezifisch christliche Haltung der Gnostiker, daß die Erscheinung Christi und die Verfüngung des Evangeliums der große Wendepunkt ist, mit welchem die Rückkehr des abgefallenen, ewigen Geistes zum unendlichen seinen Anfang nimmt, so kann die Art und Weise, in welcher das Wesen der Erlösung bestimmt ist, nur als eine idealisierende Verfrüchtigung der historischen Thatfachen des Christentums bezeichnet werden. Das Charakteristische liegt eben in dem, wovon diese Systeme den Namen tragen, b. h. in der spezifischen und absoluten Bedeutung, welche sie der Gnosis im Christentum einräumen. Das Wesen des Christentums selbst wird in die Gnosis geiegt, und der durch die Erlösung vermittelte Umschwung in der Weltgeschichte besteht eben in der Mittheilung dieser vollkommenen Gnosis, b. h. in der Erkenntnis der überfinnlichen Dinge und des durch die *κατασκευή τῶν ὅλων* bedingten weltgeschichtlichen Ennoideiungsprocesses. Die Erscheinung Christi hat den Zweck, die *ἀνοξαγόρευσις* oder *οὐρανία* dadurch herbeizuführen, daß Alles zu dem Plage wiedergebracht wird, der jedem seiner Bestimmung nach gebührt; da aber diese Wiederbringung eben nur darin besteht, daß die Pneumatiker zum Bewußtsein dessen gelangen, was sie an sich schon sind, so kann auch die Erlösung für die Gnostiker nicht die Bedeutung gehabt haben, welche sie nach der gemeinchristlichen Grundanschauung beanspruchen muß.

Alles Positive, Historische, Thatsächliche in der Person und dem Werke Christi wird hinter die ideale, speculative Bedeutung der Erlösung zurückgestellt. Der Gnostiker bedarf weder eines geschichtlichen Erlösers, noch einer geschichtlichen Erlösung in dem Sinne, wie dies die katholische Lehre sagt, sondern nur einer irgendwie an die Pneumatiker ergehenden geistlichen Offenbarung über ihr eigenes ihnen verborgenes Wesen. Daher ist für die Gnostiker jede christologische Anschauung hinreichend, welche nur überhaupt die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums, als der absoluten Offenbarung der überfinnlichen Geheimnisse, wahr; auf welche Art diese Offenbarung bewirkt werde, ist ihr gleichgültig. Daher gerade in christologischer Beziehung freier Raum bleibt für die größte Mannigfaltigkeit der Vorstellungen“). Nach der ältesten Ansicht ist Jesus ein gewöhnlicher Mensch von Joseph und der Maria geboren, nur an Gerechtigkeit und

Weisheit über die Anderen erhaben (so die älteste ebionitische Vorstellung, die sich auch noch bei Karpokratens findet); bei der Taufe kommt das göttliche Pneuma von Oben in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und offenbar ihm den unbekannten Vater (so wahrscheinlich noch Kertichs)“), oder die Erkenntnis der überfinnlichen Dinge wird ihm einfach durch einen Engel zu Theil, und sein Vertriebt besteht darin, daß er die ihm gewordene Kunde nicht wie die vor ihm gekommenen Propheten verflüchtigt (Zustin). Auch späterhin blieb eine Partei bei der Annahme stehen, daß dem Menschen Jesus (von dem aber der Soter, der Sohn der Hebdomas und der Sohn der Qadoas, geschieden werden) das Evangelium gleich dem Naphtha, das aus der Hölle Feuer fängt, von Oben her zugekommen sei (Basilidianer der Philosophumena). Wurde dagegen, wie dies früher ebenfalls in der Kirche und schon in jüdenchristlichen Kreisen geschah, der Erlöser selbst als ein überfinnliches Wesen gefaßt, so gestaltete sich die Vorstellung von seinem irdischen Leben doctisch. Ein Vorbild boten hierzu schon die jüdischen Angelpompanen. Die weitere Ausführung ließ auch hier die größte Mannigfaltigkeit zu; nach der einfachsten Vorstellung steigt einer der höchsten Aeonen aus der Geisteswelt in einem Schirmpörper auf die Erde hernieder, um die pneumatischen Seelen zu befreien und die Gewalt der bösen Weltbeherrscher zu brechen (Saturnin und später Marlion), während andere Systeme, wie das Opysinische nach Jrenäus, beide Anschauungen verbinden, und aus den Menschen Jesus den Aeon Christus herniedersteigen lassen. Noch künstlicher ist die Valentinianische Lehre; sie scheidet nicht nur den oberen Christus vom Soter, sondern setzt auch in dem Menschen Jesus, mit dem sich der Soter vereinigt, alle Bestandtheile, die er erlösen kann, den Geist von der Achamoth, die *ψυχή* vom Demiurgen, und einen wunderbar gebildeten physischen Leib. Spätere Systeme führen den letzteren Gedanken noch weiter aus; auch die Basilidianer der Philosophumena lassen in Jesus alle in der *ναρπηγία τοῦ σώματος* gemischten Bestandtheile vereinigt sein, und die Erlösung besteht darin, daß er die *ἀπαρχή τῆς ψυχολογίας τῶν συντακτικῶν* ist; nach der (übrigens ziemlich widerspruchsvollen) Perateilehre steigt aus den beiden oberen Welten, der unangezeugten und der selbstgezeugten, ein dreigestaltiger Mensch herab (*τρίπλοχόν τινα καὶ τριπλομέτωπον καὶ τριπλομέτωπον ἄνθρωπον*), welcher von allen drei Theilen der Welt die Mischungen und Kräfte in sich trug, um Alles irdisch Getheilte zu erlösen (Phil. V, 12). Eine ähnliche Composition verschiedener Elemente zur realen Darstellung der Bezeichnung, in welcher der Erlöser zu den verschiedenen Theilen des

37a) Wenn Iren. I, 26, 1 dem Kertich die Ansicht widerlegt, daß Christus aus den Menschen Jesus herabgefahren und lebendig geblieben sei, während dieser litt, so kann ich hierin nur eine ungenaue Angabe sehen, die nach der obigen Darstellung bereinigt werden muß. Der richtige Sachverhalt lautet nach durch die Angabe hindurch, daß „Gethias“ ein *αἰὼς νεανίσκος* bei der Taufe herabgefahren sei. Kertichs schreiben aber die spätern Darsteller den Jrenäus diesen aus der Vermischung der Lehre Kertichs mit spätern gnostischen Anschauungen leicht erklärlichen Irrthum nach.

36) Kertich a. a. O. S. 29. 37) Vergl. hierzu auch Baur, Gnost. S. 268 fg. und Dörner, Entwidelungs-geschichte I, 306 fg., deren Darstellungen nach dem Folgenden theilweise zu berichtigen sind.

Weltalls steht, lehrt auch das Buch Pistis Sophia, nur daß hier sämtliche Bestandtheile von Oben herniedersteigen; der unmittelbar aus dem Noëthium des ineffabils hervorgegangenen Christus legt sein leuchtendes Brautgewand ab und bereitet sich selbst den Jesus zu, zur *ωρμή* nimmt er eine Lichtkraft vom großen Sabaoth im Orie der Rechten, zum *σώμα* eine Kraft von der Barbelo im dreizehnten Aeon; zum Begleiter seiner Jugendzeit fügt das erste Noëthium noch ein *πνεύμα* hinzu, zuletzt steigt Christus selbst bei der Taufe auf ihn hernieder³⁸⁾.

Das, was allen diesen Systemen gemeinsam ist, ist eben nur die an die Erscheinung Christi geknüpfte Mittheilung der *γνώσις*; sei es nun, daß Christus selbst sie erst von Oben erhält, oder daß er sie von Oben herniederbringt, oder daß durch die Annahme einer zusammengefaßten Persönlichkeit beide Vorstellungen combinirt werden. Ist Jesus ein wirklicher Mensch, so erscheint er nur als der Erlöser der Erlosten, wie er denn nach Basilides ausdrücklich selbst der Erlöser bedarf (*Clem. Al. orig. IV, 12, p. 217 Syll. 600 sq. Pott.*); sammt er von Oben, so ist er zwar ein wirklicher Erlöser, aber kein wirklicher Mensch³⁹⁾, und auch die späteren Versuche, diese Lücke auszufüllen, neigen sich doch immer bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Seite. In ein ähnliches Dilemma gerathen freilich auch die katholischen Lehrer, wenn sie sowohl die Menschheit als die Gottheit des Erlösers festhalten sich bemühen, der Hauptunterschied aber ist, daß die Gnostiker das Gnostische der Erlöser idealistisch verknüpfen, das ihnen Christi Person und Werk nur der Reflex eines allgemeinen, speciellativen Gedankens ist, während den Katholiken mit der Zurückstellung der historischen Seite die Realität des Erlösungswerkes selbst bedroht erscheint. Daher dort die Möglichkeit und Leichtigkeit, auch bei einer deistischen Vorstellung von Christus Vererbung zu lassen, wenigstens der Deletismus an sich kein wesentliches Merkmal der gnostischen Systeme ist; hier das gesteigerte Bewußtsein auf die wahre Menschheit des Erlösers als eines fundamentalen Stüdes in der regula fidei. Deistische Anschauungen finden sich in früheren Zeiten freilich auch außerhalb der specifisch gnostischen Kreise⁴⁰⁾, aber gerade die gnostischen Lehren von einem scheinbaren Geborenwerden, scheinbarem Leben und Sterben des Erlösers tiefen den katholischen Gegensatz hervor. Wie wir aus der Polemik der pseudesignatiani-

schen Briefe sehen, so ist gerade dieses einer der Punkte, wo der Gnosticismus am frühesten mit dem kirchlichen Bewußtsein in Widerspruch gerath⁴¹⁾, und ebenso kann es Tertullian im Streite wider Marcion nicht stark genug hervorheben, daß mit der Annahme eines scheinbaren Erlösers auch die Erlösung zum Schein, mit der Leugnung des Leidens Christi das Fundament des Evangeliums untergraben, mit der Leugnung seiner Auferstehung auch unsere Hoffnung auf Auferstehung vernichtet werde⁴²⁾.

Es zeigt sich schon hier, welche tiefe Kluft zwischen den Lehren der Gnostiker und dem katholischen Glauben sich allmählich eröffnen mußte. So wenig auch der Deletismus mit Nothwendigkeit aus dem gnostischen Grundprincip folgt, so wenig war man doch andererseits im Stande, bei der allen Gnostikern gemeinsamen Vorstellung von der Erlösung deistischen Anschauungen sich zu entziehen. Hatte doch selbst der Kreuztod Christi für die Valentinianer lebendig symbolische Bedeutung: was in dem Evangelium von seinem Leiden erzählt wird, zeigt das über den letzten Aeon gekommene Leben an, der Kreuztod bedeutet, daß der obere Christus *διὰ τοῦ τραγικοῦ διασταδίου* die Achamoth gekostet habe (*Iren. 1, 4, 1. 8, 2*). Ganz im Gegentheile in dem katholischen, den Judenchristen wie den Heidenchristen gemeinsamen Bewußtsein, welchem die Veröhnung durch den Opfertod Christi vermittelt wird, kennt der Gnostiker keine andere Vermittelung Gottes und des Menschen, als das Erwachen der Erkenntnis in den Pneumatikern von ihrer ursprünglichen Einheit mit Gott⁴³⁾. Das Heil wird durch die Offenbarung in Christus nicht bewirkt, sondern es wird durch dieselbe nur für die Subjectivität des Bewußtseins vermittelt, was objectiv schon war und immer gewesen ist. An die Stelle der Heilsgeschichte tritt der kosmische oder eigentlich phänomenologische Proceß, an die Stelle einer historisch gescheiten Sündenentzettelung die allgemeine philosophische Idee von dem an sich mit der Gottheit identischen Geiste, dem sich nur das Bewußtsein dieser seiner Identität zu erschließen braucht, um ihm diese Erkenntnis der höchsten Vollkommenheit anzuschreiben. Wie das Evangelium wesentlich *ἡ τῶν ἀποκαταστάσεων γνῶσις* ist, so ist die *γνῶσις* die höchste *τελειώσις*, und die *συν-*

41) Ep. ad Smyrn. 1. 2. 3. 4. 5. Trall. 9. 10. Magnes. 11. Eph. 7. Philad. 11; vergl. auch Clem. Hom. XVII, 16 und bñm Cant. Gnost. S. 383 fg. 42) Vergl. Tertull. Adv. Marcionem III, 8: Jam nunc cum mendaciam deprehendit Christus caro, sequitur ut et omnia quae per carnem Christi gesta sunt, mendacio gesta sint. — Sic nec passionem Christi quae fidem aerebunt. Nihil enim passus est qui non vero est passus; vero autem pati phantasma non potuit. Eversum est igitur totum Deo opus. Totum Christiani nominis et pondus et fructus, mors Christi negatur, quam tam impioe apostolus demandat, atque veram, summam eam fundamentum evangelii constituens et salutis nostrae et praedicationis suae. — Negata vero morte, dum caro negatur, nec de resurrectione constabit. Eadem enim ratio non reuocatur quia mortuus non est, non habendo saltem substantiam carnis, cujus sicut et mors, ita et resurrectio est. Proinde resurrectione Christi infirmata etiam nostra subuersa est. 43) In wiefern das Buch Pistis Sophia aus das Marcionitische System hinein eine Ausnahme macht, wird weiter unten näher zu besprechen sein.

38) Vergl. Röllin 2. a. D. S. 140. 146 fg. Nach der einfacheren Darstellung des vierten Buches scheint fast bei Christus selbst vielmehr das *πνεύμα ὁμοῦν* bei der Taufe herabgenommen zu sein.

39) Nur der Marcionit Apelles macht hier eine Ausnahme, indem er den Sohn Gottes selbst vom Himmel herabsteigen und trotzdem in einem wahren menschlichen Leibe erscheinen, wahrhaft sterben und wahrhaft auferstehen läßt. Demnach lehrt auch er keine wahre Heilung Christi aus unserem sündigen Fleische, und was seinen sonstigen Gegensatz gegen den Deletismus betrifft, so ist derselbe nur eine von den Annahmen einer Wiederannäherung an das katholische Dogma, wozu unten noch weiter zu sein den wird.

40) Vergl. meine Abhandlung über die Heiligkeit der Heidenen Kerkonon der Ignatianischen Briefe. Zeitschrift für die historische Theologie 1856, I. S. 21 fg.

schränkenlosen Erweiterung seinen spezifischen geschichtlichen Charakter völlig verlieren mußte“⁴⁷⁾.

Die Gnosis ist sonach allerdings der erste Versuch einer christlichen Philosophie; aber indem sie mit allzu frühem Selbstvertrauen an die große Aufgabe ging, widerfuhr es ihr, daß sie in vornehm-separatistischer Verachtung des höchsten historischen Heilsglaubens sich selbst mit dem Christenthum identifizierte, und so den Boden sich selbst untergrub, auf dem sie gewachsen war. Das Christenthum blieb ihr freilich auch in ihrer weitesten Entfremdung von der geschichtlichen Glaubenssubstantz noch immer die absolute Religion, die Erscheinung Christi der Wendepunkt der Geschichte; aber indem sie allmählich den Fundamentallagen des historischen Christenthums einen durchaus verchiedenen Sinn unterthob, konnte man vom höchsten Standpunkte aus diese erste „Philosophie des Christenthums“ in allen wesentlichen Punkten nur als eine *verdorrenes γένος* bezeichnen⁴⁸⁾; der weitere Fortschritt des christlichen Denkens oder konnte nur darin bestehen, daß man durch schärfere Hervorhebung der *noia* als unentbehrlicher Unterlage der *γένος* der Gefahr einer Auflösung des praktischen Glaubensinhaltes zuvorkam.

In dem so eben Entwickelten liegt nun auch schon von selbst der Schlüssel zur Lösung des nach der Baur'schen Auffassung noch immer gebliebenen Räthsels, wie die Gnosis auf der einen Seite das Christenthum gerade in seine absolute Bedeutung einsezen konnte, indem sie es in den Mittelpunkt der gesammten kosmischen Entwicklung stellte, und es doch zugleich andererseits mit so viel fremdartigen Elementen vermischte, daß das spezifisch Christliche fast zu verschwinden schien. Daraus, daß man die spezifische Bedeutung des historischen Christenthums verflüchtigte, um seinen idealen, speculativen Charakter auf den höchsten, unversehrten Ausdruck zu bringen, erklärt sich die Möglichkeit eines im weiteren Fortschritte der gnostischen Bewegung immer mehr zunehmenden Synkretismus. Indem man den Kreis der Betrachtung unaufrührlich erweiterte, und von allen Seiten Bausteine herbeizog, folgte man zwar einem dem christlichen Geiste selbst wesentlich innewohnenden Triebe; aber je mehr das Historische, Positive am Christenthum unter der Masse des neubezugschaften Stoffes verschwand, desto schwächer ward das Gegengewicht des praktischen Glaubens gegen die immer hegegegawisser einbrechende Speculation, desto schwächer also auch die Widerstandskraft, welche das spezifisch christliche Element dem einbringenden Fremden entgegenzuhalten vermochte. Es kann nach dem Allen kein Zweifel sein, daß das massenhafte Eindringen heidnischen Ideen nur als ein allmählich sich vollziehender Verschmelzungsproceß der christlichen Grundanschauung mit fremdartigen Elementen gedacht werden kann. Wir

bemerkten bereits, daß die nachweislich ältesten Systeme sich noch wesentlich auf dem Boden der alttestamentlichen Religionsgeschichte bewegen, während eine umfassendere Berücksichtigung der heidnischen, namentlich der griechischen Mythologie, schon eine auf ein vorgerücktes Stadium der Entwicklung deutende Erweiterung des ursprünglichen Gesichtskreises sei. Es wird sich weiter zeigen, daß gewisse heidnische Bestandtheile schon sehr frühe in die Gnosis eingeirungen sein müssen; das Charakteristische ist aber, daß diese wesentlich dem religiösen Mythoskreise des Orients angehören, grade von hellenischer Philosophie aber noch gar nicht berührt sind. Erst der weitere Verlauf der gnostischen Bewegung führt zu einer näheren Bekanntschaft auch mit der griechischen Speculation, wie dies in dem Valentinianischen Systeme, namentlich in seinen späteren Schöpfungen, aber auch bei den Basilidianern der Philosophumena, und jener ganzen Gruppe von Textenmeinungen der Fall ist, welche Westbrook'sches mit den Neoplatonikern in näherer Berührung bringt. Platon, Pythagoras, theilweis auch Aristoteles, die Lehren der Stoa und Epikur's mischen sich mit den gnostischen Grundanschauungen zu einem so buntschmetterigen Meinungsgezwir, daß es schwer hält, überall das ursprüngliche Gewebe von dem späteren Einschlage richtig zu sondern. Fast man diese Erscheinungen so ins Allgemeine hin ins Auge, ohne ihnen genauer auf den Grund zu sehen, so kann man freilich in der Ansicht kommen, daß man die Gnosis schon durch die Einteile „Synkretismus“ hinlänglich charakterisirt habe, oder sich mit Jacobi unter Abwehrung der schärferen Begriffsbestimmung bei dem Resultate beruhigen, die Gnosis sei „eine eklektische religiöse Philosophie“⁴⁹⁾.

Ja mit solchen vagen, Alles oder Nichts sagenden Kategorien überhaupt nicht von der Stelle zu kommen, so vermögen wir nach dem Entwickelten auch Baur nicht beizukommen, wenn dieser in den Neoplatonikern, Platon und Erichianern der Philosophumena die älteste Gestalt des Gnosticismus erkennen will. „Der wesentliche Inhalt dieser Lehren, die sich immer wieder auf dieselben Probleme, die Einheit, Zweieit, Dreieit der Principien, ihre Gegenseitigkeit und ihre Vermittelung, die Herabkunft aus der oberen Welt in die untere, und die Rückkehr aus der unteren in die obere beziehen, ist so allgemein, daß sie längst vor dem Ursprunge der spezifisch christlichen Gnosis vorhanden sein konnten, und so erst in der Folge, je mehr sie in der allegorisirenden und synkretistischen Anschauungsweise sich erweiterten, ihre christliche Färbung und Motivierung erhielten. Es ist durchaus das zersessene und zerfallene, an alles Mögliche sich anhängende, in dem ganzen binnigen Gemische der alten Symbole und Mythen immer wieder einen neuen Ausdruck für die allgemeine Grundanschauung suchende Weisen der Gnosis, daß uns in den angeblichen Lehren der Epiphani, der Origenes, der Origenes, der Origenes, besonders in einer Darstellung, wie die der Philosophumena ist, ent-

47) Baur, Christenthum der drei ersten Jahrhunderte S. 176.

48) Vergl. außer dem besagten Titel der fünf Bücher des *Zeus Adv. haer.* auch 1 Tim. 6. 20. *Hegesipp. ap. Euseb. II. E. III. 32* (wenn wir hier *Hegesipp's* eigene Worte haben). *Clem. Al. orig. II. 11. 52. P. 165 Syll. 457 Pont. III. 18. 119. P. 203 Syll. 362 Pont. VII. 7. 41. P. 317 Syll. 854 seq. Pont.*

49) Am Schluß der angeführten Abhandlung in *Hegesipp's* *Reinhold'sche*.

gegentritt“⁴⁹⁾. Fast möchte man aus den letzten Worten einen tiefen Zweifel herauslesen, der den scharfsinnigen Forscher schließlich noch selbst an der Glaubwürdigkeit „einer Darstellung, wie die der Philosophumena ist,“ überkommen hat. Wenn er trotzdem nicht nur (worin wir ihm in der Hauptsache beistimmen) die Epithen als die älteste Secte, sondern auch die von Pseudorigenes gegebene Darstellung ihrer Lehre als die „einfachere“ bezeichnet und demgemäß der bisherigen Gestalt des Epithenischen Systemes substituiert, so wird eine schärfere Analyse immer fester zu der entgegengelegten Erkenntniß führen. Es ist gewiß ganz richtig, daß die allgemeinen jenem synthetischen Mythengemisch in Grunde liegenden Ansichten längst vor dem Ursprunge der specifisch christlichen Gnosis vorhanden sein konnten; aber wie sie bei Pseudorigenes vorliegen, sind sie ohne Zweifel schon durch sehr viele Wandlungen hindurchgegangen. Bei aller synthetischen Verflüchtigung der christlichen Ideen ist doch auch hier das Christenthum noch das diese rudis indigestaque moles zusammenhaltende Princip, und wir können es daher umgekehrt nur für ein ziemlich spätes Stadium des Gnosticismus halten, in welchem das specifisch christliche Element bereits so wie hier durch fremdartige Beimischungen ersetzt erscheint. Andererseits vertragen diese Sectenmeinungen in ihrer durchaus unsystematischen Form und in ihrer Anwendung von den doch noch überall hindurchscheinenden mythologischen Grundlagen bereits eine solche Ermattung des speculativen Triebes, daß die scheinbare größere Einfachheit nur als unproductive Verflüchtigung, theilweise auch als eine Wiederannäherung an die katholische Lehre betrachtet werden muß.

Eine eingehendere Charakteristik der gnostischen Systeme wird daher wesentlich den innern Entwicklungsstadien derselben ins Auge fassen, und erst in diesem Zusammenhange auch gewissen häufig wiederkehrenden gnostischen Meinungen ihre Stelle anweisen müssen. Die Aufgabe ist hierbei dasjenige, was notwendig zum Begriffe der Gnosis gehört, von dem zu sondern, was sich als eigenthümliche Fortbildung in vielen oder wenigen Systemen an den Grundstamm angefügt hat. Diese Sondernung kann nur gelingen, wenn auch die Gnosis selbst wieder in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt wird, da auch umgekehrt Vieles, was an sich im gnostischen Grundcharakter lag, und demgemäß auch schon in dem Vorigen für uns in Betracht kam, sich doch nur erst allmählich schärfer herausstellt.

Wir bei jeder geschichtlich sich entwickelnden Erscheinung, so sind auch bei der Gnosis die Grenzlinien Anfangs nur fließende; nur sehr allmählich hat sich die Beschreibung der gnostischen Meinungen als häretisch, den Glaubensgrund umfürender Irrthümer vollzogen. Wie der katholische Gegensatz gegen die Gnosis, so hat sich umgekehrt auch der gnostische Gegensatz gegen die allgemeinchristliche Bilde nur erst im Verlaufe einer längeren Entwicklung schärfer herausgebildet. Wir sind unglück-

licherweise gerade über die ersten Anfänge der Gnosis nur sehr unvollständig unterrichtet, und Vieles wird demnach lediglich auf dem Wege der geschichtlichen Hypothese sich ermitteln lassen; doch versteht es sich freilich auch wieder ganz von selbst, daß die Aufmerksamkeit der Kirchenlehrer erst dann in höherem Grade der Gnosis sich zuwenden konnte, als dieselbe bereits eine weitverbreitete gefährliche Zeltmeinung geworden war, d. h. als sich der Ausscheidungsproceß im Wesentlichen schon vollzogen hatte.

Wir haben schon im Obigen darauf hingewiesen, wie die meisten der bisher besprochenen gnostischen Ideen dem Kreise von Erscheinungen, mit dem wir es hier zu thun haben, nicht ausschließlich eigen sind. Der Gegensatz von *noëtic* und *gnōtic* und der damit zusammenhängende Unterschied der Pneumatiker und Psychiker, der allen gnostischen Systemen mehr oder minder eigne Dualismus, endlich die im weiteren Verlaufe der gnostischen Bewegung immer stärker hervortretende Neigung zu dogmatischen Vorstellungen — Alles dieses begründet an sich so wenig einen specifischen Unterschied der gnostischen Systeme, daß man vielmehr im Stande ist, diese sämtlichen Ideen auch außerhalb des eigentlich gnostischen Gebietes nachzuweisen. Was den Gegensatz der Pneumatiker und Psychiker betrifft, so finden wir denselben gleichzeitig mit den ausgebildeteren gnostischen Systemen auch im Montanismus, der doch sonst als das grade Widerspiel des Gnosticismus bezeichnet werden muß; und wie die „häretische“ Gnosis nur durch die Gegenüberstellung einer katholischen Gnosis überwinden werden konnte, so konnte die Kirche den Montanismus erst dadurch zurückdrängen, daß sie die Hierarchie in ähnlicher Weise als mit specifischer Begabung ausgerüstete Geistesträgerin dem Valentiume gegenüberstellte, wie die Montanisten ihre Prophetie den psychischen Katholikern. Das, was bei aller Ähnlichkeit aber doch wieder einen wesentlichen Unterschied begründet, ist die Stellung, welche die Montanisten zum katholischen Dogma einnehmen. Es ist bekannt, welchen hervorragenden Antheil grade dem Montanismus — man denke nur an Tertullian — in der Bekämpfung der häretischen Gnosis und an der Ausbildung der Glaubensregel gebührt; und diese dogmatische Uebereinkommung mit der katholischen Kirche wird den Montanisten nicht nur von ihren Verfeindern ausdrücklich bezeugt, sondern von ihnen selbst geradezu als ein Zeugnis für die Echtheit ihrer Prophetie geltend gemacht⁵⁰⁾. Während also die Scheidung von Pneumatikern und Psychikern sich auch sonst innerhalb der christlichen Kirche in immer neuer Gestalt wiederholt, so ist das eigenthümlich Gnostische nur die speciell auf das Wissen gerichtete Wendung dieses Gegensatzes, oder da dieses letztere uns auch bei Drigenes begegnet, die immer schärfer sich ausbildende Verdrängung der praktischen Glaubensübung durch die *gnōtic* in ihrer absoluten Bedeutung, wobei jedoch schon hier nicht außer Acht gelassen werden darf, daß auf dem letzten Stadium der gnostischen Bewegung, auf

50) Vergl. Ritschl, *Uebersetzung der altkatholischen Kirche*, 2. Aufl. S. 477 ff.

welchem sie der katholischen Lehre wieder sich näherte, auch die *noëris* der *gnoëis* gegenüber in ihr urchristliches Recht wieder eingelegt wird.

Auch den mit jenem Gegensatz der Pneumatiker und Psychiker, wie oben auseinandergelegt wurde, anfs Engste zusammenhängenden Dualismus haben die Montanisten in ihrer Weise verschärft. Die Idee von dem Teufel als Beherrscher dieser Welt und die Erwartung des mit der Wiederkunft eintretenden Unterganges dieses dämonischen Mächten verfallenen Kosmos, und seiner Ersetzung durch eine völlig neue, der bisherigen entgegengelegte göttliche Schöpfung geht bekanntlich durch alle christlichen Schriften der ersten beiden Jahrhunderte hindurch; aber erst der Montanismus war es, der diesen Dualismus des *aiwv otwos* und des *aiwv o melior*, der Welt Herrschaft des Teufels und des bevorstehenden irdischen Reiches Christi aufs Neue zu schwärmerischer Leidenschaft anjagte. Es kann nichts Dualistischeres geben, als die schroffe, tumultuarische Art, mit welcher der Montanismus in einer Zeit, wo das Christenthum sich bereits mit der damaligen Weltordnung zu vertragen begann und den geordneten Verlauf geistlicher Entwicklung nahm, noch einmal alle Brücken zwischen Gegenwart und Zukunft abzubrechen, an die Stelle geschichtlicher Vermittelung die Hoffnung auf den plötzlichen, absolut supranaturalen Eintritt des Messiasreiches zu setzen versuchte. Aber das Charakteristische ist auch hier wieder, daß der montanistische Dualismus nur eine Erneuerung und Steigerung der urchristlichen Grundanschauung selbst ist, und gerade in dem, was den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der ganzen Bewegung bildet, in der Predigt seines *o xristos hys* am wenigsten angegriffen werden konnte. Dagegen steigert sich der gnostische Dualismus frühzeitig zu solcher Schroffheit, daß er weder mit dem christlichen Monothetismus, noch mit der Lehre von der Willensfreiheit, noch überhaupt mit den historischen/praktischen Grundlagen des katholischen Glaubens länger vereinbar war. Es ist von Baur aufs Treffendste nachgewiesen worden, wie sämtliche Ideen der gnostischen Systeme mit diesem Dualismus aufs Innigste zusammenhängen, und es ist hier die Stelle, wo wir auf die neueste Darstellung Baur's als auf eine unsere Entwicklung ergänzende hinweisen können; die Hauptsache ist aber, daß man begreift, wie die dem Urchristenthume ebenso wie dem späteren Judenthume überhaupt elandene, dualistische Anschauungsweise zu diesen das christliche Bewußtsein so tief verlegenden Forderungen fortschreiten konnte. Veruft man sich auf den metaphysischen Charakter des gnostischen Dualismus im Unterschiede von der mehr ethisch/praktischen Form, in welcher jene dualistischen Meinungen im Urchristenthume, ebenso wie nachmals noch im Montanismus erscheinen, so ist damit ohne Zweifel etwas völlig Richtiges gesagt; der letzte Grund aber, warum jener Dualismus metaphysisch sich gestaltet, während dieser einfach ein ethisch/praktischer blieb, wird schließlich doch wieder nur in dem Begriffe der *gnoëis* selbst, oder in der absoluten Bedeutung gefunden werden können, welche die gnosti-

schen Systeme dem Wissen einräumten. Erst hierdurch ergab sich die Möglichkeit, heidnischen Einsäßen, die ja gerade in der schroffen dualistischen Färbung dieser Systeme und zumal der späteren ganz unverständlich sind, einen größeren Spielraum zu gestalten.

Die Richtigkeit dieser Auffassung kann sich nur bestätigen, wenn wir auch die Wendung, welche der gnostische Dualismus nahm, etwas schärfer beleuchten. Es ist schon bemerkt worden, daß auch dieser sein spezifisch gnostisches Merkmal ist; einmal findet er sich gar nicht in allen gnostischen Systemen und zum Andern kommt er auch außerhalb des Gnosticismus vor. Außer dem Briefe des Barnabas, der für die voragnostische Zeit das klassische Beispiel einer doctischen Christologie bildet, verräth wie bekannt auch Clemens von Alexandrien eine ziemliche Hineinigung zum Docticismus, und selbst Irenäus streift, wenigstens nach der einen Seite seiner Lehre hin, da, wo er mit den Väterpassionen sich berührt, hart genug an eine ähnliche Vorstellungswelt. Aber der Unterschied ist, daß nur die Gnostiker es gewagt haben, diesen Docticismus unerschützt und im directen Gegensatz gegen das gemeinchristliche Bewußtsein aufzuprechen. Was sich im Urchristenthume von doctischen Vorstellungen findet, sind freilich Nichts als die Prämissen, aus welchen die Gnostiker die völlig richtigen Consequenzen zogen; aber jener älteste Docticismus, allein aus dem Streben, die Gottheit Christi festzustellen, hervorgegangen, ist noch durchaus naiv und unreflektirt, man ist sich der darin enthaltenen Gefahr für die Realität des geschichtlichen Erlösungswerkes noch gar nicht bewußt. Bei den späteren Kirchenlehrern aber, wie namentlich bei Clemens, wo dieses Bewußtsein im Gegensatz zu den Gnostikern längst sich entwickelt hatte, kämpft die christliche Grundanschauung von dem wahrhaft menschlichen Erlöser einen ununterbrochenen Kampf mit der dieselbe eigentlich aufhebenden, philosophischen Voraussetzung, und man kann daher von Clemens mit demselben Rechte behaupten, daß seine Lehre doctisch sei, wie daß sie es nicht sei. Nur um so bezeichnender ist es daher, daß der nächste Schritt, den die alexandrinische Speculation über Clemens hinaus in Irenäus that, vor Allem darauf Bedacht nahm, die wahre Menschheit des Erlösers sicherzustellen, und zwischen dem ewigen Logos und der menschlichen Seele Christi zu scheiden, die zwar mit dem Logos zu unentrinnbarer Einheit zusammengegangen sei, aber nur durch freien Entschluß und heilige Liebe. In der wesentlich realistischen Grundanschauung des Irenäus endlich ist der Docticismus überhaupt nur noch ein verschwindendes Moment, und so wenig es auch bei ihm schon zu einer allseitigen, speculativen Verwerbung der doctischen Anschauung des Erlösers gekommen ist, so entschieden will doch Irenäus Christum als vollen wahren Menschen gedacht wissen. Daß der Gnosticismus in diesem Punkte eine wesentlich andere Stellung einnimmt, trotzdem daß eine doctische Christologie gar kein notwendiges Merkmal dieser Systeme ist, dies kann wieder nur, wie bereits gesagt wurde, aus dem Gesamtverhältnisse ihrer Gnoëis zur gemeinchristlichen Praxis abgeleitet werden. Daß aber

diese zunächst nur im Allgemeinen aufgewiesene Möglichkeit deselbstigen Meinungen in den meisten der ausgebildeten Systeme zur Wirklichkeit werde, erklärt sich allerdings aus jenem unter außerchristlichen Einflüssen immer stärker ausgeprägten Gegensatz zwischen Geist und Materie. Weil die Geisteswelt mit der Materie nicht in unmittelbare Berührung treten kann, so vermag auch der feiner Substanz nach pneumatische Christus nicht in einem materiellen Leibe zu erscheinen, folglich auch nicht die Affektionen der Materie zu theilen.

Sind einmal die Wurzeln jenes Dualismus im inneren Wesen der *gnōsis* selbst, folglich auch die Möglichkeit des Eindringens fremder dualistischer Vorstellungen aufgewiesen, so tritt nun allerdings für die Forschung das Recht ein, die Mängel in den Quellen dieser fremden Elemente näher nachzuspüren. Nur möchte auch hier der Beweis noch strenger zu führen sein, daß diese Aufnahme außerchristlicher Ideen ebenso wenig wie etwa in der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie so ganz ohne Auswahl und Unterscheid erfolgt sei; ja selbst da, wo ganz entchieden heidnische Elemente vorliegen, sind dieselben nicht einfach herübergenommen, sondern in eigenthümlicher Weise umgearbeitet und weitergebildet.

Nirgends zeigt sich dies wol deutlicher als bei der Lehre vom Demiurgen. Die Trennung des unvollkommenen Schöpfers der Körperwelt und Beherrschers des Judenthums von dem rein geistigen, vollkommenen Gotte gehört so sehr zu den allen gnostischen Systemen gemeinsamen Merkmalen, daß schon Weiske⁵¹⁾ und Schliemann⁵²⁾, zuletzt noch Hilgenfeld⁵³⁾ hierin die Grundlehre der Gnostiker gefunden haben, „aus welcher sich alle weiteren Eigenthümlichkeiten ihrer Weltansicht von selbst ergeben.“ Wirklich möchte sich wol keine Lehre der Gnostiker angeben lassen, welche so durchgängig in allen ihren Systemen sich wiederfände. Markion, der sonst durch die Freiheit seiner Anschauungen von mythologischen Bestandtheilen unter allen Gnostikern eine so hervorragende Ausnahme bildet, daß die meisten gewöhnlich zureichenden Kriterien auf ihn gar keine Anwendung leiden, hält dennoch die Lehre vom Demiurgen nicht nur fest, sondern sie tritt gerade bei der sonstigen, von den meisten Gnostikern abweichenden Anlage seines Systems nur um so bedeutsamer und schroffer hervor. Die Elementarischen Homilien dagegen, welche Baur als eine besondere Classe der Gnosis aufgeführt hat, sind von den meisten Forschern grade darum, weil sie die Trennung des Weltchöpfers vom höchsten Gotte nicht nur nicht kennen, sondern ausdrücklich bekämpfen, aus der Zahl der im engeren Sinne gnostischen Systeme ausgesondert worden. Baur hat dagegen erinnert, daß sie auch nach dem Systeme der Homilien nicht Gott unmittelbar, sondern die mit ihm als Seele stets verbundene Sophia das weltchöpferische Princip sei, durch welches

Gott aus sich hervorgeht und die Monas zur Dyas wird. Die Sophia werde daher ausdrücklich die demiurgische Hand Gottes genannt (*Hom. 16, 12* *ἡ δημιουργὸς τοῦ κόσμου* und der Unterschied der Sophia der Homilien von der der gnostischen Systeme wäre somit nur, daß sie nicht von Gott getrennt, sondern in dasselbe immanente Verhältniß zum Wesen Gottes gesetzt werde, in welchem auch die Materie zu ihm steht⁵⁴⁾). So richtig diese Bemerkungen sind, so fragt sich doch, ob nicht schon dieser von Baur zugegebene Unterschied ein so bedeutender sei, daß dadurch die Auscheidung des Elementarischen Systemes gefordert werde. Wenn nach der von Baur selbst angeführten Stelle *Hom. 18, 22* die beiden Begriffe Gott und Weltchöpfer für das religiöse Bewußtsein „schlechthin identisch“ sind, die Sophia aber das weltchöpferische Princip also nicht von Gott getrennt wird, sondern in einem immanenten Verhältnisse zu ihm steht, so folgt daraus grade, daß der Sinn, in welchem auch die Homilien wieder von einer demiurgischen Hand Gottes reden, eine wesentlich verschiedene Vorstellung einführt als der gnostische Begriff des Demiurgen. Wenn die Elementarinen auch die Monas zur Dyas sich entschlössen lassen, so fällt ihnen doch wieder alles Gewicht so sehr auf die göttliche Monarchie, daß sie die gnostische Trennung des Demiurgen vom höchsten Gotte nur als eine Verletzung ihres monotheistischen Bewußtseins bekämpfen können. In der That ist nun auch die Art, in welcher sie die Sophia als weltchöpferisches Princip betrachten, von der jüdisch-alexandrinischen Anschauung nicht wesentlich verschieden. Auch für das Buch der Weisheit *Safo's*, welches hier bekanntlich auf noch ältere Vorgänge im palästinensischen Judenthume zurückweist, ist ja die göttliche Sophia nicht blos ausdrücklich das weltchöpferische Princip, sondern sie ist es eben auch in demselben Sinne, in welchem die Homilien ein Hervorgehen Gottes aus sich selbst, eine Entfaltung der Monas zur Dyas setzen. Gerade die Weiterbildung des Monotheismus selbst führte zu der Nothwendigkeit, zwischen dem in seinem Ansehen schlechthin jenseitigen Gotte und seiner Offenbarung durch seine weltchöpferische Weisheit zu scheiden. Es ist dies so bekannt, daß ein weiteres Erörtern dieses Punktes überflüssig wäre; da uns nun aber ganz dieselbe Anschauung in der Philonischen Logosidee und in der von den Apologeten und den Christlichen Alexandrinern auch ausdrücklich auf den göttlichen Logos selbst angewendete Unterscheidung eines *λόγος ὑποκόσμου* und *λόγος ἀποκόσμου* begegnet, so fragt sich nur um so mehr, worin denn nun das specifisch Gnostische der Homilien liegen soll. Es sind eben in demselben Sinne gnostisch als dies — um von den jüdischen Alexandrinern zu schweigen — die katholischen Alexandriner auch sind, und mit demselben Rechte, mit welchem Baur das System der Homilien unter die im engeren Sinne gnostischen Systeme stellt, müßte er es, wie schon Hilski

51) In der Recken von Baur's *Monas*, *Theol. Studien und Kritiken* 1837, I. S. 190. 52) *Elementarismen* S. 639 ff. 53) Die *Elementarischen Recognitionen und Homilien* S. 298 ff. *Neuplatonismus* S. 94 ff.

54) Das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte S. 219. Vergl. auch die Recken von Schliemann's *Verles Theol. Jahrb.* 1844. S. 681 ff.

demerkt hat“), mit dem des Clements von Alexandrien auch thun. So gewiß daher in jener Vorstellung von der demurgischen Sophia ein dem eigentlichen Gnosticismus verwandtes Element liegt, so gewiß reicht dieses zu der von Baur vorgezogenen Anordnung nicht aus. Das specifisch Gnostische der Homilien könnte daher nur darin liegen, daß „Gott auch nicht der eigentliche Regent der Welt ist, welcher der gnostische Demurg vorseht, sondern ein Wesen, das nach der einen Seite blu sogar noch in einem schärferen Gegensatz zu Gott steht als der Demurg Marcion's.“ Dieses dem Demurgen analoge Wesen wäre mit einem Worte der böse Weltherrscher, und das eigentlich Gnostische müßte in dem Dualismus gefunden werden, welcher die ganze Weltordnung in zwei Reiche, das gegenwärtige (linke) unter dem bösen Weltherrscher oder dem Teufel und das künftige (rechte) unter dem guten Weltherrscher Christus theilt. Aber auch dies ist nach dem früher Entwickelten so wenig ein specifisch gnostisches Element, daß hiernach so ziemlich alle Literaturproducte der beiden ersten Jahrhunderte unter dem Begriffe des Gnosticismus besaßt werden müßten“). Gerade die Hauptmerkmale des gnostischen Demurgens fehlen aber dem bösen Weltherrscher der Clementinen ganz, ebenso wie dem gemeinen altchristlichen Teufel; er ist weder Welterschöpfer noch Zügelgott. Baur selbst muß sich schließlich fragen, worin zuletzt noch der eigentlich gnostische Charakter der Clementinischen Homilien bestehe, und das Letzte, woraus er hinauskommt, ist der die Weltentwicklung bedingende Gegensatz einer männlichen und weiblichen Prophetie“). Unstreitig liegt hierin ein gnostisches Element, das aber, wie Ritschl mit vollem Rechte gezeigt hat“), gerade dadurch im antignostischen Sinne verwerthet wird, „daß der Dualismus den Marcion zwischen dem alten und dem neuen Testamente feststellt, von den Homilien in dem alten Testamente selbst nachgewiesen wurde.“ Allerdings weiß schon die Unterscheidung echter und unechter Bestandtheile im alten Testament auf ein ziemlich enges Verwandtschaftsverhältniß zur Gnosis hin; da aber ähnliche kritische Operationen schon bei den Essenern vorausgelegt werden müssen, so könnte man sich auf die Vergleichsweise höchstens als auf eine eigenthümlich gnostische Form dieser Anschauung berufen. Wirklich kann diese weder auf rein jüdischem, noch auf rein christlichem Boden erwachsen sein, sondern führt in ganz ähnlicher Weise, wie dies bei der Gnosis der Fall ist, auf das Eindringen heidnischer Einflüsse. Da jedoch die Substanz des mit dem Christenthume identischen Judenthums auf den höchsten Gott selbst zurückgeführt wird, so wird schon hiermit ein von den übrigen Systemen principiell abweichender Charakter der Clementinischen Homilien verbürgt“). Die letzte Ent-

scheidung kann wieder nur in der Verhältnißbestimmung zwischen *nótos* und *prótos* liegen, und grade diese entscheidet gegen die Einreihung der Homilien in die Reihe der eigentlich gnostischen Systeme. Die *nótos* der Homilien ist freilich nicht die katholische des alexandrinischen Clements, aber auf ihrem jüdisch-christlichen Standpunkte halten sie die historisch-praktische Substanz des christlichen Gemeinbewußtseins nicht minder fest, und das Gnostische an ihnen ist ebenso wie bei Clements theils aus dem allgemeinen, speculativen Zeitbedürfnisse überhaupt, theils aus der bei der Polemik gegen die Gnostiker nur einmal unvermeidlichen Rückwirkung derselben zu erklären.

Auf der andern Seite muß man freilich zugestehen, daß auch jenes von uns aufgestellte Kriterium des eigentlichen Gnosticismus wenigstens für die Anfangs- und Endpunkte der gnostischen Bewegung immer nur einen fließenden Unterschied gekannt. Die Gnosis als geschichtliche Erscheinung stellt erst in ihrem weiteren Verlaufe alle in ihrem Begriffe liegenden Momente vollkommen heraus, und so wenig jener Gegensatz der *prótos* zur *nótos* gleich von Vorherrin in seiner ganzen Schärfe hervortrat, so wenig hat es auch in der Folgezeit an Annäherungsvorlesungen der Gnosis an das kirchliche Glaubensprincip gefehlt. Es wird sich vielmehr zeigen, daß die Gnosis auf jener tiefen Höhe der Speculation, die sie namentlich im Valentinianischen Systeme erreichte, nicht bleibend verharren konnte, sondern vielmehr im letzten Stadium ihrer Entwicklung auch den ethisch-praktischen Interessen größere Rechnung trug. In dem Maße, als dieses geschieht, mildert sich auch der Gegensatz zwischen Wissenden und Glaubenden, Gnostikern und Bistakern wieder, bis die Gnosis zuletzt auf den Punkt kommt, an sich selbst zu verweisen. Natürlich ist mit der allmählichen Ueberwindung jenes Gegensatzes auch ein allmähliches Wiedereinklingen der Gnosis in die katholische Weltanschauung gegeben, und es möchte schwer zu sagen sein, worin denn z. B. ein Marcionit von der Richtung des Apelles sich noch specifisch von einem Clements oder Origenes unterschied. Auch die katholische Glaubensregel richtet hier keine Schreibwand auf, da z. B. Apelles dieselbe ihrem wehrlichen Inhalte nach ebenfalls unterschreiben konnte. In sofern man also den Gesichtspunkt erweitert, und auch noch die Theologie der katholischen Alexandriner in die Kette der gnostischen Erscheinungen mit aufnehmen will, läßt sich freilich auch gegen die Herabziehung der Clementinischen Homilien Nichts einwenden, nur müßten wir freilich unternommen darauf bestehen, daß auch dieses merkwürdige Denkmal des kirchlichen Alterthums ebenfalls nur in demselben

55) Entstehung der altkatholischen Kirche, 1. Aufl. S. 217.
56) Ritschl, Entstehung der altkatholischen Kirche, 1. Aufl. a. a. D. 57) a. a. D. S. 220 ff. 58) a. a. D. S. 218 ff. 59) Vergl. auch Hilgenfeld, Clementinische Recognitionen S. 209. Nur einem Argumente Hilgenfeld's müssen wir hier entgegenstellen. Indem er das allgemeine Wesen der Gnosis in die Annahme eines tieferen geistigen Sinnes der Christ auf dem doppelbäutigen,

alle in die Anwendung der allegorischen Auslegung setzt, zieht er hieraus den Schluß, daß das System der Homilien schon darum, weil es die allegorische Auslegung nicht kenne, principiell von der Gnosis abweiche. Aber die Allegorie ist nur die vornehmte Form, in welcher die Gnosis im allgemeinen Sinne des Wortes ihre Auseinandersetzung mit dem noch immer als göttlich festgehaltenen Autoritäten vollzieht; wenn die Clementinen daher ganz ähnlich wie Marcion, an ihre Stelle vielmehr die Anschauung, rather and unechter Bestandtheile setzen, so kommt dies, wie oben gezeigt worden ist, der Sache nach völlig auf dasselbe hinaus.

Sinne mit herbeigezogen werde, als es z. B. in dem Baur'schen Werke mit dem alexandrinischen Clemens geschehen ist. Da aber so betrachtet die Geschichte der Gnosis überhaupt kein Ende hat, so muß man dann auch mit Baur bis auf die neuesten Zeiten herabgehen. Will man aber die Betrachtung auf jenen bestimmten Kreis von geschichtlichen Erscheinungen, die den Namen der gnostischen Systeme führen, beschränken, so läßt sich bei aller Anerkennung des Richtigenden, welches von dem Begriffe einer geschichtlichen Bewegung überhaupt unabtrennbar ist, die Grenzlinie lediglich da ziehen, wo entweder die gnostische Speculation oder die positiv kirchliche Lehrsubstanz der Ausgangspunkt der Bewegung ist. So kommt z. B. das Markianitische System, welches nur als eine Weiterbildung der echt gnostischen Anschauungen Gerdons betrachtet werden kann, noch innerhalb des Bereiches des Gnosticismus zu stehen, trotz der für Markion's Person so mächtig überwiegenden ethischen Interessen; umgekehrt gehörten die Clementinischen Homilien, die von dem ethisch-praktischen Standpunkte des Judenthums ausgehen, und nur als ein notwendiges Moment in der Geschichte des jüdisch-christlichen Bewusstseins begriffen werden können, nicht mehr in diese Reihe, unbeschadet des stiegenden Unterschiedes, der auf speculativem Gebiete zwischen ihnen und dem so eifrig von ihnen bekämpften Markionismus besteht.

Sind aber die Clementinischen Homilien aus der Reihe der eigentlich gnostischen Systeme auszuschließen, so verdient der Umstand nun so größere Beachtung, daß nun die Trennung des Weltgeschöpfers vom höchsten Gotte „in der Weise, wie man sie gewöhnlich nimmt,“ wirklich als „das Hauptcriterium der Gnosis“ angesehen werden zu müssen scheint.

Es gibt in der That kein einziges gnostisches System, in welchem die Schöpfung der Körperwelt und die Geseggebung der Juden unmittelbar als Werk und Willensausdruck des höchsten Gottes betrachtet würde; es fragt sich nur auch hier wieder vor Allem, worin der tiefere Grund dieser Erscheinung zu suchen sei. Hilgenfeld erkennt nun, wie schon früher bemerkt, in der Trennung des Judenthums vom höchsten Gotte der Christen, den metaphysischen Ausdruck für das Neue und Absolute der christlichen Religion“) und auch Baur selbst hat seine Ursache gefunden, gegen diese Begriffsbestimmung etwas Wesentliches einzuwenden“). Auch nach derjenigen Auffassung der Gnosis, welche wir im Vorherigen vertreten haben, liegt gerade in der absoluten Bedeutung, welche die Gnostiker dem Christenthume als allgemeinem Weltprincipale anwiesen, „der nächste Fortschritt der christlichen Lehrentwicklung nach den Gegensätzen der apostolischen Zeit,“ und wir müßten es bei dem ganzen Gange, welchen diese Entwicklung genommen hat, gradezu als notwendig setzen, daß, wie schon in der apostolischen Zeit die Auseinanderlegung mit dem Judenthume das eigentlich treibende Moment in allen weiteren Wendungen war, so auch der nächste, umfassendere Fortschritt über die

wesentlich heilsgeschichtliche Betrachtungsweise der apostolischen Zeit hinaus, zu einer weltgeschichtlichen Begründung des christlichen Principes, von eben jener Auseinanderlegung mit dem Judenthume seinen Ausgangspunkt nahm. Hiermit stimmt, was schon Hilgenfeld bemerkt, vollkommen zusammen, daß bereits der erste bekannte Gnostiker, Kerinth, jene Abtrennung des Geseggebers der Juden vom höchsten Gotte vollzogen hat, indem er dem Ersteren seinen Platz unter den weltgeschöpflichen Engeln anwies. Wesentlich dieselbe Stellung hat der Jubengott noch bei Saturnin“) und bei den Dphiliten des Trendelenburg, nur daß diese Systeme auch den übrigen „Sterngeistern,“ den Genossen des Geseggebers einen Antheil an der alttestamentlichen Prophetie zugeschieben. Die Namen der Dphilitischen Sterngeister oder weltgeschöpflichen Engel sind, so weit wir sie bis jetzt zu entziffern vermochten, alttestamentliche Gottesnamen, ja aus einer Vergleichung mit dem, was Epiph. Haer. 26 von den *Enochianen* oder *Agnoziastis* berichtet, erhellt, daß selbst der im specifischen Sinne als Jubengott vorgestellte Engel nur von einem Theile der „Gnostiker,“ v. h. eben der Dphiliten, als Jaldabaoth, von Anderen dagegen als Sabaoth bezeichnet wird, und es fragt sich noch sehr, welche Ansicht die ältere war. Auch darüber ist durch die Forschungen von Baur und Hilgenfeld schon hinreichendes Licht verbreitet, wie es kam, daß der Weltgeschöpfer und der Gott der Juden für die Gnostiker zwei aus Ununtrennlichkeit verbundene Begriffe waren; diese Identität nahm man eben einfach aus dem alten Testamente. War einmal die Abtrennung des höchsten Gottes vom Geseggeber der Juden vollzogen, so konnte die Schöpfung der Körperwelt nur demjenigen zugeschrieben werden, der nach der alttestamentlichen Grundanschauung gerade in der Welterschöpfung seine Macht am herrlichsten offenbart hatte.

Die Mittheilungen der Philosophumena (V, 22 sq.) setzen uns nun in den Stand, die gnostische Idee von Demurgien bis in ihre frühesten Stadien zurückzuführen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das von dem Gnostiker Justin so hochgehaltene Buch Baruch, wenn es auch selbst erst nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden sein kann, dennoch in allen seinen Grundanschauungen eine der ältesten, wo nicht die allerälteste der und jetzt bekannten Gestalten der Gnosis darstellt. Auch diese Schrift kennt einen, vom höchsten Gotte unterschiedenen Demurgien, der, wie schon der Name Elohim verräth, kein anderer zu sein scheint, als der Gott des alten Testaments. Aber Elohim ist hier nicht wie bei Kerinth zu einem der weltgeschöpflichen Engel herabgedrückt, sondern er steht noch ganz in alttestamentlicher Weise als Herr und Vater über den Engeln. Die *patres* *angeloi* sind seine Geschöpfe, sie bilden in seinem Auftrage und seinen Absichten gemäß den Menschen aus den feinsten Erdenstoffen, während aus den gröberen Thiere und Pflanzen entstehen, und einer aus ihrer Mitte, der Engel Baruch, wird dem durch die bösen psychischen

60) Urchristenthum S. 100.

61) Ebb. Schule 2. Aufl. S. 53.

62) Epiph. Haer. 23, 2. Iren. I, 24, 1. Moss. and darnach Phil. VI, 23. 63) Iren. I, 30, 5 seq.

Engel bedrängten Menschengeschlecht vom Vater zu Hilfe gesandt, um ihnen die göttliche Wahrheit zu offenbaren. Baruch redet so im Auftrage des Vaters zu Noë, zu den Propheten und zuletzt zu Jesus, dem Sohne Joseph's und der Maria. Noë und die Propheten hatten nämlich, durch die bösen Engel beibehört, die ihnen gewordene Offenbarung immer wieder verfaßlet; Jesus allein bleibt standhaft allen Versuchungen gegenüber, verkündigt die göttliche Wahrheit rein, und wird dafür gekreuzigt. Das Wirkwürdige und von den sämtlichen übrigen Systemen Abweichende ist hierbei, daß das Christenthum, ganz ähnlich wie in den Clementinischen Homilien, mit dem wahren Judenthume identifiziert, und demgemäß zwischen echten und unechten Bestandtheilen des ersten, zwischen einer wahren und einer falschen, einer männlichen und einer weiblichen Prophetie geschieden wird. Hiermit hängt zusammen, daß die christliche Offenbarung selbst so wenig als eine über den Standpunkt des Demüthigen hinausgehende betrachtet wird, daß es vielmehr dieser selbst ist, welcher wie im alten, so im neuen Testamente die Vollkraft von dem *ἀγὰρὸς θεός* durch seinen Engel Baruch verfügbaren läßt. Der Demüthige ist nämlich selbst seinem Wesen nach pneumatisch, ist *ἀσπύρωτος καὶ ἁγύρωτος καὶ ἀάπατος*, er haucht dem Menschen das *πνεῦμα* ein, und erhebt sich nach vollendeter Schöpfung zur Rechten des guten Gottes, um diesen niemals wieder zu verlassen. Alle diese Anschauungen weichen in solchem Grade von den gewöhnlichen gnostischen Ideen ab, daß man versucht sein könnte, die Lehre des Buches Baruch, ebenso wie die der so nahe verwandten Clementinischen Homilien überhaupt aus dem Kreise der eigentlichen Gnosis zu sondern. Man könnte, zumal um der auf den Elobim angewandten Stelle Rf. 109, 1 willen, auf die Vermuthung kommen, daß Elobim hier in ein ganz ähnliches Verhältniß zu dem höchsten Gotte gesetzt sei, wie die Sophia der Clementinen und der Logos des alexandrinischen Clements. Dennoch ist auf der anderen Seite die Art, wie das Buch Baruch das Verhältniß des Elobim theils zu dem guten Gotte, theils zur Ehem bestimmt, schon eine so ernsthafte Bedrohung des jüdisch-christlichen Monothelismus durch heidnisch-mythologische Elemente, daß man aus denselben Grunde, welcher die Clementinen aus den eigentlichen gnostischen Systemen auszuweisen nöthigte, die Lehre des Buches Baruch denselben zuweisen muß. Elobim ist durchaus nicht, wie die Sophia der Clementinen, in ein immanentes Verhältniß zu Gott gesetzt, sondern er steht demselben Anfangs so fern, daß er gerade so wie der Demüthige der übrigen Gnostiker von dem über ihm stehenden höchsten Gotte gar keine Kenntnis hat. Es ist mit einem Worte ein zwar pneumatisches, aber doch an Macht und Einsicht beschränktes Wesen. Eine tiefere Stufe der Vollkommenheit wird schon dadurch bezeichnet, daß er nicht wie der *ἀγὰρὸς θεός* über jeder Berührung mit der Körperwelt erhaben ist, sondern umgeben Anfanglich im ehelichen Bunde und in schönster Harmonie mit Ehem, der mythologische Personification der Erde, die Schöpfung der Engel und der Menschen vollbringt. Noë,

analoger dem eigentlichen Gnosticismus ist die Art, wie er zur Rechten des guten Gottes erhoben wird. Elobim, von Natur *ἀνθρωπος*, mit einem Zuge nach der oberen Welt begabt, erhebt sich nach vollbrachter Welterschöpfung mit seinen Engeln in die höheren Regionen, um zu sehen, daß Nichts fehle. Er kommt an die Grenze über den Himmel, schaut plötzlich ein besseres Licht, als er gebildet hat und spricht: „Nacht mir die Pforten auf, damit eintretend ich den Herrn besenne; denn ich glaube selbst der Herr zu sein.“ Eine Stimme von Oben ruft: „das ist die Thür des Herrn, Gerechte geben durch sie ein;“ sofort öffnet sich die Thür, der Vater geht zu dem guten Gotte ein und sieht, *ὡ ἐσθλούς οὐκ εἶδε καὶ οὐκ οὐκ ἦσαν αὐτὸν καὶ ἐν καρδίᾳ ἀνθρώπων οὐκ ἔβλεψεν*. Da spricht zu ihm *ὁ ἀγὰρὸς*: „Setze dich zu meiner Rechten.“ Der Vater will vorher nochmals in die von ihm geschaffene Welt zurückkehren, um sein dort gebundenes *πνεῦμα* (die dem Menschen eingehauchte pneumatische Substanz) in Empfang zu nehmen; der gute Gott hindert ihn jedoch daran, weil Elobim, nachdem er einmal zu ihm gekommen sei, nichts Liebes thun könne. Da die Welt in Uebereinstimmung von Elobim und Ehem geschaffen sei, so möge die Letztere die Creatur befehlen, so lange sie wolle, Elobim aber bei ihm bleiben. Ehem, von Betrübnis ergriffen, daß Elobim sie verlassen hat, umgibt sich mit ihren Engeln (den *πνῶσι μυρίοις ἁγγέλων*) und schmüdt sich, so herrlich sie es vermag, um Elobim aufs Neue mit Begierde nach ihr zu entflammen. Wie dieser trotzdem nicht wieder herab zu ihr kommt, gebietet sie dem ersten ihrer Engel, der *Βάβελ* oder Aphrodité, Ehedruch und Ehrenerennung unter den Menschen anzustellen, damit, wie sie von Elobim getrennt ist, auch das von Elobim geschaffene *πνεῦμα* in dem Menschen durch solche *καταβολαὶ* betrübt werde, und Rehnliches leide, wie sie selbst in ihrer Verlassenheit. Es gibt ferner ihrem dritten Engel Raas (*ῥαας*, *ῥαας*) große Macht, das *πνεῦμα* Elobim's mit allen möglichen Strafen zu verfolgen, damit dadurch Elobim selbst gekrafft werde, welcher verträgniswidrig seine *ἀξίωμα* verliert. Wie der Vater dies sieht, sendet er den Baruch, seinen dritten Engel, den Menschen zu Hilfe. Baruch tritt in die Mitte der *μυρίοις ἁγγέλων*, in die Mitte des Paradieses, und verbietet den Menschen vom Baume der Erkenntnis zu essen, während ihnen der Genuß aller übrigen Baumfrüchte gestattet sein soll, d. h. die Menschen erhalten die Anweisung, allen anderen eifig Engeln der Ehem zu gehorchen, denn sie haben zwar *νάειν*, aber keine *ναπαύσις*, dem Raas aber sollen sie nicht gehorchen, denn er ist *παράνομος*. Die Menschen gehorchen aber nicht und lassen sich von Raas zu allerlei *καταβολαί* verleiten; mit Eoa treibt er Ehedruch, mit Adm Baderastie. So kommt das Böse und das Uebel in die Welt, dessen mittelbarer Urheber der Vater ist, sofern seine Entsehung von Ehem diese ganz unheilvolle Wendung veranlaßt hat; andererseits ist er es aber wieder, der durch sein Hinauffeigen zum *ἀγὰρὸς* allen denen, welche hinauffeigen wollen, den Weg zeigt.

Diese ganze Darstellung ist offenbar ganz im Geiste

der sonstigen gnostischen Mythologien gehalten. Die Erhebung Elohim's zum *ἀρχὴς* nimmt hier einen ähnlichen Platz ein, wie anderwärts die Beförderung des Demiurgen. Wie der Demiurg anderer Systeme hat er Anfangs keine Wohnung von der höheren Gottheit, das Licht, aus welchem er die Menschen gebildet hat, ist ein geringeres als das Licht der oberen Welt, d. h. er ist allerdings pneumatischen Wesens, steht aber doch an Vollkommenheit unter dem *ἀρχὴς*. Wie der Demiurg Valentin's und der Basilidianer unterwirft er sich, sobald er zur besseren Erkenntnis gekommen ist, freiwillig der höheren Ordnung und wird nun ihr dienendes Werkzeug, um alles Pneumatische zu befreien und in das Reich des guten Gottes einzuführen. Näher sich Elohim in dieser Beziehung der Stellung, welche bei den Valentinianern und Basilidianern der Eoter einnimmt, so bietet andererseits die Geschichte seiner Erhebung eine Parallele zu der Wiederbringung der Adamoth. Seine Beschränktheit ist ebenso wie sein Aufenthalt unter dem Reichthum nur eine zeitweilige; wie er von Haus aus den Trieb nach Oben hat, so kommt er, nachdem seine Unwissenheit von ihm genommen und das obere Licht ihm offenbart worden war, durch ein freiwilliges, der Buße und der *ἀναγνώσις* der Sophia entsprechendes Bekenntnis zum *ἀρχὴς* unmittelbar ins Reichthum zur Rechten des Guten, bleibt also nicht wie der Valentinianische Demiurg am Orte der Mitte. Das Wichtigste aber ist, daß auch seine Erhebung ganz wie in den übrigen Systemen durch die Mittheilung der *γνῶσις* oder durch die Einweisung in die oberen Mysterien vermittelt erscheint. Er schwört daher, als er zum *ἀρχὴς* kommt, diesem als dem Herrn über Alles einen Eid, wozin er gelobt, die Mysterien zu bewahren, sie Niemandem (d. h. Keinem, der nicht pneumatischen Wesens und daher selbst zum Empfange der *γνῶσις* befähigt ist) zu verrathen und sich nicht von dem Guten zurückzuwenden zur Creatur. Es erhebt hieraus, daß die Erhebung des Elohim, ganz ebenso wie die Rückkehr der Adamoth eine typische Darstellung ist für die Wiederbringung des irdischen Seines zum Unendlichen. Im ursprünglichen Verkehre mit der Materie kennt der Geist seine höhere Bestimmung nicht, als endlicher Geist ist er an Macht und Einsicht beschränkt; der eigentliche Wendepunkt seiner Entwicklung ist also der, wo ihm das Bewusstsein des Unendlichen, mit dem er an sich schon eins war, erwacht. Daher ist denn die Rückkehr aller pneumatischen Seelen Nichts als derselbe im Verlaufe der Weltgeschichte sich vollziehende Proceß, Elohim ist der Ererklörte und der Erlöser zugleich, daher alle Pneumatiker bei ihrer Einweisung in die Mysterien des *ἀρχὴς* denselben Eid schwören müssen wie Elohim, und dann ebenso wie er schauen werden: „Was sein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in seines Menschen Sinn gekommen ist.“

So deutlich sich in dem Allen der echt gnostische Charakter des Esotismus verräth, so schwierig ist die Frage, wie das Buch Baruch überhaupt zu seinem Demiurgen kommt. Aus dem Bisherigen erhellt, daß Elohim zwar als Weltgeschöpfer und Geschgeber vom höchsten Gotte

gefordert wird, da er aber zugleich die an Jesus ergebende Offenbarung vermittelt, und da diese Offenbarung seine andere ist, als die, welche er schon Moise und den Propheten hat verkündigen lassen, so folgt, daß wenigstens hier der Demiurg nicht der metaphysische Ausdruck sein kann für das Aene und Absolute der christlichen Religion.

Dieses Ergebnis ist um so überraschender, da die Lehre des Buchs Baruch, wenn wir von einigen für die Grundanschauung des Ganzen völlig bedeutungslosen Zusätzen und Erweiterungen aus der Zeit nach Markion absehen, nicht als eine spätere Winkung des ausgebildeten Gnosticismus mit dem Judenthumsathume betrachtet werden kann. Das Buch bezeichnet vielmehr den Uebergang des Judenthums zum christlichen Gnosticismus. Die Idee des Demiurgen kann also, wenn wir nach ihrer letzten Ursprünge fragen, nicht im antijüdischen Interesse in die Gnostik aufgenommen worden sein, was offenbar nach der Hilgenfeld'schen Ansicht der Fall sein würde. So gewiss der Demiurg ein allgemein gnostisches Kriterium ist, so gewiss hat dieses Kriterium nicht schon von Anfang an den Sinn einer Trennung der beiden Götter des alten und des neuen Testaments. Wir hätten hierdurch nun auch die historische Befestigung dessen gewonnen, was wir schon oben (S. 234) aus inneren Gründen der Ableitung Hilgenfeld's entgegenstellen mußten. Andererseits kann aber auch nun erst recht seine Richtigkeit davon sein, den gnostischen Demiurgen aus dem Platonischen abzuleiten, wenn auch der Name *δημιουργός*, welcher bekanntlich weit später ist als die Sache selbst, am einfachsten aus dem Einflusse des Platonismus sich erklären wird⁶⁴).

Dagegen zeigt sich auf den ersten Blick, daß in demselben Maße, als wir in die ursprüngliche Gestalt dieses räthselhaften Demiurgen eindringen, auch die Kluft sich schließt, welche den Schöpfer und Geschgeber des alten Testaments von dem über Alles seienden Gotte trennt. Er steht nicht als Vertreter des physischen, von Natur zu höherer Entwicklung unfähigen Principes unter dem pneumatischen, seine Geschgebung ist daher auch so wenig eine unvollkommene, dem Untergange bestimmte, daß sie nur von aneignen Zustaten gereinigt zu werden braucht, um zur Erlösung der pneumatischen Seelen völlig auszureichen. Wie der Zudengott und der Christengott, so sind Judenthum und Christenthum wesentlich eins, Elohim ist in beiden Religionen nur das Organ eines höheren Willens, und wie er Jesus den *ἀρχὴς* offenbaren läßt, so hat er dieselbe Verkündigung schon an Moise und die Propheten gerichtet. Es ist hier der Punkt, wo sich die Idee des Demiurgen an bereits ältere Vorgänge im Judenthume anschließt. Hilgenfeld weiß ganz richtig auf die nicht bloß aus dem neuen Testamente, sondern auch im Judenthume selbst nachweisbare Vor-

64) Wenn Theodoret. Haer. fab. II, 4 schon von Arietich' sagt: οὐκ ἄνθρωπος (ὅν τινος ἑλίου θεῶν) εἶναι τοῦ ὑψίστου δημιουργόν, ἀλλὰ θυνάμειος τινος πνευματικῆς, so hat er den ihm sonst geläufigen Ausdruck *δημιουργός* auf eigene Weise gewandelt. Die Bezeichnung läßt sich von Valentin, dem Platoniker, in seinem gnostischen Esotisme nachweisen.

stellung hin, daß die Mosaische Gesetzgebung nicht unmittelbar vom höchsten Gotte, sondern in seinem Auftrage von Engeln vollzogen worden sei (Gal. 3, 19. Hebr. 2, 2. Act. 7, 53. Jos. Antt. XV, 5, 3, vergl. Deut. 33, 2. LXX.)⁶⁵⁾ und dieselbe vermittelnde Thätigkeit wurde den Engeln nach jüdischer Anschauung auch schon bei der Welterschöpfung zugeschrieben, vergl. Philo, De opificio mundi 1, 46. 48. 49. Der Grund, warum man die Engel bei der Welterschöpfung und Gesetzgebung als Werkzeuge des göttlichen Willens dachte, ist eben kein anderer, als die gesteigerte monotheistische Anschauung von der Erhabenheit Gottes über die Körperwelt, und die ganze Idee ist also wesentlich auf demselben Boden erwachsen, wie die Theologumenen von der göttlichen Weisheit und dem göttlichen Logos, dem göttlichen Machtworte (דבר) und der göttlichen Herrlichkeit (כבוד). Diese gemeinsamen Grundlagen müssen wir auch für die Lehre vom Demiurgen festhalten. Während nun aber Hilgenfeld nur durch einen Sprung, der grade auf judenchristlichem Boden schlechthin unerklärbar ist, von diesen jüdischen Vorstellungen zu der gnostischen Unterscheidung der beiden Götter des alten und des neuen Testaments gelangt, findet sich in dem Demiurgen des Buches Baruch das Mittelglied. Derselbe ist zwar der Gesetzgeber, aber darum doch durchaus noch nicht der Inbegriff, wie schon der Dämonische Jaldabaoth; nachdem einmal die anfängliche Unwissenheit von ihm genommen ist, beansprucht er durchaus nicht, als höchster Gott und Vater verehrt zu werden, sondern wird ein dienendes Werkzeug des höchsten Gottes. Letzteres thut nun zwar der Valentinianische und Basilidianische Demiurg ebenfalls, aber der Unterschied ist, daß er erst durch Christus zu dieser Erkenntnis kommt, und auch dann nur mit einem beschränkten Wissen vorlieb nehmen muß, während hier der Demiurg gleich nach der Welterschöpfung zur vollkommenen γνώσις gelangt, und nun bei der Gesetzgebung des Moses, bei der Aussendung der Propheten, endlich bei der Vernunft Jesu von Nazareth durch seinen Engel Baruch die Offenbarung des höchsten Gottes sich entgegen sein läßt. Daß er aber selbst schon den hebräischen Gottesnamen Elohim empfängt, kann ursprünglich nur in dem Sinne gemeint gewesen sein, wie auch sonst in jüdischen und judenchristlichen Kreisen der Gottesname auf die Organe der göttlichen Wirksamkeit übertragen wird, sofern eben in ihnen Gott sich offenbart. Andererseits liegt aber auch die Möglichkeit nahe genug, wie es die für den strengen Monotheismus doch schon äußerst gefährliche Uebertragung hebräischer Gottesnamen auf Wesen, die doch immer Gott untergeordnet sind, die Verhellung sich anknüpfen konnte, daß der Jüngstgott selbst nur ein untergeordnetes Wesen sei. Offenbar war aber diese Vorstellung nicht länger mit einem judenchristlichen Standpunkte vereinbar, sondern konnte nur wie bei den Dämonen entweder von vornherein im antijüdischen Interesse aufgestellt werden, oder, was ziemlich auf

dasselbe hinausläuft, in eine durchaus antijüdische Betrachtung umschlagen.

Wird auch hierdurch das oben ausgesprochene Urtheil von der geschichtlichen Stellung des Buches Baruch als einer Uebergangsstufe von dem Judenchristentume zur Gnosis bestätigt, so muß dennoch die hier vorliegende Lehre ihrer ganzen Beschaffenheit nach durchaus schon den eigentlich gnostischen beigezählt werden, wofür wir nur auf das oben schon Entwickelte verweisen können. Den Ausschlag gibt, daß Elohim nur nach der einen Seite hin noch wie in den älteren jüdischen Vorstellungen von der Welterschöpfung und der Gesetzgebung als dienendes Organ der höchsten Gottheit erscheint, nach der anderen Seite aber bereits in echt gnostischer Weise eine mythologische Personifikation des ewigen und in dieser seiner Endlichkeit beschränkten Geistes ist, der sich des seinem Wesen widersprechenden Bandes mit der Erde zu entledigen strebt, aber erst durch die γνώσις zum Bewußtsein des Unendlichen und dadurch zugleich zur Erkenntnis seines eigenen, dem pneumatistischen Reiche angehörigen Wesens erwacht. Der Eintritt dieser speculativen Idee ist das eigentlich Neue in unserem Systeme, sie bietet ganz wie bei den späteren Gnostikern den Schlüssel zum philosophischen Verständnisse des Christenthums, gleichsam den gnostischen Augenpunkt, von welchem aus man erst im Stande ist, von der heilsgeschichtlichen Betrachtung zur religionsgeschichtlichen fortzuschreiten. Natürlich begann man auf judenchristlich diese neue christliche Philosophie noch nicht mit der scharfen Entzuegung der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Religion, sondern man suchte mit der absoluten Bedeutung des Christenthums zugleich seine Identität mit der echten, dem Moses und den Propheten gewordenen Offenbarung aufrecht zu erhalten. Da sich dies, wie schon die Entwicklung des apostolischen Zeitalters ahnen ließ, auf die Dauer als unmöglich erwies, so schritt man auf dem nächstfolgenden Stadium der Gnosis dazu fort, das Neue und Absolute der christlichen Religion im Gegensatz zum Judenthume zu behaupten, womit denn die Nothwendigkeit eines Hinausgehens über den beschränkten Boden der alttestamentlichen Geschichte und die allmähliche Erweiterung des Gesichtskreises auch auf die Betrachtung des Heidenthums von selbst gegeben war. Erst auf diesem bereits fortgeschrittenen Stadium der Gnosis kann daher der Demiurg das geworden sein, was er nach Hilgenfeld gleich von Anfang an für die Gnosis war, der metaphysische Ausdruck für das Neue und Absolute der christlichen Religion. Dagegen hat Hilgenfeld ganz Recht, wenn er diese Bedeutung schon für das aus Jrenäus und Epiphanius bekannte System der Dämonen in Anspruch nimmt, welches durch seinen noch ganz auf die Auseinandersetzung mit dem alten Testamente gerichteten Gedankenkreis sich als der nächste Schritt über die dem Buche Baruch zu Grunde liegende Lehre hinaus, also jedenfalls schon darum als eine im Vergleiche mit dem Valentinianischen Systeme frühere Gestalt der Gnosis charakterisirt. Auch darin hat Hilgenfeld völlig das Richtige gesehen, wenn er Aenander's Darstellung gegen-

65) Urchristenthum S. 100. Salazarbrief S. 166 fg. Regl. 242e, Jüdisch-Alexandrinische Religionsphilosophie II, 71 fg.

über den Begriff des Demiurgen und seines Verhältnisses zum höchsten Gott nicht als einen sich gleich bleibenden, sondern mehr Stadien durchlaufenden faßt⁶⁶⁾, nur daß es ihm noch nicht gelungen ist, diesen Entwicklungsengang schon völlig richtig zu bestimmen, was eben mit jenem anderen Irrthume zusammenhängt, daß ihm die Trennung der beiden Götter des alten und neuen Testaments selbst schon als das charakteristische Merkmal der eigentlich gnostischen Systeme erscheint.

Es wäre nun jedenfalls von der äußersten Wichtigkeit, wenn wir die Lehre Kerinth's genauer, als es bei der dormaligen Beschaffenheit unserer Quellen möglich ist, mit dem Buche Baruch vergleichen könnten. Nach Epiphanius (Haer. 28, 1) war er Judenthrist, und bleibt namentlich an der Beschneidung fest, während er die Autorität des Paulus verwirft (Haer. 28, 2—5); das Matthäusevangelium soll er theilweise anerkannt haben, namentlich wegen der Christi menschliche Abkunft bezeugenden Genealogie⁶⁷⁾. Hiermit stimmt nicht nur seine, von den Berichterstattern einstimmig gemeldete, Clementinische Christologie, nach welcher Jesus ein natürlich erzeugter Sohn Joseph's und der Maria war⁶⁸⁾, sondern auch seine sehr realistischen Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche, gegen die schon der römische Presbyter Caius polemisirte⁶⁹⁾. Wenn ihm Epiphanius (Haer. 28, 1) ein *νομοποιον τῶν ἰουδαίων ἀπὸ μίσεως* zuschreibt, so hat auch dieses gewiß seine völlige Richtigkeit. Vermuthlich unterschied er ebenso wie das Buch Baruch, das *Κόρυνα Μίσεως* und die daraus erwachsenden Clementinischen Recognitionen und Homilien, zwischen echten und unechten Bearbeitungen des alten Testaments, sonderte also wol namentlich die Bestimmungen über die blutigen Opfer aus. Führt diese Ansicht offenbar auf Offenbische Grundlagen zurück, so zeigt sich kein Gnosticismus nach allen Berichterstattern in der Trennung des Demiurgen vom höchsten Gott. Aber über das Weitere stimmen die Angaben nicht völlig mit einander überein. Nach Irenäus, den Pseudoorigenes hier buchstäblich ausgeschrieben hat, lebte er⁷⁰⁾, *ὅς τις τὸν αὐτὸν θεὸν γεννητὸν τὸν καίον, ἀλλ' ἐκὼς διὰ τὴν φύσιν τὴν αἰχμηστικὴν [καὶ ἀνυπόστατον] τῆς τοῦ θεοῦ οὐκ ἴσους ἔχοντος, καὶ ἀποστροφῆς τὸν ἐπὶ τὰς νόμους θεόν*. Ueber das Verhältniß dieses Iesu unter dem höchsten Gott stehenden Wesens zur jüdischen Gesetzgebung gibt Irenäus nichts Näheres an; nach dem, was er aber über die bei der Taufe ers folgende Herabkunft des „Christus“ auf Jesus und über

die damals erst eingetretene Verkündigung des *πατρὸς ἀποστόλου* berichtet⁷¹⁾, scheint geschlossen werden zu müssen, daß die weltgeschöpfertische *δύναμις* bis zu diesem Zeitpunkt in ihrer *δύναμι* verharre, wie denn der „Christus“ auch nicht vom Demiurgen, sondern *ἐκ τῆς οὐρίας τῆς ἀλάδης* gesandt worden. Hieraus würde sich ergeben, daß Kerinth den Demiurgen nicht in einem so engen Verhältnisse zum höchsten Gott gedacht haben kann als das Buch Baruch nach der obigen Darstellung seinen Glauben. Die Angaben des anonymen libellus adv. haereticos, des Epiphanius und Theodor, stimmen nun in dem blößen Berichteten mit Irenäus überein, außer daß sie statt von einer weltgeschöpfertischen *δύναμις* von mehreren sprechen⁷²⁾. Diese letzten *δύναμεις* werden vom libellus und von Epiphanius ausdrücklich als Engel bezeichnet, und beide fügen den Irenäus ergänzend hinzu, das Gesetz und die Propheten rührten von den weltgeschöpfertischen Engeln her, deren einer von Epiphanius noch speciell als der Berichterstatter, vom libellus als der Junggott bezeichnet wird⁷³⁾.

Dürfen wir nun die beiderseitigen Angaben mit einander combiniren, so wäre die weltgeschöpfertische Macht des Irenäus nur der oberste der bei der Welt schöpfung überhaupt theilhaftigen Engel, und jedenfalls derselbe, den Epiphanius als dem Gesetzgeber *κατ' ἐξουσίαν* auch bei diesem allen weltgeschöpfertischen Engeln gemeinsamen Werke den hervorragenden Antheil zuschreibt. Es käme diese Vorstellung im Wesentlichen mit der Lehre Saturnin's, sowie mit dem überein, was die Diphiten des Irenäus von Zaldabaos und den sechs unter ihm stehenden Archonten erzählen. Da auch die Propheten ihnen gemeinsam sein sollen, so wäre wol am einfachsten, an eine ähnliche Vertheilung der verschiedenen Propheten unter die verschiedenen Engel zu denken wie bei den Diphiten (Iren. Haer. 1, 30, 9 Mass.). Die jüdische Ansicht von den weltgeschöpfertischen und gesetzgebenden Engeln bildet auch hier offenbar die Grundlage; die Frage ist nur, in welches Verhältniß Kerinth dieselben zu dem unbekannten Vater gesetzt hat. Hierfür kann nicht

71) καὶ τότε ἀρχὴς (sc. τὸν Χριστὸν) τὸν ἡγούμενον (so ist nach dem lateinischen Texte statt *γενόμενον* zu lesen) πατέρα. 72) Theodoret. l. c.: *ἐκ δὲ τῶν, ἅντα μὲν εἰναι τὸν τὸν ἑλόν θεόν, οὐκ αὐτὸν δὲ τὸν τὸν αὐτοῦ δημιουργόν, ἀλλὰ ἐκαστὸς τῶν δημιουργόντων, καὶ πατέρα τῶν αὐτῶν ἀποστόλων*. Theodoret sieht sich also fast buchstäblich an die Ausführungen des Irenäus an, mit dem einzigen im Texte angegebenen Unterschiede. 73a) Libellus adv. omnia haer. l. c.: *post hunc (Christum) Cereus haereticus aspsit, similia docens*. Nam et ipse mundum institutum esse ab illis dicit (l. c. von den Engeln at virtutes distantes longe a superioribus virtutibus, ne se rectius dicit); Christum ex semine Joseph natum proponit, hominem illum tantummodo esse divinitate contendens, ipsam quoque legem ab angelis datam perhibens, Iudaeorum deum non dominum sed angelum promena. Epiph. Haer. 28, 1: *τὸν θεόν γὰρ τὸν προσηγορευμένον (τὸν Καρποκόριον) εἰς τὸν Χριστὸν ἀποστροφῆς ἐγγενῆς καὶ οὐτος, ἡ Μαρία καὶ ἡ ἐκπεριεσσομένη Ἰαχή, τὸν Χριστὸν γεννησάντων, καὶ τὸν κερὸν οὐλοῦν τὸν ἀγγέλων γεννησάντων*. — *οὐ μὲν δὲ οὐτος τὸν νόμον καὶ τὸν ἀποστόλων τὸν ἀγγέλων διδόντων, καὶ τὸν διδόντων νόμον ἵνα εἴναι τὸν ἀγγέλων τὸν τὸν κερὸν κερκοποιόν*.

66) Die Clementinischen Recognitionen S. 299. 67) Haer. 28, 6: *γενόμενος (sc. die Junggott Kerinth's) τὸν κατὰ Μάρτυρα θεωρητὸν ἀπὸ μίσεως καὶ οὐκ ἄλλο, ἀλλὰ ἐκ τῆς γεννηστικῆς τῆς θεογονίας καὶ τὴν πατρὸς μαρτυρίαν πληροφορεῖται ἀπὸ τοῦ ἐκγενήσαντος, καὶ τὸν ἡγούμενον θεόν, ἅντα μὲν εἰναι τὸν τὸν αὐτοῦ θεόν, οὐκ αὐτὸν δὲ τὸν τὸν αὐτοῦ δημιουργόν, ἀλλὰ ἐκαστὸς τῶν δημιουργόντων, καὶ πατέρα τῶν αὐτῶν ἀποστόλων*. 68) Iren. Haer. 1, 26, 1 Mass. Phil. VII, 33. Libell. adv. omnia haer. 3. Theodoret. Haer. fab. II, 3. 69) Gajus apud Euseb. H. E. III, 28. Bergl. Dionys. Aeg. libd. n. VII, 25 und nach Theodoret. l. c. 70) Wir geben den griechischen Text, wie er aus Pseudoorigenes sich herleiten läßt.

das System Saturnin's und noch weniger das der Ophiten maßgebend sein, da wir bei Kerinth auf alle Fälle ein noch höheres Stadium der Gnosis annehmen müssen. Hätte er freilich, wie der libellus berichtet, dem deus Judaoorum ausdrücklich für einen Engel erklärt, so läge schon bei ihm jene Unterscheidung der beiden Götter des alten und des neuen Testaments vor, welche den späteren gnostischen Systemen eigen ist. Aber grade diese Angabe müssen wir um des Judenthums willen ablehnen, weil also die Annahme, daß der Weltgeschöpfer und Geseßgeber — den der Berichtstatter im libellus auf eigene Hand so gradezu mit dem Judenthume identificirt — sammt den übrigen Engelmächten (zusammen wol sieben, wie bei Saturnin und den Ophiten) nur als dienendes Organ des höchsten Gottes behandelt habe. Der Unterschied Kerinth's von dem Bude Baruch läge also nur darin, daß jener auch den Weltgeschöpfer und Geseßgeber selbst mit den Engeln zusammenfaßte, während dieselben nach diesem selbst wieder seine Goten und Werkzeuge waren: eine Ansicht, die an sich eben so gut die ältere als die jüngere sein könnte. Für das Letztere scheint nun die oben besprochene Angabe des Irenäus zu entscheiden, daß die Mittheilung der *gnosis* erst durch den Christusgeist bei der Taufe Jesu erfolgt sei; da man aber dann zugleich annehmen müßte, daß der Demiurg sammt den übrigen Engeln physischer Natur, die Geseßgebung und die alttestamentliche Prophecie also nur eine unvollkommene, durch die christliche Gnosis befristete gewesen wäre, so käme man hierdurch abermals in Widerspruch mit dem glaubwürdig berichteten Judenthume Kerinth's. Will man also diesem Gnostiker nicht ohne Noth eine Inconsequenz aufbürden, die durch seine vorauszusetzende Scheidung echter und unrechter Bestandtheile des alten Testaments nur noch schreiender würde, so bleibt nur übrig, eine ähnliche Ungenauigkeit des Referates anzunehmen, wie wir sie schon oben in der Angabe argwohnen mußten, daß der „Christus“ bei der Taufe auf Jesus herabgekommen sei. Hiernach würde sich folgende Auffassung der Lehre Kerinth's ergeben. Die Welt ist von Engeln, von pneumatischen, aber endlich beschränkten und daher anfänglich in Unwissenheit über den höchsten *zuvor* *zuvor* besangenen Wesen, nach dem Willen des Regenten geschaffen, unter denen einer, der vielleicht auch Elohim hieß⁷³⁾, der oberste war. Im Auftrage des Vaters, zu dessen *gnosis* sie imwischen, ähnlich wie im Bude Baruch, gelangt sein mußten, sendte sie Rosen und die Propheten; aber die echte Lehre wird immer wieder verfälscht, bis sie endlich durch das *evangelion* des Menschen Jesus bei der Taufe auf Neue offenbart und von diesem nun endlich lauter verkündet wird. Nur bei dieser Auffassung möchte es gelingen, die Lehre Kerinth's von den inneren Widersprüchen zu befreien, in welche sie die um die feineren Unterschiede von späteren gnostischen Lehren wenig besümmerten Kirchenväter ver-

wandelt haben. Der Demiurg bezeichnete also auch bei Kerinth noch keineswegs „das Neue und Absolute der christlichen Religion“, vielmehr wäre seine Lehre der des Budes Baruch wesentlich verwandt.

Fassen wir die gewonnenen Ergebnisse nochmals zusammen, so entsprang die Idee des Demiurgen, wie sie zuerst in den gnostischen Systemen auftritt, ganz aus derselben Vergiftung des Gottesbegriffes, die schon im späteren Judenthume überall zur Einschlebung von Mittelformen zwischen Gott und der Schöpfung und namentlich zur Ausbildung angelogischer Speculationen hinführte. Sie ist also in dieser Beziehung nicht spezifisch Gnostisches. So lange daher die Gnosis noch ganz auf jüdisch-christlichem Boden sich bewegte, war der Demiurg nur eine andere Wendung eines mit dem jüdisch-christlichen Monotheismus an sich durchaus nicht unvereinbaren Gedankens; ein Bruch mit dem monotheistischen Bewußtsein trat erst ein, als der Demiurg gradezu mit dem Judenthume identificirt ward. Damit hängt zusammen, daß allerdings von einer bestimmten Fälschung dieser Idee erst dann die Rede sein konnte, als sie zum metaphysischen Ausdruck der schlechthingigen Erbarmlichkeit des Christenthums über das Judenthum gestempelt wurde, und von da an ist sie das charakteristische Merkmal des Gnosticismus geblieben. Andererseits ist, wie schon im späteren Judenthume und namentlich bei den Essenern, so auch bei der Ausprägung der Lehre vom Demiurgen gleich von vornherein die Einwirkung heidnisch-dualistischer Elemente unverkennbar, nur daß dabei durchaus kein willkürlicher Syncretismus, sondern eine effectliche Aneignung dessen stattfand, wofür es ohnehin in der inneren Entwicklung des christlichen Denkens Anknüpfungspunkte gab. Die Möglichkeit für die Schärfung dieses Dualismus bis zum antichristlichen Gegensatz liegt, wie bemerkt, im Begriffe dieser Gnosis selbst und ihrem Verhältniß zur gemeinchristlichen *religio*. Die ersten Quellen dieser heidnischen Einflüsse sind aber nicht sowohl in der griechischen Speculation, sondern in den orientalischen Religionsystemen zu suchen. Nur in den phöniciischen und chaldäischen Kosmogonien gab es einen Demiurgen in ähnlichem Sinne, wie er uns in der Gnosis begegnet; und es muß also sehr bemerkenswerth gelten, daß grade in Syrien eine ganze Reihe von Spuren auf eine Mischung jüdischer und jüdisch-christlicher Ideen mit altheidnischen Anschauungen hinführen. Syro-chaldäisch ist die Idee der Syzygien, die nicht bloß im Bude Baruch, bei den Essenern und in den Clementinen, sondern auch bei den Mandäen sich wiederfindet. Die phantastisch ausgemalte Verbindung zwischen Elohim und Erem, aus welcher alles Geordnete entspringt, während über ihnen selbst der höchste Herr und Gott steht, weist auf kosmogonische Mythen der Phönizier hin, auf die Syzygie des Himmels und der Erde, welche aus dem obersten männlichen oder mannweiblichen Principe hervorgeht; Erem wenigstens bezeichnet nach ausdrücklicher Angabe die Erde, wird also vielleicht, wenn auch sprachwidrig genug mit 77777 combinirt; und diese Vermuthung erhält durch die ganz ähnlichen Vorstellungen der angelisch-simonianischen *ar-*

73) So würde sich wenigstens am leichtesten die Angabe des libellus, daß er der Judenthume gewiesen, erklären.

ganzes *μυστήριον* seine geringe Beschäftigung⁷⁴⁾. Kurz wir heben hier durchaus auf einen mit orientalischer Mythologie getränkten Boden; und auch bei den Clementinischen Gemälden möchte man sehr zu untersuchen sein, wie Vieles unter den von fremder entlehnten Behandlungslinien sich hat aus dem Stoicismus, wie Uhlhorn wahrscheinlich zu machen sucht⁷⁵⁾, aus jenseitigem Heidenthume erklärt.

Das Charakteristische bei dieser Vergleichung ist nur immer wieder, daß diese heidnisch-mythologischen Elemente in den vom frisch-praktischen Interesse und vom directen Gegensatz gegen die Gnostik bewegten Clementinen dem monotheistischen Bewusstsein aus Entschiedenheit untergeordnet werden, während die Gnostik ihnen nicht nur einen weit freieren Spielraum gewährt, sondern selbst gradezu als eine Fortsetzung und Erneuerung der kosmogonischen Mythenbildung des Orientes bezeichnet werden muß. Es ist dies ein Punkt, auf den wir im Verlaufe unserer Untersuchung noch einmal zurückkommen werden.

Für jetzt ist die Frage am wichtigsten, welche Bedeutung überhaupt die mythologischen Personen der Gnostik für die Veranschaulichung des Grundgedankens aller dieser Systeme haben. In dieser Beziehung hat nun schon Baur an der geistvollsten und tiefinnigsten dieser gnostischen Mythologien, der Valentinianischen Keonlehre, gezeigt, daß dieser Reichthum mythischer Gehalten eine wesentlich speculative Bedeutung habe⁷⁶⁾. Die Keonen sind Nichts, als mythische Personifikationen der im Proceß des Geistes selbst enthaltenen Momente, was daher im Pleroma sich trägt, wiederholt sich in der unteren Welt, die nur ein noch tiefer gehendes Abbild der oberen ist, der oberen *Bythos* entspricht die *Bythos*, in welcher die *Archamothe* thronet, *Archamothe* selbst dem *Bythos*, der *Demurg* dem *Monogenes*, die vom *Demurg* geschaffenen Engel und Erzengel der *Hydromas* den übrigen Keonen des Pleroma. Der Unterschied dieser abbildlichen Welt von der oberen, ist nach der Lehre des Valentinianers Markus nur der, daß hier das Ewige, Unbegrenzte, Zeitlose der oberen *Bythos* in Zeiten, Perioden und viele Jahre umfassennden Zyklen sich ausbreitet *Iren. I, 17, 2*. Das Uebergewichtliche tritt in die Geschichte ein, was an sich im Wesen des Geistes gelegen ist, entfaltet sich hier unten in der Form der endlichen, zeitlichen Entwicklung. Derselbe Auseinanderlegung des geistigen Proceßes in seine einzelnen, mythisch-fixirten Momente finden wir, wenn wir seine andere Seite, die Rückkehr des endlichen Geistes zum unendlichen ins Auge fassen. Die Reinigung der oberen *Sophia* wiederholt sich bei der unteren, was bei dieser geschieht, hat seine Parallele in der Befreiung des *Demurg*en, und alle diese mythologischen Darstellungen veranschaulichen auch hier in typischer Weise immer wieder denselben Erlösungsproceß. Auch in dem Systeme des Buches *Visio Sophia* wird diese typische Bedeutung der *Sophia* hervorgehoben. Der Verfasser läßt sie aus-

drücklich sagen, die von ihr selbst für sie erstellte Erlösung werde sich auf alle *May* und *parad* erstrecken, sie sei zugleich ein *renos* propter *zinos* procreandum⁷⁷⁾. In ähnlicher Weise vollzieht sich die Erlösung nach den Basilidianern der *Philosophumena*; das Evangelium kommt von der oberen Sohnschaft durch Vermittelung des *mediorum patrum* zu dem Sohne der *Bythos*, von diesem zu dem Sohne der *Hydromas* und von diesem wieder hinab in die *hierarchia* τοῦ κόσμου zu Jesus dem Sohne der *Maria*⁷⁸⁾.

Nun muß es als eins der am meisten charakteristischen Merkmale des Gnosticismus betrachten, daß für ihn in einer Reihe von einzelnen mythologisch fixirten Momenten auseinanderfällt, was die katholische Gnostik in der Einheit ihres Logosbegriffes zusammenfaßt. Die Kirchenväter sehen hierin ein Zurückfallen ins Heidenthum, und geben sich die Mühe, im Einzelnen den Quellen nachzuspüren, aus welchen jene gnostischen Anschauungen geflossen sein möchten. Wie viel Irriges und Schiefes bei diesen Nachweisungen mit untergelaufen sei, so ist der Vorwurf in der Hauptsache völlig begründet. Selbst ein System wie das Marcionitische, welches sich sonst so frei von mythologischen Auswüchsen hielt, hat doch wenigstens seinen tief unter dem guten Gotte stehenden, nur gerechten Jüngergott; noch drückender tritt dieser heidnische Charakter aber bei den emanationistischen Systemen hervor. Die Emanationen entsprechen den heidnischen Theogenien und Kosmogonien, die einzelnen Keonen, Archonten, Mächte und Engel den verschiedenen Göttern des heidnischen Pantheons, und selbst die Vertheilung bestimmter Functionen an bestimmte einzelne Gottheiten findet in den gnostischen Systemen ihre Parallelen⁷⁹⁾. Die Verwandtschaft mit den heidnischen Volksreligionen liegt aber weniger in einzelnen sachlichen Uebereinstimmungen, als in der ganzen poetisch-mythologischen Darstellungsweise, eben in der Auseinanderlegung des Gott-Welt-Proceßes in seine einzelnen, in phantastischer Anschaulichkeit ausgemalten, zu concreten mythischen Persönlichkeiten ausgeprägten Momente. Die Gnostik nimmt in ihrem weiteren Verlaufe Alles, was sie in den heidnischen Kosmogonien und Mythen Brauchbares findet, in sich auf, aber nur um in dieselben ebenso wie in die Erzählungen und Ansprüche des alten und neuen Testaments ihre eigenen Mythen hineinzuverleihen. Der Grund ihrer Verwandtschaft mit den heidnischen Volksreligionen muß also tiefer liegen, als in einer bloß äußerlichen Berührung oder Vermischung. Schon Baur hat darauf aufmerksam gemacht, daß, „was uns in so vielen Mythen der alten Religionen nur in der engen beschränkten Sphäre des jährlichen Wechsels der Naturlebens erscheint, auf dem hohen, speculativen Standpunkte der gnostischen Systeme zum großen, die höchsten Principien und Gegensätze, Gott und Welt, Geist und Materie, Gut und Böses, Sünde und Erlösung, Abfall und Rückkehr umfassen“

74) Phil. VI, 13; vergl. auch VI, 14 von der Bildung des Pleroms und der Gnom erzählt wird. 75) Die Gemälden und Recognitionen des Clementis Romanus S. 404 fg. 76) *Enchiridion* S. 31 fg. 142 fg.

77) *Köllin* a. a. O. S. 148.

78) Phil. VII, 25 seq.

79) Am ausgeprägtesten ist diese Aehnlichkeit im Buche *Visio Sophia*, vergl. *Köllin* a. a. O. S. 24 fg.

den Gegenfage geworden ist“²⁹). Der Unterschied der gnostischen Mythen von den Mythen der Volkstreligionen liegt also in ihrem speculativen Gehalte, in den tieferen ihnen gleichsam einverleibten philosophischen Ideen; das, worin aber trotzdem beide zusammentreffen, liegt auch abgesehen von ihrer gemeinsamen bildlichen Form eben darin, daß die Gnosis das Hervorgehen wie die Rückkehr, den Fall wie die Erlösung des endlichen Geistes nur im Zusammenhange mit der gesamten Weltentwicklung als einen geschichtlichen, in einer Reihe von einzelnen Momenten sich ausinanderrlegenden Proceß begreifen kann. In wiefern die morphologische Form mit dieser Grundanschauung selbst schon gegeben war, ist eine noch weiter unten näher zu erörternde Frage, die Hauptsache ist aber, daß in demselben Maße, als die gnostische Weltbetrachtung sich der heidnischen nähert, sie sich gleichzeitig von der katholischen entfernt. Wenn das Hervorgehen des Endlichen aus dem Unendlichen nur als ein, sei es theogenischer, sei es kosmogonischer Proceß, dessen Stadien die mythischen Personen der Gnosis bezeichnen, gedacht werden konnte, so war damit an die Stelle des absoluten göttlichen Schöpfers ein Naturproceß, an die Stelle der unveränderlich vollkommenen innergöttlichen Selbstanschauung ein Defect, ein Moment der Negativität im Absoluten gesetzt, wodurch auch die Möglichkeit einer adäquaten Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens von Vornherein abgeschnitten war. Ebenso war, wenn der Erlösungsproceß in einer Reihe von verschiedenen Momenten geschildert, gleichsam wie ein Drama in verschiedene Rollen, welche wie im Valentinianischen Systeme dem Monogenes, dem Horos, dem oberen Christus, dem Soter, der Achamoth, dem Demiurgen und dem physischen Christus zugetheilt wurden, die absolute Bedeutung der christlichen Erlösung gefährdet. Ist daher die Gnosis der erste umfassendere Versuch, das Christenthum als die absolute Religion, und die Offenbarung in Christus als den Wendepunkt der gesamten Weltentwicklung zu begreifen, so kann dieser Versuch nur als ein vorerst noch unvollkommener und in seiner letzten und höchsten Tendenz mißlungener bezeichnet werden. Eine das christliche Bewußtsein befriedigende Lösung des Weltalters konnte bei dieser gnostischen Dramatisirung des Welt- und Erlösungsprocesses nicht stehen bleiben, weil hierdurch die Absolutheit des christlichen Principes selbst wieder gefährdet wurde. War Christus, wie die Kirche glaubte, der alleinige Erlöser für Alle, so mußte er für Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde ist, genugsam haben; war er aber, um der absolute Erlöser zu sein, zugleich die absolute Offenbarung der Gottheit, so konnte auch beim Hervorgehen des Endlichen aus dem Unendlichen kein Defect in das göttliche Wesen selbst gesetzt, folglich keinerlei emanationistische Vorstellungsweise geduldet werden. In Christus als dem absoluten göttlichen Logos, der dem Wesen des Vaters schlechthin adäquaten Selbstoffenbarung der Gottheit lag also der einzige schlechthin zureichende Schlüssel zum Verständnisse der Weltgeschichte, die

weltgeschöpferische und die welterlösende Thätigkeit des Logos war eine und dieselbe. Wenn daher die katholische Gnosis des Elements von Alexandrien, und zwar hierin im vollständigen Einklange mit dem auch von den Apologeten und von Irenäus ausgesprochenen kirchlichen Bewußtsein, das, was die Gnostiker in eine Reihe einzelner Momente ausinanderrlegten, in der Einheit ihres Logosbegriffes zusammenfaßte, so liegt hierin nicht bloß, wie schon oben bemerkt, der Unterschied des katholischen von dem specifisch gnostischen Standpunkte, sondern auch der nächste, auch speculativ notwendige Schritt über den Gnosticismus hinaus zur Verwirklichung des gnostischen Grundgedankens selbst, der Erhebung des Christenthums zum allgemeinen und absoluten Weltprincipie.

Nun liegt es allerdings im Wesen des menschlichen Denkens begründet, sich dessen, was es an sich schon enthält, erst im Wege der logischen Analyse, also durch Herausstellung und Unterscheidung der verschiedenen, im Begriffe enthaltenen Momente bewußt zu werden; die Aufhebung der Unterschiede kann also nur das höhere Stadium sein, welches jene Entgegensetzung als eine bereits vollzogene Operation des Denkens voraussetzt. In dieser Beziehung kann auch die Gnosis nur als ein notwendiger Durchgangspunkt in der inneren Entwicklung des christlichen Denkens begriffen werden, und selbst jene Annäherung an heidnische Anschauungen, welche in Hinsicht auf die Absolutheit des christlichen Principes selbst nur ein Rückfall in einen vom Christenthume bereits überwundenen Standpunkt war, hat philosophisch betrachtet ihr gutes geschichtliches Recht. Andererseits zeigt doch jene Ausinanderrlegung des christlichen Weltbewußtseins in einzelne, gegen einander selbstständige Momente wieder dasselbe Uebergewicht des Begrifflichen über das Historische, dieselbe Verdünnung des positiven Glaubensinhalts zu allgemeinen speculativen Ideen, in welcher wir überhaupt den Grundcharakter der Gnosis erkennen müssen. Wie bedeutsam daher auch philosophisch betrachtet die Stelle sein mag, welche die Gnosis in der Entwicklung des christlichen Denkens einnimmt, möglich war die ganze Entstehung doch wieder nur durch jene Zurückstellung der *mythos* hinter die *gymnos*, oder durch jene absolute Bedeutung, welche die Gnostiker dem Wissen an sich für ihre gesamte Weltbetrachtung einräumten.

Es ist dies diejenige Seite der Sache, wo die Gnosis ihre größte Verwandtschaft mit der neueren Religionsphilosophie an den Tag legt, ein Gesichtspunkt, den zuerst in unpassender Weise geltend gemacht zu haben das Hauptverdienst der Bauerschen Untersuchungen ist. Auch die Hegelsche Speculation legt bekanntlich das höchste Gewicht auf das Wissen in seiner specifischen, absoluten Bedeutung, und betrachtet den Glauben oder die Religion nur als einen untergeordneten Standpunkt, auf welchem das Denken sich noch nicht von der Vorstellung zum Begriffe erhoben hat; da der Geist wesentlich Denken ist, so kann die höchste Stufe der Entwicklung nur diese sein, wo diese Identität von Denken und Sein nicht bloß an sich, sondern zugleich für den Geist ist, oder wo dieser aus allen untergeordneten Stufen seiner

Erheben sich zum Bewußtsein oder zum Denken seiner selbst erhoben hat. Die ganze Welgeschichte ist daher Nichts als der Proceß des Geistes, der durch das Herausgehen und Wiederaufgehen der in seinem Wesen als Geist an sich gefassten Momente seinen eigenen Inhalt für sich selbst explicirt, oder aus dem ewigen Schweigen seines Anstich in die Objectivität des Daseins eingeht, um diese Objectivität wieder in die Subjectivität des Bewußtseins zurückzunehmen. Indem der Geist im endlichen Sein sich äußerlich wird, so tritt er damit nur in eine unendliche Reihe endlicher Momente ein, durch welche er seinen eigenen Inhalt realisiert, und wie er auch in dieser Verendlichkeit oder Entäußerung seiner selbst nicht aufhört, mit sich selbst identisch zu sein, so dient der ganze Proceß dieses Sehens und Wiederaufgehens nur dazu, damit der Geist auch in seiner Endlichkeit dieser seiner Identität mit sich selbst sich bewußt werde. Die Einheit des endlichen und des unendlichen Geistes ist also wie der Ausgang so der Zielpunkt aller Entwicklung, und die Form, in welcher der unendliche Geist sich selbst realisiert, ist eben der logische oder hier vielmehr phänomenologische Proceß, die Genese des Bewußtseins vom Absoluten im endlichen Geiste. Es ist diese ganze Betrachtungsweise, wenn man vorläufig abstrahirt von der hier und dort grundverschiedenen Methode, der Sache nach von der gnostischen nicht wesentlich verschieden. Wie dort der absolute Geist von Anfang an den Trieb in sich trägt, aus seinem Anstich hervorzugehen und in der ganzen Reihe von endlichen Momenten, welche den Weltverlauf bilden, seinen eigenen unendlichen Inhalt für das Bewußtsein zu offenbaren, so ist auch die Gnosis nach dieser Seite hin nur zu bezeichnen als „der merkwürdige Versuch, Natur und Geschichte, den ganzen Weltverlauf mit Allem, was er in sich begreift, als die Reihe der Momente aufzufassen, in welchen der absolute Geist sich selbst objectiviert und mit sich selbst vermittelt“¹⁾. Was für die Hegel'sche Speculation der Genese des Bewußtseins, dem Proceß des Ich analoge Proceß des Absoluten ist, die immanente Notwendigkeit, sich durch Herausstellung aller in ihm gefassten Momente seines unendlichen Inhaltes bewußt zu werden, das sind für die meisten der ausgebildeteren gnostischen Systeme die Aeonenreihen, in welchen sie das Hervorgehen des *ὑπερκοτος* und *ἀκατάγνωτος* *Θεός*; aus dem Schweigen zum Acten, die Genese des immanenten göttlichen Selbstbewußtseins ebenso wie der transzendenten Selbstoffenbarung Gottes veranschaulichen. Wie aber dort die Selbstentfaltung nur in der Form der Endlichkeit erfolgen kann, so ist auch hier die Emanation der Aeonen schon eine Verendlichkeit Gottes, und die im Absoluten so mit dem ersten Momente seiner Selbstoffenbarung gesetzte Negativität muß auf den tieferen Stufen des göttlichen Daseins zu einem ähnlichen Abfalle vom Absoluten führen, wie in der Hegel'schen Speculation das Sehen einer objectiven Welt nur als ein solcher Bruch im Absoluten begriffen werden kann.

Die Abtrennung der untern Sophia und die Bildung der materiellen Welt bis zu immer tieferen Stufen des Daseins herunter erscheint nur als die Wiederholung desselben Processes, die Materie überhaupt nur als der in der Objectivität des Seins erfarrene, seines eigentlichen Wesens bis zur äußersten möglichen Grenze entäußerte Geist. Es ist dies freilich nur die eine Form der Gnosis, welche auch in dieser Hinsicht eine Parallele zuläßt; die Basilidianer der Philosophumena setzen an die Stelle des nur noch auf den mittleren Stufen des Daseins festgehaltenen Emanationsprocesses einen durchaus abstracten, alle innere Bewegung und concrete Lebendigkeit von sich ausschließenden Gottesbegriff und in der unteren Welt eine allmähliche Scheidung aus einer anfänglichen Mischung, sodas von den beiden Hauptmomenten, durch welche die übrigen Systeme sich hindurchbewegen, dem Fall und der Wiederbringung, nur diese letztere übriggeblieben ist, was dem ganzen Systeme, freilich im Widerspruche mit seinem ursprünglichen und in manchen Stücken auch noch jetzt vorausgesetzten Charakter, jene Richtung von Unten nach Oben gibt, welche den graden Gegensatz zu der emanationistischen Vorstellung zu bilden scheint. Können wir nun auch in diesem Systeme nur eine secundäre Gestaltung sehen, so ist doch andererseits auch diejenige Form, in welcher außer dem Valentinianischen Systeme schon das der Ophiten und Barbelonten der Irenäus, geschweige denn das der Pistis Sophia erscheint, sicher nur eine speculative Weiterbildung älterer Grundlagen. Der Proceß des Geistes vollständig sich hier vorzüglich durch die beiden Momente des Falles und der Erlösung der Sophia, in welcher auch alles in der unteren Welt Geschehende vorgebildet ist; wie aber der Fall der Sophia schon durch das erste Hervorgehen des schweigenden Gottes zum Acten vorbereitet ist, so ist umgekehrt die Wiederbringung nur die Vollendung des nach vollkommenem Bewußtsein ringenden innergöttlichen Lebensprocesses selbst. Tagegen steht in andern streng dualistischen Systemen dem Geiste die Materie von Anfang an gegenüber; statt der Aeonenreihen haben wir es nur mit weltshophischen Engeln zu thun, die von Haus aus eine niedere Stufe des Daseins einnehmen, und statt des gesammten vorweltlichen, im innern Leben des Absoluten sich entfaltenden Processus, der in jenen ausgeprägt emanationistischen Systemen gleichsam als der Prolog im Himmel erscheint, beginnt hier der Proceß des Geistes einfach mit der Schöpfung dieser unteren Welt. Zu den Systemen dieser letzteren Art gehört namentlich das des Saturnin, während das des Basilides nach Irenäus zwischen beiden Stellungen in der Mitte steht. Aus dem Buche Paruch ersieht man jetzt, daß diese einfachere Form der Gnosis sogar auch ohne jenen ursprünglichen Gegensatz zwischen Geist und Materie denkbar ist und statt dessen auch eine Auffassung zuläßt, nach welcher Pneumatisches und Spiritisches in der Welt Anfangs ungetheilt bestimmen sind und erst im weiteren Verlaufe einander feindlich gegenüberbretten. Wie wenig für diese Gestalt des Gnosticismus der scharfe Dualismus zwischen einem guten und einem

81) Baur, *Gnosis* S. 24.

höfen Principe ein unentbehrliches Merkmal ist,“ lehrt weiter die Geschichte des Markionitischen Systems, welches erst durch die ihm von Prepon gegebene Weiterbildung seinen Gegensatz des guten und des gerechten Gottes zu einem principiellen Gegensatzes Gottes und des Satans steigerte, zwischen welchen beiden der Demüthigung in ähnlicher Weise wie bei den Dhytiten des Irenäus in der Mitte steht“). So gewiß nun diese Gruppe von Systemen auch schon bei Markion selbst in einer ausgebildeteren Gestalt vorliegt, so gewiß können wir doch andererseits diese einfachere Form der Gnosis, wie sie noch durch das Buch Baruch und nach ihrer streng dualistischen Abzweigung durch Saturnin repräsentirt wird, nur für die ältere, noch weniger entwickelte ansehen, und wir müssen es schon für ein fortgeschrittenes Stadium der Gnosis halten, wenn an die Stelle des einfach kosmogonischen Processes der im Laufe der Zeit, wie das Buch Pistis Sophia zeigt, immer weiter ausgepönnene theogonische getreten ist.

Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß diese Fortbildung, welches auch immer die von Außen her hinkutretenden Einflüsse sein möchten, im inneren Wesen der Gnosis begründet liegt. Auch schon in diesen einfacheren Gestalten ist es der Proceß des Geistes selbst, um den sich die ganze weltgeschichtliche Entwicklung bewegt. Ist es bei Saturnin ein Lichtraub oder Seelenfall, welcher wesentlich schon die Stelle des Falles der Sophia einnimmt, so setzt auch das Buch Baruch schon durch die Zielung, die es seinem Gnostiker anweist, voraus, daß der Geist eigentlich dem oberen Reichthum angehört und nur dieses seines inneren Wesens sich bewußt zu werden braucht, um den Abzug einzunehmen, der ihm gebührt“). Es war daher nur eine weitere Consequenz des in der gnostischen Grundanschauung an sich enthaltenen Gedankens, daß jener Proceß schon in seine ersten Anfänge hinauf verfolgt und in das Absolute selbst hineinverlegt wurde. Gehörte der endliche Geist seinem Wesen und Ursprunge nach dem oberen Reichthum an, so mußte auch in diesem selbst der Grund jenes Herabfallens liegen, worin anders aber konnte dieser Grund gefunden werden, als darin, daß schon im Wesen des Absoluten selbst der Trieb lag, vom Schweigen zum Reden, von der Unbegreiflichkeit zur Begreiflichkeit, vom Einsam-Einen zu der concreten Mannigfaltigkeit fortzugehen, dadurch aber aus seinem eigenen Schooße den endlichen Geist zu erzeugen? Es ist also auch in dieser Beziehung kein Grund, den der modernen Speculation verwandten Grundcharakter der Gnosis deshalb zu leugnen, weil nur die eine Classe von Systemen jenen innerorganischen Selbstentfaltungsprozess weiter entwickelt hat; noch weit bestimmter und durchgreifender tritt aber die Verwandtschaft vor

Augen, wenn man auch die andere Seite, die Wiederbringung, näher betrachtet. Es ist auch dieses bereits von Baur so gründlich erörtert worden, daß es hier genügen wird, und die Hauptmomente kurz zu vergegenwärtigen. Das, worauf es nach allen gnostischen Systemen ebenso wie nach der Hegel'schen Religionsphilosophie wesentlich ankommt, ist die Erhebung des Geistes zum Bewußtsein seines überweltlichen Wesens oder seiner Identität mit dem Absoluten; dieses Erwachen aus dem Naturleben ist das dem Geiste seinem inneren Wesen nach vorgeschriebene Ziel, und die Vollendung des Welt dramas kann also hier wie dort nur in die volle Herstellung dieser Identität oder darin gesetzt werden, daß der Geist nach Realisirung aller in ihm an sich gegliederten Momente Alles, was er ist, auch für das Bewußtsein ist. Das Ziel der Gnosis wie der Hegel'schen Philosophie ist also mit einem Worte das absolute Wissen: aber erreichbar ist dieses Ziel eben nur durch einen langen, eine ganze Reihe von Momenten durchlaufenden Proceß, dessen Entwicklung den Inhalt der Natur- und Weltgeschichte ausmacht. Man sieht leicht aus der ganzen Anlage der gnostischen Systeme, wie auch in ihnen der gesammte Verlauf der Weltgeschichte darauf angelegt ist, diesen Proceß als einen erst durch den Kampf der Gegensätze hindurch sich vermittelnden aufzuspüren. Die gesammte Weltentwicklung erscheint als ein wohlzusammenhängendes Ganze, welches in mythologischer, concreter intuitiver Form doch, was die letzten speculativen Gedanken betrifft, in ganz ähnlicher Weise von Stufe zu Stufe vorwärtsschreitet, wie nach der neueren philosophischen Methode der Begriff sich mit innerer Nothwendigkeit durch alle seine Momente dialektisch hindurchbewegt. Es ist diese innere Planmäßigkeit und Stetigkeit neuerdings von Baur an dem von den Philosophen mitgetheilten Systeme der Basilidianer geistreich und, was die Hauptmomente anlangt, treffend nachgewiesen worden; dasselbe ließe sich mit leichter Mühe auch an allen übrigen Systemen zeigen. Am reichsten, aber freilich verwideltsten erscheint dieser Proceß in der Pistis Sophia, anschaulicher und übersichtlicher im Valentinianischen Systeme, in welchem dieselbe Geschichte, welche mit der oberen Sophia sich trägt, mit der unteren Sophia und so fort auf allen tiefsten Stufen des Daseins sich wiederholt. In der einfachsten Gestalt zeigen dasselbe diejenigen Systeme, welche wie das Dhytische und das des Buches Baruch sich noch fast ganz auf dem beschränkten Boden der alttestamentlichen Religionsgeschichte bewegen. Ueberall strebt die ganze Entwicklung einem und demselben Ziele zu, und wie die vorstehliche Zeit nur das Vorbild des mit der Erscheinung Christi beginnenden Umschwungs, so ist die Zeit nach Christus nur die Fortsetzung und Weiterführung des mit Christus begrenzten. Es ist daher ein ebenfalls nur aus dem Grundcharakter der Gnosis erklärbares Merkmal aller dieser Systeme, von denen nur das Markionitische in gewissem Sinne eine Ausnahme macht, daß Vorchristliches und Christliches näher aneinandergedrückt wird. Schon im Judenthume und Judenthume erscheint dasselbe pneumat-

82) Phil. VII, 31, wozu man vergl. Volkmar, Die Philosophen und Markion. Theol. Jahrbuch 1854, 1. S. 105 fg. 83) Auch die Basilidianer der Philosophen kennen einen dem Sündenfall analogen, nicht-sonstigen Zustand, durch welchen die ganze Weltentwicklung bewirkt ist, wenn auch Grund und Ursprung derselben in diesem Systeme sich nicht mehr erklären lassen. Vergl. Baur, Theol. Jahrb. 1856, 1. S. 143.

sche Princip wirksam, welches im Christenthume die schließliche Erlösung herbeiführt. Der Geist aber, gnostisch ausgedrückt, der pneumatistische Same ist eben auf allen Stadien seines Daseins identisch mit sich selbst, und es wird diese Identität auch von denjenigen Systemen noch respectirt, welche sonst die in der vorchristlichen Zeit herrschenden Mächte in ein möglichst feindseliges Verhältniß zu den Pneumatikern setzen. Wir begegnen hier unbeschadet des oben über die gnostische Auseinanderlegung des katholischen Logosbegriffes in seine einzelnen Momente Bemerkten, doch in der Hauptsache ganz derselben Erscheinung, wie bei den Apologeten und den christlichen Alexandrinern. Wie dort der Logos nur einer ist, in seiner vorchristlichen wie in seiner christlichen Offenbarung, so ist es hier die Einheit des pneumatistischen Princips, welches die Continuität zwischen der Zeit vor und der Zeit nach Christus vermittelt. Die epochemachende Bedeutung des Christenthums kann daher nur in dem vollen Durchbruche des pneumatistischen Elementes durch die bisher daselbst umschleiernden Nebel gefunden werden. Wie bei Justin dem Märtyrer und den Apologeten, so bezeichnet bei den Gnostikern die Erscheinung Christi die volle und ganze Offenbarung der Wahrheit, was dort die Erhebung von spermatischer zu absoluter Erkenntnis ist, das ist auch hier die Mittheilung der vollkommenen Gnosis, nur daß diese Gnosis für unsere Systeme eine noch weit ausgeprägtere speculative Bedeutung hat. Das Historische der Erscheinung Christi hat zwar auch nach Clemens und Origenes nur untergeordnetes Verth, um so mehr aber wird von beiden das Princip der Willensfreiheit geltend gemacht⁸⁴⁾, sodas die Ergriffung des in Christus offenbarten Heiles bei ihnen vorwiegend als ethische That erscheint, während sie für den Gnosticismus im engeren Sinne nur der notwendige Umschwung in der Geschichte des pneumatistischen Samens ist. Der Fortschritt der dem Lichtreiche angehörigen Seelen zum Bewußtsein dessen, was sie an sich schon sind, ist nur der natürliche Entwickelungsengang des Geistes selbst, die Erlösung hat daher zunächst eine rein ideelle, metaphysische Bedeutung. Der Unterschied liegt auch hier wieder nur in der eigenthümlichen Stellung, welche die Gnostiker ihrer *γνῶσις* überhaupt und im Verhältnisse zur *στοιχ* insbesondere einräumen, und es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese Systeme auch hier wieder sich er neueren Religionsphilosophie in demselben Maße nähern, als sie sich von der katholischen Gnosis trotz der ziemlich stehenden Grenzlinien entfernen. Der große Wendepunkt in der Weltgeschichte ist allerdings auch für alle gnostischen Systeme die Verkündigung des Evangeliums in dem Sinne, wie es die Basilidianer der Philosophumena bestimmen haben, in Christus liegt also der Schlüssel zum Verständniß der Weltgeschichte, aber die Christologie ist doch für alle Formen der Gnosis⁸⁵⁾, nur die concrete Anschauung der Hauptideen, die den Inhalt des Systems ausmachen⁸⁶⁾. Je nach dem verschiedenartigen

Charakter der einzelnen Systeme modificirt sich auch ihre Christologie, aber worin sie alle zusammenstimmen, ist dieses, daß mit Christus die pneumatistischen Seelen zum Bewußtsein der überfinnlichen Welt und ihres eigenen überfinnlichen Ursprungs erwachen. Mag nun die nähere Verhältnißbestimmung des Göttlichen und Menschlichen in der Person des Erlösers sein, welche sie wolle, die Hauptsache bleibt immer, daß die Gnostiker mit der Erscheinung ihres Christus denselben Fortschritt des Geistes vom unbewußten, nur objectiven Sein zum subjectiven Bewußtsein bezeichnen, welcher auch nach der neueren Religionsphilosophie der eigentliche Wendepunkt in der Geschichte des Geistes ist.

Bei allen diesen Berührungspunkten mit der neueren Speculation wird jedoch auch der Unterschied nicht übersehen werden dürfen. Wir finden denselben zunächst schon in dem Verhältnisse, in welchem der Geist zur Materie steht. Es ist charakteristisch für die Gnosis, daß die Erlösung wesentlich als ein Scheidungsproceß des angehörig Verbundenen bezeichnet wird. Pneumatisches, Psychisches und Materielles sind ihrer Natur nach so verschieden, daß sie nur äußerliche Mischungen und Verbindungen eingehen können, ohne irgend welche innerliche Ueberwindung der Gegensätze: der Endpunkt aller Entwickelung kann daher nur dieser sein, daß das Pneumatische aus dieser angehörigen Verbindung wieder befreit und zu dem Orte erhoben werde, wohin das Psychische seiner Natur nach nicht zu gelangen vermag, während das Psychische als völlig erlösungsunfähig schließlic vernichtet wird. Es ist dies der dualistische Charakter der Gnosis, den Baur auch an dem neubefunden gewordenen Basilidianischen Systeme treffend nachgewiesen hat; es kommt aber hier weniger auf den allerdings verschiedene Fassung gestaltenden Begriff des Dualismus an, als auf das Verhältniß, in welchem die Gegensätze zu einander gedacht werden, ob die Trennung der Principien, wie die Gnosis in allen ihren Formen lehrt, eine dauernde ist, oder ob alle diese Unterschiede wieder zur Einheit sich aufheben. Das Letztere ist bekanntlich bei der Hegelschen Speculation der Fall, die Materie ist nur der sich selbst äußerlich gewordene Geist, die Schranke der Negativität, an welche er gebunden ist, damit er sich selbst im Dasein entfalten könne, die er aber immer wieder im continuirlichen Proceßse überwindet. Das Valentinianische System faßt das Hervorgehen der Materie in ähnlicher Weise, auch nach ihm ist der Geist das allein Substantielle, das Psychische wie die Materie nur ein Accidens. Dennoch aber bleibt bei der Rückkehr des endlichen Geistes jene Scheidung der verschiedenen Principien bestehen, das Psychische rückt nur bis zum Orte der Mitte auf, ohne Fähigkeit, ins Alleroberste einzugehen, und wenn man auch die Vernichtung der aller pneumatistischen und psychischen Elemente beraubten Materie nur als den mythologischen Ausdruck des speculativen Gedankens auffassen wollte, daß das Materielle das in sich selbst Befehlende, nur Negative, mit der Rückkehr des endlichen Geistes zum Absoluten wieder Verschwindende sei, so bleibt doch wenigstens in der dauernden Schei-

84) Baur, *Wort, Gnosis* S. 489 ff. Das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte (2. Aufl.) S. 251.
 85) Baur, *Theol. Zeitst.* a. a. D. S. 134.

dung des Pſychiſchen vom Pneumatiſchen die Trennung der Principien beſtehen. Noch weit ausgedrügter tritt dieſer metaphyſiſche Gegenſatz bei denjenigen Syſtemen heraus, welche die Materie in ſtreng dualiſtiſcher Weiſe dem Geiſte entgegenſetzen. Pſychiſches und Materiellſes gehen hier nicht aus dem geiſtigen Principe hervor, ſondern ſind ihm nur äußerlich beigemengt, daher das Ziel des geſammten Weltverlaufes nur um ſo mehr die Trennung des unnatürlichen Verbundenen ſein muß.

Am geſchilderteſten erſcheint der Dualismus in dem Buche Biſitis Sophia. Allerdings beſteht nach der Auffaſſung des Verfaſſers überhaupt kein metaphyſiſcher Unterſchied zwiſchen pneumatiſchen, pſychiſchen und holiſchen Seelen, wie in allen der geiſtige Lichtkeim iſt, ſo iſt auch in allen die Materie oder der böſe Trieb, der Buſtzuſ und die Verſchöpfung ergehen gleichermäſſig an alle, und auch die *γρυξι ελκται*, ſelbſt dieſenigen, die ſchon der *caligo externa* anheimgelallen ſind, können noch gerettet werden. Der Unterſchied kann daher nur in das verſchiedene ſittliche Verhalten geſetzt werden, die einen gehen gleich nach dem Tode wenigſtens zu vorläufiger Seligheit ein, während den anderen noch lange Metemphychoſen und ſchwere Läuterungsanalen bevorſtehen, und nur diejenigen, welche in ihrer Bösheit verharren, werden ſammt der Materie und den gottloſen Weltbeherrſchern beim Weltende vernichtet. Dennoch kann ſelbſt dieſes Syſtem ſeine dualiſtiſche Grundlage nicht ganz verſäumen. Es zeigt ſich dieſes ſchon darin, daß der Naturbeſtimmtheit doch immer ein Einfluß auf die innere Beſchaffenheit der Seelen ausgeſprochen wird, indem unter verſchiedenen Coniuncturen bald pneumatiſche, bald holiſche Seelen geboren werden, und daß auch die letzteren wieder bald aus feinerem, bald aus größerem Stoffe gebildet ſind. Die Seelen ſtehen, ehe ſie die Lichtmyſterien empfangen haben, ganz unter dem Einfluſſe der böſen Weltbeherrſcher und der Geſtirne, auch das Böſe iſt ein Verhängniß, dem ſie ſich nicht zu entziehen vermögen, und gewiſſe leitende und beſtigende Einwirkungen von Oben hängen in ihrer Möglichteit von der Conſtellation der Geſtirne ab. Damit ſtimmt überein, daß auch durch die *οὐρανία* der theils durch das ethiſche Verhalten bedingte, theils aber auch auf metaphyſiſchen Vorausſetzungen ruhende Unterſchied nicht ganz wieder aufgehoben wird. Die Seelenſchöpfung hat überhaupt nur den Zweck, den abgefallenen Weltbeherrſchern die mißbrauchte Lichtkraft wieder zu entziehen, daher tritt nur die zur Errichtung dieſes Zwecks erforderliche Anzahl Seelen ins Daſein, und wenn die Weltbeherrſcher völlig aufgeſchöpft, alle geaubbten Lichtfunken zum Lichte reich wieder hinaugebracht ſind, ſo erfolgt bei der *οὐρανία τοῦ αἰῶνος* die *solutio universi*, die Vernichtung dieſes unteren *παρωσίου* des *κόσμου* *perniciosis*, ſammt den böſen Weltbeherrſchern durch Feuer. Aber wie die böſe gebliebenen Seelen in dieſer Vernichtung mit inbegriffen ſind, ſo iſt überhaupt auf der Mitte der geſchaffenen Seelen nur eine zum Voraus feſtgeſetzte Anzahl zur wirklichen Vereinigung mit dem Lichte reich beſtimmt, und die *consummatio* tritt ein, ſobald der *ἀποδωκεν* *πνεύματι τέλειον* erfüllt iſt. Ja ſelbſt unter die-

ſen wird auch eine Rangordnung beſtehen, welche der innergöttlichen Abthilung des Lichtreiches entſpricht, und die Stufe ihrer Vollkommenheit hängt ab von dem Grade der Erkenntniß, deren ſie gewürdigt ſind, je nachdem ſie höhere oder niedrigere Myſterien empfangen haben⁸⁶⁾.

Der Unterſchied der in allen dieſen Syſtemen bei allen Modificationen wiederkehrenden Grundanſchauung von der modernen Religionsphilosophie kann nach allem Geſagten allerdings dahin beſtimmt werden, daß dieſelben immer mehr oder minder dualiſtiſch ſind; der Ausgangspunkt dieſes Dualismus iſt aber nicht in dem Gegenſatze zwiſchen Geiſt und Materie zu ſuchen, ſondern in dem inneren Weſen einer nur als Geheimlehre ſich aufbauenden Gnoſis ſelbſt. Während das Verhältniß zwiſchen Geiſt und Materie in den verſchiedenen Syſtemen ſehr verſchieden modificirt erſcheint, ſtimmen darin alle überein, daß ſie eine Stufenfolge von höheren und niederen Geiſterordnungen ſetzen, deren Unterſchiede nur auf die größere oder geringere Empfänglichkeit zur Erkenntniß des Abſoluten ſich zurückführen laſſen. Es zeigt ſich hier jenes dem Alterthum überhaupt eigene Myſterienweſen, welches nicht bloß innerhalb der heimliſchen Kreiſe ſo mannigfaltige Bilddungen hervorgerufen hat, ſondern, wie die Ordensverſäufung der Eſener und ſelbſt mancherlei Spuren im katholiſchen Chriſtenthume beweifen, auch außerhalb des Heidenthums bedeutenden Beifall fand.

Wir haben hier jene, allem Ordensweſen eigene Gliederung in verſchiedene über einander ſtehende Grade der Vollkommenheit, von denen immer die jedesmal höhere ſich zu der niederen aufſchließend verhält, jene Stufenfolge von immer vollkommeneren Weiſen und immer höheren Myſterien, welche nachmals auf praktiſchem Gebiete innerhalb der katholiſchen Kirche als Hierarchie ſich ausgebildete. So gewiß nun auch dieſe ganze Anſchauungsweiſe als dualiſtiſch bezeichnet werden muß, ſo wenig können wir damit einverſtanden ſein, dieſen Dualismus ſelbſt als die letzte Kategorie, auf welche alle dieſe Erſcheinungen zurückgeführt werden müſſen, zu betrachten. Es iſt dies vielmehr, wie Keand⁸⁷⁾ auch richtig gesehen hat, der „Ariſtoſratismus der alten Welt“, überhaupt dieſelbe particulariſtiſche, auf die Aufſichtung von immer neuen Scheidewänden bedachte Weiſen, welches nicht bloß dem Judenthume, ſondern allen orientaliſchen Völkern, ja auch den Hellenen eigen war. Der Orient iſt die Heimat wie der Kaſtenunterſchiede, ſo der erſten Weiſerweiſheit, der priesterlichen Geheimlehre und Geheimſchriften; auf gleichem Boden mag das Myſterienweſen, welches namentlich ſeit dem Zeitalter des ſogenannten Hellenismus eine ſo ungeheure Ausdehnung erhielt, woliſchen in ſeinen älteſten Formen unter orientaliſchen Einflüſſen entſtanden ſein, aber in dem Gegenſatze von Freien und Eſſaven, in der Abſonderung der verſchiedenen

86) Die Rachweiſe bei Rößlin a. a. D. S. 88 fg. 171 fg. Ueber die Auffaſſung der ganzen Syſteme vergl. auch Baum, Das Geheimthum der drei erſten Jahrhunderte (2. Aufl.) S. 226 fg. 86a) Kirchengeſchichte. 2. Aufl. I, 2. S. 632 fg.

Stämme und in dem Gänzlichkeitsgeiste der zahllosen Mittel- und Kleinstaaten zeigen sich doch ohne Zweifel Spuren desselben der alten Welt nun einmal überhaupt eigenen Particularismus.

Es führt uns dies auf einen noch weit umfassenderen Standpunkt der Betrachtung. Ist das Christenthum hat, als die universelle Religion, den Geist dieses antiken Particularismus überwunden, oder trägt vielmehr noch immer nach dessen Ueberwinning. Jener Kampf, welchen Paulus gegen das Judenthum führt, hat den großen Weltkrieg des Christenthums als der Menschheitskrieg gegen alles Beschränkte, particularistische Wesen eröffnet; der erste Feind, auf den das neue christliche Princip stieß, war der Particularismus einer als das erwählte Gottesvolk sich ansehenden Nation. Das Princip des Christenthums behauptete sich in diesem Streite als Sieger, aber das particularistische Wesen war damit noch durchaus nicht in allen seinen Formen überwunden, und brach vielmehr in der mannigfaltigsten Gestalt innerhalb des Christenthums selbst von Neuem hervor. In dem das Christenthum dazu fortschritt, sich nicht bloß als das höchste Heilprinzip, sondern auch als das absolute Erkenntnisprinzip aufzustellen, traf es auf jenen Gegensatz zwischen Wissenden und Nichtwissenden, zwischen Eingeweihten und Aussenen; das Christenthum constituirte sich selbst wieder als Geheimlehre und die erste Form, in welcher das christliche Denken zu einer umfassenderen Weltbetrachtung sich erweiterte, war eben jener Kreis von Erscheinungen, um deren Erklärung es sich gegenwärtig handelt. In dem Begriffe dieser Gnosis selbst war schon ein Gegensatz zwischen Vollkommenen und minder Vollkommenen gesetzt, und die Geschichte dieser für die innere Entfaltung des Christenthums so bedeutsamen Erscheinung bietet uns daher das merkwürdige Schauspiel dar, daß der erste Versuch, die universelle Bedeutung des Christenthums denken zu erfassen, dennoch nur wieder in particularistische Form, als Geheimlehre und mit der Behauptung einer in der Natur der Dinge begründeten Stufenleiter der Erkenntnis auftrat. Nirgend vielleicht zeigt sich der Unterschied der neueren christlichen Speculation von der älteren Gnosis so deutlich als darin, daß sie diese particularistische, esoterische Darstellungsform überwunden hat. Unsere heutige Philosophie kennt keine Geheimlehre, keine von Natur ausgewählten und ausschließlich zu den höheren Mysterien befähigten Jünger; denn sie kennt keine solchen metaphysischen Entitäten, welche den Geist nöthigen, an irgend einer untergeordneten Deichstufe ewig zu verharren. In Allem offenbart sich ein und derselbe Geist, und strebt über alle Unterschiede hinaus immer wieder zur Einheit; die tiefsten Stufen sind daher keine zu ewiger Lauernden Momente, sondern nur Durchgangs- und Uebergangspunkte und grade das, was der alten Gnosis so vollständig abgeht, die Idee der unendlichen Entwicklungsfähigkeit des Geistes in allen seinen individuellen Erscheinungen ohne Unterschied, macht grade das Charakteristische des heutigen philosophischen Denkens aus, in welchem es schwer fallen möchte, den Einfluß des christlichen Universalismus zu verkennen. Man braucht sich daher nur zu diesem allgemeinen Standpunkte der Betrachtung zu erheben, um die Stelle, welche die Gnosis in der Entfaltung des christlichen Denkens einnimmt, richtig zu erkennen; ja sie sieht so wenig als eine isolirte Erscheinung da, daß sich ganz dasselbe erhellende, particularistische Wesen auch auf anderen Gebieten des christlichen Lebens wiederholt. Reander hat völlig richtig gesehen, daß der Gegensatz zwischen Wissenden und Gläubigen auf theoretischem Gebiete ganz dasselbe ist, was der Gegensatz zwischen Priestern und Laien auf praktischem Boden. Wie das Christenthum als universelle Offenbarung erst noch durch den innerchristlichen Gegensatz der Wissenden und Gläubigen hindurchmus, so muß das Christenthum als universelles Heilprinzip erst noch in jene hierarchischen Formen eingehen, welche die Idee des allgemeinen Priesterthums wieder zu vernichten scheinen. Auch die Stufenleiter der Erkenntnis, welche die Gnosistiker aufstellten, ist ja nur eine Hierarchie von anderer Art, und es darf uns daher um so weniger wundern, wenn wir die himmlische und die irdische Hierarchie nacheinander von dem Pseudoearepagiten auch ausdrücklich auf einander bezogen sehen. Grade dieser „himmlischen Hierarchie“ räumten aber ja schon die Gnosistiker einen so bedeutenden Platz in ihren Systemen ein.

Es ist sehr charakteristisch, daß grade Systeme, die wie das Valentinianische und in noch weit höherem Grade das Basilidianische der Philosophumena die Materie zu etwas bloß Negativen, Nichtseinsollenden und nur als Schranke des Geistes zur Entfaltung Nothwendigen herabsetzen, dieses Mysterienwesen nur um so künstlicher ausbildeten, gleich als sollte, was auf der einen Seite von der Schärfe des metaphysischen Gegensatzes verloren geht, auf der anderen Seite durch eine desto reichere Mannigfaltigkeit der Erkenntnisgrade innerhalb der Geisteswelt selbst wieder gut gemacht werden. Nirgend ist die Stufenfolge dieser Mysterien so ausgesprochen wie im Systeme der Pistis-Sophia, während doch grade dieses System es ist, dessen ethische Grundanschauung den metaphysischen Gegensatz von Pneumatikern, Psychikern und Hylikern fast ganz überwunden hat. Dem entsprechend wird auch die schon von den Valentinianern künstlicher ausgeprägte Aeonreihe ins Innermögliche ausgedehnt, das Noëtoe daher kann aber weder allein in dem Einflusse des heidnischen Polytheismus, noch auch nur in dem speciellsten Streben einer Vermittelung des Unendlichen und des Endlichen gefunden werden, sondern, wie schon Kōsilius¹⁾ dies erkannt hat, in dem Bedürfnisse, alle Unterschiede und Gegensätze innerhalb der diesseitigen Welt, namentlich die verschiedenen Arten und Stufen der Geschöpfe (also auch die durch die verschiedene geistige Begabung und die derselben entsprechende Verschiedenheit der Erkenntnis gestiegen) von verschiedenen Wesen und Sphären innerhalb der jenseitigen Welt abzuheben. Kōsilius legt in dieser Beziehung das Hauptgewicht auf die „Idee absoluter Gerechtigkeit in der Ordnung des Universums, kraft

welcher jeder Art von Gesinnungs- und Handlungsweise, jedem Verdienste und jeder Schuld, jedem größeren oder geringeren Grade des Guten oder des Bösen, jeder einzelnen höheren oder niederen Stufe geistiger Erkenntnis und Reinheit, zu welcher der Mensch sich erhebt, auch ein bestimmter Ort und Grad der Belohnung oder Strafe, eine bestimmte Abküstung der Ewigkeit und Herrlichkeit oder der Dual und Verdamnis entsprechen muß.“ Es ist dies ganz richtig, und auch der Hinweis auf die verwandte Idee der *ἀνοκτάτατος* bei den Basilidianern der Philosophumena kann nur als vollkommen in der Sache selbst begründet betrachtet werden. Nur ist es grade die allerdings in der *Πιστις·Σοφία* so stark hervortretende ethische Seite, welche, wenn auch durchaus nicht bei Basilides selbst, so doch bei den Basilidianern der Philosophumena nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und wenn wir zur Vergleichung schon vorhin auch die Neonenlehre der Valentinianer herbeiziehen mußten, so zeigt sich nur um so mehr, wie das allen Systemen gemeinsame, eigentlich treibende Moment doch wieder auf die intellectuelle Seite zu stehen kommt. Die absolute Gerechtigkeit besteht darin, daß jedes den Platz einnimmt, der ihm gebührt; wie es aber eine Stufenfolge der geistigen Begabung gibt, so gibt es auch eine Stufenfolge der Geistesreife, und das, was jedes einzelne Reich von dem anderen unterscheidet, ist eben die höhere oder niedere Stufe seiner Reifheit. Es ist dies der Punkt, wo auch die Valentinianische Neonenlehre sich bei aller Verwandtschaft mit der Hegelschen Philosophie doch wieder von derselben unterscheidet: was hier rein ideelle Momente im dialektischen Prozesse des Geistes sind, die daher ebenso wol gesetzt als wieder aufgehoben werden, sind bei den Valentinianern concrete, mythologische Personen, welche grade in dem verschiedenen Grade ihrer Erkenntnisfähigkeit ihre individuelle Bedeutung und in dieser individuellen Selbstständigkeit ewiges Bestehen haben. Wenn sie daher auf der einen Seite zur Bezeichnung der verschiedenen Momente dienen, in welche sich das Absolute bei seiner Objectivierung auseinanderlegt, so veranschaulichen sie auf der anderen Seite wieder eine Stufenreihe in der subjectiven Erkenntnis des Absoluten, und die finally concrete Form dieser Reonen, als ewigen Stufenfolgen von an Vollkommenheit der Erkenntnis unterschiedenen Geistern, gehört so sehr zum Wesen der Sache selbst, daß man jene nicht abstreifen kann, ohne dieser einen wesentlich anderen Charakter zu leihen. Auch das System des alexandrinischen Clemens kennt eine solche Stufenreihe der subjectiven Erkenntnis, „in welcher sich der allgemeine Entwicklungsproceß des Naturlebens reflectirt“, selbst die gnostische Hebdomas und Ekdosis lehren bei ihm wieder. Der Hauptunterschied dieser Lehre von der gnostischen ist aber dieser, daß, obgleich auch nach ihm jene Hebdomas selbst nur ein Abbild jenes Einflusses der Siebengabe ist, in welcher sich der ganze *κόσμος* bewegt“),

dennoch der Proceß des Geistes selbst aus der realen Welt in das wissende Subject zurückverlegt wird. Clemens kennt zwar einen dem Naturproceß analogen, in typischen Zahlen veranschaulichten Aufstiegs- und geistigen Entwicklung, aber darum keine Stufenreihe von Reonen und hypokastischen Potenzen, in welchen sich der Proceß des Geistes mythologisch firt, sondern fast Alles, was sich auf die Selbstoffenbarung des unendlichen Geistes und die Wiederbringung des ewigen bezieht, in der Einheit seines Logosbegriffs zusammen. Zeigt sich hierin einerseits, wie oben entwickelt wurde, die Unterordnung des in den gnostischen Systemen zum absoluten Rasthabe erhobenen speculativen Elementes unter das Positive, so liegt darin doch andererseits ein notwendiger Fortschritt des speculativen Denkens selbst, welches in jenen mythologischen Gestalten doch immer nur in bildlich symbolischer Hülle zur Erscheinung kommt. Den Gnostikern ist die mythologische Firtung des geistigen Processes in seinen einzelnen Momenten so sehr die unentbehrliche Form ihrer Speculation, daß selbst ein Aktion sich derselben nicht völlig zu entziehen vermag; dafür kommt aber auch dieser wol geistige als leibnische Proceß, als ein durch bestimmte Entwicklungsstufen sich hindurch bewegend, der ihnen weit mehr als dies bei Clemens der Fall ist, zu seinem Rechte, und in demselben Maße, als sie wie in Markion's System die symbolisch bildliche Hülle abgestreift haben verringert sich zugleich der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der speculativen Ideen. Diese finally concrete Anschaulichkeit der gnostischen Speculation, in welcher Bild und Begriff sich so innig durchdringen, daß das Eine nicht ohne das Andere zu bestehen vermag, ist die Ursache, wenn im wesentlichen Einverständnisse mit Reonen und Markter namentlich Weise die Gnosis überhaupt nicht als Philosophie, sondern als Ideosophie oder noch genauer als Mystik und Theologie bezeichnet wissen will“). Indem Weise die Ideenverwandtschaft der Gnosis namentlich auch mit der neueren Religionsphilosophie ausdrücklich anerkannte, legte er grade darauf das Hauptgewicht, daß die Erkenntnisweise oder die Art, in welcher die Gnostiker zu ihrem der Religionsphilosophie so nahe stehenden Erkenntnisgehalte gelangen, eine von dieser wesentlich verschiedene sei. Das Wahre ist nach ihm, „daß beide auf verschiedenen Wegen zu verwandten Inhaltsbestimmungen oder Ergebnissen gelangen, die Gnosis und Mystik auf dem Wege religiöser Intuition, die Religionsphilosophie auf dem Wege logischer und metaphysischer oder mit Logik und Metaphysik anhebender Speculation.“ Die Gnostiker bedienen sich des Organes der dichtenden Einbildungskraft, „sie unterliegen sich, die früchte speculativer Erkenntnis, welche nur in einem langamen Entwicklungsproceß unter der strengen Zucht der Glaubensregel reifen konnten, im wilden Sturme einer halb dichterischen, halb religiösen Begeisterung vorzunehmen.“ Aus diesem Grunde verlangt Weise

88) Baur, *Gnosis* S. 511. Das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte (2. Aufl.) S. 249. 89) Vgl. die von Baur selbst angeführte Stelle *op. cit.* VI, 16.

90) In der angeführten Recension von Baur's *Gnosis*, *Ideol. Studien und Kritiken* 1857, I. S. 194 fg. Philosophische Zeitschrift I, 170 fg.

eine engere Zusammenstellung der Gnoſis mit den ſpäteren Myſtikern, Paracelſus, Böhme, Helmont, Swedenborg u. A. Wir können in dem Allen, was die Sache betrifft, nur auf Weiße's Seite treten, und müſſen es als ein weſentliches Verdienſt dieſes geiſtvollen Denkers hervorheben, daß er dieſe in der Baur'schen Darſtellung nicht völlig zu ihrem Rechte gekommene Seite der Sache aufs Nachdrückliche betont. Wenn Baur in ſeiner chriſtlichen Gnoſis außer Jakob Böhme auch Schelling, Schleiermacher und Hegel mit den Gnoſtikern zuſammenſtellt, ſo gehören die Gnoſtiker hiſtoriſch der Erkenntniß- und Darſtellungsweiſe ihrer Zeiten doch jedenfalls mit Böhme weit näher als mit Schleiermacher und Hegel zuſammen. Bei weitem enger als mit Hegel ſt schon ihre Verwandtſchaft mit Schelling. Um von der „poſitiven Philoſophie“, welche noch weit überaſchendere Parallelen zum Gnoſticismus darbietet, zu ſchweigen, ſo ſind die Grundanſchauungen der „Naturphiloſophie“ weſentlich dieſelben wie die der Hegel'schen Speculation. Schelling war der erſte, welcher den philoſophiſchen Proceß des hiſtoriſchen Ich zum allgemeinen Weiße der Weltentwicklung erhob, und Hegel iſt damit ſo einverſtanden geweſen, daß er eine Zeit lang ſeine und Schelling's Philoſophie geradezu identiſicirte. Das aber, was zwiſchen beiden Männern doch wieder eine mit der Zeit immer weiter ſich aufthuende Kluft eröffnete, war eben die grundverſchiedene Art ihres Speculirens. Was für Schelling die Frucht genialer Intuition, unmittelbarer ſchöpferiſcher Einbildungskraft war, vermittelte ſich für Hegel auf dem Wege der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Methode. Schelling war bei all ſeiner bahnbrechenden Stellung auf dem Gebiete der neueren Speculation (oder ſoll man lieber ſagen, grade wegen dieſer?) mehr Dichter als Philoſoph, und mit ihm brach jene Einfluß romantiſcher Illuſionen, phantaſtiſcher Einfälle und geiſtreicher Albernheiten in die neuere Philoſophie ein, welche ſchon der alte ſtrenge Fichte ſo bitter, aber auch ſo treffend geſchildert hat⁹¹⁾. Man kann Altes, was Fichte in ſeiner verſtorbenen Weiße gegen die Naturphiloſophie ſagt, auch ſchon gegen die Gnoſtiker, gegen Paracelſus und Böhme, und, um auch einiger Neueren nicht zu geſchweigen, gegen Swedenborg, Eſtinger und Baader anwenden, und der Unterſchied liegt höchſtens darin, daß es vor der Wiſſenſchaftslehre überhaupt noch keine Möglichkeit gab, den Proceß des Geiſtes anders als in poetiſch-phantasiſcher Weiße zu ſchildern, während die moderne, romantiſche Philoſophie die ſtrengen Formen des philoſophiſchen Denkens zwar verſand, aber im genialen Uebermuth zerſtörte.

Es iſt daher vollkommen berechtigt, wenn Weiße dieſe aller Myſtik und philoſophiſchen Poeſie eigene Unmittelbarkeit der ſchöpferiſchen Einbildungskraft, jenes productiven Anſchauen und anſchauenden Producten, welches bekanntlich Schelling als die Grundbedingung alles Philoſophirens hinführt, für die Gnoſis ebenfalls als

charakteriſtiſches Merkmal in Anſpruch nimmt. Sofern man dieſe productivende Thätigkeit der Phantaſie nach der Weiße'schen Terminologie dem „Gemüthe“ zuſchreibt, möchte in der Sache auch gegen die weitere Beſtimmung nicht viel zu erinnern ſein, daß der Gnoſticismus unmittelbar aus den durch das Chriſtenthum ſo mächtig aufgeregten Tiefen des „religiöſen Gemüthes“ entſprungen ſei. Indeſſen bedarf, auch abgesehen von der Terminologie, welche an dieſem Orte auf ſich berufen muß, ſchon dieſe Beſtimmung einer näheren Beſtandtheilung. Was Weiße gegen Baur hier geltend macht, gilt doch nicht von dem Gnoſticismus an ſich, ſondern nur von derjenigen Seite an ihm, auf welcher er ſich überhaupt productiv verhielt. Die aller Myſtik eigene Miſchung von Bild und Begriff beginnt, wie Weiße ſelbſt nicht unbeachtet geſaht hat⁹²⁾, überall da, wo man die durch den Standpunkt des Zeitalters dem wiſſenſchaftlichen Denken gezogenen Grenzen überſchreitet. Will hier die Vorſtellung ſich noch nicht zum Begriffe erhoben hat, bleibt der Ausdruck bei der ſinnlichen, anſchaulichen Bildlichkeit ſtehen, und das Denken vermag ſich vom Bilde nicht loszulöſen, ohne damit an der Sache ſelbſt erhebliche Einbuße zu leiden. Es iſt dies, worauf ſchon Baur mit Recht aufmerkſam gemacht hat, bei allen Volksreligionen mehr oder minder der Fall, und ſo ſehr man ſich hüten muß, Religion und religiöſe Vorſtellung zu identiſiciren, ſo charakteriſtiſch iſt für ſie alle jenes ſymboliſch-mythiſche Element, als welches für die über ihren eigenen Inhalt noch nicht begrifflich verſtändigte religiöſe Intuition überhaupt das einzige Beſittel iſt, um den Reichthum ihres Bewußtſeinsinhaltes zu Tage zu fördern. Es gilt dies ebenſo wol von den ethiſchen wie von den Naturreligionen (daher wir auch die Entgeſetzung von ethiſch und myſtiſch und nicht aneignen können), nur daß bei letzteren der mythologiſche Bildungstrieb durch die Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſelbſt eine weit reichere Nahrung findet; dagegen iſt noch in jeder Religion, die eine Geſchichte erlebt hat, dieſes mythologiſche Element allmählich durch das begriffliche Denken zurückgebrängt worden. Ganz doſſelbe Entwidlungsgeſetz, was ſich hier auf dem Gebiete der religiöſen Erkenntniß zeigt, gilt aber für jedesden geiſtigen Erkenntnißſtuff überhaupt. Das Neue wird niemals innerſt auf dem Wege des begrifflich vermittelten Denkens eintreten, ſondern ſteis als etwas Unreſtrictes, Unmittelbares, auf dem Wege der ſo zu ſagen ſinnlicher, ſcheinbar bewußtloſes productiven Conception. Der Geiſt, der für einen biſher noch unbekannten Inhalt ſeine fertigen Formen und Kategorien, ſeine dialektiſchen Uebergänge und logiſchen Bindemittel in Bereitſchaft hat, ringt mit dem Ausdruck in deſto angeſpannterer Thätigkeit, je mächtiger ſich die inneren Eſchauungen hervorbringen, und je weniger er im Stande iſt, ſie über ſinnlichen Unmittelbarkeit und phantaſtiſchen Rebellhaftigkeit zu erſchließen. Daher das Flüchtige in all jenen mythologiſchen Gebilden, die ſcheinbare Willkür und Zu-

91) In den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters. Gesammelte Werke. Bd. VII. S. 114 fg.

92) Vergl. die angef. Recenſen S. 206.

fälligkeit in der Auswahl, Gruppierung und Benennung der symbolischen Formen, welche leicht den Schein der Unschlüssigkeit, der fäulnissigen Verhüllung abstracten Gedanken gewinnt, während sie in Wahrheit Nichts ist, als ein Zeichen des Unvermögens, den idealen Gehalt durch die ewig inadäquate Bildform zu bewältigen. Unter diesen Gesichtspunkt ist auch die Gnosis zu stellen, nicht an sich, sondern in sofern sie Mythologie ist. Wir können Baur nicht beipflichten, wenn er den mythischen Charakter der Gnosis eben nur aus dem Positiven, mit dem sie sich als Speculation auszeichnet, setzen mußte, mit einem Worte aus dem Einflusse der vorhandenen Volkreligionen erklären will⁹³⁾; denn gerade die Uebereinstimmung in einzelnen positiven Sätzen und volkstümlichen Vorstellungformen ist, so stark wir sie nach einer anderen Seite hin noch werden hervorheben müssen, doch hierbei die Nebenbedingung, das Wichtigste ist die bei aller Abweichung im Materiellen wesentlich identische Darstellungsform, die sinnlich bildliche Anschaulichkeit überhaupt, und was dieser hier wie dort zu Grunde liegt, der eben nur in der angegebenen Weise zu erklärende mythologische Bildungstrieb. In dieser Beziehung müssen wir mit Weiske in den gnostischen Systemen den „durch die innere Natur und Nothwendigkeit der Sache hervorgerufenen Versuch zur Wiedergabe der mythologischen Anschauungsweise des Heidenthums“ erkennen, wobei die Gemeinamkeit des Bodens ausdrücklich anerkannt wird, auf welchem sowohl die heidnischen Volkreligionen als die gnostischen Speculationen erwachsen.

Andererseits ging auch Weiske nach unserer Uebersetzung zu weit mit seiner neuerdings allerdings nicht ausdrücklich wiederholten Behauptung, den gnostischen Systemen liege Nichts ferner, als eine die geschichtlichen Religionen zu ihrem Objecte machende, über die geschichtlichen Religionen reflectirende Philosophie⁹⁴⁾. Gegen diese Ansicht hat Baur begründeten Einspruch gethan⁹⁵⁾, und wir müßten unfererseits zu ihrer eingebundenen Bestreitung alles bisher über das Wesen der Gnosis und ihre Bedeutung in der inneren Entwicklung des christlichen Denkens Entwideltet einfach wiederholen. In dem Punkte, der für die allgemeine Stellung der Gnosis allein entscheidend ist, in dem Fortschritte von der heilsgeschichtlichen zu der weltgeschichtlichen Betrachtung des Christenthums stehen die Gnostiker mit völlig klarem Bewußtsein auf derselben Seite wie die Apologeten und Alexandriner, denen wol Niemand den Charakter als christliche Philosophen streitig machen wird; sie machten in sofern die absolute Bedeutung des Christenthums in seinem Verhältniß zur vorchristlichen Entwicklung allerdings zum Objecte einer wirklichen philosophischen Reflexion. Das Mythische oder Theosophische an ihnen ist vielmehr dieses, worin sie sich von der Apologetik und der katholischen Gnosis unterscheiden. Indem die Gnosis für ihre mit aller philosophischen Klarheit erkannte und gestellte

Aufgabe die erforderliche Lösung, für die Absolutheit der christlichen Religion den entsprechenden Ausdruck suchte, überschreitet sie die ihrem wissenschaftlichen Vermögen gezogenen Grenzen. Das Christenthum soll den Schlüssel zur Enttiefung des Weltträgels enthalten, es soll das Hervorgehen des Endlichen aus dem Unendlichen auf seine derermitigte Rückkehr zu demselben begrifflich machen, es soll mit einem Worte nicht bloß der absolute Wendepunkt in der Geschichte des Geistes sein, den das christliche Bewußtsein mit dem Namen der Erlösung bezeichnet, sondern es soll nach Rückwärts auch die Revidirbarkeit der Erlösung im Wesen des Geistes, folglich die Geschichte desselben bis in seinen letzten Ursprung, bis zu den höchsten Principien alles Seins und Wissens verfolgen. Diese Aufgabe setzt auf rein wissenschaftlichem Wege zu lösen, waren die Gnostiker außer Stande. Sie erhoben sich mit vollkommener Klarheit des Bewußtseins als Incarnatiker über den pysischen, d. h. den sündig gläubigen Standpunkt der katholischen Christen, was nicht möglich wäre ohne ein wirkliches Reflektiren und über das Positive der christlichen Religion, sie suchten den speculativen Gehalt des Christenthums aus seiner buchstäblich sinnlichen Hülle zu lösen, und verhielten sich zu den Aussprüchen und Erzählungen des neuen Testaments ganz ebenso wie zu denen des alten Testaments und zu den heidnischen Göttermäthen. Aber indem sie als Wissende über den durchaus als Mythus bewandten positiven Gehalt des christlichen wie des heidnischen und jüdischen Volksglaubens hinausgehen, gelingt es ihnen nicht ebenso, den tieferen Gehalt, den sie gefunden haben, in eine entsprechende wissenschaftliche Darstellung zu fassen. Da, wo sie sich schöpferisch verhalten, bleibt ihnen keine andere Form des Ausdrucks als das Bild, sie deuten Mythen durch Mythen aus und ersetzen so eine sinnlich concrete Anschauungsweise durch die andere. Mit ihrer Mythenbildung stehen sie auf dem Boden philosophischer Reflexion, mit ihrer Mythenbildung auf dem der mythischen Intuition; sie sind Philosophen, soweit sie Kritiker sind, und Mytiker, soweit sie sich schöpferisch verhalten. So sehr sie dabei auch das Wissen in seiner absoluten Bedeutung betonen, die Form, in welcher sie sich der positiven Seite ihrer Arbeit unterziehen, der Erkenntnisweg, auf welchem ihr ihrem Wesen und höchsten Zielen zutreiben, ist nicht der Weg der dialektischen Vermittlung, sondern der schöpferischen Einbildungskraft oder Intuition. Wie auch Weiske es ausdrückt⁹⁶⁾, wir finden in der neueren, speziell der Hegel'schen Philosophie, dieselben Ideen, welche den wesentlichen Inhalt der alten Gnosis und der gesammten christlichen Mystik ausmachen, aber erst in unseren Tagen sind sie jenseitigen Durchbruch genommen und in wissenschaftlicher Form vorgezogen worden. Die Gnosis faßt, wie die neuere Philosophie, den Selbstvermittlungsproceß des Geistes als einen geschichtlich durch eine Reihe von Momenten sich hindurch vollziehenden; aber sie kennt diese Momente selbst nicht als dialektische, sondern als

93) Theol. Studien und Kritiken 1837, 2. S. 562 fg. 94) In der angef. Recension S. 194 fg. 95) a. a. O. S. 533 fg. 562 fg.

96) In der angef. Recension S. 215.

mythologische, und so oft auch durch die Hülle des Bildes der Begriff hindurchbrechen will, diese mythologische Form der Entwicklung blieb die für die Gnosis einzig mögliche, freilich aber in ihrer Bildlichkeit auch nie adäquate, daher die Gnostiker sich nicht genugtun können in immer neuen Gestaltungen. Baur hat ganz Recht, wenn er gegen Weise behauptet, daß J. B. die Valentinianer in ihren mythischen Figuren des göttlichen Hierosoma auch mit Bewußtsein philosophische Ideen dichterisch personificierten, und namentlich bei der weiteren Entwicklung dieses geistreichsten aller gnostischen Systeme tritt es deutlich heraus, daß die speculativen Gedanken bei aller Mannigfaltigkeit des bildlichen Ausdrucks den bleibenden und sicher auch als solchen gewussten tieferen Gehalt bilden. Aber woher kommt es denn, daß sich trotzdem das Denken von der Bildlichkeit des Ausdrucks nicht losrinnern kann? Wie stehend und zufällig auch im Einzelnen diese mythologischen Gestalten sind, die mythologische Darstellungsförm selbst ist das in allem Wechsel der Bilder sich gleich Bleibende, und dafür kann der Grund nur darin gefunden werden, daß es den Gnostikern überhaupt nicht möglich war, ihre speculativen Gedanken anders als in sinnlich phantastischer Hülle zum Ausdruck zu bringen. Aus jener Doppelseitigkeit im Begriffe der Gnosis selbst, nach welchem sie einerseits Pantheologie, andererseits wieder Mystik ist, erklärt es sich auch, wie bald der Begriff über das Bild hinausgreift, dieses selbst als Bild sich versteht, bald wieder der Begriff ganz von der Bildlichkeit überwältigt, die Idee nur in gewaltsam phantastischer Auffassung ergreifen und dadurch wieder aus ihrer Höhe in die Tiefen des sinnlichen Bewußtseins herabgezogen wird. Die Gnosis ist also wirklich der erste umfassende Versuch einer Philosophie des Christenthums, aber dieser Versuch schlägt Angesichts der ungeheuren Tragweite der den Gnostikern in genialer Weise sich aufdringenden und doch weit über ihr wissenschaftliches Vermögen hinausgehenden speculativen Ideen in Mystik, Theosophie, Mythologie, kurz in eine durchaus unphilosophische Darstellung um.

Es ist hier der Punkt, wo die Gnosis aufs Innigste mit den mythologischen Volksereligionen sich berührt, daher schließlich die Frage nach dem äußeren Zusammenhange nicht umgangen werden kann. Es handelt sich auch hier nicht darum, ins Einzelne einzugehen, sondern nur die hauptsächlichsten in Betracht kommenden Momente festzustellen. Schon Baur hat die Beziehungen der Gnosis zu den heidnischen Kosmogonien und Mythen ins Auge gefaßt, und namentlich die Frage berührt, ob bei den Gnostikern das hellenische oder orientalische Element überwiege. Was er bei dieser Gelegenheit ausdrückt, gehört zu den tiefsten und fruchtbringendsten Beobachtungen dieses scharfsinnigen Forschers, nur daß er leider seine Uebersetzung nur wie gelegentlich hinwirft, ohne von ihr den weiteren Gebrauch zu machen, deren sie fähig war. — Indem Baur die verschiedenen Hauptformen der heidnischen Religionen ins Auge faßt, findet er, daß überall Gott und Welt durch die Momente eines Processes vermittelt gedacht werden, der mehr oder minder

den Charakter eines Naturprocesses trägt. Während aber in der griechischen Religion jener Proceß von Unten nach Oben, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortgeht, geht dieser Proceß in den orientalischen Religionen den umgekehrten Weg. Nach griechischer Auffassung ist der Naturproceß der der Evolution, sie setzt daher an die Stelle der Kosmogonie die Theogonie, und läßt erst auf der höchsten Stufe den freien Geist selbst sich bethätigen Geist über die materielle Welt sich erheben. Die Orientalen setzen als erstes Princip den reinen selbständigen Geist, und lassen die materielle Welt erst dadurch entstehen, daß der Geist durch eine Reihe von Potenzen und Wesen, welche gleich Lichtstrahlen von ihm ausgehen, aber je mehr sie sich vom Urlichte entfernen, an Lichtkraft verlieren, mit der Materie in Berührung kommt. Was dies nun in der strengeren Form der Emanation geistigen, wie im Pantheismus, oder durch einen Fall höherer Geister in die untere Welt, oder auch sonst eine Weise, „immer werden wir als das Wesentlichste und Allgemeinste, das hier in Betracht kommt, dieses ansehen dürfen, daß die Vermittelung zwischen Geist und Materie, den beiden entgegengesetzten Principien, auf irgend eine Weise vom Geiste aus geschieht“⁹⁷). Aus dieser Unterscheidung ergibt sich für Baur die wichtige Erkenntnis, daß die gnostischen Systeme nicht von griechischen, sondern vom orientalischen Standpunkte ausgehen. Alles dieses ist so richtig und wahr, und wird so vollkommen durch die neueren Forschungen über die ägyptischen, babylonischen und phöniciischen Kosmogonien bestätigt⁹⁸), daß es nur darauf ankommt, das hier im Allgemeinen Ausgesprochene in umfassender Weise für die Erkenntnis der einzelnen gnostischen Systeme fruchtbar zu machen. Nach Mosheim's Vorgange, der zuerst auf den „Orientalismus“ in den gnostischen Systemen hinwies, haben daher schon Matter, Gieseler, Rander in der Kirchengeschichte und Baur selbst speciellere Berührungen der Gnosis mit orientalischen Systemen, namentlich mit dem Pantheismus nachgewiesen, Schmidt und Baur zogen außerdem auch den Buddhismus in den Bereich dieser Forschungen, und Lassen hat neuerdings in seiner indischen Alterthumskunde⁹⁹) dem Verhältnisse des Buddhismus und der indischen Religionsysteme überhaupt zum Gnosticismus einen eigenen Abschnitt gewidmet. In diesen möchte auch nach diesen neuesten Untersuchungen, die obenreicht fast nur eine listvolle und vielfach lehrreiche Zusammenfassung und Revision der älteren Forschungen bieten, der Bereich für eine directe und tiefergreifende Einwirkung des Buddhismus auf den Gnosticismus noch immer nicht geführt sein. So gewiß das Manichäische Religionsystem, wie Baur unabweislich dargelegt hat, auch äußerlich unter dem Einflusse buddhistischer Anschauungen sich gebildet hat, so wenig läßt sich

97) Gnosis S. 29 fg. 98) Vergl. Ewald, Ueber die Babylonischen Ansichten von der Weltbildung (aus dem fünften Bande der Abhandl. der Gött. Ges. der Wissensch. Göttingen 1851). — E. Curtius, Keypstein Stellung in der Weltgeschichte V. dritte Abtheilung, und E. Curtius, Bibelstudien I. zweite Ausföhrung, 99) Dritten Bandes erste Abtheilung (1857) S. 379 fg.

auf den von Kassen geltend gemachten Berührungspunkten des Buddhismus mit dem Gnosticismus irgend eine über die unzugängliche innere Ideenverwandtschaft hinausgehende Beziehung entdecken. Es ist wahrscheinlich, daß mittelbar durch den frühen von indischen Einflüssen berührten Parismus auch einzelne buddhistische Ideen noch weiter nach Vorderasien und Aegypten gedungen sind, aber wie sich vor dem Manichäismus kein sicherer äußerer Beweis dafür führen läßt¹⁾, so möchte es noch schwerer fallen, auf dem Wege innerer Kritik dergleichen Elemente mit Sicherheit auszuweisen. Ja selbst der für gewisse Systeme allerdings ganz unzugängliche Einfluß der Lehre Zoroaster's ist vielfach überschätzt worden, und bei genauerem Eindringen in die vorderasiatischen Religionslehren hat sich Vieles als dort einheimisch herausgestellt, was man bis dahin auf persische Rechnung zu setzen pflegte. Noch weniger hat es bisher gelingen wollen, aus der ägyptischen Religionsgeschichte neue Aufschlüsse über den Ursprung und Entwicklungsgang der gnostischen Systeme zu gewinnen. Die Raafener der Philosophenmaas ziehen die Hirsmysterien in den Bereich ihrer Mythendeutung herein, indeßen hatten gerade diese längst eine Stelle in dem allgemeinen Religionsmysticismus des untergehenden Heidenthums erhalten, und gerade die Gesalt der Dämonienlehre, welche die Philosophenmaas schildern, hat ihre Heimat offenbar nicht in Aegypten, sondern in Phrygien. Sicherer scheint die Vermuthung zu sein, welche den gnostischen Schlangendienst überhaupt auf Aegypten, wo derselbe bekanntlich von jeher eine bedeutende Rolle im religiösen Volksleben spielte, zurückführen möchte, und Mosheim hat sich sogar zu der weiteren Vermuthung veranlaßt gesehen, daß es lange vor der Entstehung des Christenthums in Aegypten eine jüdisch gnostische Secte von „Schlangenbrüdern“ gegeben habe. Indessen entstehen auch diese Annahme, die man vergeblich durch Orig. c. Cels. VI, 28 stützen wollte, jedes geschichtlichen Anhaltes, und selbst der ägyptische Ursprung der christlichen Dämonien ist mehr als fraglich. Auch die Phönizier hatten ihre Schlangengötter. Der ägyptische Aneph ward bei ihnen als Aagthodämon verehrt und wenn auch der phönizische Name dieser Gottheit ungenügend ist, so steht doch fest, daß der Schlangengeist in den phönizisch-phönizischen Diensten ganz ebenso wie bei den Aegyptern als die vernünftige Weltseele vorgestellt wurde. Von den Heilsträßen der Schlange, welche durch Göttern, den phönizischen Meskafu, repräsentiert wurden, wußten bekanntlich auch die Hebräer zu erzählen. So wahrscheinlich daher auch eine uralte Abhängigkeit des vorderasiatischen Schlangendienstes von den Aegyptern erscheinen mag, so wenig ist schon das bloße Vorkommen ähnlicher Ideen bei christlichen Gnostikern ein Beweis für directe Entlehnung; und noch weit weniger hat man Ursache, für die andere Seite der Dämonienlehre, nach welcher die Schlange ein bösbastet heim-

tüsches Wesen ist, auf den ägyptischen Typhon zurückzugehen, da diese Vorstellung in allen hier in Betracht kommenden gnostischen Systemen ausdrücklich an die bekannte Erzählung der Genesis angeknüpft wird. Die Annahme, daß Aegypten die Wiege der christlichen Gnosis sei, ruht in letzter Instanz lediglich auf der Voraussetzung ihrer Abkammung von der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, aber auch hieran möchte bei aller Anerkennung eines inneren Verwandtschaftsverhältnisses Nichts unzulässig sein als der jüdische Ursprung. Von allen und bekannten gnostischen Systemen gehört, abgesehen von der Valentinianischen, nachweislich nur die Weiterbildung des Basilidianischen und wahrscheinlich auch das Valentinianische Alexandrien an. Endlich ist noch von verschiedenen Forschern, neuerdings namentlich von Ratter und in ganz kritischer Uebersetzung von dem viel belehnten englischen Herausgeber des Irénäus, Harvey, der Versuch gemacht worden, den Ursprung der Gnosis aus der Kabbala abzuleiten. Allein wenn irgend eine Hypothese, so ist diese eine schwere Verirrung. Die neueren Forschungen jüdischer Gelehrten, namentlich aber von Grätz in seiner Schrift: Gnosticismus im Judenthume (Krotoschin 1846), haben auf Schlagendste nachgewiesen, daß die Kabbala, wenn man absteigt von ziemlich undeutlichen Anfängen, keineswegs älter als der Gnosticismus ist, sondern vielmehr im Ganzen und Großen sich gleichzeitig mit ihm, theilweise unter seinem directen Einflusse entwickelt hat. Dennoch ist ein tieferes Eindringen in die Ursprünge der Kabbala für die Geschichte der Gnosis nicht ohne Frucht. So war die bekannte Lehre der Clementinen vom Abam-Radmon sicher aus der längstbestehenden Geheimüberlieferung jüdischer Schulen entnommen, ebenso wie die Syzygientheorie, oder der Dualismus zwischen einem männlichen und einem weiblichen Principe der Schöpfung. Eine ganze Reihe weiterer Ideen, deren Aufzählung an dieser Stelle zu weit führen würde, sind der Kabbala mit der Gnosis gemein, und viele Vieles in der Kabbala aus der Gnosis, so wird sich vieles Gnostische aus der Kabbala erläutern lassen, vorausgesetzt, daß man über das gegenseitige Verhältnis beider im Klaren ist. Gnosis und Kabbala sind zwei verschiedene Zweige derselben Wurzel, der Ursprung ihrer Theorien ist jedoch ebenso wenig im Judenthume selbst als in parthischen Einflüssen zu suchen, sondern in der Verührung des Judenthums mit dem vorderasiatischen Heidenthume. Syrien und Kleinasien sind die eigentlichen Heimatländer des Synkretismus, die mannigfaltigsten Gehalten von jüdisch-heidenischen und jüdisch-heidenisch-christlichen Mischreligionen, Manichäen, Elkesaiten, Nestorianen, Arabier, Drusen, Zeiden u. s. w. waren hier zu Hause, und selbst bei den Heidenen möchte, was man insgemein auf Rechnung alexandrinischer oder neuplatonischer Einflüsse bringt, mythisch auf ähnliche einheimische Zusammenhänge zurückzuführen sein.

Eine nähere Betrachtung zeigt, daß kein anderes Land als Syrien die Geburtsstätte auch des christlichen Gnosticismus gewesen ist. Schon die äußeren Zeugnisse weisen mit einer seltenen Einstimmigkeit auf Syrien hin.

1) Nur von Zoroaster ist eine Bekanntschaft mit indischen Lehren und Bräuchen geschichtlich überliefert, vgl. Raafener, Gnost. Syst. S. 200 fg. Kassen, Ind. Aesthetische a. a. D. S. 361 fg.

Hierher gehört zunächst die allgemeine Annahme der Kirchenväter, daß der Magier Simon der Stammvater der gnostischen Ketzereien sei²⁾; Simon aber gilt nach der einstimmigen Tradition für einen Samaritaner, Samaritanen und das ganze syrophönizische Gebiet als der eigentliche Stammsitz der Simonianischen Sekte. Was an diesen allerdings sehr vermutheten Angaben Wahres sei, kann zunächst völlig außer Betracht bleiben; so viel aber leuchtet ein, daß die ganze Sage von Simon als dem gnostischen Kirchvater überhaupt gar nicht hätte entstehen können, wenn die patristischen Erinnerungen nicht das westliche Syrien, ³⁾ wo ja bekanntlich auch Samaritanen ebenso wie das ganze Palästina gerechnet wird, sondern ein so entlegenes Land wie Aegypten als das eigentliche Heimatland der Gnostik bezeichnet hätten. Die weitere Ausbildung der gnostischen Meinungen knüpft sich nach Trendelenburg an die Namen des Saturnin und des Basilides. Beide sollen nach Adv. haer. I, 24, 1 Schüler des Menander der gewesen sein. Die Existenz des Menander möchte von der Kritik mit Unrecht dargethüm worden sein, wenn auch die sehr verschiednenartigen Nachrichten über seine Person und Wirkksamkeit noch einer kritischen Sichtung bedürfen. Wie es sich nun auch mit seinem angeblichen Verhältnisse zu dem Magier Simon verhalten haben mag, in seiner Lehre mußten bereits die Keime der nachmals von Saturnin und Basilides weitergebildeten Systeme gelegen haben. Nach Justin (Apol. I, 26, 56) und Trendelenburg (Adv. haer. I, 23, 5) war er ebenfalls von Geburt ein Samaritaner, seinen Aufenthalt scheint er aber in der Gegend von Antiochien genommen zu haben, wo Iulianus noch Reste seiner Anhänger gefunden haben will (vergl. auch Epiph. Haer. 23, 1). Hier in Antiochien soll Saturnin die Bekanntheit des Menander gemacht haben (Epiph. Haer. 23, 1; vergl. Iren. Adv. haer. I, 24, 1. 7). Nach den angeführten Zeugnissen steht es fest, daß Saturnin ein geborener Antiochener war und seine weitergebildete Lehre in seinem Heimatlande Syrien verknüpfte. Sein Mitbegründer Basilides war nach Epiph. Haer. 23, 1. 7. 24, 1 ebenfalls ein Syrer; die entgegenstehende Behauptung des Eusebius (H. E. IV, 7), der ihn zu einem Alexandriner macht, erklärt sich zur Genüge aus einem Mißverständnisse des Trendelenburg. Dieser behauptet aber nur (Adv. haer. I, 24, 1), Basilides sei ebenfalls ein Schüler des Menander gewesen, habe aber nicht wie Saturnin in Syrien, sondern in Alexandria seine Lehre verbreitet. Pseudoorigenes führt diese letztere Rolle in seiner Weise dahin aus, daß er den Basilides in ägyptischer Weisheit unterrichtet werden läßt (Philos. VII, 27), was freilich damit nicht recht stimmen will, daß derselbe Verfasser das System des Basilides von Aristoteles ableitet. Sicher ist an dem Allen nur, daß Basilides von Syrien nach Aegypten sich wandte und dort seinen blei-

benden Aufenthalt nahm; der grade hier sehr genau unterrichtete Epiphanius weiß noch die verschiedenen Gegenden Aegyptens zu nennen, die er durchwanderte (Adv. haer. 24, 1). Seitdem ist Aegypten und namentlich Alexandria der Hauptsitz der Basilidianischen Sekte; nach Basilides wirkte auch sein Sohn Isidoros hier, und aus dieser räumlichen Nähe erklärt sich die genaue Bekanntheit des alexandrinischen Clements mit Basilides und den Basilidianern. Mit diesen Ergebnissen stimmt der innere Verlauf des Basilidianischen Systems. Nach den Untersuchungen Hilgenfeld's scheint es uns ansgemacht, daß die dem Eritime Saturnin's verwandte, streng dualistische Form der Basilidianischen Lehre die ältere, die in den Philosophumena vorliegende gräcizirende Gestalt die spätere ist. Erst in Alexandria, der Metropole griechischer Wissenschaft, kann sich diese Umbildung vollzogen haben; die Einflüsse aber, unter welchen die neue geistvolle Form des Basilidianismus entstand, sind, wie Uhlhorn gränzlich dargehen hat, vorzugsweise auf die Stoa zurückzuführen, daher die wohlfeile Vermuthung des Pseudoorigenes, Basilides sei in ägyptischer Weisheit unterrichtet worden, um so mehr auf sich beruhen muß. Erst mit Basilides gelangen wir also, wenn man die äußeren Zeugnisse zu Rathe zieht, auf den Boden der alexandrinischen Gnostik, aber wohlgemerkt, erst in Folge einer Verpflanzung von Syrien her. Freilich würde dieses Ergebnis bedeutend erschüttert werden, wenn die Angabe Theodoros's (Haer. fab. II, 3) Glauben verdiente, daß schon Kerinth in Alexandria gemirth habe. Offenbar ist diese Nachricht aus den Philosophumena geschöpft, wo es X, 21 heißt, Kerinth sei *ἐκ τῆς Αἰγύπτου*, d. h. nach VII, 33: *Aigyptios nardeti hierzulez*. Inbessen ist dies nur eine ferner vagen Vermuthungen, mit welchen Pseudoorigenes sein Buch so reichlich ausgestattet hat. Trendelenburg, den dieser Schriftsteller auch hier im Uebrigen wörtlich ausschreibt, versetzt den Kerinth vielmehr nach Aften (Adv. haer. I, 26, 1), und hiermit stimmen alle übrigen Uebersetzungen zusammen: so die auf Polytarp zurückgeführte Geschichte von dem Zusammenreffen des Kerinth mit Johannes im Bade (Iren. Adv. haer. III, 3, 4), desgleichen sein bekannter sinnlicher Ekklesiastismus und sein Zusammenhang mit dem Menandrianismus (vergl. die Anzüge aus Gajus und Dionysius Alexandrinus bei Euseb. H. E. III, 28), um von der auch sonst bekannten strengen judenchristlichen Richtung Kerinth's zu schweigen, die dem alexandrinischen Spiritualismus diametral entgegengesetzt ist. Auch Epiphanius (Haer. 28, 1) versetzt den Kerinth übereinstimmend mit Trendelenburg nach Aften. Die weiteren Erzählungen (Haer. 28, 2—4), Kerinth habe die Eretizitäten in Antiochien über die Beschneidung angeregt, gegen die Laufe des Cornelius protestirt und die Beschneidung des Titus (Gal. 2) verlangt, sind natürlich durchaus fabelhaft und erklären sich aus der auch sonst begangenen Tendenz, den Kerinth zum Stammvater der Ebonien zu machen; aber selbst diesen Fabeln liegt wenigstens die richtige Erinnerung zu Grunde, daß nicht Alexandria, sondern Syrien und Kleinasien der Schauplatz seiner Thätigkeit war. Folglich wird es,

2) So schon Hegesipp. bei Eua. H. E. IV, 22. 3) Wenn die *disputatio Archelai et Manetis* ihn zu einem Perser macht, so bedarf es kaum der Bemerkung, daß diese handgreiflich falsche Nachricht nur aus dem Dualismus des Basilidianischen Systems abzuleiten ist.

wenn man die äußeren Zeugnisse sorgfältig sichtet, trotz Pseudoorigenes und Theodoret dabei sein Verweiden haben müssen, daß nicht Kerinth, sondern Basilides der erste war, welcher die gnostischen Lehren in Alexandria einheimisch machte. Erst von jetzt an gewinnt das alexandrinisch-hellenistische Element für die Geschichte des Gnosticismus eine tiefere Bedeutung. Von Valentinus, der etwa ums Jahr 136 als Lehrer auftrat, gilt es unter den Neuteren für ausgemacht, daß er ein Alexandriner war. Epiphanius bemerkt jedoch (Adv. haer. 51, 2), den Weisen sei seine Abkunft unbekannt, sein Schriftsteller gebe seinen Geburtsort an; nur mit allem Vorbehalte erwähnt er, was ihm (vermuthlich in Aegypten selbst) gerüchtwaise zu Ohren gekommen war, Valentin sei von Geburt ein Thebäoniter vom ägyptischen Küstenlande gewesen und zu Alexandria in der griechischen Literatur unterrichtet worden. Irenäus berichtet nur (Adv. haer. 3, 4, 3), daß er unter dem Bischofe Hrynus nach Rom kam und hier noch unter Pius und Anicetus wirkte. Von wannen er gekommen, ist aus dieser Mittheilung nicht zu entnehmen. Inzwischen ist, wenn auch die alexandrinische Abkunft Valentin's dahingestellt bleiben muß, wenigstens seine alexandrinische Bildung wahrscheinlich. Sein System, in welchem der Gnosticismus seine reichste Blüthe erlosch, ist eine Gräzification der aus Irenäus bekannten Ophionlehre; wie bei den späteren Basilidianern die stoischen, so wiegen hier die Platonischen Einflüsse vor. Die Geschichte der Valentinianer weist eine mannigfache Verzweigung auf. Nach Pseudoorigenes (Phil. VI, 35) spalteten sie sich in eine orientalische und eine italische Schule. Der ersteren sollen der sonst unbekannte Arionisios und Bardesanes (p. cod. *Apocryph.*), der letzteren Heraclion und Ptolemäos angehört haben. Gerastien ist durch seinen Commentar zu Johannes bekannt, von welchem Origenes zahlreiche Bruchstücke aufbewahrt hat. Von Ptolemäos haben wir noch den Brief an die Kleria (bei *Epiph.* Haer. 33, 3 seq.); er war ein Zeitgenosse des Irenäus, welcher seiner Dartheilung der Valentinianischen Lehre vorzugewisse die Meinungen des Ptolemäos zu Grunde legte (Adv. haer. prooem., vergl. I, 8, 5). Die *discussiones doctrinales* kennen wir hauptsächlich aus den freilich auch noch einer gründlichen kritischen Sichtung bedürftigen Auszügen aus den Schriften Theodet's, die den Werken des alexandrinischen Clemens angehängt sind. Die Heimat des Bardesanes, den Pseudoorigenes als das Haupt der orientalischen Schule zu nennen scheint, war das östliche Syrien, wahrscheinlich Oessa in Mesopotamien⁴⁾, wo er in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. in enger Freundschaft mit dem Könige Abgar Bar Maanu lebte (vergl. hierüber besonders *Hahn*, Bardesanes gnosticus. Lips. 1819. p. 13 seq.). Er wird auch von Eusebios (H. E. IV, 30) und Epiphanius (Haer. 56, 2) unter die Valentinianer gezählt; indeffen hat schon Alexander (Gnost. Systeme S. 192) die Unrichtigkeit dieser Annahme er-

wiesen. Sein System ist dem Valentinianischen nur verwandt, aber die Verbindungen reichen nicht weiter, als die Uebereinstimmung der Valentinianer mit den Ophiten geht; dagegen zeigt es, wie Uhlhorn (Homilien und Recognitionen des Clemens Romanus S. 412 fg.) nachgewiesen hat, sehr auffallende Ähnlichkeit mit den Clementinischen Homilien. Der Dualismus ist, wie schon Alexander sah, kein absoluter, und kann daher auch nicht aus persische Einflüsse zurückgeführt werden; wir begegnen hier durchaus dem in syrochaldäischen Vorstellungen wandelnden Gegenpaar eines activen und eines passiven, männlichen und weiblichen, rechten und linken Princips. Noch bestimmter weist die Vorstellung von der Sonne als dem Vater und dem Monde als der Mutter aller Dinge (bei *Ephrem*. Opp. Syr. Lat. Rom. 1737. T. II, 568 E) auf den vorderasiatischen Mythenkreis zurück. Die Sonne ist das männliche, zeugende, der Mond das weibliche, empfangende und die empfangene Lebenskraft weiter verbreitende Princip. Diese Vorstellung ist keineswegs specifisch ägyptisch, sie ist vielmehr die Grundlage aller vorderasiatischen Naturreligionen und tritt in den phönizisch-babylonischen Religionslehren in immer neuen Formen hervor. So empfängt die phönizische Mondgöttin Dana ihr Licht von dem Sonnengotte Besanin, um es weiter auszugießen in der sublanarischen Welt (Movers, Phönizier I. S. 643 fg. 648). Wie richtig die Lehre des Bardesanes in dem Judenthume seiner Heimat wurzelt, beweist auch seine jetzt im fortischen Original wieder aufgefundenen Schrift: *Iteli iquagur* (bei Cureton, Spiegelgium Syriacum 1855), die sich sehr eingehend mit astrologischen Untersuchungen beschäftigt. Je weniger nach dem Allen an eine Abhängigkeit des Bardesanes von Valentinus gedacht werden kann, um so wichtiger ist seine nahe Beziehung zur Ophitischen Lehre. Ganz wie die Ophiten läßt Bardesanes die Mutter alles Lebens oder den heiligen Geist von dem Vater alles Lebens befruchtet werden und den himmlischen Christus gebären; wenn aber die Ophiten bei dieser Erzeugung einen Theil von dem göttlichen Lichte auf die linke Seite überipandeln lassen, so findet sich auch diese Vorstellung bei Bardesanes wieder vor. Aus diesem im Chaos übergeprägten Lichte wird die Chastmuth oder Ahamoth gebildet, welche mit Christus eine Ewigkeit bilden soll, aber als das unvollkommene weibliche Licht erst durch Christus, das vollkommene männliche Licht, zum Bewußtsein ihrer höheren Abkunft und zur Verlebung geführt werden muß. Die im Chaos allein gelassene Chastmuth bildet unverbunden, von Christus geleitet, den Dämonen und durch dieselben wieder die untere Welt; aber herabgeführt aus ihrer himmlischen Heimat, steht sie sich dem göttlichen Lichte und klagt mit Ps. 22, 1: Mein Gott und König, warum hast du mich verlassen!

4) Pseudoorigenes (Phil. VII, 31) nennt ihn einen Armenier, was mit der genannten Angabe nur scheinbar in Widerspruch steht.

5) Auch der Äthiopier Taltian gehört mit Bardesanes zusammen. Schon Pander wies auf die Ähnlichkeit vieler seiner Lehren mit den Clementinischen Homilien hin in dem Göttinger Abhandlungsprogramm: *Apologetarum sec. aec. de essentialibus naturae humanae partibus placita*. Part. II. (1850.) Weidmann'sche Buchhandlung. Uhlhorn a. a. O. S. 413 fg.

scheinung, die in Dphtischen Citaten bei Irenäus wiederkehrt. Die anderweiten Berührungspunkte des Valentinianischen Systems mit dem Dphtischen können hier außer Acht bleiben; nach unserer Ansicht müssen überall, wo bei beiden gemeinschaftliche Ideen sich finden, die Dphten als die ältere, die Valentinianer als die jüngere aus jener hervorgegangene Secte betrachtet werden, und nur im Vorbeigehen sei noch angemerkt, daß bei einem Theile der Valentinianer sich auch die Dphtischen Namen *ἀνδρῶνες* und *ὑπο-ἀνδρῶνες* für den *ἀνδρῶνας* und den *ὑπο-ἀνδρῶνα* erhalten haben. Iren. I, 12, 4. Epiph. 35, 1; vergl. auch Dorner, Entwicklungsge-
schichte I, 371.

Wenden wir uns nun von dem Systeme Valentin's zu dem aus Irenäus bekannten Dphtischen zurück, so gewinnen alle jene bisher verzeigten Spuren vorder-
ästhatigster Kunst inneren Zusammenhang. Das hel-
lenische Element, welches bei Valentin im Vordergrund
steht, tritt hier gänzlich zurück; dafür weist uns Alles
auf das mit syrochaldäischen Elementen getränkte, sei es
palästinsische, sei es babylonische, Judenthum hin.
Das die ganze Darstellung fast im Gebiete der griechi-
schen Mythendichtung sich innerhalb der alttestamentlichen
Religionsgeschichte bewegt, soll hier nur beiläufig in
Erinnerung gebracht werden. Aber im engsten Zusam-
menhange hiermit stehen die hebräischen Namen der sieben
Sterngewerke, die sich in die Herrschaft des Volkes Israel
theilen; Jaldabaoth, d. h. *יְלָדָבָאֹוֹת*, der Chaosgebo-
rne, Jao, Sabaoth (*שָׁבָאֹוֹת*), Abdonus (*אַבְדֹּוֹנָא*), Elohus
(*עֶלֹוֹהִי*), Dens (*דָּנָא*) und Aphaus oder Aphaus
(eine Hithpaelform von einem Stamme *קָפָא* wie es scheint).
Iren. I, 30, vergl. Orig. c. Cels. VI, 31. Epiph. Haer. 25, 26, 40. Die Namen weichen theilweise in der Reihen-
folge ab; bei den Phibioniten des Epiphanius (Haer. 26,
10) erscheinen auch einige andere Namen: die sieben sind
hier (von Unten nach Oben) *Ἰαὼ*, *Σαβλῶς*, *Σὶθ*, *Αἰθὴρ*
(anderrwärts *Αἰθρῆ*, cod. Ven. *Ιαβήρ*), *Ἐκλονος* oder
Ἀδωνάιος?, *Ἰαλδαβαὼς*, nach Andern *Ἐλῆλιος* (*עֶלֹוֹהִי*),
im höchsten Himmel *Σαβαὼς*, nach Andern *Ἰαλδα-
βαὼς*. Indessen dienen auch diese Differenzen nur dazu,
die wesentliche Identität dieser auf hebräischem Boden er-
wachsenen Namen zu bekätigen, und schon die alten Reper-
toren weisen darauf hin, daß eine Anzahl dieser Na-
menentnahmen den verschiedenen alttestamentlichen Bezeich-
nungen Gottes entsprechen. Hiermit stimmen eine Menge
anderweiter hebräischer oder aramäischer Ausdrücke
und Wendungen, die wir bei den Dphten und ihren zahlrei-
chen Abzweigungen, den Barbeliiten, Phibioniten, Seibla-
nern, Kainiten, Arkoniten u. s. w. vorfinden, zusam-
men. Dahin gehören außer der hier einheimischen Na-
moth die Dämonennamen Michael, Sammael u. s. w.
(vergl. auch Orig. c. Cels. 6, 30), die Barbelo
(*בַּרְבֵּל*), *ἡ τερπὰς θεός*, womit es eine ähnliche

Bewandniß hat wie mit Colarbasus), die Korea (d. h.
κόρη, puella), nach den Dphten des Irenäus die
Schwester des Seth, nach Andern (Epiph. Haer. 26, 1)
die Gattin des Noah u. a. m. Vieles hiervon begegnet
uns auch in der rabbinischen Uebersetzung wieder. Ger-
ner ist zu erinnern an die bekanntlich auch sonst in jüden-
christlichen Kreisen vorkommende Weiblichkeit des heiligen
Geistes, desgleichen an ganze Wendungen, wie das auch
Jes. 28, 10 entlehnte *כִּי יִשְׁכַּח, כִּי יִשְׁכַּח*, dessen
mythische Auslegung wir nicht nur bei verschiedenen Dpht-
ischen Parteien (Philosoph. V, 8. Epiph. Haer. 25,
3 seq.), sondern auch bei den Basilidianern⁸⁾ (Iren.
Adv. haer. I, 24, 5) wiederfinden. Alle diese Spuren
weisen deutlich nicht bloss auf eine jüdisch-christliche Hei-
mat, sondern noch specieller auf das hebräisch-aramäische
Sprachgebiet zurück, und berechnen uns zu dem Schlußse,
die ersten Anfänge der Dphtenlehre nirgends anders als
bei den Judenchristen Syriens und Chaldäas zu suchen.

Allerdings ist aber dieses jüdische Judenanthem
durchaus von heidnischen Vorstellungen getränkt, nur daß
wir die Wurzeln derselben nicht sowohl bei den Griechen
als in den vorchristlichen Religionshefemen zu suchen
haben. Auf Zusammenhänge mit dem phrygisch-
und babylonischen Heidenthum weist, wie oben bemerkt,
schon die ganze Form der gnostischen Kosmogonien hin.
Wie in den vorchristlichen Religionen, so nimmt auch
in allen älteren gnostischen Systemen die Kosmogonie
eine sehr hervorragende Stellung ein, und während die
ausgebildete Emanationsleiter erst späteren Datums ist,
so geben sich die mythisch-götterhaften Personen der gnostischen
Bücher Baruch, der pseudosimonianischen Apophas und
der verschiedenen Dphtischen Systeme ganz unzweideutig
als kosmogonische Potenzen zu erkennen. Wir finden
hier eine Mythendichtung, die bei aller Mannigfaltigkeit
im Einzelnen ganz an die durch Berossos, Damaskios
und Philon von Byblos aufbewahrten phrygischen und
babylonischen Kosmogonien erinnert. Die Erzählung des
Büches Baruch, daß Elohim und Odom ursprünglich in
eheitlicher Gemeinschaft mit einander gedeut und gemein-
sam die Welt und die Menschen geschaffen hätten, die
Elohim sich von Odom trennt, zum großen Schmerze sei-
ner Genossen, die nach vergeblichen Versuchen die Liebe
ihres ungetreuen Gemahles wiederzugewinnen, ihre Engel
zum Kampfe wider Elohim und seine Angehörigen auf-
rief, ist durchaus eine Reproduction älterer phrygischer
und babylonischer Vorstellungen. Odom ist die Erde,
Elohim der Himmel, über beiden steht der höchste Herr
und Gott als das männliche Urrincip. Nimmt hier die
ganze Entwicklung ihren Verlauf in Folge jener geför-
ten Einheit zwischen Elohim und Odom, so findet sich
auch in der babylonischen Kosmogonie des Berossos die
Zee einer uranfänglichen Verbindung zwischen Himmel
und Erde, welche bei der Demuth in zwei Hälften ge-

7) Bei Orig. c. Cels. 6, 31 ist die Reihenfolge: *Κόρης*,
Εκλονος, *Αφαίος*, *Σαβαὼς*, *Ιαο*, *Ιαλδαβαὼς*. Durch ein Ver-
sehen ist zwischen *Αφαίος* und *Σαβαὼς* der c. 32 richtig er-
wähnte *Αβδονος* weggelassen.

8) Wie nahe übrigens die Basilidianer auch sonst mit den so-
genannten Dphtischen Parteien verwandt sind, beweist unter an-
dern die Noth des Epiphanius (Haer. 26, 9), daß auch bei den
Phibioniten die 365 Archonten sich vorfinden.

schieden hat (*Berosus* ed. *Richter* p. 10; vergl. *Rever's*, *Phönizier* I, 271. *Bunfen*, *Ägypten* V. S. 226 fg.). Auch in der Nothosmogonie des Damaskios gehen Himmel und Erde in zwei Hälften an einander, nachdem *Aburios*, der Erfinder des Weltalls, sich gespalten hat: und wie der Verosof Del, so steht hier Ullom, der geistige Gott, der aus sich selbst den *Aburios* erzeugt, über Himmel und Erde, als das höhere, dem demüthigsten Proceß jenseitige (*Damasc.* c. 125 ed. *Kopp* p. 385. *Rever's* a. a. D. *Bunfen* a. a. D. S. 235 fg.). Noch überraschender ist die Verwandtschaft mit dem, was *Philon* Byblos erzählt (*Eusebius*, *Præp.* Ev. I, 10, p. 36 b). *Uranoë*, hören wir hier, ehemals *Enchus* (*Adam*) genannt, habe sich von seiner Gattin *Ge* (*Adama*) geschieden; trotzdem beschütze er sie noch immer wider deren Willen. Aber als er die eigenen Kinder schwängern will, ruft *Ge* dieselben wider den Vater zum Kampfe. Die weitere Geschichte, welche den Kampf des *Uranoë* mit *Iles*, *Kronos* und seine endliche Entmannung durch den letzteren berichtet, bietet zwar keine Parallelen mit der Gnostik mehr dar, ist aber in ihrer Grundlage sicher altorientalische Mythie und Nichts weniger als eine willkürliche Erfindung, wenn *Philon* auch im Einzelnen Manches dem selbst erst von den Phöniziern flammenden Hebräerischen Berichte entnommen haben mag⁷⁾. Und interessirt zunächst nur die Identifizierung

7) Besonders gehört die Glaubwürdigkeit des Philonischen Sachverständnisses in den noch gegenwärtig stehenden kritischen Streitfragen, vergl. *Kenan*, *Mémoires sur l'origine et le caractère véritable de l'histoire Phénicienne qui porte le nom de Sanachniathon*. *Extrait du Tome XXIII des parties des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles lettres*. Nach *Kenan* war der Bericht ein unbekannter Phönizier im alexandrischen Zeitalter, der im Namen des alten Sachaniathon schrieb; der Phönizier Phölen überlegte sein Buch in der Zeit *habrian's*. Die Gegengründe *Gualb's* (*Göttinger gelehrte Anzeigen* 1859. Sept. *Erd* 145 und 146) wollen wenig bezogen. Davor steht sich auch ein Argument, das vom Namen Sachaniathon entlehnt wird. Weil dies ein ganz gewöhnlicher Eigename sei, so folgert *Gualb*, das Buch müsse echt sein! Das scheint die ganze Frage nach der Echtheit jenes angelsächsischen Sachverständnisses eben ziemlich maßig. Und die alten kosmogonischen Berichte nicht in aufspringender Gewalt überliefern, sich nicht ebenso fäh, wie die andere *Isabellische*, das das Gnostik nicht rein erdichtet, sondern seinem Grundstoffe nach wirklich aus der religiösen Weltüberlieferung entlehnt ist. Ob die gegenwärtige gedruckte Gestalt beruht von jenen Unbekannten aus der Seitenhülle, oder erst von *Philon*, oder auch theilweise von dem einen, theilweise von dem Andern herrührt, trägt wenigstens für uns durchaus Nichts aus. Was an jenen Mythen wirklich echt phönizischer Ursprungs sei, wird sich doch nur in jedem einzelnen Falle durch vergleichende Kritik sämtlicher einschlagender Nachrichten ermitteln lassen. Eine höhere Betrachtung zeigt aber, daß die vertriebenen Berichte *Philon's* in Verbindung mit den anderweitig aus uns gekommenen phönizischen und babylonischen Kosmogonien sich gegenseitig controliren. Nimmt man nun die zahlreichen Beispiele, welche auch die griechischen Systeme, wie *Philon* zeigt, nicht, liefern, noch hinzu, so wird sich das Gnostik aus jenen Überlieferungen im Ganzen mit ziemlicher Sicherheit nachmitteln lassen. Unsere nachfolgende Darstellung hat es sich zur Aufgabe gestellt, unter hinführender Benutzung der von *Rever's*, *Gualb* und *Bunfen* bereits Gestehtellen überall auf das Gemeinbare und Uebereinstimmende in jenen Mythen zurückzugehen, und wenn wir hoffen dürfen, hierdurch einen festen Boden zur Durchbildung der echten

des *Uranoë* mit dem *Epigeios*, d. h. dem *Adam* *Kadmon*, welche *Bunfen* sicher mit Unrecht fortzackten möchte. Der gnostische *Globim*, welcher, der er zum Himmel emporsteigt, mit *Edem* *Adama* im ehelichen Bunde lebt, liefert hierzu den ungehörigen Commentar. Das Buch *Baruch* schildert ferner die *Edem* als ein zweigefaltiges Wesen, der Obertheil bis zum Nabel ist der Körper einer Jungfrau, der Untertheil der einer Schlange (*Phil.* V, 26). Man könnte hier an die erdgebornen Giganten und ähnlichen Unholde denken, aber unter griechischem Himmel sind dergleichen Mischgeschöpfe nicht bekannt gewesen, ihre ursprüngliche Heimat ist vielmehr ebenfalls der Orient. Das Wichtigste hierbei aber ist, daß auch diese Vorstellung kosmogonische Bedeutung hat. *Verosof* (p. 49 sq. ed. *Richter*) erzählt uns von ungeheuerlichen doppelgehaltigen Wesen, die in dem uranfänglichen *Gbaos* erzeugt wurden, „Menschen mit zwei oder vier Flügeln und doppeltem Antlitz, zweiförmig, zwitgerichtet, auch mit Flegelgestalten gemischt, mit Vorderbeinen oder dem Hintertheile von Vögeln. Ebenso gab es Stiere mit Menschenantlitz, Hunde mit Fischschwänzen, Kasse mit Hundesköpfen, auch Menschen mit Fischschwänzen, dazu manches andere Gewirm und Schlangen von absonderlichen Bildungen. Ihre Abbildungen werden aufbewahrt im Belustempel. Allen diesen fand ein Weib vor, *Omörda* (im Aram. *Euf. Marfaia*), auf Chaldäisch *Isabellath* (Weibeth, Lebensmutter). *Beios* zerfiel dieses Weib in zwei Hälften, aus der einen entstand die Erde, aus der andern der Himmel“ (*Bunfen*, *Bibelurkunden* I, 22). Es ist klar, was diese Mischwesen bedeuten: sie stellen in sinnlich anschaulicher Weise das ursprünglich chaotische Beieinandersein der verschiedenartigsten Stoffe und Gestalten dar, welche erst durch den fortgehenden Weltbildungsproceß nach ihren Gattungen und Arten gesondert und geordnet wurden. Die *Isabellath* oder *Isabellath* ist die mythologische Personifizierung der noch ungeordneten Welt: darum besteht auch sie aus einer oberen und einer unteren Hälfte, welche erst auseinanderzutrennen müssen, damit Ordnung und Regelmäßigkeit in die Schöpfung komme. Ganz dasselbe gilt von der gnostischen *Edem*. Wenn sie einerseits als die ursprüngliche *Gnosin* des *Globim* erscheint, von dem sie geschieden wird, so ist sie andererseits selbst wieder die Personifizierung der uranfänglichen chaotischen Verbindung von Himmel und Erde, der oberen und der unteren, der geistigen und der materiellen Welt. Wie *Globim*, ehe er zum Himmel, seiner eigentlichen Wohnstätte, emporsteigt, selbst aus der Erde weilt, als *Adam* *Kadmon* die *Edem* zu seiner Ergänzung an sich hat, so hat die *Edem* *Adama* schon selbst ein doppeltes, ein oberes und ein unteres Bestandtheil an sich, von denen das eine obere dem *Globim* entspricht, während das andere wie-

derausstichend Bestandtheil der vertriebenen gnostischen Systeme gewonnen zu haben, so möchte ungeliebt diese bisher unersessene Herbeiziehung der syrischen Gnostik auch wieder nicht ohne Frucht für die Kritik des angelsächsischen Sachverständnisses sein. Bei kritischen Fragen, wie die vorliegende ist, muß das Eine das Andere wechselseitig stützen helfen.

der Nichts ist als das mythische Bild der dem Geiste entgegengesetzten Materie. Die eigenthümliche Weiterbildung dieser archaischen Anschauung durch die Gnosis liegt nur darin, daß dieses Zusammensein zweier entgegengesetzter Principien, welches in den älteren Mythologien nur kosmogonische Bedeutung hat, und also zum Zwecke der Weltordnung aufhören muß, hier doch wieder als eine während des ganzen irdischen Weltverlaufes andauernde Mischung eines höheren und niederen Principes gefaßt wird. Ganz ähnlich läßt daher auch eine andere Ophidische Partei, von welcher Epiphanius berichtet (Haer. 45, 2), alle Menschen aus einer göttlichen und einer teuflischen Hälfte bestehen; oberhalb des Halses ist der Mensch ein Gebilde der göttlichen, unterhalb desselben der satanischen Macht. Bei derselben Partei findet sich die Vorstellung, daß die Schlange nach ihrem Sturze aus der oberen Welt sich mit der Erde als mit einem Weibe fleischlich vermischte (Haer. 45, 1). Offenbar ist dies nur die andere Seite der im Buche Baruch angedeuteten Idee; eben sofern die mythische Figur der Erde aus beiden Bestandtheilen zusammengesetzt ist, kann sie ebenso gut wie sie das eine Mal als *συνεργος* des Hosiom erscheint, das andere Mal wieder als die *οὐκ-εργος* des Schlangengeistes als des personificirten böslichen Principes gedacht werden. Weiter hängt hiermit die ebenfalls zunächst in kosmogonischen Zusammenhängen auftretende Vorstellung von der unreinen *μήτρα* zusammen, die Epiphanius von einem nicht näher bezeichneten Zweige der Ophiten (Haer. 25, 5), Pseudoorigenes aber von den ebenfalls Ophidischen Sethianern berichtet (Phil. V, 19). Nach ersteren waren im Anjange Hienernis, Chaos und Wasser (*νεῖρος καὶ ἄβυσσος καὶ ὕδωρ*), der Geist aber, in der Mitte derselben befindlich, sonderte sie; in bindender Wuth gegen den Geist entbrannt, bäumt sich die Hienernis auf, vermischte sich mit ihm und erzeugt die *μήτρα*, welche selbst wieder von der Begierde nach dem Geiste entzündet wird. Es gebiert nun erst 4, dann andere 14 Aeonen, und so entsteht eine Rechte und eine Linke, Licht und Finsternis. Zuletzt nach Allem geht ein *αὐτοπλοῦς αὐτῷ* hervor, vermischte sich mit der *μήτρα*, und daraus entstehen Götter und Engel und Dämonen und sieben Geister. Vergl. auch Haer. 26, 1. Nach den Sethianern der Philosophumena entsteht aus der ersten großen *οὐροπορὴ* der drei uranfänglichen Principien eine *μεγάλη τις ἰδέα ἀσφαγίδος*, Himmel und Erde. Diese haben die Gestalt einer *μήτρα*, mit dem Nabel in der Mitte, daher die schwangerte *μήτρα* jeder beliebigen Thiergattung ein Abbild (*εἰκόνισμα*) des Himmels und der Erde und aller in der Mitte befindlichen besonderen Substanzen enthält. — Offenbar führen alle diese Ideen immer wieder auf den kosmogonischen Mythenkreis des vorderasiatischen Heidenthums zurück, die *μήτρα* ist die Thalath oder Lebensmutter des Zerophos, oder das Weib, aus dessen Spaltung Himmel und Erde und alle gesonderten Saitungen der Dinge hervorgehen, und wenn die Sethianer hierfür auch die Ophidischen Hymnen herbeizogen, so kann doch nach allem Vorherigen nur an eine Benennung der aus gleicher Quelle mit jenen gnostischen

Mythen geflossenen Ophidischen Ideen, nicht aber an eine directe Abkammung jener von diesen gedacht werden. Bel den übrigen schon sehr von griechischen Elementen berührten Veraten findet sich sogar auch der Name der Zerophischen Thalath (Phil. V, 14). Die von Pseudoorigenes ausgezogene Stelle aus einer bei den Veraten im Gebrauche befindlichen Schrift lautet nach Barmann's Uebersetzung (Niedner's Zeitschrift 1860, 2. S. 241 fg.) so: „30 bin die Westhimmle im Reon der Nacht, künftigh beginne ich die Nacht aus dem Chaos zu entthallen. Die Nacht des Zerophos“) im Abgrunde, die den fäuligen Schlamm heraufbringt aus dem unvergänglichlichen Weisfassenben, die ganze Nacht kramphastiger Bewegung, wasserfarben, immer bewegt, welche trägt was bleibt, hält was hebt, löst was geht, erleichtert was belastet ist und reinigt was wackst; die treue Verwalterin über die Spur der Luste, die das Ausgespiene abwärts von des Geleges wölft Augen und das Siegel offenbart für die mit den unsichtbaren herbeirauschenden Wässern waltende Kraft, diese Nacht heiße Meer (*θάλασσα*). Nur Unkenntnis nannte sie Kronos, in Ketten gefesselt, während er das Gesicht des dichten und nebligen, unklaren, finsternen Tariatros zusammenschürte.“ Bei aller Bedenklichkeit des Textes ist doch so viel klar, daß, wie schon Schneidewin und Duncker zur Stelle erkennen, nicht an das Meer, sondern lediglich an die daboionische Thalath zu denken sei, und es heißt nur das Klare durch das Dunkle aufstellen, wenn Barmann sich dafür lieber auf des Pithagorischen Amphilochs Bebrurt berufen will, wonach das Meer Thra des Kronos heiße. Auch ohne eine nähere Prüfung alles Einzelnen leuchtet ein, daß die Thalath oder Thalassa, wie sie widerwärtiglich geadröft wurde, nur die das Chaos, den Urflüßam oder das Urwasser bewegende und durchwaltende Lebensmutter ist, von welcher alle bestimmten Dinge und Gestalten, indem sie emportauchen aus der chaotischen Masse, ihren Ursprung nehmen. Dieser das Chaos bewegenden Thalath entspricht in der Kosmogonie des Eubemos (bei Damascius ed. Kopp p. 345) die Durchbringung der Omphile (Nebel) mit dem Pothos, dem geistigen Principe (dem Hapton oder *πρῶτον*, wie es anderwärts heißt), woraus Air und Mura, d. h. nach Bunsen's Erklärung das Materielle, mit dem Geistigen nicht Gemische einerseits und das vom Geistigen selbst bewegte lebendige Vorbild hervorgeht. Noch verwandter aber ist die phöniciische Kosmogonie des Philon Byblos, von welcher wir das hierher gehörige Bruchstück (bei Eusebius, Praep. Ev. I, 10. p. 33 d) nach Bunsen's in der Hauptsache treffender Uebersetzung (Aegypten V. S. 257 fg.) mittheilen: „Anfang des Ais war eine finstere und stürmisch bewegte Luft oder ein Wehen finstere Luft und trübes abgründlich dunkles Chaos. Dieses war unbegrenzt und hatte Aeonen hindurch keine Grenzen. Da ward der Geist von Liebe entzündet zu seinen eigenen Anfängen, und es ent-

10) So Barmann nach der Lesart der Heder: *Θέλον*. Aber die göttliche Aussage accentrirt richtig *Θόλος*, was offenbar das einzig Passende ist.

stand eine Durchdringung und diese Verflechtung wird genannt Schemsch. Dieses ist der Anfang der Schöpfung aller Dinge: der Geist selbst aber hatte kein Bewußtsein seiner Schöpfung. Aus dieser Zueinanderflechtung des Geistes entstand Mōth (so ließt Dunken wol richtig statt *Mōis*), was Einige als Schlamm erklären, Andere als fäulniß wässriger Mischung. Aus Mōth ward alle Besamung der Schöpfung und der Anfang des Weltseins. Es waren aber auch da Geschöpfe ohne Bewußtsein, durch welche vernünftige Geschöpfe erzeugt wurden. Man nannte sie Zophaseemin, d. h. Himmelspflanz. Es Mōth ward gleichmäßig gebildet eiformig. Und es erglänzte Sonne, Mond und Sterne und die großen Gestirne. Als die Luft sich aufgehellt hatte durch die Erhebung und ebenso das Meer und die Erde, da entkamen die Winde und Wolken, und ungeheure Regengüsse himmlischer Gewässer strömten herab. Und als durch des Feuers Erleuchtung Alles geschieden und von seinem eignen Orte gesondert war und Alles in demselben Augenblicke das eine mit dem andern sich begegnete und sich gegen einander stieß, da erfolgten Donnerschläge und Stöße. Durch das Donnergeräusch nun wurden jene vernünftigen Geschöpfe aufgeweckt und aufgerichtet durch den Warm: und es regten sich auf Erden und im Meere Männchen und Weibchen. Dies ward vergehnet gefunden in der Kosmogonie des Taautes und in seinen Aufzeichnungen.

Der unbewußt im Chaos waltende Geist, der von Liebe zu seinen Anfängen ergriffen wird, und der so Mōth, den Urschlamm oder das Weltsei aus sich erzeugt, konnte bald als männlich, bald als weiblich, bald wieder als mannweiblich dargestellt werden. Das Erstere ist das gewöhnliche in den phönizischen Kosmogonien, und findet sich auch in der babylonischen Kosmogonie des Eudemos. Das Chaos (*Bahu*, Behuth, *pušē*, bei den Babyloniern Taaute, Tabuth) ist dann das weibliche Urprincip, mit dem der Geist als *oētyos* urprünglich vermischt, durch sein Liebesverlangen alles Lebendige aus dem Chaos erzeugt. Sofern dieser Geist aber doch mehr oder minder in der Materie gebunden, als die unbewußt sich regende Lebenskraft im Chaos erscheint, entsteht die mythische Gestalt der Moleth oder Lebensmutter, mehr oder minder bestimmt als Weltseele gedacht; aber wie dieses weibliche Princip selbst wieder ein höheres, männliches zu seiner Voraussetzung hat, so steht bei Verosof Bel der Demiurg, in einer von Babilon Babilos mitgetheilten Kosmogonie (*Lws. Praep. Ev. l. c. p. 36 a sq.*), Eliān, d. h. *l. 172* der Himmelschöpfung (sonst Bel-Samān), neben und über dem Mutterchoos des Lebens. Die dritte geistliche Wendung dieser Vorstellung ist die, welche an die Stelle des anfänglichen Dualismus zwischen Geist und Materie ein einheitliches Urprincip setzt, den ewigen Urgrund alles geistigen und physischen Lebens, welcher als solcher mannweiblich, oder auch über alle Geschlechtsdifferenz noch hinausliegend gedacht wird. Diese letztere gereinigte Gestalt, von welcher sich in den bekannten phönizischen Kosmogonien nur unsichere Spuren finden, begegnet uns mit größerer Bestimmtheit

erst in dem Ophitischen und Valentinianischen *βιβλ.*, dem vergessenen Chaos.

Wenden wir von hier aus auf das Ophitische System zurück, so finden wir zunächst wieder die kosmogonische Mutter alles Lebendigen, das erste Weib, oder den heiligen Geist, der über den Wassern schwebt (*Gen. 1. 1*); unter ihr die vier Elemente: Wasser, Feinstäub (*smītoe*), Äthos, Chaos (*Iren. Haer. 1. 30*; Theodoret. *Haer. fab. 1. 14*; *Epiph. Haer. 37. 3*). Aber über ihr steht der erste und der zweite Mensch; jener ist das erste Licht, der *πρῶτος*, als geistige Potenz, (etig, unvergänglich, grenzenlos, der Vater von Allem: aus ihm geht als seine *ἰσσυα* der Sohn des Menschen, der zweite Mensch oder das zweite Licht hervor. Die Lebensmutter oder der heilige Geist steht unter ihnen, aber von der Schönheit des Weibes ergriffen, erfüllen Vater und Sohn sie mit ihrem Lichte, und erzeugen mit ihr vernünftig ein unvergängliches Licht, das dritte männliche Princip, Christus, den Sohn des ersten und zweiten Menschen und des heiligen Geistes, der ersten Frau; da diese aber das Uebermaß des Lichtes nicht ertragen kann, läßt sie einen Theil desselben auf die linke Seite überschießen, und so entsteht die Sophia oder Brunnis, d. h. die Achamoth (*ισφια*, Chakmōth, Erzeugerin, Gebärdin, durch Verwechselung mit *ἰσσυα*, *ἡρῆ*, fälschlich in *Sopia* gräcisirt, vergl. *Hahn*, Bardesanes gnosticus p. 64 sq.). Sie wird auch mannweiblich vorgestellt, sie schwimmt auf den Wassern, bewegt sie, die vordem unbeweglich waren, treibt sie zum Äthos und nimmt aus ihnen einen Körper an, bedarf jedoch, um sich oberhalb der Materie zu erhalten, der Unterstützung durch die Lichtkraft von Oben. Offenbar fehlt in dem Gegenfage von Christus und Sophia, als dem Rechten und Linken, Männlichen und Weiblichen nur der erste kosmogonische Gegenfag in anderer Form wieder; Sophia bildet aus sich selbst den Himmel und die untere Welt, als Licht von Oben ist sie nichts Anderes als die Weltseele oder das geistige Lebensprincip der Schöpfung, daher sie zuweilen noch selbst den Namen *μῆτηρ τῶν κόσμων* führt (*Epiph. Haer. 20. 10*; vergl. *25. 2*), wo sie mit der bei Irenäus allerdings in anderem Zusammenhang auftretenden Barbēlo oder Barbro identifiert wird). Unter ihr sind die sieben Himmel mit ihren Archonten, entsprechend den sieben Gestirnen: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond, daher der Auserwählte der Weltbildnerin als der höchste, achte, Himmel (*Ὀγδοος*) bezeichnet wird. Spielt hier das astronomische Element der vorderasiatischen Naturreligionen herein, so weist auch die Anlage der obersten Principien auf denselben Ideenkreis zurück. Der *πρῶτος*, der seine *ἰσσυα* aus sich herausstellt, ist wieder nichts Anderes als das Chaos, in welchem der Geist zunächst noch bewußtlos beschloffen ist, bis er zu selbständiger Thätigkeit ermachet aus dem Urgrunde hervorsteigt; das Neue und Eigenthümliche dieser Vorstellung ist nur, daß das kosmogonische Moment bereits in den Hintergrund gedrängt ist durch den phänomenologischen Proceß. Der Urgrund ist an sich schon

Geist oder Verstand (*nois*), aber er muß erst seine *noia* von sich unterscheiden, also in den Unterschied mit sich selbst eingehen, ehe er zum concreten, persönlichen Bewußtsein und zur schöpferischen Offenbarung seines Wesens kommt. Diese Lehre finden wir bei den Valentinianern und in der Simonianischen Aephebas (Phil. VI, 18). Wie aber in der alexandrinischen Religionsphilosophie diese Offenbarungseigenschaft des Absoluten bald als *noia*, also weiblich, bald als *logos*, also männlich erscheint, so findet auch in gnostischen Kreisen dasselbe Schwanken statt. Den Valentinianern und dem Pseudo-Simon ist *noia* das weibliche Princip, die *oüvros* des Urgeistes, die Ophiten bezeichnen sie dagegen als männlich, als den zweiten Menschen oder den Menschensohn, fassen also in der Einheit desselben Begriffes noch zusammen, was in der *noia* und dem *logos* der Valentinianer auseinanderfällt. In der Auseinanderlegung des göttlichen Wesens in die verschiedenen Aeonenpaare, die uns bei Valentin, aber auch bei Pankides, Pseudo-Simon und den Barbeliiten des Irenäus (Adv. haer. I, 29, 1) begegnet, drängt das phänomenologische, speculative Element das ältere kosmogonische, mythische immer entschiedener zurück, wie man aber die Genesis jener philosophischen Ideen nicht erkennen kann, wenn man nicht auf den Vorherrscher der ältesten Naturreligion Vortretenden zurückgeht, so sind dieselben auch da, wo der Begriff schon auf dem Punkte steht, das Bild zu durchbrechen, noch immer an die mythologische Einbildung geknüpft geblieben. Ein besonders deutliches Beispiel hierfür ist die pseudosimonianische Lehre der *anagogeis myriads* (Phil. VI, 9 fg.). In der vorliegenden Gestalt ist das System durchaus von physischen Anschauungen durchdrungen, trotzdem ist die alte kosmogonische Grundlage ganz unverkennbar. Aus dem Urprincipie gehen drei Epyggen hervor, *nois* und *noia*, *gaur* und *noia*, *logos* und *noia*. Diese Benennungen beruhen aber nur auf einer späteren Umdeutung; daneben stehen noch die kosmogonischen Ausdrücke: Himmel und Erde, Sonne und Mond, Luft und Wasser (Phil. VI, 13). Unverkennbar sind die letzten Benennungen die älteren, und wenn auch die Zusammenstellung dieser drei Paare in der vorliegenden Ordnung sich nicht anderweit belegen läßt, so sind alle diese Epyggen doch aus dem alten kosmogonischen Mythenkreise der vorderasiatischen Völker entlehnt. Von der Epygge des Himmels und der Erde sprachen wir bereits; sie sind das erste kosmogonische Paar, in der Religion der Phönizier Baal und Astarte, Sonne und Mond sind ebenfalls altphönizische Gottheiten, Moloch und Astarte, in denen der erste Gegenstand von Baal und Astarte nur nach einer anderen Seite hin wiederkehrt. Moloch, der Gott des verzehrenden Feuers, ist mit Baal verschmolzen, Melchir, der Stadtkönig von Tyrus, dessen Leben im Sonnenlaufe angefaßt wurde, Astarte, die jungfräuliche Mondgöttin, ward als Schutzgöttin vornehmlich von den Sidoniern verehrt, aber beide gehören als Gatte und Gattin auch wieder unzertrennlich zusammen. Die beiden freistehenden Säulen, welche Herodot

(II, 44) im Tempel des Melchir, oder des tyrischen Herakles sah, die eine von Gold, die andere von Smaragd, von denen die eine bei Tage, die andere bei Nacht leuchtete, waren, wie ich Baal ganz richtig vermuthete (Gnost. S. 308), dem Sonnengotte und seiner Genossin der Mondgöttin geweiht¹⁾; beide, Melchir und Astarte, wurden ja neben einander in Tyrus verehrt (vergl. Meunander bei Joseph. c. Apion. I, 18). Diefelben Säulen finden wir nach Philos. VI, 20 auch bei den „Simonianern“ wieder; angeblich als Bilder des Simon und der Helena, die als Zeus und Athene angebetet werden seien. Der Berichtsteller setzt aber treuherzig genug gleich selbst hinzu, daß seine vermeintlichen Simonianer gegen diese Deutung ihrer Bilder auf Simon und Helena sich kräftig verwahrt hätten, d. h. daß unter diesen Bildern verehrte Paar war ein wirkliches Götterpaar, seine Verehrer keine Simonianer, sondern phönizische Heiden. Dies ist auch das Wahre an des Ritters Justin verworrenen Angabe, daß Simon und Helena noch zu seiner Zeit fast von allen Samaritanern als Götter verehrt würden (Apol. I, 20); gemeint sind die alten tyrischen Landesgottheiten, Herakles, Melchir der Sonnengott und seine Astarte; die Verwechslung war aber leicht genug: die Helena heißt auch in den Clementinischen Recognitionen Luna, und wenn auch Justin den Magier Simon sichtlich mit dem alsfabinischen Götterpaar Semo Sancus verwechselte, dessen Bild er auf einer Libaninselfand, so erinnert doch der Name Simon in der That an eine semitische Gottheit, welche auch Roser (I, 417) mit dem tyrischen Herakles zusammenbringt. So weist und hier Alles auf die Religion der Phönizier hin, aber auch die dritte Epygge von Luft und Wasser fanden wir bereits als Geist (Hauch, vergl. rrr) und Chaos, ein unter den verschiedensten Benennungen wiederkehrendes kosmogonisches Paar.

An alte mythologische Anschauungen erinnert weiter auch die Ophitische Benennung erster Mensch und zweiter Mensch oder Menschensohn. Es ist dies die ja auch in den Clementinischen Homilien und der späteren Kabbala vorkommende Lehre von dem Adam-Kadmon, die sich bis zu den Phöniziern und Chaldäern zurückverfolgen läßt. Von dem Epigee oder Autochthon, der mit dem Uranos identisch ist, wurde bereits geredet; er ist der Sproßling des Hain und der Beuth, oder (nach Bunsen) Beuth, d. h. des Himmelhöschens und des Chas (Eus. P. E. l. c. p. 36 a; Bunsen, Aegypten V, 321 fg.), eine Bezeichnung, die in der Ophitienlehre ihre nächste Parallele findet. In einem anderen, ebenfalls von Bilen aufbewahrten kosmogonischen Bruchstücke erscheint ebenfalls dieser *zyros* oder *utrydwar*, d. h. der Adam-Kadmon (Eus. P. E. l. c. p. 35 d; Bunsen a. a. O. 300 fg.), freilich in einem Zusammenhange, dessen mythologische Bezüge noch nicht völlig aufgeklärt sind²⁾. Eine dritte

1) Ueber ähnliche Säulen vergl. Roser's I, 292 fg. 343 fg. Dunder, Geschichte des Alterthums I, 159. 129) Sie erscheint als Beuth des *zyryne* (des Deringtons), und beider Annahme wird hergeleitet: von Khyrpor, dem Hainarbeiter Sebäbs und seinem Bruder Melchir. Khyrpor wird der auch sonst bekannte

Kosmogonie (bei Eus. P. E. l. c. a. p. 34 b; Bunsen a. a. D. S. 269 fg.) läßt den Engeln, *Αἰὼς*, אֵינִי, und den Protoplasten (Πρωτόπλαστοι) als ein Brüderpaar von Kolpia (קולפא, Geist, Hauch = ריח) und Baau (באב, Macht, Chaos) ausgegangen sein, wahrscheinlich sind aber Ulom und Kadmon auch hier nur die zwei verschiedenen Seiten einer und derselben kosmogonischen Potenz. An den phönizisch-griechischen Kadmos braucht nur im Vorübergehen erinnert zu werden, um so wichtiger aber ist, daß auch die dionysische Kosmogonie des Eudemos den mit dem *Monogenes* wesentlich identischen *Monogenes* kennt (Danae. c. 125 e. Kopp p. 384; Bunsen a. a. D. S. 230 fg.). Monogenes mit seinen Brüdern und Schwestern stammt von Tauthe, dem Chaos und Apason, ταπειν, dem von Liebe zu seinen eigenen Anfängen entzündeten Geiste; er soll chaldäisch *Murys* heißen, d. h. nach Bunsen's richtigerer Herleitung Monymos, מוֹנִים, Vorbild der Völker (a. a. D. S. 351). Auch der Adam der Chaldäer, von welchem die Philosophimena Kunde geben, gehört hierher (Phil. V, 7. p. 97 e. Oxon.). In allen diesen Mythologien ist der Monogenes, Protoplasten, Epigenes oder Adam-Kadmon nicht das oberste geistige Prinzip selbst, sondern erst aus diesem und dem *sydós* oder Chaos hervorgegangen; das Entsprechende in der Opitenlehre ist also nicht der *sydós*, der hier freilich als Urgeist selbst wieder den Namen des ersten Menschen empfängt, sondern der *deuteros ándron* oder der Menschensohn. Dieser ist derselbe, der bei den Raassenern der Philosophimena (V, 6 fg.) als der *ándron* schlechthin erscheint, welchem zugleich *viós ándron* oder Adamas heißt, der *muós ándron* ándron, der *ándron* ándron ándron oder *áppáandron* ándron, dessen Abbild der ergeborene Urmenich ist. Wie bei den Opiten des Irenäus der Urgeist und das Chaos der alten Nothen in die Einheit des *sydós* zusammengefaßt sind, so ist in diesem Adamas der *viós ándron* und die *sydós* *sydós* zur Einheit des Begriffes zusammengegangen, er ist der *áppáandron* ándron, Vater und Mutter zugleich, das Prinzip alles Lebens und aller Begeisterung in der endlichen Creatur; unter ihm stehen, als das dritte und vierte Prinzip, Christus der *ándron* oder *viós ándron* *sydós* *áppáandron* und der Demiurg, der *sydós* *sydós*, El-Schaddai¹⁾. Freilich ist bei dem synkretistischen Nothengeweir, mit wel-

Khafores sein, der Größter des Weltalls; sofern er aber als *deuteros ándron* bezeichnet wird, ist er mit seinem Bruder, dem *áppáandron* ándron, wesentlich identisch. Beide mythologische Personen sind wohl nur eine Miteinanderlegung der bekannten höchsten Gottheit der Phönizier, die nach der einen Seite als der Himmelsvater, nach der andern als Meloch erscheint (der syrische Baal-Melach), aber auch *áppáandron* und sein Bruder *sydós* werden identisch sein, der Adam-Kadmon oder Protoplasten, der auf der andern Seite zugleich der unter dem Himmelsbaldern stehende Demiurg oder Kronos ist. — Die von Bunsen a. a. D. verschiedene Darstellung scheint uns sehr zweifelhaft.

1) *Hambdaios* Phil. V, 7, vergl. Phil. V, 26 *Hambdaios*, d. h. *Hambdaios*. Die Conjectur der glühenden Ausgabe, daß *Hambdaios* vielmehr *áppáandron* zu lesen, daß so viel Schein, daß wir selbst früher unabhängig auf dieselbe gekommen waren. Dennoch halten wir sie jetzt unzulässig für falsch.

chem Pseudootigenes und hier überschüttet, das Eingebringen in die inneren Zusammenhänge der „Raassener“ Lehre äußerst erschwert, doch ergibt sich das Gesagte als das sichere Resultat einer ins Einzelne eindringenden Prüfung. Sofern dieser Adamas zugleich die Weltseele ist, wird er mit der über den Wassern schwebenden Lebensmutter, also mit dem Wassergeist identisch; er ist *áppáandron*, *áppáandron*, *áppáandron* und wird nach verschiedenen Bezügen hin wiederum bald mit *Ándron*, bald mit dem Schlangengeiste in Eins gefaßt. Als eine weitere Parallele für diese schon sehr verdämmende Lehrbildung mag noch das Bruchstück herbeigezogen werden, welches Epiphanius (Haer. 26, 3) aus einem gnostischen Evangelium der Eva mittheilt: „Ich stand auf einem hohen Berge und sah einen großen Menschen, und einen andern kleineren, und ich vernahm wie eine Donnerstimme, und ich trat näher hinzu, um zu hören und er sprach zu mir: Ich bin du und du bist ich, wo du bist, da bin ich, in Allem bin ich ausgegossen, von wannen du willst, sammelt du mich, und sammelt du mich, so sammelt du dich.“ Offenbar ist auch hier der Adam-Kadmon als Weltseele gedacht, dagegen läßt sich in der bestimmteren Unterscheidung des *áppáandron* *muós* und des *áppáandron* *muós* wohl noch die ältere Opitenlehre von dem ersten und zweiten Menschen erkennen.

Es kommt hier endlich auch noch die Stellung in Betracht, welche die Schlange überhaupt in den gnostischen Systemen einnimmt. Die älteste Vorstellung knüpft sich hier einfach an die alttestamentliche Erzählung vom Sündenfalle. Naas, der Schlangendämon, ist nach dem Buche Baruch der Baum der Erkenntnis im Paradiese, aber zugleich das dem *neveum* Globim's feindliche hellsche Prinzip, welches aus Gehäss der Prinzip Etem mit dem *muós* *áppáandron* Baruch, dem Vertreter des pneumatischen Elementes, im steten Kampfe liegt. Er ist der *muós*, der allerlei *muós* vollbringt, er verführt die Eva und hirt mit ihr, mit Adam treibt er Baderastie, und wird überhaupt die Ursache aller Geistesüberretzung und Sünde in der Welt (Phil. V, 26). Die Schlange ist also hier nach einer auch sonst dem Judenthume geläufigen Vorstellung der Teufel (vergl. Apok. 12, 9; 20, 2). Wesentlich dieselbe Stellung nimmt der Schlangengeist *Ogrymophos* noch bei den Opiten des Irenäus ein. Er ist auch hier die personifizierte Sünde, und als solche das Prinzip alles Bösen und aller Auflehnung gegen die Gebote des Jüden Gottes, der böse Dämon Michael oder Samael der Rabbinen. Wie schon die Paradieseschlange mit dem Baume der Erkenntnis in näher Beziehung steht, so ist nach dieser Opitenlehre *Ogrymophos* der in Schlangengestalt verkörperte *viós*, Geist, Seele, überhaupt Prinzip alles Weltlichen; aus ihm geht Vergeffenheit, Bosheit, Eifersucht, Neid und Tod hervor. Aus dem Paradiese herabgeführt in die untere Welt umgibt sich hier *Ogrymophos* mit sechs Dämonen und bildet so eine Sechsmas nach dem Bilde der Sechsmas *Jadabaoth*; dies sind die sieben *daemones* mundianes, welche stets dem Menschengeiste feindselig sind, weil *Ogrymophos* um der Menschen willen

aus dem Paradiese geführt wurde“). Aber wenn es auch hier Dyblomorphos und seine Dämonen sind, die die Menschen zu aller Ungerechtigkeit und Sünde verführen, so liegt doch in der Stellung, welche Jaldabaoth der Iudengott in diesem antijüdischen Schemen einnimmt, der Anknüpfungspunkt für eine Vorstellung, welche diesen Widerstand gegen Jaldabaoth und sein Geiz als ein Zeichen höherer Verankelung betrachten konnte. Schon nach den Dphtien des Irénäus bedient sich die Sophia der Schlange, um durch sie Adam und Eva zu Uebertretung des Gebotes zu verleiten, wodurch Jaldabaoth die Menschen in Unwissenheit über ihre höhere Abkunft erhalten will. Auf hier das Böse aus wider Willen dem Guten dienen, so führte die Weiterpinnung dieses geschilderten Gedankens leicht genug dazu, in der Schlange, sofern sie die Erkenntnis bringt, einen guten Dämonen, in dem Widerstande gegen die demüthigende Segnung des Ringens des Geistes nach Befreiung von fesselnden Banden zu sehen. Die *kyriaki* des alten Testaments werden so zu den wahren Pneumatikern, der Schlängendämonen zum Vertreter des pneumatischen Principes, zum Weisgehe der oberen Mächte. Es ist dies bestänzlich die Lehre der Kainiten (Iren. Haer. 1, 31; Epiph. Haer. 38), welche in Kain, Esau, Korah, den Sobdometen, dem Verräther Judas u. A. ihre Vorbilder erkennen; dagegen wird Baur auch nach Barmann's neuzeitlich Einsprüche⁴¹⁾ wol Recht behalten, wenn er in diesen nicht blos verschiedenartigen, sondern entgegengelegten Vorstellungen von der Schlange das Merkmal zweier verschiedener Dphtischer Parteien erkennt, und die Darstellung des Irénäus nur auf die Sethianer bezieht (Christ. Gnost. 185 sq.). Wenigstens find nach den letzteren, wie Epiphanius berichtet, nicht die Erpösslunge Kain's, sondern die Sethiten das erwählte Geschlecht. Seth gehört, wie fein geübterer Vorgänger Abel, der *äno dnyous*, der Sophia an, Kain und seine Nachkommen den weltthörrischen Engeln, und nur die Ängstler der letzteren küßten immer neue Verwirrung, indem sie zuerst die Sethiten verführte, mit den Kainiten sich zu vermischen, darnach, als die Mutter die Einsicht schied, den Ham in die Kirche schiebt, um das von ihnen geschaffene Geschlecht zu erhalten (Epiph. Haer. 39, 2). Christus ist nach der Lehre dieser Partei selbst der wiedergebommene Seth, um so weniger konnte sie also daran denken, die Schlange, deren Epiphanius hier freilich keine Erwähnung thut, für den Himmelkönig zu halten, wie sonst als Dphtische Meinung berichtet wird (Epiph. Haer. 37, 6). Die Berichtertheilt der Dphtischen Parteien ist, was Barmann unbeachtet ließ, ansehnlich degeugt. Die gemeinsame Benennung Dphtien rührt lediglich von den Gegnern her, fehlt auch noch im Berichte des Irénäus. Sie selbst

nennen sich Enophiter; den Namen Naassen, für die als Jrenäus bekannte Partei völlig ohne Sinn, haben wenigstens welche nur diejenigen Enophiter sich angeeignet, welche, wie Epiphanius weiß (Haer. 37, 5), die Schlange als göttliches Wesen verehrten. Nur ist freilich der Ursprung dieser Verehrung mit alledem noch nicht erklärt. Das alte Testament weiß, außer von der Erkenntnis, welche die Schlange bringt, auch von ihrer Wunderwirkksamkeit in den Händen des Moses vor Pharao (Ex. 4, 17) und ihrer Heilskraft in der Wüste (Num. 21 8 sq.) zu erzählen; aber alle diese geringsten Vorstellungen gewonnen eine tiefere Bedeutung erst in einer umfassenden Gesamtaufschauung, die nicht auf alttestamentlichem Boden entsprossen ist. Wir meinen die schon von Jrenäus als Meinung Engler andeutscher Verehrung von der Schlange als Weltseele¹⁾, wovon und gegenwärtig die Philosophen unauffassender Kunde geben. „Die Naassen“ heißt es bei Pseudoorigenes (V, 9, p. 119 ed. Oxon.), „haben ihren Namen davon, daß sie nichts Anderes als den *vāc* (εἴς) verehren. Naas aber ist die Schlange, von welcher alle Tempel (ναοί) unter dem Himmel den Namen haben; jenen einen Naas gehören alle Heiligtümer, Weisen und Propheten und es gibt überhaupt kein Mysterium unter dem Himmel, ohne einen *vāc*, und barinnen der *vāc*. Sie erklären aber die Schlange für eine flüssige Substanz (τὴν ὑγρὴν οὐσίαν), wie auch Thales, der Wasser, und nichts Schemdes, sei es unsterblich oder sterblich, besetzt oder seelenlos, könne ohne sie bestehen. Ihr sei Alles unterworfen, sie selbst aber sei gut, und habe Alles in sich wie in dem Soma eines einbörnigen Eiters (vergl. Deut. 33, 17), allen Dingen gebe sie Schönheit und Anmut, einem jeden nach seiner Art.“ Zum Verständnis dieser Lehre muß man sich erinnern, daß das Wasser oder die *ὑγρὴ οὐσία* nach der Naassentheorie überhaupt als das Princip alles geistigen und physischen Lebens gedacht wird. Der Oceanus ist die *γλυκύς θάλασσα γλυκύς τ' ἀρδρῶν* (V, 7, p. 105 seq. ed. Oxon.), aufwärts fließend ist die *γλυκύς θάλασσα*, niederwärts fließend die *γλυκύς ἀρδρῶν*, und dieselbe Verehrung steht unter den mannigfaltigsten Bildern, Christ, Jordan, den Paradieseströmen u. s. w. wieder. Bei aller Verwandtschaft mit andern, insbesondere auch griechischen Anschauungen werden wir hier wiederum an die kosmogonischen Mythen der semitischen Stämme erinnert. Wie die Erzählung der Genesis, so lassen auch die Babylonier und Phönizier die Welt aus Wasser entstehen; der Geist, der in den Gewässern sich regt, die einen aufwärts, die anderen niederwärts treibt, und so zwischen Himmel und Erde eine Scheidewand gründet, ist dem alten Testament der über den Wassern schwebende Gottgeist, während den übrigen Semiten jene chaotischen Gewässer selbst als belebt gelten. Daher jene abergläubige Verehrung des Wassers und seiner Wunderkräfte, die uns vielleicht schon bei den Ägyptern, sicher bei den Phöniziern (oder bei

14) Ihre Namen theilt Orig. c. Cols. 6, 30 auf einem Deltischen Diagramme mit: Michael der löwenförmige, Sueli der stierförmige, Raphael der beschweiförmige, Gabriel der ablerförmige, Ithantabaath der bärenförmige, Gratabaath (der hundeformige, wie Gefäss ergähn), Onael oder Iartharaath (Itharabaath) der feldförmig. 15) Riebnert's Heiltschrift 1860. 2. S. 234 f.

16) Haer. I, 30, 15. Beryl. Theodoret. Haer. fab. I, 14. καὶ τὴν πολυέλεκτον διὰ τῶν ἡμετέρων ἰσχυρῶν θύειν τοῦ θύματος περιελθεῖν τὸ σῶμα, διακινῶσαν τὴν ζωογόγον αἰσάναν τοῦ θαύματος.

fogenannten Johannesjüngern), bei den Efselaiten u. a. Parteien begegnet. Sofern nan das Wasser durch seine ununterbrochene Bewegung alles Lebendige aus sich erzeugt, dient es als passende Bezeichnung der Weltseife, welche als das zwischen der oberen und unteren Welt vermittelnde Princip in ewigen Schlangenumwindungen von Oben nach Unten und wieder von Unten nach Oben sich krümmt und dadurch alle Dinge mit einander verknüpft. Als Weltseife ist daher die Schlange den Knausern identisch mit dem unter den verschiedensten Gestalten angebotenen und in allen lebendigen Wesen sich offenbarenden Adamas oder *vies arspanov*. Aber wie aus der ursprünglichen chaotischen Mischung Oberes und Unteres, Geistiges und Materielles, Unvergängliches und Vergängliches hervorgeht, so gehört auch der zwischen beiden hin und her sich windende Schlangengeist dem Einen wie dem Andern an; wendet er sich der unteren Richtung zu, so entsteht die vergängliche Geburt, richtet er sich im aufwärtsfließenden Strome nach Oben, so erzeugt er Unsterbliches und Geistiges. Noch bestimmter ist diese Doppelseitigkeit ausgeprägt in der Lehre der Veraten. Wir bemerken schon, daß die babylonische Thalaith von ihnen nach griechischer Etymologie auf das Meer bezogen und dieses als das Princip aller lebendigen Bewegung im Chaos betrachtet wird. Aber seinem chaotischen Ursprunge gemäß ist das Wasser das Verderben, dem keine von den vergänglichen Creaturen entinnen kann, es sei denn, daß es ihnen gelangen, beim Auszuge aus Aegypten oder der Körperwelt hindurchzudringen durchs rothe Meer, d. h. dem Wasser des Verderbens, welches Kronos ist, über der Vergänglichkeit und dem Werden zu entinnen. Wie Kronos, der Unglücksplanet, die Ursache des Verderbens für alle unter seiner Herrschaft stehende Creatur, so sind überhaupt die Sterne oder Planeten der vergänglichen Geburt als die Götter des Verderbens gedacht, welche Alles, was entsteht, der Nothwendigkeit unterwerfen. Sie sind die Wüstenschlangen, von denen Moses spricht, welche alle durch das rothe Meer hindurchzubringenden strecken und verderben, aber mit den Göttern des Verderbens ist auch der Gott des Heils in der Wüste, denn Moses hat hier die wahrhaftige und vollkommene Schlange erhöht, um Alles, die an sie glauben, vor den Dissen der Wüstenschlangen, d. h. den Nachstellungen der dämonischen Mächte zu retten. Diese allwissende Schlange, welche allein das Heil bringt, ist dieselbe, welche in den Tagen des Herodes in Menschengestalt erschien, und am Kreuze erhöht ward, wie von Moses die eherner Schlange in der Wüste. Die Veraten finden sie wieder in dem in eine Schlange verwandelten Zauberstabe des Moses, mit welchem dieser in Aegypten die Schlangen der Magier, die Götter des Verderbens zu Schanden macht, aber derselbe *καταλινος όφις* ist auch das weiße Wort der Eva, das Geheimniß Ehem's, der Strom aus Ehem, das dem Kain aufgeprägte Zeichen, das ihn überall kenntlich macht, damit Niemand ihn tödte. Dieser Kain ist, dessen Opfer der Gott dieser Welt nicht aufnahm, während er am blutigen Opfer des Abel seine Freude fand.

u. Gnost. v. W. u. A. 2te Section. LXXI.

Auch Joseph, der von seinen Brüdern Verkauft, der allein ein buntes Kleid trug, Ehem, dessen Kleid gefarbt ward, ob er gleich nicht dabei war, und das draußen reich ward auch ohne den blinen Segen, Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, das überall am Himmel sichtbare Sternbild des Drachen, sind ebenso viel Typen dieser vollkommenen Schlange. Sie ist die große *αρχη*, der Logos, welcher im Anfange und in welchem das Leben war, in ihm ist Eva geworden, die Mutter alles Lebendigen, die gemeinsame Natur von Göttern und Engeln, von Unsterblichen und Sterblichen, von vernünftigen und vernunftlosen Wesen, Nichts im Himmel und auf der Erde und unter der Erde ist ohne die Schlange geworden, deren Abbild, das große Sternwunder am Himmel sich windet, und die *αρχη* jeglicher Bewegung für alles Entstandene ist (Phil. V, 16). Wie die flüssige Bewegung der Phänomene des Kosmos zeigt, und durch die dankenswerthe Arbeit Barman's¹⁷⁾ auch im Einzelnen nachgewiesen ist, bewegt sich die Veratenlehre mit Vorliebe innerhalb hellenischer Vorstellungskreise. Barman hätte noch hinzufügen können, daß auch der Logos als Weltseife der Stoa gehört, aber die Schlange als Symbol des Guten und Bösen ist den Veraten sicher ebenso wenig unbekant von den Griechen her bekannt geworden, als überhaupt der auch hier überall durchblickende zerfallene Synkretismus für die ursprüngliche Gestalt der Opbilenlehre geachtet werden kann. Im Hintergrunde dieses westöstlichen Mythengewirrs, jenseits toller Durcheinander griechischer, phrygischer, persischer, ägyptischer Elemente steht doch immer wieder der semitische Volksgeist, als der feste Stamm, freilich rings bedeckt und überwuchert von ägypten Rankengewächsen aller möglichen Zonen. Vom Judenthume ging diese Gnosis aus, die, so lange sie in der ursprünglichen Heimat sich ausbreitete, empfanglich blieb für die Naturreligionen der blutverwandten und benachbarten Semiten, aber vom griechischen Geiste nur sehr wenig und oberflächlich berührt ward. Nur da, wo das Judenthum, losgerissen von dem heimischen Boden, mitten unter hellenischer oder hellenisirende Einflüsse sich verpflanzt sah, verlor es, wie jener Knos der Sage, die Widerstandskraft gegen das fremdartige griechische Element, während in der Heimat jenseit des Hebräer im Grunde durchaus antipathisches Griechenthum oft unter heftigen Kämpfen und Zudungen, wie ein in das Blut gedrungener fremdartiger Körper, wieder ausgeföhren ward. Man muß sich auch bei der Geschichte der gnostischen Systeme immer vergegenwärtigen, was als eine große culturgeschichtliche Abtathung aus dem Dämmerlichte jener Jahrhunderte immer klarer hervortritt, daß das Hellenenthum im Oriente, wenn auch zahlreich und berühmte, doch immer nur verneigte Bollwerke besaß, die, wie ein Keil in eine durchaus anders geartete Bevölkerung hineingetrieben, für den oberflächlichen Blick den Schein einer

17) In der mehrfach citirten Abhandlung in Riedner's Zeitschrift 1860, 2. S. 218 — 257: Die Phälophenomene und die Veraten.

vollständigen Oräcifrung erwecken, während in Wahrheit jene orientalischen Nationalitäten, obwohl an allen Orten durchgeht und durchzogen von den außereuropäischen Eindringlingen, doch wenigstens auf religiösem Gebiete die alte Jähigkeit ihrer Natur auch in jenen Zeiten der dunkelsten Völkermischung behaupteten. Nur die Küstengegenden wurden mehr oder minder gedeutet, im Binnenlande dienten griechische Pflanzstädte und Festungen, meist an wichtigen Knotenpunkten des Handelsverkehrs gegründet, als Hochwachen hellenischer Bildung und Literatur, aber zumal im östlichen Syrien finden wir oft wenige Stunden von einer griechischen Colonialstadt entfernt eine durchaus gegen hellenisches Wesen sich abschließende Bevölkerung, reich und blühend wie jene und doch seltsam in den uralten heimischen Erinnerungen lebend. Nur wo Semiten unter Griechen, noch häufiger wo Griechen unter Semiten sich ansiedeln, treffen wir jene bunten Beerenkorn, an welcher alle concreten Gehalten verwischt und die entgegengesetzten Elemente in einen heute fast unentwirrbaren Knäuel zusammenballt. Allenfalls sind, wenn wir von der mehr oder minder vergriechigten Juden Alexandriens absehen, die Griechen die Träger des Synkretismus im Oriente; sie nehmen von den Semiten, nicht diese von jenen, bereitwillig das Fremdartigste und Entgegenste auf. Das Christenthum hat diese in der Volksnatur überhaupt begründeten Eigenheiten nicht zu vertilgen vermocht. Von den Juden kommt es zu den Griechen, und wird erst unter diesen zur Weltreligion, wo es im Osten unter den Semiten Wurzel schlägt, bleibt es national gefärbt, hier als jüdischer Particularismus, dort als theilweise sanfter noch erkennbare Mischung mit uralter semitischer Naturreligion. Nur wenn man sich diese großen geschichtlichen Zusammenhänge vor Augen hält, wird man im Stande sein, eine Erscheinung, wie der Gnosticismus ist, bis in ihre letzten Wurzeln zu verfolgen. Jedem an alles Mögliche sich heftende Mythengemisch, das die Raassener und Beratern der Philosophumena vorführen, ist nicht die älteste, sondern eine spätere, vergriechete und verromantisierte Gestalt; und so gewiss jener Synkretismus unter den Hellenen weit älter ist als der Ursprung der Gnosis, so gewiss haben die der kimonischen Hyman entsprungen Systeme der Gnostiker doch erst allmählich und Hand in Hand mit ihrer räumlichen Ausbreitung mit griechischen Vorstellungskreisen sich tiefer befreundet. Auch bezüglich der Ophiten hätte Kurg ganz Recht, wenn er in der ersten Auflage seines Handbuchs bemerkt, was nach Irenäus oberhin von aller Augen liegt, im Vergleich mit dem verwandten Systeme Valentin's trete hier das hellenische Element hinter dem orientalischen zurück, und wenn ihn Valentin belobt, daß er in der neuen Auflage diese Sätze gestrichen habe, so ist diese Streichung nicht von „Rechtswegen“, sondern nur aus Mangel an gründlicher Sichtung der Quellen geschehen. Von der weichen Kuganwendung, die Valentin dazwischenfügt, „dieser Fall werde jeden Forscher an die bei der Lidenhaftigkeit der Quellen notwendige Besonnenheit des Urtheils erinnern“, hätte zunächst er selbst das Beste

profitieren können, wenn er, statt die Lidenhaftigkeit unserer Quellen zu beklagen, lieber ihr gegenseitiges Verhältnis zu einander mit größerer Besonnenheit abwog.

Der Lehre der Beuten wie der Raassener fehlt es, wenigstens wie sie in den Philosophumena vorliegt, an allen scharf gezeichneten Umrissen; an die Stelle des mythologischen Elementes tritt die Mythendeutung, die in der ganzen Welt nach verwandten Ideen herumtucht, in dem Hersten und Entlegenen das Gemeinsame mit Vorliebe verfolgt, aber eben dadurch zugleich den Sinn für die Unterschiede der Dinge verliert. Der eigentliche Knochenbau des Ophitischen Systems kann aus dieser Darstellung durchaus nicht entwickelt werden bei aller dankenswerthen Verticierung unserer Kenntniss in einzelnen Punkten; überall, wo man näher zuseht, haben diese Raassener und Beratern der Philosophumena die schon aus Irenäus und Epiphanius bekannte Ophiteulehre zu ihrer Voransetzung. Eine verständige Bemessung der neuen Quelle wird vieles Einzelne jetzt in ein helleres Licht zu setzen vermögen, es wird ihr aber nicht bekommen, die bisherige Darstellung über den Hauern zu werfen. Dies gilt namentlich auch von der Stellung, welche die Schlange in diesen Systemen einnimmt. Die älteste, weil aus jüdischem Boden erwachsene Vorstellung bleibt die, welche die Schlange mit dem Teufel identificirt, als die Vertreterin des, wenn auch bisweilen wieder Willen in den Dienst des Guten gewingenen, doch von Haus aus bösen, also bösen Principes. Diese ältere Form begegnet uns ebenfalls noch in den Philosophumena wieder, nicht bloß in der Lehre des Ophitischen Justin, sondern etwas anders gerendert, auch bei den Serbhanern (Phil. V, 10). Die alten kosmogonischen Mythen spielen auch hier herein. Die ursprünglichen Gegenstände sind das obere Licht und die untere Finsternis; in der Mitte steht der reine ungemischte Geist (*πνεῦμα ἁγίον*) als die eigentlich weltchöperische Potenz, dieses *Πνεῦμα* ist aber nicht wie ein Windstoß oder wie ein kaum zu spürender Lufthauch, sondern wie ein unbeschreiblicher Wohlgeruch, der sich auf wunderbare Weise überall hin verbreitet. Wie bei den Basilianern, von denen Irenäus erzählet, bringt diese *ἀνδρία* des Geistes den Platz des Lichtes ohne materielle Verdrängung in die untere Welt. Die Finsternis aber ist *ἰδιὸς γέννησις*, nicht ohne Bewußtsein, sondern durchaus verständig, sie weiß, daß sie ohne das Licht wüßte, glanzlos, lichtlos, trübsal, thatlos und ohnmächtig bleibt, daher müßt sie sich mit aller Kraft, den Lichtstrahl (*ὁ ἀνθρώπος τοῦ φωτός*) mit dem Wohlgeruch des Geistes an sich zu ziehen und an sich zu fesseln. Aus der Wechselberührung dieser drei *ἀνδρία* entsteht die unendliche Mannigfaltigkeit endlicher Dinge. Das schreckliche, dunkle, bittere, schmutzige Gemüß der unteren Welt (*ἰδιὸς γέννησις, ἀνομιὰς, κίνησις, μίσησις*) ist das in wilder, unregelmäßiger Bewegung tosende Chaos; sein erdgeborenes Prinzip ist ein gewaltiger bestiger Wind, die Ursache aller endlichen Geburt. Dieser Wind ist dem

Fischen einer Schlange vergleichbar, daher selbst *ὁ ὄφας* genannt, der chaotischgeborene Schlangendämon (Salba-
baoth, hier mit Ophiomorphos ohne Weiteres identi-
ficirt?), von welchem alle endliche Geburt ihren Anfang
nimmt. Als nun das Licht und das Pneuma ergriffen
und von dem unreinen und unheilvollen Mutterleibe ge-
fesselt war, so geht die Schlange, der Wind der Finsterniß,
der Erzeugere der Gewässer in sie ein, und er-
zeugt den Menschen, der als der Träger des pneumati-
schen Elementes von der unreinen *ψυχή* über Alles ge-
liebt wird. Dieser in dem Menschen gehaltene pneumati-
sche Same in der unteren Welt ist der vom Weibe gebo-
rene Mensch oder Perkeus, selbst ein vollkommener Gott,
aus den Wassern, dem Wohlgeruche des Pneuma und
dem Lichtglanze entstanden, das Salz des Entstehenden,
das Licht der Finsterniß, aber er strebt nach Erlösung
aus den Banden des Leibes und kann sie nicht finden,
bis der vollkommenere obere Logos das Licht dem Lichte
der Schlange sich ähnlich macht, in die unreine *ψυχή*
eingeht, sie durch die Hierähnlichkeit lüftet, um die
Fesseln zu sprengen, die den vollkommenen *σοφς*, den in
Unreinigkeit der *ψυχή* von dem Erzeugerem des
Wassers, der Schlange oder dem Winde Erzeugten um-
schlingen. Diese Schlangengestalt ist die Knechtge-
stalt, die der Logos, der vollkommene Mensch, annehmen
muß, um einzugehen in die *ψυχή* der Jungfrau und
die Wehen der Finsterniß zu lösen; aber nachdem er
eingegangen ist in die schwärmigen Mysterien der *ψυχή*,
ward er abgewaschen und trank den Becher lebendigen
Wassers, den Alle trinken müssen, welche die Knechtge-
stalt ablegen und das himmlische Kleid darüberleben
wollen¹⁹⁾. Diese ganze Darstellung, die schon früher
theilweise herbeigezogen werden mußte, erklärt sich nur
im Zusammenhang der früher besprochenen jüdisch-chal-
däischen Mythentheorie. Die Bedeutung des Windes als
kosmogonischer Weizen ist aus den von Tamachios mit-
getheilten Kosmogonien der Phönizier sicher²⁰⁾. Auch nach
der „Kosmogonie des Iakchos“ bei Philon Byblos ist,
wie schon früher bemerkt, der Anfang des Alles eine
finstere und stürmisch bewegte Luft oder ein Wehen
finsterner Luft und trübes abgrundlich dunkles Chaos.
Die *ἑρμηνεία*, welche nach Gen. 1 über den chaotischen
Wassern webt, ist nur die theistische Wendung des in
jenen Kosmogonien hydrologisch getarnten Gedankens.
Dagegen ist wol der bewußte und active Gegensatz, in
welchem die Finsterniß oder das Chaos von Anfang an
dem Lichte gegenübersteht, aus einer Schärfung des alt-
semitischen Dualismus durch irgend welche, sei es directe,
sei es indirecte Einflüsse des Parsismus hervorgegangen.

Eine kosmogonische Bedeutung kommt nun nach obiger
Darstellung auch der Schlange bei diesen Entwürfen an,
und hierin zeigt sich eine Weiterbildung der zunächst noch
ganz auf die altsemitische Religionsgeschichte beschränkten
Lehre der Ophiten bei Irenäus. Die Schlange ist
die Personifikation des Chaos, sofern es in wilder Wüthung
von Anfang an mit dem Licht, dem Principe des
Gutes und aller vernünftigen Ordnung im Kampfe liegt
und doch im ewigen Gefährdungsdrange des Lichtes von
Oben nicht entbehren kann; sie ist also allerdings schon
als das im Wasser webende, auf und nieder sich bewege-
nde, demüthigliche Princip, oder als die Weltseele ge-
dacht, aber als die böse Weltseele, als die dem göttlichen
σοφς, dem nach Oben zurücksiehenden Lichtfanten feind-
selig gegenüberstehende und ihn wider Willen in der
unteren Welt zurückhaltende Macht. In sofern bildet
dieses, wie die Logoslehre und die verschiedenen Spuren
Eschatischer Aemlichkeit verrathen, übrigens auch bereits
hellenisirte System das Mittelglied zwischen den Ophiten
des Irenäus und den Raassiten und Perceus des Pseudo-
origenes. Dem heiligen Schlangendämon der Sethianer,
als der demüthiglichen Macht, welche den Geist wider
Willen an die Materie bindet, entsprechen bei den Perce-
ten die Schlangen der Wüste, die Götter der vergäng-
lichen Geburt. Auch ihnen ist das Wasser, als Princip
des physischen Lebens, die Vergänglichkeit, das rothe
Meer, durch welches ein echter *Ἰσχυαίος* hindurchbrin-
gen muß, aber wenn er hindurchgebrungen zu sein wähnt,
beginnt derselbe Kampf in der Wüste aufs Neue. Wie
aber nach den Sethianern Christus, um die Macht der
Schlange zu brechen, selbst in Schlangenhülle sich kleiden
muß, so ist hier Christus, der Logos selbst, die sa-
tholische Schlange, als das überall wirkende geistig-
göttliche Princip, das nur in Jesus, dem am Kreuze
Erhöhten, sich concentrirt, um die Macht der feindlichen
Gestirne zu brechen. Ist dort der Körper des Schlangens-
thieres nur der Stand der Erniedrigung, die Knechtge-
stalt, die der Erlöser annimmt, um die Knechte zur Frei-
heit zu führen, so tritt hier die wahre Schlange der fal-
schen gegenüber, nicht bloß bei der Erstirgung, sondern
bei den verschiedensten Anlässen, vom Baume der Erkennt-
niß im Paradiese an, immer aufs Neue in der altsemiti-
schen Religionsgeschichte; nicht minder in der änge-
ren Natur, als das wohlthätige, Licht und Leben spre-
kende Gestirn, gegenüber dem verderblichen Saturn und
den anderen heillosen Planetengestirnen; sie erscheint in
der gewundenen Form unserer Eingeweide und des klei-
nen Gehirns, und auch sonst noch vielfach z. B. in der
hellenischen Mythologie. So wird endlich auch die Schlange
als die gute und vernünftige Weltseele rehabilitirt, und
so konnten nicht bloß jene Ophiten des Erpiphanius ihr
einen eigenen Cultus weihen, sondern auch die Raassiter,
von denen Pseudoorigenes spricht, den Raas in allen
Heiligtümern, Weihen und Mysterien erbilden. Wie
sie vom Chaos zum Himmel erhaben ist, so ist auch dem
bösen, heiligtümlichen Dämon ein himmlischer König ge-
worden, den nach dem Zeugnisse des Irenäus Einige
mit der Sophia, Andre, wie wir jetzt aus dem Philo-

¹⁹⁾ *ἔδατος πρωτόγονος ἀρχὴ ἄνεμος ἐραδὸς καὶ λάβρος καὶ πά-
ρος γενέσθαι αἶνος. Βραχίον γὰρ τινὰ ἰσχυῶν τοὺς ἰσχυῶν
ἀπὸ τῶν ἑδατος διηγούμεθα κτλ.*

²⁰⁾ a. c. p. 141—143 ed. Oxon. Bergl. Phil. X. 11.
p. 316—318. Die oben gegebene Darstellung beruht zum Theil
auf einer Uebersetzung der beiden Beweise, die oben namentlich
der ersten einen sehr unübersichtlichen Text bietet. ²¹⁾ Bergl. über
die (Sethianische) Kosmogonie des Valentin und über die sogenannte
Weltkosmogonie Eusebii, Neugarten a. d. S. 234 ff.

sophumena wissen, mit dem Urmenschen der Lichtregion, oder nach griechischer Vorstellungsgart mit dem göttlichen Logos identificiren. Doch auch diese Wendung der Dämonenlehre stammt ursprünglich aus dem Oriente. Schon die Ägypter kannten neben den giftigen Schlangen des Verderbens auch eine unschädliche Schlangenart, die man in Häusern und Tempeln unterhielt, und neben Asobadamon-Apphon, dem herabgekommenen Erth, der als verderblicher Unhold im erfindenden Gluthwinde der Wüste sein Wesen treibt, steht Agathodämon-Kneph, die vernünftige Weltseele, sein Zeichen ist ein Kreis, in der Mitte eine hahichtsförmige Schlange, zur Darstellung des Kosmos. Auch die Phöniker kannten den Agathodämon, die Schlange mit dem Speererkopfe, den Weisesten unter den Weisen, wie Nilon von Byblos berichtet (*Eua. P. E. I, 10. p. 41 c*); nach der chaldäisch-persischen Sage ist er „der erste Unsterbliche, ewig, ungeboren, untheilbar, nur sich selbst gleich, der Schöpfer aller guten Dinge, unbestechlich, der Beste der Besten, der Weiseste der Weisen, der Vater der geistlichen Ordnung und Gerechtigkeit, nur durch sich selbst bestehend, der Naturgesetze kundig, von vollkommener Einsicht, alleiniger Schöpfer der heiligen Naturkräfte“²⁰⁾). Auch den Phöniciern ist die kreisförmig in sich zurückkehrende Schlange wie den Ägyptern Symbol des Himmels oder der Welt²¹⁾). Laout-Hermes, dem die Ägypter Ithot, die Alexandriner Ithot nennen, wie Nilon erzählt, mit seiner Hieroglyphe, dem gewundenen Buchstaben Thet, ist der Himmelshöcker, der sich mit Klarheit zeugend vernimmt, oder auch der schweifende Dämon der Erpshier, der Gott der Intelligenz und als solcher der Rathgeber des Demijurons Kronos-El. Darum ward, wie Nilon seinen Communionstheos weiter berichtet, läßt, in den heiligen Schriften die Schlange vergöttert, und Phöniker wie Ägypter folgten darin nach (*Eua. P. E. I. c. p. 41 a—42 b*; vgl. *Movers Phönizier I, 500 fg.*). Die Schlange als unter allen Thieren das geistigste und schnellste, in den mannigfaltigsten Krümmungen sich weiter bewegende, deren lange Lebensdauer sogar die Meinung ihrer Unsterblichkeit erzeugte, konnte eben als Sinnbild der Lebenskraft und gleichwohl alles höheren Wissens dienen, wobei es an sich ebenso möglich war, dieses schlangen-²²⁾emig durch Alles sich hindurcbwindende Lebensprincip auf das höhere oder auf das niedere Da-sein zu beziehen, die sprachwörtliche Schlangenflueht und Intelligenz zum Guten oder zum Bösen auszusagen zu lassen. So stehen wir auch hier wieder auf echt orientalischem Boden, wol schwerlich von den Ägyptern unmittelbar, sondern daher, von wannen die übrigen

kosmogonischen Lehren stammen, aus dem vorderasiatischen Nothenkreise entnahmen die Gnostiker ihren Schlangendämon, der die gute oder böse Weltseele bedeutete. Mit dem, was die bedäufliche Ueberlieferung dem Judenthume bot, verknüpfen sich beim Fortschritte der Gnostik immer enger und enger die Nothen des heimischen Geistes, bis der erweiterte Horizont unter allen bekannten Völkern der Welt, den vielseitigen und längst in morgenländische Mysterien eingeweihten Griechen zumal, immer neue Lichter auf die längst geläufige Ideenwelt fallen ließ. Homer, Hesiod, Pindar, Akrates und die Dichter, aber auch Pythagoras, Platon, Aristoteles, die stoischen und die Epikuräischen Lehren wurden jetzt ebenso reichhaltige Fundgruben für die gnostische Speculation, wie von Anfang an das alte und neue Testament und die Nothenkreise des vorderen Asiens, und in vielen dieser Systeme das hellenische Element die ursprüngliche Grundlage dermaßen verdunkelt, daß die Kritik lange Zeit schwanken konnte, ob nicht die griechische Cultur die Mutter, Alexandrien das Heimatland der Gnostik gewesen sei.

Von den hier festgestellten Gesichtspunkten aus wird der innere Entwicklungsgang der gnostischen Meinungen wenigstens in allen seinen Hauptmomenten mit sicheren Zügen sich zeichnen lassen, und zugleich möchte die so viel veränderte Streifkraft nach der Einteilung der Gnostik auf dem einfachsten Wege ersichtlich werden. Man hat eben hier auch Nichts zu thun, als sich in den Strom der geschichtlichen Enwicklung hineinkusseln, und mit Zurückstellung aller von Außen herzubragenden Schematismen lediglich die Wendepunkte zu fixiren, welche aus dem inneren Gange der Sache selbst sich ergeben.

Von den bisherigen Einteilungsversuchen der gnostischen Systeme hat noch keiner allseitig genügt, obwohl jeder ein wesentliches Moment für die Geschichte der Gnostik ins Auge faßt. Erfandlich war es Reander, der zuerst das Verhältniß der Gnostik zum Judenthume zum Ausgangspunkte nahm, und demgemäß zwischen Secten, die dem Judenthume sich anschließen, und Secten, die dasselbe bekämpfen, unterschied. Indem ihn bei dieser Anordnung die verschiedene Stellung des Demijurons oder des Judenthums, bald als eines bekräftigenden, aber doch der göttlichen Ordnung freiwillig sich fügenden, bald als eines feindseligen, dem pneumatistischen Principe widerstrebenden Wesens leitete, vertheilte er die gnostischen Parteien unter beide Classen, wobei ihm jedoch beim Systeme des Basilides begegnete, daß er mit der Unterdrückung desselben in Verlegenheit kam. Bedenklicher war, daß durch diese Vertheilung auch Zusammengehöriges auseinandergerissen werden mußte, während sehr verschiedenartige Systeme in eine Reihe zu setzen kamen. Wenn Basilides unter die jüdisirenden Gnostiker gestellt ward, so traten seine späteren Anhänger in die entgegengelegte Classe hinüber; ebenso gehörten die Valentinianer in die erste, die Ophiten in die letztere Reihe, obwohl zwischen beiden eine weit nähere Verwandtschaft besteht, als zwischen den in eine Classe gesetzten Ophiten und Marcioniten. Daher gingen Gieseher und Matter von

20a) Auch bei den Säufern in Paron, deren jübe Behauptung des alten heiligen Gedankens durch die verbindlichen Vorstellungen Gwelfsohn's allseitig ins Licht gesetzt ist, steht Agathodämon neben Hermes als beschützender Vorseher, der ihnen die Erkenntnis der Güter und alle Lehren ihrer Religion überliefert haben soll. Der Name ist natürlich ebenso wie bei Nilon von Byblos kreuzförmig. Vergl. Gwelfsohn, Säufer I, 635 ff. 792. 20b) Kreisend waren bei den Säufern auch die Tempel der ersten Ursache oder ersten Vernunft, der Weltordnung und der Serie. Vergl. die Quellenberichte bei Gwelfsohn a. a. O. II, 381, vergl. 367. 446.

anderen Gesichtspunkte aus. Sie bemerkten den Unterschied, der im Allgemeinen zwischen den hellenistischen und den orientalischen Systemen bestand; bei gemeinsam dualistischer Grundlage überwiegt doch dort die pantheistisch-emanatistische Richtung der Speculation, während hier ein strengerer Dualismus an die Lehre Zoroaster's erinnert. Sie führte auf die Scheidung einer alexandrinischen und einer syrischen Schule, aber bei der Eigenthümlichkeit des Markionitischen Systems hielt man sich berechtigt, dieses als eine dritte, kleinasiatisch-römische Schule hinzuweisen. Aber eben dadurch ward der innere Eintheilungsgrund durch einen der Sache selbst durchaus äußerlichen verdrängt, Markion hätte den auch sonst verwandten Systemen gegenübergestellt werden müssen, und doch lehrte andererseits ein ganz richtiges Gefühl, daß Markion von allen übrigen Gnostikern sich wesentlich unterscheidet. Aber auch abgesehen davon genügt diese Eintheilung nicht. Basilides und Saturnin, die Ophiten und Bardesanes werden naturwidrig getrennt, während doch Alle, wie wir erkannten, gleichgewisse in Syrien zu Hause sind. Alexander suchte darum in der Kirchengeschichte durch allerlei Unterabtheilungen zu helfen; allein indem er jetzt seine frühere Gruppirung mit der von Gieseeler und Matter vorgeschlagenen verband, kam eine nicht bloß künstliche und verwinkelte, sondern auch in den leitenden Gesichtspunkten unklare Scheidung heraus. Dagegen hielt Baur den Unterschied zwischen emanatistischen und schöpfer dualistischen, ägyptischen und syrischen Systemen zwar für eine immerhin beachtenswerthe Modification, aber ohne Einfluß auf das festzuhaltende Grundverhältniß. Getrennt seiner Anschauung, nach welcher die Gnosis Religionsphilosophie oder vergleichende Religionsgeschichte ist, versucht er aus dem aufgestellten Begriffe die der Sache nach möglichen Formen der Gnosis zu entwickeln. Eintheilungsgrund war ihm das Verhältniß, in welchem die drei Religionen, Heidenthum, Judenthum und Christenthum, zu einander stehen; je nachdem zwischen dem Christenthume auf der einen, den vorchristlichen Religionen auf der anderen Seite ein engerer Anschluß oder ein schärferer Gegensatz stattfindet, ergeben sich so zwei Hauptclassen der Gnosis, die sich bei näherer Betrachtung zu dreien erweitern, sofern auch Christenthum und Judenthum enger zusammengefaßt und beide gemeinsam dem Heidenthume entgegengesetzt werden. Die zweite Form fand Baur durch Markion, die dritte durch die Clementinischen Homilien vertreten; alle übrigen Systeme zählte er zu der ersten u. Niedner ergänzte dieses Schema, indem er auch die Christenthum und Heidenthum identisirenden Karpostratianer noch in Betracht zog, die Baur als völlige Indifferentisten kaum noch für christliche Gnostiker, wenn überhaupt noch für Gnostiker gehalten hatte. So ergab sich als Eintheilungsgrund der philosophische Begriff vom Christenthume überhaupt, oder von dem Verhältniß seiner Offenbarung zur vorchristlichen Welt; entweder ist es der Höhepunkt aller Religion, doch so, daß auch die vorchristliche Zeit des göttlichen Pneuma nicht völlig entbehrt, oder es ist die schlechthin neue und alleinige Gottesoffenbarung, losgerissen von allem geschicht-

lichen Weltzusammenhange, oder drittens, es ist im Sinne des absoluten Synkretismus völlig identisch, sei es mit dem echten Judenthume oder dem echten Heidenthume. Stand aber die letztere Classe nach Niedner's eigenem Geständnisse an der äußersten Grenze des Christenthums, so mußte bei aller Anerkennung eines gewissen fließenden Unterschiedes zwischen christlicher und heidnisch-synkretistischer Gnosis dennoch die Frage entstehen, ob nicht der Begriff der christlichen Gnosis zusammenfällt, sobald man, wie die Karpostratianer thaten, aufhört, das Christenthum wirklich als die absolute Offenbarung, also als den Mittelpunkt der Weltgeschichte zu betrachten. Die Clementinischen Homilien stehen hier noch anders als die Karpostratianer; ihnen ist das Christenthum, wenn auch mit dem echten Judenthume identisch, doch immer die neue und vollkommene Offenbarung, welche die Ureligion des wahren Propheten zur ursprünglichen Reinheit zurückführt. Allein, wie früher gezeigt worden ist, vermögen wir auch die Clementinen nicht unter die eigentlich griechischen Systeme zu rechnen. So bleibt uns nur noch Markion als besondere Kategorie, während alle übrigen Systeme ohne weitere Scheidung in eine Classe zu stehen kommen; eine Eintheilung, die nicht bloß, wie Weise urtheilt, ungleich, sondern vor Allem darum nicht ausreichend ist, weil sie uns keinerlei Einblick in die Genesis der großen Masse der gnostischen Systeme verschafft. Von einer und derselben Kategorie müssen sich hier alle jene Systeme umspannen lassen, für welche Gieseeler und Matter die Unterscheidung einer emanatistischen und dualistischen, oder einer ägyptischen und syrischen Gnosis in Gang brachten. Schon Niedner fühlte diesen Mangel, und suchte in dem großen unterschiedslosen Haufen dadurch einige Ordnung zu schaffen, daß er noch anderweite Theilungsgründe in Hilfe nahm. Die fundamentale und universale Eintheilung, unter welche alle gnostischen Systeme fallen, soll das Verhältniß zwischen Gnosis und Pistis betreffen, als dem Scheidungs- und höchsten Punkt der gnostischen Fundamentaltheorie (Kirchengeschichte S. 223). Hiermit ist unfehlbar der Kern der Sache getroffen; und wenn wir oben versuchten, aus eben diesem Grundverhältnisse alle Haupt-eigenthümlichkeiten der „häretischen“ Gnosis zu entwickeln, so wird die Anwendung desselben auf die verschiedenen Formen der Gnosis den letzten Probirstein abgeben müssen für die Richtigkeit des aufgestellten Principes. Nur wird sich freilich schwerlich behaupten lassen, daß die Ergebnisse, zu denen Niedner schließlich gelangt, bereits allen Ansprüchen genügen. Indem er „beide Grundverhältnisse“ zusammenfaßt, zwischen Pistis und Gnosis, oder Pistis und Pneuma auf der einen, zwischen christlicher und nichtchristlicher Religion auf der anderen Seite, scheidet er einen pantheistischen, moralischen und praktischen Pneumabegriff, von denen der erste mit großem Aufwande speculativen und historischen Wissens das Christenthum als vollkommenste, der zweite, ohne jenes zweierlei Wissen zu bedürfen, es als ausschließliche Offenbarung setzt, während der dritte es darstellt als die im Deismus stets vorhanden gewesene Religion (S. 224).

Nur abgesehen von dem Schwanken der gewählten Bezeichnungen, erschwert die künstliche Zusammenfassung so verschiedener Merkmale aufs Neue den Einblick in das innere Wesen der Sache, und eine nähere Betrachtung zeigt, wie verschiedene, durch seine innere Nothwendigkeit aus einander sich ergebende Momente nur äußerlich an einander gebunden sind. Zur zweiten Classe muß Niekner außer Marthon auch die Eyrer rechnen, während Bafilides die Ephyten und Valentin in die erste zu setzen kommen; indem so im Grunde die Gieseler'sche Eintheilung wiederkehrt, leidet die Niekner'sche Gruppirung zugleich an demselben Gebrechen, innerlich Zusammengehöriges auseinanderzuweisen, während Fremdartiges combinirt erscheint. Die Eyrer gehören mit den Ephyten sehr nahe zusammen, auch in sofern als ihnen die christliche Zeit durchaus nicht in einem schroff ausschließlichen Verhältnisse zu vorchristlichen steht; eben darum aber trifft auf sie nicht zu, was Niekner bei der Religionsvergleichung als Merkmal der zweiten Classe bezeichnet hat; folglich lehrt auch die geschichtliche Betrachtung, daß der Verzicht, die Baur'sche Eintheilung mit der Gieseler'schen in Einklang zu setzen, nur gewaltsam und im Widerspruch mit der Natur des Stoffes vollzogen werden kann.

Den letzten Ausblick gibt auch hier, was gegen die Baur'sche Eadeilung bemerkt wurde; auch Niekner gibt zu seinen Einbild in das innere Werden der gnostischen Bewegung, trotz eines sehr bedeutsamen Anlaufes dazu in seinen Bemerkungen über das Grundverhältnis von Plistis und Gnostis. Das ist, was wir überhaupt gegen alle bisherigen Versuche erinnern müssen; den geschichtlichen Entwicklungsgang dieser Gnostis von ihren ersten Anfängen an bis zu dem Punkte, wo sie nach erfüllter Mission entweder zu Grunde geht, oder in die katholische Lehre wiedereinmündet, schildern sie uns nicht. Es ist ganz berechtigt, was Baur verlangt, das Wesen der Gnostis begrifflich zu ergründen, und aus der immanenten Dialektik dieses Begriffes die verschiedenen Formen derselben zu entwickeln; aber wir haben es nicht bloß mit sich möglichen Momenten des Begriffes zu thun, die man nur nach logischen Gesichtspunkten gruppirten dürfte, sondern mit der Selbstentfaltung dieses Begriffes im Fluße einer geschichtlichen Bewegung. Und hier gilt zunächst gegen Baur und Niekner gleich, was schon Hilgenfeld bemerkt: die philosophische Vergleichung der drei Religionen, Heidenthum, Judenthum und Christenthum, ist nicht der Ausgangspunkt, die Stellung der christlichen Gnostis zur jüdischen Religion ist eine wesentlich andere als zur heidnischen; die Auseinanderberstung mit jener ist das Erste und in allen Formen der Gnostis gleichzeitige Bedeutsame; die Beziehungen zum Heidenthume kommen nur in zweiter Linie, und durchaus nicht in allen gnostischen Systemen in demselben Maße in Betracht. In sofern eignet sich allerdings die ursprüngliche Eintheilung Niekner's auch heute noch am besten dazu, in das Wesen der Gnostis einen Einblick zu verschaffen, nur daß freilich auch diese ihrer Entwicklungsfähigen Gestalt erst entleert werden muß.

Man wird mit einem Worte davon absehen müssen, verschiedene Classen der Gnostis in der bisherigen Weise, sei es räumlich oder begrifflich, nebeneinanderzustellen und statt dessen vielmehr die Stadien oder Epochen der gnostischen Bewegung in ihrem geschichtlichen Nacheinander entwickeln müssen, wenn es dabei freilich auch nicht fehlen kann, daß ein der Natur der Sache nach nur als Durchgangspunkt zu betrachtendes Moment sich äußerlich hinzieht und obwohl bereits durch ein höheres innerlich überwunden, doch zeitlich dem Rezipienten noch lange parallel läuft, ja sogar noch mancherlei Wandlungen und Phasen im selbständigen Fortschreiten erlebt.

Es ist Hilgenfeld's Verdienst, diesen allein zum Ziele führenden Weg der historisch-n Betrachtung zuerst angedeutet zu haben²¹⁾. Wir können, was die von ihm aufgestellten Hauptmomente des gnostischen Processes betrifft, und nur mit ihm einverstanden erklären, wenn wir auch im Einzelnen Vieles noch anders bestimmen müssen, namentlich was den Anfangs- und Endpunkt dieser Geschichte, den Hervorgang der Gnostis aus dem Judenthume und ihre endliche Wiedereinmündung in die katholische Lehre betrifft.

Die Geschichte der Gnostis zerfällt in drei Stadien. Aus dem ersten Stadium bewegt sie sich noch ganz oder doch vorwiegend innerhalb der jüdischen Religionsgeschichte, ihre Aufgabe ist die Auseinanderberstung zwischen Christenthum und Judenthum. Schon hier zeigt sich das Bestreben, das Christenthum als die absolute Religion in den Zusammenhang einer allgemeinen Weltbetrachtung zu stellen, und hieraus erklärt sich die schon so frühe erfolgte Herabsetzung kosmogonischer Mythen, nicht um die christliche und die heidnische Religion als solche zu vergleichen, sondern lediglich als das dem Orientalen am nächsten sich darbietende Mittel zur Durchführung der gnostischen Grundanschauung überhaupt. Der Gegensatz eines männlichen und eines weiblichen, eines rechten und linken Principes, als ursprünglich kosmogonischer Potenzen, und was sonst noch von mythologischen Anschauungen hiermit zusammenhängt, wird aus dem auch dem jüdischen Judenthume längst nicht mehr fernem Vorkerkungskreife der vorabrahamischen Heidenthums herübergenommen, und das eigentlich Neue daran, das Gnosticismus große geschichtliche That, ist nur die Erhebung des kosmogonisch-mythischen Elements zum Träger speculativer Gedanken, zum Anknüpfungspunkte für den phänomenologischen Process. Die Weltbildung, Weltentwicklung und Weltvollendung wird zugleich als die Geschichte des Geistes gedacht, der im rastlosen Drange der Endlichkeit sich zu entwickeln, mit dem aufdämmenden Bewußtsein der überfinlichen Welt zugleich zur Erkenntnis seines eigenen unendlichen Gehalts und seiner pneumatischen Abkunft erwacht. Dies ist die *praxis*, die vom Eintritt der Gnostis in die Welt sich datirt, als der Umschwung des speculativen Bewußtseins, ver-

²¹⁾ Evangelium und Briefe Johannis S. 66 fg. Clementinische Recognitionen und Homilien S. 298 und beionders Urchristenthum S. 94 fg.

mittelt durch die Offenbarung der absoluten Religion, oder der vollkommenen Erlösung von den Banden der Endlichkeit und der Finsterniß. Die Christen sind hier- nach die wahren Pneumatiker, obwohl auch unter ihnen ein gradweiser Unterschied in der Erkenntniß besteht; die Gnosis führt sich daher, zunächst noch ohne allen bezugsvollen oder beachtlichen Gegensatz gegen die historisch-positive Seite des Christenthums ein, dessen absolute Bedeutung für die Welt überhaupt und den Geist insbesondere sie eben begründen will. In ihren ersten Anfängen ist daher zwischen falschlicher und auferkatholischer Gnosis noch ein fließender Unterschied, das Verhältniß der *gnosis* zur *noia*; ist noch nicht das der wissenschaftlichen Ausschließlichkeit, sondern nur wie die tiefere Einsicht in Dingen der Religion, welche auch Paulus für die Gerechten unter den Gläubigen vorbehielt. Aber auch nicht der Gegensatz wider Moses und sein Gesetz ist der Ausgangspunkt dieser Gnosis gewesen; wie die heilsgeschichtliche Betrachtung mit dem Judenthume beginnt, und erst in Paulus zum Heidenchristenthume fortgeht, so ist auch die neue weltgeschichtliche Betrachtung der christlichen Religion auf dem Boden des Judenthums gemacht. Christianierte Jünger waren die Vorläufer der Gnostiker ²²⁾, und die wenn auch weit späteren Clementinen lassen in ihrer noch ziemlich sicher zu rekonstruiren Grundlage einen Rückschluß zu auf die Gedankenwelt, in denen jene Uebergangszeit sich bewegte ²³⁾. Alles Testament und neues Testament bei aller Anerkennung der für die Religionsgeschichte epochemachenden Erscheinung Christi zusammenzufassen, das Christenthum als das wahre und vollkommene Judenthum zu begreifen, ist in diesem Kreise die herrschende Tendenz, die freilich schon damals nur unter theilweiser Abweichung von der jüdischen Sitte sich geltend machen konnte, sei es, daß man edle und unedle Bestandtheile des Gesetzes schied, sei es, daß man die allegorische Auslegung, wie die alexandrinischen Juden pflegten, zu Hilfe nahm. Aber den Eintritt in die eigentlich gnostischen Kreise bezeichnet erst das von Justinus benutzte Baruchbuch und das Antirene Kerinth's ²⁴⁾ an der Grenzscheide wie es scheint des ersten und zweiten Jahrhunderts. Der kirchliche Standpunkt bleibt noch immer das Judenthumschristenthum, der hier zuerst und bezeugende Demüthigung ist ein pneu-
matisches Wesen, nicht der Jüngling im Gegensatz zum Heilsgenossen, sondern das dienende Werkzeug des Höchsten bei der alten wie bei der neuen Offenba-

rung, nach Kerinth der oberste unter den Engeln, die im Auftrage Gottes die Welterschöpfung vollbringen. Aber einmal vom höchsten Gotte unterschieden, war er doch immer ein untergeordnetes Wesen, nicht widerspenstig, aber beschränkt an Einsicht und Macht, nach dem Baruchbuche der Ersterlöste pneumatischer Natur, der Typus der Wiederbringung des endlichen zum unendlichen Geiste. Dem fortschreitenden christlichen Bewußtsein drängt, ebenso wie auf einem anderen Gebiete dem Paulus, auch hier allmählich sich die Nothwendigkeit auf, das Christenthum als die vollkommene Religion vom Judenthume als einer bloßen Vorbereitungshufe zu scheiden. In dem weltgeschichtlichen Bereiche der in Serien hässlichen Ophitischen Systeme steht hier nächst einander das System Saturnin's in den ersten Zeiten Hadrian's. Der Jüngling ist einer der sieben Planetengeister oder weltgeschichtlichen Engel, von der höchsten Macht, wie seine Genossen, durch eine weite Kluft getrennt, nicht feindlich gegen den pneumatischen Samen, aber unfähig, aus eigener Kraft die Menschheit nach dem seinen bloßen Bilden immer aufs Neue entstehenden himmlischen Urbilde zu gestalten, bis die obere Macht über ihn unbedingten Willens sich erhebt und einen neuen Lichtfunken niederstößt; dieser wird von den Dämonen befangen, ohne daß die Planetengeister zu helfen vermögen, die selbst im fruchtlosen Kriege mit Satan begriffen sind, daher erst die scheinbare Menschwerdung des Herrn den pneumatischen Samen in seiner Heimat zurückbringt. So ist dies, wie namentlich aus Epiphanius klar wird, wesentlich die Lehre der durch Irenäus bekannten Ophiten (vergl. auch Tertull. De anima c. 23), aber der Demüthigung nimmt eine dem Judenthume noch freundlichere Stellung ein, was auch von der dem Saturnin durchaus verwandten, gleichzeitigen Lehre des Severus Vasilides und noch weit später von Bardesanes gilt. Auch die Ophiten, wie Irenäus sie kennt, setzen die demüthigenden und die teuflischen Mächte gegen einander in Spannung, der Jüngling Jaldabaoth und der hyssliche Schlangendämon liegen in unausbrechbarer Streue, aber Ophiomorphos ist nur das düstere Spiegelbild Jaldabaoth's, dieser selbst nur ein physisches Wesen, von Leid, Jähzorn und wilder Herrschsucht bewegt und wie mit den anderen Planetengeistern, seinen Genossen, so auch mit dem pneumatischen Samen fortwährend im Haß, daher die Auslösung wider sein Geheiß einen Fortschritt zum Besseren, die Töndung des Erlösers, die er an blinder Wuth vergeblich zu verhindern sucht, die Befreiung der Geistesmenschen von seinem Gefes-
schoe herbeiführt. Bei den Kainiten steigert sich diese antijüdische Tendenz bis zur Apokryphe aller Gottlosen des alten Testaments. Aber ob im freundlicheren oder im feindlicheren Verhältnisse zur Moaischen Lehre, ihrer Grundanschauung nach bewegen sich alle diese Systeme noch immer fast ausschließlich innerhalb der Religionsgeschichte des alten Testaments, die Auseinander-
setzung zwischen Judenthum und Christenthum bleibt die Alles beherrschende Idee; und wenn wir die räthselhafte Ausdehnung dieser Gnosis ins Auge fassen, so geht sie nicht über

²²⁾ In ihnen wissen wir, um von anderweiten Spuren zu schweigen, die Anhänger des Kolossebriefes, während die vielbesprochenen Häretiker der Synagoge für und war eine Folge zu entscheidendem Gnosticismus fortgeschrittene Umwandlung beider christlichen Judenthums war. ²³⁾ Die Clementinischen Homilien sind ihrerseits auf jenen Uebergangskreis hindeutend, in der Blüthezeit der gemeinverständlichen Weltanschauung seinen Speculationen opfernden Gnosticismus entstanden, aber ohne zu diesem überzugehen, so getragen von einer durchaus antijüdischen Tendenz, daß sie doch vielfach von gnostischen Jüfern geträgt, was theils auf die ursprüngliche Grundlage, theils auf die spätere Streitbehandlung mit den angebildeten Systemen der Gnosis zurückzuführen ist.

das westliche und östliche Srien und die angrenzenden Provinzen Kleasiens hinaus. Alle ihre Ideen wurzeln im Judenthume, und soweit Heidnischs daneben in Betracht kommt, in der mythologischen Welt des vorderen Asiens, zum Theil unter parthischen Einflüssen. In der fortwährenden Ausbildung der neuen gnostischen Mythologie ist ein immer stärkeres Einkönnen heidnischer Elemente zu bemerken, was im Ganzen und Großen Hand in Hand mit der allmählich sich schärfenden antijüdischen Haltung geht; auch die Anfänge einer tieferen Speculation über die Natur und den Ursprung des Geistes treten, angelegt durch die alten Kosmogonien, in den Akontenreihen und dem vielgewendeten Mythos von der Hamoth immer deutlicher hervor; aber wie durch alle Speculation der kosmogonische Hintergrund durchschimmert, so überwiegt auch hier noch immer das Bild über den Begriff.

Erst auf dem Boden der hellenischen Welt ward ein weiterer und freierer Gesichtskreis gewonnen. Die Uebersiedelung des Basilides nach Alexandrien, der Metropole griechischer Wissenschaft, bezeichnet auch durch ein äußeres Datum den Eintritt der Gnostik in das zweite Stadium ihrer Entwicklung. Bewegt sie sich auf der ersten Stufe noch fast ausschließlich innerhalb der altkaramentischen Religionsgeschichte, so zieht sie jetzt die griechische Speculation im umfassendsten Maße in ihren Bereich; der Kreis der weltgeschichtlichen Betrachtung wird immer weiter, die Aneignung philosophischer Ideen immer reicher und fruchtbarer, und erst mit ihrer Hilfe gelingt es, die gnostische Weltanschauung zu einem vollständig durchgeformten, in allen ihren Theilen wohlzusammenhängenden Systeme zu erheben. Platon, Pythagoras, die Stoiker, theilweise auch Aristoteles und Epikur liefern ihre Beiträge dazu, und je nach dem Einflusse, der dieser oder jener philosophischen Schule eingebracht ist, gehalten sich auch die gnostischen Systeme verschieden. Bei Valentin überwiegt das Pythagoräisch-Platonische, bei den späteren Basilidianern das stoische Element; aber auch die Kasseaner, Peraten und Simonianer der Philosophumena stehen mehr oder minder unter Platonismus und vornehmlich stoischem Einflusse, während bei den Sethianern der Platonismus mit Epikuräischer Atomistik sich mischt. Wie sehr auf diesem Stadium der gnostischen Bewegung das Hauptgewicht auf die speculative Seite gelegt ist, zeigt schon die veränderte Stellung von *néstis* und *gnôsis*. Erst von den hellenistischen Gnostikern gilt im umfassenden Sinne, was früher als das spezifische Unterscheidungszeichen der häretischen von der katholischen Gnostik ermittelte ward, die Heringschätzung der gemeinschaftlichen *néstis* sammt ihrer Berthätigung im praktischen Leben, als des allein den Bischöfen zu überlassenden niederen Standpunktes, während das von Natur auserwählte, pneumatische Geschlecht allein durch die *gnôsis* erlöst wird. Erst bei Valentin, den Basilidianern, Kasseanern und Sethianern des Pseudoeigenes, also durchaus nur in den von hellenistischer Bildung tiefer ergrienen Kreisen, erscheint der Anfangs nur gradweise Unterschied zwischen *néstis* und *gnôsis* zu einem metaphysischen Gegensatze zwischen Bischöfen und

Pneumatikern geschärft; der von Anbeginn an den Gnostikern innewohnende Trieb zur speculativen Lösung des Welträthsels, welcher aus dem ersten Stadium der Bewegung mit der Zerstreuung von Christenthum und Judenthum begann, und mit dem schroffen Antijudaismus endigte, führt auf dem zweiten Stadium, während die Beziehung zum Judenthume in den Hintergrund tritt, zu idealistischer Verhätigung der positiv-christlichen Lehre (substan), zu einer Verhältnißbestimmung zwischen Glauben und Wissen, welche dem historischen Christenthume ganz dasselbe Schicksal wie dem Judenthume zu bereiten droht. War schon nach den Dphten das Judenthum die physische Religion, so ist jetzt auch der historisch überlieferte Christenglaube ebenfalls nur ein physischer Standpunkt, über welchen der Gnostiker durch speculatives Verhältniß sich erhebt²⁴⁾. Von Anfang an hatten die Gnostiker das Wesen des Christenthums in die Erkenntnis gesetzt, aber erst jetzt schwingt diese Gnostik im heiligen Selbstbewußtsein sich auch über den gemeinchristlichen Glaubensinhalt empor, und verkündet allein in ihrer Speculation auch den Schlüssel für das Verhältniß des Evangeliums zu denselben. Die christliche Heilsgeschichte wird zum phänomenologischen Proceß, die Erlösung aus einer historischen Thatsache von wesentlich ethischer Bedeutung zu dem Wendepunkte in der Geschichte des endlichen Geistes, in welchem ihm das Bewußtsein seiner Unendlichkeit ausgeht. Es ist wahr, dieser speculative Gedanke liegt von Anfang an in den gnostischen Systemen enthalten; aber erst jetzt tritt er, gereift durch die griechische Philosophie, in derufen und ausgesprochenen Gegensatz zu dem gemeinchristlichen Glauben. Erst jetzt wird auch die allegorische Auslegung, deren Tummelplatz bisher nur die altkaramentischen Religionsgeschichte war, übergetragen auf das neue Testament, die historischen, wie die dialysischen Bestandtheile der neutestamentlichen Schriften werden gleichweise nur als die durchsichtige mythische Hülle der philosophischen Idee, als die ihrem durchdringlichen Sinne nach bedeutungslosen Träger der gnostischen Speculationen behandelt. Erst jetzt ist daher der Begriff der Gnostik völlig erfüllt, als das absolute, in seiner Unendlichkeit sich selbst erfassende Wissen, dem alle geschichtlichen Thatsachen lediglich als idelle Momente im Selbstvermittelungsproceß des denkenden Geistes erscheinen.

Es ist daher nur die andere Seite desselben Entwicklungsanges, wenn auch die freilich noch überall hindurchschimmernden kosmogonischen Potenzen der älteren Gnostik jetzt eine, mit bewußter Klarheit ausgesprochene, philosophische Bedeutung gewinnen. Akonen und Geistesreihen fannen aus schon die lyrischen Gnostiker, aber nur als astrale oder kosmogonische Mächte; jetzt werden auch sie, ebenso wie die Thatsachen der neutestamentlichen Geschichte, zu den verschiedenen Momenten,

24) Auch die Cythien fannen die Trichotomie in Pneumatiker, Bischöfer, Priester und Leiden von Seelen, die aus Jadaabach's Gebirgen und Einsiedlungen geschaffen sind (Iren. Haer. I, 27, 14), aber die Beziehung der Bischöfer auf die katholischen Christen ist niegend bei ihnen bezogen.

gleiche *δυναμις*, τὸ *τν*. Es ist die Pythagoräische *τεταγμένη*, welche aus dem Begriffe der Ureinheit abgeleitet werden soll; aber das ursprüngliche Ewigkeitsverhältniß leuchtet auch hier noch durch²⁵⁾. Andere schiden dem *πρωτος* noch eine *Υψος* voraus, als die *πρωτη καὶ ἀρχή* *υψος* *υδωας*, indem sie den Begriff des unanfänglichen ungründlichen Seins selbst wieder in die dem Denken noch immer durchdringbare Mannigfaltigkeit seiner Netze zerlegen; die erste Tetras heißt *πρωταρχη*, *ἀνιπρωτος*, *ἀρχητος*, *ἀσπατος*, die zweite *αρχη*, *ἀκρωταρχος*, *ἀνιμωστος*, *ὕψιστος*²⁶⁾. Man fühlt allen diesen Fortbildungsebenen deutlich das Streben an, mit ihrer Speculation in die tiefsten und letzten Gründe alles Seins zurückzukehren, und selbst das schlechthin Unfassbare noch irgendwie sagbar zu machen. Wie sehr diese rein philosophischen Fragen die Schule beschäftigten, sieht man auch aus dem, was Irenäus von „einigen noch Älteren“ (den vermeintlichen Kolarkianern, von denen uns Volkmar besitz hat) berichtet: sie lassen die erste *Υψος* nicht aufsteigen, Aeon für Aeon hervorgehen, sondern so, daß die *πρωτος* der sechs Aeonon aus dem *πρωταρχω* und der *ἵρως* mit einem Schlage erfolgt. Was der Vorworte der sich erhebt (*ἱρως*, *πρωταρχη*), das hieß Vater, weil es wahr war, heißt es *ἀλφειος*, weil er sich selbst offenbaren wollte, *ἀσπρωτος*; die er aber vorher erkannt hat, ehe er sie emaniren ließ, werden mit *ἐκκλυσίω* bezeichnet: der Mensch sprach das Wort (*τὸν λόγον*), dieses ist also sein eingeborener Sohn; dem Logos aber folgte das Leben: und so ward die erste *Υψος* vollendet (Iren. I, 12, 3; Epiph. 35, 1). Daß hier *ἀσπρωτος* und *ἐκκλυσίω* gegen die sonstige Ordnung von *λόγος* und *ζωή* gestellt sind, will wenig bedeuten; um so deutlicher gibt sich dagegen bei diesen Valentinianern das Streben kund, die letzte bildliche Hülle abzustreifen, und die Aeonon rein als das zu nehmen, was sie allein für das Denken sind, als die verschiedenen Momente im inneren Lebensproceß der Gottheit. Darum kann natürlich auch von einer wirklichen Emanation des Einen aus dem Anderen nicht weiter die Rede sein; sie sind nicht nach einander entstanden, sondern Einer mit dem Anderen gleichzeitig in dem ewigen Urdurand gefest.

Auch was uns sonst noch von den Valentinianern berichtet wird, dient nur dazu, diesen von Vornherein auf das Speculative gerichteten Zug des Systems zu bestätigen. Ptolemaios hielt, wie wir wissen, die Ewigkeitslehre auch in der obersten Spitze fest; mit dem *πρωτος* ist von Ewigkeit her als seine Genossin die *ἵρως* (oder *αἴνη*) verbunden. Dagegen verdient es Beachtung, daß er zu dieser, als zweite *αἴνη*, noch die *ἀλφειος* fügen will, welche jedoch erst später hinzuge treten sein soll. Hier liegt der speculative Sinn dieser rein mythisch betrachteten ganz abentheuerlichen und abnormen Idee so offen zu Tage, daß jede weitere Bemerkung überflüssig ist; und obendrein weist Ptolemaios durch den Ausdruck

διαθέσεις (dispositiones), den er von jenen beiden Genossinnen des *πρωτος* braucht, selbst darauf hin, wie er das Verhältniß verstanden wissen wolle. Ebenfalls unter den speculativen Gesichtspunkt ist die andere, unter den Valentinianern vielverhandelte Streitfrage über das Wesen des Erlösers zu stellen. Nach Iren. I, 12, 4 tritt man vornehmlich darüber, ob der *σωτης* von allen Aeonon, oder nur von einem Theile derselben stamme, sei es von den zwölf aus Anthropos und Ecclesia, oder von den zehn aus Logos und Zoe emaniren, oder auch nur aus Christus und dem *πνευμα* *ὕψος* zur Festigung des Pleroma. Wie geringfügig diese Streitigkeit an sich auch erscheinen mag, so kann sie doch nur aus dem lebhaftesten Interesse erklärt werden, welches man überhaupt den verschiedenen Momenten im göttlichen Pleroma zuwendete; denn je nach dem Verhältniß, in welchem man die Aeonon zu einander dachte, mußte auch ihr Verhältniß zu dem der oberen Lichtwelt emaniren Erlösers verschieden ausfallen. Aus Pseudonoriges wissen wir weiter, daß ein ähnlicher Streit auch über den Leib des Erlösers geführt ward. Die italische Schule, deren Lehren Irenäus vornehmlich berückichtigt, schrieb ihm einen physischen, die morgenländische einen pneumatischen Leib zu (Phil. V, 35)²⁷⁾. Die erstere Lehre muß die ursprüngliche sein, dagegen spricht für die letztere, auf einen geschärfsten Dualismus hinauslaufende, die innere, speculative Consequenz des immer idealistischer sich zuspizirenden Systems. Als ein nicht unwichtiges Glied in der Kette der von Valentinus ausgegangenen Lehrbildungen müssen auch die bisher nur dem Namen nach bekannten Doketen gelten, die ihren Namen zwar nicht von *δοκω*, dem Balken im Auge, aber von demselben doketischen Idealismus haben, der bei den Valentinianern immer bestimmter sich ausprägt. Der Erlöser kommt aus der oberen Welt herab, angethan mit dreißig Ideen, je einer von jedem der dreißig Aeonon, wie die dreißig Jahre seines irdischen Lebens typisch veranschaulichen; eben darum kann er alle pneumatischen Seelen erlösen, denn auch die Menschenseelen sind Ideen, die eine von diesem, die andere von jenem der dreißig Aeonon herabergefunken, in dem dreißigfältigen Erlöser vermag daher jede den ihrer Natur entsprechenden Jesus zu erkennen, den jener ewige Eingeborene von den ewigen Stätten her angezogen hat; darum gibt es so viele Parteien, die Jesus suchen, voll Habers wider einander, ihnen Allen ist er verwandt, aber dem Einen erscheint er so, dem Anderen wieder anders, je nach der Stätte, zu der sie als ihrer ursprünglichen Heimat wieder emporstrebten (Phil. VIII, 10). Wir kommen auf diese Lehre weiter unten noch einmal zurück. Das, was uns zunächst an ihr auffallen muß, ist eben jener ihr ausgebildeter Dualismus, in welchem der idealistische Zug des Valentinianischen Systems sich am schärfsten charakterisirt. Das Geschichtliche, Positive in der Erscheinung Jesu ist nicht

27) Wenn Tertullian (De carne Christi c. 15) die Lehre von einem pneumatischen Leibe Christi als die Valentinii bekämpfte, so erklärt sich jetzt diese Verwirrung, und sofern Valentin selbst eine caro spiritualis gehalten soll, sicher ungenau Richtig.

25) Iren. Haec. I, 11, 3. Phil. VI, 38. Epiph. 32, 3.
26) Iren. I, 11, 5. Philos. VI, 38. Epiph. 32, 7.

nur zum verschwindenden Momente herabgesetzt, sondern man sucht sich auch des speculativen Rechtes beraubt zu werden, welches auch dem einfachen historischen Heilsglauben als solchem noch zukommt. Inbém derselbe für eine gewisse Stufe der Erkenntnis als vollkommen berechtigt erscheint, entsteht die Vorstellung von einer Stufenfolge in der Geisteswelt selbst, die das Buch *Visio Sophia* am weitesten ausspannt; besondere Beachtung aber verdient hierbei, daß mit der folgerichtigen Durchführung dieser Anschauungsweise auch der Gegensatz zwischen Pneumatikern und Psychikern wieder sich mildert. Die ältesten syrischen Systeme bewegen sich fast durchaus noch innerhalb des Gegensatzes zweier Principien, zwischen Geist und Materie, Licht und Finsternis, wobei man denn die Glieder der christlichen Gemeinschaft einfach unter die Pneumatiker zählt und den Kindern der Hölle gegenüberstellt. In dem Maße, als die Gnosis von der *Visio* sich löst, baut sich innerhalb der Christenheit selbst jene metaphysische Scheidewand auf, die Pneumatiker und Psychiker aneinanderhält; die Platonische Trichotomie der menschlichen Natur wird übertragen auf die verschiedenen Menschenklassen, wodurch die Zweifelhafte der Principien sich zur Dreifaltigkeit erweitert. Es ist dies (nach dem Vorgange der älteren Dyphten, die aber unter den Psychikern scheinlich schon die heidnischen Christen verstanden haben konnten), namentlich in dem Systeme Valentin's und bei den Klassen des Neudoogener der Fall, obwohl sich bei Letzteren noch eine ganz verschiedene Principienlehre dazwischenfindet. Aber mit dem Fortschritte der Speculation wird auch innerhalb der Pneumatiker selbst wieder ein Stufenunterschied gesetzt, wodurch die Luft, die diese von den Psychikern trennt, von selbst wieder ihre absolute Bedeutung verliert und zu einem bloß relativen Gegenstande herabsinkt. Schon Valentin ließ auch die Psychiker Antheil nehmen an der Erlösung, freilich nur soweit, als es ihre beschränkte Natur zu gestatten schien. Die Neubabyloniäner nahmen in der Mischung aller Samen ebenfalls jene Dreitheilung an, sie lassen bei der Wiedertragung über die physische Welt, nachdem sie erfüllt wird, soweit es ging, die große Unwissenheit ausbreiten, damit das Niedere nicht in vergeßlicher Sehnacht nach dem ewig Verlorenen sich abquält; aber wie es innerhalb des pneumatistischen Samens eine dreifache Sehnacht gibt, die eine immer geistiger als die andere, so geht derselbe Stufenunterschied durch die physische Welt, und die oberste Classe rückt ganz nahe an die Grenze des Geistesreichs. Derselbe Vermittelung der Gegensätze geht durch die Lehre der Doleten hinüber, die auch nach dieser Seite hin als eine Weiterbildung des Valentinianischen Systemes sich ausweist; die *Visio Sophia* aber bildet den Schlüsselstein in dieser Entwicklung, indem sie zwar eine unendliche Stufenreihe der Geister, aber keine von Natur physischen Wesen mehr kennt. Es hängt dies mit der schon besprochenen ethischen Richtung dieses Systemes zusammen, welche der Gnosis überhaupt ihre absolute Bedeutung raubt, eben dies aber bezeichnet den Punkt, wo die gnostische Bewegung in ihr drittes Stadium einmündet.

Dieses Einschließen immer neuer Mittelglieder des geistigen Processus ist überhaupt das Zeichen der fortgesetzten Speculation. Man muß die allmähliche Ausgestaltung der Neuenlehre als einen der Punkte ansehen, um welchen sich ein Hauptinteresse der Gnosis während ihrer Blüthezeit concentrirt. In diesem Stadien hat die *Visio Sophia* ebenfalls das Neueste geleistet, aber freilich zum Schaden des echten speculativen Triebes. Diese maßlose Ausbreitung der Aeonenvelt in unabhängigen Himmel, Herrschaften und Mysterien dient hier nicht mehr einer wirklich gefunden, lebenskräftigen Speculation, sondern entartet zu müßiger Spielerei; indem man nach einem einmal gegebenen Schema immer neue Geisterreihen erfand, verlor man über der allein berücksichtigten Form den philosophischen Inhalt. Auch dies ist ein Zeichen, daß das System der *Visio Sophia* die Blüthezeit der Gnosis hinter sich hat.

Werkwärdig abweichend von dem allgemeinen Zuge, dem alle diese emanationistischen Systeme folgen, gestaltet sich die Weiterbildung des Basilidianischen Systemes. An die Stelle der Emanation und jener *οὐράνια* in Absoluten (Phil. VI, 36, p. 195 ed. Oxon.), welche bei Valentin der ganzen Weltenentwicklung zum Ausgangspunkte dienen, tritt vielmehr die allmähliche Sonderung und Scheidung der in der *σφραγὶς ἀρχῆς* enthaltenen Bestandtheile ein. Der Process nimmt, wie schon früher bemerkt, nicht seinen Verlauf von Oben nach Unten, sondern geht von Unten nach Oben. Zu der nähern Charakteristik dieses überaus geistreichen Systemes müssen wir hier ebenfalls auf die Vaur'sche Darstellung verweisen (Theol. Jahrb. 1856, 1, besonders S. 140 fg.). Das Eigentümliche daran hat Vaur ganz richtig dahin bestimmt, daß das materielle Princip dem geistigen weder schlechthin entgegengesetzt, noch auch als das Accidens an der Substanz des Geistes demselben untergeordnet wird, sondern beide Principien erscheinen mit gleicher Berechtigung als ursprünglich Eins und entwickeln sich erst aus ihrer anfänglichen Indifferenz allmählich zu concreter Unterscheidbarkeit. Dies ist jene *αὐτογένεσις τοῦ κόσμου*, welche bald mit einem Entfornen, bald mit einem Placiren verglichen wird, eine Vorstellungsweise, die Uhhörern mit Recht auf die Einflüsse der Stoa zurückführt. Der Platonischen Transcendenz der Valentinianischen Lehre, welche die Gründe aller concreten Realität in der vielfeitigen Welt auf eine jenseitige Idealwelt zurückführt, tritt hier die stoische Immanenz des Geistes in der Natur als ebenso berechtigter philosophischer Standpunkt gegenüber, Geistiges, Physisches und Materielles gehen aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervor, die, weil sie an sich weder das Eine noch das Andere ist, in ihrem alles concreten Sein noch in sich verschlossen enthaltenen Zustande selbst nur als die Negation aller bestimmten Realität, oder als das *οὐκ ὄν* bezeichnet werden kann. Darum, weil es ungerichtet wäre, etwas das nicht ist auf dem Emanationswege entstanden sein zu lassen, will dieses System überhaupt von Emanationen Nichts hören; sie seien ja „die volle Realität des Seins da schon voraus, wo nur von einem erst

werdenden Sein oder vielmehr nur von dem Nichtseindenden die Rede sein kann“ (Baur a. a. O.). Dennoch ist auch in diesem Systeme der Standpunkt der Immanenz nicht festgehalten. Der pneumatische Same darf in der *paranopsisula tou kosmou* nicht bleiben, er schwingt sich zu größerer oder geringerer Leichtigkeit aus ihr empor; dieses Aufsteigen des Geistes aus dieser unteren Mischung ist aber nicht etwa die directe Umkehrung der Valentinianischen Lehre, sodas sich hier die Materie grade ebenso zu geistigem Leben potenzirt, wie sich dort der Geist zur Materie depotenzirt, sondern das Pneumatische ist von dem Psychischen und Geistlichen metaphysisch unterschieden: obwol mit diesem im Welte ursprünglich zusammen, kann es doch seiner Natur nach nur dahin streben, diese unnatürliche Verbindung wieder zu lösen. Es ist dies der Punkt, wo das Reubaitianische System, wie schon Baur erkannte, auf einen dem Valentinianischen Falle der Sophia verwandten Vorgang zurückweist; da aber die Darstellung gleich mit der *synthesis aëthre* beginnt, also den Ursprung dieses Zustandes im Unklaren läßt, so setzt sie hier eine ältere Gestalt des Systemes voraus, welche eine ähnliche Bewegung von Oben nach Unten lehrte, wie bei den Valentinianern. Die stoische Immanenzlehre hat diese ältere Grundlage zurückgebracht, doch bildet dieselbe auch sonst noch vielfach hindurch. Auch das spätere System steht der Emanationslehre nicht so fern, wenn es gleich dieselbe nur für die mittleren Stufen des Daseins benutzt: die *ogdoad* und die *hebdomad* und die 365 Himmel, die freilich gegenwärtig zusammenhanglos dastehen, begegnen und auch hier, und wenn auch diese Existenzordnungen ihren Weg von Unten nach Oben nehmen müssen, so ist dies ja Nichts, als die durch stoische Einflüsse bedingte einfache Umkehr längstvorhandener Anschauungen. Strigen wir aber von diesen mittleren Stufen zur oberen Welt empor, so wird der Standpunkt der Immanenz völlig verlassen. Was uns hier von dem nichtseindenden Gotte berichtet wird, der aus Nichts eine nichtseindende Welt erschuf, ist die ausgesprochenste, abstracteste Transcendenz; dieser nichtseindende Gott ist nicht aus der *paranopsisula tou kosmou* hervorgegangen, er schreibt von Ewigkeit her über derselben in absolutester, über alles endliche Dasein erhabener Geistigkeit. Das Gemeinname, was ihn mit jener *paranopsisula* verbindet, ist freilich die Bezeichnung des Nichtseins, welches zugleich wieder ein Sein in sich schließt, aber der Unterschied ist, das jenes nichtseindende Entstehen, aus welchem sich die concrete Mannigfaltigkeit endlicher Dinge entwickelt, Geistiges, Psychisches und Materielles in Folge eines unerkärllichen Vorganges gleichermäßen in sich schließt, während jener nichtseindende Gott nur in sofern so heist, als damit die über alle concrete Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit, also auch über jede Berührung mit der Materie hinausliegende Geistigkeit seines Wesens bezeichnet werden soll. Nicht in der *paranopsisula tou kosmou*, welche nur ein als thatsächlich vorausgesetztes Verhältniß ausdrücken soll, sondern in dem nichtseindenden Gotte liegt der letzte Erklärungsgrund, daß es auch einen pneumatischen Samen

gibt, ist aber dieses unbestreitbar, wie kann dann die als der Anfangspunkt der Weltenentwicklung hingestellte Vermischung des Pneuma mit den psychischen und hylischen Elementen anders vorge stellt werden als in Folge eines noch weiter zurückliegenden Falles aus der überstehenden geistigen Welt! Nur durch Einschließung dieses Mittelgliedes schließen sich die beiden Vorstellungen von dem *oix ou thes* und der *paranopsisula tou kosmou* zur Einheit des Begriffes zusammen; da sie aber in dem gegenwärtigen Systeme nur äußerlich nebeneinanderbergehen, so ist dies ein weiterer Kennzeichen der Ueberrückbildung einer älteren Grundlage. Mag daher auch in der inneren Entwicklungsgeheiß des Basilidianischen Systemes noch Manches im Unklaren bleiben, mag es namentlich bei den von Clemens von Alexandrien mitgetheilten Bruchstücken des Jüdisch noch zweifelhaft sein, ob sie die frühere oder die spätere Form im Auge haben, im Ganzen und Großen steht und das Urtheil fest, daß die Basilidianischen Lehren der Philosophemena nur eine unter dem Einflusse griechischer und speciell stoischer Philosophie erfolgte Umbildung jenes aus Irenäus längst bekannten Systemes sind, womit ja auch weiter die Vorliebe stimmt, welche Basilides auch sonst für das Paradoxische, nicht-Hellenische an den Tag legt. Vergl. Hilgenfeldt, Theol. Jahrb. 1856, I. S. 90 fg.

Auch die schlechthingige Jenseitigkeit und Idealität des nichtseindenden Gottes, von dem die Philosophemena reden, ist ein deutliches Merkmal des von griechischen Theorien angeregten, speculativen Interesses und wir haben schon gesehen, wie sich hierzu in der Schule Valentin's eine beachtenswerthe Parallele findet. Aber auch jenes Bild vom Semforn, unter welchem die Reubaitianer ihre *paranopsisula tou kosmou* sich denken, findet ebenfalls in Valentinianischen Kreisen sich vor, nur mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß es hier nicht auf die *paranopsisula*, der der nichtseindende Gott noch äußerlich gegenübersteht, sondern auf den letzten und höchsten Ursprung der Dinge bezogen wird. Es ist dies bei den sogenannten Doctoren der Fall; der *protos thes* wird gleichwohl wie ein *antipros ouks*, an quantitativer Größe äußerlich klein, aber der Potenz nach unendlich, eine zahllose Größe der in ihm enthaltenen Menge nach, das schlechthin selbstgenugsame Princip alles Entstehens“). Aus dem Kerne entstehen Stamm, Blätter und Frucht, dem entsprechend drei Aeonen aus der ersten *agzē*, als *agzai tou bios*, während der oberste Gott in seinem absoluten An sich über den weit von ihm getrennten Aeonen schwebt. Da aber zehn die vollkommene Zahl ist, so entstehen im Ganzen dreißig Aeonen, sofern ein Jeder der drei in einer Zehnzahl sich erfüllt, und aus diesen wieder unabhängige Male unabhängige Dreien lebender Wesen (Phil. VIII, 6). Hier hätte sich also den Platonisch-Pythagoräischen Anschauungen der Valentinianer auch

28) *Θεὸς εἶναι τὸν πρῶτον οὐκ ἐστὶν οὐκ ἔστιν ἀντὶς, μὴδὲν μὴν ἰσχυρὸς κατελεῖν, δύναμις δὲ ἀπείρων (scd. ἐκτείναν), μὴδὲν δὲ ἀνέμεινον ἐν κλίθει, πρὸς γένειον ἀπροσδιέται κ. τ. λ.*

nach ein stoisches Bestandtheil hinzugefügt, aber ohne die ursprüngliche Grundlage des Systems zu beschädigen.

Weissen das Basilidianische und das Valentiniänische System, obwohl nach zwei verschiedenen Seiten hin sich entwickelnd, doch beide auf die älteren syrischen „Dhmiten“ oder „Gnostiker“ zurück, so hat diese vielgepalteute Partei auch sonst noch sehr reiche Entwicklungen innerhalb der griechischen Welt erlebt. Daß die *Pythia-Sophia* Dhmitischen Ursprungs ist, steht nach den mitbewollenen Forschungen Köstlin's bereits fest; aber auch die sogenannten Simonianer sind, wie hier nicht weiter erwähnt werden kann, eine Abzweigung der Dhmiten, die sich wesentlich nur dadurch unterschied, daß der Samaritaner Simon bei ihnen dieselbe Erlöserschließung einnimmt, wie Jesus bei den übrigen Gnostikern. Die *ἀνθρώποις μαγικά*, welche dem Simonianischen Systeme, wie solches aus Irenäus und den Pseudoclementinen hervorgeht, zu Grunde liegt, ward auch anderwärts in Dhmitischen Kreisen benützt²⁹⁾. Aus Pseudobrogenes, welcher mit den sonst gewöhnlichen Nachrichten über die späteren Simonianer auch sehr wichtige Auszüge aus der Apokalypsis zusammenstellt, erfahren wir jetzt, daß auch diese Schrift schon sehr bedeutend von stoischen Elementen durchdrungen ist.

Eine Gracifirung der älteren Dhmitenlehre sind aber endlich auch die jetzt ebenfalls durch die Philosophumena zugänglich gewordenen Lehren der Raassener, Peraten und Sethianer. Wir hatten im Obigen bereits auf die zahlreichen syro-palästäischen Bestandtheile hingewiesen, die in diesen Systemen gewissermaßen die Kette bilden, während das griechische Element nur der Einschlag ist. Nach beiden Seiten hin gibt es für die Detailforschung hier noch überaus viel zu thun; aber den inneren Zusammenhang aller dieser Systeme kann man durchaus nicht verstehen, wenn man nicht die aus Irenäus bekannte Dhmitenlehre zu Hülfe nimmt. Das Charakteristische dieser Entwicklungskstufe der Gnosis ist nur, daß der mythologische Bildungsantrieb sich hier schon bedeutend erschöpft hat. An die Stelle der poetischen Durchführung speculativer Ideen ist vielmehr eine Alles überwuchernde Mythendichtung getreten, die mit wenigen Ideen haushält, dieselben aber dafür in dem Allerentlegensten und Entferntesten wiederfindet. Dieses ewige Einerlei, diese langweiligen Selbstwiederholungen, namentlich in der Raassenerlehre, zeigen deutlich, wie wir es hier mit einer schon ziemlich herabgekommenen Form der Gnosis zu thun haben. Auch das eigentlich philosophische Element tritt fast nur noch in der Principienlehre hervor, diese aber wirkt in allen diesen Systemen sehr bedeutend von der älteren Gnosis ab. Die Dreitheilung ist beibehalten, aber in ganz anderem Sinne. Bei den Raassenern liegt, wie bemerkt, der frühere Gegensatz des Pneumatischen, Psychischen und Körperlichen noch vor, aber daneben kennen sie eine andere Freiheit, die sich nicht auf jene reduciren läßt. Die drei Naturen sind: die obere des Adamas, die irdische der Henieden und mitten inne

zwischen beiden das freie oben geborene Geschlecht. Das letztere ist der *ἄρσενος ἀπαρχήγεννητός*, der nach dem *ἄρσενος ἀπαρχήγεννητός* geformte, jene auch mit der Schlange verglichene geistig-flüssige Potenz, die als der Jordan oder der Ocean bald von Oben nach Unten, bald von Unten nach Oben fließt. Derselbe Gegensatz steht in dem naassensischen Hymnus wieder, wo als die drei Principien der erstgeborene *νοῦς*, das ausgegessene Chaos und die arbeitende Seele bezeichnet werden. Jenes dritte vermittelnde Princip ist nicht das *πνεῦμα* im bisherigen Sinne, sondern die Weltseele, oder der göttliche *νοῦς*, sofern er aus seiner Jenseitigkeit herausgetreten, der Welt immanent ist. Es führt auch dies auf die Stoa zurück und dient nur dem früher Bemerkten zu weiterer Bestätigung, daß die Schärfe des in der Blüthezeit der Gnosis herausgestellten Gegensatzes zwischen *πνεῦμα* und *νοῦς* im weiteren Verlaufe wieder abgeschwächt ward. Auch die drei Principien der Peraten und Sethianer sind wesentlich dieselben. Was nach den Naassenern der Jordan oder die Weltseele ist, ist bei den Sethianern das *πνεῦμα ἀκαίρωτο*, zwischen Licht und Finsternis, Oben und Unten in der Mitte stehend und seinen Wohlgeruch nach Unten hin verbreitend, ganz ähnlich wie die späteren Basilidianer das *μεδίστιον πνεῦμα* am Orte der Mitte geschildert haben. Alle diese drei Principien haben ungleiche *δυνάμεις*, daraus entstehen ungleiche *οὐρανοὶ* und hieraus wieder *ἀκαίρωτοι οὐρανοὶ* *ἐκ τῶν*. Das *πνεῦμα*, obwohl vermittelnd zwischen Finsternis und Licht, ist doch nur mit dem letzteren verwandtschaftlich; in der untern Welt ist das eine niemals ohne das andere (Phil. V, 19). Dreifach ist auch nach den Peraten³⁰⁾ der *κόσμος* getheilt: das Urprincip der Theilung ist gleichsam ein großer Duell, für das Denken von unendlicher Theilbarkeit; die erste und vornehmste Theilung aber ist die Theilung: der eine Theil heißt vollkommenes Gut, väterliche Größe, der zweite wie eine unendliche Menge aus ihm existirender Kräfte, der dritte ist *τὸ ἰδιώδες*, die individuelle Besondere. Das erste Princip ist das Unerzeugte oder das Gute, das zweite das Selbsterzeugte, das dritte das Erzeugte; daher gibt es *ἐπεὶ θεός*, *ἐπεὶ λόγος*, *ἐπεὶ νοῦς*, *ἐπεὶ ἀνθρώπος*. Diese Dreitheilung, die auch in der Person Jesu wiederkehrt, setzt erstens ein göttliches Ursein, zweitens eine Idealwelt und drittens die Welt der irdischen Dinge, denen jene Ideen sich einprägen; das Absolute geht aus seinem An sich heraus, sofern es in einer Welt von Ideen den eigenen Inhalt auseinanderlegt, diese Ideen gelangen aber erst in der untern Welt zur concreten Realität und individuellen Existenz. Sie bilden daher das Mittelglied zwischen der oberen und der untern Welt, obwohl sie als von obenher stammend auch wieder als die zweite der oberen Welten bezeichnet werden. Dagegen sind in der untern Welt, dem *κόσμος ἰδιώδες*, ähnlich wie nach neubasilidianischer Theorie, die

²⁹⁾ Phil. V, 12. Ich halte im Obigen den Text fest, wie ihn Schneider in Kinkeldey'scher Ausgabe hat. Andre Ditzmann a. a. O. S. 237 fg.

Eamen von mancherlei Welten enthalten; was hier unten der unergengten und selbstergengten Welt angehört, wird gerettet werden, die dritte Welt geht zu Grunde. Nach V, 17 sind die drei *oüal* der Vater, der Sohn und die Materie; der Sohn oder Logos steht in der Mitte als die Schlange, die immer zum unbewegten Vater hinauf und zur bewegten Materie sich herabwendet; lehrt er sich zum Vater, so prägt ihm der die Ideen und Kräfte ein, die er, wenn er sich wieder hernieder lehrt, in der gestalt- und formlosen *äa* abprägt. Der Sohn empfängt das Gepräge vom Vater auf geheimnisvolle, unaussprechliche Weise, ohne Veränderung von Ort zu Ort, sowie in jener Erzählung des Moses von den in die Tränkinnen gelegten Stäben die Farben auf die Leibesfrüchte der nächsten Schafe fließen. Ebenso fließen von dem Sohne die Kräfte wieder in die Materie nach der Befruchtung der Kraft, die von den Stäben auf die Leibesfrüchte überfließt; die Verschiedenheit der Farben und die Unähnlichkeit, die von den Stäben durch das Wasser auf die verschiedenen Schafe fließt, stammt von der theils vergänglichsten, theils unvergänglichen Geburt. Oder genauer noch, die Wirksamkeit des Sohnes ist dem Vater zu vergleichen; wie der, ohne von den Thieren, die er malt, etwas hineinanzunehmen, mit seinem Strich die Ideen auf die Tafel überträgt, so trägt der Sohn durch seine eigene Kraft die väterlichen Charaktere auf die Materie über. Diese Principienlehre steht unter allen der katholischen am nächsten; zwischen Gott und der Materie steht mitten inne der Sohn oder der Logos als *λόγος ὑποστάτος*, der Inbegriff aller göttlichen Ideen, die schwebend und geheimnisvoll in ihm abgebildet sind, als *λόγος προαγορευτικός* ist er das Princip aller göttlichen Offenbarung in der Welt.

So rückt denn die Gnosis auf allen Punkten, wo wie ihre innere Geschichte verfolgen können, schließlich dem kirchlichen Glauben wieder näher. Diese Wiederannäherung an die Pflöze, die auf den ersten Blick nur als ein Herabsinken von der höherigen Höhe bezeichnet werden kann, ist, näher betrachtet, das notwendige dritte und letzte Stadium dieser Speculation, auf welchem die Gnosis ihr eigenes Gewebe wieder auflöst. Natürlich sind grade hier die Grenzlinien am fließendsten; der Zerkleinerungsproceß vollzieht sich allmählich, auf der einen Seite früher, auf der andern später, hier als ein wirkliches Einmünden in die katholische Lehre, dort in Form eines vollständigen theoretischen oder praktischen Vorrucks, hier durch dem eigentlich Speculativen abgelebte Vereinfachung, dort durch entloste entgeistete Vereinfachung des mythologischen Apparates. Während die konkretistischen Massenerwartungen des Pseudorigines die mythischen Personen immer mehr in einander verschmelzen lassen, wird deren Zahl von der *Πίστις*-*Εσθία* ins Unendliche erweitert; und wenn auch all diesen jahlosen Mysterien, Mächten und Herrschaften eine bestimmte Stelle und Wirksamkeit im Universum zugewiesen wird, so verdrängt sich bei aller Originalität in der Durchführung dieser Idee und bei allem Echarfsinne im Unterscheiden immer neuer und eigenthümlicher Momente

doch mehr die an dem einmal herkömmlichen Schematismus sich weiterentwickelnde Reflexion, als ein echter, die verschiedenen mythischen Gestalten zu notwendigen Momenten im Proceß des Geistes ausgeprägter Speculativer Trieb. Man kann dies namentlich auch aus dem Verhältniß sehen, in welchem die drei ersten Bücher der *Πίστις*-*Εσθία* zum vierten stehen; das letzte stellt das System noch in einfacher, durchsichtiger Gestalt dar, die aber auch nach Köstlin's Forschungen die originellste ist; die Erweiterungen und Ausfäbrungen des späteren Ueberarbeiteten haben nur die Bedeutung spielender und mechanischer Vervielfältigung. Dasselbe immer geistigere Spiel mit Geheimnissen, Zauberformeln und symbolischen Zahlen ist auch sonst ein Kennzeichen desselben Verfalls, der sich nach einer anderen Seite hin in immer jersäbenderem Concretismus äußert. Wie aber überall in versinkenden Organismen immer schon die Anfänge neuer Lebensformen sich regen, so ist jene letzte Wendung der Gnosis doch auch wieder kein bloßer Verfall, sondern nach der andern Seite zugleich die Vorbereitung einer höheren, die Einkügeligkeiten der gnostischen Weltanschauung immer mehr überwindenden Entwicklung. Bei weitem die wichtigste Erscheinung ist in dieser Beziehung die mehrfach bemerkte Wüderung des Gegenstandes zwischen Pneumatikern und Mystikern. Unter diesen Gesichtspunkt gehört, außer der vorhin entwickelten Principienlehre der hellenistischen Ophiten, Peraten und Eschianer, schon die Modification des Valentinianischen Systems durch die Docten (vgl. oben S. 299). Die drei Aeonen, auf welche die Dreieich hier zurückgeführt werden, sind die einzige Ursache alles Gewordenen; wie ihre Dreieich zur Dreieichzahl und diese wieder in eine unendliche Menge anderer Kräfte und Aeonen sich ausbausezt, so hat auch in der sichtbaren Welt alles Entstehende Antheil an ihnen (Phil. VIII, 8. p. 262 sq.), und es gibt überhaupt nur darum eine Vielheit endlicher Dinge, weil die an sich finstere und gestaltlose Materie die Ideen dieser Aeonen in sich aufgenommen hat. So find alle Menschenwesen herabgekommenen Ideen, zwischen denen kein specifischer, sondern nur ein gradweiser Unterschied besteht, je nach der Stufe im Aeonenhimmel, der sie entstammen. Auch der Demiurg, der feruige Gott des alten Testaments, der Feind und Plagegeist der hier unten gefangenen Seelen, ist nicht ohne einen pneumatischen Keim, er ist wie der untere Aeon überhaupt in Feuer verwandelt, *licht, nicht Löw und quere yehowah* (Phil. VIII, 9. p. 265 M.). Es gibt also auch keinen metaphysischen Gegensatz mehr zwischen einem pneumatischen, einem physischen und einem mythologischen Geschlechte. Wie nun Christus mit den Ideen aller Aeonen besetzt ist, so kann er auch Aller Erloser werden, wenngleich jeder ihn nur nach dem Maße seiner Fähigkeit zu erkennen vermag *).

30) Beiläufig mag hier noch einmal daran erinnert werden, wie schon das ältere Valentinianische System auch den Christen einen Antheil an der Erldung zugab, ja dieselbe recht eigentlich für diese bestimmt sein ließ; aber da dies letztere zugleich wieder dahin erläutert wird, daß die Pneumatiker eigentlich der Erldung

jedes Bemühen auch eine entsprechende Ehre und Belohnung in Bereitschaft hält, und so Jeder nicht nur zur Begnadigung und Erlösung überhaupt, sondern auch zu einer besonderen, genau nach Verdienst abgemessenen Anerkennung seiner Person gelangt" (Köflin a. a. D. S. 25 fg.). Das ist die ethische Tendenz des Systems, das bei allem Vorzuge, der auch hier noch der Gnosis im spezifischen Sinne gesichert bleibt, dennoch die metaphysische Schweltpand zwischen Pneumatikern, Psychikern und Hylikern niederreißt und an deren Stelle die Willensfreiheit und die durch diese bedingte Vergeltung setzt. Erkennt nur so die Idee der göttlichen Gerechtigkeit wirklich gewahrt, so erhält andererseits auch die Gnade in der kirchlichen Bedeutung des Wortes ihr Recht, das Christentum ist im ethischen Sinne die Religion der Erlösung und Befreiung, daher es hier sogar auch eine eigene Classe von Principien gibt, die sich Jedes erbarren (vergl. Köflin a. a. D.). Für das Weitere müssen wir einfach auf die treffliche Köflin'sche Arbeit verweisen; ferner aber geht von selbst aus dem Mitgetheilten hervor, daß die Pistis-*Sophia* in demselben Maße, als sie grade in den grundlegenden Principien von dem eigentlichen Gnosticismus sich entfernt, der katholischen Gnosis des Elements und Originis sich nähert. Auch darin mag man eine Ueberwindung der specifisch gnostischen Ideen erkennen, daß das System keinen eigentlichen Demüthigen mehr kennt, dessen Functionen unter eine Anzahl von *διδ., προφήταις, ἁγίοις* und *ἀρχαγγέλοις* vertheilt werden, wogegen die unter den Namen *mysteria* und *praecepta* auftretenden Wesen schon an die himmlische Hierarchie des Dionysios Areopagites erinnern. Als das letzte und bekannte Glied in der großen Entwicklungskette der Epiphiniten Systeme gehört die Pistis-*Sophia* jedenfalls schon der ersten Hälfte des 3. Jahrh. an, ihre Heimat ist, wie Köflin nachweist, Aegypten, wohn eine Anzahl von Namen und Beziehungen, desgleichen die ägyptische Zeitrechnung führt, um von anderen zweifelhaften Angaben abzusehen; aber die syrisch-halbdädische Grundlage verleugnet sich auch hier keineswegs und wird durch zahlreiche, dem Vorstellungsfreie Vorderstadium entnommene Ideen, vor Allem aber durch den Umstand erwiesen, daß die Mehrzahl nicht-griechischer Namen halbdädischen Ursprungs sind (vergl. Köflin a. a. D. S. 188).

Nach allem bisher Besprochenen wird man das Buch Pistis-*Sophia* nur dem dritten Stadium der gnostischen Bewegung zuweisen müssen. Wenn die Gnosis auf ihrer ersten Stufe mit der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Judentum beginnt, auf der zweiten die Speculationen und Mythen der hellenischen Welt im umfassendsten Maße in ihren Bereich zieht, so erwacht auf der dritten das Bedürfnis, das specifisch christliche Element diesen schrankenlosen Erweiterungen gegenüber sicher zu stellen. Die erste Periode der Gnosis beginnt mit der Identifizierung von Christentum und Judentum und endigt damit, die Abisolatheit der christlichen Religion im Gegensatz zum Judenthume festzustellen; aber um einen bewussten Gegensatz der gnostischen Welt-

anschauung zum gemeinchristlichen Glauben handelt es sich hier noch ebenso wenig als um metaphysische Unterschiede zwischen zwei verschiedenen Menschenglassen in der Christenheit selbst. Aber in demselben Maße, als die von Anfang an der Gnosis innewohnenden speculativen Ideen an Selbständigkeit und Zusammenhang gewinnen, vermindert sich die Widerstandskraft, welche das positiv christliche Element jener Speculation entgegenzusetzen kann, heidnische Elemente frömen immer reichlicher zu, daher denn auf dem zweiten Stadium unter dem verberberischen Einflusse griechischer Philosophie die Gnosis zwar ihre höchste speculative Blüthe entfaltet, aber gleichzeitig auch zum bewussten Gegensatz gegen die gemeinchristliche Pistis, und zur metaphysischen Untercheidung der Pneumatiker und Psychiker fortschreitet, als zweier specifisch verschiedener Menschenglassen innerhalb der Christenheit selbst. Auf dem dritten Stadium mündet die Gnosis in die katholische Weltanschauung allmählich wieder ein; das speculative Element tritt hinter das ethische, die bloß phänomenologische Seite der Erlösung hinter ihre praktisch-statische Bedeutung zurück. In der Pistis-*Sophia* ist es, neben jener von Köflin geltend gemachten Idee der absoluten Gerechtigkeit, namentlich die Willensfreiheit und in Verbindung mit ihr die unendliche Entwicklung- und Erlösungsfähigkeit des endlichen Geistes auf der einen, die uner schöpfliche Gnadenfülle und Erlösbarkeit der Gottheit auf der anderen Seite, in welcher das ganze System seinen Schwerpunkt findet; was kann man aber in dem Allen anders sehen, als ein allmähliches Widererkennen des specifisch christlichen Elements gegenüber einer alles Positive verflüchtigen Speculation? In demselben Maße, als die ethische Grundrichtung des Christentums wieder zur Geltung kommt, setzt es sich auch der Philosophie oder dem Wissen in dessen exclusiver Bedeutung gegenüber in sein unverlierbares Recht als die absolute Religion oder das absolute Heilprinzip wieder ein.

Es ist daher nur der in der Natur der Sache begründete Entwicklungsgrad, wenn auf dieser dritten Stufe auch die absolute Bedeutung des Christentums im Unterschiede von allem Vor- und Außersichlichem wieder schärfer hervortritt. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als bei Markion, den wir neben der Pistis-*Sophia* als den hervorragenden Vertreter der Gnosis auf ihrem letzten Stadium bezeichnen müssen³²⁾. Der äußeren Anlage nach kann es kaum größere Gegensätze geben, als die weit ausgesprochnenen Emanationen der Pistis-*Sophia* auf der einen und Markion's Abgrenzung fast aller mythologischen Bestandtheile auf der anderen Seite.

Dennoch gehören beide Systeme durch ihre vorherrschend ethische Tendenz und ihre Vermischung der metaphysischen Unterschiede zwischen Psychikern und Pneumatikern im Christenthume zusammen. Beide Systeme sind äußerlich betrachtet auf sehr verschiedenem Boden gewach-

³²⁾ Vergl. für das Folgende besonders die Baur'sche Darstellung, *Christl. Gnosis* S. 241 — 300.

fen; jenes ist die reichste und äppigste Frucht der hellenistischen Gnosis, dieses stammt unmittelbar von den älteren einfachen syrischen Systemen her, in jenem überwiegt ebenso sehr das pantheistische, wie in diesem das dualistische Element, aber trotz aller dieser Verschiedenheiten bezeichnet auch das System Markion's dasselbe an der Pithis-Sophia entwickelte Stadium der Gnosis. Beide Male ist es die Wiederannäherung an das ethisch-praktische Christenthum, welche dort aus dem Gebiete der hellenistischen, hier auf dem der syrischen Gnosis sich vollzieht, wenn auch in allem Uebrigen dieser Proceß einen sehr verschiedenartigen Verlauf nimmt. Auch der Zeit nach liegen beide sehr weit aus einander; die Pithis-Sophia ist sicher mehr als ein halbes Jahrhundert jünger als Markion, es versteht sich aber freilich von selbst, daß jene emanantistischen Systeme, zu denen die Pithis-Sophia gehört, eine unendlich reichere und mannigfaltigere Entwicklung zu durchleben hatten, während bei dem auf festem Boden erwachsenen Markionistischen System alle Hauptmomente, die hier in Betracht kommen, weit schneller, einfacher und schärfer sich ausdrücken wussten. In sofern eignet sich auch sein System besser, als das des Markion dazu, dieses dritte Stadium der Gnosis nach allen Seiten hin umfassend zu veranschaulichen.

Man hat mit Recht das Charakteristische an Markion in der scharfen Abklopfung alles Nichtchristlichen, in der Zerstückung alles geschichtlichen Zusammenhanges zwischen Judenthum und Christenthum, in der unvermittelten Möglichkeit, mit welcher das Letztere, als die schlechthin neue Religion in die Welt sich einführt, gefunden. Von dem mythischen Apparate der älteren Gnosis ist hier fast nur noch die Figur des Demiurgen geblieben, der als der nur geräthete Weltgeschöpfer und Judengott durch eine spezifische Wesensverschiedenheit von dem im Christenthume sich offenbarenden Gotte der Liebe getrennt wird; diese Unterscheidung ist aber, wenn irgend wo, so gewiß bei Markion „der metaphysische Ausdruck für das Neue und Absolute der christlichen Religion.“ Nur weil das Christenthum mit der ganzen bisherigen Weltentwicklung durchaus Nichts zu schaffen hat, weder in der Natur noch in der Geschichte des alten Testaments irgendwie vorbereitet worden ist, bleibt in diesem Systeme der Demiurg als Ueberrest der älteren gnostischen Mythologie, und unter denselben Gesichtspunkt ist, wie ebenfalls schon von Baur erläutert worden ist, der scharfe Dualismus Markion's zu stellen. Der aus dem Buche Baruch bekannte Mythos von Elohim und seiner weiblichen Genossin der Ehem begreift und auch bei Markion, aber in einer neuen, sehr charakteristischen Wendung. Nach der Darstellung des armenischen Bischofs König ließ Markion die Welt und die Geschöpfe entstehen, wie die Schrift lehrt, aber nicht durch den guten Gott, sondern den Gott des Gesetzes. Alles, was er machte, schuf er in Verbindung mit der Materie, mit der er sich wie der Mann mit dem Weibe begatete. Bei der Menschenschöpfung gibt die Materie den irdischen Stoff, der Gesetzgeber den Geist dazu. Nach der Vollendung der Welt ging er mit seinen Heerscharen in den Himmel, die

Materie aber und ihre Söhne blieben auf der Erde, und jeder herrschte in dem Seinigen, die Materie auf der Erde und der Gott des Gesetzes im Himmel³³⁾. Alles dies, und was dann noch weiter über den Zwiespalt und die gegenseitige Befehdung der beiden Eheleute berichtet wird, ist Nichts als eine Wiederholung jenes alten kosmogonischen Mythos, aber darin unterschiedet sich Markion wieder in sehr bezeichnender Weise von der älteren Darstellung, daß er den Gott des Gesetzes oder Elohim nicht mehr wie dort geschieht zum guten Gotte sich erheben und zum Bewußtsein seines pneumatischen Wesens gelangen läßt, sondern ihn dem guten Gotte im scharfen Dualismus gegenüberstellt. Vermittelt Elohim, nach dem Buche Baruch, als diensthwilliges Werkzeug des höchsten Gottes, die Gesetzgebung ebenso wol als die Erlösung, so ist er hier ausschließlich der Judengott, der die Sendung Christi nicht nur nicht vorbereiten, sondern sich zu derselben nur feindlich verhalten kann. Die alte Eircisfrage, ob Markion zwei oder drei Principien gelehrt, ist nach den Baur'schen Forschungen (Gnosis S. 276 fg.) für die Zweitheilung entschieden, wobei aber der Demiurg nur auf die Seite der Materie zu stehen kommen kann. Der Hauptgegenlag ist der des bekannten und des unbekannten, des sichtbaren und des unsichtbaren Gottes, die Materie nur das Substrat des sichtbaren Demiurgen, die trotz des relativen Gegensatzes zwischen beiden als seine *αὐτός* mit ihm zusammengehört. Allerdings sucht der Gott des Gesetzes den Adam, seinen und der Materie gemeinsamen Sohn, so viel als möglich der Mutter zu entziehen; dies ist gegen den ehelichen Vertrag, daher die Mutter nach dem Rechte der Vergeltung die Welt mit einer Menge falscher Geister erfüllt, über denen der Herr der Geschöpfe vergehen wird; zur Strafe dafür schleudert dieser die abtrünnige Nachkommenschaft Adams in die Hölle³⁴⁾. Aber dem guten Gotte gegenüber kommt dieser häßliche Zwist nicht weiter in Betracht; der Judengott ist ein hartes, grausames, tropisches, kriegerisches Wesen, das nur die starre Gerechtigkeit und das unerbittliche Vergeltungsrecht kennt, bis ihm beim Lobe Christi, den er ans Kreuz schlug und dessen Seele er, wie nach katholischer Lehre der Teufel, in seiner Gewalt halten will, mit demselben Mase, mit dem er zu messen gewohnt war, wieder gemessen, und so seine unrechtmäßig geraubte Beute sammt allen Seelen, die an Christus glauben, entrisen wird³⁵⁾.

Sonach besteht freilich ein Gegensatz zwischen dem Demiurgen und der Materie, dem Herrn der Geschöpfe und den falschen Götzen, oder dem jüdischen Gesetze und der heidnischen Abgötterei, aber dieser Gegensatz ist ein verschwindendes Moment, sobald der ungleich tiefere Gegensatz der Christen und der vorchristlichen Welt in Betracht kommt. Dem unsichtbaren, pneumatischen Christengotte gegenüber ist der sichtbare Demiurg der Gott

33) Vergl. Neumann, Markion's Glaubenssystem, dargestellt von Genig. Zeitschrift für hist. Theol. IV. 1. S. 72 fg. und weitere Belege bei Baur, Gnosis S. 284. 34) Genig a. a. O. S. 78. 35) Genig a. a. O. S. 74 und Baur, Gnosis S. 273 fg. Verbillungsschrift S. 27 fg. 51 fg.

der Körperwelt und der Materie; das Christenthum ist die rein geistige Religion, welche die Freiheit des Geistes von den Banden der Materie bringt, eben darum aber auch zu dem vom Geiste der Körperwelt ausgegangenen alten Testamente sich nur unbedingt verwerfend verhalten kann. In derselben gegensätzlichen Stellung zur gesammten vorchristlichen Zeit, als der in den Banden der Materie gefesselt, wurzelt auch jene eigenthümliche Wendung des Dualismus bei Markion, nach welcher Christus selbst, ohne durch den Leib der Maria hindurchgegangen zu sein, plötzlich im 15. Jahre des Kaisers Tiberius in einem Schein Körper vom Himmel herniedersteigt (*Tertull. Adv. Marcionem* I, 19. IV, 7). Es zeigt sich darin nicht bloß der schroffe Dualismus zwischen Geist und Materie, der auch nicht einmal eine scheinbare Berührung des pneumatistischen Christus mit dem unreinen Mutterleibe zugeben will, sondern ebenso sehr auch das Streben, das Christenthum von aller Beziehung zum Judenthume abzulösen. Christus kann daher ebenso wenig wie er aus der Maria ist, der aus dem Stamme David's erwartete Messias sein, der Weissas, den der Gesetzgeber verheißt, war ein ganz anderes Wesen, sein Reich kein himmlisches, sondern ein irdisches, seine Bestimmung nur für jenes eine Volk, nicht für das ganze Menschengeschlecht (*Tertull. l. c. III, 12. 16* sq. 21—24). Wie daher Christus allemal die Geleise des Jüngstgebotes gestiftet hat (*Tert. IV, 9. 11. 12. 20 u. s.*), so kann auch das wahre Christenthum nur dasjenige sein, welches vollständig mit dem jüdischen Geleise gedrochen hat, Paulus ist daher der einzige wahre Apostel, seine Briefe sammt dem Paulinischen Euforangelium die allein echten Urkunden der christlichen Religion, aber auch diese nur, wenn man sie von den jüdischen Verfälschungen gereinigt hat.

Aus dem Allen ist freilich klar, daß auch das Markionistische System durchaus für ein echi gnostisches gehalten werden muß, seine Bedeutung für die Geschichte der Gnosis liegt aber keineswegs allein in jener schroff absehnenden Stellung zum alten Testamente und der gesammten vorchristlichen Zeit, sondern vor Allem in den tieferen Motiven, die diesem seinem Antijudaismus zu Grunde liegen. Diese aber sind in lechter Instanz keineswegs in dem vorhin berührten Dualismus zwischen Geist und Materie zu suchen, sondern in dem Gegensatz der Güte und der Gerechtigkeit, aus welchem alle weiteren Ansichten Markion's geflossen sind. Allerdings ist der Christgott, wie Tertullian (I, 8) den Markion sagen läßt, ein neuer, den Juden unbekannter Gott, das Christenthum die schlechthin neue Religion, aber nur in sofern, als an die Stelle des harten Gesetzesbuches das Evangelium, an die Stelle des unerlösbaren Jochs talionis die in Christus offenbar gewordene Gnade getreten ist (vergl. die Belege bei Paul. c. 248 sq.). Das Christenthum ist die schlechthin geistige Religion nur sofern es die allein ethische ist; die Idee der Gerechtigkeit, um welche die Religion des alten Testaments sich bewegt, hat aber für Markion darum durchaus keinen ethischen Werth, weil sie für ihn von dem Begriffe unbarmherziger Strenge

und tyrannischer Grausamkeit unabtrennbar ist (*Tertull. I, 25; II, 11. 27*). Dies ist der Gegensatz, auf welchen Markion in seinen berühmten Antithesen, soviel wir Kunde haben, immer wieder zurückkehrt (*Tertull. IV, 1* sq.); der Gottesbegriff des alten Testaments entspricht dem geläuterten sittlichen Bewußtsein des Christenthums nicht, denn auch abgesehen von den unwürdigen Eigenschaften, die die Juden ihrem Gesetzgeber zuschreiben, so kann seine belohnende und strafende Gerechtigkeit, über welche das Walten des Jüngstgottes sich niemals erhebt, nur Furcht und Zittern, aber keine wahre Sittlichkeit wecken. Echte sittliche Bewußtheit gibt es nur da, wo der Wille aus seiner Knechtschaft unter dem Geleise zur freien Selbstbestimmung gelangt, dies aber ist nur möglich durch die Liebe, welche die Furcht verbannt (*Tertull. I, 27; IV, 8*). Das Evangelium von der freien sündenvergebenden Gnade oder von der in Christus erschienenen reinen Güte und Liebe vermag daher allein ein wahres sittliches Verhältniß zwischen Gott und den Menschen zu begründen, und darum ist das Christenthum wie die allein sittliche, so auch die allein geistige und schlechthin neue Religion. Wie deutlich aber auch sonst immer das Erlösenerleben Christi gedacht wird, der Erlösungsbegriff ist dennoch ein anderer als der der früheren gnostischen Systeme, wie sich namentlich in der Verhörsungslehre Markion's zeigt⁸⁶). Das Evangelium ist nicht, wie bei allen Gnostikern der zweiten Periode, die Mittheilung der höheren Erkenntnis an die Pneumatischen von ihrer höheren Natur, sondern die Botschaft von der sündenvergebenden Gnade, nicht jener Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Samens, wo ihm das Bewußtsein dessen aufgeht, was er an sich schon ist, sondern die geschichtlich sich vollziehende Einführung eines neuen sittlichen Lebensprincipes in die Welt. Es ist bei Markion so wenig von einer metaphysischen Naturbestimmtheit verschiedener Menschenclassen die Rede, daß ihm ein Hauptvortzug des Christenthums vor dem Judenthume gerade in seiner Universalität gegenüber dem alttestamentlichen Particularismus liegt; alle, die da glauben an Christus, werden diesem als Eigenthum übergeben, und wie hiermit die absolute Bedeutung des Glaubens im Paulinischen Sinne des Wortes behauptet wird, so verliert der Gegensatz zwischen *notus* und *ignotus* für die Praxis alle und jede Bedeutung. Freilich stellt sich auch Markion mit seiner Gnosis dem gemeinatholischen Standpunkte entgegen; aber das, wogegen er Einspruch erhebt, ist nicht der schlechte Glaube an die von Christus gestiftete Sündenvergebung, sondern nur die Verunreinigung des echten Paulinischen Christenthums durch jüdische Gesetzmäßigkeit. Lassen die Valentinianer die Pneumatiker allein durch die Gnosis und nur die niedere psychische Menge der gemeinen Christen durch Glauben und Werke gerechtfertigt werden, so kennt Markion diesen Unterschied nicht, ebensowenig wie er von dem andern Unterschiede etwas weiß, daß nur die Gnostiker ins Aeterna kommen,

⁸⁶) Seng a. a. D. c. 74, womit auch noch das von Tertullian (*Verhörsungsgeheimnisse* der Lehre von der Person Christi I, 383) Begehrte zu vergleichen ist.

die physischen Christenheiden aber trotz der auch ihnen zu Gute kommenden Erlösung außerhalb des Reichthums am Orte der Mitte verbleiben müssen³⁷). Der Gegensatz des Markion gegen die katholische Lehre geht daher nur so weit, als sie allerdings auf die Spitze getriebener Paulinismus geht; er zweifelt mit einem Worte auf eine Reform des herrschenden jüdisirenden Kirchenthums ab³⁸), und diese reformatorische Tendenz ist ihm so sehr die Hauptfache, daß alle seine sonstigen echt gnostischen Ideen nur als der speculative Unterbau seiner Größentheile betrachtet werden können. Es ist bereits von Anderen darauf hingewiesen worden, daß Markion seinen Ausgang vom Paulinismus nahm, und, wie die alten Schriftsteller einstimmig berichten, erst in Rom jenen freisinnigen Gnostiker Kerbon kennen lernte, dem er seine Principienlehre und nach den Zeugnissen der Väter auch seinen Antijudaismus entlehnte³⁹). Die Markion also von Anfang an dem specifisch gnostischen Ideenthese fern stand, so scheint es auch nachmalig von seiner Seite an Annäherungsversuchen an die Katholiker nicht gefehlt zu haben⁴⁰), indessen hindert uns dieser Umstand nicht, hier, wo es sich nicht sowohl um den Bildungsgang der einzelnen Person, als vielmehr um die Geschichte der Gnosis überhaupt und die verschiedenen Stadien ihres inneren Verlaufs handelt, die Sache auch umgekehrt zu betrachten, und in Markion einen Hauptvertreter jener letzten Entwicklungsstufe zu sehen, auf welcher die Gnosis in die katholische Vision wieder einmündet.

Es steht hiermit der Umstand durchaus nicht im Widerspruch, daß gerade die Markioniten unter allen gnostischen Parteien sich am längsten in ihrem gesonderten Bestande erhielten. Während die übrigen Gnostiker nur Schulen gründeten, war es dem Markion um eine Reform der Gemeinde zu thun⁴¹), und gerade aus dieser reformatorischen Tendenz dem herrschenden Kirchenthume gegenüber lag der Markionismus fort und fort immer neue Lebenskraft. Wenn er nach der einen Seite hin an die Stelle des gnostischen Grundprinzips immer vermehrt das katholische setzt, und im Unterschied von der selbstgenugiamigen *gnosis* die absolute Bedeutung der *noësis* betont, so scheidet ihn derselbe Paulinische Glaubensbegriff nach der anderen Seite wiederum von der katholischen Kirche und deren zunehmender jüdischischer Veräusserlichung. Eben weil der Markionismus nach dieser

Beziehung hin zugleich ein echt religiöses Bedürfnis befriedigt, das in dem katholischen Kirchenwesen zu kurz kommt, geht er als der Protestantismus des kirchlichen Alterthums selbständig neben dem Katholicismus her, findet noch zu des Cyprianos Zeit (vergl. Adv. haer. 42, 1) in Rom und Italien, in Aegypten und in Pontus, in Arabien und Syrien, in Cypern und in der Thebais, sogar in Persien und anderwärts zahlreiche Verehrer, erscheint noch im fünften Jahrhunderte in ungebrochener Kraft⁴²), und erlebt seit dem 7. Jahrhunderte unter den Paulicianern eine neue, durch den Gegensatz zu der verderblichen „Kömersuche“ hochbedeutende Entwicklung; ja bis tief ins Mittelalter hinein pflanzen sich die Markionistischen Ideen fort, untermischt mit Manichäischen Elementen und durch die mannigfaltigsten Wandlungen hindurchgehend, aber noch immer lebenskräftig genug, um der Hierarchie und ihrem in Lehre, Cultus und Sitte entgegengesetzten Kirchenthume gegenüber eine neue Kirche der „Reinen“ begründen zu können.

Wie viel gnostische Elemente sich aber von den Markioniten und Manichäern der bei den Paulicianern, Bogomilen und Katharern erhalten haben, so können dieselben für die Geschichte des eigentlichen Gnosticismus nicht weiter in Betracht kommen, da trotz der im Hintergrunde stehenden dualistischen Speculation doch um praktisch kirchliche Reformarbeiten die treibenden Mächte ihrer Entwicklung sind. Der Markionismus im engeren Sinne ist selbst nur das Anfangsglied dieser langen Kette reformatorischer Bewegungen, er ist dies aber nur in sofern, als er nach der anderen Seite das Schlußglied in der Kette der gnostischen Systeme bildet, oder von der Gnosis in ihrer specifischen Verentung zur Paulinischen Vision zurücklenkt.

Im Vergleich mit der Vision-*Sophia* hat sich diese rückläufige Bewegung bei Markion freilich in sehr eigenthümlicher Weise gestaltet. Sein scharfer Antijudaismus steht zu dem den hellenistischen Systemen überhaupt eigenen milden und schonenden Verhältniss jenes Buches zu den vorchristlichen Religionen im stärksten Contraste; von der Vision-*Sophia* wissen wir, daß sie mit Vorliebe auf alttestamentliche Aussprüche zurückgeht, und auch unter den Gewährsmännern des Christenthums die unmittelbaren Apostel Christi vor Paulus begünstigt (vergl. Köhlin a. a. D. S. 181 fg.), und so gewiss es nach einer anderen Seite hin in dem Weiden der gnostischen Bewegung selbst seine Erklärung findet, daß der von Basilides, Valentin u. s. w. so gemilderte Gegensatz zum Judenthume aus dem letzten Stadium wieder geschärft werden konnte, so wenig ist doch jener scharfe Paulinismus darum ein notwendiges Kennzeichen dieser Entwicklungsstufe, wie Hilgenfeld in Folge einer einseitigen Hervorhebung dieses Gesichtspunktes behauptet hat⁴³). Ebenso wenig ist, wie ebenfalls die Vision-*Sophia* lehren kann, die Beschränkung des mythologischen Elements ein solches Kriterium, wenn dieselbe auch bei dem Markionistischen Systeme im engsten Zusammenhange mit seiner

37) Wie sehr er auch fern gegen die Beibehaltung aller trennenden Unterschiede in der christlichen Gemeinde eingenommen war, lehnen die bei Bara a. a. D. S. 295 angeführten Stellen. 38) Vergl. die ausdrückliche Erklärung seiner Anhänger bei Tertull. Adv. Marc. I, 20. 39) Phil. VII, 37. Iren. I, 27. Libellanus adv. oman. haer. 6. Epiph. 41, 1. 40) Hierher gehört die Erzählung von dem Infamcentrassen Markion's mit Polycarpus bei Iren. Haer. III, 3, 4, wo die Frage, welche Parteien an den Bischof von Smirna richtete: *herypocritus ipse*; nur in der Absicht gethan sein kann, um von diesem für sich eine Partei eine Anerkennung echter Christlichkeit zu erlangen. Auch die Erzählung des Tertullian (Fraser, haer. a. 80), Markion habe gegen Ende seines Lebens die Übernahmene in die Kirchengemeinschaft gewünscht, ist aber durch den Text an der Ausföhrung seines Behauptens gehindert worden, zumal von dieser Seite der ein neues Licht.

41) Vergl. Riander, Kirchengeschichte I, 2. S. 816.

42) Theodoret. ep. 145, vergl. 113. 43) Evangelium Johannis S. 66 fg. Rom. — Urchristenthum S. 105 fg. 38*

praktisch kirchlichen Richtung steht. Die Hauptsache bleibt hier wie dort immer nur die erneute Geltendmachung des ethischen Standpunktes gegenüber der Speculation, in dieser Beziehung aber ist nicht bloß dieses charakteristisch für Marcion, daß er Nichts von Emanationen, Syzygien, Aeonen, von der Herabkunft des geistigen Samens in die untere Welt und ähnlichen Vorstellungen weiß, sondern noch mehr der andere Umstand, daß er überhaupt auf eine ganze Reihe von speculationen Fragen die Antwort schuldig geblieben, offenbar weil dieselben in ihm kein näheres Interesse erweckten“).

Unter den Schülern Marcion's sehen wir allerdings mancherlei Meinungsverschiedenheiten auch über speculative Fragen entstehen, namentlich über die Zweifelhafte der Dreieit der Principien (vergl. besonders die Auszüge aus Rhodon bei Eus. H. E. V, 13). Außer dem von Rhodon angeführten Syneros, ferner dem Lucian (Epiph. 42, 1; Pseudotertull. Adv. omn. haer. 8) und dem in dem Dialogus de recta fide recens eingestrichenen Marcioniten Megethios (Sect. 1. init.) gehört auch noch Prepon hierher, dessen Schriften der gleichzeitige Verfasser der Philosophumena einfach und dadurch seine eigenen Berichte über Marcion's Lehre in Verwirrung brachte“). Alle diese nahmen nicht wie Marcion selbst und auch nachmalig noch viele seiner Anhänger zwei, sondern drei Principien an, den *dyadē*, den *dianōē* und den *noyōōs*. Dennoch ging der Zug des Marcionitischen Systems so wenig auf eine tiefere Beschäftigung mit Fragen der Speculation“, daß selbst diese veränderte Principienlehre nur aus dem praktischen religiösen Interesse erklärt werden kann, nach dem Judenthume noch eine wenn auch nur relative Vereinerung zuzusetzen. Am deutlichsten zeigt sich diese Richtung des Systems der Apelles, der unter allen Marcioniten am entschiedensten in die kirchlichen Bahnen zurücklenkt. Apelles gehörte zu den unmittelbaren Schülern Marcion's in Rom, wendete sich von da nach Alexandrien, lebte aber späterhin wieder mit einer veränderten Lehre nach Rom zurück (Tertull. Praescr. haer. c. 30). Unter dem Einflusse hellenistischer Gnostiker hatte er in Alexandrien eine Aeonentheorie und die Platonische Idee vom Seelenfalle sich angeeignet. Außer dem einen namenlosen Gott, dem alleinigen Urprincip, nahm er noch unendliche Geisterreiche, Gewalten und Engel an. An der Welterschöpfung hat der namenlose Gott keinen Antheil, sie rührt von einem Anderen her, der Herr heißt und ein Engel ist; dieser hat die Welt in Nachahmung des himmlischen Urbildes geschaffen, aber unfähig das Uebel zu erwidern, bereut er sein unvollkommenes Werk (Pseudotertull. Libell. adv. omn. haer. c. 6; Tertull. De carne Christi c. 8; Epiph. Haer. 44, 1). Der Demiurg ist also wie der Saturnin, den auch Tertullian mit Apelles zusammenschließt (De anima c. 23), nur ein

beschränkter, aber kein dem wahren Gotte widerstrebendes Wesen; er ist das verirrte Schaf der Parabel, ähnlich wie die Ephraimische Achamoth (Tertull. De carne Christi c. 8). Schon hieraus ergibt sich eine Widerung des Marcionitischen Antijudaismus. Wenn daher auch Apelles Geiz und Prophezen vermerken haben soll (Libell. adv. omn. haer. c. 6; Philos. VII, 38), so sind wir doch antwortend berechtigt, daß er ebenso wie Marcion im neuen Testamente, so seinerseits auch im alten Testamente eine Auswahl traf, mit Berufung auf jenen Ausspruch des Herrn *ἡμεῖς δεκαὶ ὅκτωι ἑκατοστῶν* (Pamphilus in Orig. Opp. IV, 695 de la Rue; Epiph. Haer. 44, 5). Seine *αὐτονομία*, in welcher er ganz in Marcionitischer Weise die Mosaischen Lehren über Gott als irrig, viele Erzählungen des alten Testaments als fabelhaft bekämpfte (Libell. l. c. Orig. c. Cels. V, 54; in Gen. hom. 2, 3; vergl. die Bruchstücke bei Ambros. De paradiso 5, 28), können daher auch in seinem unbedingten Gegensatz zum gesammten alten Testamente gestanden haben. Wahrscheinlich nahm er neben den göttlichen Wahrheiten, die der Demiurg wenn auch in unvollkommener Nachahmung dem guten Gotte entlehnte, dämonische Verfälschungen an. So sollten die Propheten *ἐν ἀνταρξίᾳ ἀντιπαύλου* inspirirt sein (Rhodon ap. Eus. H. E. V, 13), d. h. von dem *ἑγγυλὸς νῦνος*, dem igneus praeses mali, der die Menschen seelen durch irdische Lockungen zum Falle aus ihren himmlischen Wohnungen verführt, und hier unten mit den sündigen Leiden bestraft (Tertull. De anima c. 23; De carne Christi c. 8), und eben dieser im Feuer erscheinende Dämon ist, der zu Moses im Dorndurche geredet hat (Phil. VII, 38; X, 20). Aber wie entschieden durch dies Alles die echt Marcionitische Grundlage hindurchblickt, so ist es doch sicher nur ein Widerwandsbild der Gegner, daß dieser *ἑγγυλὸς νῦνος* mit dem Gotte der Juden und katholischen Christen identisch und von dem Urheber des Bösen noch verschieden sein soll“). Trotz aller Verfälschungen des alten Testaments durch den *ἑγγυλὸς νῦνος* ist nicht dieser, sondern der gerechte Demiurg Israels Gott, und wie ihn Christi Geist, Willen und Kraft dem Werke der Schöpfung unterstützt, (Tertull. De carne Christi c. 8), so muß dasselbe auch von der Gesetzgebung gelten. Hiermit ist eine Nachahmung

47) Origenes behauptet Tertullian (De anima c. 23), letzterer Hieochoerigenes (Phil. VII, 38; X, 20). Nach letzterem hätte Apelles vier Principien geteilt, den *dyadē*, den *dianōē* oder den Demiurg, den *νῦνος*, der zu Moses redete, und den *noyōōs*, den *altissos* *κακῶς*. Die Vermirung läßt sich, sobald wir annehmen, daß der feurige Engel des Apelles, ähnlich wie im Buche Bezah der Schlange, den Moses bestrafte und die echte ihm gewordene Offenbarung verfälschte. Dadurch konnte Tertullian verleitet werden, ihn ohne Weiteres mit dem Gotte Israels zu identificiren, während Hieochoerigenes im richtigen Bewusstsein, daß der Gesetzgeber nach Apelles ein vom *noyōōs* verschiedenes Wesen war, ihn zwar ebenfalls mit dem *νῦνος* vermischte, aber gleichzeitig den *altissos* *κακῶς* noch als einen vierten hinzufügte. Die Unterscheidung der Demiurgen und des Gesetzgebers findet sich freilich auch bei den Simonianern (Clem. Hom. 18, 12); aber die Abweisung der Gesetzgebung vom dem igneus praeses mali paßt nicht zu der Annahme pyramitischer Weltantheile auch im alten Testamente.

44) Vergl. Wenz, Quaest. E. 288 fg. 45) Phil. VII, 31. Vergl. Basil. nat. De Philosophumena und Marcion. Theol. Jahrb. 1864, 1. S. 118 fg. 46) Ueber die sonstigen, zunächst anthropologischen Differenzen in der Schule vergl. Reander, Kirchengeschichte I, 2. S. 817.

vom Demiurgen gewonnen, ähnlich der früher beim Buche Baruch entwickelten, und es kann nur als der natürliche Verlauf der gnostischen Bewegung betrachtet werden, daß auch die bei Markion noch so scharfe Entgegensetzung des Judenthums und des Christenthums schließlich in seiner eigenen Schule wieder gemildert wird. Freilich ist der Demiurg des Apelles auch so noch der Geistesgeber der Juden, während die vordarstellungliche Zeit vom guten Gotte Nichts weiß, dies ist aber nicht mehr dahin zu verstehen, als ob dadurch jeder geschichtliche Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthume gelanget werden sollte. Der Demiurg ist nach Apelles ein dienendes und williges Werkzeug der höheren Macht, und wenn er auch nicht, wie im Buche Baruch Elohim, bei der Sendung Christi theilhaftig ist, so ist doch Christus umgekehrt bei den Werken des Demiurgen theilhaftig. Das Bewußtsein von der absoluten Bedeutung der christlichen Religion ist bei Apelles zu mächtig, am Christenthum und Judenthume, wie ebendem der Ebionitische Verfasser des Baruchbuches, in Eins zu setzen, daher hat auch der unvollkommene Demiurg bei der vollkommenen Offenbarung Nichts mehr zu thun, aber es ist dennoch derselbe Christus, der im alten Testamente den Demiurgen unterstützt und im neuen Testamente die allein zureichende Erlösung begründet. So ist auch nach dieser Seite hin einer der Hauptansätze, den das katholische Bewußtsein an der Markionitischen Lehre nehmen mußte, wenn auch nicht völlig hinweggeräumt, so doch jedenfalls erheblich gemildert. Dasselbe Wiedererzelen in die kirchlichen Bahnen läßt sich aber auch sonst noch bei Apelles bemerken. Es muß zu den Haupteigenenthümlichkeiten seiner Anschauung gezählt werden, daß er den Dofetismus Markion's aufgibt. Nach den wesentlich übereinstimmenden Berichten der Kirchenschriftsteller wollte Apelles zwar ebenso wenig wie Markion eine menschliche Geburt Christi zugeben, ließ ihn vielmehr plötzlich vom Himmel herniedersteigen, trotzdem schrieb er ihm eine wahre menschliche Leiblichkeit zu, die der Sohn Gottes aus der Substanz des Weltalls genommen, aus Warmem und Kaltem, Flüssigem und Festem bereitet und so von den Sternen herabgebracht habe. Als der himmlische Mensch hat Christus also auch einen himmlischen Leib, da es seiner unwürdig ist, einen Leib aus jenen sündigen Stoffe zu nehmen, in welchen unsere Seelen in Folge des Falles gekleidet sind, aber wie trotz seiner wunderbaren Zubereitung der Leib Christi ein Gebilde aus wirklichen materiellen Bestandtheilen ist, so kommen ihm auch alle Affektionen zu, welche die Wahrheit seiner menschlichen Natur verthätigen. Er wird von den Juden aus Aetzu geschlagen, stirbt, ersteht nach dreien Tagen wieder auf, erscheint seinen Jüngern und zeigt ihnen die Wundmale und die durchsichtige Seite, damit sie sich überzeugen, daß er kein Phantasma, sondern in Wahrheit Fleisch geworden ist⁴⁵⁾. Da Apelles

im Uebrigen den Dualismus zwischen Geist und Materie theilt, welcher nur eine Unberührbarkeit der Seelen, nicht aber der Leiber gestattet (Libellus l. c. Phil. X, 20), so läßt er freilich auch den Leib Christi, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, in seine ursprünglichen Bestandtheile wiederauflöst werden⁴⁶⁾, aber grade darum verdient auch jenes Gewichtslegen auf die wahre Leiblichkeit, das wahre Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn um so größere Beachtung. Offenbar ist es wieder nur die praktisch kirchliche Tendenz, welche in dieser immerhin widerspruchsvollen Theorie und entgegentritt. Dem Apelles ist es vor Allem um die Realität der Erlösung als geschichtlicher Thatsache zu thun, da diese aber, wie er wohl erkennt, mit der wahren Leiblichkeit Christi steht und fällt, so bestrebt er sich, letzterer eine Stelle in seinem Systeme zu sichern, wenn er auch seinen damit im Widerspruche stehenden speculativen Voraussetzungen den Boden für diese Lehre erst mühsam abringen muß. Schon für Markion hatte bei allem Dofetismus doch das Leiden und Sterben des Erlösers eine tiefe, sittliche Bedeutung; Apelles geht auch in diesem Punkte noch einen entscheidenden Schritt über seinen Meister hinaus. Wie sehr bei Apelles das ethische Princip das speculative überwiegt, zeigt sich auch in seiner vorhin erwähnten Lehre vom Seelenfalle. Ohne Zweifel hat er dieselbe der alexandrinischen Gnosis entlehnt, aber während sie z. B. für die Valentinianer nur die Bedeutung eines philosophischen Nothus hat, der den Abfall des Geistes vom Unendlichen und sein qualvolles Ringen im endlichen Dasein veranschaulichen soll, so dient sie bei Apelles grade wie bei Origenes als Trägerin eines ethischen Gedankens: sie soll das Räthsel unserer sündlichen Verquickung lösen (Tertull. De anima 23). Je entschiedener aber dieser ethische Gesichtspunkt festgehalten wird, desto mehr muß die Gnosis ihre absolute Bedeutung wieder verlieren. Das christliche Bewußtsein settet sich aus der maßlosen Verflüchtigung seines positiven Gehaltes zurück in seine eigenen Tiefen; es hält Einsicht in sich selbst und findet als seinen unantastbaren Kern das Evangelium von der sündenvergebenden Liebe, das nur im Glauben ergriffen werden kann. Die Hauptsache, auf die es daher dem Apelles immer wieder ankommt, ist der Glaube an die geschichtlichen Thatsachen des Heils; nicht die Gnosis als solche, sondern allein jener seiner Natur nach ethische Glaube hat daher im Christenthume schlechthinigen Werth. Die subjective Vermittlung dieses Heils für das denkende Bewußtsein mag dabei immerhin eine sehr verschiedene sein; hierauf kommt es aber im Grunde auch nicht an, ein Jeder bleibe also bei dem, was er im Glauben ergriffen hat. Nur der wird getreut, der seine Hoffnung auf den Gekreuzigten setzt und in guten Werken seinen Glauben

45) Phil. VII, 38; X, 20. Tertull. De carne Christi c. 6. 8. De resour. carnalis c. 2. Pseudoclement. Libell. adv. omm. haer. 6. Epiph. 44, 2; vgl. auch Dörner, Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi I. S. 367 ff. Nach Tertullian und dem Libellus ist der Leib Christi freilich *proprio qualitate*,

ein *corpus sidereum et aereum*; wie wenig aber darunter ein immaterieller Leib verstanden werden dürfte, lehren die nähere Ausführung bei Pseudoorigenes und Epiphanius.

46) Diese Nachricht des Libellus, welche Dörner mit Unrecht bismittelst, wird jetzt auch durch die Philosophumena bestätigt.

[illegible]

hört vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit beiden an und kann zwischen ihnen wählen⁵²⁾. Sein *πνεῦμα* ist die *ψολα θεοῦ*, in ihm beruht das Ebenbild Gottes und der Besitz der Unsterblichkeit; sofern aber dieses *πνεῦμα* *devaratator* von dem Menschen scheidet, wird er sterblich (*Orat. c. Graec. c. 7. 12. 13. 15*). Dagegen ist die *ψυχή* nur der *δαίμων τῆς σαρκός*, das den Körper durchdringende und zusammenhaltende animalische Lebensprincip; sie ist nicht unsterblich an und für sich, sondern es kommt ihr nur die Fähigkeit zu, nicht sterben zu können. Wenn sie die Wahrheit nicht erkennt, stirbt sie mit dem Körper und steht dereinst beim Ende der Dinge mit ihm wieder auf, um den ewigen Tod, d. h. die ewige Strafe zu leiden. Umgekehrt stirbt die Seele nicht, auch wenn sie zeitweilig aufgelöst wird, sobald sie die Erkenntnis des göttlichen Wortes erworben hat (*c. 10. 13*). Hieraus erklärt sich das, was Tatian von der Sterblichkeit Adams gelebt hat, als einfache Folgerung. Das göttliche *πνεῦμα* war von Anfang an mit der Seele verbunden, hat sie aber verlassen und dadurch ist der Mensch sterblich geworden (*c. 13*). Haben wir also in jener angeblichen Kezerei Tatians⁵³⁾ Nichts als eine ganz richtige Konsequenz aus einer auch sonst verbreiteten, ja von Irenäus selbst getheilten anthropologischen Anschauung⁵⁴⁾, so braucht seine Verwerfung der Ebe um so weniger für eine erst späterhin ausgebildete Sectenmeinung gehalten zu werden, da sich ja auch hierzu in katholischen Kreisen hindängliche Analogien finden. Von anderweitigen Kezereien Tatians⁵⁵⁾ nennt Irenäus nur seine angeblich Valentinianische Aeonentheorie und die meisten Späteren schreiben ihm dieses nach. Da auch der alexandrinische Clemens den Tatian mit Valentinus in Verbindung bringt (*orp. II, 13, 92. p. 200 Sylb. 553 Pott.*), so haben wir kein Recht, diese Angabe zu bezweifeln. Der forschige Typus seiner Lehre würde nicht entgegenstehen, da er als Schüler Justin's jedenfalls mit hellenistischen Anschauungen bekannt worden ist; aber bei dem Mangel an allen näheren Angaben muß dieser ganze Punkt hier auf sich beruhen. Das einzige noch nachweisbare Heterische in seinem System ist also seine Lehre vom Demurlgen, welche und durch Clemens (*in vñ προσηγορικὸν λόγον* §. 38) und Origenes (*De oratione c. 13*) bezeugt ist. Der Demurlg betet in der Finsterniß: „Gö werde Licht“, er ist also kein Gott selbstlich, sondern nur ein beschränktes Wesen, die mythische Personification der vom göttlichen *πνεῦμα* verlassenen und darum in der Finsterniß schwachenden *ψυχή*. Offenbar hängt

auch dies mit der bereits besprochenen dualistischen Grundanschauung Tatians⁵⁶⁾ zusammen, welche ihn vielleicht auch dazu führte, in den Schriften des alten und neuen Testaments eine ähnliche Eichtung vorzunehmen wie Marcion. Hiernach kann allerdings nicht wohl geltung gemacht werden, daß Tatian wirklich unter die Gnostiker gehört, aber das Eigenthümliche an ihm ist, daß er trotz seines Gnosticismus ein Glied der katholischen Kirche blieb. Möglicherweise, daß er, als er die Apologie schrieb, die Lehre vom Demurlgen noch nicht ausgebildet hatte, sondern erst späterhin in seinem Heimatlande den dualistischen Gegensatz gegen die Materie bis zu dieser letzten Konsequenz schärfte; aber auch hieraus kann keineswegs gefolgert werden, daß er darum förmlich von der katholischen Kirchengemeinschaft sich trennte. Die Secte der Encratiten wenigstens, die noch zu Epiphanius' Zeiten in Syrien, Kleinasien und anderwärts zahlreiche Anhänger zählte (*Haer. 47. 1*), ist sicher nicht von Tatianus gestiftet worden (vergl. dagegen Iren. *Haer. I, 28, 1*) und eine besondere Partei der *Tatianoi* hat vermutlich nur in der Gründung des Epiphanius existirt.

Noch beutlicher kann das Beispiel des Bardesanes zeigen, daß wenigstens in der syrischen Kirche allerlei gnostische Ansichten verbreitet waren, ohne darum sofort von der katholischen Gemeinschaft zu scheiden. Nach Eusebios (*H. E. IV, 30*) wäre seine Lehre ursprünglich die Valentinianische gewesen, daher man ihn mit dem *Apdymurç* der *Philosophumena*, der als Haupt der „morgenländischen Schule“ genannt wird, hat identificiren wollen (*Phil. VI, 35*)⁵⁷⁾. Allein eine nähere Betrachtung seines Systems zeigt, daß dasselbe nicht Valentinianisch, sondern, wie schon *S. 273* bemerkt, Dositheisch ist, und mit Valentin nur in soweit übereinstimmt, als auch dieser auf Dositheische Anschauungen zurückweist. Der allein competente Zeuge ist hier Eusebion, aus dessen Angaben man die Lehre des Bardesanes noch ziemlich sicher wiedererkennen kann⁵⁸⁾. Es ist nur Ein Gott, seinem Wesen nach ewig, unbegreiflich, der Vater des Lebendigen, oder der Lebendige; ihm gegenüber steht die unzeitige, gestaltlose Materie, aus welcher der Teufel seinen Ursprung nimmt. Die Ewigkeit des Teufels wurde in der Schule des Bardesanes behauptet, wie es scheint aber nicht von ihm selbst. Trotz der Einheit Gottes gibt es aber eine Mehrheit von Aeonen als Offenbarungen der verborgenen Fülle des Urvaters, welche zusammen eine Siebenzahl bilden. Dem Urvater zur Seite steht als dessen weibliche Genosin die Urmutter, aus ihnen emaniren als zweite Syzygie der Eönn des Lebendigen oder Christus und dessen Genosin der heilige Geist oder die Zeugemutter, Schaftmuth (*ܡܫܚܬܐ*), d. i. Rahamoth; zwei weitere Aeonenpaare, welche die Elementargeister darstellen, vollenden die obere Siebenzahl. Ihr Abbild in der sichtbaren Welt sind die sieben Sterngeister, von denen die obersten Sonne und

52) Bregl. Dencker, *Apologetarum secundae saeculi de essentialibus naturae humanae partibus placita*. Part. II. Tatianus. Wöttinger Plagiatprogramm 1850. 53) Auf die Verwandtschaft mit den Clementinen hat Uhlenso aufmerksam gemacht (*Die Homilien und Kerygmata des Clemens Romanus S. 413*). Für die Lehre des Irenäus vergl. *Haer. 5, 1, 1. 9. 1*. Hiernach lehrt Irenäus nicht dies die Trichotomie, sondern behauptet auch, in Adam sei nur die *σαγή* und die *συνείδησις*, wodurch er zur *ψυχή* *ἐκείνη* wurde; in Christus dagegen habe sich außer dem *verbum* *patris* auch der *spiritus* aus dem *ante aeterna substantia* vereinigt und so den vollkommeneren Menschen, das *πνεῦμα* *ζωονομιον* gebildet.

54) Daß auch Eusebion ihm zum Valentinianer mache, ist ein Mißverständniß. Die von *S. 44* (Bardesanes gnosticus Syrorum primus hymnologus) p. 56 angeführte Stelle aus dem 22. Symeon besagt dies nicht. 55) Die Stellen aus Eusebion und darnach die Darstellung des Systems s. bei *S. 44 a. a. D. S. 52—54*.

Rond, die Syzygie des Uroaters und der Urmutter wiederholen. Unter den Sternengiganten stehen die 12 Zodiakalgeister, unter diesen wieder die 36 Desane als Vorherrscher der 360 Theile des Thierkreises. Die Menschenseelen stammen nach der Schrift des Bardeanes über das Fatum aus der oberen Welt und sind frei von Natur zum Guten wie zum Bösen, nur die der Materie entnommenen Leiber sind dem Verhängnisse der Bestirne unterworfen, von denen alle Veränderung in der sichtbaren Natur, Leben und Tod, Glück und Unglück regiert wird. Die Angabe Ephrems, daß die Seelen von den Sternengiganten, die Leiber aus der Materie entnommen sind, steht hiermit nicht im Widerspruch, da Bardeanes ebenso wie Tatian die vernünftige oder pneumatische Seele von der hylischen scheidet und jene auf den inneren, diese auf den äußeren Menschen bezieht; auch nach Ephrem lehnte aber Bardeanes eine Dreitheilung des Menschen. Die Erlösung aus den Banden der irdischen Leiber bewirkt der Sohn des Lebendigen, der selbst von dem oberen Reichthum in einem pneumatischen Leibe herniedersteigt, durch Maria wie durch einen Kanal hindurchgeht, und nach scheinbarem Sterben mit seinem himmlischen Leibe wieder zum Himmel emporfährt. Auch die Menschengeister werden gereinigt die Leiber aus unreinen Stoffe mit pneumatischen vertauschen und so zum himmlischen Gastmahl und den Freuden im Umgange mit der Ghammut übergeben.

Offenbar gehört dieses System nicht der hellenistischen, sondern der syrischen Form an, die Grundlage ist die chaldäische Naturreligion, wie schon früher besprochen wurde. So gewis wir es aber hier mit einer echt gnostischen Lehre zu thun haben, so bemerkenswerth ist andererseits die enge Beziehung, in welcher dieselbe zum katholischen Glauben steht. Von metaphysisch verschiedenen Menschenclassen weiß Bardeanes Nichts, im Gegentheil vertheidigt er in der jetzt vollständig wieder aufgefundenen Schrift wider das Fatum die Lehre von der Willensfreiheit gegen den astrologischen Fatalismus der heidnischen Uhaldaer und beschränkt denselben auf das sinnliche Gebiet. Auch einen besonderen Demirtuzgen scheint er nicht angenommen zu haben; nach Ephrem führte er die Gehirnbewegung auf eine Mehrheit von Geistern zurück, unter denen wol gar nicht die Sternengeister, sondern, wie auch Hahn annimmt (a. a. D. S. 83), die Kronen der oberen Hebbomas zu verstehen sind. Nach allen diesen Beziehungen hin charakterisiert sich das System als dem dritten dem Katholicismus wieder angekehrten Stadium der Gnosis angehörig. Es steht, trotz seiner Aeonverlehnung, mit dem katholischen Glauben sogar in engerer Verwandtschaft als das Maronitische System, welches von Bardeanes ausdrücklich bestritten wurde (Eua. II. E. IV, 30), wie es scheint namentlich wegen seines allzu schroffen Dualismus zwischen altem und neuem Testamente. Auch gegen Valentin soll er nach dem Zeugnisse des Eusebios polemisiert und das Nixite in dessen Theologien widerlegt haben. Diese innerlichen Beziehungen zur katholischen Kirche werden nun aber auch durch äußere Zeugnisse bekräftigt. Die Schriften des Bardeanes, nament-

lich die über das Fatum, finden sich im unbedenklichen Gebrauche der Kirchenlehrer; seine Hymnen wurden, trotz der darin enthaltenen gnostischen Elemente, so lange ohne Anstand in Syrien gesungen, die Ephrem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bardeanes selbst stand bei Abgar bar Maanu, dem ersten christlichen Könige von Oseha, in hohem Ansehen. Alles dies sind Zeugnisse, daß er innerhalb der katholischen Kirchengemeinschaft blieb. Freilich konnten sich dies die späteren Kirchenlehrer, ebenso wenig wie bei Tatian, erklären; sie lassen ihn daher entweder ursprünglich Valentinianer sein und nachher zwar nicht zur katholischen Kirchenlehre übergehen, aber doch viele von seinen früheren Irrthümern ablegen (Eua. II. E. IV, 30), oder sie behaupten, er sei zwar rechtgläubig gewesen, aber nachher in Keterei gerathen (Epiph. Haer. 66, 1. 2). Aber der richtige Sachverhalt leuchtet noch durch die Angabe Ephrems hindurch, Bardeanes habe öffentlich sich der Kirchenlehre angeschlossen, insofern aber seine Ketereien verbreitet (Hymn. 1. 22. 52). Ephrem bestätigt also, daß Bardeanes wirklich ein Mitglied der rechtgläubigen Kirche geblieben ist; was er zur Erklärung dieses ihm auffälligen Umstandes beibringt, trifft aber natürlich ebenso wenig die Wahrheit, als die übrigen Angaben, und wird oben durch den Inhalt der Hymnen und des Buches *Ilpi diuagulyrs* widerlegt. In der syrischen Kirche war man eben gegen gnostische Speculationen, so lange sie nicht die sittlich-praktische Substanz des Glaubens antasteten, überhaupt liberaler; auch die Anschauungsweise der Clementinischen Homilien hatte hier innerhalb der Kirchengemeinschaft Raum⁵⁶⁾.

Der Erklärungsgrund für diese beschränkte Stellung zwischen Katholikern und Gnostikern liegt wol nicht bloß in dem überhaupt der syrischen Kirche eigenen phantastischen Zuge, sondern auch in dem Umstande, daß die syrische Gnosis selbst niemals bis zu jenem schroffen Gegensatz zur gemeinchristlichen *norme* fortschritt wie die großen hellenistischen Systeme. Wir haben kein einziges, nach Syrien gehöriges gnostisches Lehrgedäude, welches dem zweiten Stadium der Gnosis mit Entschiedenheit zugewiesen werden könnte. In Syrien entstanden, hat der Gnosticismus nur auf griechischem Boden und unter dem Einflusse griechischer Philosophie sich zu jener schwindelnden Höhe der Speculation verhigen, auf welcher man jeden Zusammenhang mit dem positiven Christenthume aus dem Gesichte verlor; in seinem Heimatlande hat er überhaupt nie den Gegensatz zwischen Wissen und Glauben und mit solcher Schroffheit ausgesprochen, daß er sich damit selbst in den Augen der Katholiker sein Verdamnungsurtheil sprach. Eben darum sind gerade hier die Grenzlinien wie am Anfange, so auch gegen Ende der gnostischen Bewegung stehender geblieben, und erst in weit späterer Zeit, als die Gnosis längst ihre unmittelbare in den Entwickelungsstadium des Christenthums eingreifende Bedeutung verloren hatte, schieden sich die

56) Vergl. auch Uhlhorn, Die Homilien und Recognitio des Clement Romanus S. 410 fg.

verschiedenen Gestalten derselben auch von der syrischen Kirche allmählich als Häresien ans. (Lipsius.)

4348 GNOSTUS nennt J. D. Westwood (Transact. entomol. Soc. London 1856. III. p. 90) einen Käfer, welcher in den Ameisenbauen in Brasilien lebt und seiner Stellung im Systeme nach noch räthselhaft erscheint. Die dreigliederigen Fühler, der in der Mitte zusammen-geschnühte Thorax, die kurzen hochgehobenen Beine mit fängeligerten Tarsen nähern ihn augenscheinlich den Passifiden, obwohl die gewölbten, den ganzen Hinterleib bedeckenden Flügeldecken, sowie die Bildung des Mundes und der Hängel gegen eine Verwandtschaft mit dieser Familie sprechen. Westwood vermuthet eine Verwandtschaft mit den pentamerischen Xilophagen Latreille's und hat die Art, *Gn. formicicola*, sehr ausführlich beschrieben und gut abgebildet. Sie ist nur eine Linie lang und wurde von Bates in den Nestern der *Myrmica vicinissima* in der Gariare in Brasilien gefangen. (Giebel.)

GNU heist die pferdebähnliche Antilope (f. v. Art.) im südlichen Afrika. (Giebel.)

GNUBBERKRANKHEIT, Traberkrankheit, Kreuzdrehe, eine Krankheit der Schafe, besteht in einem Krampfen, das sich durch Angst, Zucken, Reiben, Schwäche im Kreuze und durch Schreckhaftigkeit äußert. Am häufigsten kommt die Krankheit bei vorerwähnten Schafen vor und man hält sie für erblich. Ursachen sind die zu starke Benetzung der Wöde zum Sprünge, das Füttern mit zu reinem Futter, fettes, üppige Weiden, Anstrengungen durch weite Wärsche, Erschrecken durch Hunde, bei Gewittern u. s. w. Hauptächlich sind es Thiere von 1½—2 Jahren, welche von der Gnußberkrankheit befallen werden. Als Vorboten derselben bemerkt man eine ungewöhnliche Unruhe an den Thieren; sie laufen mit hochgehaltenem Kopfe hin und her und stampfen mit den Füßen, wobei eine zitternde Bewegung des ganzen Körpers, namentlich aber des Kopfes, bemerkbar ist. Allmählig stellt sich Schwäche im Hintertheile ein, die Angst und Schreckhaftigkeit nimmt zu und die Bewegung der Hinterfüße ist wie beim Gahntritt der Pferde, so daß ein schwacher Druck auf das Kreuz genügt, um das Thier zu Boden zu werfen. Die Wöde auf dem Rücken wird blässer und manche Thiere laufen häufig im Trabe, daher der Name Traberkrankheit. Im weiteren Verlaufe der Krankheit stellt sich ein Zucken ein, wodurch die Thiere veranlaßt werden, sich mit dem Hintertheile an allen Gegenständen, in deren Nähe sie kommen, zu reiben, und in Folge dessen sie auch Schwanz, Hintersehenkel und Lenden an sich und zu heftig mit den Zähnen benagen oder begnabern, so daß diese Körpertheile nicht nur von Wöde ganz entblößt, sondern sogar blutrünstig und bis tief in das Fleisch hinein verletzt werden. Die Schleimhäute werden blaß, das Atmen wird beschwerlich, weil die Nasenlöcher durch Schleim verstopft sind. Endlich tritt Durchfall dazu und nach zwei bis sechs Monaten nach dem Anfange der Krankheit erfolgt der Tod. Am besten schlachtet man die kranken Schafe sogleich, weil Heilung unmöglich ist. Man kann aber der Krankheit vorbeugen, wenn man die Wöde weder

zu früh, noch öfter als einen Tag um den andern zum Bespringen verwendet. Hatten die Schafe im Sommer eine magere Weide, so darf man sie im Winter nicht zu kräftig füttern; wurden sie im Winter dürrig gefüttert, so dürfen sie im Anfange des Weidens nicht auf zu üppige Weiden kommen. Zu üppige Sommerweide muß man unter allen Umständen vermeiden. Auch muß man sich hüten, Böde und Mutterlache aus Heerden zu laufen, in welchen die Gnußberkrankheit herrscht. Gut ist es, die Thiere in nicht zu jugendlichem Zustande zur Zucht zu benutzen und jedem Lamm wöchentlich ein Mal ½ Loth Gnußberfalg zu geben. Diese Gabe steigert man von Woche zu Woche, bis sie zu 1 Loth angewachsen ist. Mit dieser Gabe fährt man fort, bis das Thier sein zweites Lebensjahr erreicht hat. Die Homöopathie wendet beim Ausbruch der Krankheit *Acidum sulphuricum* wöchentlich 3—4 Mal, jedesmal eine Gabe, an.

(Dr. W. Löbe.)

GNÜGE (Friedrich Andreas Gottlieb), geb. am 26. Nov. 1712 zu Jena, wo sein Vater, Johann Christian Gnüge, Genethirolasseffor und Prediger an der St. Michaeliskirche war, erhielt eine sorgfältige Erziehung durch Hauslehrer. Dem Professor Reusch, der damals noch Rektor an der Stadtschule war, verdankte Gnüge, als er diese Lehranstalt besuchte, den größten Theil seiner Elementarbildung. In den alten Sprachen hatte er so gründliche Kenntnisse erlangt, daß er in seinem 18. Jahre (1730) seine akademische Laufbahn in seiner Vaterstadt eröffnen konnte. Neben der Jurisprudenz, die er zu seinem künftigen Berufe erwählt hatte, beschäftigten ihn philosophische und historische Studien. Außer Reusch waren Kromayer, Erpbüch, Struv, Brunnaque, Engun, Hertel u. A. seine vorzüglichsten Lehrer. Als Respondent verteidigte Gnüge 1736 die Dissertation des Professors Engun: *De iuribus Pontium Regiorum*. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich um diese Zeit nach Leipzig, wo er sich bei den Appellationsträthen Baudis und Bauer in der juristischen Praxis übte. Ungefähr anderthalb Jahre währte sein Aufenthalt in Leipzig. Er kehrte wieder nach Jena zurück, wo er unter Duber's Vorzug seine Dissertation: *De iure retractus gentili in Germania origine* (Jenae 1738. 4.) öffentlich verteidigte und sich dadurch den Grad eines Doctors beider Rechte erwarb. Er hielt seitdem juristische Vorlesungen, die er mit dem Programme: *De matrimonio tutoris vel curatoris cum pupilla vel adulta contracto* (Jenae 1738. 4.) eröffnete. Im J. 1748 ward er zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Seinem Verdrusse widmete er sich seitdem mit großem Eifer, so daß ihm wenig Zeit blieb zu literarischen Arbeiten, zu denen er, seinen Kenntnissen nach, wohl befähigt gewesen wäre. Zunächst für die akademische Jugend schrieb er ein 1750 zu Jena gebenedictes Werk unter dem Titel: „Gründliche Anleitung zum Kriegsrechte, aus den verschiedenen Kriegsgattungen, wie auch berühmter Männer Schriften, in einer natürlichen Ordnung zusammengetragen und zum Gebrauch seiner Zuhörer, als auch Anreder, die mit der Zeit Richter, Auditor oder Beisitzer

in Kriegsgerichten abzugeben gedenken.“ Er starb zu Jena am 25. Febr. 1756 *).

(Heinrich Döring.)

GOA, portugiesisches Gouvernement in Vorderindien und Haupttheil sämmtlicher portugiesischen Besitzungen in Asien. Das Gouvernement umfaßt die Provinzen Salsette und Bardes bis an den Bonhulo, das Umergouvernement Damann und Diu mit der Factorie zu Surat, 220 Meilen und 440,000 Einwohner.

Die Insel Goa an der Küste Malabar, vor der Eroberung durch die Portugiesen Tisfuri genannt und von einem arabischen Volkstamme bewohnt, hat einen der geräumigsten Häfen der Welt und ist seit 1569 Sitz des Oberbefehlshabers der portugiesischen Besitzungen in Indien und des Erzbischofs für die asiatischen Länder, der den Titel Primas von Indien führt. Der durch Thürme und Bastelle geschützte Hafen wird in der Regenzeit vom Juni bis October oft durch die Landfluthen verschlammmt. Dann müssen die von Europa kommenden Schiffe in einen angrenzenden Hafen einlaufen, welcher durch einen Canal gebildet wird, der Goa von Salsette scheidet.

Die gleichnamige Stadt Goa auf der Insel an dem Flusse Mandavira, unter 15° 29' 30" nördl. Br. und 71° 33' 6" östl. L. von Paris, gehörte früher zu den bedeutendsten und schönsten Städten. Als von Albuquerque ertrifft dieselbe im J. 1508 (1510?) ihrem Beherrscher Sidalcan, einem Vasallen des Königs von Decan, um einen bequemen Mittelpunkt für die portugiesische Herrschaft in Indien zu haben. Sidalcan aber belagerte die Portugiesen mit einem Heere von 60,000 Mann, Albuquerque mußte die Stadt räumen und auf seine Schiffe flüchten, eroberte sie aber am 25. Nov. 1510 zum zweiten Male und traf nun alle Anstalten, sie zum Hauptst. der portugiesischen Macht in Indien zu machen. Er legte Festungswerke an und setzte, um das Volk zu gewinnen, den an Sidalcan gezahlten Tribut herab. Goa wurde nun bald der Schlüssel zum ganzen Handel von Indien und der vornehmste Markt für die Indianer und dadurch reich und reich. Freilich litt die Stadt Mangel an frischem Wasser, das vom Festlande hinfingelschafft werden muß, und an einer sehr ungesunden Luft. Mit der Ausbreitung der Macht der Holländer und Engländer kam Goa in Verfall, und als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, verließen die meisten Portugiesen die Stadt und legten Neu-Goa an. Jetzt ist die einst blühende Stadt verödet, die noch übrig gebliebenen 200 Einwohner (im 16. Jahrh. 200,000) sind ein Gemisch von Portugiesen und Neri, d. i. Abkömmlingen von portugiesischen Männern und indischen Weibern. Jetzt sind die einzigen noch gut erhaltenen Gebäude der alten Stadt die Kirche des

heiligen Cajetan, des Petrus und Dominicus, das Augustinerkloster und der prächtige Inquisitionspalast.

Neu-Goa oder Villa nova de Goa oder Pandjim (Pendjim) wurde 1/4 Meile unterhalb des alten Goa an der Mündung des Mandavira angelegt. Die Stadt ist gut gebaut und faßt die ganze Einwohnerzahl von Alt-Goa hat sich in ihr niedergelassen. Sie hat schon über 20,000 Einwohner, einen guten Hafen, sehr ausgedehnten Handel, ist die Residenz des Vicerönig und obersten Gerichtshofes für Asien und des portugiesischen Ozeanien. Der Erzbischof, Primas von Indien, residirt jetzt in der kleinen Stadt San Pedro, welches durch eine 1/4 Meile lange Chaussee mit Pandjim verbunden ist.

Goa fiel 1807 in die Gewalt der Engländer, wurde aber nach dem allgemeinen Frieden zurückgegeben. Die schauerhafte Inquisition wurde 1815 aufgehoben und die Papiere derselben verbrannt. Im J. 1828 erklärte sich die Colonie für die Königin Maria.

(H. E. Hössler.)

GOAD (Thomas), ein englischer Theolog, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien in Harter zu Gießen in der Gesellschaft Sussell und bald darauf Sängers an der Paulskirche zu London. Da ihm jedoch der Kirchendienst nicht zusagte, so wandte er sich mehr der theorettischen Theologie zu und erhielt, nachdem er sich die Doctorwürde erworben, eine Professur. Als John Hales, englischer Gesandtschaftsprediger im Haag, sich von der Verpflichtung, der dortigen Synode (s. d. Art.), deren Handlungen seiner Uebersetzung nicht entsprachen, beurlauben entbieten ließ, trat Goad auf Befehl des Königs Jacob I. an seine Stelle und wurde am 17. Jan. 1619 feierlich eingeführt. Obgleich er die Gesinnungen seines Vorgängers theilte und auch wiederholt die holländischen Theologen ermahnte, gegen die Remonstranten, über deren Lehren die Synode verhandelte, glimpflicher zu verfahren, so stimmte er doch nicht nur mit ihnen, sondern unterschrieb auch die Beschlüsse der Synode und trug dadurch zur Verurtheilung der Remonstranten bei. Nach seiner Zurückkunft nach England bekannte er sich aber offen zu den Ansichten derselben und vertheilte mit großem Eifer die auf der Synode verworfenen Sätze. Er starb im August 1638 und hinterließ trotz vieler Zweideutigkeit den Ruf eines sehr gelehrten und verdienstvollen Theologen *).

(Ph. H. Kallb.)

GOAD (John), englischer Philolog und Astronom, am 15. Febr. 1615 zu London geboren, widmete sich, nachdem er seine Vorstudien an der Merchant-Taylor's-Schule zu London gemacht hatte, auf der Universität zu Oxford der Theologie und Philologie und erhielt seine erste Anstellung als Hilfslehrer an dem St. Johns-Kollegium daselbst. Im J. 1643 wurde er Vicar an der Negativkirche in derselben Stadt und im J. 1644 Pfarrer zu Barnston; da ihn aber das geistliche Amt weniger zusagte, als das Unterrichtswesen, und er sich um eine Anstellung in diesem Fache bemühte, so wurde er im J. 1661 zum

*) F. vgl. Weidlich's Geschichte der jesuitischen Missionen etc. I. Th. S. 294 fg. Abbelung's Norrb. und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Neufel's Verlass der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schiffsführer. 4. Bd. S. 237. Spangenberg's Handbuch der in Jena seit 500 Jahren verstorbenen Gelehrten S. 36.

*) L. Moreri, Grand dictionnaire historique a. b. v.

Lehrer an der Schule zu Tunbridge in der Grafschaft Kent ernannt, und später zum Director der Merchant-Taylors-Schule befördert. Nachdem er in dieser Stellung über 20 Jahre lang mit großem Eifer und mit dem besten Erfolge gewirkt hatte, erhielt er, weil er des Papiasmus verdächtig geworden war, seine Entlassung, worauf er eine Schule zu Westminster eröffnete und nach dem Regierungsantritte Jacob's II. (1684) sich offen zur katholischen Kirche bekannte. Er starb am 28. Oct. 1689 zu London. Unter seinen Schriften nehmen die astronomischen (Astro-Meteorologica, or aphorisms and discourses on the bodies celestial, their natures and influences. London 1686. fol. und Astro-Meteorologia sacra. London 1690. 4.) unstreitig die erste Stelle ein. Außer diesen sind noch anzu führen: *Genealogicum latinum* (London 1680. 8.) zum Gebrauche für Schölen, *Autodidactica*, or a practical vocabulary (London 1690. 8.) und *Declaration*, whether monarchies be the best form of government, in Richard's English Orator (London 1680. 8.). Goadby war jedenfalls einer der besten englischen Schulmänner des 17. Jahrh., und seine Schriften, welche freilich jetzt von neueren Leistungen in denselben Fächern weit übertroffen sind, fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, welchen sie auch durch die gründliche und umsichtige Behandlung des Stoffes und gewandte Darstellung verdienen *).

(Ph. H. Kieß.)

GOADBY (Robert), ein gelehrter englischer Buchdrucker und Buchhändler, im J. 1721 zu Sherborne in der Grafschaft Dorset geboren, genoss eine sehr sorgfältige Erziehung und betrieb deshalb während seines ganzen Lebens, obgleich ihn sein Geschäft sehr in Anspruch nahm, eine ganz besondere Vorliebe zu gelehrten Beschäftigungen. Vor Allem wandte er seine Aufmerksamkeit der Theologie zu, wobei sein Streben hauptsächlich darauf gerichtet war, die grossartige Religion mit der Vernunft in Einklang zu bringen; die Ergebnisse seiner Studien legte er in mehreren kleinen Versuchen, hauptsächlich aber in seiner weitläufigen Erklärung der heiligen Schrift (Illustration of the Scripture. Sherborne 1759. fol. 3 Voll.) nieder, welche in kurzen mehrer Auflagen erlebte und bei den Laien großen Beifall fand, von den strengen Theologen aber vielfach missbilligt und sogar angefochten wurde. Jedemfalls verdient dieser Commentar, welcher auch in der englischen Literatur als der erste lezbare für Laien gelten muss, durch den ihn durchdringenden sittlichen Ernst und durch das überall festhaltende Bestreben, den religiösen Sinn zu wecken und zu nähren, große Anerkennung. Die politische Freiheit verteidigte Goadby eben so eifrig, wie die religiöse bei jeder Gelegenheit, theils in gut geschriebenen Broschüren, theils in dem sehr warmen Vortrage, einer von ihm gegründeten Zeitschrift, welche sich einer großen Verbreitung erfreute. Er starb am 12. Aug. 1778 in seiner Geburtsstadt.

*) Joh. Chr. Wierling, Geschichte und Begründungen zu Chr. Goadby's Schriftentziffern. 2. Bd. S. 1495. Biographie générale. Tom. XX. p. 859.

Seine Erklärung der Bibel wird jetzt noch in vielen englischen Familien gelesen, seine übrigen Schriften aber (unter welchen The Universe displayed und The Life of Bamfylde Moore Carew, the King of the beggars die vorzüglichsten sein dürften) sind jetzt vergessen *).

(Ph. H. Kieß.)

GOAR, ein König der Alanen, welcher, wie es scheint, zu seiner Zeit auf die politischen Verhältnisse Galliens einen nicht unbedeutenden Einfluss übte, über dessen Leben und Thaten aber nur Unzulänglichkeiten zu ermitteln ist. Unter den deutschen Völkern, welche, wie man glaubt, auf die Einladung Stilicho's, der seinen Eidam, den Kaiser Honorius vom Throne zu stürzen und seinen Sohn Eudox auf denselben zu erheben beabsichtigte *), sich im J. 406 über den Rhein nach Gallien ergossen und ihren Weg durch die Zerstörung der blühenden Städte an den Ufern dieses Stromes bezeichneten, befanden sich auch die Alanen, geführt von ihren beiden Königen oder Hauptlingen Goar und Rispendial. Goar, welcher den Vertrag führte, schlug sich nach seiner Ankunft in Gallien zu den Römern, Rispendial aber zog, nachdem er einen schweren Kampf gegen die Franken bestanden und sich tapfer durchgeschlagen hatte, mit den Bandolen, welche zu derselben Zeit unter ihrem Könige Godegisel über den Rhein gegangen waren, und ohne die Hilfe der Alanen vor den Franken vernichtet worden wären, durch Gallien und drang im J. 409 mit ihnen in Spanien ein *). Goar war in Gallien geblieben, wo er im J. 411 in Verbindung mit Günther, dem Könige der Burgundionen, den Jovianus, einen Gallen von edelm Geschlechte, bewog, sich in Mainz zum Gegenkaiser auszurufen zu lassen. Jovianus ermächtigte sich besonders mit Hilfe der Alanen eines großen Theiles von Gallien, fand aber an Aetius, dem Könige der Westgothen, welcher sich mit dem Kaiser Honorius verständigt und ihm versprochen hatte, ihn von dem Kaiser zu befreien, einen erbitterten Gegner *). Aetius zog gegen ihn zu Felde, besam ihn in seine Gewalt und liess ihm den Kopf abschlagen (413), mit den Alanen und Burgundionen aber schloss er Römer Frieden und überliess ihnen ein grosses Stück Land, das heutige Elsass, unter der Bedingung, dass sie die Gothen nicht bei ihren Angriffen auf die Provinzen des römischen

*) St. G. Gsell, Geschichte, Historisch-kritische Landesk. 2. Bd. 2. Th. S. 93 fg. Biographie générale. Tom. XX. p. 859.

1) Orosius, Hist. l. VII. c. 38. 40. 2) Ripendial, rex Alanorum, Goaro ad Romanos transgresso de Rheno agmen suorum convertit, Vandalis Francorum bello laborantibus, Godegello rege absumpto, acie viginti ferme milibus ferro percussis, cunctis Vandalorum ad intercomenionem delentis, et Alanorum vis in tempore subvenisset. Der Historiker Ananus Proharius Trigridus berichtet dies in einer von Gregorius von Tours (Hist. Franc. l. II. c. 9) angeführten Stelle; vergl. Idacius, Chron. ad ann. 408. 3) Improbis et Mordacibus regibus Negandis sunt exoribis Indis rex Alanus et Burgundiones, de obsequio Imperatoris ad Romanos reversi, regibus drevoribus. Olympiodorus bei Photus Cod. 80. Frigidus bei Gregor von Tours l. a.

Reiches unterstützen sollten'). Nichtsdestoweniger finden wir schon im folgenden Jahre (414) Goar mit seinen Ananen im Lager der Gothen, welche Valatä (Vasas in Gascogne) belagern. Die Belagerten befanden sich, da nur eine schwache römische Besatzung in der Stadt lag, bereits in großer Verdrängniß, als Paulinus, ein nach Vasas geschickter edler Aquitanier, sich bei Nacht in das Lager der Ananen schlich, deren König Goar er kannte, und um Erlaubniß bat, mit den Seinigen zu ihm zu flüchten. Goar bewilligte, daß er nicht, ohne bei den Gothen, die ihn wider seinen Willen an dem Kriege Theil zu nehmen gezwungen hätten, Argwohn zu erregen, seinem Begehren entsprechen könne; wollten aber die Einwohner von Vasas ihn mit seinem Heere einziehen lassen, so würde er sie gegen die Gothen schützen. Paulinus übernahm die Ausrichtung dieses Antrags, welcher angenommen ward. Goar übergab den Römern seine Gemahlin und seinen Sohn als Geisel; man ließ ihn einziehen und die Gothen hoben die Belagerung auf'). Die späteren Schicksale Goar's sind völlig unbekannt, als aber später (436) die Burgundionen, nachdem ein großer Theil derselben im Kampfe gegen die Römer gefallen war, von diesen noch dem heiligen Savoren verschickt wurden, wanderten auch die mit ihnen verbündeten Ananen fort und erbielten Wohnsitze in der Umgegend der Stadt Valence. Der um diese Zeit über sie herrschende König hieß Sambida und man darf wohl annehmen, daß er der Sohn und Nachfolger Goar's war').

GOAR, St. (Heiliger). Die älteste und erhaltene Lebensbeschreibung des Heiligen, aus der viele spätere gezogen sind, ist die bei Mabillon in den Actis SS. O. B. und den Vollandischen nach mehreren Handschriften mitgetheilte. Wenn sie, wie zu vermuthen, unter den vetustis et perantiquis exemplaribus zu verstehen, welche Wandelbert als seine Quellen nennt, so dürfte sie einen noch an Goar's Zeitalter reichenden Verfasser haben. Wandelbert, Mönch zu Prüm um 840, schrieb auf Befehl seines Abtes Ratward *De vita et miraculis S. Goari Presbyteri* in zwei Büchern, deren erstes das Leben des Heiligen behandelt. (Abgedruckt bei Surius ad 6. Jul. Mabillon, Acta SS. O. B. II. p. 269 sq. In die Acta Sanctorum Jul. Tom. II. p. 337 sq. zum Theil aufgenommen.) Zu diesen Hauptquellen gesellen sich gelegentliche Erwähnungen bei mittelalterlichen Autoren, besonders die alten Martyrologien. Unter den Hülfschriften werden immer *Broueri Antiquitates et Annales* eine Hauptstelle einnehmen. Zu nennen sind dann noch Eginart in dem zweiten Theile der *Annales Francorum*, Mabillon in seinen die Geschichte des Benedictinerordens betreffenden Werken, die *Acta Sanctorum Jul. Tom. II. p. 327—346*. Binfeldmann in seiner „Heiligen Beschreibung“, A. Grebel, Das

Schloß und die Gegend Rheinfels (St. Goar 1844.), Reitzberg, Kirchengeschichte Deutschlands I. S. 464 fg. v. Stramberg's trefflicher Reuer Rheinischer Antiquariats ist leider noch nicht bis St. Goar vorgerückt (s. den folg. Art.).

Wir geben zuvörderst einen Auszug aus der erwähnten ältesten Vita und nehmen auf Späteres in den Anmerkungen Rücksicht.

Als Hilobert, Hilobwig's Sohn, König der Franken war, lebte in Aquitanien ein frommer und heiliger Mann mit Namen Goar. Seine Aeltern hießen Georgius und Valeria. Dieser Goar nun wanderte an den Rhein') in die Gegend der trierischen Stadt Wesel, wo das Flüschen Werica in den Rhein fließt. Dort baute er sich mit Vermittlung des trierischen Bischofs Felicius') eine mit gar vielen Reliquien ausgezeigte Zelle') und diente dort dem Herrn mit Beten und Fasten und allen frommen Uebungen. Den Heiden ringsum predigte er das Evangelium. Die Fremdlinge und Pilger nahm er gastfrei auf'). Des Teufels Reid ward wider den Heiligen gescheit. Zwei Männer von Trier, Albinus und Adalwinus, kamen in böser Absicht in Goar's Einsamkeit, sahen ihn früh die Messe feiern, darauf nach seiner Weise Fremde drohreiben und mit ihnen frohlich sein; nun versagten sie ihn bei dem Bischofe Ruficius: schon frühe am Tage gebe er sich der Wöllerei hin. Ueberhaupt gereiche sein ganzes Treiben der Dürche Trier nur zur Unehre. Der geküßte Ruficius sandte die Ankläger mit dem Befehle zurück, Goar nach Trier vor ihn zu führen. Der Heilige nahm die tückischen Leute, welche ihm die wahre Sachlage verhehlen und nur mittheilen, daß der Bischof mit ihm reden wolle, wieder gastfreundlich auf; als aber wieder Fremde und Arme an Goar's Thüre Gaben empfingen, brach die geküßte Gefinnung der bösen Gäste in harten Tadel aus. Nun zogen die Drei nach Trier, aber unterwegs

1) Nachdem er, wie Rabanus sagt, die Driesterweide empfingen. Unsere Vita erwähnt dies nicht ausdrücklich, legt aber Nachdruck darauf, da sowohl der Gallier der Heilige erwähnt wird. 2) Da sein Bischof dieses Namens auf dem Tufel von Trier vorkommt, so ist Brower's Conjectur Fideles um so mehr gut zu heißen, als der etra genannte um 619 lebte, also ein Zeitgenosse Hilobert's war. 3) Nach Brower der Jungfrau Maria geweiht. Wie die am Schlosse des Rittersfeld angesehene Gegend heißt: „Ufere des Rittersfeld rauen Heiligenwälden hat St. Goar geweiht und gelobt. Da grub er sich sein Bett mit frommen Sünden In dem Rhein. von Uesen grün umweht.“ In der That zeigt man zwischen St. Goar und Oberwesel am Rhein einen Resten mit einer vierseitigen Umfassung, welche das Bett des heiligen Goar genannt wird. 4) Nach späterer Gehaltung der Legende nahm sich Goar besonders der Schiffbrüchigen an. „Als das Ugl in seinen Rheinischen Schicksalen von Goar“, St. Goarhausen und St. Goar am Rhein haben ihre Namen, und letztere seine Uebersetzung dem heiligen Goar zu verdanken, welcher im J. 576 in diesem weiden Rheinische seine Zelle aufschlug, um die bei der Flucht (s. bei) eine am Uferliß sich durch den Rhein hingehende Brücke von Schiffbrüchigen zu retten und den armen Seelen zu helfen das Wort Gottes zu predigen. Wie ein armer Johannes in der Wüste, sah er unter diesen gemüthlichen Leuten und verführte ihnen das Evangelium, indem die Männer in ihren kleinen Rähnen auf die Fische lauerten und die Weiber mit ihren Kindern die Fische fischten.“

4) Prosper Aquitan. Chron. ad ann. 413. 5) So erzählt Paulinus, ein Enkel des bekannten Dichters Nazonius, in seinem Gedichte Gudardischke v. 343 seq. 6) Westg. Prinz. v. P. 3. nan. Teutische Reiser und Reiche. S. 665 fg.

strafe der Herr Albuln und Adalwin mit so peinlichem Hunger und Durst, daß sie sich schon halbtodt fühlten und der Eue vom Kofte sank. Da rief Goar drei Hirschfüße, die sich ihnen plötzlich zeigten, heran, meiste sie und entließ sie dann wieder in den Wald. Nun beschlich Goar die Glieder der Lechenden mit Milch; sogleich fühlten sie sich wie neu geboren und fanden nun auch in den Eäden, wo sie eben Nichts gefunden, wieder Brod, und der kurz vorher magerste Born war wieder gefüllt. So kamen sie nach Triers und die stürmenden Anflager berichteten dem Rusticus, was geschehen war. Der zweifelte aber noch immer: man müsse untersuchen, ob hier Gottes- oder Teufelswerk vorliege. So trat denn Goar in die bischöfliche Halle, und da er nicht sah, wo er seine Kappe lassen sollte, hing er sie an den durch das Fenster fallenden Sonnenhalm. Aber noch immer, auch nach Goar's feierlicher Verbrennung, daß er kein Teufelswerk treibe, und nur aus Liebe mit den Fremden gegessen und getrunken habe, zweifelte der Bischof. Da wurde ein ausgelegtes Kind von drei Tagen vor ihn gebracht, und er besah dem Heiligen, zum Beweise seiner Unschuld, die Keitern des Kindes zu nennen. Und als Goar inbrünstig gebetet, sprach plötzlich der Säugling: „Bischof Rusticus ist mein Vater und Alasia (Alavia) meine Mutter!“ Da fiel Rusticus dem Heiligen zu Füßen, und dieser ermunterte ihn in einbringlichen Worten zur Buße und versprach ihm, in brüderlicher Liebe selbst sieben Jahre in Verbannung für ihn hinzubringen¹⁾. Der Ruf dieser Geschichte war auch zu dem Könige Siegebert gedrungen. Er ließ den Heiligen zu sich kommen, und wollte ihn selbst nach des Volkes Verlangen an des Rusticus Statt auf den Stuhl von Triers erheben. Goar weigerte sich und mahnte den König zur Vergebung, und da er Nichts ausdrückte, bat er, ihn jetzt wieder zu seiner Zelle zu entlassen. Der König gab es zu, aber nach zwanzig Tagen sollte er wieder in Weg sein, um die Bischofsweihe zu empfangen. Die Gebete des Heiligen erwirkten aber; daß Siegebert erst nach sieben Jahren²⁾ wieder seiner gedachte. Da fanden ihn Abgesandte des Königs so krank, daß er nicht zu reisen vermochte; doch ließ er Siegebert bitten, ihm, wenn er zum Sterben käme, die Priester Agrippinus und Eusebius zu senden, die sollten ihn begraben. Und so geschah es nach drei Jahren und drei Monaten. Da fiel Goar wieder in ein heftiges Fieber und entschlief im guten Alter und im Frieden am sechsten Tage des Jutius. Die genannten Männer und viele andere Priester

5) Diese Vorfälle werden in den Acten des heiligen Brenian rich mit Schonung angebeut. So im Freiburger: „Dens ejus innocenciam probavit non sine confusione calumniantium et rubore Episcopi temore creduli.“ Die Wunder von den Hirschfüßen, dem Sonnenstrahle und dem redenden Kinde werden mit (der oft zu wenig anerkannten) Vorbehalt gar nicht erwähnt. Das redende Kind erinnert lebhaft an Aehnliches in der Legende des heiligen Briceas. Die Benutzung der Sonnenstrahlen tritt in den Legenden der heiligen Aretburga, Milburga, Gwelia, Anguande n. A. auf. Vergl. Wenzel, Christliche Symbolik II. S. 394. 6) Als Rusticus, wie Broner berichtet, sich weigerte, sein Bischofsamt weiterhin zu verwalten.

begruben ihn grade an der Stelle, wo die Wirtin in den Rhein fließt. Gott aber verherrlichte sein Grab durch Wundergehehn³⁾.

Zu dieser ältesten Vita S. Goari treten dann die beiden Martyrologien des Beda und Rabanus. Wog die durchgängige Authentie der ersten noch so angezweifelt sein, die Stelle über Goar verräth Simplicität und Irrth: „Depositio B. Goaris Confessoris, qui in provincia Aquitaniae ortus temporibus Childberti Regis Francorum statim ab infantia verus cultor Dei fuit. Hic postmodum ibi Presbyter consecratus patriam parentesco deseruit; et in provincia, quae ripis Rheni luvinis contigua Trichoria nuncupatur, atque ad dioccesin pertinet Trevirorum, Deo libere servire dalegit usque in finem vitae suae.“ Rabanus stimmt (bis auf die Zahl der Hirschfüße) ganz mit der alten Vita. Nach einer fast ganz mit Beda stimmenden Stelle heißt es: „Hic hospitalis multum fuit et largus in pauperes, et Deo in sacris missis et psalmodiis instanter quotidie serviebat. Fecit enim mirabilia multa in vita sua: hoc est, cervam imperio suo stare fecit, ut quidam lassus ab ea lactis potum acciperet. Dehinc ad Rusticum Episcopum Trevirensem advocatus venit, ibique super solis radium per fenestram micantem, ignoraans quod solis radius esset, cappam suam projecit. Quod cum multi magicæ arti deputassent, coram Episcopo positus juxta jussionem ejus parvum puerum, hoc est trium dierum ætate, loqui fecit, et patrem suum cum matre, quæ esset, pascific; sicque memoratus Episcopus in scelere suo notatus, poenitentiam accepit; et prædictus vir sanctus ad locum suum rediens in pace vitam finivit.“ Noter's Martyrologium hat bei Goar eine Lücke; es erzählt die Beschämung des Rusticus, und die Worte: magnus es, quia mane comedis, cervas mulges, vestem de radio solis appendis — erinnern an die fast ebenso lautende Stelle der alten Vita⁴⁾.

7) Da der Chronologie folgen wie Broner und den Vellandissen, welche unter dem hier erwählten Siegebert I. Chlotar's Sohn, verleben, welcher 575 starb. Daß er in der alten Vita rex Francorum genannt wird, hat um so weniger etwas Auffallendes, als die aucthorität Hauptstadt Metz später ausdrücklich genannt wird. Mit dieser Annahme stimmt auch am besten die Specialgeschichte von Triers. Goime, Paillet. Mobilien versehen unter Childebert (unter dem Goar als Rantianen wanderte) Childebert II. (gest 596) und müssen dann den illius Clodovari ganz willkürlich in prompsse Clodovari deuten. Siehebert ist thann der dritte König dieses Namens. Garstner's Sohn. Goar's Tod steht darnach etwa in das Jahr 647 oder 649. Die oben bezeichnete Ordnung vermag auch nicht der Umstand amproben, daß Siegebert sub anno 600 ihrschit: „S. Goar virens ex Aquitania claret in Gallia.“ und eine Handschrift in Utrecht noch genauer bestimmt: „Anno Marcellii imperatoris decimo septimo S. Goar virens ex Aquitania claret in Gallia.“ Auch in der Hauptstadt von St. Goar stand zu Windelmann's Zeiten: „S. Goar monachus Gallus obijt DCXL.“ 8) Das in den Martyrologien erwähnte Trichoria soll (reig — zogen) den dreifachen Randstich beuten, der zwischen den jasmeneureichenden Strömen Rhein und Mosel liegt. Vgl. Marbas: „In pago Maginensi S. Goaris Presbyteri et Confessoris.“ In einem Geter des Abbi: „In pago Threiti-

Oder wir weiter gehen, wollen wir darauf aufmerksam machen, daß diese älteste Legende des heiligen Goar in der That viele Spuren eines hohen Altershums trägt. Die Dreizahl, die drei Hirschkühe, die drei Tage, welche das Bischofskind gelebt, erinnern den Heiligen an die Trinität und weisen in eine Zeit, wo sich gerade um diese Lehre noch das christliche Denken in anderer Weise als um seinen Mittelpunkt bewegte, denn späterhin. Die anfängliche wie es scheint gar lose Stellung des heiligen Hirschküfers zur Ansicht des trierischen Bischofs, die eigenthümliche Mischung von Aisse und dienender Gastfreundschaft, die Ausprägung der Messe am Freitage — dies und noch Anderes trägt den Stempel alchristlicher Zeit.

Wir haben unsere Ansicht an dieser Stelle gegen Retberg, Kirchengeschichte Deutschlands I. S. 462, 481 fg., zu vertheidigen, der uns viel zu rasch über jene Frage abzuurtheilen scheint. Der ganze Charakter der Beweisführung wird schon dadurch bezeichnet, daß jene alte Vita dem Verfasser nur „als Apologie der Tafelfreuden erscheint, denen sich der harmlose Goar mit rheinischer Gemüthlichkeit ergeben hat“ (S. 481), eine Auffassung, die dem Verfasser sozusagt, daß er auf der folgenden Seite wiederholt, es sei des Legendenhüdes Abicht, „heiliger Tafelfreuden gegen böswillige Aisset zu vertreten.“ Die Legende ist „chronologisch unmöglich“ denn der Bischof Rulficus kann in der Bischofsreihe des 6. Jahrh., „die hier durchaus geschlossen ist“, nicht untergebracht werden, da Abrunculus als unmittelbarer Vorgänger des Nicetius genannt wird. „Auch die Auskunft ist abzuweisen, daß Rulficus wegen seines von Gott aufgedeckten Fehltrittes und siebenjähriger Buße etwa nur kurze Zeit den Stuhl inne gehabt, und sehr bald den Magnerich zum Nachfolger erhalten habe; die Acten Goar's lassen ja den Stuhl sieben Jahre vacant sein.“ — Will man den Acten Goar's dennoch eine relative Glaubwürdigkeit zusprechen, so sind im trierischen Kataloge Rufen genug, um einen Rulficus aufzunehmen; nur während des 6. Jahrh. geht es nicht. Sollte aber nicht etwa der Name Rulficus gradezu erdichtet sein, um die hieraltliche Nothwendigkeit gegenüber der Gutwährigkeit Goar's zu personifizieren? Die Worte Retberg's lassen Jeden erwarten, daß wir einen geschichtlich sichern und unanfechtbaren Katalog der trierischen Bischöfe für das 6. Jahrh. besitzen. Dem ist aber durchaus nicht so. Die gründlichen Prolegomena von G. Waig in den Gesta Trevirorum (Perts, Monum. X, 111 seq.) machen es leider auch Neue klar, daß wir eine historisch sichere Aufzählung der alten trierischen Bischöfe nicht besitzen,

renst. *Mabilon*, Ann. Bened. I. p. 408. „Apud omnes nunc sancti Goaris titulus est Presbyteri, pro more illorum temporum, quibus post episcopum nomen illustrior nullus ne quidem abbatu titulus merito censebatur.“

9) Eine Behauptung, für die ich in jener alten Vita keinen Grund finde. Der Heilige erstleht ja vor Siebert: „Melius est mihi mori quam super Episcopum adhuc viventem ministerium illius accipere.“ Erk nach sieben Jahren, als Rulficus gestorben sein mag, denit der König wieder darauf, Goar zum Bischofe von Trier zu machen.

daß über der alten Geschichte des Erstlehtes ein wol kaum aufzuhellendes Dunkel schwebt. Wie Retberg bemerkt, sind wir zur Ermittlung der Bischofsreihe vornehmlich auf die ältesten Kataloge hingewiesen; aber der durch dieselben ist etwa erst aus dem 11. Jahrh., und es gilt von ihnen allen, was Waig a. a. D. p. 115 über die trierischen Historiographen jener Zeit bemerkt: „Quotquot vitas illas composuerunt, certo duce in archiepiscoporum tempore, ordine et gestis exponendis destituti erant; omnes id unum agebant, ut ex paucis monumentis iisque saepe dubiis et falsis, ex libris externis, ex traditione incerta ea colligerent quae praesulum ecclesiis fundatis eorumque nomine inscriptis celeberrimorum historiarum quodammodo illustrare possent.“ Wenn man jenen unsichern Documenten des 11. Jahrh. die Vita des Goar gegenüberstellt, welche auch Retberg, „obgleich die Schreibung nicht auf merowingische Zeit deutet“, nicht später als in das 9. Jahrh. zu setzen wagt und diese jenen Rulficus einschleibt; wenn der mit trierischen Verhältnissen wohl vertraute Wandelbert im 9. Jahrh. dieser Vita nachschreibt; wenn Rabanus, auch ein Mann des 9. Jahrh., dem Rulficus in seinem Martyrologium einen Platz gönnt, und endlich die liturgische Tradition der trierischen Kirche seiner mit offenkundiger Anspielung auf seinen Fall gedacht, — so wird es jenen unsicheren Schriften des 11. Jahrh. gegenüber nicht fühlbar laubig sein, an die Erstleht der Rulficus zu glauben, und für ihn einen Platz in der durchaus nicht so geschlossenen Reihe um so mehr zu suchen, als selbst die sichersten jener Kataloge nicht einmal völlig übereinstimmen. Und wenn nun, nach Retberg's eigener Angabe, der älteste Katalog so zählt: Gibicus, Abrunculus, Rulficus, Nicetius, so ist es zwar richtig, daß Rulficus nicht wohl vor Nicetius gesetzt werden kann; aber auf der anderen Seite stehen die berühmtesten Traditionen über Nicetius und den unmittelbaren Nachfolger Magnericus nicht so unbedenklich fest, daß von ihnen aus mit der Sicherheit Retberg's gegen Zeugnisse des 11. Jahrh. argumentirt werden dürfte.“

10) XIV. Oct. Commemoratio S. Rustici Episcopi et Confessoris: „Dene, qui culpa offenderis, poenitentia placaris; tibus quassamus, ut beati Rustici Confessoris tui atque Pontificis poenitentiam imitantes peccatorum nostrorum indulgentiam consequamur.“ 11) Hoch ject ist nicht von Oben her zu setzen, was der gründliche Broder a. a. D. I. S. 394 die diese Stillschreibung schreibt: „Et (Nicetius), licet vulgo successorum suggerant Magnericum, nos tamen constanti hac fressi, rursus sorie temporum, nudis sine ratione Pontificum indicibus amtori non possumus; quare et Magnerico Rusticum antecessorem praestantia placuit. Quippe Nicetium ab Theodorico primo Austrasorum Rege, ad Siebertum usque Ecclesiam hanc rexit, christianum est: inde vero persequens tentatam, Rustici totum Pontificatum annos perorator Sieberti Regis; quare ut ab ejus regni setate divelli poterit, cum praesentem Magnerico sederit diutius, quam ut Rusticum inter et Nicetium possit interjici; et tamen, cum Siebertus Rege jungi Rusticus debet, ut turbatum prorsus et ipsius volumus, et universum B. Goariae presbyteri memoriam. Habeat forte, quo scdm morem historiis, qui Venantium Fortunatum nominant, facere Magnericum Nicetii magistri successorem, cui quidem, scdm

Wir leben nun zu Goar's „gloria posthuma“
jurat.

Zu dem Grabe des heiligen Goar kamen bald viele
Wallfahrer und Pilger, und so entstand der Ort St.
Goar. Ein Collegium von Priestern war auch mit dazu
engesetzt, im Sinne des Heiligen Gastfreundschaft an
den Fremdlingen zu üben¹⁷⁾. Bei einer Reise des Abtes

ausbeiriet etiam Eberharius Abbas, Nicetio Magnericum in
ipsius vito memoria subrogans. Quam vellem de Magnerio
Episcopatus ortu progressuque scriptisat uberiori sui ille,
quippe temporibus illi quibus non propinquior. Sed cum ipse
nili minus memorabile promat, quod non ad Gregorium
Turonicum et alios ipso rotundiores revocari quos, legem ab
eo nobis imponi haud patitur. Quod itaque Fortunatus Magne-
ricum Nicetio Jungit, id ita capias licet, ut ascripto sermonis
genere, etiam intervallo seculum dilecto non negaverit; nam
discipulum, atque ex ipsius Nicetii echoia profectum, aetius
etiam ad summum id pervenisse fastigium quod vetat? Jam,
si verum est, quod provinciales tradunt historiae, Rusticom
abdicato sacerdotio, septem ipso annis incinsum, contractam
poenitentiam eluisse maculam; negari iterum non potest, ejus
Episcopatum, sive ab ipso statim Magnerico, sive quo alio
Episcopo provinciali administratum, et ob eam ipsam labem
admissi decoris in obscuro fuisse, atque ita recte etiam Ni-
cetio Magnericum, Rustico praeterito, publico dacti successorem.
Quamquam viro Rustico quatuordecim Trevis Episcopatum electum
diserte negat Wandobertus. Et vero Gregorius, qui Magne-
rico et sanctitas fuit et omni humanitatis officio conjunctus,
demum post Sigeberti tempora sub illius ejus Magnerici ce-
lebratissimi tum in Austrasia, res gestas ordit¹⁸⁾. In der That
ist es nicht zu lässlich, anzunehmen, daß Rusticus dem Nicetius
gefolgt sei, daß die Citation Goar's in die Zeit eines ersten sol-
chen Wandersfalls falle, daß während seiner Woge Wagnerich das
Bisthum verlor. Ders von einer Woge von sieben Jahren,
wie bemerkt, liegt in der alten Vita Rustici geschrieben. Wenn nun
nach Rusticus' Tode nicht Goar, sondern Wagnerich Bischof wurde,
so hätte Fortsetzung, wenn er ein genau Protokoll haltender
Chronist gewesen wäre, freilich den Nachstand genau ergäben
müssen. Der Dichter war es unter solchen Umständen durchaus
gestattet, den Namen Wagnerich an den gelehrten Nicetius unmit-
telbar zu knüpfen und zu legen:

Dum capis ille potum, tu capis aere locum etc.

12) R. Bogi in den „Rheinischen Sagen und Geschichten:“
„Diese fremde Verführung der Weisheit, die nicht weiter fratellia
von dem Rheinische Weile in einer Insighe fortgeht. Die Munde
behaubten, daß Karl der Große auch seinen andern Eckenwegen
den Kloster jährlich auch nach 20 Karl hinsetzte hat, um das
mit die Fremde mit Rheinland bewirken zu können. Sie gaben
ferner vor, daß der Kaiser jährlich angesichts Weile nie ausgehen
dürfte, so, daß sogar einmal, als der Bauer Keller des Krähens
am Rast offen gelassen, eine Spinne das Spinnweb so dicht ver-
webt, daß sie Leuphen herausgelassen wäre. Aus diesen Sagen
und Etimologien ist bis auf unsere Zeiten folgender göttlicher Ge-
brauch in Übung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erste Weil
zu St. Goar eintrifft, mußte sich förmlich einen Beinen wäschen,
wenn er gastfreundlich aufgenommen, oder, wie man dort sagt,
geköpft sein wollte. Dieser legt ihm hierauf ein an dem
Halsknopf befestigtes messiges Band um den Hals, mit der
Frage, ob er in Wasser oder Weil getauft sein wollte. Da nun
die Antwort meistens für den Weil ausfiel, so mußte er einen
Beitrag in die Armenkassette geben und dreimal einen mit Weil ge-
füllten goldenen Becher aus der Genußzeit des Kaisers, des Kan-
bacher und der Schlichthof austrinken. Hierauf wurde ihm eine
vergoldete Krone angesetzt, die Gesetze des heiligen Obeds vorge-
lesen und die Richter auf dem Turm, die Tage aber auf der Bank
als Leben gegeben. Nach vollendeter Genußzeit mußte er mit Tag
und Datum seinen Namen in des sogenannten Gänzebüchlein ein-
schreiben.

Wagnerich von Brüm nach Worms 763 abte der dem
Eiferer unähnliche Erping, unter dessen Abtut damals
Goar's Zelle stand, diese Pflicht nicht. Dies hatte eine
Klage des Abtes bei König Pipin und 766 zur Folge,
daß St. Goar's Heiligtum auf dem Tage von Andernach
dem Wiferus zur Verwaltung übergeben wurde. Bei
später entstandenen Streitigkeiten bestätigte Karl der Große
die Vereinigung von Brüm und St. Goar zu Ripp-
springe. Da beide Kirchen (deren kleinere den Leib
Goar's bergen sollte) baufällig waren, beschloß Wiferus
eine größere neue Kirche zu bauen, welche jene alte Zelle
einschließen sollte. Zu der Weihe des neuen Heiligtums
kamen 770 Erzbischof Rulfus von Mainz, die Bischöfe
Basinus von Speier und Wehngobus von Würzburg;
vorher jedoch schritt man zu einer feierlichen Uebertragung
der Gebeine Goar's. Nach langem Suchen und Bitten
entdeckte ein Priester Wadobert den mit einer feinen
Decke bedeckten bleiernern Sarg und gefundete an der
erlahmten Rechten durch die Verührung des heiligen Ge-
wandes. Man beschloß eine feierliche Procession mit
den Reliquien, aber der demüthige Goar weigerte sich
noch im Tode solches Prunkens und Aufsehens; seine
Bahre konnte erst bewegt werden, als man jenes Vor-
haben aufgegeben und beschloßen hatte, den heiligen Leib
ohne Gepränge in der neuen Kirche beizulegen. Eine
Decke aber legte man später auf den Altar; sie trug
der Zeit und wirkte wie der Leib Goar's von da an
viele Wunder. Die unter die Abte Wiferus, Lancarb,
Nathward fallenden zählt Wandobert in dem 25. Ca-
pitel seines zweiten Buches auf. Verächter und Spötter,
welche den Heiligen schmähen, oder bei der Rheinfahrt
bei St. Goar fromme Gebete vergessen, werden förmlich
gestraft. Selbst der große Karl machte seine Ausnahme.
Einst fuhr er mit seinen Söhnen Karl und Pipin auf
dem Rheine und wurde bei St. Goar's Münster einge-
laden, an das Land zu steigen und sein Gebet zu
verrichten. Der Kaiser schlug es aus; nur die Söhne
folgten der Ladung und der heilige Goar schenkte ihnen
rasche Verzeihung nach langem Gebet. Den Vater aber
traf auf der fortgesetzten Rheinfahrt ein gefährlicher
Rebel, bis er seine Sünde bekannte und gelobte, nie
wieder ohne Gebet an St. Goar vorüberzufahren. Für
diesmal opferte er 20 Pfund Silber und köstliche Ge-
wande und schenkte dem Heiligen den Hof zu Käfen.

Bei St. Goar's Kirche entstand später ein Bene-
dictinerkloster. Sein Wohlstand, noch mehr aber die Schätze,
welche von frommen Fürsten dem Heiligen geschenkt
waren, zogen im J. 1136 eine Räuberbande herbei,
welche, um sicherer stehen zu können, bei Nachtzeit aus
dem Kloster hervordröck und das Kloster in Brand
steckte. Die kostbaren Geschenke, die kirchlichen Geräth-
schaften, die Urkunden, die Bücher wurden ein Raub
der Flammen oder der Diebe. Nach diesem Unfalle wurde
auf den Trümmern der alten eine neue Kirche gebaut

den, welches mit der Geschichte dieses gastfreundlichen Weobachs
manche Ereignisse, Reime und Namen von einem Zauberkreuzer her
enthält, darunter z. B. auch die Wälder's des Gänzebüchleins, Franz
von Sidingas, Wö von Weichsagras.¹⁹⁾

und das Mönchskloster in ein Collegiatstift von 12 Kanonikern und 12 Vicarien verwandelt. Unter der neuen Kirche wurde zum Andenken des Grabes eine Gruft gewölbt, worin das Bild des heiligen Goar in Lebensgröße steht, mit der Unterschrift: S. Goar Monachus obiit DCXI. Sobald die Kirche wieder hergestellt war, umgaben die Grafen von Hesse, welche zu der Zeit die Vogtei darüber verwalteten, den Ort mit Wäldern und vermehrten ihn durch ihren Hofstaat mit Einwohnern. Sie erwarben den Bürgern eine Art von Stadtrecht und verschönerten die Wohnungen und Umgebungen durch ihren öftern Aufenthalt.

In den unruhigen und kriegerischen Zeiten des 12. Jahrh. wurden die Reliquien des heiligen Goar nach Gaden an der Mosel geschützt, im J. 1321 aber feierlich zurückgeführt. Die Kanoniker von St. Goar und Gaden schlossen auf ewige Zeiten einen Bund der Freundschaft und Gahiligkeit. Die Verbrüderung mit Prüm dauerte bis zur Reformation.

Da die Stadt St. Goar zur niederen Grafschaft Kapellenbogen und somit dem Hause Hessen gehörte, so trat mit der Reformation eine große Aenderung ein. Das Capitel ging ein und seine Einkünfte wurden auf arme Pastoren, Lehrer und Studenten vertheilt. Was die Reliquien Goar's anbelangt, so berichtet J. J. Windelmann in seiner Beschreibung des Hessenlandes, die Spanier hätten das Grab des Heiligen eröffnet und seine Gebeine 1626 nach Spanien geführt¹³⁾. Wahrscheinlich ist dies eine Verwechslung mit einer in demselben Jahre geschehenen Ueberführung der Reliquien nach Darmstadt. Als im J. 1652 Landgraf Ernst von Hessen-Kassel katholisch wurde und in den Besitz von St. Goar kam, scheint er sich um Wiedererwerbung jenes Schatzes bemüht zu haben. Dort findet sich unter den Reliquien, welche er am 16. Juni 1675 in der Kirche der Jesuiten niederlegte, vor: De corpore sacro S. Goaris. In Coblenz werden nach Beowert zwei Gebeine des Heiligen in einem silbernen Arme aufbewahrt mit der Aufschrift: Panditur ignavis quod haec sint ossa Goaris. Bei den Holländern wird noch eine Bildsäule des Heiligen, die aus der Hauptkirche in die Jesuitenkirche gebracht ward, und der Grabstein Goar's beschrieben. Auf diesem Steine ruht der Heilige im priesterlichen Kleide. Unter seinen Füßen krümmt sich ein Teufel, das Bild des Teufels oder des besiegten Heidenthums, oder der überwundenen Verleumdung. In der Hand trägt Goar seine Kirche; über seinem mit Heiligenscheine umgebenen Haupte halten zwei Engel ein Capell, das die Stadt St. Goar bedeutet; zwei andere Inszen zu seinen Seiten und berühren sein Priesterkleid. Auch eine der Glocken in der 1411—1419 neu aufgeführten und 1843 erneuerten Hauptkirche verkündet den Ruhm des Heiligen durch ihre Inschrift:

13) Einige behaupten, sie seien schon bei dem Wüsterüberfalle im J. 1136 verloren gegangen. Unter den reichen Reliquienstücken, welche Cardinal Albrecht dem neuen Stifte in Solle überwandte, befand sich auch ein silbernes Augsteinbild, in welchem unter vielen andern Petrus' Kopf auch eine von sanct Goaro befand. Drey, haupt I. S. 869.

Sancte Goar Domini Confessor et alme sacerdos, Propicius tu nobis peccatoribus adsis. Hujus vocis tractus depellat daemonis actus. Ad laudem Dei beati Goaris: Confessoris hujus ecclesiae patroni incliti anno Domini MCDVI (1406) constata sum a Wilhelmo Rode.

Was das Gedächtniß des heiligen Goar in der kirchlichen Liturgie anlangt, so lag den Holländern ein vollständiges Officium proprium für Messe und Tageszeiten vor, das sie mit Rücksicht auf Antiphonen in leoninischen Versen in das 11. Jahrh. setzen. Sie berichten zugleich, Goar's Fest sei von Alters her in der Diocese Trier ritu semiduplici gefeiert. Der geringere Rang des Festes könnte grade hier auffallen. Gewiß ist, daß noch jetzt, und zwar am 7. Juli (weil am 6. die Octave von Petri Pauli fällt) Goar's Fest unter demselben ritus gefeiert wird. Die Messe ist Justus ut palma florebit, de Communi mit eigenen Collecten. Die erste lausit: Deus qui largifluae bonitatis consilio ecclesiam tuam beati Goaris Confessoris tui praeclearae vitae meritis decorasti et gloriosis lactificasti miraculis: concede nobis famulis tuis, ut ad ejus in melius reformemur exemplo et ab omnibus ejus patrocinio liberemur adversis. Nach den Holländern ist auch in der Diocese Speier das Fest ein Duplex minus. Die Officien der Diocese Freiburg führen es unter dem 7. Juli als Duplex auf. Collecte: Deus qui largifluae etc. Evangelium: Nolite timere pusillus grex. — In mehr von den Holländern aufgeführten Martyrologien und Kalendern findet sich am 25. Mai ein Festum Translationis S. Goari, wofür auf die Uebertragung unter Asuerns bezüglich.

Abgebildet wird der heilige Goar im Einsiedlergewande. Als Attribut dienen entweder die drei Hirschkühe, oder die an einem Sonnenstrahle aufhängende Kapuze, was in der oben mitgetheilten Legende seine Erklärung findet. Zuweilen trägt ihm ein Dämon auf der Schulter, ein Symbol der ihn verfolgenden Verleumdung und Anklage (oder weil er den Waltharius von einem Dämon befreit?). Oder er trägt einen Topf in der Hand, oder das Töpel neben sich, denn er ist der Töpler Patron. Wahrscheinlich weil er einkessend Töpler, die ihn verachtet hatten, wunderbar gestraft. Auf der Berliner Kunstaussstellung 1834 befand sich ein Bild von Goar: St. Goar unter den Hirschen. St. Goar's wunderthätiges Grab. Legende von A. v. Stollersfoth.

(Daniel.)

GOAR (St.), ein freundliches Städtchen im preussischen Regierungsbezirk Coblenz, Provinz Niederrhein, am linken Rheinufer mit 1500 Einwohnern, deren Hauptindustriezweige Lederfabrication, Lackfang, Schiffahrt und Weinhandlung sind. In der Kirche befinden sich einige Denkmäler kurfürstlicher Fürsten, welche bis 1797 die Landesherren waren. In der Nähe über dem Städtchen die im J. 1794 (1795) von den Franzosen zerstörte Feste Rheinsfeld, welche drei Jahre früher den Franzosen von der kurfürstlichen Besatzung ohne Schwertstreich übergeben war, jetzt Eigenthum des Prinzen von Preußen; im Rheine der

Entseffen mit 15fadem Echo, die gefährliche Stromschnelle, die Bank oder St. Goarbank und unter derselben der Weibel, das Gewirr oder wilde Gefährte genannt. Seinen Namen und Ursprung dankt das Städtchen dem Einsiedler Goar, aus dessen Zelle ein Krieger erwuchs. St. Goar wurde Hauptort der niederen Grafschaft Ragenellenbogen. Das Thal ist heiter und anmuthig, die Berge sind mit Laubholz, Wein und Gärten bedeckt. In die Umgegend von St. Goar fällt auch das Centrum des Erschütterungskreises des Erdbebens vom 29. Juli 1846, welches einen Radius von 35 Meilen hatte und bei St. Goar am stärksten verspürt wurde. Die äußersten Gegenden des Erdbebens waren gegen Westen bei La Hamaide in Belgien, gegen Norden bei der Grenze des Regierungsbezirks Münster, gegen Süden bei Freiburg in Baden, gegen Osten bei Coburg.

(H. E. Hössler.)

GOAR-RHEINFELS (St.). In den Tagen Childbert's des Frankenkönigs, Clodwig's Sohn, erzählt ein dem Heiligen vielleicht gleichzeitiger Schreiber, lebte der ehrwürdige Mann Goar, Aquilaner von Herkunft, Georg's und der Valeria Sohn. In seinem Wandel erhab, von Ansehen stattlich, demüthig von Sinn, feuch an seinem Leibe, fest im Glauben, tüchtig in Werken, unerreichbar in Tugenden, leuchtete er durch Wanderkraft, durch die Kenntniß der himmlischen Geheimnisse, durch die Wissenschaft künftiger Dinge, gleichwie er durch unausgesessenes Fasten und Gebet sich würdig machte, einen Vorschauder der dem Seligen verheißenen Herrlichkeiten zu empfinden. Auf seinen Wanderungen durch der Teutschen Wohnsige gelangte er zu der Stelle in dem Gebiete von Wesel, wo der Bach Worica oder Wocara in den Rhein mündet. Alda erbaute der Mann Gottes mit Willen des trierischen Bischofs Gellius (Giblius?) ein Kirchlein, welches er mit vielen Reliquien bereicherte, und darin diente er dem Herrn bei Tag und bei Nacht in anhaltendem Gebete, in Fasten, Wachen, Langmuth, Keuschheit als ein treuer Verkünder göttlichen Wortes, in ungeheuchelter Liebe unter den Waisen der Gerechtigkeit. Und der Herr war mit ihm, so daß viele Heiden durch sein Wort das Heil ihrer Seelen fanden, und diese Gnade bleibt bis auf den heutigen Tag der Stelle, wo des Heiligen Gebeine ruhen; denn dafelbst empfangen die Blinden der Augen Licht, den Tauben werden die Ohren geöffnet, verschluckt werden die bösen Geister, geheilt Fieberkrank und Eiche aller Art. Daneben hatte Goar es sich zur Aufgabe genommen, den Reisenden, welche hier zumal Hilfsbedürftig waren, wegen der Gefahren, durch den Rhein bereitet, Liebedienste aller Art zu erweisen. Sie wurden in seiner Hütte aufgenommen und versorgt, so gut als die Armuth es verschaffen wollte. Der Ruf von solchen Liebeswerken drang bis nach Trier und wurde dort dem Bischof Rusticus (Reisen) Erztizung in etwas zweifelhaft ist) in dem ungünstigen Lichte mitgetheilt. Die von dem Frommen gegen Jedermann geübte Gastfreundschaft wurde ihm als ein Vorwand, sich gütlich zu thun, angerechnet, und der Bischof verfügte eine Untersuchung, die ihm jedoch zur Beschämung, dem Verleumdern zur Verherrlichung ausfiel. Die Wunder, von

denen dieses Ereigniß begleitet war, gelangten schnell zu R. Siegebert's Kunde, und den Gottesmann den Trierern zum Bischofe zu geben, hatte dieser beschloffen, das aber wußte Goar zu hintertreiben. Diesen gelüftete nicht nach Ehre und Würden, dem einmal erwählten wohlthätigen heiligen Berufe zu leben, war einzig sein Begehren, und darin ihn nicht zu stören, bat der König endlich bewilligt. Also hat Goar noch volle zehn Jahre in der Ausübung der höchsten Tugenden zugebracht, zuletzt, einem bössartigen Fieber erliegend, den Geist aufgegeben in Frieden, in gelegnetem Alter, in den Tagen des Julius. Agrippinus und Eusebius, dann viele andere Priester und Diener Gottes fanden ihm bei in seinen letzten Augenblicken und trugen ihn mit aller Ehre zu Grabe an der Stelle, wo die Wocara in den Rhein fließt, das es also scheinen könnte, der Heilige habe seine Wohnung außerhalb der heutigen Stadt St. Goar gehabt. Dem Entleerberge beinahe gegenüber, an der schauerlichsten Stelle wol des ganzen Trethregaus, halbwegs Wesel, heiligt die fromme Sage eine Kippe als des heiligen Goar's Bett und Kangel, als den Busch, von dem aus er an die Vorübergehenden seine Ermahnungen richtete. Dort findet sich noch eine von Menschenhänden gebrochene Hölle, sowie auf einer Felsenplatte, welche doch nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar wird, eine aus den ältesten Zeiten stammende Abbildung des Heiligen in Lebensgröße. Sie beschriftet das, was die Annali St. Goar's Bett nennt. Ueber sein Zeitalter waltten verschiedene Meinungen. Rabillon läßt ihn 649, le Gointe 647, Vinus, mit Brouer übereinstimmend, 575 sterben; die Inschrift in der Einsiedelkirche zu St. Goar sagt: St. Goar monachus Gallus obiit DCXI. Vinus, für dessen Ansicht auch Henrich sich erklärte, erinnert, daß unter jenem R. Siegebert, welchen die Legende zu Weg verbannt, nur Siegebert, Clotar's I. fünfter Sohn und der berühmten Brunehild Gemahl verstanden werden könne. Der heilige Siegebert, der zweite König von Austrasien, gest. den 1. Febr. 650, dürfte in seinem Falle der Gönner des heiligen Goar's gewesen sein, zumal diesen die Legende als einen Zeitgenossen von des großen Clodwig Sohn, von Childbert dem Ältern, gest. den 23. Febr. 558, kennt. Die Zelle, durch Goar's Aufsehen beliebt, blieb der umliegenden Landschaft ein Gegenstand der Verehrung, um so mehr, da ihre spätere Inhaber, ursprünglich wol Goar's Schüler, seiner Lehre, seinem Beispiele nachzufolgen sich anlegen sein ließen. Die Zelle überlebte den Fall der Merovingen, keineswegs aber der in besseren Zeiten darin grüßte Dienst der Wohlthätigkeit. Bedeutende Verschlimmerung hatte die Königin Bertrade, Pipin's Gemahlin, zu befehlen. Auf der Reise nach Worms in der Zelle eintretend, fand sie von Seiten des Rectors Herping nicht die geringste Fürsorge oder Aufmerksamkeit. Das klagte sie ihrem Herrn, besonders Gewicht darauf legend, daß an dem Orte, wo einst die Tugenden der Gastfreundschaft so fruchtbar blühte, sie jetzt gänzlich erloschen sei. Um solchen Uebelstand zu verbessern, verordnete Pipin am dem Tage zu Attigny 765 St. Goar's Zelle an Asfuerus, den Abt des umlängst

gestifteten Gotteshauses Prüm, mit der Aufgabe, sie der Uebung einer dort gänglich erforderlichen Tugend zu widmen. Affuerus erbaute eine stattliche Kirche über dem Grabe des Heiligen, erhob dessen Gebeine, wobei es an Wundern nicht fehlte, wie denn auch Wandelbert im J. 839 von dem durch den heiligen Goar gewirkten Wundern 34 beschreiben konnte. Wandelbert war wol noch ein Knabe, als St. Goar's Jelle einen unfreiwilligen Gast der vornehmsten Herkunft, den bairischen Herzog Thassilo, aufzunehmen und zu verwahren hatte. Thassilo wurde von Ingelheim nach St. Goar's Jelle gebracht und daselbst an des Heiligen seltsamem Tode, den 6. Juli 780, zum Rönch geschoren. Dap die Jelle eine Decandenz der Abtei Prüm, der Karolinger Patrimonialstiftung, geworden, ergab sich für ihre Aufnahme ungemein förderlich. Ein bedeutender Gütercomplex hing von ihr ab, hier hatte der Abt den einen seiner drei Hauptstühle (die beiden andern zu Prüm selbst und zu Münsterfeld); jedem Stuhle war ein Prior sammt einer Anzahl Caplane vorgesetzt, es hatte ein jeder seine Winklerleuten, und er konnte, vermöge der Privilegien Pipin's und des großen Karl's, in jedem der genannten Orte das Markt- und Münzrecht üben. Bereits hatte sich um St. Goar's Kirche eine nicht unbedeutende Gemeinde angesammelt. Dap darunter noch im 9. Jahrh. Romanen sich befanden, ergibt sich, nach Wandelbert's Bericht, aus der über den folgen Regner von dem heiligen Goar verhängten Strafe. Nach der Zeiten Einteilung mußte die Abtei Prüm für die Jelle und das von ihr abhängende Gebiet einen Schirmvogt bestellen. Dessen Amt, ursprünglich von den Grafen von Arnstein bekleidet, verlieh Abt Gerhard um das Jahr 1150 den Gebrüdern Berthold I. von Rapenellenbogen und Dieter I. von Hohenstein, wozegen diese ihm das Prädium Klingebach zu Lehen ausstatten mußten. Die Vogtei verwanndelte sich allmählig, wie an vielen andern Orten, in eine Grund-, endlich Landesherrenschaft, und wenn Cäsarius von Heisterbach im J. 1222 von St. Goar, als der Kirche von Prüm Eigenthum, in welchem sie das Münzrecht üben könne, spricht, so nennt Graf Dieter III. von Rapenellenbogen St. Goar in einer Urkunde vom J. 1264 civitatem nostram. Ohne Zweifel hat die Erbauung der Burg Rheinfels den Grafen Gelegenheit gegeben, sich in dem Besitze der von ihr beherrschten Ansiedelung vollends zu festigen. Die der Abtei gehörigen Grundgüter und Gerechtsame, schon früher an Rapenellenbogen verlegt, dann wieder eingekauft, „all unser und unser Gotteshauses Theil und Gemeinschaft zu St. Goar, Pfalzfeld, Viebernheim, Rastetten und Vogel und das Salmenwasser zu der Werb, nichts ausgenommen dann allein unsere Lebenshaft und geistlichen Gaben auf dem Stift zu St. Goar“ verkauft, Abt Johann I. zu „rechnen, heiligen, erlösen, erblichen Kaufs, auf Wiederkauf, doch der Abteien gute Leute die ihrer Herrlichkeit, Recht und Frommen zu behalten und zu lassen“ am 2. Febr. 1448 für 4500 Goldgulden an den Grafen Philipp von Rapenellenbogen. Die Wundschafft ist aber niemals eingekauft worden und St. Goar blieb bis zum J. 1794 der Grafschaft Rapenellenbogen unter

mancherlei Drangsalen. Die Stadt erholte sich aber jedesmal zeitig und blieb im Wohlstande, bis über der französischen Occupation die wichtigsten Nahrungsquellen verlegt. „Keine Stadt am Rhein hat durch die veränderte politische Lage so viel verloren wie St. Goar; es verlor die Vortheile, welche mit jeder kleinen Haupt- und Residenzstadt verbunden sind, verlor den Rheinsoll, das Oberpostamt, das Oberpostamt, den höchsten Gerichtshof, die zahlreichen Familien der vielen Beamten, die starke Garnison, das Rentamt mit seinen Beamten, die fliegende Brücke, das Refectorenamt, seine Zehnmärkte.“ Es verlor endlich einen bedeutenden Antheil des Rheinhandels und vornehmlich den wichtigen Weinhandel nach Heffen. Für alles das war das Friedensgericht, die Mairie ein kaum nennenswerther Ersatz. Viele Gewerbe, der Hutmacher, Nagelschmiede, Papiermüller, Büchsenmacher, Tabackspinner, Brauweinbrenner, Perlenmacher, sind völlig eingegangen, andere gar sehr reducirt. Es zählte St. Goar im J. 1782 734 Einwohner, 18, 1. 1801 734, 1802 734, 1803 734, 1804 734, 1805 734, 1806 734, 1807 734, 1808 734, 1809 734, 1810 734, 1811 734, 1812 734, 1813 734, 1814 734, 1815 734, 1816 734, 1817 734, 1818 734, 1819 734, 1820 734, 1821 734, 1822 734, 1823 734, 1824 734, 1825 734, 1826 734, 1827 734, 1828 734, 1829 734, 1830 734, 1831 734, 1832 734, 1833 734, 1834 734, 1835 734, 1836 734, 1837 734, 1838 734, 1839 734, 1840 734, 1841 734, 1842 734, 1843 734, 1844 734, 1845 734, 1846 734, 1847 734, 1848 734, 1849 734, 1850 734, 1851 734, 1852 734, 1853 734, 1854 734, 1855 734, 1856 734, 1857 734, 1858 734, 1859 734, 1860 734, 1861 734, 1862 734, 1863 734, 1864 734, 1865 734, 1866 734, 1867 734, 1868 734, 1869 734, 1870 734, 1871 734, 1872 734, 1873 734, 1874 734, 1875 734, 1876 734, 1877 734, 1878 734, 1879 734, 1880 734, 1881 734, 1882 734, 1883 734, 1884 734, 1885 734, 1886 734, 1887 734, 1888 734, 1889 734, 1890 734, 1891 734, 1892 734, 1893 734, 1894 734, 1895 734, 1896 734, 1897 734, 1898 734, 1899 734, 1900 734, 1901 734, 1902 734, 1903 734, 1904 734, 1905 734, 1906 734, 1907 734, 1908 734, 1909 734, 1910 734, 1911 734, 1912 734, 1913 734, 1914 734, 1915 734, 1916 734, 1917 734, 1918 734, 1919 734, 1920 734, 1921 734, 1922 734, 1923 734, 1924 734, 1925 734, 1926 734, 1927 734, 1928 734, 1929 734, 1930 734, 1931 734, 1932 734, 1933 734, 1934 734, 1935 734, 1936 734, 1937 734, 1938 734, 1939 734, 1940 734, 1941 734, 1942 734, 1943 734, 1944 734, 1945 734, 1946 734, 1947 734, 1948 734, 1949 734, 1950 734, 1951 734, 1952 734, 1953 734, 1954 734, 1955 734, 1956 734, 1957 734, 1958 734, 1959 734, 1960 734, 1961 734, 1962 734, 1963 734, 1964 734, 1965 734, 1966 734, 1967 734, 1968 734, 1969 734, 1970 734, 1971 734, 1972 734, 1973 734, 1974 734, 1975 734, 1976 734, 1977 734, 1978 734, 1979 734, 1980 734, 1981 734, 1982 734, 1983 734, 1984 734, 1985 734, 1986 734, 1987 734, 1988 734, 1989 734, 1990 734, 1991 734, 1992 734, 1993 734, 1994 734, 1995 734, 1996 734, 1997 734, 1998 734, 1999 734, 2000 734, 2001 734, 2002 734, 2003 734, 2004 734, 2005 734, 2006 734, 2007 734, 2008 734, 2009 734, 2010 734, 2011 734, 2012 734, 2013 734, 2014 734, 2015 734, 2016 734, 2017 734, 2018 734, 2019 734, 2020 734, 2021 734, 2022 734, 2023 734, 2024 734, 2025 734, 2026 734, 2027 734, 2028 734, 2029 734, 2030 734, 2031 734, 2032 734, 2033 734, 2034 734, 2035 734, 2036 734, 2037 734, 2038 734, 2039 734, 2040 734, 2041 734, 2042 734, 2043 734, 2044 734, 2045 734, 2046 734, 2047 734, 2048 734, 2049 734, 2050 734, 2051 734, 2052 734, 2053 734, 2054 734, 2055 734, 2056 734, 2057 734, 2058 734, 2059 734, 2060 734, 2061 734, 2062 734, 2063 734, 2064 734, 2065 734, 2066 734, 2067 734, 2068 734, 2069 734, 2070 734, 2071 734, 2072 734, 2073 734, 2074 734, 2075 734, 2076 734, 2077 734, 2078 734, 2079 734, 2080 734, 2081 734, 2082 734, 2083 734, 2084 734, 2085 734, 2086 734, 2087 734, 2088 734, 2089 734, 2090 734, 2091 734, 2092 734, 2093 734, 2094 734, 2095 734, 2096 734, 2097 734, 2098 734, 2099 734, 2100 734, 2101 734, 2102 734, 2103 734, 2104 734, 2105 734, 2106 734, 2107 734, 2108 734, 2109 734, 2110 734, 2111 734, 2112 734, 2113 734, 2114 734, 2115 734, 2116 734, 2117 734, 2118 734, 2119 734, 2120 734, 2121 734, 2122 734, 2123 734, 2124 734, 2125 734, 2126 734, 2127 734, 2128 734, 2129 734, 2130 734, 2131 734, 2132 734, 2133 734, 2134 734, 2135 734, 2136 734, 2137 734, 2138 734, 2139 734, 2140 734, 2141 734, 2142 734, 2143 734, 2144 734, 2145 734, 2146 734, 2147 734, 2148 734, 2149 734, 2150 734, 2151 734, 2152 734, 2153 734, 2154 734, 2155 734, 2156 734, 2157 734, 2158 734, 2159 734, 2160 734, 2161 734, 2162 734, 2163 734, 2164 734, 2165 734, 2166 734, 2167 734, 2168 734, 2169 734, 2170 734, 2171 734, 2172 734, 2173 734, 2174 734, 2175 734, 2176 734, 2177 734, 2178 734, 2179 734, 2180 734, 2181 734, 2182 734, 2183 734, 2184 734, 2185 734, 2186 734, 2187 734, 2188 734, 2189 734, 2190 734, 2191 734, 2192 734, 2193 734, 2194 734, 2195 734, 2196 734, 2197 734, 2198 734, 2199 734, 2200 734, 2201 734, 2202 734, 2203 734, 2204 734, 2205 734, 2206 734, 2207 734, 2208 734, 2209 734, 2210 734, 2211 734, 2212 734, 2213 734, 2214 734, 2215 734, 2216 734, 2217 734, 2218 734, 2219 734, 2220 734, 2221 734, 2222 734, 2223 734, 2224 734, 2225 734, 2226 734, 2227 734, 2228 734, 2229 734, 2230 734, 2231 734, 2232 734, 2233 734, 2234 734, 2235 734, 2236 734, 2237 734, 2238 734, 2239 734, 2240 734, 2241 734, 2242 734, 2243 734, 2244 734, 2245 734, 2246 734, 2247 734, 2248 734, 2249 734, 2250 734, 2251 734, 2252 734, 2253 734, 2254 734, 2255 734, 2256 734, 2257 734, 2258 734, 2259 734, 2260 734, 2261 734, 2262 734, 2263 734, 2264 734, 2265 734, 2266 734, 2267 734, 2268 734, 2269 734, 2270 734, 2271 734, 2272 734, 2273 734, 2274 734, 2275 734, 2276 734, 2277 734, 2278 734, 2279 734, 2280 734, 2281 734, 2282 734, 2283 734, 2284 734, 2285 734, 2286 734, 2287 734, 2288 734, 2289 734, 2290 734, 2291 734, 2292 734, 2293 734, 2294 734, 2295 734, 2296 734, 2297 734, 2298 734, 2299 734, 2300 734, 2301 734, 2302 734, 2303 734, 2304 734, 2305 734, 2306 734, 2307 734, 2308 734, 2309 734, 2310 734, 2311 734, 2312 734, 2313 734, 2314 734, 2315 734, 2316 734, 2317 734, 2318 734, 2319 734, 2320 734, 2321 734, 2322 734, 2323 734, 2324 734, 2325 734, 2326 734, 2327 734, 2328 734, 2329 734, 2330 734, 2331 734, 2332 734, 2333 734, 2334 734, 2335 734, 2336 734, 2337 734, 2338 734, 2339 734, 2340 734, 2341 734, 2342 734, 2343 734, 2344 734, 2345 734, 2346 734, 2347 734, 2348 734, 2349 734, 2350 734, 2351 734, 2352 734, 2353 734, 2354 734, 2355 734, 2356 734, 2357 734, 2358 734, 2359 734, 2360 734, 2361 734, 2362 734, 2363 734, 2364 734, 2365 734, 2366 734, 2367 734, 2368 734, 2369 734, 2370 734, 2371 734, 2372 734, 2373 734, 2374 734, 2375 734, 2376 734, 2377 734, 2378 734, 2379 734, 2380 734, 2381 734, 2382 734, 2383 734, 2384 734, 2385 734, 2386 734, 2387 734, 2388 734, 2389 734, 2390 734, 2391 734, 2392 734, 2393 734, 2394 734, 2395 734, 2396 734, 2397 734, 2398 734, 2399 734, 2400 734, 2401 734, 2402 734, 2403 734, 2404 734, 2405 734, 2406 734, 2407 734, 2408 734, 2409 734, 2410 734, 2411 734, 2412 734, 2413 734, 2414 734, 2415 734, 2416 734, 2417 734, 2418 734, 2419 734, 2420 734, 2421 734, 2422 734, 2423 734, 2424 734, 2425 734, 2426 734, 2427 734, 2428 734, 2429 734, 2430 734, 2431 734, 2432 734, 2433 734, 2434 734, 2435 734, 2436 734, 2437 734, 2438 734, 2439 734, 2440 734, 2441 734, 2442 734, 2443 734, 2444 734, 2445 734, 2446 734, 2447 734, 2448 734, 2449 734, 2450 734, 2451 734, 2452 734, 2453 734, 2454 734, 2455 734, 2456 734, 2457 734, 2458 734, 2459 734, 2460 734, 2461 734, 2462 734, 2463 734, 2464 734, 2465 734, 2466 734, 2467 734, 2468 734, 2469 734, 2470 734, 2471 734, 2472 734, 2473 734, 2474 734, 2475 734, 2476 734, 2477 734, 2478 734, 2479 734, 2480 734, 2481 734, 2482 734, 2483 734, 2484 734, 2485 734, 2486 734, 2487 734, 2488 734, 2489 734, 2490 734, 2491 734, 2492 734, 2493 734, 2494 734, 2495 734, 2496 734, 2497 734, 2498 734, 2499 734, 2500 734, 2501 734, 2502 734, 2503 734, 2504 734, 2505 734, 2506 734, 2507 734, 2508 734, 2509 734, 2510 734, 2511 734, 2512 734, 2513 734, 2514 734, 2515 734, 2516 734, 2517 734, 2518 734, 2519 734, 2520 734, 2521 734, 2522 734, 2523 734, 2524 734, 2525 734, 2526 734, 2527 734, 2528 734, 2529 734, 2530 734, 2531 734, 2532 734, 2533 734, 2534 734, 2535 734, 2536 734, 2537 734, 2538 734, 2539 734, 2540 734, 2541 734, 2542 734, 2543 734, 2544 734, 2545 734, 2546 734, 2547 734, 2548 734, 2549 734, 2550 734, 2551 734, 2552 734, 2553 734, 2554 734, 2555 734, 2556 734, 2557 734, 2558 734, 2559 734, 2560 734, 2561 734, 2562 734, 2563 734, 2564 734, 2565 734, 2566 734, 2567 734, 2568 734, 2569 734, 2570 734, 2571 734, 2572 734, 2573 734, 2574 734, 2575 734, 2576 734, 2577 734, 2578 734, 2579 734, 2580 734, 2581 734, 2582 734, 2583 734, 2584 734, 2585 734, 2586 734, 2587 734, 2588 734, 2589 734, 2590 734, 2591 734, 2592 734, 2593 734, 2594 734, 2595 734, 2596 734, 2597 734, 2598 734, 2599 734, 2600 734, 2601 734, 2602 734, 2603 734, 2604 734, 2605 734, 2606 734, 2607 734, 2608 734, 2609 734, 2610 734, 2611 734, 2612 734, 2613 734, 2614 734, 2615 734, 2616 734, 2617 734, 2618 734, 2619 734, 2620 734, 2621 734, 2622 734, 2623 734, 2624 734, 2625 734, 2626 734, 2627 734, 2628 734, 2629 734, 2630 734, 2631 734, 2632 734, 2633 734, 2634 734, 2635 734, 2636 734, 2637 734, 2638 734, 2639 734, 2640 734, 2641 734, 2642 734, 2643 734, 2644 734, 2645 734, 2646 734, 2647 734, 2648 734, 2649 734, 2650 734, 2651 734, 2652 734, 2653 734, 2654 734, 2655 734, 2656 734, 2657 734, 2658 734, 2659 734, 2660 734, 2661 734, 2662 734, 2663 734, 2664 734, 2665 734, 2666 734, 2667 734, 2668 734, 2669 734, 2670 734, 2671 734, 2672 734, 2673 734, 2674 734, 2675 734, 2676 734, 2677 734, 2678 734, 2679 734, 2680 734, 2681 734, 2682 734, 2683 734, 2684 734, 2685 734, 2686 734, 2687 734, 2688 734, 2689 734, 2690 734, 2691 734, 2692 734, 2693 734, 2694 734, 2695 734, 2696 734, 2697 734, 2698 734, 2699 734, 2700 734, 2701 734, 2702 734, 2703 734, 2704 734, 2705 734, 2706 734, 2707 734, 2708 734, 2709 734, 2710 734, 2711 734, 2712 734, 2713 734, 2714 734, 2715 734, 2716 734, 2717 734, 2718 734, 2719 734, 2720 734, 2721 734, 2722 734, 2723 734, 2724 734, 2725 734, 2726 734, 2727 734, 2728 734, 2729 734, 2730 734, 2731 734, 2732 734, 2733 734, 2734 734, 2735 734, 2736 734, 2737 734, 2738 734, 2739 734, 2740 734, 2741 734, 2742 734, 2743 734, 2744 734, 2745 734, 2746 734, 2747 734, 2748 734, 2749 734, 2750 734, 2751 734, 2752 734, 2753 734, 2754 734, 2755 734, 2756 734, 2757 734, 2758 734, 2759 734, 2760 734, 2761 734, 2762 734, 2763 734, 2764 734, 2765 734, 2766 734, 2767 734, 2768 734, 2769 734, 2770 734, 2771 734, 2772 734, 2773 734, 2774 734, 2775 734, 2776 734, 2777 734, 2778 734, 2779 734, 2780 734, 2781 734, 2782 734, 2783 734, 2784 734, 2785 734, 2786 734, 2787 734, 2788 734, 2789 734, 2790 734, 2791 734, 2792 734, 2793 734, 2794 734, 2795 734, 2796 734, 2797 734, 2798 734, 2799 734, 2800 734, 2801 734, 2802 734, 2803 734, 2804 734, 2805 734, 2806 734, 2807 734, 2808 734, 2809 734, 2810 734, 2811 734, 2812 734, 2813 734, 2814 734, 2815 734, 2816 734, 2817 734, 2818 734, 2819 734, 2820 734, 2821 734, 2822 734, 2823 734, 2824 734, 2825 734, 2826 734, 2827 734, 2828 734, 2829 734, 2830 734, 2831 734, 2832 734, 2833 734, 2834 734, 2835 734, 2836 734, 2837 734, 2838 734, 2839 734, 2840 734, 2841 734, 2842 734, 2843 734, 2844 734, 2845 734, 2846 734, 2847 734, 2848 734, 2849 734, 2850 734, 2851 734, 2852 734, 2853 734, 2854 734, 2855 734, 2856 734, 2857 734, 2858 734, 2859 734, 2860 734, 2861 734, 2862 734, 2863 734, 2864 734, 2865 734, 2866 734, 2867 734, 2868 734, 2869 734, 2870 734, 2871 734, 2872 734, 2873 734, 2874 734, 2875 734, 2876 734, 2877 734, 2878 734, 2879 734, 2880 734, 2881 734, 2882 734, 2883 734, 2884 734, 2885 734, 2886 734, 2887 734, 2888 734, 2889 734, 2890 734, 2891 734, 2892 734, 2893 734, 2894 734, 2895 734, 2896 734, 2897 734, 2898 734, 2899 734, 2900 734, 2901 734, 2902 734, 2903 734, 2904 734, 2905 734, 2906 734, 2907 734, 2908 734, 2909 734, 2910 734, 2911 734, 2912 734, 2913 734

nach Spanien entführt worden sein. Die Benedictiner, welche für den Dienst der Kirche bestellt waren, hatten zeitig die Kette abgeworfen, in Ebortherien sich verwandelt, wie denn Abt Aelredo, 1131—1136, durch Beseitigung des Zehnten zu Bierenheim das Einkommen dieser Ebortherien bestellte. Die Pfanden, außer dem Dechant 12 Kanonici und 9 Vicarien, blieben aber immer sehr mager, ein Unfland, dem es vielleicht zuzuschreiben ist, daß das Vermögen des Stiftes durch die Reformation, hier von 1527 an eingeführt, nicht erschlagen worden ist. Es blieb Lutheranern und Reformirten als Pfarramt gemeinschaftlich. Vor der Trennung der beiden Rheinufer betrugen die jährlichen Einkünfte an Geld- und Grundzinsen durchschnittlich 1500—1800 Gulden, an Korn, Weizen, Hafer, von Zebrua und eigenen Höfen fielen 300 Malter, an Wein 5—10 Huber, die vielen Naturalien an Hühnern, Kapazunen, Eiern, Ferkeln, Hammeln ungerchnet; von dem Salmenlange Long bei St. Goarshausen bezog das Stift für jeden aus dem Fischsange gelassen 16 Heller. Durch den inneren Frieden verlor es alle seine Capitalien, Zehnten und Güter an der rechten Rheinfeste, ein gerichtlich zu 351,000 Maltern abgeschätzter Verlust. Geblieben sind dem Stifte 8000 Tblr. Capitalien, 20 Tblr. Grundzinsen, auf städtischen Häusern lastend, endlich drei Höfe in Bierenheim, die gegen 364 Tblr. 5 Sgr. Geld und 99 Scheffel Korn jährlich ausgethan. Von allen Erbschaften aus vergangener Zeit ist einzig jenes des Landgrafen Philipp II. und seiner Gemahlin, der Pfalzgräfin Anna Elisabeth, durch die Restaurationswuth der neuesten Zeit (1847) verschont worden. Die vierseitig in Zwickel gegogene Tradition von dem Ursprunge der Beschädigung an der Altarplatte hat in der neuesten Zeit durch die Aufindung einer von dem Lutherischen Pfarrer oder Superintendenden Marius Sebastiani herrührenden Notiz ihre Befestigung gefunden. Sebastiani schrieb 1635: im J. 1634 sei aus gesammelten Beiträgen eine neue Orgel für die Summe von 400 Gulden angeschafft, daneben alles durch die Spanier im J. 1626 Verwüstete vollständig wieder hergestellt, jedoch die beschädigte Altarplatte zu A. Gustav Adolf's Gedächtnis beibehalten worden. Dieser habe nämlich bei Befestigung der Festung Rheinfels und der Kirche ao. 1632, in Gegenwart seiner, des Pfarrers, der sämtlichen Kirchenräthe und des Commandanten auf Rheinfels, Oberst Willführ, wie dies Altem bekannt sei, im Zorne über die Spanier ein Stuch aus der Altarplatte herangeschlagen. Die katholische Kirche, geweiht den 6. Juni 1660, dem Festtage des heiligen Goar, verdanft ihren Ursprung dem Religionswechsel des Landgrafen Ernst. Der Kirche einige Merkwürdigkeit ist das Steinbild des heiligen Goar in Lebensgröße, dessen schon im J. 1440 bei dem Abbruche der alten Stiftskirche gedacht wird. Es wurde im J. 1654 aus der Gruft erhaben und an die gegenwärtige Stelle gesetzt. Dem Kirchendienst besorgen seit dem J. 1660 und bis zu ihrer Aufhebung die Jesuiten, deren Residenz ebenfalls des Landgrafen Ernst Stiftung war. Ein Hospital, vorzugsweise Pilgrimen und anderwärtsigen Gebrech-

lichen bestimmt, Jerusalemhof, nicht Jerusalem genannt, soll im J. 1137 zugleich mit dem Kloster und der Kirche abgebrannt sein. Es wurde wieder aufgebaut und bestand als Neu-Jerusalem bis zum J. 1602 neben dem 1344 gegründeten, den Bedürfnissen der südlichen Armuth gewidmeten Hospital zum heiligen Geist, dessen Gebäude jedoch durch die Explosion von 1759 zerstört wurden. Es besaß ein Capitalvermögen von 3607 Tblen. Hinter der Stiftskirche sah erhabene starke Mauern, Gewölbe, weite Gemächer und dicht vergitterte Fenster sind Ueberbleibsel einer Burg, welche, einst der Grafen von Arnheim Eigenthum und in noch älteren Zeiten vermuthlich eine königliche Pfalz, durch Erbkauf an die Grafen von Katzenellenbogen gelangt war. Graf Dieter II., für seinen Kreuzzug gerüstet, ertheilte dem Kloster Eberbach 1219 eine Zollbefreiung von demjenigen, „quicquid solvere debuerunt apud castellum et jurisdictionem meam S. Goaris.“ Nach der Erbauung von Rheinfels wurden nicht selten Burgmänner mit dieser den Grafen entbehrlich gewordenen Burg oder, wie sie meist genannt wird, mit dem Pfalzhanse beehrt, die Boos von Waldbach 1306, die von Wolre 1331, die von Berenberg 1360, die von Hasseloch 1410 und zuletzt 1594 die von Altingebach. Ueberhaupt ist in der Grafen von Katzenellenbogen Zeiten in St. Goar häufig die Rede von Burgherrn ritterlicher Geschlechter, dergleichen die Bischof, Bis, Nal, Kuchel, Allendorf, Boos von Waldbach, Brand von Wald, Stampf von Waldbach, Calenberg, Nordach, Baumbach, Dern, Rodenhein waren. An ihrer Spitze stehien die Bis, denen vorzugsweise das Prädikat von St. Goar angehörig, ungleich bedeutender aber sind die Kuchel geworden, die regelmäßig mit dem Prädikat von Katzenellenbogen, zu Zeiten auch mit jenem von St. Goar vorkommen und im J. 1816 erloschen sind. Wenige Monate vorher war zu Dieburg, den 8. Jan. 1816, Franz Joseph Martin Freiherr von Albin, von alten Söhnen der Stadt St. Goar der merkwürdigste, gebohren. Sein Vater, der nachmalige Kammergerichtschaffner Johann Caspar Anton von Albin, handt dort als des Landgrafen von Hessen-Rheinfels Kanzleibrutor. Eine andere Veranlassung zu St. Goar, der Jesus Gobier, hat seinen eigenen Artikel. Den Zoll, dessen die Urkunde von 1219 erwähnt, möchte wol Graf Dieter I. angelegt haben, er gab Veranlassung zu dem Kriege mit den Städten 1255. Graf Wilhelm wurde am 6. Juni 1326 von Kaiser Ludwig mit dem Zolle beehrt, „als ihn seine Altvordern und er gehabt zu Lehen von dem Reich.“ Am 26. Juli 1330 verschied der nämliche Kaiser dem Grafen Wilhelm 2000 Pfund Heller, zu erheben aus dem Zolle zu St. Goar in einem neuen Turnos, der jedoch abzuschaffen sei, sobald die 2000 Pfund eingelöst, wo dann der alte Sag, 2½ Turnos, wieder eintreten sollte. Philipp's des Großmüthigen Testament gab dem Zoll an seinen Sohn Philipp II., nach dessen überlebendem Abgange besahen ihn seine drei Brüder in Gemeinschaft. Der Betrag von 1627 wies der Zollgefällende dem Hause Hessen-Darmstadt zu, der Hauptvertrag von 1648 stellte jedoch für Cassel und Darmstadt die gleiche

Beitheilung her. Die Angaben über den Ertrag des Zolles variirten bedeutend, 9000 Thlr., 12,000 Thlr., 30,000 Gulden. Neben dem Rheinzolle bestand der Gulden-Weinzoll, so genannt von dem für jedes Kuber Wein zu entrichtenden Gulden, deren das Kuber Brannwein zwei erlegte. Das Bier war frei. In die 4000 Thlr., welche dieser Guldenzoll, alle Ausgaben abgerechnet, ertrug, theilten sich ebenfalls Cassel und Darmstadt. Es hat denselben Landgraf Wilhelm II. von Hessen sich verdient, indem er dem Reichsheere, welches den römischen König aus der Gefangenschaft in Brügge zu befreien bestimmt war, im J. 1488 ein Geschwärz von 500 Reifigen aufstelte und mit 1000 Reitern dem Könige in den Zug nach Ungarn folgte, 1490. Das Privilegium für die Erhebung des Guldenzolles ließ Kaiser Maximilian am 23. Juni 1505 ausfertigen. Das Zollhaus, im J. 1782 neu erbaut mit einem Aufwande von 7117 Gulden, brannte 1789 bis auf den Grund ab, entstand aber im folgenden Jahre aus den Trümmern, um schließlich, im J. 1806, der großen Kunststraße zu weichen. Der hohe Zollthurm, neben dem Krabn, wurde 1770 abgetroffen, nachdem die von ihm ausgehende, zum rechten Ufer reichende, den Rhein sperrende Kette vorläufig nicht mehr im Gebrauche war. Gleich beim Zollhause, unweit des Rheinhofes, war das in den Unruhen des Revolutionskrieges ver wundene messingne Halsband, von dem Kronprinzen Windelmann das Burschband genannt und Malzeiden eines berühmten Ordens, der an Job. Ludwig Knoch seinen eigenen Historiengraben gefunden hat, angebracht *). Knoch schreibt: „Es ist allen Auf- und Abreisenden des Rhein-Strombs eine sehr bekannte Sache, daß ein jeder zum ersten drey der Stadt E. Goar Vorüberreisender von der in dem Schiff mitreisenden Gesellschaft an das nahe bey dem Zollhaus und Hauptwache befindliche messingne Halsband geführt wird; wovon einige Begleiter, welche die besondere Aufsehung verrichten, Patten und Geissen genennet werden; diese legen demselben das Band um den Hals und fragen: ob er mit Wasser oder Wein getrunken seyn wolle? Nun wird zwar insofern die Weinlaufe erworbet und mit dem Wasser eingetalen, sodann für die Arme in die daby hangende Bäche, aber nicht für die Wacht, eine freiwillige Prüfkuur eingelegt; jedoch diese Aufsehung erstlich in dem Wirthshaus zur Vollständigkeit gebracht. Hier wird sodann dem Gehänselten eine messingne Krone aufgesetzt, von dem Cassbaltler der große Handbecher mit gutem Wein dargereicht, ihm die kurzwellige Geseße des Hanse-Ordens füzulesen, welche dem Gehänselten die Füzheren in der Forley und die Jagd in der Werb zueignen, darauf beriehet den Becher zu dreyenmalen auf den Kaiser (Napoleon, in der jüngsten Anküde der Knoch'schen Schrift, 1805), des Herrn

Landgrafens zu Hessen und sämmtlicher Gesellschaft auszutrinken verbunden ist. Welches die Herren Patzen recipiroten, und sodann zum Beschluß ihre Namen unter Jahr und Tag, nebst Verbrüderung der Pettschafte, in das Matricul- oder Hanse-Buch einzuschreiben und für die Arme abermahls ein Almosen mitzutheilen pflegen. Diejenigen aber, welche sich desfalls säumig stellten, Unkosten wegen des Tractaments oder der Zechen fürchtend, die erwählen dann lieber mit Wasser getauft zu werden; da hält sich dann gemeinlich einer aus der Gesellschaft mit einem Eimer Wasser bereit, und wenn er höret, daß er will mit Wasser getauft seyn, so stürzt er ihm plötzlich den ganzen Eimer voll Wasser über das Haupt.“ Von des Ordens Ursprung heißt es in den ältesten Matrikelbüchern: „Als Kaiser Karl der Große das Königreich seinen beiden Söhnen Karl und Pipin theilen wollte, womit der jüngere, Pipin, gar nicht zufrieden gewesen, sei er über seinen ältern Bruder so ergrimmet gewesen, daß er ihn drei Jahre zu verfolgen gesucht. Als hierauf der Vater, Karl der Große, eine Reise den Rhein hinunter gethan und seinen Sohn Karl zur Verrichtung des Gebetes nach der Kapelle des heiligen Goar abgeschickt hätte, sei der nachfolgende Bruder Pipin ebenfalls in die Kapelle getreten und seines besondern Bruders mit solchem Grimme anständig worden, daß er ihn auf der Stelle entleiben wollte. Da hätte Gott und der heilige Goar diesen großen Haß der Brüder auf einmal in große Liebe und Freundschaft verwandelt, daß sie sich mit Freuden umhalsset und vereinigt, von da zu ihrem Vater den Rhein hinunter glücklich gelangten und von selbigem mit vieler Freude empfangen worden. Deswegen letzterer zum Andenken dieser Vereinigung seiner Söhne zum Besten des Hospitals und der armen Reisenden nicht nur eine reiche Stiftung, sondern auch ein silbernes Hanseband zu gegenwärtigem Gebrauche an diesem Orte angeordnet.“ Die Matrikel enthält tausende von Namen der in den Orden aufgenommenen, darunter Kaiser Karl V., Landgraf Philipp der Großmüthige, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, Kurfürst Friedrich V. von Pfalz und seine Gemahlin, die englische Prinzessin, wurden bei ihrer Rheinfahrt 1613 in den Orden aufgenommen, und der Kurfürst schenkte einen kostbaren Becher sammt päpstlichen Keimen, die Wappen sämmtlicher Grafen seines Gefolges tragend. Einen solchen Becher schenkte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels bei seiner Aufnahme, und dieser Becher veranlaßte in unsern Tagen eine arge Spaltung im Orden, nicht unähnlich derjenigen, welche mit dem Tode K. Karls II. von Spanien über den Willkürorden gekommen ist. Nachdem das Gasthaus zum Wägen Wald (schon 1537 genannt) eingegangen, wurde unter dem Gindecke drückender Zeitverhältnisse einzig in der Rille schlüpfig und selten gehänselt. Ueppiglich trat ein kühner Reuter auf, der Wirth zum Rheinfelschen Hof, welcher, geschmückt mit einem der kostbaren Kleinode des Ordens, mit dem von Landgraf Ernst gestifteten Becher, den legitimen Großmeister in der Rille seiner Würde zu entsetzen unternahm. Und, wie es nicht selten

*) Historische Abhandlung vom Entkommen des alten Hanse-Burche oder Halsbandes Ordens zu E. Goar am Rhein und dessen annehm ähnlichen Ceremonie. Aus glaubwürdigen Nachrichten in möglicher Kürze zusammengezogen von J. L. K. 1½ Bogen, 1767, und seitdem mehrmals wieder aufgelegt.

in dieser Welt geschleht, Alles eilte der aufgehenden Sonne zu, sehr bald konnte die neue Matritel berühmte Namen anweisen. Der in der Ule aufbewahrte, „älteste und schönste Hantsebecher, von der Tradition für ein Geschenk Karl's des Großen angegeben,“ zeigt des großen Karl und seiner Söhne Karl und Alpin Bildnisse, sammt einer lateinischen Inschrift. Von dem Gasthause zur Ule geschieht in einer Urkunde vom 15. Mai 1346 Erwähnung: „Name der Bruch von unser wegen Graf Johann von Nassau, so sollen wir zu St. Gerober (so lautet der Name im gemeinen Leben bis auf den heutigen Tag) ireiten in das Haus zur Ule, das gelegen ist an dem Rhein, und sollen da liegen als lange bis daß wir es gerichtet haben.“ Die Statuten des Halsbandordens, vornehmlich auf Handel und Verkehr bezüglich, ließ Landgraf Georg II. von Darmstadt durch den Oberamtmann Johann Wolf von Reitelshausen, genannt Schrautenbach, am Sonntage Cantate 1627 erneuern und bestätigen. Statt des verschwundenen Halsbandes besitz das heutige St. Goar ein Monument von höherer Bedeutung, dessen Ordel in seiner Geschichte der Stadt St. Goar unumfänglich erwähnt. Dieses merkwürdige Monument besitz aus einer 4½ Fuß hohen Pyramide von rothem Sandsteine und aus einem 2 Fuß hohen Viesdestal von grauem Felsen. Eine Inschrift findet sich nicht vor, dagegen haben alle vier Seiten gleiche Bezirkerungen, bestehend in einem großen Menschenkopfe mit Gekrönten. Aus einem durch den Landgrafen Ernst im J. 1690 veranlaßten Zeugenerhördere geht hervor, daß noch im J. 1648 auf der Spitze der Säule sich ebenfalls ein großer Menschenkopf befand, später aber zerstört wurde. Welcher Zeit und welchem Volke dieses Monument angehört, läßt sich wegen Mangels an sichern Andeutungen nicht bestimmen und war von jeher sehr bestritten. Mehrere, wie Windelmann in seiner Geistlichen Chronik, Dr. Brown in seiner Reisebeschreibung vom J. 1688, hielten dasselbe für römisch; der rheinische Antiquarius vom J. 1739 liefert eine gelungene Abbildung des Monuments und hält dasselbe für die Zierden eines altentischen Götzentempels; Andere halten dasselbe wegen der besonderen Bildung der Köpfe für orientalischen Ursprungs und durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht; wieder Andere glauben, daß die Säule zur Bezeichnung der Grenze eines Hauses oder des Ures eines Dinggerichtes gedient habe. Der Archivarath Ruch in seinen Antiquitates goarinae und mit ihm Ruch halten dasselbe für eine Gedächtnissäule an ein Wunder, welches der heilige Goar bei Pfalsfeld verrichtet haben soll. A. Reichensperger hält das Monument für ein vorchristliches, celtogallisches, welche Ansicht um so begründeter erscheint, als dasselbe ursprünglich in der Nähe von Pfalsfeld auf dem Hundsrücken an einer Stelle stand, wo sich nach der Tradition ein Heidentempel befunden haben soll, dessen Ueberreste noch im J. 1647 vorhanden waren. Im J. 1736 ließ der Commandant von Rheinfels, Generalleutnant von Kupelen, das Monument von Pfalsfeld nach Rheinfels transportiren und in dem Commandantengarten aufstellen. Im J. 1805 ließ der Präfekt

Aler. Sameth dasselbe von Rheinfels nach Coblenz bringen, ein schwarz marmornes Viechetal mit einer Inschrift, worin dasselbe als römisch bezeichnet war, dazu anfertigen und es in dem Hofe des jetzigen Generalcommando aufstellen. Als im J. 1807 die neue Bezirksstraße von St. Goar nach Simmern eröffnet wurde, ließ der Präfekt Lejay-Marnesia die Säule von Coblenz wieder in die Nähe von Pfalsfeld bringen und dort neben der neuen Straße an der Grenze der Bürgermeistereien St. Goar und Pfalsfeld aufstellen. Im J. 1845 wurde die Säule zu ihrer besten Erhaltung nach St. Goar transportirt, woselbst sie einstweilen noch auf dem evangelischen Kirchhofe steht, aber bald auf dem Marktplatz aufgestellt und der Stadt zur Zierde dienen wird. Die städtische Markung umfaßt Ackerland 24, Wiesen 20, Gärten 6, Weinberge 92, Bergedden 70 Morgen, dann den Gemeindegewald von 2624 Morgen, ursprünglich wol der Abtei Prüm Eigenthum. Daher heißt es in dem städtischen Weisthume vom J. 1544: „Zum Zwölften erkennt man dem Abt von Prüm, ob es Sach wäre, daß er käme geritten durch St. Goarens Wälder, so möchte sein Säumer knecht eine Ruthe hauen, die weder Eichen noch Buchen wäre, und seinen Säumer damit treiben.“ Von Wichtigkeit ist der Salmenfang, zumal Feinschmied der dem Fischen vor allen andern Salmen des Rheins den Vorzug auserkennen, welchen ihm zu sichern Natur und Kunst sich vereinigen. Die Fische des hier zusammengepreßten Stromes und die hohen Felsen, deren Schatten stelten von dem Wasserspiegel weichen, scheinen das Fleisch zu härten und zu verdeilen. Mit dem frischen Salmen treiben die Fischer einen starken unmittelbaren Handel, besonders nach Frankfurt, Mainz und in die Taunusstädte, im Februar und März auch nach Cassel, Nürnberg, Regensburg und Wien. Für so weiten Transport ist eine eigene Verpackungsmethode erforderlich und diese wird von den Salmenfishern als ein Geheimniß bewahrt. „Kunst und Fleiß,“ so schrieb Wend im J. 1783, „haben in neuern Zeiten diesen Nahrungsweig so sehr erweitert, daß blos der herrschaftliche reine Antheil, also den Antheil der Fischer, an die er verpacket ist, und den Gewinn aus dem Vertriebe des Fisches ungerchnet, in einem Jahre schon über 1100 schwere Thaler ertragen hat.“ Der Bag (Jang) Werb lieferte im J. 1779 an Gewicht 8150 Pfund Salmen. Gegenwärtig bestehen auf der linken Rheinfelse, zwischen St. Goar und Oberoselt, sieben Salmenfänge, Werb, Kufelstein, Klotz, Entenpühl, Wellernweg, Küdersbüchen und Kammerweg, auf der rechten Rheinfelse, zwischen St. Goarshausen und Oberoselt, drei Fänge Longen, Sann und Eikern. Jene des rechten Rheinufer sind von Nassau zu Erbpacht ausgehan gegen Abgabe des Drittels der Fische. Auf der linken Seite ist die Werb für die Hälfte, der Kufelstein für ein Viertel des Reinertrags zu Erbpacht gegeben; von den fünf andern Fängen, sammtlich Krongut, sind Klotz und Entenpühl um die halben Fische, Wellernweg zu 45, Küdersbüchen und Kammerweg zusammen für 145 Thlr. verpachtet. Die Fischer, welche den Pacht in Natura entrichten, beziehen vorerst als Entschädigung

für die Gerthschaften, vom Fange unter zwölf Pfund, ein Pfund, beträgt er über zwölf Pfund, zwei Pfund. Der härteste Salmen, von 1840—1850 bei St. Goar gefangen, wog 45 Pfund, 16—18 Pfund sind das Mittelmittel. Nach Ausweis der rheinischer Amtsberechnungen betrug der herrschaftliche Anteil in den Jahren 1520—1688 durchschnittlich 350 Gulden. Gegenwärtig beläuft sich der herrschaftliche Anteil aus der Naturalabgabe von den Fängen der linken Rheinseite zwischen St. Goar und Oberwesel im Durchschnitt auf 900 Tlhr. jährlich, hierzu den Anteil der Fischer und die Gebühren gerechnet, ergibt sich eine Gesamteinnahme von ungefähr 3000 Tlhrn. Während der französischen Occupation war der Ertrag sehr gering, zu 30 Franken einer der bedeutendsten Fänge, der Rott verpackt; im J. 1817 trug er dem Pächter 9000 Gulden ein. In ähnlichen, ungewöhnlich günstigen Jahren hatten einzelne geringere Fänge dem Pächter 1500—2000 Tlhr. abgeworfen. In Folge des starken Besuchs der Bäder des Rheinkrals, der Erleichterung des Verkehrs, ist eine außerordentliche Steigerung der Fische eingetreten, wie denn selbst der sehr reichem Fänge das Pfund mit 15—20 Sgr. und während der Badesaison mit 1 Tlhr. 10 Sgr. bezahlt wird. Die am 18. März 1764 von der Justizkanzlei zu St. Goar erlassene Verordnung in Betreff der Verpflichtungen der Salmenfischer ist noch heute maßgebend.

Beachtet wird die Stadt durch die über ihr auf bedeutender Höhe gelagerte vormalige Festung Rheinfels, zu der aber terrassenweise die Gärten der Bürger sich erheben. Graf Dieter III. von Kapellenbogen soll das die Stelle einnehmende Kloster Wattenburg in eine Feste umgewandelt haben; die classische Benennung, an die Maltizer erinnernd, scheint jedoch verdächtig und könnte der Graf gar wol 1245 oder 1246 die Feste von Grund auf erbaut haben. Eine von ihm vorgenommene Erhöhung des Rheinkrals erregte den Unwillen des rheinischen Bundes, welcher im Herbst 1255 ein Heer von 8000 Knechten und 1000 Reisligen vor Rheinfels führte, und anglich durch eine Flotte von 50 bewaffneten Fahrzeugen die Stadt St. Goar angriff. Ein Jahr und 14 Wochen währte die Belagerung, mehr denn 40 Stürme wurden abgeschlagen, so daß zuletzt die Belagerer abziehen und den Zoll bestreiten lassen mußten. Nicht minder glücklich wurden des Grafen von Nassau Angriffe 1320 und 1322 abgeschlagen, denn erst durch seine Lage und die Stärke der Werke war der Rheinfels durch eine ungewöhnlich zahlreiche Burghmannschaft vertheidigt. Von der Mitte des 13. bis zu Ende des 16. Jahrh. werden mehr denn 2000 dieser Burghmänner in Urkunden gefunden. Als der letzte Burghmann erscheint Hermann von Rorded 1620. Im J. 1404 ließ Graf Johann auf der Burg zwei große Geschütze gießen, wobei der Ofen mit Steinkohlen geheizt wurde. Die Landgrafen von Hessen, als der Kapellenbogener Erben, blieben nicht selten gleich ihren Vorgängern aus Rheinfels Hof. Landgraf Wilhelm III. unternahm im J. 1497 den Bau der Außenwerke, welchen zu bernstigen dem Landgrafen Philipp I. vorbehalten blieb, 1527. Die das Schloß beherrschende

biederheimer Höhe, der Bockenberg, wurde durch diese Anlagen dem Schloß verbunden und dem Ganzen die Gestalt einer regelmäßigen Festung gegeben. Laut des väterlichen Testaments gelangte Landgraf Philipp II., 1567, zum Besitze der Niedergrafschaft Kapellenbogen und er hat regelmäßig aus Rheinfels residirt und für die Verrichtung der Festungswerke, auch für die Aufkündigung bedeutender Gebäude, dergleichen z. B. das sogenannte neue Residenzschloß, die ungeheure Summe von 572,000 Tlhrn. veranschlagt. Er starb auf Rheinfels den 30. Nov. 1583 und sein Nachfolger in der Niedergrafschaft wurde sein ältester Bruder, Landgraf Wilhelm IV. in Cassel. Dessen Sohn, Landgraf Moriz, ließ 1599 auf Rheinfels die Kriegsanstalt, die ältesten befestigten und vielleicht nach der Reichshofkriegs-Verordnung von 1570 in Deutschland die älteste Kriegsvorbereitung, in seiner Gegenwart publiciren. Sie bestrafte Zweifels, Bigamie, Entführung mit dem Tode, mit dem Scherenschnitt den Janbitter; dem Gotteslästerer soll die Zunge mit glühenden Eisen durchschnitten werden. Abgottener, Schwanzstücker, Teufelsbänner, Festmänner, Waffensegner sind bei den Kriegsvorbereitungen nicht zu dulden und sollen nach empfangenen Staupepocken sogleich getödtet werden. Ein Injuriant hat öffentliche Abbitte zu thun; der Ausheiler einer Maulschülle soll vor dem Kriegsgesichte niederknien und von dem Beleidigten die Rückerstattung des Empfangenen sich erbitten. Ueber die marburgische Succession erhob sich gewaltiger Streit zwischen den Linien in Cassel und Darmstadt. Landgraf Ludwig von Darmstadt sollte laut reichshofrathlichen Erkenntniß vom 1. April 1623 die ganze marburgische Verlassenschaft, daneben zum Ersatz der bisher entbehrten Ausgaben, die Niedergrafschaft Kapellenbogen haben, es verzog sich aber mit der Urtheilsvollstreckung bis zum J. 1626, wo der Kurfürst von Köln, in Folge der ihm aufgetragenen Execution, durch ein Heer von 8000 Mann, voran zwei niederländische Regimenter, von Wilhelm Verdugo befehligt, vom 31. Juli ab St. Goar, Rheinfels und die Burg ob St. Goarshausen belagern ließ. Mannhaft war der Widerstand, aber dem letzten Sturme, den 29. April, stürzte mit dem Pferde der tapfere Vertheidiger, der Infantin Statthalter der Pfalz, so daß sein Ableben, den 15. Jan. 1629, als eine Folge dieses Unfalls anzunehmen ist, aber die Mittel der Vertheidigung waren erschöpft und der Commandant Johann von Uffeln ergab sich am 3. Sept. 1626 auf ehrenvolle Bedingungen. Sofort wurden Stadt und Festung von den Darmstädtern besetzt. Der Hauptvertrag von 1627 sicherte dem Landgrafen Georg II. den von dem Reichshofrathe ihm zugesprochenen Besitz und er hat, um darin sich zu beaupten, auf die Wiederherstellung der durch die Belagerung bedeutend beschädigten Werke und Gebäulichkeiten 300,000 Tlhr. verwendet, während der große sogenannte darmstädter Ban, als eine fürstliche Residenz, die zugleich der Souveränent demohnen konnte, 200,000 Tlhr. ihm kostete. Gleichwohl währte sein Besitz nicht viel über 20 Jahre. Im Frühjahr 1647 stellte die Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Cassel zwei verschiedene Corps auf, das eine,

6000 Mann, von Kaspar Cornelius von Mortagne, das andere, 2000 Mann, von drei böhmischen Exulanten Karl Rabenhaupt von Sucha, die Reiteri von dem Obersten Landgrafen Ernst von Hessen befehligt. Die drei Abtheilungen vereinigt legten sich nach dem Falle von Hohenstein und der Pfalz am Rhein vor Rheinfels. Dort war man ganz eigentlich überrascht, daß Bewaffnung und Proviantirung unvollständig war; für die Bedienung der in Eile aus Ehrenbreitstein erborgten Geschütze fehlte es an Constaten, der Commandant Johann von Koppensheim zählte nicht über 250 Mann unter seinen Befehlen. Die Lage ergab sich als die ersten Schüsse, aber Rheinfels erforderte eine regelmäßige Belagerung. In dem letzten Sturme, am 10. Juli, wurde durch eine Kanonenkugel dem von Mortagne das linke Bein unter dem Knie abgerissen. Gleichwohl mußte die erschöpfte Besatzung zur Uebergabe sich bequemen; am 14. Juli zog der Oberst Koppensheim aus, nur 160 Mann waren ihm geblieben. Sie empfingen alle Kriegsgeheuen, Mortagne aber konnte nur eben Beiz von seiner Eroberung nehmen und nach auf Rheinfels den 18. Juli 1647. Durch den Vertrag vom 14. April 1648 wurde die Niedergrafschaft Ravenslebenbogen vollständig an Hessen-Gassel abgetreten, um doch sofort wieder zur Dotation einer Seitenlinie verwendet zu werden. Durch Bestimmung vom 12. Febr. 1627 hatte Landgraf Moritz den Söhnen seiner zweiten Ehe den Beiz eines Antheils von Hessen, der sogenannten Quart, zugesichert. Nach der Pacification mit Darnbach forderten diese Söhne, Hermann, Friedrich und Ernst, ihren Antheil von den neu erworbenen Landen und es wurde ihnen durch Vertrag vom 2. Aug. 1648, in Anerkennung ihres Anspruchs, die Niedergrafschaft Ravenslebenbogen gegeben, dabei jedoch bedungen, daß die Garnison auf Rheinfels und Kap dem regierenden Landesfürsten casselischer Linie verbleibe. So wurde diese Clausel die fruchtbare Mutter von Streitsachen, denen des Landgrafen Ernst Religionswechsel reichlichen Zufug gab. Geboren den 16. (6.) Dec. 1623, diente Ernst bei der Belagerung von Alze 1641 in dem französischen Heere; Hauptmann und zuletzt Generalmajor von der Cavalerie bei den Hessen, focht er bei Allersheim 1645, und bei Jülich, wo er mit 500 Reitern gegen ein sechsfach überlegenes feindliches Geschwader den hächsten Stand hielt. Er war es auch, welcher dem bei Besede eingeschlossenen bescheiden General von Grusof Lust machte, darüber aber selbst in die Gefangenschaft gerieth. Im J. 1647 vermählte er sich „par amourette et à cause de sa grande beauté,“ mit der Gräfin Marie Eleonore von Solms-Hohensolms. Während seiner Gefangenschaft zu Paderborn sollen die dasigen Jesuiten den ersten Versuch angestellt haben, den gesprächigen und gleich sehr mit der heiligen Schrift und den theologischen Streitschriften jener Zeit vertrauten Prinzen seiner Kirche abwendig zu machen. Wahrscheinlicher ist inessen, daß eigenes Studium der theologischen Schriften der verschiedenen Parteien, welche zu verschlingen er gewohnt war, dann die Bibel, welche er nach seiner Befreiung mehr als 30 Mal von Anfang bis zum Ende

durchgelesen hat, Zweifel in ihm erweckten, wie das auch seinem Vater geschehen war. Diesen haben die Zweifel der reformirten Kirche zugeführt, auf den Sohn wirkten sie in entgegengezierter Weise, wozu allerdings sein häufiger Aufenthalt in katholischen Ländern und besonders der in Wien 1650 angeknüpfte mündliche und schriftliche Verkehr mit ausgezeichneten katholischen Theologen und Ordensleuten ein Großes beigetragen haben mag. Den stärksten Einfluß gewann auf ihn P. Valerianus Maggi, Capucinerordens. „Samstags den 6. Jan. 1652 (27. Dec. 1651), so da war der Hl. drey Könige Tag, Morgens um 9 Uhr verfügte Jbro Ehrf. Durchl. Maximilian Heinrich mit Pomp sich in Dero zu Köln gelegene Thomskirchen. Daseibsten Sie an dem neu aufgerichteten Altar (welcher, wie auch die Bühne, ringsumb mit goldenem Feder behangen und vielen trennenden Wachsergen gezieret war) Ihre erste Messe celebriert. Vorher aber haben des Herrn Landgraf Ernst von Hessen-Gassel Fürst. W. neben Ihrer Frauen Gemahlin (wobey viel Frauenzimmer, wie auch der Junge Prinz von Neuburg und mehr andere große Herren sich gefunden) vor dem Altar stehend, in Händen Ihrer Ehrf. Durchl. die Befanntnis zu angenommenen Catholischen Religion gethan, und dabey bekräftig zu verharren gelobet; dabey dann auch der Capuciner Vater Valerianus, unerscheidene Jesuiten und andere Geistliche gegenwärtig gewesen. Unter währendem Actu, welcher bis 12 Uhr continuirte, hat man sehr schön musicirt, worunter sich die Trompeten und Herrpauken hieselben, sümmeleich aber im Beichlaß hören lassen. Auf dem Thum-Wach hat man aus einer guten Anzahl Cammern, desgleichen auf den Wällen aus allem Geschütz dreymal Salve gegeben, sonderlich aber ist selbigen Mittag von Ihrer Ehrf. Durchl. ein köstliches Banquet gehalten worden.“ Des Landgrafen Ehe wurde durch manche Dissonanzen getrübt. Kränklich und schwermüthig, in Andacht den Gemahl überlebend, wählte die Fürstin zu ihrem Aufenhalte St. Martin's Klosterlein bei Boppard. Das Fürstenthum, das sie dort 1671 hatte erben lassen, konnte sie noch in demselben Jahre beziehen und sie bat „dasselbige bewohnt bis an. 1682, den 20. Novemb. sind erneite Fürst. Durchl. von hieraus nachher Köln gezogen zu wohnen, und dem Convent das Haus übergeben. Ao. 1689 den 19. Augusti ist Ihre Durchl. zu Köln im Herrn entschlaffen, und ist bey den Bischofaleceffen in der Kuppelgasse begraben worden. Der lieben Seel Gott die ewige Ruhe geben wolle.“ Im Mai 1690 ging der Winter eine Gewissensfrage ein mit der Tochter eines Unterofficiers von der Besatzung auf Rheinfels, welche in Strambingen geboren war. Alexandrina Durnigel oder Badame Ernestina, wie sie seit ihrer Verheirathung genannt wurde, geb. 1673, lebte als Witwe zu Köln, wo sie die ihr angewiesene Pension, 100 Thlr., in der Stille verzehrte, starb auch daselbst den 23. Dec. 1754, sodas sie demnach volle 61 Jahre ihren Herrn überlebte. Sie war ohne Zweifel eines der Wüthen, welche der Landgraf um sich zu haben liebte, damit er nach seiner Verfrachtung an ihren Fortschritten im Guten und in Kenntnissen sich

erfreue, während diese Jungen Vergnügen fanden, ihm einen Harem beizulegen, wiewol sich aus seiner früheren Aeußerung ergibt, daß er eines solchen keineswegs bedurfte. Daß es nicht seine Absicht war, diese Gesellschaften, gewöhnlich sechs und häufig Französinen, zu verderben, scheint aus der Ehre, zu welcher jene Alexandrina erhoben wurde, hervorzugehen. Ein beschreibendes Verzeichniß der Mädchen hat Ernst 1684 aufgestellt. Um die Aufnahme seiner Lande erwartete er sich hohes Verdienst. Er beförderte durch verständige Anordnungen Handel und Gewerbe, insbesondere verbandt ihm die Stadt St. Goar, wo er die sämtlichen, durch die Justizkanzlei als Obergericht und die Justizcommission vermehrten Behörden vereinigte, ihr ganzes Aufkommen. Von 1657—1672 erbaute er auf der Südküste des Rheinfels das Fort Schwarzencl, „sine subditorum aere.“ sagt die Inschrift, „centum imperialium millia impendit da suo, atque ipse operum singulorum inventor et dispositor extitit. Nam incommodus loci situs singularem artem et tales sumtus exegit.“ Von 1683—1686 baute Ernst die nach ihm benannte Ernstkanne, daher man wol annehmen darf, daß durch die von ihm angezeigten und ausgeführten Werke die Festung in Stand gesetzt wurde, den Angriffen gegen die Franzosen im J. 1692 zu widerstehen. Er hat darauf in den Jahren 1657—1686 über zwei Millionen landständliche Gelder und aus seinem Privatvermögen über 200,000 Thlr. verwendet, wobei freilich nicht zu übersehen, daß der Rheinfels seine ordentliche Residenz war, bekußt deren er den Burgfrieden vom 1. Juli 1649, vervollständigt durch das Duellprivileg vom 4. Nov. 1660, erlassen hat. In allen persönlichen Beziehungen ein verehrungswürdiger Fürst, von Herzen ergeben der Kirche, welcher Ueberezeugung ihn zugeführt, dabei aber der abgefasste Feind jeglicher Art von Gleichnelei, hat Ernst als Erbkant zu Köln seine Tage beschloffen. „Herr Landgraf Ernst hat sich in der französischen Belagerung von Rheinfels hinweg auf Köln begeben, ist auch daselbst dem Herren entlassen den 12. May 1693. Das Angewandte ist bey die Frau Gemahlin bezeugt, der Reichsman darauf geführt und in das Gewölbe zu Bernhoven gesetzt worden.“ Noch steht sein Monument in der dahigen Wallfahrtskirche. Ein Monument anderer Art hat der Landgraf sich gesetzt in der Druckschiff: Pourtrait ou description de la vie du prince Ernest, Landgrave de Hesse de la maison de Cassel, resident à Rheinfels. Ainsi écrite à l'instance d'un de ses Confidants et Amis, qui est le R. P. L. J. d. I. C. d. J. à Paris. Ainsi écrite à Rheinfels le 10. de Mars 1669. p. 102. Weitere Nachrichten über des Landgrafen Streithändel mit Cassel, über seine Bemühungen für die Vereinigung der christlichen Religionsparteien, seinen Verkehr mit Leibniz u. s. w. liefert der Artikel Ernst Landgraf von Hessen. Nicht wenig Verdruß hat dem Landgrafen seine Uneinigkeit seiner beiden Söhne, Wilhelm, geb. im März 1648 und Karl, geb. den 3. Aug. 1649, gebracht. Auch nach seinem Tode baderten die Brüder fortwährend. Von Karl, der in Wanfried residierte, schreibt die Herzogin von Dräus

den 14. Oct. 1699: „Ich weiß nicht, ob ich leymal die Zeit gehabt habe zu berichten, daß wir Landgraf Karl mit seinen zweien Prinzen hier gehabt haben. Der alte Herr beklagt sich hier unerböt über seinen Bruder, und erzählt seine Uneinigkeit mit seinem Bruder an jedermann; das lag mir schwer an, und ob sie zwar meine nahe Bettern sein, bin ich doch froh, daß sie wieder weg sein.“ Den 20. Oct. 1718 schreibt sie: „Die Rheinfelsische haben alle ein Schuß“ und den 1. Oct. 1719: „Freilich habe ich meinen oncle à la mode de Bretagne, den nürnbergischen Landgrafen von Hessen-Rheinfels gekannt. Man konnte nicht doctere Hossen vorbringen, als er that, sprach immer von seinem Rutscher, daß er von so guter Gesellschaft wäre, daß er ihn deswegen bei sich schlafen ließe, und sein jüngstes Söhnlein (ist ein schön Kind, aber bitter übel erzen, es ist schad vor das Kind) von ihm erziehen lassen.“ Landgraf Karl, vermählt 1669 mit Sophia Magdalena Gräfin von Salm-Reifferscheid, in anderer Ehe, den 4. Juni 1678, mit Alexandrina Juliana Gräfin von Leiningen-Dachsburg, Witwe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt zu Lauterburg an der Ilter, erzeugte in der ersten Ehe drei Prinzen, Wilhelm IX., Friedrich, geb. den 17. Mai 1673, gest. in Ungarn 1692 und Philipp, geb. 1674, gest. in Piemont 1694. Der zweiten Ehe gehörten vier Prinzen an, von denen doch der einzige Christian die Kinderjahre überlebte, und acht Prinzessinnen. Der Vater starb den 1. März 1711. Die älteste Tochter Charlotte Amalia, welche zu Köln die Bekanntschaft des Fürsten Franz II. Leopold Katerp machte, der, statt wie es seine Absicht gewesen, den Besitzzug am Rheine mitzumachen, durch die Reize der hessischen Prinzessin zu Köln festgehalten wurde und auch am 25. Sept. 1694 sich mit ihr trauen ließ. Da er dafür die Genehmigung des kaiserlichen Hofes zu suchen unterlassen hatte, gab es Anstände, nach deren Beseitigung der Fürst doch von seiner jungen Gemahlin begleitet nach Ungarn zurückkehrte und des reichen Besitzthums sich erfreuen mochte. Daß er aber fortwährend genau beobachtet wurde, dieß scheint genugsam durch den ganzen Verlauf der Geschichte seines Hauses gerechtfertigt. Sehr bald suchte er durch Vermittelung des f. f. Neuenmants Kongneral ständliche Verbindungen mit dem französischen Hofe anzuknüpfen. Kongneral wurde an ihm zum Verräther, was die Verhaftung des Fürsten zur Folge hatte. Man wies ihm zu Rußland auf der Burg die Einde an, welche sein Großvater Jrlow vor der Hinrichtung bewohnte. Um vor gleichem Schicksale ihn zu bewahren, wurde der wachhabende Officier, Hauptmann Ledmann von Cassel, gewonnen und Katerp entkam an dem Gefängnisse, den 7. Nov. 1701, erreichte glücklich die polnische Grenze und eine Rebellion nahm ihren Anfang, jener von 1848 getreues Vorbild. Daß für die Bluthi besonders thätig die Fürstin gewesen sei, eine Dame von gutem äußerlichem Betragen, Schönheit und allen schätzbaren Eigenschaften, außer einem guten Herzen, berichtet der Schotte Gunningham. Sie wurde deshalb, von ihren Kindern getrennt, in das Kloster der Ursulinerinnen zu Wien ver-

wiesen, erhielt jedoch 1705 Erlaubniß in Böhmen zu wohnen; verhaßter 1707, bewerkstelligte sie ihre Flucht nach Sachfen, von da begab sie sich zuvörderst nach Danzig. Nach längerem Aufenthalte in Polen folgte sie dem Gemahle nach Frankreich und es schreibt von ihr die Herzogin von Orleans den 30. Oct. 1721: „Die Fürstin Rakocz sprichet poli und de bon sens. Ich weiß ihr Leben wohl, muß also gestehen, daß ich mich ihrer ein wenig schäme, denn alle Leute wissen ihre Historien hier. Ich habe mein Sohn von Herren laden machen, wenn ich ihm gesagt, er solle nicht allein bei ihr bleiben, damit sie ihn nicht nöthigste, wie man sagt, daß dem Jar mit ihr gesehehen.“ Als ihr Herr zum letzten Male auszog, 1715, um von der Türkei aus sein Glück zu versuchen, fand die Fürstin Unterkunft bei den Benedictinerinnen du Chastel-Widi in der Straße Oberde-Widi zu Paris, und in diesem Kloster ist sie nach kurzem Krankenlager den 18. Febr. 1722 verstorben. „*Pour avoir tant fait parler d'elle et en tant de pays, elle n'avait que quarante-trois ans*“ (Saint-Simon). Von ihren Schwestern heirathete Sophie Leopoldine den Grafen Philipp Karl von Hehenlobe-Bartenstein, Maria Anna Johanna den Freiherrn Daniel von Ingenheim, Christina Franziska Polyxena den Grafen Marquard von Löwenstein-Wertheim, Eleonore Bernadine den Grafen Hermann Friedrich von Bentheim, Juliana Elisabeth den Grafen Otto Ernst von Limburg-Stürm. Wilhelm IX., geb. den 25. Aug. 1671, war Domherr zu Köln und Straßburg, hatte auch die Weihe eines Subdiacons empfangen, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, nach des Vaters Ableben dessen Landesherrschaft in Besitz zu nehmen. Diefem widersprach sein Halbbruder und es kam zu einem Rechtsstreite, welcher in mehreren Deductionen aufgeführt wurde. Nachdem die Brüder sich verständigt hatten, resignirte Wilhelm seine Präbenden 1717 und vermählte sich den 19. Sept. 1719 mit der Palzgräfin Ernestina Elisabeth Johanna von Sulzbach. „In meinen Augen,“ schreibt die Herzogin von Orleans, „ein schlechter Heirath vor die Prinzessin von Sulzbach, so schier eine Churprinzessin ist, dazu so ist kein Herr Vater so gar natürlich gewesen, daß alles bei dem Sohn zu fürchten ist. Ich glaube auch nicht, daß was sonderb hinter diesem Bringen steht, ist hier allemal mit nichts recht umgegangen, und eher schlimme als gute Gesellschaft gesucht, kann seine 3 Wort *raisonable* nach einander reden; ich besage diese arme Prinzess, einen solchen elenden Heirath gethan zu haben, es wird nach dem Besluge auf ein geruliche Rump ausgehen, fürchte ich.“ Der Landgraf starb kinderlos, den 25. März 1731; er hatte auf Rheinfels residirt und dort hielt auch seine Witwe Hof, bis sie 1734 von da durch einen Streit mit Hefen-Cassel vertrieben wurde. Sie hatte auf dem Paradeplatze die Bildsäule des heiligen Johannes Nepomucenus aufstellen lassen. Dagegen protestirte der Bitter und es wurde in Folge dieser Protestation, welche zu betrübten 4000 Mann geführt wurde, die Bildsäule im feierlichen Aufzuge, wobei die ganze Besatzung von Rheinfels paradierte, von dem Paradeplatze in die Vorhalle

der katholischen Kirche zu St. Goar gebracht, „woselbst sie sich noch befindet und heftentlich nie mehr Veranlassung zu einer kriegerischen Demonstration geben wird.“ Also der Geschichtschreiber von Rheinfels. Die Landgräfin lebte hienauf eine Reihe von Jahren in dem Kloster der Augustinerinnen zu Kamp unweit Weppard, dem sie 1736 die Petroskapelle hinzufügte, scheint aber hier nicht das ihr verschriebene Ideal geistlicher Vollkommenheit realisirt gefunden zu haben. Nachdem sie dem Convent das Vorbild der schönsten Tugenden, der höchsten Frömmigkeit gewesen war, zog sie nach Neuburg an der Donau, um in dem dasigen Kloster der Karmeliterinnen, der Hochschule christlicher Weisheit, den Schleier zu nehmen, im Juli 1752. Nachdem sie in mehreren kaiserlichen Aemtern sich versucht hatte, wurde sie, durchaus gegen ihren Willen, zur Priorin erwählt und genöthigt, eine Last, welche sie ihren Kräfte unangemessen finden wollte, zu übernehmen. Als eine Heilige hat sie in dieser Stellung gewaltet, den Ruf der Heiligkeit hinterlassen bei ihrem am Charfreitage, den 5. April 1776, Nachts um 10 Uhr erfolgten Ableben. Ihr Schwager, Landgraf Christian, hatte sich ebenfalls der Kirche zugewendet und noch sehr jung eine Domherrnprämie zu Straßburg angetreten. Diefes gab er nach des Vaters Tode auf und er wurde von dem Landgrafen von Hefen-Cassel zum Oberkämmerer des Reichsregiments zu Weide ernannt. Durch seines Bruders Ableben zum Besitze von Wanfried berufen, vermählte er sich den 11. Aug. 1731 mit des Grafen Philipp Karl von Hehenlobe-Bartenstein Tochter Maria Franziska. Nachmals erhielt er den Charakter eines kaiserlich-casselschen Brigadiers und Obersten und er ist zu Schwesge, seiner gewöhnlichen Residenz, den 21. Oct. 1755 verstorben. Mit ihm, der kinderlos war, wurde das Haus Hefen-Wanfried zu Grabe getragen. Seine Landesherrschaft fiel an den nächsten Agnaten, den Landgrafen von Rotenburg. Dort war Landgraf Wilhelm VIII., nach endlosen Streitsigkeiten mit dem Bruder und mit Hefen-Cassel, zur Ruhe eingegangen den 20. Nov. 1725. Vermählt seit 1669 mit der Gräfin Maria Anna von Löwenstein-Wertheim, war er am 16. Oct. 1688 Wittwer geworden. Es überlebten ihn vier Kinder. Die älteste Tochter, Elisabeth Katharina Felicitas, geb. den 16. Oct. 1678, wurde den 18. Oct. 1695 an den Fürsten Franz Alexander von Nassau-Hadamar vermählt. Witwe den 27. Mai 1711, ging sie den 6. Sept. 1727 die zweite Ehe ein mit dem Grafen Anton Ferdinand von Attems und sie ist den 15. Mai 1739 mit Tode abgegangen. Anna Josepha, geb. den 13. Sept. 1680, starb den 28. Mai 1766 als Präbisin zu Hefen und Kellinghausen, auch Decanissin zu Thern. Ernestine Louise, geb. den 1. Oct. 1681, ward im J. 1721 dem Grafen von Billalunga Joseph Robert de la Cerda vermählt und starb 1732. Der Sohn, Ernst Leopold, geb. den 25. Juni 1684, mußte zugeben, daß bei Gelegenheit des Krieges von 1734 dem Rheinfels heftigste Besatzung zugeführt wurde, sie auch nach hergestelltem Frieden dulden, indem Cassel in einem vor dem Reichskammergerichte geführten Proceße verlangte, daß

das Haus Hessen-Rheinfels wegen vielfältiger Verletzung des Vergleichs von 1654 des Verjährungsrechtes auf Rheinfels verurtheilt worden. Den Ausgang des Processes, in welchem das Kammergericht sich 1754 incompetent erklärte, hat jedoch Landgraf Ernst Leopold nicht erlebt, weil er den 29. Nov. 1749 zu Rothenburg in seiner Residenz verstarb ist. „A. 1704, den 12. Nov. vermählte er sich mit Eleonora Maria Anna, einer Tochter Maximilian Karls, Fürstens von Löwenheim-Wertheim, die ihm folgende Kinder gebar, Josephum, Polyrenam Christinam, Franciscum Alexander, Eleonoram Philippinam Carolinam, Konstantinam, Christinam Henrietten. Er hatte das Glück, von einem Könige, zwei Herzogen und drei respective Fürsten und Fürstinnen als Schwiegervater inniglich geliebt und geehrt zu werden. A. 1729 den 15. Aug. erhielt er von dem Könige von Sardinien den Orden della Annunziata, den Churpfälzischen Orden St. Huberti hat er aber schon als Erbprinz bekommen.“ Seine Witwe starb zu Rothenburg den 22. Febr. 1753. Ihr Erstgeborener, Joseph, erblickte das Licht der Welt den 22. Sept. 1705, vermählte sich den 8. März 1726 mit des Fürsten Ludwig Otto von Salm Tochter Christina Anna Louise Edelwäldin, starb aber vor dem Vater den 24. Juni 1744, zwei Töchter hinterlassend. Die jüngere, Marie Louise Eleonore, geb. den 18. April 1729, Küsterin zu Esen, dann 1756 vermählte Fürstin von Salm-Salm, Witwe den 14. Sept. 1773, lebte als solche zu Echternach und demnach zu Anholt, wo sie den 1. Febr. 1800 gestorben ist. Ihre ältere Schwester, Anna Maria Victoria Christina, wurde den 11. Dec. 1745 dem durch den siebenjährigen Krieg so bekannt gewordenen Prinzen von Coburg, Karl von Kohan angetraut; Witwe den 1. Juli 1787, starb sie den 1. Juli 1792. Des Landgrafen Ernst Leopold älteste Tochter, Polyrena Christina Johanna, geb. den 21. Sept. 1706, wurde am 23. Juli 1724 des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien andere Gemahlin und starb den 13. Jan. 1735. „Sie erwarbt sich,“ schreibt Knepler, „durch ihre Schönheit, Verstand und andere hohe Tugenden die getreue Liebe ihres Gemahls und aller Unterthanen Hochachtung. Sie kommt wenig aus ihren Zimmern, spricht selten mit anderen als ihren Hofdamen, mit Mannspersonen aber fast gar nicht, es sey denn daß Fremde das öftmal ihre Aufmerksamkeit machen. Sie ist zwar eine geborne Deutsche, spricht aber solche Sprache niemals, weil ihr Gemahl, der nicht deutsch kann, sich merken lassen, daß ihm solches unangenehm seyn würde. Ein junger reisender Cavalier aus Deutschland sagte ihr zwar neulich (vor dem 30. Sept. 1730) mit nicht geringer Freistigkeit: er wunderte sich, daß Ihre königl. Hoheit nicht deutsch sprächen, weil Sie doch in so kurzer Zeit Ihre Muttersprache nicht vergessen haben und noch viel weniger sich derselben schämen würden; allein er hatte nicht Ursache, sich seiner genommenen Freiheit viel zu rühmen.“ Polyrena Christina ist die Mutter des R. Victor Amadeus II. geworden. Franz Alexander „war der zweite Sohn des regierenden Landgrafen Ernst Leopoldi, geb. den 8. Dec. 1710. Nachdem er eine

Zeitlang in Kaiserl. Kriegsdiensten gestanden, ward er Obrister bei dem Seierischen, oder, wie andere wollen, bei dem Hoheneubischen Genssierregiment. Zu Anfang dieses 1739. Jahrs ward er General-Feldwachmeister, in welcher Qualität er auch diesem Feldzuge beigemohnt; er hat aber in dem Treffen bei Kropfs in Serbien sein junges Leben, das er nicht höher als auf 29 Jahre gebracht, verlieren müssen.“ Eleonora Philippina, geb. den 18. Oct. 1712, begleitete ihre Schwester, „welcher sie aber an Schönheit nicht gleich kommt,“ auf der Reise nach Turin, „hält sich in einem Kloster besagter Stadt auf, und erscheint selten bei Hofe.“ Sie wurde den 25. Jan. 1731 an den Palgrafen Johann Christian Joseph von Sulzbach, Vater in einer ersten Ehe des Kurfürsten Karl Theodor, vermählt; Witwe den 30. Juli 1733 ist sie den 23. Mai 1750 mit Tode abgegangen. „Carolina, geb. 18. Aug. 1714, prangte nicht weniger als ihre Schwestern mit vielen persönlichen Eigenschaften, daher sich auch der Herzog Ludovicus Henrius von Bourbon sein Bedenken machte, dieselbe sich zu seiner Gemahlin zu wählen, nachdem er den 21. März 1728 Wittwer worden. Sie war noch nicht 14 Jahre alt, da er sich den 5. Jul. 1728 durch Procuratur ihres Bruders, des Erbprinzen Josephi, in Gegenwart des Grafen von Sack, mit derselben vermählte, und darauf den 22. Jul. das Besager vollzog.“ Vorher war sie eine der hundert Prinzessinnen gewesen, aus welchen die Gemahlin R. Ludwigs XV. zu wählen war und es scheint die Wahl beinahe zu ihren Gunsten ausgefallen zu sein. Es schreibt in seinem Journal de Paris, April 1725, Mathieu Marais: „Il est dit aujourd'hui que la princesse destinée au Roi est une Allemande, sœur de la princesse de Piemont, qui est Hesse-Rhinfeitz-Rottenbourg; elle est à Annecy dans un couvent des Filles de Sainte-Marie; toute des plus belles, blonde, assez grasse, et qui a quatorze ans. Un officier suisse qui l'avait vue, m'a dit qu'elle était charmante, mais qu'elle ne disait pas un mot de français.“ Gleichwohl wurde sie nachmals geftirhen von der Liste der hundert Prinzessinnen, „qu'il y a à marier en Europe, parce qu'on dit que la miere accouchait alternativement d'une fille et d'un lievre.“ Der König von Sardinien empfand sehr übel die der Prinzessin von Rheinfels gegebene Erklärung. „Man rühmt ihr eine besondere Schönheit und ein so liebenswürdiges Wesen, sowohl in Ansehung ihres Verstandes, als ihrer Erbesgehalt nach, daß sie dadurch den ganzen Hof bei ihrer Ankunft in Frankreich in Verwunderung setzte. Sie ist tief an ihr Ende, 14. Juni 1741, von jedermann geliebet und hochgehalten, dabei aber durchgehends bewahrt worden, daß ihr Gemahl nicht so viel Liebe vor sie gehabt, als sie in der That verdient.“ Christina Henriette, geb. den 24. Nov. 1717, wurde den 4. Mai 1740 mit Ludwig Victor Joseph, Prinzen von Carignan, verheirathet und starb den 31. Aug. 1778. Des Landgrafen Ernst Leopold dritter Sohn Konstantin, geb. den 21. Mai 1716, war dem geistlichen Stande bestimmt und als Abbé zu Turin eingeleidet, trat jedoch in russische

Kriegsdienste und wurde im November 1739 einem Infanterieregimente zum Obersten gegeben. Er quittirte im 3. 1744 und vermählte sich im August 1745 mit der jungen Witwe des Fürsten Wilhelm Gracini von Nassau-Siegen. „Sie war eine Tochter Konrad Sigmund Reichsgrafen von Starckenberg und stand bei dem Churfürsten Clemens August von Köln in besonderen Gnaden, der auch ihre erste Vermählung beförderte.“ Zur Regierung gelangt, 1749, führte Landgraf Constantin in seinem Hause das Erbscheurerrecht ein, wofür er die kaiserliche Bewilligung suchte und erhielt. Nichtsdestoweniger widersprach Hessen-Cassel, recurirte an den Reichshof und es entspann sich ein längerer Schreibenwechsel, bis in dem Hauptvertrage vom 25. (26.) März 1754 Hessen-Rheinfels nicht nur das Besatzungsrecht, sondern auch das Eigenthum der Festungen Rheinfels und Kap, nebst Artillerie und Munition, Wägen, Zeughaus, dem auf Rheinfels befindlichen Keilschloß, allen innerhalb der Festungswerte gelegenen Einzelgebäuden und Gärten, endlich von den Dörfern Werlau und Biebrinheim zum Schloße schuldigen Burgheldens an Hessen-Cassel überließ und dagegen eine namhafte Anzahl von Obligationen über von Cassel empfangene Darlehen unentgeltlich zurückerhielt. Außerdem mußte sich Landgraf Constantin „aller wegen des ergangenen Kaiserl. Primogenitur-Diplomats gemachten Ansprüche begeben. Tathingegen bewilligte der Landgraf von Hessen-Cassel, daß der Landgraf zu Rothenburg zum Faveur eines seiner dormaligen Prinzen, welchen er will, und dessen jedesmaligen Descendenten, mit oder ohne Kaiserl. allerhöchste Genehmigung, eine solche väterliche Disposition und Theilung unter seinen Fürstl. Kindern für künftige errichten könne, kraft deren die, in der sogenannten heilichen Universalquart bisher ablass gewesene Communion abgetheilt und solche gedachten Prinzen alleine verbleiben, den übrigen Prinzen aber, sobald sie das 25ste Jahr erreichen, zu ihrem Unterhalt nebst der Wohnung ein gewisses, so nicht unter 3000 Thaler zu bestimmen, gereicht, diese Disposition aber niemals für eine Primogenitur ausgegeben werden solle.“ Am 20. Nov. 1759 wurde Landgraf Constantin in dem zu Wien abgehaltenen Ordenskapitel zum Ritter des goldenen Vlieses erdrit und als solcher den 1. Mai 1760 zu Köln von dem hierzu bevollmächtigten Fürsten von Salm installirt. Am 12. Dec. 1773 starb zu Straßburg im 51. Altersjahre seine Gemahlin, eine Mutter von fünf Prinzen und sechs Prinzessinnen, Maria Eva Sophia, geborene Gräfin von Starckenberg, „von sehr viel Verstand, spricht sehr frei und oft beläugend,“ war in ihrem Glauben ungemein eifrig, wie dieses auch mit dem Landgrafen der Fall war. Darum hat er zum Exerutor seines Testaments, worin die katholischen Kirchen seines Gebietes besonders reichlich bedacht waren, den Kurfürsten von Trier bestellt. Er starb den 30. Dec. 1778: Zu Jahren find gekommen acht seiner Kinder, Carl Emanuel, Clementine Franziska Ernestine, geb. den 13. Juni 1747, Abtissin zu Süßern durch Wahl vom 18. Juli 1778, gest. in Verdun den 6. Juli 1813, Maria Hedwig Eleonora Christina, geb. den 26.

Juni 1748, Christian, Domicellar zu Köln und Straßburg, geb. den 30. Nov. 1750, gest. den 16. Juli 1782, Karl Constantin, geb. den 10. Jan. 1752, Maria Antonia Friederike Josepha, Kanonissin zu Thurn, geb. den 31. Mai 1753, gest. im September 1823, Wilhelmine, geb. den 16. Febr. 1755, Bräutlin zu Offen den 20. Febr. 1792, auch Stiftsdame zu Eilen, gest. zu Frankfurt den 9. Dec. 1816, Ernst, geb. den 28. Sept. 1758. Er stand als Oberlieutenant bei einem russischen Infanterieregimente im Kaufhaus. Das Corps, welchem er zugeheilt war, erlitt in einem Gefechte mit den Legionen schwere, durch den Tod des Generals besetzte Niederlage, der Prinz, tödtlich verwundet, konnte nur eben Lifsch erreichen und ist daselbst den 29. Oct. 1784 verstorben. Der Sohn seiner Ehe mit Christiane Wilhelmine Henriette Sophie von Bardeleben, vermählt den 22. Nov. 1781, Ernst Victor, geb. den 3. Aug. 1782, starb den 7. Juni 1787. Maria Hedwig Eleonora Christina wurde den 17. Juli 1766 zu Charleville dem Erbprinzen, nachmaligen Herzoge von Bouillon, Jacob Leopold Karl Gottfried de la Tour d'Auvergne angetraut und starb zu Paris den 27. Mai 1801. Karl Constantin trat sehr jung als Oberst in französische Dienste; Brigadier 1784, Marchal-de-camp 1788, genoß er auch einer königlichen Pension, jedoch er übernahm 16,000 Francs jährlich einzunehmen hatte. Zu Marfille verlehrt er fleißig mit dem Abbe Raynal, welcher demselben einflüßte durch die von dem Prinzen ihm beigegebenen Aufmerksamkeiten, durch die von demselben ausgesprochenen Grundzüge, die freilich nur der Wiederhall von Gmeinplätzen aus des gelehrten Abbe Wauverens waren, daß er einstens ausrufen: „Voilà un homme et non un prince.“ Commandant zu Bergignan, vereinigte sich der Prinz 1792 mit den dasigen Behörden zu einer Denuncation an die Nationalversammlung, worin der Kriegsminister Narbonne beschuldigt wurde, die Grenze gegen Spanien unbewehrt gelassen zu haben. Genöthigt sich in rechtfertigen, bewies der Minister, daß es grade der Prinz von Hessen gewesen, welcher die Ausführung der von dem Comité des fortifications angeordneten Werke, die nach dessen Versicherung überflüssig waren, hintertrieben habe. Generallieutenant den 22. Mai 1792, wurde der Prinz einige Monate später des Generals Wimpfen Nachfolger in dem Commando der 6. Militärdivision. Zu Besancon, wohin sein Ruf ihm vorausgeeilte, bereitete die Jacobiner dem citoyen-général philosophe eine begeisterte Aufnahme. Drei Tage später, den 30. Sept., wurde er im Club eingeknüpft und er hat darin sein patriotisches Glaubensbekenntnis wiederholt. Seinen Vortrag beantwortete der Präsident mit einer Rede, an deren Schlusse es heißt: „Dans un gouvernement libre, les poignards sont à côté des couronnes civiques, nous te laissons le choix.“ Unter der Clubhüben Leitung nahm Charles Heffe, wie er von nun an bezeichnet, mit seinem Generalstabe eine totale Umwandlung vor, während er zugleich fast alle Officiere vom Ingenieurcorps suspendirte. Dagegen bemühte er sich angelegentlich, die Festung Besancon in den besten Vertheidigungszustand zu setzen und veranlaßte das Ge-

rächt, General Hesse solle von dem Commando der Division abgerufen werden, die Behörden sollten sich für seine Beibehaltung auf einem Posten, den er allen wahren Patrioten zu Danke verpflichte, verwenden, dabei ihm ihre persönliche Zufriedenheit mit seiner Dienstleistung bezeugen. Er dankte schriftlich, Besançon den 21. Dec. 1792, l'an I. de la république: „Citoyens administrateurs, je viens de lire les lettres aux yeux, le certificat de civisme dont vous m'honorez. Rien ne peut payer un pareil témoignage; toutes les couronnes de l'univers ne seraient rien pour moi à côté d'un tel bienfait. Aussi jamais je n'oublierai, dans quelque partie de la république que je sois, les preuves journalières de bonté que vous m'avez accordées pendant mon commandement à Besançon. Recevez, je vous prie, citoyens administrateurs, les assurances de mes sentiments fraternels.“⁴ Die Verwendung der Departementsverwaltung blieb für den Augenblick nicht ohne Wirkung und nicht eher denn im Febr. 1793 wurde Charles Hesse in seinem Commando durch den General Sparre abgelöst. Wegen des Gefiezes, wodurch die Gellerte ohne Unterschied aus den Aemtern der Republik verbannt wurden, mußte er austreten. Aller Hilfsquellen erschöpft, wendete er sich im October des Jahres schriftlich an den Jacobinerclub zu Paris, Bred oder Aufnahme in die Gesellschaft zu erhalten. Das Gesuch scheiterte an dem Widerspruch des verurtheilten Dufourmy und es wurde durch Beschluß die Aufnahme fähiger Personen in die Gesellschaft untersagt. Im J. 1795 wird Charles Hesse als einer der Redacteurs des Ami des loix, der von Boulton und Sibuet geleiteten demagogischen Zeitschrift, genannt. Später arbeitete er für das Journal des hommes libres und es hat ihn, um seiner entschiedenen Richtung willen, Despaye, Satyre 2, dem nicht schwanenkenden unschlüssigen Garat entgegengesetzt:

Charles Hesse, du moins, fait preuve d'assurance;
Il ne se borne pas à régenter la France.
Ilustre successeur de Cloots, Anarcharis,
Du fond de son grenier, est son grabat assis,
Il insouge, en espoir, Berlin, Madrid et Rome;
Aux esclaves de Paul il lit les droits de l'homme,
Visite les Lapons, et, dans son noble orator,
Plante sur trois tréneaux l'étendard tricolore.

Charles Hesse ließ es aber nicht bei Schreibereien bewenden; er betheiligte sich in den von Babeuf ausgehenden Umtrieben, überhaupt bei allen gegen das Directorium gerichteten Machinationen, figurirte in den sogenannten constitutionellen Zirkeln und in dem Manègeclub von 1799, und genoß solche demagogische Vebrenung, daß nach dem 18. Brumaire die Polizei ihm den Aufenthalt zu Paris unterlagte, auch zu Saint-Denis ihn scharf beaufsichtigte. Bei Gelegenheit der Höllemaschine wurde über ihn, wie über viele andere Jacobiner, die Deportation verhängt, und man brachte ihn nach der Insel Ré, wo er mehre Jahre als Gefangener lebte. Wie er angibt, hätte seine Gefangenschaft zu Paris und auf Ré ganzer 59 Monate gewährt. Zuletzt wurde ihm als eine

Gnade die Rückkehr nach Teuschland gestattet, 1803 er entschied sich aber für den Aufenthalt in der Schweiz, wo er von Allen, nur nicht von seinem Bruder, der ihm jetzt wieder die Apapage zukommen ließ, vergessen, ausschließlich mit Naturgeschichte sich beschäftigte, oder wenigstens beschäftigt schien. Im J. 1811 jag er nach Basel; die Jahre und das Unglück hatten seine politischen Ansichten berichtigt, dafür wurden Zeichen einer theilweisen geistigen Zerrüttung bemerkbar. Freudig begrüßte er den Sturz des französischen Kaiserthums, das er schmerzen, an ihm verübten Unrecht beschuldigte, nicht minder freudig begrüßte er die Rückkehr der Bourbonen, von welchen er seine eigene Restauration hoffte. Im Juli 1814 verkündigte der Prinz Napoleon's baldige Rückkehr aus Elba, mit dem Zusage, daß diese zweite Herrschaftsperiode von kurzer Dauer sein werde. Daß die Prophezeiung so bald sich erfüllte, steigerte nicht wenig sein Selbstvertrauen, und gegen Ausgang des J. 1815 weisagte er den Sturz der Bourbonen, falls die Regierung nicht einlenken werde. Diese Ansicht, welche dem Polizeiminister Ludwig's XVIII. mitzutheilen er sich nicht versagen konnte, wurde als ein wiederholter Beweis von Rartheit aufgenommen und von dem Canton mit dem Gebote, Basel zu verlassen, beantwortet. Der Ausgewiesene begab sich nach Frankfurt, wo damals auch der unglückliche König Gustav IV. von Schweden weilte; diesem, in Nachahmung eines Subenten-Vereats, täglich unter die Fenster zu rücken und die gefallene Größe zu verhöhnern, wurde dem Prinzen ein Verklagungsactrettreit, während er zugleich unausgesezt um seine Wiederaufnahme in Frankreich, um die Anweisung des seinen Diensten angemessenen Ruhegehaltes petitionirte. Zu Frankfurt ist er den 19. Mai 1821 in dem Alter von 70 Jahren mit Tode abgegangen. In einem Schreiben, kurz vorher entworfen, bekennt er sich zu einem Hundert schriftlicher Arbeiten von 1769 an; deren mehre halt er des Drandes würdig, doch könne er nur in Frankreich sie veröffentlichen, nachdem er sie vorher dem Urtheile sachkundiger Richter unterworfen haben würde. Eine davon: Le partisan, dem J. 1788 entnommen, erschien im Drucke 1810, und mit Zusätzen 1816 in 12. S. 166. Des Schriftstellers eine Hälfte bietet kluge brauchbare Ideen über den Dienst der leichten Truppen im Felde, die Zusage ingeschlossen sind ettel Karrenwerf. Mehre Capitel schließen den pretentiosen Worten: Fiat lux. Auf der letzten Seite heist es: „Ou fera paraitre en temps et lieu la moutarde après dîner,“ der für ein ungleich ausgebehnertes frizogenischschäffliches Werk gewählte Titel. Des Landgrafen Constantin ältester Sohn und Nachfolger, Karl Emanuel, geb. den 5. Juni 1746; „hat im December 1766 seine bisher bei dem Stampfischen Regiment gehabte Carabinier-Compagnie an den kaiserlichen Obristen, Grafen von Schaaffgösch, gegen eine Compagnie von dem in Wien zur Besatzung liegenden kaiserlichen Infanterieregimente vertauscht. Es gibt unter allen kaiserlichen Regimenten keines, das so viel Prinzen und Grafen zu Officieren hat, als dieses.“ [v. 1. Sept. 1771 vermählte sich Karl Emanuel mit des Fürsten

Franz Joseph von Lechtenstein Tochter Marie Leopoldine Kneigund, gest. als Witwe zu Frankfurt den 15. Oct. 1823. Landgraf Karl Emanuel, f. l. Feldmarschall-Leutnant seit 1789 und des goldenen Vließes Ritter seit 1782, war ebenfalls zu Frankfurt den 23. März 1812 mit Tode abgegangen. Er hinterließ zwei Kinder. Der Sohn, Landgraf Viktor Amadeus, geb. den 2. Sept. 1779, nahm nach einander drei Frauen: 1) Leopoldine, des Fürsten Philipp Maria Joseph von Fürsberg Tochter, Frau der böhmisches Herrschaften Kauglm, Daubranz und Wlkawa, vermählt den 20. Oct. 1799, gest. den 7. Jun. 1806; 2) Elisabeth, des Fürsten Karl Ludwig von Hohenlohe-Kangenburg Tochter, vermählt den 10. Sept. 1812, gest. den 6. Oct. 1830; 3) Eleonora, des Fürsten Karl Joseph Wilhelm Anton von Salm-Reifferscheid-Krauthaus Tochter, vermählt den 19. Nov. 1831, gest. den 10. Nov. 1851. Alle drei Ehen blieben kinderlos, und es ist mit dem Landgrafen Ableben den 12. Nov. 1834 der Mannstamm des Hauses Hessen-Rheinfels erloschen, denn der Witwe Hoffnung auf einen Nachkommen ergab sich als eitel und zog ihr nur Unannehmlichkeiten zu. Sie wurde gleich einer Gefangenen von Kauben in Schlesien nach Rothenburg gebracht und dort bewacht, bis der Juchum erwiesen war. Des Landgrafen einzige Schwester, die Prinzessin Leopoldine Maria Eleonore, geb. den 12. Sept. 1787, vermählt den 6. Sept. 1811 an den Fürsten Karl August Theodor von Hohenlohe-Bartenstein, Witwe den 12. Aug. 1844, lebte in kinderloser Ehe und Victor Amadeus vermachte seinen ganzen Allodialbesitz den Wessen seiner zweiten Gemahlin, den Prinzen Viktor und Glorwig von Hohenlohe-Schillingfürst, während die niederheinische oder rothenburgische Quart an Hessen-Cassel zurücksallen mußte. Das Alodium hatte durch die mit der Niederrheinischen Kapellenbogen vorgenommenen Veränderungen einen außerordentlichen Zuwachs erhalten. Et. Goar und die Volgel Pfalzfeld wurden, wie das linke Rheinufer überhaupt, durch den lunerwiler Frieden an Frankreich abgetreten, und es sollte dafür Hessen-Cassel an Rheinfels eine jährliche Rente von 22,500 Gulden entrichten. Durch Verträge, mit Kurheßen und Hessen-Rheinfels am 16. Oct. 1815 errichtet, erwarb Preußen die ganze niedere Grafschaft Kapellenbogen, die Herrschaft Blesse und das Amt Ruengelingen, beides in die hessische Quart gehörig, und gab dagegen an Hessen-Rothenburg, das zugleich auf den Titel von Rheinfels verzichtete, das Fürstenthum Corvey und das schlesische Herzogthum Ratibor mit Kauben. Außerdem hat Landgraf Viktor Amadeus Güter in Schlesien und Meßlenburg durch Kauf erworben. Dreimal in dem Laufe von 100 Jahren war die Festung Rheinfels, jedesmal mit verschiedenem Erfolge, durch die Franzosen angefochten worden. An ihr versuchte sich im December 1692 Tallard, damals nur noch Marckschlag-camp, welchem für solche Unternehmung 23 Bataillone, 20 Schwadronen und eine bedeutende Artillerie beigegeben war. Von Montroyal herabgezogen, traf er am 16. Dec. vor Rheinfels ein, das augensichtlich fast unbesetzt war. Glücklicherweise hatte Landgraf Karl von Hessen-

Cassel ganz in der Nähe ein Corps von 3000 Mann zusammengezogen, um es im Falle der Noth in die Festung einführen zu können, auch für sie einen tüchtigen Commandanten, den Generalmajor Georg Stittich Ludwig von Schlip, genannt von Görs, bestellt. Mit der Aufnahme der Truppen verzögerte es sich aber, da Landgraf Ernst an die Gefahr nicht glaubte, vielmehr das Neugierste von der Aufnahme der Hessen in seine Festung befürchtete, bis er am 16. Dec. seine Residenz verließ und ihre Vertheidigung dem von Görs überließ. Sofort wurden drei Compagnien vom hessischen Leibregimente, dem Rheine die nächsten, herübergeholt, und mit dem Ueberlegen der nachrückenden Truppen die ganze Nacht und den folgenden Tag fortgeführt, so daß am 18. Dec. 4000 Mann in der Festung vereinigt waren, ohne die ständige hessisch-rheinfelsische Besatzung von 300 Mann. Die Kay war mit einer Compagnie besetzt, da standen 6 Geschütze, deren überhaupt 62 waren. Bei Reichenberg und Rastetten war ein Corps von 3000 Mann unter dem Generalmajor von Kerssenbrud aufgestellt, der Besatzung zu Scutien und Ergänzung. Noch am 16. Dec. nahm eine französische Avantgarde, Grenadiere und Dragoner, die im tieferen Heide stehende pallisadichte Scheuer, wobei zwei der Vertheidiger getödtet wurden. Am 17. versuchten die Belagerer von Wadenberg aus einen Handstreich gegen die Stadt, wurden aber mit Verlust zurückgewiesen. Die Stelle des verfehlten Angriffs wollte nachmals Tallard in Augenschein nehmen, und es fiel von dem Thurne der Stiftskirche ausgehend ein Schuß von einem Doppelhafen, der den General in die linke Schulter traf, so daß er genöthigt war, das Commando an den Mar. ch. de-camp Choisy abzugeben. Ihn, der von Adjutanten umgeben war, hatte der Schütze, Dreckslermeister Kretsch, an dem großen Federbusc erkannt. Am 17. Dec. eröffneten die Franzosen die Aufgrabungen und hatten sie Abends 7 Uhr bis auf 300 Schritte von der Contrascarpe vorgepusht, wie lebhaft auch die gegen sie gerichtete Kanonade war. Gegen Abend verthunnten allmählig die Geschütze der Festung, was die Einleitung zu einem Ausfalle war. Die Belagerer wurden aus den Approchen vertrieben, auf beiden Seiten setzte es Tödtet und Verwundete. Den 18. führte der Feind eine Contravallationslinie von der Gründelschlag zum Rhein, so machte auch eine starke Colonne auf dem Wadenberge Wlene, die Stadt angriffen zu wollen, was indessen der Kay wohlgenährtes Feuer hintertrieb. Den 19. Morgens war die erste Parallele demüthigt, die zwei zu Stande gebrachten Batterien zu armenen erlaube jedoch der heftige Regen nicht. Ein zweimaliger Versuch, vom Wadenberge aus die Stadt zu erreichen, wurde jedesmal vereitelt. Dagegen zogen die Belagerer eine zweite Linie, ohne sie jedoch wegen des heftigen Feuers armenen zu können. Sie näherten sich bereits den Pallisaden der Stadt, daher Görs in der Nacht zum 20. ein Gegenwerk aufzuführen ließ. Am 20. mit Tagesanbruch führten die Feinde ihre sämmtlichen Geschütze, 28 Kanonen und 14 Mörser auf, und wurden von Morgens 9 bis 2 Uhr Festung und Stadt aus 8 Batterien beschossen. In der

Festung brach Feuer aus und gleichzeitig formirten sich zwei Angriffscolonnen, welche die Lunetten am bieberheimer Thore und der Festung äußerste Spitze, das Spießfeuer, dreimal stürmten; die zweimal bis auf die Contrescarpe gelangten französischen Grenadiere wurden jedesmal durch den Obersten Gedenius zurückgeschlagen, dem dritten Sturm, nachdem Gedenius in die inneren Werke gedrängt worden war, warf Götz selbst sich entgegen, und es gelang ihm nach einem erbitterten Handgemenge, die Schanzen zu säubern. Er empfing darüber einen Stich in den linken Arm, erlegte aber eigenhändig seinen Begleiter, einen Grenadierofficier. Die Franzosen ließen 400 Tode zurück, die Vertheidiger zählten 27 Tode und mehr als 100 Verwundete. Am 21. traf aus Ehrenbreitstein, von dem Kurfürsten von Trier entsendet, bedeutender Succurs ein, 12 halbe Karthausen und ein Commando Mörser. Die Kanonen wurden sogleich zu zwei Batterien auf dem nocheren Berge verwendet und demontirten die feindliche Batterie auf dem verlauter Berge. Mit anderen 4 schweren Geschüßen, aus Frankfurt gekommen, wurde eine Batterie auf dem Patersberge armirt, und durch sie und die Geschütze der Kap der Badenberg zum Schwiegen gebracht. Aber auch die Franzosen erhielten am 21. bedeutende Verstärkung aus Reg. 10,000 Mann mit 10 schweren Geschüßen und 4 Mörsern, sodas sie auf der bieberheimer Höhe zwei neue Batterien errichten und in der äußersten Parallele einen Keisel aufstellen konnten. Es begann hienauf am 22. Nachmittags 3 Uhr ein fürchterliches Feuer, welches bis in die Nacht fortgesetzt arge Verwüstungen anrichtete. Das war indessen lediglich die Einleitung zu einem Sturm, den abzuweisen Alles fertig war. Todtenstille blieb es im französischen Lager und in der Festung bis Nachts 11 Uhr. Jetzt, bei spärlichem Mondlichte brachen die Sturmcolonnen aus dem Lager hervor, die eine gegen die Stadt, die anderen gegen die Schanzen gerichtet. Dreimal haben sie angegriffen, dreimal abgeschlagen mußten sie nach zweifelhändigem Gefechte weichen. Der Morgen des 23. beleuchtete die Ergebnisse der blutigen Nacht; über 400 Tode bedeckten die nächste Umgebung der Schanzen, die in der Dunkelheit herabgeschützten Verwundeten füllten die Gräben. Der Franzosen Verlust wird zu 400 Toden und 700 Verwundeten angegeben. Den 23. und 24. wurde die Festung unausgesetzt beschossen. Ein Ausfall am Morgen des 25. kostete den Franzosen über 200 Mann an Toden, 40 wurden gefangen. Im Jorne über solchen Verlust ließen sie ihre Batterien spielen, namentlich gegen die Stadt, was bis dahin nicht geschehen war. Am 26. richteten ihre Bomben in der Festung großen Schaden an; eine fiel auf Scharfeneck, wo eben eine Compagnie aufgestellt war, und erschlug 14 Mann. Der Aufforderung am 27. folgte ein Sturm durch drei Colonnen, jede von 1000 Mann, ausgeführt. Für alle Fälle getreut zu sein, hatte der Festungscommandant beschloß, nach Verlust der Werke in das Schloß sich zu werfen und die Werke in die Luft zu sprengen, dem Feinde ein weites Grab. Unter dem Schutze eines Feuerregens kamen die Stürmenden bis dicht zu den

Schanzen, wo ihrer aber Kartätschen- und Flintensalvem erwarteten, sodas ganze Reihen fielen. Diese wurden bald durch die Hutmänner ersetzt; in unbeschreiblicher Hürte überschritten die französischen Grenadiere die ausgefüllten Gräben, mit gefälltem Bayonette nahmen sie die Contrescarpe des Spießfeuers, der tapfere Oberst Gedenius, von mehreren Bayonettirten durchbohrt, kam zu Falle, seine Mannschafft, des Führers beraubt, der Uebermacht erliegend, wurde bis in die inneren Werke verfolgt. Hier hatte von Götz mit 4 Compagnien seines Regiments Posten gesetzt, eine Salve haben diese gegeben, dann mit dem Bayonette den Feind bis auf die Contrescarpe zurückgeworfen. Dießem kamen aber jetzt Verstärkungen zu und zweifelhaft blieb das Gefecht, bis der Major von Woyneburg in dem entscheidenden Augenblicke drei frische Compagnien herbeiführte. Die Franzosen wichen, nachdem auch die beiden anderen äbel zurückgeworfen Colonnen vor dem Fußsloche und der Gloake abgewiesen worden waren. Die entmuthigten Colonnen wurden indessen ungemüht und zweimal durch anderes Volk abgelöst, und es gelang dem Feinde, die Gräben vor dem Spießfeuer und dem Fußsloche zu füllen, und auf beiden Punkten die Contrescarpe zu stürmen, um deren Beiz ein würdiger Kampf sich geraume Zeit fortspann, da beiden Partien fortwährend Verstärkung zusam. Hier focht Mann gegen Mann, jeder Fuß breit wurde mit Blut erkauft, lediglich des Bayonetts, der Senje und des Morgensterns haben die Vertheidiger sich bedient; lange schwankte die Enfscheidung, viermal wurde der Feind bis zum Rande der Contrescarpe zurückgedrängt, jedesmal brach er in verdoppelter Wuth wieder vor, bis Götz, obgleich verwundet, an die Spitze von zwei Compagnien des Leibregiments sich stellend, in einem verzweifeltsten Bayonetzuge die Feinde von der Contrescarpe herabwarf. Von 2 bis 5 Uhr war ohne Unterbrechung gefritten worden, die Erschöpfung nicht, denn immer noch kamen aus dem französischen Lager frische Haufen herangezogen, wol aber die Nacht gebot Feierabend. Ueber 1800 Tode hatten die Franzosen gehabt, 2000 Verwundete wurden auf 120 Wagen nach Montroval geschafft. Am meisten hatten die 12 Grenadiercompagnien gelitten, ihre Officiere insgesamt waren getödtet oder verunndet. Auch die Belagerten beklagten, neben dem tapferen Obersten Gedenius, 9 gefallene Officiere und 123 Gemeine, der Verwundeten zählte man 400. Der Held des Tages war unbestweifel General von Götz. Als ein Löwe streitend, hat er auf der Contrescarpe drei Feinde niedergestochen, mehrere verunndet, während er selbst von vier Wunden blutete. Von Pulverdampf geschwärt, Haar, Augenbrauen, Uniform verbrannt, den blutigen Regen säumend, war er „schredbar und grauslich“ anzusehen. Von der Anstrengung erschöpft, verhielten sich die Franzosen den 28. hindurch ruhig, obwohl der Commandant eine ganze Stunde lang ihre Linien mit Bomben derweisen ließ. Dagegen zogen sie am 29. zwei neue Linien, und das Bombardiren der Festung begann abermals mit großer Lebhaftigkeit, währte auch diesen und die beiden folgen-

den Tage unausgesetzt. Den 30. erreichten die Belagerer die Ballisaden bis auf die Entfernung von 10 Schritten. Anderseits meldeten, daß man im feindlichen Lager einen Generalssturm beabsichtige, im Falle des Mißlingens jedoch abziehen werde, weil der Entsatz im vollen Anzuge sich befinde. In der That wurde eine lebhafteste Bewegung bemerkt und eine Masse von Bajonetten und Schanzzeug herbeigetragen. Für den 31. Dec. erwartete man den Sturm und Görg hatte demzufolge seine Anstalten getroffen, er unterließ insofern, vielmehr ließ Tallard in der Nacht zum 1. Jan. 1693 das schwere Geschütz und die Bagage unter starker Bedeckung von Infanterie den Rückzug nach Montroyal antreten; nur zwei Kanonen und einen Mörser behielt er zurück, um durch ihre Thätigkeit den Abzug zu verbergen. Diese drei Geschütze beschossen die Festung vom 1. Jan. Morgens bis zur eindringenden Nacht, während in der That die Belagerung an dem Tage aufgehoben worden war, welcher nach des französischen Generals Verheißung die Schlüssel der Festung als ein Neujahrsgeßchenk in Ludwig's XIV. Hände liefern sollte. Von Rheinfels aus sah man zwar in der letzten Nacht große Bewegung im feindlichen Lager und ungewöhnlich viele Nachfeuer, von einem Rückzuge konnten aber selbst die ausgehenden Kundschafter Bestimmtes nicht erfahren; am 2. Jan. bei anbrechendem Tage wurde man jedoch inne, daß die Feinde die äußerste Linie verlassen und die Geschütze abgeführt hatten. Eine Verfolgung wurde angedrungen, ohne doch erhebliche Resultate oder auch nur Beute zu bringen, denn die Franzosen steckten vor ihrem Abzuge das Lager sammt allem Schanz- und Belagerungszeuge in Brand und begaben sich Nachmittags drei Uhr durch den Wald auf den Marich, der zunächst nach Pfalzfeld gerichtet ist. Am 4. Jan. gegen Abend traf der Entsatz vor Rheinfels ein, Brandenburgier, Hessen, Münsteraner, Pfälzer. Nach ihren eigenen Angaben hatten die Franzosen vor Rheinfels 4000 Leute, darunter 73 Capitains, 144 Reutenants oder Fähndriche, dann 6500 Verwundete oder Kranke. Der Vertheidiger waren 564 geblieben, darunter 24 Officiere, Verwundete zählten sie 885. Minder sauer wurde den Franzosen die Eroberung von Rheinfels 1768. Diese hatte der Prinz von Coblenz dem Marquis von Caffres aufgegeben, sie war aber eigentl. das Werk des Oberstenleutnants von Gels, von Saint-Germain Infanterie. Dieser schiffte sich mit dem ihm beigesetzten Detachement zu Coblenz ein und legte am 1. Dec. nach Mitternacht vor St. Goar an. In dem Schiffe lagen seine Soldaten auf einander, so daß sie in der weißen Uniform Wohlthun nicht unähnlich waren. Diese hatten für die Schildwache nichts Beunruhigendes. Plötzlich aber wurden die Mehlsäcke lebendig, es erstiegen die Stadtmänner und stürzten nach dem Gasthose zur Kille. Dort waren alle Officiere vereinigt bei Gelegenheit eines Balles, welchen der Commandant auf Rheinfels, Oberst von Freinwald, den Damen von St. Goar zu Ehren veranstaltet hatte. Die Franzosen an der Thüre des Ballsaals erblidend, versuchten die Thüre sich zu vertheidigen; ein hoffnungsloser Kampf führte zu einer Art von Ca-

pitulation, die heftigsten Officiere wurden als Kriegsgefangene angenommen, „puis les officiers français rassurent les dames, ordonnent à la musique de continuer, et se mêlent au bal interrompu.“ Die in solcher Weise in die Stadt und Festung eingeführten Franzosen blieben bis zum Frieden 1762. Sie kamen wieder im J. 1794. Gleich nach der Occupation von Coblenz den 23. Oct. zog den 25. von da eine Colonne aus, um sich an dem Gundebrücken mit der zur französischen Hofarmee gehörigen Division Vincenz zu vereinigen und Rheinfels zu ceruiren. Wenigleich auf Rheinfels eine vollständige Besatzung, Ueberflus an Munition und Proviant war, so hielt man doch den Platz, welcher durch die umliegenden Höhen vollständig dominiert war, nicht für geeignet, eine längere Belagerung auszuhalten, wofür erwartete man eine Vertheibigung, wie sie dem ehrenvollen Anse des Gouverneurs, Generalmajor von Kellus und des zweiten Commandanten Oberst Lenz angemessen war. In seiner Weise ist diese Erwartung in Erfüllung gegangen. Den unbedeutenden Demonstrationen der Franzosen wurde die stärkste Schaffheit entgegengeleitet, und als am 1. Nov. ein angesehener Detacheur von den Vorbereitungen eines Generalssturms für den folgenden Tag erzählte, versammelte Kellus alsbald einen Kriegsrath, und darin wurde beschlossen, in der nämlichen Nacht um 12 Uhr die Festung zu räumen und auf das rechte Rheinufer überzugehen. Die Besatzung erhielt Befehl, sich für einen Ausfall um besagte Stunde bereit zu halten. In der Ueberleitung, in welcher das Aufgehen der Festung beschlossen worden war, kam auch dieser Beschluß zur Ausführung. Die Mitternacht konnte man nicht abwarten, schon um 11 Uhr marschirte die Besatzung in tiefer Stille den Berg hinunter, um sich ohne Säumen auf der fliegenden Brücke einzuschiffen, begleitet von den Verwundungen der ob solcher Feigheit höchlich entrüsteten Bürger. Ein Regger, die Wirt in der Hand, kannte gegen den an seinem Hause vorüberziehenden General von Kellus und holte zu einem Gieße aus mit dem Rufe: „laßt mich den schlechten Kerl todtschlagen.“ Fürzte aber über ein Stüd Holz, so daß der Hieb die Richtung verlor und den General nur am Arme verletzete. Der Vorrath an Lebensmitteln und Munition, Geschützen, Waffen, Uniformen wurde im Eile gelassen, selbst die drei Kanonen, welche neben der fliegenden Brücke aufgeschlagen waren, also derselben nur aufgeschoben werden durften, in der Eile hatte man sogar die Ablösung der Posten am Thürenden, an der Krustadt und am dem Wadenberge vergessen. Der Magistrat, in der allgemeinen Verwirrung zusammengetreten, ernannte Commisarien, die sich auf die verlassenen Werke begaben, womöglich mit den Franzosen unterhandeln sollten. Einer dieser Commisarien, Reiter Faber, fand in den Wachtstuben halb ausgespielte Kartenpartien, an den Wänden steckten noch die letzten Briefe, angerauchte Pfeifen, halb geleert Wein- und Biergläser zeigten von dem Schwanden der Zecher und ihrer Eile, sich in Sicherheit zu begeben. Mit Tagesanbruch näherte sich eine feindliche Colonne. Faber und seine Kollegen wendeten sich im Sturmschritte

dem Stadthort zu. Ein Sankelcut folgte ihnen, diesem ließ Haber zu, daß die Festung verlassen sei, es antwortete ihm dennerrnd: Vive la république, daß Kalsthor wurde abgeschossen. Später zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags rückte eine französische Halbbrigade in die Festung ein und besetzte auch die Stadt. Tags darauf, den 2. Nov., erreichte der heftige Entsatz, von dem Landgrafen selbst befehligt, die Umgebung von Frankfurt, wo aber schon an demselben Tage die Kunde von dem Aufgeben der Festung eintraf. Die Truppen gingen in ihre Standquartiere zurück, der Landgraf aber beschäftigte sich vor Allem mit dem Schicksale der vermaligen Besatzung von Rheinfels, die in Patersberg und den umliegenden Dörfern cantonirte. Das Commando derselben übernahm der Obrist von Schreiber, das 1. Bataillon des Landregiments Rheinfels wurde ohne Weiteres aufgelöst, die Mannschaft nach Hause geschickt, das Regiment von Hausstein unwürdig erklärt, einen Chef zu haben, und angehalten, Fahnen und Trommeln abzuliefern, dann untergeschied, endlich Gericht gehalten über den Gouverneur und seine vornehmsten Officiere. Das über den General von Reuß gesprochene Todesurtheil verwandelte der Landgraf in Cassation und lebenslängliche Festungsgewahrsam. „Ueber wenige Ereignisse“, schreibt der 1854 verstorbene großherzoglich heftische Generalmajor von Marquard, damals Zweite-Lieutenant bei Hausstein und in der Besatzung auf Rheinfels, „über wenige Ereignisse des vorigen Jahrhunderts möchten wol im Allgemeinen so viele falsche Ansichten sich noch erhalten haben als über Rheinfels; daß diese in jeder Beziehung unflaren und falschen Auffassungen sich überhaupt bilden konnten, geht wol aus zwei Momenten besonders hervor; einmal daß für den Laien noch auf den heutigen Tag die Reste jener Befestigung eine, wie man glauben sollte, unüberwindliche Lage haben, sowie sie in ihrer Masse von Ruinenwerk die Tauschung hervorbringen, dieser Punkt sei unter allen Umständen haltbar gewesen; — was seiner Militärs- und Historiker anbelangt, so muß sich auch bei ihnen großentheils eine ähnliche Ansicht bilden, da aus Acten aus dem fürstlich heftischen Archiv in Gießen geführt und mit Citaten aus denselben reichlich verlesen, vor einigen Jahren in Frankfurt a. M. eine Brochure erschien, worin eine klare Darlegung der enormen Vorräthe an Munition und Proviant, sowie eine Aufzählung der bedeutenden fortificatorischen Mittel enthalten war. — Alles dies jedoch nachlässigen Acten-Angaben, resp. dem Soli-Stande, welchem gemäß die Ausgaben für besagte Zwecke eintrefflich worden, nie aber in irgendwelcher Ausführung gewonnen waren, da durch die unverantwortliche Nachlässigkeit und anderweitige unbekante Verwendung der zu besagter Instandsetzung der, obendrein noch ganz alten, den damaligen Fortschritten der Fortification nicht im Geringsten entsprechenden Festungsbauten, ausgelegten Gelder, von Seiten der besonders hierfür ernannten Commission nur ein äußerst geringer Theil für wirkliche Verbesserung und Vertheidigungsfähigkeit des Places veranlagt wurde. ... Im Laufe des Sommers hatte der Landgraf einen höheren

Artillerieofficier nach jener Feste geschickt, um sie in voll kommen vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen; letzterer aber, die große Abnützung des Landgrafen gegen kostspielige Ausgaben kennend, ließ die nöthigen Verbesserungen nur scheinbar bewerkstelligen, Proviant und Munition nur oberflächlich revidiren, sodaß selbst das unbedingt Nothwendigste, das Pulver, in seinem vielfach verderbten, oft ganz unbrauchbaren Zustande verblieb, sowie die Hauptvertheidigungsmittel der schwächsten Stellen des Places, nämlich die Mienen, ganz und gar unbedürftlich blieben. Unsere ganze Festungsartillerie enthielt nur 30 schlechte Geschütze von verschiedenen Kalibern, zu deren Bedienung obendrein nur 36 geschulte Kanoniere vorhanden waren.“ Unter diesen Umständen findet von Marquard den Ausdruck des von Reuß einberufenen Kriegsraths durchaus gerechtfertigt, daß die Feste in ihrem so sehr mangelhaften Zustande ganz unhaltbar und daß selbst der Platz zu räumen sei, eine Ansicht, welche auch der k. k. General Mielas theilte in der Erklärung, daß General von Reuß die Feste Rheinfels in ihrem total mangelhaften und unhaltbaren Vertheidigungszustande durchaus nicht habe halten können und daher dessen Aufstellung auf dem diesseitigen Ufer unter jenen Verhältnissen den strengsten Regeln der Tactik vollkommen entspreche. Für den Gang des Kriegs war der Verlust der Festung ohne alle Bedeutung, sie blieb von den Franzosen besetzt, bis das pariser Dictionarium ihre Schleifung verfügte. Begonnen im J. 1797 wurde diese im folgenden Jahre vervollständigt. Die Ruine ist im J. 1843 durch Kauf Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen Eigenthum geworden. Vergl. die treffliche Monographie von Grebel: Das Schloß und die Festung Rheinfels (St. Goar 1844.) S. 379 mit einem Stahlstich. Derselben verdanen wir nicht minder die gleich verdienstliche Geschichte der Stadt St. Goar (St. Goar 1848.) S. 562. Der Kreis St. Goar enthält auf 8 1/2 Meilen die Städte Badarach, Boppard, St. Goar, Oberwesel, 63 Dörfer, 58 Weiler, Höfe und einzelne Anlagen mit einer Bevölkerung von ungefähr 30,000 Köpfen. (v. Stramberg.)

GOAR (Jacques), ein berühmter französischer Theolog und Gelehrter des 17. Jahrh., im J. 1601 zu Paris geboren, genoss eine sehr vorzügliche Erziehung und trat nach Beendigung seiner Vorbereitungsstudien im J. 1619 in den Domikanerorden. Er hatte den höchsten Stand gewählt, um neben den Übungen der Frömmigkeit ungehört den Wissenschaften leben zu können, und lehrte, nachdem er sechs Jahre der Theologie und der Philosophie genossen hatte, diese Fächer in den Dreieinigkeits zu Grenoble, Wien und Lüttich mit großem Beifall und Erfolge. Ein gründlicher Kenner der griechischen Sprache, für welche er von früher Jugend an eine entschiedene Vorliebe besaß, warf er sich neben seinen Berufsarbeiten mit rastlosem Fleiße auf die Erforschung der byzantinischen und neugriechischen Literatur und verband damit die seinem tiefen religiösen Geblüte und seinem Geblüde entsprechende Absicht, die abweichenden theologischen Ansichten der Griechen, ihre kirchlichen Gebräuche und ihren

Gottebedienst genau kennen zu lernen, um sein Eherlein zu der schon so lange ersehnten und verführten Vereinigung der griechischen und der römischen Kirche beizutragen. Sein Eifer wäre jedoch wahrscheinlich durch den Mangel an ausreichenden Hilfsmitteln erkaltet, wenn nicht der General seines Ordens, Nic. Rodolphi, welcher im J. 1631 die Klöster in Frankreich besuchte, seine Kenntnisse und sein Streben richtig zu würdigen verstanden hätte. Er sah wohl ein, daß der beachtlichste Zweck nur durch einen längeren Aufenthalt in Griechenland erreicht werden konnte, und ernannte deshalb den noch jungen Vater zum apostolischen Missionar und zum Prior des Klosters des heiligen Sebaſtian auf der Insel Chio. Goar begab sich mit dem Generale nach Rom und von da nach dem Orte seiner Bestimmung. Seine Biederkeit und Freundlichkeit erwarben ihm bald die Zuneigung der Griechen, denen seine Verdienste für ihre Nation schmeichelte, in so hohem Grade, daß sie ihn überall in ihre Versammlungen zuließen, ihm seine Fragen bereitwillig beantworteten und sich ihm bei der Einsammlung des nöthigen Materials behilflich zeigten, wobei jedoch Goar zu seinem großen Bedauern wahrnahm, daß die bedeutenden handschriftlichen Schätze, welche er auf den griechischen Inseln vermuthete, sich nicht vorfinden und bald die Ueberzeugung gewann, daß den Nachforschungen der Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts wenig Bedeutendes eingegangen war, doch durfte er immerhin noch mit der insbesondere seinen Zwecken dienenden Nachlese zufrieden sein. Nach einem Aufenthalte von acht Jahren auf der Insel Chio, während dessen es seiner einbringlichen Thätigkeit wirksam gelang, viele Griechen von ihrem Irrthume zu überzeugen und für die katholische Religion zu gewinnen, begab er sich am Ende des Jahres 1639 wieder nach Rom, wo man ihn, um von seinen in Griechenland erworbenen Kenntnissen bei vorkommenden Gelegenheiten Gebrauch machen zu können, festzuhalten wünschte und deshalb zum Prior des Klosters des heiligen Sirtus ernannte. Er benutzte diesen Aufenthalt, um die Bibliotheken zu durchsuchen und mit bedeutenden Gelehrten, insbesondere aber mit dem ihm geistesverwandten, durch seine umfassenden Kenntnisse berühmten Griechen Leo Allard, nähere Verbindungen anzuknüpfen. Dem Letzteren überließ er auch später seine Abhandlung über das Abendmahl der Griechen unter Einer Gestalt (Attestatio de communione orientalium sub specie una) zur Aufnahme in sein bekanntes Werk: *De ecclesia occidentalis et orientalis perpetua consensione* (Colon. 1648. 4.), dessen letzte Abtheilung es bildet. Da Goar sich nach seiner Heimath sehnte, so opferte er gern die Vortheile und Ausichten, welche ihm der Aufenthalt zu Rom bot, um in sein Kloster zu Paris zurückzukehren, wo er im Jahre 1642 eintrat und nach einiger Erholung die Aussicht über die Nothwendigkeit und die Leitung eines Unterrichtes übernahm, zu welchem Amte ihn sein Eifer, seine Klugheit und seine Frömmigkeit ganz besonders befähigten. Eine Reise, welche er im folgenden Jahre (1643) in wichtigen Angelegenheiten seines Ordens nach Rom unternehmen mußte, gab ihm

Veranlassung, alte auf seinem Wege liegende berühmte Bibliotheken zu besuchen und die handschriftlichen Schätze derselben zu seinen Zwecken zu durchforschen. Nachdem er sich in Rom seiner Aufgabe gewissenhaft entledigt und seine Freunde begrüßt hatte, lebte er nach Paris zurück, wo er schon im Juli des folgenden Jahres (1644) ankam und sogleich wieder in das ihm übertragene Amt eintrat. Jede Stunde, welche ihm dieses übrig ließ, benutzte er jetzt zur Sichtung und Zusammenstellung des von ihm gesammelten reichlichen Stoffes und übertrug schon nach einigen Jahren die gelehrte Welt mit dem Ritual der griechischen Kirche (*Euchologium seu rituale Graecorum, completens ritus et ordines divinae liturgiae, officiorum, sacramentorum, consecrationum, benedictionum, funerum, orationum etc. cuiuslibet personae, statui vel temporis congruens, iuxta usum orientalis ecclesiae, interpretatione latina necnon mixto barbararum vocum glossario, aeneis figuris et observationibus ex antiquis patribus et maxime graecorum theologorum expositionibus illustratum*. Parisiis 1647. fol.). Dieses Werk, welches sehr selten geworden ist und gewöhnlich nur in dem nicht immer genauen Nachdrucke (Venetiis 1730. fol.) vorliegt, liefert den besten Beweis von der umfassenden Gelehrsamkeit und dem unerermüdlichen Fleiße Goar's und muß als seine vorzüglichste Leistung betrachtet werden; es enthält eine große Anzahl früher unbekannter, in den Bibliotheken Griechenlands, Italiens, Frankreichs und Deutschlands aufgefundenen Schriften, erläutert genügend die kirchlichen Gebräuche der Griechen durch treffliche Anmerkungen und führt den Beweis, daß der Gottebedienst derselben trotz der verschiedenen Sprache und einiger durch die Zeit und die Nationalität bedingter Abweichungen im Grunde doch völlig mit dem römischen übereinstimmt. Zu gleicher Zeit hatte sich Goar an dem von der französischen Regierung unterstützten großartigen Unternehmen der Herausgabe sämmtlicher Geschichtsschreiber des byzantinischen Reiches theilgehabt und besorgte in rascher Aufeinanderfolge die Geschichte des Georg Cedrenus nebst der Fortsetzung des Johannes Scylitzes (Paris 1647. fol.), das Werk des Georg Cedrenus über die Hef- und Kirchenämter (Paris 1648. fol.) und die Chronographie des Georg Zonaras (Paris 1652. fol.). Im J. 1652 wurde er zum Generalvicar seines Ordens erwählt; er nahm aber diese Stelle nur ungern an, weil er wol einseh, daß die Obliegenheiten derselben ihn in seinen begonnenen Arbeiten stören würden; da er indessen weder seine Pflichten verschäumen, noch seine Studien unterbrechen wollte, so verdoppelte er seinen Fleiß, wodurch er sich aber ein gleichendes Fieber zuzog, an welchem er am 23. Sept. 1653 in seinem 52. Jahre zu Amiens starb. Die Ausgabe der Chronographie des Theophanes, deren Druck bereits begonnen hatte, und die von ihm vorbereitete Ausgabe der allgemeinen Geschichte des Johannes Zonaras wurden von Fr. Combefis und G. Dufresne beendigt. Paffen auch seine Ausgaben byzantinischer Geschichtsschreiber (über welche in den betreffenden Artikeln Näheres zu finden ist) in

frischer Beziehung Ranches zu wünschen übrig, so verdienen doch die historischen Erläuterungen, auf welche sich die neue Ausgabe dieser Schriftsteller beschränken zu müssen glaubte, unbedingte Anerkennung. Goar hinterließ auch vollständig ausgestattete lateinische Uebersetzungen der Uebersicht kirchlicher und weltlicher Gesetze von Matth. Blasarus und der Geschichte des florentiner Conciliums von Sylvester Syropoulos, welche aber bis jetzt ungedruckt blieben *).

(Ph. H. Kuhl.)
GOARIA (Goapra) wird von Protemios V, 45 als eine der Städte in der Landschaft Palmyrene in Syrien aufgeführt. Ebenso Protemios V, 15, 24, welcher dieselbe in der Nähe von Palmyra erwähnt.

(Krause.)
GOARIS (Goapic), ein Fluß in Indien Innerhalb des Gangesgebietes. Protemios VII, 1, 32 bemerkt: *Norapetra netai and soö Nidhlar Gpore ... nach ox'etrai etc. ist der Goapic kal der Nidhar.* Gegenwärtig soll dieser Fluß Lapli heißen.

(Krause.)
GOARSHAUSEN (St.), herzogl. nassauische, in schöner Gegend am Rheine gelegene Stadt mit etwa 750 Einwohnern, mit einer Pfarrkirche, einem evangelischen Desanat, einem Postamt, 9 Wahlmühlen, 1 Koh- und 1 Papiermühle, 2 Reversfabriken. Weinbau, Fischfang und Schifffahrt sind die Haupterwerbszweige. Ueber der Stadt auf einem Felsen die Ruinen des 1806 zerstörten, festen Schlosses Neu-Kapellenbogen, gewöhnlich die Raß genannt. In der Umgegend findet sich auch der durch sein vielfaches Echo bekannte Farleyberg.

(H. E. Hüssler.)
GOARSHAUSEN (St.) und Neu-Kapellenbogen. Eng und düster, von Mauern und Thürmen umschlossen und selbst in einem Halbzirkel den Fuß des Berges, worauf die Feste Neu-Kapellenbogen thront, umschließend ist das Städtchen St. Goarshausen am Rhein, freundlich dagegen und wohlgebaut das ihm in den Zeiten des Continentalismus angebaute, auf den Verkehr mit dem linken Rheinufer speculirende Neubrückhausen. Hüfen und Bornich besaßen die Herren von Jfenburg, vermuthlich aus der Arnheimschen Verlassenschaft. Ludwig von Jfenburg, eine Tochter Irmengard an Wilhelm, den Sohn der Gräfin Margaretha von Kapellenbogen verlobend, 1276 oder 1277, wieset ihr statt des Brautkaufs die Dörfer Bornich, Hüfen bei St. Goar, Patersberg, Offenbal, Werlau an und verpflichtet sich, falls die zu 50 Mark berechneten Einkünfte diese Summe nicht erreichen sollten, den Ausfall in anderer Weise zu decken. Weiter verpflichtet er 100 Mark zu entrichten, oder statt deren eine Rente von zehn Mark, sobald die Ehe vollzogen, denn die Brautleute waren noch Kinder. Die genannten Dörfer wurden auch sofort der

Gräfin Margaretha eingeräumt, unter der Verpflichtung jedoch sie zurückzugeben, wenn Braut oder Bräutigam vor Vollziehung der Ehe mit Tode abgehen sollten. Nach dem Todebuche dieser Clausel hat Graf Wilhelm von Kapellenbogen die besagten Dörfschaften behalten, obgleich in seiner ersten Ehe mit Irmengard von Jfenburg nur Töchter geboren wurden. Am 2. Oct. 1284 hat der ritterliche Erzbischof Heinrich von Binsingen Irmen-garden, Ludwig's von Jfenburg Tochter, mit den Derseren Bornich und Hausen belehnt, unter dem Vorbehalte, daß im Falle ihres kinderlosen Abganges diese Lehen an Heinrich von Jfenburg fallen sollen. Am 11. Aug. 1308 reichte Erzbischof Dieter, nach der Irmengard tödtlichen Abgange, diese Lehen dem Grafen Wilhelm von Kapellenbogen. Als Graf Wilhelm zu Kapellenbogen das Schloß Reichenberg auf seinem Erb und Eigenthum von neuem erbaut, und dasselbst eine Stadt anzu-legen begehrt, auch den Röm. König Ludwig erlucht, daß S. Maj. gedacht Schloß und Stadt, zusamt dem Dorf Hausen in seinen Schutz und Schirm aufzunehmen, und mit einem freien Bodenmarkt besetzen wolle, so bekennt der Röm. König Ludwig, daß er gemeltes Schloß, Stadt und Dorf in seinen Schutz aufgenommen, und die Stadt sich aller Freiheit und Rechte, der sich die Königl. Stadt Frankfurt gebraucht, erfreuen und jeden Dienstag einen Bodenmarkt halten und haben möge. Dat. Frankfurt 1324. XV. kal. Febr. Vor der Reformation ist keine Rede von einer Pfarrei, womit zwar die Angabe, daß das benachbarte Patersberg, geschrieben wegen seines ausgezeichneten roten Weins, nach St. Goarshausen gepfarrt habe, nicht zu vereinigen ist. In die evangelische Pfarrei gehören eils Mühlen. Die katholische Kirche zu St. Johann Bapt. war unlängst noch filial von Weilmünch. Gegenwärtig gehören in die Pfarrei Auel, Bornich, Vierscheid, Rodern, Patersberg, Reichenberg, Reichenbain, überhaupt 440 Katholiken, wovon 208 in St. Goarshausen. Das Städtchen hat eine Gesamtbevölkerung von 838 Köpfen in 110 Häusern, mit einer Markung von 790 Morgen. Hier besteht ein Handelsinstitut, dann eine Gerberei von 100 Gerbern. Unmittelbar über St. Goarshausen erhebt sich die Burg Neu-Kapellenbogen, im gemeinen Leben die Raß genannt. Im J. 1393 von Graf Johann III. von Kapellenbogen erbaut, macht sie, also spätes Engelhard im J. 1778, äußerlich ein geringes Ansehen, indem man außer einem hohen dicken Thurne nichts sieht, und hat übrigens mit der Festung Rheinfels gleiche Schicksale gehabt. Sie gehört auch, gleich jener, dem regierenden Hause Hessen-Cassel, welches auf derselben einen Commandanten hüt, der aber dem Gouverneur auf Rheinfels untergeben, und von diesem mit seiner Festung abhängig ist. In der Belagerung von St. Goar durch die Reichsrecrutions-völker 1626 leistete die Raß hartnäckigen Widerstand. Zwei Batterien auf dem Patersberge und dem Waden-berge richteten gegen sie ein zerstörendes Feuer; das Dachwerk des Hauptthurms und der Commandantenwohnung brannten bis auf das Mauerwerk ab. Fünf Stürme wurden durch die Besatzung, die doch nur 86 Mann

*) Esgl. J. Ehard und J. Quetif, *Scriptores Ord. Praedicator. Vol. II. p. 574.* J. P. Nicot, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres de la république des lettres. Vol. XIX. p. 284 seq.* (französ. Uebersetzung 15. B. S. 269 ff.) A. Touron, *Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique. Tom. V. p. 357 seq.* Biographie universelle. Tom. XVII. p. 538.

stark war, abge schlagen. Es demolirten auch die zehn Geschütze der Burg die feindliche Batterie auf dem Badenberge. Gleichwohl mußte die Kap, vermöge der für Rheinfels abgeschlossenen Capitulation, am Ende ihre Thore öffnen. Solchen Widerstand hat der heftige General Moragne im Juni 1647 nicht gefunden. Die darrhäftige Besatzung capitulirte, nachdem sie mit drei Granaten begrüßt worden war. Es ist daraus von der Kap aus dem Rheinfels am heftigsten zugeföhrt worden. Dagegen versagte der Commandant der Kap den Bestimmungen der Capitulation von Rheinfels, den 1. Dec. 1768, die Folge. Er, Capitain von Ende, vertheidigte seinen Posten noch während drei Tagen gegen die französische Uebermacht und sog darauf erst, weil der Pulvervorrath ausgegangen war, während der Nacht aus dem Fort und entzog so die kleine Besatzung von 40 Mann der Kriegsgefangenschaft.“ In dem Laufe des Revolutionskrieges durch die Franzosen unbeachtet, hatte die Kap noch immer eine kleine heftige Besatzung. Rapoleon wollte aber am Rheine seine festen Posten, die nicht in seiner Hand waren, haben oder, wie man auch erzählt, die gespannten Posten werden, als er im September 1804 den Rhein hinaufzöhr, durch die von der Kap ausgehenden Artillerieschalen schon gemacht, worauf er in einer Anweisung von Unmuth die Demolirung der Feste geboten haben soll. Sein Wille geschah nach dem 23. Nov. 1806. Lediglich die Umfangsmauern und die Thürme blieben aufrecht stehen. Seitdem ist die Ruine in Privatbesitz übergegangen. Heute, die Lage der Burg bewundernd und wie sie, föhnt die Spitze eines steilen Felsens einnehmend, das heiterliche der Gegend erhöht, wünscht ihr einen romantischen der romantischen Landschaft angemessenen Namen. Einen besseren als den eigenen konnte der Erbauer ihr föhlig nicht geben. Er hat ihn der Burg Kapellenbogen, zwischen der Lahn und dem Kurore Schwabach, in einer höchst angenehmen und fruchtbaren Gegend gelegen, anlehnt. Die Ruine von Diez und Arnsheim, auch die Heftigkeit der Wappen föhnten wol die Vermuthung rechtfertigen, daß mit den davon benannten Grafen die Kapellenboger gleichen Herkommens sind. Jedenfalls ist die von Wend aufgestellte Herleitung aus dem Hennebergischen Geschichte, oder Vödmann's Ansicht, daß die ältesten Grafen von Kapellenbogen unter dem Namen Altrungen verstreut wären, unhaltbar. Als erste Grafen von Kapellenbogen werden Heinrich und seine Söhne Heinrich II. und Philipp genannt. Heinrich der Vater, mit Eufachis aus dem Hause der Grafen von Gladbach und Etahel vermählt, wird bereits 1102 als verstorben bezeichnet, wiewol er vielleicht nur in demselben Jahre, frühestens 1101 gestorben ist. Er wurde zu Siegburg in der Abteiische beerdigt, erhielt aus dasselbst einen Grabstein, worauf sein Bild in Lebensgröße und die Umschrift: Henricus de Katzenellenbogen sich befinden. Bei Gelegenheit seines Begräbnisses schenkte die Witwe in Gegenwart ihrer Mutter Judith und ihrer Brüder Erlach, Theoderich und Adelger, der Abtei ihr Eigenthum zu Honnef. Witwe ist sie aber nicht lange geblieben, sie heirathete den Gra-

fen Godwin und wurde in dieser Ehe die Mutter des Pfalzgrafen Hermann von Etahel, von welchem der Artikel Pfalzgrafen von Aachen handelt. Deshalb heißt es in mehreren Urkunden: Hermannus Palatinus comes et frater suus Henricus de Cacenelenboge. Heinrich I. von Kapellenbogen jüngerer Sohn Philipp starb als Bischof zu Donabrad spätestens 1173, der ältere, Heinrich II., erscheint von 1124 an in Urkunden, auch in des Pfalzgrafen Hermann Feste mit dem Erzbischofe von Mainz als des Bruders Helfer, daher er gleich diesem mit der Strafe des Hundetragens belegt wurde. Seit 1140 wird ihm der Grafentitel, den er früher nicht empfing, beigelegt; vielleicht daß die Erwerbung bedeutender Güter im obren Rheingau, die er mit seiner Gemahlin Hildegard, einer Tochter des Grafen Godebold von Henneberg ererbt haben mag und aus denen mit der Zeit die obere Grafschaft Kapellenbogen erwachsen sollte, hierzu Veranlassung gab. Von seinen drei Söhnen ist der jüngste, Hermann, als Bischof zu Münster 1203 gestorben, der älteste, Heinrich III., Vater von Berthold und Dieter geworden. Berthold hatte sich den verwegenen Scharen angeschlossen, welche mit der Erröthnung von Constantinopel das lateinische Kaiserthum am Bodensee begründeten und die Krone an den Grafen von Flandern vergaben. Dieser reichte alsbald mit dem Markgrafen Bonifacius von Montfort um das improvisirte Königreich Thessalonica und Berthold nahm für den Markgrafen Partei. Mit seinem Bruder Dieter dem Grafen von Hohenstein empfing er von Abt Gerhard von Brüm, dem er das Präbium Klingelbach zu Lehen aufgetragen hatte, die Beizel zu St. Goar ebenfalls als Lehen um 1170, wodurch es den späteren Grafen möglich wurde, nicht nur das Eigenthum von St. Goar, sondern auch andere von dem dassigen Eistie oder der Abtei Brüm abhängende Lehen, Pfalzfeld, Kastetten, Aligert, Burg-Schwabach zu erwerben. Von Dieter's Söhnen starb der jüngere, Graf Heinrich IV. von Hohenstein unbesit um 1245, der ältere, Dieter II. von Kapellenbogen noch vor dem 3. 1245 mit Hinterlassung der Söhne Dieter III. und Eberhard I., in welchen das Haus in die zwei Linien Alt- und Neu-Kapellenbogen sich theilte, ohne doch eine Theilung der Besizungen vorzunehmen. Beide Brüder muszten nach fränkischem Rechte, bezielten die Güter in Gemeinshaft und theilten den Ertrag. Nur waren der älteren Linie, Alt-Kapellenbogen, ihre Einkünfte vornehmlich in der Niedergrafschaft angewiesen, während Neu-Kapellenbogen seine besten Einkünfte aus der Obergrafschaft bezog. Graf Dieter, der Feste Rheinfels Erbauer, ließ sich durch eine Summe von 700 Mark, zu deren Sicherheit ihm die Reichsdörfer Tülbach, Wasserbühl, Giesheim, Krumphatt und Dornheim verschrieben wurden, den 13. März 1248 für den Dienst des Gegenkönigs Wilhelm von Holland gewinnen. Eine von ihm vorgenommene Erhöhung des Zolltarifs zu St. Goar zog ihm die Feindschaft des rheinischen Bundes zu. Die Städte legten sich vor Rheinfels und setzten ein Jahr und 14 Wochen der Feste zu, 1255, ohne ihrer mach-

tig werden zu können. Dieter, der Bogener und von den Reutern der Reiche beigezogen, hat durch Erwerbungen von Belang die obere Grafschaft vergrößert, auch im Juli 1262 sich Hermann's von Millevast (Mühlpsad) gleichnamige Burg zu Lehen ausfragen lassen. Er starb den 13. Jan. 1276 und hinterließ aus der zweiten Ehe mit Margaretha von Jülich die Söhne Wilhelm I., Dieter IV. und Verthold, dieser Propp in St. Martin in Oerweisel. Dieter IV. theilte am 14. Oct. 1300 mit seinem Bruder Wilhelm in solcher Weise, daß er die Schloßer Kapellenbogen und Richtenberg, dann Keinheim erhielt, während die zu den Schloßern gehörenden Renten in Gemeinschaft blieben. In Kaiser Heinrich's VII. Gefolge ritt er in die Stadt Mailand ein, December 1310, er ward der Kaiserkrönung zu Rom Zeuge und am 19. Juli 1312 ließ der Kaiser die Urkunde anfertigen, durch welche Dieter zur Belohnung der in Italien geleisteten Dienste, für Schloß und Thal Kapellenbogen, für das Schloß Richtenberg und das demselben anliegende Dorf Groß-Bieberau alle Freiheiten der Stadt Oppenheim, sammt dem Marktrecht erhielt, auch ermächtigt wurde, bei einem jeden dieser Schloßer zwölf Juden zu halten, jedoch daß es dem Kaiser unbenommen sein sollte, diese Juden um 1200 Pfund Heller an sich zu lösen. Am 12. Mai 1313 besand sich Dieter wieder in der Heimath. Am 30. April 1314 verklagte ihn die Stadt Erfurt bei Erzbischof Peter von Mainz um die einem ihrer Bürger weggenommenen Läder, für die er 400 Pfund Heller versprochen, aber nicht bezahlt hatte. In der freitägigen Königswahl war er für Friedrich von Oesterreich. Im J. 1315 hielt Friedrich einen großen Hoftag zu Basel und feierte seine und seines Bruders Leopold Vermählung durch Ritterspiel und Turniere. Graf Dieter, mit dem elassischen Rittermannen Gräde oder Angrädr zennend, empfing eine tödtliche Wunde. Er starb in hoher Bussfertigkeit und die Frauen von Basel haben unter Vergießung vieler Thränen dem Leichname bis zum Rheine das Geleit gegeben. Dort wurde er eingeschifft, um in der Heimath seine Ruhestätte zu finden. Dieter's IV. Sohn, Dieter V. starb 1325 in der Minderjährigkeit, die Tochter Elisabeth wurde an den Grafen Hilpolt von Sponheim verheirathet. Wilhelm I., obgleich er der von seiner Mutter eingeleiteten Vermählung mit Ludwig's von Hensburg Tochter Irmenegard den Bischof von St. Goarshausen u. i. w. verbandte, bezogte sich sehr leichtes gegen die Pflegerin seiner Kindheit. Im Einverständnisse mit seinem Bruder Dieter verlangte er von seiner Mutter den Erbsatz von 200 Mark und da die Bezahlung nicht alldahin erfolgte, ließ er die auf Rheinsfels hausende Witwe pfänden, Vieh und Hausrath wegnehmen. K. Adolf, als erbeuteter Schiedsrichter, schlichtete den unausdändigen Zwist durch den Spruch vom 5. Nov. 1292. Schwere Ungemach traf den Grafen Wilhelm, den Wühler der geistlichen Fürsourcen in dem sogenannten Zolltrüge. Sein Schloß Zwingenberg wurde verbrannt, das kaum erbaute Reichenberg zerstört, bis Anno 1306 der Königlich König Albert Grafen Wilhelm zu Capellenbogen aller Ungnab, so er des Zolles

halber uffm Rhein gegen ihn gefaßt, erlassen hat." In Betreff des erlittenen Schadens wurde er an die Kurfürsten von Mainz und Trier verwiesen. Gerhard von Mainz verleiht ihm eine Summe Geldes als Belohnung treuer Dienste, Wilhelm verlangte aber daneben Entschädigung und es kam über deren Verweigerung zu offener Feinde mit Gerhard's Nachfolger Peter, der nachdem er geringfügig entschädigt, das Erstlicht in dem Vertrage vom 9. Juni 1312 dem Grafen für Wiedererrichtung des Schloßes Zwingenberg gegen alle Anschuldigung Rath und Hilfe versprach, meogegen Wilhelm das Schloß von Mainz zu Lehen nehmen sollte. Außerdem wurde ihm die verlangte Entschädigung, 200 Mark Pfennige, bewilligt. Der von R. Albrecht über ihn verhängten Zuchtdung eingedenk, besand sich Wilhelm in der freitägigen Königswahl unter den Segnern seines Sohnes. Vom J. 1319 an erbaute er zum andern Male die feste Reichenberg. Nach dem Ableben seines Vaters Dieter's V. kam er mit dessen Mutter und Schwester zu Streit wegen des Nachlasses und die Austräge haben das Schloß Kapellenbogen der Gräfin von Sponheim zugesprochen. Diese verkaufte dasselbe um 2200 Pfund Heller an den Grafen Johann von Nassau, mit welchem Graf Wilhelm im J. 1329 sich einigte, jedoch sie Schloß und Stadt zu gleichen Hälften theilen und der Eine nur dem Andern sein Antheil verkaufen wollten. Den 23. Juli 1330 wurde Wilhelm von Kaiser Ludwig ermächtigt, Darmstadt in eine Stadt mit Jahr- und Wochenmärkten zu verewandeln. Am 26. Juli n. J. versahrie ihm der Kaiser 2000 Pfund Heller auf dem Zölle zu St. Goar durch einen neuen Turnos zu erheben und an demselben Tage wurde ihm vergütet, 24 Juden zu halten. Wilhelm starb den 18. Nov. 1331, nachdem er in der Erbordnung vom 19. Juni n. J. verordnet, daß „seiner dann einer unser Leibeserben ein Herr sei der Herrschaft, die wir nach unserm Tode lassen, und der soll zuwerthen Wilhelm, unser altester Sohn sein ein Erbe der Herrschaft, und ob der abginge von Tode wegen, das Gertt nit wolle, so soll es Dieter unser Sohn sein, und ob der abginge, so soll es der Keltere darnach sein.“ Aus Wilhelm's erster Ehe mit der von Hensburg kamen zwei Töchter Margaretha und Hilpolt, diese an Bruno von Braunsberg, jene an Gottfried von Schloßberg verheirathet. In der zweiten Ehe mit der Gräfin Adelheid von Waldeck wurden geboren Johann, Anna, Wilhelm II., Elisabeth, Dieter, Gerhard VI. und Anna, diese an Philipp von Haltensteln verheirathet. Dieter, Pfarrer zu Dieber und Heidesdorf in der Grafschaft Wieb, auch zu Besungen 1339, Abt zu Bräm 1341, starb 1350. Elisabeth wurde 1330 an den Grafen Walram von Sponheim, unter der Zusage einer Rügitz von 4000 Pfund Heller verheirathet. Anna, an Gerlach's II. von Limburg ältesten Sohn Johann verheirathet, wurde 1336 Witwe. Johann, ein Knabe noch an Gerlach's II. von Limburg Tochter Uda verlobt, 1325, starb, bevor solche Ehe zu Vollzug gekommen. Wilhelm II., laut der väterlichen Erbordnung regierender Herr, schloß im J. 1339 in des Königs von Böhmen Gesellschaft für Frankreich gegen Edward von

England und mag bei dieser Gelegenheit eine Frau sich geholt haben, die zweimal verwitwete Erbtöchter des Grafen Reinold II. von Römpeigard. Johanna war nämlich nach Ulrich's II., des letzten Grafen von Bistrit Ableben, in die zweite Ehe mit dem Markgrafen Rudolf Hesse von Baden getreten und hatte auch diesen 1335 verloren. Wilhelm mag in solcher Eilehrath nur eine Speculation verfolgt haben, als diese mit dem Ausbleiben der Kinder verscheit, hatte er kein Hehl seines Verdusses um eine verfehlte Hoffnung. Johanna zog sich in ihre Ritterburg zurück. Die Hälfte des durch seinen spüßhaften Kitter so berühmten Schlosses Rodenstein sammt den zugehörigen Dörfern hat Wilhelm 1346 und 1347 pfandschaftsweise erworben und die Einlösung ist niemals erfolgt. Im J. 1350 wurde ihm die nassauische Hälfte des Stammschlosses Alt-Kapellenberg von 1200 Pfund Heller verpfändet und dabei bedungen, daß ihm das Pfand erb- und eigenthümlich verbleiben sollte, falls die Einlösung nicht in den nächsten sechs Jahren erfolgen würde. Diefelbe unterließ. Im J. 1355 ging Wilhelm die zweite, ebenfalls kinderlose Ehe ein mit der Gräfin Elisabeth von Hanau. Er starb 1384, bestimmend vor dem 27. Oct. 1385. In der Grafschaft wurde sein Nachfolger Gerhard VI., der bis dahin, vermöge des am 29. Junil 1352 mit seinem Bruder errichteten Vergleichs, nur die von dem Vater ererbte Hälfte von Schloß und Stadt Kapellenberg, Antheil an Reichenberg und die Dörfer Schwabach, Laufenselden, Ober- und Nieder-Weilungen, dann aus dem Jolle zu St. Goar 50 Gunden gehabt. Für Laufenselden gab ihm Kaiser Karl IV. im J. 1360, für Schwalbach den Sonntag vor Lichtmess, 1368, Stadtrechte. In der gewaltigen Schlacht bei Basweiler, 1371, focht Gerhard für Jülich, in dem Streite um die mainzische Inful, 1374, für Adolf von Nassau gegen Ludwig von Rheien. Auch bei dem Sternerbunde hat er sich theilgeitigt. Im J. 1376 ging er in Gesellschaft des Bischofs Eard von Worms, des Raimund des Baur Prinz von Oranien, des Conrad von Heisenheim, Dombachant zu Speier, nach Rom, um in des Kaisers Namen die Bestätigung für den neuerröthlenen römischen König Wenzel zu suchen und die herkömmlichen Eide zu leisten. Des Bruders Nachfolger in der Grafschaft hat Gerhard dieselbe bis zu seinem am 9. Dec. 1403 erfolgten Ableben regiert und melden von ihm die Faeti Limburgenses: „In dieser Zeit waren zuen die Graffen zu Hageneimbogen, deren diese einer Gerhard, der hatte große Ding und Ritterschaft gethan, und beweiset in großen Streiten in diesen Landen und über Meer in dem heiligen Land. Der hat gebauet Schwabach an der Rarde (Burg, Schwabach) und das thäte er vor dieser Zeit mehr dann dreisig Jar.“ In der Ehe mit der Gräfin Agnes von Diez hat Gerhard die einzige Tochter Anna gewonnen und diese wurde durch Eheberung vom 2. Febr. 1383 dem einzigen Sohne des Grafen Dieter VI. von Neu-Kapellenberg, Johann III. vermählt, so daß also hiermit die ganze Grafschaft wieder vereinigt wurde. Der Neu-Kapellenbergischen Linie Stammbaer, Graf Gerhard I.

ist merkwürdig durch seine genaue Verbindung mit Kaiser Rudolf I. und die mancherlei demselben geleisteten Dienste, worunter nicht der geringste eine Reihe von Darlehen in dem Gesammtbetrage von 12,000 Mark Pfennige. Er hat Draubach, Stadl, auch durch seine Vermählung mit Elisabeth von Erstein Antheil der Schloßer Homburg vor der Höhe und Steinheim erworben. Im J. 1273 wurde er vom Kaiser zum Administralor der Abtei Juida bestellt, „sed, ut fama tenet fuit, in rem suam potius quam ecclesiae.“ flagen die Antiquitates Fuldenses. In des Erzbischofs Gerhard II. von Mainz Auftrage verhielt Graf Gerhard dem Herzoge Albrecht von Oesterreich die durch des Vaters Ableben erledigte Krone, er scheint jedoch, gleichwie der Erzbischof, sehr bald die Farbe gewechselt und für Adolf von Nassau, seiner Schwester Adelheid Sohn, Partei genommen zu haben. In allen Dingen der Politik des neuen Königs sich anschließend, trug Gerhard dem K. Eduard I. von England Homburg und Steinheim zu Lehen auf, wogegen ihm dieser am 12. Nov. 1294 zu Manneid die Summe von 500 Pf. St. verbieth. Bei Belheim für Adolf freitend, gerieth er in Gefangenschaft, wurde jedoch von dem großmüthigen Sieger nicht nur derselben entlassen, sondern auch mit Gnaden überhäusert. Solche Behandlung hat Gerhard zu schägen gewußt und fortan treueistig, besonders in dem Zolltriege, K. Albrechts gedient, wie er denn auch, Gesandter an dem päpstlichen Hofe, dessen Bestätigung bei Paps Bonifacius VIII. erwirkte. Er starb 1311. Von Gerhard's Söhnen haben einzig Gerhard und Berthold II. das Geschlecht fortgepflanzt. Gerhard, gestorben vielleicht noch vor dem Vater, sicherlich vor dem 10. Aug. 1312, hinterließ die Söhne Gerhard II. und Johann II., die beide unverbt gelieben sind. Berthold II. musirkte am 26. Aug. 1318 mit seinem Kessen Gerhard II. das Land zu Dornberg und Auerberg und starb den 25. Dec. 1319, nachdem er in der Ehe mit der Gräfin Adelheid von Sayn die Söhne Johann I. und Gerhard III. gewonnen hatte. Gerhard III., mit Agnes, der ältesten Tochter Ulrich's I. von Bickenbach verheirathet, mußte sein Antheil Homburg und Steinheim veräußern und wurde der Vater Gerhard's IV. und der Elisabeth, diese 1347 an Schenk Gerhard von Erbach vermählt, während Gerhard IV. vor dem 8. März 1354 unbeweiht mit Tode abgegangen ist. Johann I. starb den 2. März 1357, von seiner Gemahlin Jutta von Limburg die Söhne Dieter VI. und Gerhard hinterlassend. Gerhard, Dompfrop zu Speier, beschloß sein Leben den 21. Dec. 1403. Dieter VI. war, so berichten die Faeti Limburgenses, „ein gar strenger Herr seinen Feinden. Dann er die mit großem Volke, Kittern und Knechten allezeit überritt. Und das war alles sein Aufsat, daß er seine Feinde übertritt, und war geheissen Birke. Derselbe war ein Vormünder des Landes zu Rüßelburg, von Weisich des römischen Königs Wenzels, Könige von Böhmen, von Christi Geburt 1395. Des so war, der Graf von Sanct Paul Geburd des vorgenannten Landes zu Rüßelburg und jog in dem Land mehr dann mit 1200 Keren, Kittern

und Knechten, und hatte dazu beynahe hundert Schüpen. Unterdessen erwarb sich der vorgenannte Graf Dietrich in diesen Landen und hatte mehr denn 2000 Kitter und Knechte. Und da der Graf von St. Paul lag mit seinen Leuten, da hatten sie sich umgeben. Und als Graf Dietrich auff einen Morgen mit ihnen wollte streiten, da ritten die Wahlen des Nachts hinweg, und ließen ihre Pfeiffern pfeifen durch die Nacht, und ließen ihre Torschen brennen durch die Nacht, daß man mynen sollte, sie wären noch alle da. Als sich Graf Dietrich zum Streit stellte, da waren sie alle geflohen. Dietrich's erste Gemahlin Elisabeth, des Grafen Adolf von Nassau-Wiedbadens Tochter, starb den 1. Febr. 1389, er ging die zweite Ehe ein mit der Gräfin Anna von Nassau-Hadamar, welche, ihrer Linie Erbin, ihm jedoch keine Kinder gebar und im Januar 1404 das Zeitliche gesegnete. Graf Dietrich VI. selbst war den 7. Febr. 1402 in hohem Alter verschieden. Außer drei Töchtern hinterließ er den Sohn Johann III., eben jener, welcher durch seine Vermählung mit der Erbgräfin Anna von Alt-Rapenellenbogen die ganze Grafschaft vereinigte. Bereits im J. 1393 hatte Johann die Burg Neu-Rapenellenbogen bei St. Goarshausen erbaut. Im J. 1403 verkaufte ihm seine Stiefmutter Hadamar Friedberg und Ems, es ist aber von der bedeutenden Erwerbung zuletzt nur Ems zur Hälfte bei Rapenellenbogen geblieben. In Bezug auf die künftige Erbfolge in der Grafschaft wurde durch schiedsrichterlichen Ausspruch vom 14. Sept. 1406 bestimmt, daß, im Falle Johann vor seiner Gemahlin mit Tode abgehen würde, sein Antheil ganz, der Frau Antheil aber nur halb seinem Sohne Philipp zufallen solle, während die andere Hälfte ihr lebenslänglich zu verbleiben habe. Die ferneren Kinder aus dieser oder auch aus einer zweiten, von Johann oder Anna eingegehenden Ehe sind mit Geld abzufinden, würde aber Anna vor ihrem Sohne Philipp mit Tode abgehen, so fell die eine Hälfte des ihr zuzehörenden Landestheils auf ihren Gemahl, die andere auf ihren Sohn kommen, wo dann beide in Gemeinshaft sitzen werden. Als Johann's anderweitige Erwerbungen sind zu nennen in der oberen Grafschaft die Vogtei zu Tribur, die Dörfer Arheilgen und Rüschelsheim, des Hans von Wolfstheil zwei Theile an dem Landgerichte zum Holzengalgen und an den Gerichten und Gütern zu Godelau und Erselben. Für die Niedergrafschaft erkaufte er am 17. Mai 1416 um 1200 Gunden die Dörfer Walmenach und Reipenbald, 1424 das Salinewasser zu Longen im Gerichte St. Goarshausen um 900 Gulden, von Johann Boos von Waldeck um 1600 Gulden das Dorf Gemmerich, 1443 von denen von Rheinberg das Dorf Holzhausen über Aar. Für den Sonntag nach Lichtmesse 1403 hatte er ein Turnier aufgeschrieben, welches bekanntlich über dem Zwiste der Hessen und Pfälzer einen blutigen Ausgang nahm. Graf Johann III. starb den 28. Oct. 1444, seine Gemahlin den 27. Oct. 1439. Der einzige Sproßling ihrer Ehe, Graf Philipp der Ältere, geb. 1402, wurde am 6. Febr. 1420 mit Anna, Tochter des Grafen Eberhard des Jüngern von Württemberg verlobt

und die Heimsführung erfolgte zu Fastnachten 1422. Säuuliches Glück hat Philipp in seiner Ehe nicht gefunden, vielmehr, um wenigstens für einige Zeit lästigen Besichtigungen auszuweichen, eine Reise nach dem heiligen Lande angetreten (St. Margarethentag 1433), deren poetische Beschreibung jedoch verloren scheint. Der Ehezustand ging so weit, daß Philipp alle Gemeindschaft mit der Unverträglichkeit aufgab und ihr gegen das Jahr 1446 eine Wohnung auf Schloß Lichtenberg anwies. Hier suchte sie Zeitvertreib in Jankereien mit dem Kellner, die bis vor den Grafen gelangten. Dieser übertrug die Untersuchung seinem Sohne Philipp, dem Leiter von Jendburg und der Ruitmann Johann von Ballbrunn beigegeben war, und vor diesen Commissarien hat Anna u. A. den Kellner beschuldigt, daß er ihr mancherlei, nicht immer natürliche Künste habe beibringen wollen, um die Liebe ihres Herrn wiederzugewinnen. Die Commissarien beanugten die ihnen ertheilte Vollmacht, um einen Vergleich zu vermitteln, laut dessen der Graf seiner Gemahlin nothdürftigen Unterhalt reichen sollte, daneben versprach, sie zuweilen, seiner Belegenheit nach, zu besuchen, ohne doch zu bleibendem Zusammenleben sich zu verpflichten, 1446. Gleichwohl steigerte sich die gegenseitige Abneigung in solchem Maße, daß Graf Philipp Leben oder Gesundheit gefährdet glaubte und deshalb Scheidung von Tisch und Bett (quoad thorum et sanitatem) von Paph Galitus sich erbat. Eine Untersuchung in Betreff dieses Antrags vortrugmen, ermächtigte der Paph, den 1. Jan. 1456, den Erzbischof von Mainz und es scheint dieselbe zum Vortheil Philipps ausgefallen zu sein, indem Anna im folgenden Jahre ihren Bruder, den Grafen Ulrich von Württemberg, um freien Aufenthalt in seinen Landen bat und am Montage nach Ockern 1457 ihrem Herrn das Schloß Lichtenberg zurückgab gegen eine jährliche Pension von 1000 Gunden. Ihr Bruder wies ihr zu Weiblingen ein Haus an, das bewohnte sie bis zu ihrem Ende den 16. April 1471 und es hat sich im Orte das Gedächtniß ihrer Wohlthatigkeit bis auf die neuere Zeit fortgebt. Philipp, der auf die unglücklichste Weise den Sohn verloren hatte, dem einzig die an den Landgrafen von Hessen verheirathete Tochter geblieben war, ließ sich in dem Alter von 71 Jahren durch die Hoffnung auf einen männlichen Erben zur zweiten Ehe verleiten. Am 30. Nov. 1473 wurde ihm des Herzogs Otto von Braunschweig Witwe Anna, die älteste Tochter des Grafen Johann IV. von Nassau-Willmsburg, angetraut. Nach weniger Wochen Verkauf sollte die junge Gräfin zu Rheinfels auf der Burg das Opfer eines Eistmordes werden. In der Octave von des Apostels Johannes Fest, den 2. oder 3. Jan. 1474, hörte sie in der Burgkapelle Messe, an deren Schluß ihr nach alter frommer Sitte der von dem Priester zu Ehren des heiligen Johannes gesegnete Becher mit Wein gereicht wurde. Der Wein war trübe, was die Gräfin bemerkte, doch nicht weiter beachtete, nachdem der Pfarrer, Johann von Bornid, ihr gesagt, es sei etwas Eisau in den Becher gefallen; sie trank und empfand alsbald die heftigsten Schmerzen, denn mit Rheinfels war der Wein versetzt. Den Thäter zur Rechen-

schaft zu stehen, war für den Augenblick unmöglich, er hatte die Flucht ergriffen. Aber während seine Tochter mit dem Tode rang, ermüdete der Graf von Nassau nicht in der Verfolgung des Mörders, und zu Köln ihn zu ertöten, ist ihm zuletzt gelungen. „In demselben Jahr (1474) ergab ihm die Cronica von der Hüliger Stat Cöllen) an St. Peter und Pauls Abend waren zu Köln sieben Weibschöpfe, und hatte ein jeglicher von ihnen seine Pontificalia an, gleich als ob sie einen Altar oder Kirche weihen sollten, und begrabten auf dem Dombhof vor dem Saal einen Paffen, der hatte viel Leuten vergeben, sich auch unterstanden, einem Grafen von Ragenellenbogen und seiner Hausfrauen zu vergeben, die dem Paffen und seiner Schwester viel Guts gethan hatten. Und geschah die Degradatio mit Veranbung und Abnehmen der priesterlichen Weisse und Kleidung, als man einen Priester weicht und zum letzten ein Kügelchen aufgesetzt. Dieser selbe Paff bekannte in dem Saal vor dem Official, vor den Weibschöpfen und unsern Herren und allen Umstehenden viel Bosheit, die er gethan hatte, und noch thun sollte, darauf er großes Geld gekriegt haben sollte. Er hatte auch in manchem Jahr seine Beicht nicht gethan, und immer Wesp gehalten, und starb ohne Beicht. Er ward darnach bei dem Galgen in der Kesselfaulen verbrannt. Die Angreifung und Degradatio hat befehlt, als ich hört sagen, ein Graf von Nassau, und kost ihn groß Geld, und kam also zu. Der Graf von Ragenellenbogen zu der Zeit war ein rechtlicher alter Mann und hatte seine Mannsorden. Sein Sohn war vor Zeiten erlichen worden zu Brügge in Flandern. Nu hatte derselbe Graf eine Tochter, die hat Landgraf Heinrich zu einem Weib genommen und eine Zeilung gehabt. Nu lag die Landtschaft den vorgeschriebenen Grafen von Ragenellenbogen an, daß er sich verändert, auf daß die Landtschaft ein Mannsorden frieg, und nicht kommt an einen fremden Stamm die Grafschaft. Also nahm er eine Tochter von Nassau. Darnach ward der Paff bestellt, und war von St. Ouar, und des von Ragenellenbogen Caplan. Und also er der Gräfin sollte geben die Spülung nach dem Sacrament, so wolt er ihr vergeben haben, und daß also die Begierd der Landtschaft gehindert wurde. Und man mummelte sehr up ein Theil Reut, die das sellen bröckst han. Also starb doch derselb Graf ohn Mannsorden und also verging der Stamm und die Grafschaft vorgeschrieben, und kam von der Tochter an den Landgrafen Heinrich, und kriegte damit großen mächtigen Schatz von Geld und ein schön Landtschaft.“ Durch eine lange Reihe von Verhandlungen wird dieser Reichthum des Grafen Philipp befestigt. „Philipp schien gleichsam die allgemeine Geldquelle am Rheinstrom zu sein, aus der seine bedrängten oberverkauften Nachbarn schöpfen.“ Im J. 1445 verpfändete ihm der Kurfürst von Köln die Stadt Rhens, im J. 1459 borgte er dem Erzbischof Jacob I. von Trier 19,000 Gulden, zu deren Sicherheit er sich den bopparber Zoll verschreiben ließ. Im J. 1465 verpfändete ihm Kurfürst Adolf von Mainz Stadt, Amt und Zoll Bernheim um 40,000 fl.; von Gerlach von Jernburg

erkaufte er auf Wiedereinföhung Schloß und Freiheit Hersbach sammt dem Kirchspiele Meub; 1476 bewilligte er abermals dem Erzbischof Mainz ein Darlehen von 10,000 Gulden, welche auf den Zoll zu Lahnstein verschickt waren. Unter Philipps bleibenden Erwerbungen sind zu nennen das halbe Dorf Ershausen, Güter und Gessälle zu Wolsfelden und im Ried, ein Viertel an der Grafschaft Diez, welches ihm Gottfried IX. von Ephein am 13. Juli 1453 um 30,000 Gulden erblich und ewig überließ, die Volgtei zu Oberneisen an der Nar, das Dorf Eschbach, das Dorf Hungeroth, von Runo von Schöneck erkaufte, Schwanheim, ein Viertel von Buggach, 1478 um 40,000 Gulden von Gottfried X. von Ephein erkaufte. In Unterhandlungen glücklich und deshalb den Frieden liebend, hat Philipp häufig bewiesen, daß er den Krieg nicht fürchte. Mit dem Kurfürsten Friedrich zu Pfalz unterthielt er die genaueste Verbindung, wie er denn bereits 1451 als einer derjenigen genannt wird, welche dem streitbaren Friedrich den Rath, sich die kurfürstliche Würde zuzulegen, gaben. Am 19. Nov. 1461 verbündete er sich zu Weinheim mit Dieter von Jernburg, dem abgesetzten Kurfürsten von Mainz und dem Pfalzgrafen und es nahm ihrerseits die große mainzische Stiftsfeste. Versinabe 16 Jahre hat Philipp die Pacification von 1463 überlebt und er ist in seinem 77. Jahre, den 27. Juni 1479, unmittelbar nach dem Abendessen verschieden. Sein Sohn, Philipp der Jüngere, 1427 geboren, wurde den 30. April 1443 mit des Grafen Heinrich II. von Nassau's Stenbun Tochter Ottilia verlobt und die Vermählung scheint im J. 1449 vollzogen worden zu sein, denn es hat der Vater am 19. Juni 1449 dem jungen Ehepaare Schloß und Stadt Darmstadt mit einer guten Anzahl Dörfer aus der Obergrafschaft abgetreten. Nach des Schwiegervaters Ableben 1451 erhob Philipp seinen Anspruch an die von demselben besessenen Lande, wie er denn auch das Wappen der Grafschaften Nassau und Blanden annahm, ohne doch den Anspruch weiter verfolgen zu können. Er wurde zu Brügge den 30. Jan. 1454 erthoden. Seine einzige Tochter Ottilia, geb. um 1451, wunschte Kurfürst Friedrich I. zu Pfalz seinem Neffen Philipp zu freien und er hat darum mit seinem treuen Freunde, Grafen Philipp dem Älteren, den Vertrag von Mittmoos nach Margarethen abgeschlossen. Die für die Pfalz so wohlgelegene Erwerbung mußte aufgegeben werden, da der Prinz 1467 wiederholt äußerte, daß er für die Gräfin Ottilia keine Neigung empfinde, daß er, zu jung um zu heirathen, eine fürstliche Gemalin begehre und der Oberin, obgleich von Herzen diese Heirath wünschend, ließ ihm freien Willen. Für die vermachte Braut fand sich sehr bald ein anderer Freier. Mit ihrem Großvater einigte sich Markgraf Karl von Baden um seines Sohnes Christoph Vermählung mit Gräfin Ottilia, den 20. Juni 1468 und die Hochzeit wurde zugleich mit jener von Christoph's Schwester Eimburgis, die den Grafen Engelbert II. von Nassau in Breub zum Wanne ertheilt, Anfangs des Jahres 1469 von dem Kurfürsten Johann II. von Trier, dem Bruder des Markgrafen Karl, zu Geklenz auf das Prächtigste begangen. Graf

Philipp hat der Enstin das Schloß Staden an der Elz, mit Zubehör, dann 26,000 fl. in Pfandschaften mitgegeben, ihr auch für den Fall seines Ablebens die mainische Pfandschaft auf das Amt Gerndheim, über 42,000 Gulden, dann 6000 Gulden auf den Zoll zu Boppard vertheilt. Nachdem jener Fall eingetreten war, forderte Ottilia in ihres Vaters Rechte die Nachfolge in der Grafschaft Kagenellenbogen. Es war ihr aber in der Bestimmung ihrer Tante, die Landgräfin von Hessen zuvergekommen und der Reichsgraf, welcher Markgraf Christoph Namens seiner Gemahlin vor dem Kaiser trug, 1480, führte im Mai 1482 zu einem Vergleich, worin Baden gegen eine baare Abfindung seinem Ansprüche entsagte. Die Markgräfin Ottilia, die Mutter von 15 Kindern, starb den 15. Aug. 1517, sobald mit ihr das Haus Kagenellenbogen vollständig erloschen ist. Ihre Mutter, in zweiter Ehe an den Grafen Ewald von Thierstein verheiratet, hatte im Juli 1493 das Zeitliche gesegnet. Noch bleibt von des älteren Philipp Tochter Anna zu handeln. Geb. den 5. Sept. 1443, wurde sie am 11. Juli 1446 dem zweiten Sohne des Landgrafen Ludwig I. von Hessen, Heinrich IV. verlobt und ihr zum Brautschmuck die Summe von 30,000 fl. auf Diez und Hadamar angewiesen. Die Vermählung folgte im August 1458, wo Anna sich bereits als des Vaters Erbin betraachten konnte, wenn nicht etwa dieser der Enstin den Vorzug geben würde. In der That scheint Philipp längere Zeit zweifelsvoll, oder vielmehr, wie sich aus den Verhandlungen um die pfälzische Heirath ergibt, zu Gunsten der Enstin gestimmt gewesen zu sein. Als die Heirath an dem Widerspruche des Prinzen Philipp scheiterte, Kaiser Friedrich IV., dem der Graf von Kagenellenbogen als des Pfalzgrafen Friedrich adäquater unbeliebt, nicht unendlich die Absicht wahrnehmen ließ, über die Nachfolge in der Grafschaft zu verfügen, 1461 die Vorbereitungen darauf beantragte, ließ der alte Herr geschehen, daß der Landgraf, sein Schwiegersohn, bei den verschiedenen Lehenhöfen die Belohnung nachsuchte, unterstügte ihn auch dabei in aller Weise. Am 17. Dec. 1470 gab Graf Philipp seinem Tochtermanne, „Rand und Leut auf jener Seite des Rheins, da Rufeisheim ausliegt,“ die Obergrafschaft benach, antwortete, und er soll, „dasselbe Land mit andern innehalten, nach Laut und Inhalt der Briefe sprechend über den Hülff seiner Gnaden, aufgenommen wozu dann ein jeglicher Recht hätte.“ Die Landgräfin, seine Tochter, mit welcher Hessen den außerordentlichen Zuwachs an Macht und Reichthum gewann, starb den 16. Febr. 1494. Voller zwanzig Jahre überlebte ihn die Stiefmutter, die naassauische Anna. Diese war auf Schloß und Thal Burg-Schwalbach sammt den Dörfern Dörsdorf und Pantrod bewillthumt, gab aber Alles an den Landgrafen Wilhelm den Jüngern von Hessen ab gegen eine ihr zugesicherte Jahresrente von 700 Gulden, deren sie auch bis zu ihrem Ende, den 8. April 1514, genoß. (v. Stramberg.)

GOBAEUM (Γόβαρον ἄγριον) ist von Ptolemäos II, 8, 1 als ein Vorgebirge im lugalunensischen Gallien (Κελτοῦ πολιτία Λαγυδορρυγία) aufgeführt worden; wol

nur eine Landspitze, wahrscheinlich Cap Mahé oder S. Mathieu, in der Bretagne, gegenwärtig Département Finistère. (Krause.)

GOBANNIUM, im Itinerarium Augusti als eine Stadt im alten römischen Picennien aufgeführt, hat seinen alten Namen noch in dem heutigen Abergarnny erhalten und wird auch noch durch einige Ueberreste bezeugt. Der gegenwärtige Ort liegt am Flusse Iles in Rommouthehire. Vergl. Mannert II, 2. S. 156. (Krause.)

GOBANUS, ein frommer Irländer, welcher, wie noch viele andere seiner Landsleute, um die Mitte des 7. Jahrh. nach Frankreich herüberkam, um zur Verbreitung des christlichen Glaubens beizutragen. Er hielt sich einige Zeit zu Corbeux und zu Raon auf, welches auf einem Berge, der im Alterthum Bibraz hieß, liegt und sog sich dann in den großen Forst an der Elze zu rüd, wo er auf einem Stüde Landes, welches er von Elothar III., dem Könige von Neustrien und Burgund (656—670), zum Geschenke erhalten hatte, zuerst eine Zelle und dann mit Hilfe des Volkes eine Kirche erbaute. Er diente hier dem Herrn mit Fasten, Wachen und Beten und predigte dem Volke, aber ohne Erfolg, da die Bewohner jener Gegend sehr gottlos waren, und erst, wie ihm in einem Traumgesichte offenbart wurde, durch einen Einsall des grausamen Volkes der Vandalen 7 gequält werden mußten, ehe sie zur Bekehrung kamen. Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber wissen zwar Nichts von einem Einsalle der Vandalen; es ist jedoch nicht unmöglich, daß noch Reste dieses Volkes sich bei den Sachsen oder Friesen festgesetzt hatten; vielleicht machte auch ein sächsischer oder friesischer Stamm einen Streifzug nach der Gegend, wo sich der Einsiedler aufhielt; gewiß ist, daß die Barbaren ihm aus Haß gegen das Christenthum den Kopf abschlugen. An dem Orte, wo er erschlagen wurde, entstand allmählig der nach ihm benannte und durch seine Spiegel fabrication berühmte Marktsiedel Saint Gobain, welcher jetzt noch mitten in einem Walde liegt und in dessen Kirche das Haupt des Märtyrers Gobanus, welchen die Kirche am 20. Juni verehrt, bis auf den heutigen Tag aufbewahrt wird. Eine alte kurze Biographie dieses Heiligen, deren Verfasser unbekannt ist, hat Van. Papetreep aus einer alten Handschrift (in den Act SS. Antwerp. Junii Tom. IV. p. 21 seq.) herausgegeben. (Ph. H. Kütz.)

GOBART (Laurent), belgischer Jesuit, um das Jahr 1658 zu Lüttich geboren, trat nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien in seinem 22. Jahre in den Jesuitenorden und brachte fast sein ganzes Leben in dem Collegium zu Lüttich zu, wo er die Früchten seines Staudes als Prediger und Beichtvater mit der größten Er-

1) Ad Laudunum montem, qui antiquo sermone Bibraz nuncupatur. Vita S. Gobai c. 6. Ein Breitag zur Geschichte des von den Gothen lange geführten Ervites, ed. der von César (De bello gall. II, 6) genannte Ort Bibraz Steine, Bibraz, Bionis oder Raon sei. 2) Barbari homines, qui prius Wandali successores acerbiorum... Venerunt igitur hi Wandali et barbari homines. Ibid. c. 7.

wissenhaftigkeit erfüllte und sich in seinen Rufstunden vorzugsweise mit philosophischen und physikalischen Forschungen befaßte, wie sein manches Beachtungswerthe enthaltender Tractatus philosophicus de Barometro (Amstelodami 1703. 12.) beweist. Als theologischer Schriftsteller erwarb er sich durch sein aesthetisches Werk: *L'homme chrétien formé sur le modèle de Jésus-Christ par la pratique des vertus divines et humaines* (Lübe 1722. 12. 2 Voll.) großen Beifall. Gobart starb im J. 1750 zu Rüttich. (Ph. H. Kütz.)

GOBARUS (Stephanus), ein Irlicher von der Seite der Irthheiten, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er am Ende des 6. oder am Anfange des 7. Jahrh. lebte, wie man wenigstens aus seiner genauen Kenntniß der theologischen Streitigkeiten des 6. Jahrh. und aus der Lebendigkeit der von ihm angeführten Schriftsteller ¹⁾ schließen kann. Er scheint übrigens einer der kennnisreichsten und bedeutendsten Anhänger der aus den Monophysiten hervorgegangenen Partei der Irthheiten, welche in der Dreifaltigkeit drei verschiedene Naturen, mithin drei Götter annahmen, ohne jedoch diese Consequenz zugehen zu wollen, gewesen zu sein und sich insbesondere gegen die als unschätzbare aufgestellte Autorität der älteren Kirchenväter ausgehnt zu haben, weil er wol ein sah, daß die Tradition oder das Vorurtheil des Ansehens, welches man den älteren Kirchenschriftstellern zugehnt, nicht nur die hauptsächlichste Quelle, aus welcher alle Parteien ohne Ausnahme ihre Gründe zur Vertheidigung oder Widerlegung irgend einer Ansicht nahmen, sondern deshalb auch die wahre Ursache alles Unglücks war, welches während mehrerer Jahrhunderte durch die nestorianischen und monophysitischen Streitigkeiten gestiftet wurde. Er hatte Muth und Geschick genug, diesem gefährlichen Herskommen in einem Werke ²⁾ entgegenzutreten, in welchem er die widersprechenden Ansichten der älteren Kirchenschriftsteller über einzelne Religionsfragen neben einander stellte, um dadurch, ohne selbst eine eigene Meinung zu äußern, darzuthun, daß beide Behauptungen nicht zugleich wahr sein können und also eine der getriebenen Autoritäten Unrecht haben müsse. Man kann freilich dagegen einwenden, daß Gobarus von seinem Standpunkte aus willkürlich bei der Wahl der angeführten Kirchenschriftsteller und der von ihm gewählten Religionsfragen verfuhr, was auch wirklich, wenn man nach den von Rhotius ³⁾ aus dem nicht mehr vorhandenen Werke gegebenen Ausgängen urtheilen darf, der Fall gewesen zu sein scheint. Das Werk enthielt in 52 Ar-

tikeln allgemeine, die ganze Orthodorie betreffende und in mehreren nachträglichen Artikeln besondere, nur auf Privatmeinungen einzelner Lehrer beruhende Fragen und bei jeder derselben zwei nicht nur von einander verschiedene, sondern auch einander widersprechende Antworten der älteren Kirchenschrift. Die Fragen sind nicht nur dogmatischen und ercegetischen, sondern auch historischen und chronologischen Inhalts und zum Theil sehr undeutend. So werden die wichtigsten Fragen aufgeworfen, ob Gott eine Menschengefalt habe, ob der gegenwärtige Leib auferstehen werde, ob Christus etwas nicht gewußt habe, ob Gott in Allem sei und Alles erfülle oder ob er nach seinem Wesen außerhalb der Welt sei u. f. w.; dabei wird aber auch gefragt, in welchem Monate Johannes der Täufer empfangen sei, ob die Engel sich fleischlich mit Weibern vermählt haben, ob das fünfte Jahrhundert das achte oder das neunte sei ⁴⁾ u. f. w. Wenn Rhotius sich dahin ausdrückt, daß das Werk dem Verfasser zwar viel Mühe und Arbeit gekostet, daß er aber damit seinen großen Nutzen gestiftet habe, weil er bei der Wahl der Schriftsteller, welche er seine Fragen beantwortet lasse, ohne die geziemende Kritik verfahren sei, so kann man dem Patriarchen, obgleich er von streng orthodorem Standpunkte aus urtheilt, nicht völlig Unrecht geben; jedenfalls aber muß man betauern, daß das vollständige Werk des Gobarus, welches ohne Zweifel einen reichen Schatz kirchengeschichtlicher Nachrichten enthielt, nicht mehr vorhanden ist. (Ph. H. Kütz.)

GOBAT (Georg), einer der berühmtesten Moralisten des 17. Jahrh., im J. 1600 zu Charnoville (Kalmük) im Canton Bern geboren, trat nach der Beendigung seiner Schulkursen in seinem 18. Jahre in den Orden der Jesuiten und widmete sich dem Lehramte, welches er in mehreren Collegien, besonders aber in den Collegien zu Halle in Türol und Freiburg in der Schweiz, welchen er als Rector vorstand, viele Jahre mit dem größten Eifer und Erfolge versah. Großen Ruhm erwarb er sich bei seinen Zeitgenossen durch seine zahlreichen Schriften im Fache der Moralthologie. Als die bedeutendsten derselben gelten: *Thesaurus ecclesiasticus indulgentiarum*, in quo omnia dubia moralia, quas alii plerique, permulta, quae pauci, non pauca, quae nemo de indulgentiarum natura, adjunctis et praxi ad hoc pertractavit, proponuntur. (Veni ponti 1650. 8.) *Senatus et consensus de Jubileo duplici et suspensione indulgentiarum*. (Cracov. 1651. 12.) *Theologia juridico-moralis seu accusatio canonica ebriosis ad divortium compellendi propter ebriositatem indeque secuta varia mala*. (Constantiae 1661. 4.) *Clypeus alphabeticus*, id est, clypeus clementinum judicium una cum alphabetis communicantium

¹⁾ Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, Tom. I. (Lübe 1863. 8.) p. 340.

2) Der Unbekannte Severus, welcher um die Mitte des 6. Jahrh. lebte, ist der jüngste von Allen, welche er nachhaft macht. 3) Als Fabricius bei sich (in seiner Bibliotheca graeca I. V. c. 38. §. 9. n. 232) die Wahrh. gegeben, die von Gobarus angeführten Schriftsteller zu vergleichen. 4) Der Titel: De patrum repugnantiis sententiis, unter welchem man gewöhnlich das Werk ansieht, ist willkürlich, da er sich bei keinem älteren Schriftsteller findet. 5) Bibliotheca. cod. 282.

U. Gschl. I. Bd. u. 2. Grße Section. LXXI.

4) C. 16: *Εἰς ὃ πάλιν αὐτοῦ ὑπόδειξιν λέγει: καὶ τοὺς ἀντιπροσώπων, οὓς οὐκ ὑπόδειξιν, εἰλ' ἔρωτος. Μὰρ die Frage deutlicher gestellt, so könnte man daraus vielleicht auf die Lebendigkeit des Verfassers schließen. 5) Ghr. Wilh. Fr. Bach's's Historie der Kegerrien. 8. Bd. S. 877 fg. Joh. Allth. Schirbch's's Kirchliche Kirchengeschichte. 18. Bd. S. 627 fg.*

et sacrificantium. (Monachii 1662. 12.) (Die bis jetzt genannten Schriften zusammen in dem *Quinarum tractatum theologico-juridicorum*. Constantiae 1670. fol.) *Alphabetum Sacrificantium*, quo XXIII casibus factis non fictis explicatur universa materia practica celebratae missae. (Constantiae 1660. 12. Ed. auct. Monachii 1663. 12.) *Alphabetum Baptizantium et Confirmantium*, quo XXIII praecipuis casibus factis non fictis, itemque aliis permixtis declaratur universa materia Baptismi et Confirmationis. (Monachii 1663. 12.) *Alphabetum Confessoriorum*, quo XXIII cardinalibus casibus atque aliis multis factis non fictis edisseruntur officia Confessarii. (Constantiae 1666. 12.) *Alphabetum Confitentium*, quo XXIII casibus cardinalibus atque aliis factis non fictis edisseruntur officia Confitentis. (Constantiae 1667. 12.) und *Alphabetum quadruplex de voto, de blasphemia, de juramento et de superstitione*. (Constantiae 1672. 8.) Die meisten dieser Schriften findet man zusammen in den *Experientiae theologiae sive experimentalis theologia*, qua casibus prope septingentis factis non fictis explicatur in ordine ad praxim universa materia Sacramentorum (Monachii 1669. fol. Venetiis 1672. fol. Monast. Einsiedl. 1678. fol.) und alle in den *Opera moralia omnia*. (Monachii 1681. fol. 2 Voll. Duaci 1700. fol. 2 Voll. Venetiis 1749. fol. 3 Voll.) Er übersehte auch des Jesuiten Paul Raguenaus *Risenschicht* in das Lateinische unter dem Titel: *Narratio historica eorum, quae Societas Jesu in Nova-Francia fortiter egit et passa est annis 1648 et 1649, e gallico in latinum translata*. (Oeniponti 1650. 18.) Gobat starb am 23. März 1679 zu Constanz. Er gehörte zu den Moralisten der Jesuiten, deren Grundsätze um die Mitte des 17. Jahrh. von vielen Seiten als zu hart und nachtheilig angegriffen und zum Theil von dem Papste Innocenz XI. im J. 1679 als anstößig verdammt wurden. Erst lange nachher erhob sich insbesondere gegen Gobat's Ansichten bei Gelegenheit der Gesamtaussgabe seiner Werke durch die Jesuiten zu Douay der glaubenskeifrige Bischof von Arras, *Guis de Sèves de Neuchouart* in seiner Schrift: *Censure faite par M. l'évêque d'Arras le 17 Aoust 1708 d'un livre intitulé: G. Gobat's Opera moralia omnia etc.* (Arras 1708. 4.), worauf die Jesuiten zu Douay sogleich durch eine *Justification touchant ce qui est dit dans la preface et la conclusion de la Censure, que M. l'évêque d'Arras a faite des oeuvres du P. Gobat (Douay 1708. 4.)* antworteten. Auch mehrere andere Vertheidigungsschriften (Epistola ad Illust. Episcopum Atrabatensem expositatoria circa ejusdem Episcopi censuram adversus propositiones Patris Gobati, s. l. et a. 8. Apologie pour la doctrine des jésuites, envoyée à M. l'évêque d'Arras à l'occasion de la censure qu'il a faite du livre d'un Casuiste allemand. Liège 1703. 12. Lat. Colon. Agripp. 1706. 12. und *Vindiciae Gobatianae*. Aug. Vind.

1706. 4.) erschienen zu Genua Gobat's und seiner Grundzüge *). (Ph. H. Kälbb.)

GOBBO (Pietro Paolo Bonai genannt), ein Maler der römischen Schule, im J. 1570 zu Cortona geboren, war zuerst Diener und dann Schüler Annibale Caracci's, malte aber später, da er in der Darstellung historischer Gegenstände kaum Mittelmäßiges zu leisten vermochte, fast ausschließlich Früchte, in welcher Gattung er eine so große Meisterschaft erlangte, daß er nicht nur, wie Zeuxis, die Vögel, sondern auch das Auge des Menschen zu täuschen wußte. Er malte, um seine Früchte anzubringen, entweder Landschaften, welche er überdies mit schönen Figuren staffirte, oder stellte verschiedene Ketten derselben zusammen in einem Korb oder verband sie zu Girlanden, wie an dem videsch demunderten Pfand des Palastes Wattei zu Rom. Seine Kunst bestand hauptsächlich in der Behandlung der Farben, wodurch die oft nicht geringen Fehler in der Zeichnung verdeckt werden. Bonai nach auch mehr seiner Gemälde selbst in Kupfer, und es werden insbesondere vier Blätter (der Engel mit dem jungen Tobias, die heilige Jungfrau mit St. Anton und Katharina, die Taufe Christi und eine heilige Familie unter einem Baume) von den Kunstkenner namhaft gemacht. Bonai verdrank seinen Beinamen Gobbo (Budel), unter welchem er in der Kunstgeschichte bekannt ist, seiner körperlichen Missethats, und zur näheren Bezeichnung nennt man ihn bald als Gobbo di Cortona (Budel von Cortona) von seinem Geburtsort, bald als Gobbo de' Caracci (Caraccibudel) von seinem Lehrmeister und bald als Gobbo dai frutti (Fruchtbudel) wegen der von ihm bevorzugten Gattung der Malerei. Er starb im J. 1630 zu Rom, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort. Seine Gemälde und Kupferstiche werden des unbedeutlichen Monogrammes wegen, dessen er sich bedient, häufig den gleichzeitigen Malern Drago Borgiani und Giacomo Cavedone zugeschrieben *). (Ph. H. Kälbb.)

GOBDI wird in der Tabula Peutingeriana Sagen. XI, C. (ed. C. Mannert) als Stadt oder Ort zwischen Philadelphía und Masabi (wenn man von Ost nach West sich wendet) und zwischen dem Taurus und einem Flußse Persiens (von Nord nach Süd) aufgeführt. Bei der Zusammenbrängung unserer Länder und Oerter in jener Tabula läßt sich eine genauere Bestimmung nicht geben. Wahrscheinlich hatte dieser Ort erst in der späteren Zeit als Station auf der hier frequenten Reiseroße einige Wichtigkeit erlangt. (Argæus.)

GOBEL (Jean Baptiste Joseph), constitutioneller Bischof von Paris, am 1. Sept. 1727 zu Thann (im Departement des Oberrheins) geboren, widmete sich, nachdem er in seiner Geburtsstadt und zu Colmar die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Rom in dem Collegium

*) Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1854. 8.) Tom. II. p. 243 seq.

†) W. S. Ragler, Künstlerlexikon. 2. Bd. S. 56. Fr. Bruliot, Dictionnaire des monogrammes. Tom. I. n. 830. Biographie générale. Tom. VI. p. 665.

germanicum der Theologie und erhielt von seinen Lehrern das Zeugnis eines eben so talentvollen als fleißigen Schülers. Nach seiner Heimkehr begab er sich mit guten Empfehlungen zu den Bischöfen von Basel, welcher damals seinen Sitz zu Brundrut (Voretrut) im Canton Bern hatte und wurde von demselben bald mit einer guten Stipendiarbede bedacht. Man will übrigens schon damals an ihm eine entschiedene Hinnelgung zu den, mit der christlichen Theologie nicht übereinstimmenden, neuen philosophischen Ansichten und die Ansätze des maßlosen Ehrgeizes, der ihn später ins Verderben stürzte, erbedet haben; er verstand jedoch seine Neigungen und Absichten so gut zu verbergen, daß man seinen Anstand nahm, ihn am 27. Jan. 1772 zum Bischof von Lööda in partibus infidelium und zum Suffragan des Bischofs von Basel für den französischen Theil dieser Diöcese zu ernennen. Da er in dieser Eigenschaft seinen Sitz in Frankreich hatte, so wurde er im J. 1789 von der Geistlichkeit zu Besort zum Deputirten bei der Generalversammlung der Stände ernannt. Nachdem sich der dritte Stand am 17. Juni zur Nationalversammlung erklärt hatte, trat Gobel auf die Seite der Volkspartei und nahm am 23. Aug. lebhaften Antheil an der Verhandlung über die Freiheit der religiösen Ansichten, auch wurde der merkwürdige Beschl. „daß Niemand seiner religiösen Meinungen gefährdet werden dürfe,“ mit Gobel's Amendement, „so lange ihre Kundgebung die öffentliche Ordnung nicht stört,“ angenommen. In der Sitzung vom 1. December verlangte er im Namen der Geistlichkeit von Besancon, Hünigen und Besort die Aufhebung des geistlichen Gerichtshofes in Colmar und man entsprach, da sich Niemand dagegen erhob, seinem Antrage. Bei der Verhandlung über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, am 1. Juni 1790, bemühte er sich vergebens, seine Ansicht, daß man bei ausschließend geistlichen Dingen den kanonischen Rechte festhalten sollte, durchzusetzen, weil er nicht ernst genug aufzutreten wagte. Ebenso fehlte es ihm, als er am 2. Jan. 1791 den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit leistete, an Muth, bei einigen Vorbehalten, die er Anfangs zu machen gedachte, zu verharren, weil man ihn zu denunciren drohte. Seine Bereitwilligkeit, mit dem Strome zu schwimmen, durfte nicht unbethört bleiben und er ward bei den Wahlversammlungen zu gleicher Zeit zu den Bischüfern von Colmar, Langres und Paris erkoren. Er entschied sich in der Sitzung der Nationalversammlung vom 14. März für das Bisthum der Hauptstadt und war einer der beiden Prälaten, welche der Weihe der ersten constitutionellen Bischöfe bewohnten; ihm selbst aber kostete es nicht wenig Mühe, seine kanonische Einsetzung zu beweisen, denn der Erzbischof von Sens und der Bischof von Orleans weigerten sich, obgleich Beide den Eid auf die bürgerliche Verfassung geleistet hatten, diese Handlung zu vollziehen; er sah sich deshalb genöthigt, seine Antegensetzen bei dem Tribunale des Bezirkes von Paris zu verlagern und wurde von diesem an den Bischof von Autun, Herrn von Tallendrand-Béngot, verwiesen, welcher weniger ängstlich als

seine Mitbrüder dem neuen Bischöfe die Weihe ertheilte, worauf dieser am 27. März 1791 förmlich von dem bischöflichen Stuhle zu Paris Besitz nahm. Da auch die constitutionellen Bischöfe der alten Sitte huldigten, bei dem Antritte ihres Amtes eine Ansprache an ihre Gemeinde zu erlassen, so ließ auch Gobel am 30. April einen Hirtenbrief erscheinen, worin er die Befolgungspflicht der von der Nationalversammlung bewirkten kirchlichen Reformen zu erklären und zu beweisen suchte, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten die Bischöfe ebenfalls von der Volks gewählt wurden. Einen zweiten Hirtenbrief veröffentlichte er am 15. Sept. vor dem Schlusse der ersten Nationalversammlung, um dem Könige wegen der Annahme der Constitution Glück zu wünschen. Trotz dieser Kundgebungen war Gobel doch keineswegs im Innern mit sich einig, ob er den weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht betretenen Weg verlassen oder auf ihm weiter fortgehen sollte, ja man behauptet sogar, er habe den Gesandten von Brava, Marchese Spinola, zu veranlassen gesucht, dem Papste den Antrag zu stellen, daß er gegen eine ihm zum Lebensunterhalte dienende Summe von 100,000 Thalern den auf die Verfassung geistlichen Eid zurücknehmen wolle. Als der Gesandte jedoch diesen Auftrag ablehnte, warf Gobel sich so rücksichtslos in die Arme der entschiedensten Revolutionspartei, daß er sich sogar den Unwillen und den Tadel der constitutionellen Geistlichkeit im hohen Grade zuzog. So gestattete er nicht nur verheiratheten Priestern ihre kirchlichen Functionen zu verrichten, sondern setzte sogar in Paris einen solchen als Pfarrer ein und ließ dessen Frau an der Frömmlichkeit Theil nehmen, wodurch ein so großes Aergerniß gegeben wurde, daß mehrere andere Pfarrer den Muth faßten, laut ihr Mißfallen über ein so unwürdiges Benehmen auszusprechen. Im J. 1793 wurde der Bischof als Civilkommissar nach Brundrut geschickt; seine Handlungsweise in dieser Stellung scheint aber Nichts weniger als lobenswerth gewesen zu sein, denn eine Deputation dieses Dices erschien am 27. Jan. I. (1793) vor den Schranken des Nationalconvents, um Gobel anzuflehen, daß er die ihm gegebene Vollmacht überschritten und seine Gewalt mißbraucht habe; der Anflage wurde übrigens unter den obwaltenden Umständen keine Folge gegeben, da Gobel von der jetzt herrschenden Partei, welche ihn zu ihren Zwecken mißbrauchte, um so mehr geschützt wurde, als sie ihn noch zu einer wichtigen Demonstration zu benutzen gedachte, weshalb ihn auch Chauvette, Hebert, Anarchis Gloop und Perrier immer mehr mit ihren Rehen umstritten. Am Vorabende des 17. Brumaire II. (7. Nov. 1793) erschienen Gloop und Perrier um die eilfte Stunde bei Gobel, welcher sich bereits zur Ruhe begeben hatte, und machten ihm den Vorschlag, vor dem Convent zu erscheinen und seine Irrthümer abzuschwören. „Ich kenne,“ erwiderte der bestärkte Bischof, „meine Irrthümer in meiner Religion und habe deshalb auch keine abzuschwören.“ „Es handelt sich hier nicht darum,“ bemerkte man ihm, „Ihre Grundförsie kund zu geben, sondern sich dem öffentlichen Wohle zu opfern und dem Volke durch Niederlegung Ihrer Functionen, von denen es Nichts

mehr wissen will, nachzugeben.“ „Das Volk“ antwortete er ängstlich, „hat mich gewöhnt, es steht ihm auch zu, meine Abdanke zu verlangen.“ Am folgenden Morgen wurde er nicht vierzehn seiner Biare von Chaumette und seinem rasenden Anhange durch Zureden und mehr noch mit Gewalt zuerst auf das Stadthaus und von da in den Convent geführt, wo er seine und seiner Begleiter Abdanke durch folgende Worte begründen zu müssen glaubte. „Ich bin“ sprach er mit zitternder Stimme, „als Priester geboren und war seit meiner frühen Jugend von der Liebe zur Freiheit und Gleichheit begeistert, der Wille des Volks war stets mein höchstes Gesetz und die Unterwerfung unter seinen Willen meine höchste Pflicht. Ich habe den Einsitz, welchen mir meine Stellung über das Volk verlieh, nur dazu benutzt, um seine Liebe zur Freiheit und Gleichheit zu heigern. Da aber jetzt die Revolution ihrem Ende naht, da die Freiheit jetzt mit starken Schritten voranschreitet und alle Einrichtungen sich vereinigt haben und da es jetzt keinen andern Nationalcultus mehr geben darf, als den der Freiheit und Gleichheit, so entlasse ich meinen Functionen als Diener des katholischen Cultus und meine Biare geben dieselbe Erklärung ab. Möge dieses Beispiel die Herrschaft der Freiheit und der Gleichheit befestigen.“ Der Bischof selbst erlaubte sich in seiner sich noch weiter über diesen Gegenstand verbreitenden Rede nicht einen einzigen anstößigen Ausdruck gegen das Dogma oder die Moral, Chaumette sorgte aber für den Eindruck, der hervorgerufen werden sollte, durch die schnell hinzugefügte Erklärung: „Abdanken bedeutet den Übergeben ab-schwören und der Vernunft huldigen, welche sich triumphirend über die religiösen Mummereien erhebt.“ Rauschender Beifall folgte dieser unverschämten Verbrechen der einfachsten Worte, Gobel befürzt und fast vernichtet, aber nicht müde genug, um eine Entgegnung zu wagen, legte Kreuz und Ring ab und setzte die rothe Mütze auf, worauf ihn der Präsident unter großen Lobeserhebungen wegen seiner über alle Vorurtheile erhabenen Besinnung umarmte. Nach einer Mittheilung Gregoire's, des constitutionellen Bischofs von Viviers, eines der ehrenhaftesten Charaktere der Revolutionzeit, soll Gobel nicht nur große Reue über den von ihm so unvorsichtig gewagten Schritt gefühlt, sondern diese auch bei mehreren Gelegenheiten im Vertrauen ausgesprochen haben, nach Anderen aber ließ er sich auch fernstehn von seinen unwürdigen Freunden so sehr beherrschen, daß er den größten Theil seiner Zeit in den Clubs zubradte und sich in das Gewühl der Parteien stürzte, bis er sich durch irgend eine Ausrufung die Ungnade Robespierre's zuzog und mit Chaumette und einigen andern Jacobinern dieses Schicksals in das Gefängniß wandern mußte. Betrachtet man den schwachen Charakter dieses stets von Ehrgeiz und Furcht bewegten und nach verschiedenen Seiten hin schwankenden Mannes, so darf man wol annehmen, daß beide Behauptungen der Wahrheit entsprechen. Daß er sich übrigens in den letzten Tagen seines Lebens ernstlich mit dem Himmel beschäftigte, beweist sein Brief an Volhinger, einen seiner Biare, in welchem er, da er keinen Priester bei sich

im Kerker sehen wollte, ein schriftliches Bekenntniß seiner Sünden ablegte und diesen bittet, ihm die Absolution zu ertheilen; er gesteht darin räumlich seine Verbrechen gegen die Religion und die Aergernisse, welche er als Priester und Bischof den Gläubigen gegeben hat und hofft von der Barmherzigkeit Gottes Verzeihung seiner Sünden. Da er sich in der Unterchrift des Briefes Bischof von Evvda nennt, so hatte er wahrscheinlich auch seinen auf die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit geleisteten Eid bereits zurückgenommen. Während des Processus, welcher am 19. Germinal II. (8. April 1794) vor dem Revolutionstribunal begann, zeigte er, seiner früheren Gewohnheit getreu, bald Muth und bald wieder eine so unbegreifliche Schwäche, daß er sich durch die damals gewöhnlichen Phrasen von Freiheit und Gleichheit zu vertheiligen suchte. Man hatte ihn angeklagt, während seiner Function als Civilcommissair zu Brundat das Hausgericht des Bischofs von Basel geplündert und als Deputirter und Bischof den Versuch gemacht zu haben, das französische Volk der Religion zu entreißen und die Regierung auf den Atheismus zu gründen, um dadurch den Verleumdungen der gegen Frankreich verbandenen Despoten einen sichern Halpunft zu geben. Am 24. Germinal (13. April) wurde Gobel als Atheist zum Tode verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet. Auf dem Wege nach dem Blutgerichte rief ihm das Volk zu: „es lebe die Republik!“ worauf er erwiderte: „es lebe Jesus Christus!“ Ueberhaupt verrieth er auf seinem letzten Gange mehr Entschlossenheit als während seines ganzen Lebens“). (Ph. H. Kälb.)

Gobelin (Gilles) und Gobelinapeten, s. Haute-lisse 2. Sect. 3. Bb. S. 209.

GOBELINUS (Joannes), Geschichtschreiber des 15. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er Bicaricus zu Bologna, lange Zeit Beamter am römischen Hofe (unter Martin V., Eugen IV., Nicolaus V. und Calixtus III.) und zuletzt Secretair des Papstes Pius II. war, welchen er überlebte. Man betrachtet ihn gewöhnlich als Verfasser einer allgemeinen Geschichte in zwölf Büchern, welche die Regierungszeit dieses Papstes (1458—1464) umfaßt. Andere aber sind der Ansicht, daß Pius II. selbst angefangen habe, diese Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, aber sie weder ausarbeiten, noch vollenden konnte und man muß dieser Meinung um so mehr beistimmen, da man weiß, daß sich Pius II. mit einem solchen Werke beschäftigte und sogar dessen Veröffentlichung unterlagte, wenn es nicht vorher von einem Sachkundigen der letzten Helle unterworfen würde). Dieser Mähe unterzog sich nun Gobelinus in solcher Weise, daß er es völlig unarbeitsste, ergänzte und bis zu dem Tode seines Gönners im Sinne

*) Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 180 seq. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 535 seq. Dictionnaire de la conversation. Tom. LXII. p. 263 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 869 seq.

1) Scriptis etiam rerum sui temporis in Italia gestarum libros XII, quod opus nundum absolutum cum vita sua, vultuque publicari, nisi emendaretur. Planus, Vit. Pontif.

desselben fortführte, weshalb er auch als Verfasser desselben gelten kann. Es wurde jedoch nach der Vollendung aus unbekannten Gründen nicht veröffentlicht, sondern erst mehr als hundert Jahre später von dem Erzbischof von Siena Francesco Bandini Piccolomini unter dem Titel: *Pii II commentarii rerum memorabilium*, quae temporibus suis contigerunt a. J. Gobelino compositi et a Fr. Band. Piccolomineo ex vetusto originali recogniti. Ejusdem Pii responsio ad Matth. Mayer pro defensione S. Romanae ecclesiae (Romae 1584. 4.) herausgegeben. Mit der Fortsetzung und den Briefen des Bischofs von Pavia und Cardinals Giacomo Piccolomini vermehrt ist der spätere Abdruck Francof. 1614. fol. Obgleich diese Denkwürdigkeiten sich stets zu Gunsten des Hauses Piccolomini ausprechen und eigentlich die Verdienste desselben bezeugen, so müssen sie doch im Allgemeinen als unparteiisch bezeichnet werden, weshalb sie für die Kenntniss der gleichzeitigen Geschichte sehr wichtig sind. (Ph. H. Kuhl.)

GOBER (Goberstamm, Gubernation, Goversprache; auch somit statt Guber die Form Gader vor), ein wenig bekannt und nur selten erwähnt, einst beträchtlicher Volksstamm, von welchem gegenwärtig in Inner-Afrika nur zerstreute Ueberreste existiren, welche sich theils rein, theils vermischt erhalten haben. Die Guber sollen von den Kopten abstammen. Wahrscheinlich war es die vorwärts rührende Macht der Araber, welche im 7. und 8. Jahrh. n. Chr. im Norden Afrika's von Aegypten bis nach Fez und Marocco große Veränderungen hervorbrachte. Vergl. *Leo Africanus, Africae descript.* I, 12. So waren die Berbern, die Ueberreste jener alten Bewohner Libyens, welche von den Griechen *Libyaei*, von den Römern *Barbari* genannt und von den Chazaren, Römern, Vandalen und Byzantinern mit Schöpfung behandelt werden waren, von den Arabern theils unterworfen, theils verdrängt worden. So waren die Guber vom Norden her ins Innere Afrika's vorgebrungen und hatten hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Ramezelli hatten sie das Land Kir, das Gebirgsland am Ende der Wüste, oder das ganze Gebiet von Aßen in Besitz genommen. (H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika I. S. 248 bemerkt: „Diese Landschaft um Aßen, sowie die ganze Gegend südwärts bis Kir oder vielmehr Aßen, war nach meiner Ansicht vor Alters von der Guber-Nation bewohnt.“) Die Guber waren bereits dem Leo Africanus bekannt geworden, und er hat über die Guber von Suria, Kassa und Kand in Central-Afrika berichtet (über diese Regionen handelt er in f. *Africae descriptio* p. 650 seq. ed. Lugd. Bat. 1632). Den Namen Guber führt noch gegenwärtig eine Stadt mit ihrem Gebiete. Vergl. Barth a. a. D. 2. Bd. S. 50. 3. Bd. S. 12. 13. — Die Guber waren eins der ältesten und wichtigsten Glieder unter den Stämmen, welche gegenwärtig unter der Haussanation aufammengefaßt werden. Bereits Leo Afri-

canus kannte die Goversprache, und diese ist keine andere als die Haussasprache. H. Barth a. a. D. S. 617 bemerkt: „Kir oder Aßen war ursprünglich von dem Guberstamme bewohnt, das heißt, von dem edelsten und dem ursprünglichen Stammesgeschlechte desjenigen Volkes, welches gegenwärtig von den Eingeborenen selbst die Haussanation genannt wird.“ Vergl. H. Barth a. a. D. 2. Bd. S. 46. Ramezelli, S. 50, 52 und 78. 79. Bevor der Islam der Araber die mächtige Fahne des Propheten überall im nördlichen Afrika aufpflanzte, waren die Guber und ebenso größtentheils die Berbern sicherliche Christen geworden. Späterhin mußten sie schon ihrer Sicherheit wegen zum Islam übertreten, um nicht stets auf Tod und Leben verfolgt oder gänzlich ausgerottet zu werden. Denn bis in das Innere Afrika's hatten sich die Lehren des Propheten ausgebreitet und die Christen wurden weit schärfer verfolgt als die heidnischen Stämme, von welchen noch gegenwärtig mehrere in Central-Afrika existiren und ihre Freiheit mit entschlossenem Muthe gegen die Uebermacht des Islam verteidigen. Allein die Macht der muslimännischen schwarzen Hulbe ist in Central-Afrika bereits so stark, daß sich jene heidnischen Stämme nicht lange mehr werden halten können. Vergl. H. Barth a. a. D. 2. Bd. S. 601 f. Hier wird über ein Gebirgsland mit Heidenstämmen bemerkt: „Das so eingeschlossene Gebiet ist aber noch weit entfernt, von den Muhammedanischen Eindringlingen ganz und gar erobert zu sein; denn im Allgemeinen sind letztere nur im Besitze vereinzelter Niederlassungen, während das dazwischen liegende Land, besonders aber die gebirgigen Landschaften, noch in den Händen der Heiden sind.“ Besonders ist das Land zwischen Böla und Hamarua noch gänzlich unabhängig und von einer heidnischen Nation mit sehr freierlicher Gesinnung bevölkert. Ebendasselbe. S. 601. 602. (J. H. Krause.)

GOBET (Nicolas), französischer Historiker und Mineralog, um das Jahr 1735 geboren, stammte aus einer der Auvergne angehörenden Familie, erhielt aber seine gelehrte Ausbildung zu Paris, wo er sich insbesondere und mit großer Vorliebe der Chemie und Mineralogie widmete. Nach der Beendigung seiner Studien begleitete er im J. 1762 den berühmten Mineralogen Gehr. Jars an einer wissenschaftlichen Reise, welche den Zweck hatte, die Einrichtung der Eisenhämmer in mehreren Ländern Europa's kennen zu lernen und benutzte diese Gelegenheit auch zu mineralogischen Ausflügen. Nach seiner Heimkehr wurde er im J. 1766 zum Archivar des Grafen von der Provence, des Bruders Ludwig's XV. und bald darauf zum Secrétaire im Rathe des Grafen von Kriels ernannt. Obgleich er die Naturwissenschaften fortwährend mit großem Eifer trieb, so vermochte diese doch nicht ihn so ausschließlich in Anspruch zu nehmen, daß sie ihn anderen Studien gänzlich entzweien, einige Zeit scheint er sich sogar in seiner jetzigen Stellung mehr mit geschichtlichen Forschungen befaßt zu haben, wie seine Reflexions sur l'histoire d'Auvergne (Riom 1771. 4.), sein Sacre et couronnement de Louis XVI à Reims le 11 Juin 1775, précédé de Recherches sur le

2) Vergl. J. G. Voynas, De historiae latinali I. III. c. 10. G. Oud. Script. eccl. hist. III. Append. p. 95. G. Oud. De script. eccl. Tom. III. p. 3646.

stere des roi de France et suivi d'un Journal historique de ce qui s'est passé à cette cérémonie [par l'abbé Pichon], avec figg. (Paris 1776. 4.), seine *Lettre sur la garde des églises* (s. l. 1777. 12.) und einige in dem Journal de Verdun vom J. 1776 abgedruckte Abhandlungen über die ehemals flandrische Grafschaft Hesdin (*Lettre sur les prétendus Comtes d'Hesdin, Examen d'une dissertation sur le comté Hesdin und Lettres critiques sur l'histoire de Flandre et sur les droits du roi sur la ville d'Hesdin*) beweisen. Auf einer Reise, welche er um das Jahr 1767 nach Toulouse machte, erhielt er von dem durch die literarischen Gebden Voltaire's bekannten Marquis von Belestat die Erlaubniß, von dem auf dem Schlosse Beaupuy in Guienne aufgefundenen Originale der Memoiren des Cardinals von La Valette, mit deren Ausarbeitung dieser berühmte Feldherr seinen Secrétaire Jacques Talon beauftragt hatte, eine Abschrift zu nehmen, welche er unter dem Titel: *Mémoires de Louis de Nogaret, cardinal de La Valette, général des armées du roi en Allemagne, Lorraine, Flandre et Italie, années 1635—1639* (Paris 1772. 12. 2 Voll.) herausgab. Als Mineralog lieferte Gobet trotz seiner ausgebreiteten Kenntnisse sein selbständiges Werk, sondern begnügte sich mit der Herausgabe und Erläuterung vorzüglicher Leistungen früherer Gelehrten in diesem Fache. Seine Sammlung der alten französischen Mineralogien (*Les anciens mineralogistes du royaume de France, avec des notes*. Paris 1779. 8. 2 Voll.) erwarb ihm großen Beifall, obgleich die Auswahl besser sein könnte und manche der aufgenommenen Werke kein anderes Verdienst als das großer Seltenheit haben und obgleich er viele der besten Anmerkungen anderer Schriftsteller entliehen, ohne diese zu nennen. Ferner besorgte er eine nach Handschriften verbesserte und vermehrte Ausgabe der von dem Chemiker J. Rey im J. 1630 veröffentlichten, sehr werthvollen, aber selten gewordenen Essais sur la recherche de la cause pour laquelle l'étain et le plomb augmentent de poids quand on les calcine (Paris 1777. 8.), eine Uebersetzung der Betrachtungen des berühmten Naturforschers und Reisenden Det. Sim. Pallais über die Beschaffenheit der Gesteine und die Veränderungen der Erdoberfl. (*Observations sur la formation des montagnes et les changements arrivés à notre globe*. Paris 1779. 12. St. Petersburg 1782. 12.) und im Vereine mit Jausas de Saint-Fond eine vollständige Ausgabe der Werke des Mineralogen Bern. Palissy (*Oeuvres, revues sur les exemplaires de la bibliothèque du roi avec des notes*. Paris 1777. 4.). Gobet starb am Ende des Jahres 1781 oder in den ersten Monaten des folgenden Jahres *).

GOBET (Pierre Césaire Joseph), französischer Gerichtsbeamter und Dichter, um das Jahr 1765 zu Paris geboren, war der Sohn eines wohlhabenden Eisen-

händlers und widmete sich, nachdem er eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten hatte, der Jurisprudenz. Schon als Student auf der Universität zu Paris versuchte er sich in der Poesie und seine zu dieser Zeit herausgegebenen *Fables nouvelles* (Paris 1796. 8.) fanden, da sie den richtigen Ton dieser Dichtungsart trafen und sich überdies durch Originalität auszeichneten, einen nicht gewöhnlichen Beifall. Da durch den Ausbruch der Revolution auch die Verhältnisse der Universität geändert wurden, so trat Gobet vorerst in das Geschäft seines Vaters, schloß sich aber im J. 1792 den Rechtsanwählern an, welche sich mit den Obliegenheiten der Advocaten bis zur Wiederherstellung dieses Standes besaßen. Nach der Neugestaltung der Gerichtshöfe wurde er zum Richter am pariser Tribunale erster Instanz ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete; die mühsamen und unangenehmen Functionen eines Untersuchungsrichters, welche ihm später übertragen wurden und denen er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit unermüdbarem Fleiße unterzog, hinderten ihn nicht, die wenigen freien Stunden, welche ihm übrig blieben, der schönen Literatur und der Poesie zu widmen. Auf diese Weise konnte er nach und nach drei kleine Sammlungen von Gedichten der Poesie übergeben, nämlich *Contes et Epigrammes par le Citoyen* ***. Paris, an VIII (1800). 18. *Contes, Fables et Epigrammes*. Paris, an IX (1801). 18. und *Contes, Fables et Epigrammes, suivis de M. Feuilleton, scène épisodique par M* ***. Paris, an XIII (1806). 18., welche nur in wenigen Exemplaren und mit fast mikroskopischen Lettern gedruckt sind und von den Bibliographen gesucht und wenn sie sich zusammenfinden, theuer bezahlt werden. Die bei der letzten Sammlung befindliche, gegen Geoffroy, den Verfasser der Theaterberichte in dem Journal des Débats, gerichtete Satyre erschien schon vorher unter dem Titel: *M. Feuilleton, ou Scène additionnelle (en vers libres) à la comédie du "Mercure galant" de Boursaült*. Paris, an XII (1804). 8. Auf denselben Vertriebskatalog zielt auch seine Epistodische: *La Gageure, ou lettre du rédacteur de l'article "Spectacles" dans le fameux feuilleton, a M* *. Paris 1803. 8. Außerdem sind noch zu erwähnen vier Briefe in dem Journal de Paris (an IX) und das Pamphlet *Méropé vengée* in den Quatre saisons de Parnasse (Paris 1806. 8.), welche den Zorn haben, Voltaire gegen die übrigens nicht unbegründeten Angriffe des Dramatikers Marivaux zu vertheidigen und eine große Gewandtheit des Verfassers in diesem Fache der Literatur beurfunden. Viele ungedruckte Gedichte und Aufsätze fanden sich in seinem Nachlasse, dagegen wird ihm fälschlich ein ästhetischer Brief an Palissot (*Epître à M. Palissot, sur l'alliance d'un esprit satirique et d'un bon coeur par un habitant du Jura*, Paris 1806. 8.) zugeschrieben, welcher J. Em. Zebe, Mitglied der Repräsentantenkammer im J. 1815, angehört. Gobet starb am 26. Juli 1832 zu Paris an der Cholera, welche ihm eine unbeschreibliche Angst einflößte und gegen welche er alle mögliche Vorsichtsmaßregeln angewendet hatte. Eine neue Ausgabe seiner vor-

*) Vergl. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 440 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 866.

gültigsten postischen Werte dürfte nicht ohne Beifall bleiben *).

(Ph. H. Kühb.)

GOBI. Die Mitte des Hochplateaus zwischen dem Thian-Schan und dem Kien-Kün nimmt eine von Südwest nach Nordost sich streckende Wüste ein, welche die Mongolen Gobi (wofür man zuweilen Kobi geschrieben findet), die Chinesen Schamo nennen. Beide Namen bezeichnen in der Landeskprache eine Gegend, die des fließenden Wassers und des Waldes ermangelte. Sie dehnt sich von 100° bis 140° östl. Länge von Ferro etwa 400 Meilen in die Länge und ist an manchen Stellen 100 Meilen breit, ist also nächst der afrikanischen Sahara die größte Wüste der Erde. Sie durchzieht demnach nach Osten hin die südliche Mongolei bis zur Nordostgrenze derselben, nach Westen hin auch noch den südlichen Theil der sogenannten kleinen Dscharei. Dieser westliche den Europäern noch sehr unbekannte Theil der Wüste soll größtentheils aus Flugsand mit einzelnen fruchtbaren Oasen bestehen und wird von den Chinesen Ta-szi genannt. — Der östliche Theil, die eigentliche Gobi oder Schamo, ist namentlich durch die Reichen der Russen von Kjachta nach Peking, die durch die Wüste gehen, bekannt geworden. Sie bildet, soweit sie zur Mongolei gehört, ein Tafelland mit bald breiteren, bald schmälteren Höhen und langen Bergzügen und Einsenkungen, welche sich vorherrschend von Ost nach West ausdehnen und am Nord- und Südrande zu wahren Randgebirgen von bedeutender Höhe sich erheben. Die Bergzüge und Einsenkungen sind nach der Innenseite mit Kieseln, die Anhöhen mit Felsstrümmern bedeckt. Bäche und Flüsse fehlen, nur seichte salzige Seen und Moräste sind öfter durch die Einsenkungen vertheilt. Die tiefsten und zugleich breitesten Einsenkungen (20—50 Meilen breit) finden sich in der Mitte der Wüste und bilden das eigentliche Sandmeer (Schamo) der Chinesen und werden auch für ein jetzt trocken gelegtes Binnenmeer gehalten. Dieser Theil ist vorherrschend mit gelben Sandmassen, Sandbänken, Sandhügeln, Sanddünen bedeckt, welche, obgleich sie nicht den glühendheißen, dünnen, beweglichen Flugsandmassen der Sahara beikommen, doch den Festthieren den Durchzug sehr erschweren. Doch enthält dieses Sandmeer auch einzelne weidenreiche Oasen. Der wohnst dieser traurige Theil der Wüste von dem armseligen Mongolenstamme der östlichen und westlichen Sunnit, während die Chaldas-Mongolen die gebirgige, weidenreiche nördliche, die Jachar-Mongolen die südlichere Steppenzone der Gobi innehaben. Von festen Wohnstätten ist natürlich überall keine Rede. Die Bewohner durchstreifen als Nomaden das umgekehrte, freie Gebiet mit ihren Herden, deren eigenthümliche Futterkräuter, Gräser und Sträucher selbst im Winter, wo das Futter unter dem Schnee noch grün bleibt, hinlängliche Nahrung gewähren. Bäume finden sich zerstreut noch an den Bergzügen der nördlichen Steppenzone, nach dem Innern

der Gobi zu sah der Reisende Timofeoff einmal sogar Ulmen, Rinden- und Pflirschäume. Die Möglichkeit, diese Wüste, der es an jeglichem Anbau wie an fließendem Wasser fehlt, zu bereisen, ist nur durch das Kameel gegeben worden und das schlechte Flusswasser durch gegrabene Brunnen ersetzt, die mit Steinen ausgefüllt, aber nur 8—10' tief sind, oft zusammenfallen, salziges oder bitteres Wasser liefern, oder gar einen großen Theil des Jahres hindurch zu Eis gefroren sind. Denn das Klima ist wegen der hohen Lage der Gobi vorherrschend und zum Theil empfindlich kalt und der trockene, als gutes Brennmaterial dienende Viehdünger ist doch immer nur spärlich im Vergleiche zu dem Bedarfe vorhanden. Die warme Jahreszeit dauert auf den Höhen nur 2—3 Monate. Der September bringt zwar noch bei hellem Sonnenschein warme Tage, aber bei Nacht schon Eis. Sogar im Sommer stellt sich auf den Höhen zuweilen Winterkälte ein und die Kälte des Winters erreicht einen furchtbaren Höhegrad. Sehr kalte Winde, hauptsächlich Nordwinde wehen einen großen Theil des Jahres hindurch und verlängern den Winter weit in den Sommer hinein. Doch blähnen die Winde und Stürme die Verbreitung und Vernebrung der in anderen Steppenzonen so lästigen Insekten. Gewaltige Regengüsse und Schneeschauer, welche sich vorzugsweise über die nördliche, doch auch über die südliche Zone ausstüßen, gehören in der eigentlichen Schamo zu den größten Seltenheiten. Wegen der Kälte des Klima's sind die Mongolen der Wüste einen großen Theil des Jahres mit Schafpelzen bekleidet. Denn außer den Kameelen und Pferden, die recht eigentlich in der Wüste ihre Heimath zu haben scheinen, machen die Schafherden den größten Reichthum der Wüstenbewohner aus, indem sie ihnen durch ihre Milch, durch treffliches Fleisch Nahrung, durch ihre Pelze Kleidung geben. Große Herden kleiner, grauer, starker Rinder, die als Last- und Zugthiere gebraucht werden, finden sich bei den Jachar-Mongolen, werden nach dem Innern zu aber selten und fehlen in der Mitte der Schamo gänzlich. An Wildpret kommen Hasen am häufigsten vor, dann eine Art Antilope, die Dikere, seltener Fehlgetau, hier und da auch Girsche, Jodel, Füchse, Murmelthiere, Bären, Ufer und Fischbörnchen. Wasservögel, namentlich Gänse, Schwäne und Kraniche kommen auf allen Seen, Sümpfen und Salzlagunen vor; Rebhühner, Sandhühner und Wachteln auf den trockenen Steppen.

Da die Bewohner der Wüste Nomaden sind, so versteht es sich von selbst, daß die Wüste von ihnen in den verschiedensten Richtungen durchzogen wird. Doch wird sie auch von Nischenheimlichen durchzogen und es gibt in ihr einige mehr oder weniger gebahnte Straßenlinien mit Stationen, auf denen für das Fortkommen der Reisenden gesorgt werden kann, die Poststraße von Urg bis Kbalagan *) mit 42 Stationen und die gerade

*) Ch. Palissot, Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française (Paris 1809. 8.) Vol. II. p. 104. Biographie générale. Tom. XX. p. 867.

*) Die Quirische Grenzstadt Tshang-kin-Kou (48° 51' 35" nördl. Br. und etwa 112° östl. L. von Paris) wird von den Russen Kbalgan, d. i. Barriere oder Pforte, genannt.

auf nach Peking führende Handelsstraße mit 37 Stationen. Auf diesen Straßen sind, wie von Kiachia bis Urga, Türten für die Reisenden errichtet.

Wir schließen mit einer Mittheilung des Reisenden Bunge, der 1832 von Kiachia durch die Gobi nach China reiste. Von Kiachia bis Urga, der Hauptstadt der Chaidash-Mongolen, sieht man noch abgerundete bewaldete Gebirge mit schwarzer, fruchtbarer Erde bedeckt und die tiefen Thäler von Flüssen und Bächen bewässert, deren Ufer oft mit hohem Gebüsch und Pappeln bekränzt sind. Allein kaum hat man Urga verlassen und den Fluß Tola im Rücken, so tritt man lange Zeit keine laufenden Gewässer mehr und hat man die nördlichen, bewaldeten Theile des Chan-Dola (Königsberges) aus dem Gesichte verloren, so sucht das Auge auf der weiten Ebene, die man betritt, vergebens nach einem Baume. Hier fängt die Gobi an, mit welchem Namen die Mongolen eine von Wasser und Wäldungen entblößte Gegend bezeichnen. Der Anblick dieser Wüste ist insofern noch nicht ganz einsamig. Die Gegend erhebt sich fortwährend, allmählig bis Dyrkalangta (Tschigalantun), welches bereits 4620 Fuß über dem Meere liegt. Von hier an geht es wieder allmählig abwärts bis zur Station Olon Balchin (d. i. die vielen Gebäude), so genannt nach den Trümmern vieler Gebäude aus Vordrinen, die wahrscheinlich vor mehrern Jahrhunderten den Sitz eines Mongolenfürsten bildeten. Bis dahin erblickt man noch häufig in größerer oder geringerer Entfernung Helle, nicht sehr hoch ansteigende Berge, deren Porphyrkuppen jedoch schon fast ganz nadt sind und nur auf ihrer Nordseite hier und da so viel Dammerde gebildet haben, als eben zur Erhaltung einiger kleiner Sträucher hinreicht. Bis hieher ist auch die Vegetation noch mannichfaltig und der süd-sibirischen durch Vorherrschen der Gräser in Masse, nicht in Arten, ähnlich. Von Olon Balchin aus erblickt man in der Ferne eine, aus dem flachen Boden sich erhebende, horizontal geschichtete Mauer von Sengui, einen natürlichen Wall, welchen die Mongolen sehr treffend Nussu tschilon, d. i. Felsgürtel oder Steingürtel nennen, weil er sich auf weite Entfernung fast in gerader Linie von Ost nach West ohne bedeutende Unterbrechung hinzieht. Dieser Steingürtel scheidet die nördliche Mongolei von der mittleren oder der eigentlichen Gobi. Hier in einer Höhe von 3480 Fuß ändert sich das Ansehen der Gegend. Der flache Boden ist entweder mit Steintrümmern und Geschieben, weiß Porphyr und Jasps, hin und wieder auf große Strecken bloß mit Chalcociten, Carnecolen und Akaaten bedeckt, zwischen denen vereinigt niedrige, hartlaubige, krautartige Pflanzen hervorwachsen; oder der Boden ist ein fester, nackter Lehm mit leisem Salzangestrich, von vielen Rissen durchzogen und mit niedrigen Salzpflanzen bewachsen, denen die Gräser haben weichen müssen. Es beginnt hier eine Art Beden, dessen niedrigste Punkte bei den Stationen Ergi, Ube, Durma und Scharabudurguna kaum mehr als 2400 Fuß über dem Meerespiegel liegen. Diese Einsenkung, welche noch jetzt kleine Salzseen einschließt, ist als der Grund eines ehemaligen großen Binnenmeeres zu betrachten.

Die kleinen Seen trocknen zum Theil ein und bedecken sich mit Salzkrusten, die in Menge nach China verschifft werden. Zuflus erhalten sie nur durch den Regen und ihre Ufer bedecken aus einem weißlichen, mit salzhaltigem Kitten gemischten Salze. Zwischen Scharabudurguna und Durma findet sich nun die eigentlich Schamo oder Sandwüste der Chinesen, deren Breite im Verhältnisse zur Breite der ganzen Gobi nur unbedeutend ist. Der Sand der Schamo ist nicht flugsand, sondern Sand mit Salz gemischt, welcher die Fruchtigkeit leicht an sich zieht. Die Vegetation zeigt neben Grundboarten und Coriopermannungen fast alle Salzpflanzen, welche auch die Ufer des kaspiischen Meeres bedecken, was das frühere Vorhandensein eines großen Binnenmeeres beweist. Auch herrscht unter den Mongolen eine alte Sage, daß dieser Theil der Gobi einst ein Binnenmeer war und daß ein solcher Zustand wiederkehren werde. — Südlich von der Station Jalsibalan (Tschalibalan) beginnt die Gobi sich nach Süden hin in demselben Verhältnisse zu heben, wie sie sich von Norden her senkte und zwar mit einer so auffallenden Regelmäßigkeit und einer so treffenden Wiederholung der Vertikalitäten und der Vegetation der gleicher absoluter Höhe, daß es dem Beobachter von selbst auffällt und sich fast unwillkürlich aufrängt. So trifft man bei Jalamainssu dasselbe Meeresufer, wie es auf der Nordseite bei Olon Balchin beobachtet war, auch zieht sich ein ähnlicher, wenngleich weniger deutlicher Felsenränd von dieser Gegend durch die Mongolei durch und die Pflanzen, die auf einer Strecke von etwa 70 deutschen Meilen nirgends zu sehen waren, erscheinen hier wieder. Weiter nach Peking hin, bei Jagdanbalgassu gelangt man, immerfort ansteigend, wieder zu einer Höhe von 4200 Fuß. Man trifft schon Dammerde und fröhliche Vegetation erstens den Wanderr. Man nähert dem höchsten Punkte des Berges über die Gebirgsebene Gobi; man gelangt zu den Trümmern des ältesten Theiles der großen Mauer, welche die Mongolei von China trennt, in einer Höhe von 5100 Fuß über dem Meere, wo sich schon subalpine Pflanzen, wie Papaver nudicaule, am Wege zeigen. Aus der Erde der Gobi tritt man bei Ueberbreitung der chinesischen Mauer, dem Culminationspunkte der Bergreihe, in eine andere Pflanzenwelt. Die Mauer bezeichnet im eigentlichen Sinne eine natürliche Grenze und eine trefflichere Wahl des Dries als politische Grenze konnte nicht getroffen werden. Von dem fast überall in der lebenden Natur beobachteten Gezehe des Uebergangs der Formen, das auch für die geographische Verbreitung der Pflanzen gilt, zeigt sich hier keine Spur. Noch ist man in der Mongolei, noch hat man das traurige Bild der Gobi vor Augen, man sieht Nichts als Steppe und Steppenspflanzen, tiefe Stille herrscht in der eben Gegend — Alles ist todt. Nur ein Schritt mehr und im strengem Sinne des Wortes nur ein Schritt mehr und der Reisende steht am jähren Absurze Hochasien nach Süden zu, wo ihm das mannichfaltige, äppigke Leben in jeder Beziehung plötzlich vor die Augen tritt.

(H. E. Hoeller.)

GOBIEN (Charles le), französischer Theolog und

Schriftsteller, im J. 1653 zu Saint-Malo (im Departement der Ille-et-Vilaine) geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien zu Tours in den Orden der Jesuiten und kam später nach Paris, wo er zuerst Secretair und dann Geschäftsführer der Missionen in China wurde¹⁾. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, die von den Missionaren des Jesuitenordens aus dem östlichen Asien früher eingeschickten und noch stets einlaufenden jährlichen Berichte genau kennen zu lernen und sie zu geschichtlichen Arbeiten über die Fortschritte der christlichen Religion in jenen Ländern und die Zustände ihrer Bewohner zu benutzen. Als erste Frucht dieser Studien ließ er die *Lettres sur les progrès de la religion à la Chine* (Paris 1697. 8.) erscheinen, welche großen Beifall fanden. Von besonderer Wichtigkeit für die Missionen in China war seine *Histoire de l'édit de l'empereur de la Chine en faveur de la religion chrétienne* (Paris 1693. 12., ins Italienische überf. von Gh. Ferreri, Torino 1699. 12.), worin er das Edict des Kaisers Kang-hi vom 22. März 1692, durch welches den gesamten Verfolgungen der Christen im chinesischen Reich ein Ende gemacht wurde, erläuterte und die Rathschläge mittelste, welche der Kaiser selbst den Missionaren über die Art und Weise gegeben hatte, wie sie sich, um einer günstigen Aufnahme gewiß zu sein, an das chinesische Religionstribunal wenden sollten; auch gibt der Verfasser in einem Anhang wichtige Aufschlüsse über die politischen Beziehungen zwischen den Chinesen und den Russen. In enger Beziehung mit dieser Schrift steht sein *Eclaircissement donné à Monseigneur le Duc de Maine sur les honneurs que les Chinois rendent à Confucius et aux morts* (Paris 1698. 12.), worin dargethan werden soll, daß die Ehrenbezeugungen, welche die Chinesen dem Confucius erweisen, durchaus keine religiöse Beziehung haben und also nach der seither festgehaltenen Praxis der Jesuiten den Neubekkehrten gestattet werden können. Andre, meist dem Dominikanerorden angehörende Missionare behaupteten geradezu das Gegentheil und es entstand dadurch ein hartnäckiger Streit, welcher den glücklichen Fortgang der Missionen im chinesischen Reich nicht wenig störte. Schon vor Gobien hatte der bekannte Jesuit Michel le Tellier in einer ohne seinen Namen erschienenen *Défense des nouveaux Chrétiens et des Missionnaires de la Chine, du Japon et des Indes* (Paris 1687. 12. 2 Voll.) diesen Gegenstand von einem den Jesuiten günstigen Standpunkte aus besprochen, seine und Gobien's Ansichten wurden aber von dem gelehrten Dominikaner Rod. Alexandre in einer ebenfalls anonymen *Apologie des Dominicains missionnaires de la Chine ou Réponse au livre du P. le Tellier, intitulé: Défense des nouveaux Chrétiens* (Cologne 1699. 12.) durch triftige Gründe bestritten. Auch die Sorbonne entschied im J. 1700 gegen die Jesuiten, deren Vertheidigung Gobien in mehreren Schriften (*Journal historique*

des Assemblées tenues en Sorbonne pour condamner les Mémoires de la Chine. Paris 1700. 12., *Lettre à un docteur de la Faculté de Paris sur les propositions déferées en Sorbonne par M. Prioux*. Paris 1700. 12. und *Jugement d'un grand nombre de docteurs des universités de Castille et d'Arragon sur les propositions censurées en Sorbonne le 18 Oct. 1700*. Liège 1701. 12.) übernahm. Der Papst Clemens XI. schickte besänftigend zur Unterstreichung der Streitsache einen Legaten nach China und unterlagte auf den Bericht desselben daß von den Jesuiten selber eingehaltene Verfassungen, später (1702) verdammt sogar das Parlament zu Paris die beiden Werke Gobien's, welche auch unter dem Titel: *Nouveaux Mémoires sur l'état présent de la Chine, contenant l'Histoire de l'édit de l'empereur de la Chine en faveur de la religion chrétienne* (Paris 1698. 12.) den dritten Band der *Nouveaux mémoires sur l'état présent de la Chine* (Paris 1696—1697. 12. 2 Voll.) bilden, zum Feuer²⁾. Gobien ließ sich indessen durch diese unangenehmen Zwischenfälle in seinem Bestreben nicht stören und lieferte in seiner *Histoire des Iles Mariannes* von Iles des Larrons, nouvellement converties à la religion chrétienne et des premiers missionnaires qui y ont prêché la foi (Paris 1700. 12. N. Ed. Ibid. 1701. 12.) eine ausführliche Geschichte der Bemühungen der Jesuiten, die Bevölkerung dieser Inseln zum christlichen Glauben zu bekehren, welche bekanntlich durch mancherlei unglückliche Verhältnisse mit der fast gänzlichen Vertilgung der Bewohner endeten. Obgleich der Bericht hie hauptsächlich mit den Missionaren und ihrem Wirken beschäftigt, so liefert er doch auch über die Beschaffenheit der Mariannen und der südlich von denselben liegenden Carolinen, sowie über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen beachtenswerthe Aufschlüsse, welche auch in die „Allgemeine Historie der Reisen“ (11. Bd. S. 377 fg.) übergegangen sind. Ein erfreuliches Bild bieten die Bemühungen der Missionare aus dem Orden der Jesuiten in China und in Siam, welche Gobien in den *Lettres de quelques missionnaires de la compagnie de Jésus, écrites de la Chine et des Indes-Orientales* (Paris 1702. 12.) mittheilt; diese höchst anziehenden Schreibereien erfreuten sich eines so großen Beifalls, daß Gobien alsbald einen zweiten Band unter dem betrumt gewordenen Titel: *Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la compagnie de Jésus herausgab* und das Werk bis zum achten Bande fortführte, die weitere Fortsetzung besorgten J. B. Duhalde (bis zum 26. Bande) und L. Batteux (bis zum 32. Bande). Diese in den ersten Bänden einige Male aufgelegt Originalausgabe (Paris 1717—1776. 12. 34 Part. in 32 Voll.), womit man die *Nouveaux mémoires des missions de la Compagnie de Jésus dans le Levant*

1) Vergl. Ghr. Wall. Kurlang, Fortsetzung zu Jocher's Oelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1496. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 569 seq.

2) Guckl. d. B. u. S. 8te Section. LXXI.

2) Vergl. J. G. Meusel, Bibliotheca historica. Vol. II. P. 2. p. 186 seq. J. M. Quérard, La France littéraire. Tom. V. p. 58 et 100.

(Paris 1715 seq. 12. 7 Voll. N. Ed. Ibid. 1745 seq. 12. 9 Voll.) verbinden muß, ist zwar selten geworden, man sieht ihr aber dennoch die neue, von dem Abbe *Joes Mathurin Marie de Querben* besorgte Ausgabe (Paris 1780—1783. 12. 26 Voll. mit Karten) vor, weil in ihr die Briefe nach den Ländern geordnet sind; ihrer Anordnung folgen auch die späteren Abdrücke, welche zu Toulouse (1810—1811. 12. 26 Voll. Atlas in 8), zu Lyon (1820. 8. 14 Voll. mit Karten) und zu Paris (1838—1845. 8. 4 Voll.) veranlaßt wurden. Einen guten Auszug (Choix des Lettres edifiantes) besorgte *J. B. Montignion* (Paris 1808—1809. 8. 8 Voll. N. Ed. Ibid. 1824—1826. 8. 8 Voll.) und eine weniger gelungene Zusammenstellung des auf die Länder- und Völkerkunde Bezüglichen *Heinr. Aug. Ottol. Reichard* unter dem Titel: *Zur Kunde fremder Völker und Länder, aus französischen Missionen* (Leipzig 1781—1783. 8. 4 Bde.). Zu allen Ausgaben dieser für die Länder- und Völkerkunde höchst wichtigen Briefe kann man noch fügen die *Annales des missions orientales* recues au seminaire des missions étrangères à Paris en 1785—1788 (Paris 1787 seq. 12. 14 Voll.), die *Annales des missions des missions de la Chine et des Indes orientales* (Paris 1818—1823. 12. 8 Voll.), die von *P. A. Debusant*, *Ch. Giraud* und *Gab. Grimaud* de *Gaur* begonnenen, aber ins Stoden gerathenen *Actes des Apotres modernes, relations epistolaires et authentiques des Voyages entrepris par les missionnaires catholiques* (Paris 1832. 8. 3 Voll. Av. figg.) und die jetzt noch fortlaufenden und in mehr als 100,000 Exemplaren verbreiteten *Annales de la propagation de la foi* (Lyon et Paris 1832 seq. 8., deutsch von *J. J. Ritter*, Köln 1834 fg. 8.). Bei dem achten Bande der Originalausgabe und dem zehnten Bande der Querben'schen Ausgabe der *Lettres edifiantes* befindet sich Gobien's Biographie des *Vaters Verjus*, des ersten Generaldirectors der französischen Missionen in China und Sibirien, welche auch besonders unter dem Titel: *Lettre aux jésuites français, missionnaires à la Chine et aux Indes, sur la mort du R. P. Verjus avec un abrégé de sa Vie* (Paris 1707. 4.) erschien. Gobien starb am 5. März 1708 zu Paris. (Ph. H. Kälb.)

GOBIESOX, von Lacépède aufgestellte Gattung in der Fischfamilie der Schelmenfische, welche nach *Jos. Müller* zur Familie der Gobioideen (s. d. Art.) gehören. Als Charaktere gibt Lacépède für sie an die nicht vereinigten Backenflossen, eine einzige, sehr kurze, auf dem Schwanz stehende Rückenflosse und ein sehr breiter vorder Kopf. An Arten findet er nur *G. cephalus* in Südamerika und *G. bimaculatus* an den englischen Küsten. Eine durchgreifende Bearbeitung hat diese Gattung neuerdings von *Brisson* de *Barnesville* in der *Revue zoolog.* 1846. p. 143 erfahren. Versteht sich sie in drei neue Gattungen auf, nämlich in *Tomicodon*, welche *Müller* (Ueber Bau und Grenzen der Ganoiden 43) unter dem Namen *Sicyopterus* diagnosed mit nur drei Kiemen, mit einfacher Reihe von Zähnen in den Kiefern, die mittleren

größten Zähne schneidend, die seitlichen kegelförmig; die einzige blutrothe Art *S. sanguineus* — *Tomicodon chilensis*. Die zweite Gattung, *Sicyogaster*, hat nur im Unterkiefer schneidende Zähne, alle übrigen Zähne sind kegelförmig, auf *Gobiesox marmoratus* begründet. Endlich *Gobiesox* im engeren Sinne mit *G. nudus* und *G. cephalus*. Aber *G. nudus* — *Cyclopterus nudus* Bloch ist von *Jos. Müller* ebenfalls als eigene Gattung *Cotylin* charakterisirt, weil sie nur drei Kiemen hat und ihre Kiemenhaut von beiden Seiten her einen zusammenhängenden, am Rhythmus nicht angewachsenen Mantel bildet. Besondere Arten beschreiben noch *Richardson* in der *Voyage of sulphur G. tudes* aus China, *Jenyns* in der *Voyage of Beagle G. lineatus* von den *Galapagosinseln* und *G. opiocephalus* bei *Chilo*. (Giebel.)

GOBIN (Robert), französischer Satyrer, welcher am Anfange des 16. Jahrh. lebte, von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem geistlichen Stande angehörte, nicht nur in der Theologie und dem Kirchenrechte, sondern auch in den Wissenschaften und schönen Künsten wohl erfahren war, die Stelle eines Aumales bei dem geistlichen Gerichtshofe zu Paris bekleidete und zugleich als Dichter der zu der Diocese der Hauptstadt gehörenden Gemeinde von *Sagay-sur-Marne* wirkte; er erregte durch sein satyrisches Werk, welchem er den Titel: *Die reißenden Wölfe* (*les loups ravissants*) gab, bei seinen Zeitgenossen großes Aufsehen, da er darin alle Stände, insbesondere aber den geistlichen, und armherzig züchtete. Der Dichter stellt sich am Anfange seiner abendlichen Verse und in Prosa geschriebenen Satyre selbst in die Mitte der Handlung, indem er erzählt, daß er während eines zu seiner Erholung unternommenen Ausfluges auf das Land am 1. Jan. 1505 auf einem ausgebreiteten Gesilde an der einen Seite eine Herde großer und kleiner Wölfe und in der Mitte derselben einen sehr großen Wolf, den er *Archilampus* (Erzwolf) nennt, an der anderen Seite aber ein schönes Hirtinnädchen, die heilige Lehre genannt, gesehen habe. Der große Wolf wendete sich, wie er nun weiter mittheilt, an die jungen Wölfinnen, brachte ihnen die der menschlichen Gesellschaft gefährlichsten Grundsätze bei und heilt eine Rede ab auf alle mögliche Weise, während die heilige Lehre in ihren mit Stellen aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern reich verbrämten Reden immer wieder den Erzwolf streng widerlegt. Dieser stellt sich wiederholt in die Tracht verschiedener, zu jener Zeit in großem Ansehen stehender Mönchorden und räumt auf diese Weise unter Anderem als Benedictiner in den größten Ausdrücken den rohesten Materialismus und als Bernardiner den schmutzigsten Geiz. Das Werk zerfällt in zwölf Capitel, von denen jedes den Zeitraum eines Monats umfaßt. Zuletzt erklärt der Erzwolf sich selbst als bestes, bezieht seine Sünden und macht sein Testament. Darauf erklärt der Verfasser, daß unter der heiligen Lehre die Kirche, unter dem Erzwolfe der Teufel und unter den Wölfinnen die Sünder zu verstehen seien und geht sogleich zu einem anderen Gesichte über, in welchem ihm der Tod nebst

einem Begleiter, Zufall genannt, erscheint; alsbald treten auch die drei Genossen des Todes, Krieg, Hunger und Pest auf und ergeben sich in Ketten, worin sie ohne alle Schonung die verschiedenen Classen der Gesellschaft angreifen und sich auf bestimmte Personen der alten und neuen Zeit und auf ihre Lebensverhältnisse beziehen, wobei besonders den Päpsten Johannes XXII. und Bonifacius VIII. arg mitgespielt wird. Am Ende hält der Tod noch eine Rede und die sich öffnende Erde verschlingt Alles, was der Verfasser gesehen hat, worauf dieser erwacht und sein Werk schreibt, welches unter dem Titel: *Le livre des loupes ravissants ou autrement doctrinal moral* zu Paris in zwei Ausgaben ohne Angabe des Jahres, jedenfalls aber um das Jahr 1505, die eine bei Ami. Verard und die andere bei Ph. le Noir in 4. erschien und unter vielen in einem schwülstigen und weitläufigen Style mitgetheilten abentheuerlichen Ansichten einige originelle und treffende Bemerkungen enthält. Ein anderer poetischer Versuch Gobin's, welcher unter dem Titel: *Confession générale en Rime, appellée l'advertissement de conscience*, composé l'an 1506, eine Generalbeichte mittheilt und ebenfalls ohne Angabe des Jahres (aber um das Jahr 1506) zu Paris bei Mich. le Noir in 4. gedruckt wurde, ist ohne Werth *).

GOBINET (Charles), französischer Theolog und Schulmann, im J. 1613 zu Saint-Denis in der Picardie (im jetzigen Departement des Aisne) geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Vorbereitungsstudien auf der Universität zu Paris der Theologie und zeichnete sich durch sehr ungewöhnliches Talent und seinen unermüdlichen Fleiß so vortheilhaft aus, daß ihm, nach der Erlangung der Doctorwürde und nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, die Wahl frei stand, bei mehreren Bisthümern, welche ihn in ihren Dienst zu ziehen suchten, die Stelle eines Generalvicars anzutreten, günstige Verhältnisse führten ihn aber auf die seinen Neigungen und Kenntnissen entsprechende Laufbahn. Der Cardinal Richelieu nämlich, welcher die Ordonnee in seinen besonderen Schatz genommen hatte, und ihr wieder zu ihrem früheren Glanze zu verhelfen bemüht war, vereinigte mit ihr auch das ebenfalls von ihm wieder hergestellte Collegium von Bleffis und übertrug ihr die Verwaltung desselben. Sie sah sich nach einem tüchtigen Leiter um und ihre Wahl, welche auf Gobinet fiel, hätte keine glücklichere sein können, denn dieser von der Natur mit allen Anlagen zum Eklektiker begabte Priester hob in kurzer Zeit diese Anstalt nicht nur durch einen von ihm eingeführten vortheilhaften Lehrplan, durch den von ihm selbst erteilten gründlichen Unterricht und durch sein gutes Beispiel, sondern auch durch die sorgsame und sparsame Verwendung der Einkünfte, wodurch er die Mittel zur Erweiterung und zweckmäßigen Einrichtung der Gebäulichkeiten des Collegiums gewann. Gobinet verstarb dieses Amt mit stet gleichem Eifer 43 Jahre hindurch und starb in demselben am 9. März 1690. Sein College

Kollin feierte seine Tugenden und seine Verdienste in einem gelungenen lateinischen Gedichte J. Gobinet gründete auch an dem Collegium von Bleffis zwei Stipendien für Studierende aus seiner Vaterstadt. Die von ihm bei dem Unterrichte festgehaltene und durch die Erfahrung erprobte Methode suchte er auch für andere Anstalten durch vorzüglich ausgearbeitete Lehrbücher nützlich zu machen; das bedeutendste derselben ist ohne Zweifel die *Instruction de la jeunesse en la pitié chrétienne, tirée de l'Ecriture sainte et des SS. Pères* (Paris 1655. 12.), welche in rasch auf einander folgenden Auflagen und in unzählbaren Exemplaren verbreitet und als Lehrbuch in den Schulen gebraucht wurde und als solches dient sie in der von Menetier nach dem Plane des berühmten Pädagogen Ehomond vorgenommenen und den jetzigen Bedürfnissen entsprechenden Umarbeitung (Paris 1804. 12. und in wiederholten Auflagen bis auf die neueste Zeit) immer noch; auch wurde sie in die meisten europäischen Sprachen überetzt, in die deutsche von Urb. Hedenhäuser (Augsburg 1679. 4. Gend. 1743. 8.) und von J. Lipp (Regensburg 1837. 12.). Seine übrigen Unterrichtsschriften sind folgende: *Addition à l'Instruction de la jeunesse* (Paris 1689. 12. N. Ed. ibid. 1714. 12.), *Instruction sur la vérité du Saint-Sacrement* (Paris 1667. 12. und öfter), *Instruction sur la pénitence et la sainte communion* (Paris 1677. 12. 8. ed. Paris 1725. 12.), *Instruction chrétienne des jeunes filles* (Paris 1682. 12. N. Ed. Paris 1820. 18.), *Instruction sur la Religion* (Paris 1687. 12. N. Ed. 1735. 12.) und *Instruction sur la manière de bien étudier* (Paris 1689. 12. N. Ed. Paris 1746. 12.). Die Sprache aller dieser Schriften ist freilich jetzt veraltet, aber in allen macht sich eine so reine und geistige Moral geltend, daß sie auch jetzt noch mit den nöthigen Aenderungen als vortheilhafte Lehrbücher gebraucht werden können und den meisten neueren vorzuziehen sind. — Jean Gobinet, ein Neffe des Vorhergehenden, widmete sich ebenfalls der Theologie und folgte seinem Onkel im Amte, welches er nach denselben Grundsätzen und ebenfalls mit sehr günstigen Erfolge versah, bis er im J. 1695 zum Domherrn an der Kathedrale zu Chartres befördert wurde, wo er im J. 1724 starb *).

GOBIO. Der allbekannte Gränblind unserer Bäche und Flüsse wurde von den älteren Zoologen der großen Gattung Cyprinus als *C. gobio* zugeordnet, bis Cuvier ihn als besonderen Gattungstopos unter dem Namen Gobio mit kurzer dornenloser Rücken- und Afterflosse und mit Barteln charakterisirte. Allein Agassiz wies bald darauf hin, daß die fegelförmigen, an der Spitze schwach gekrümmten und in zwei Reihen geordneten Schundfahne ein wichtigerer Charakter seien, wodurch die außereuropäischen Arten sicherer erkannt werden. Die Arten sind nunmehr folgende nach der *Histoire naturelle*

1) In seinen *Selecta carmina orationesque clarissimum Professorum* (Paris 1737. 12.) p. 386. 2) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 537 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 569 seq. J. M. Quérard, La France littéraire. Tom. III. p. 386.

*) Beryl, Biographie universelle. Tom. XVII. p. 536 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 568 seq.

des poissons von Cuvier und Valenciennes 16. Bd. S. 300.

1) *G. fluviatilis* Cuv. Gründling, Grundel, Grefling ist fast in allen fließenden Gewässern Europa's heimisch und wird 3 bis 4, ausnahmsweise bis 6 Zoll lang. Er liebt zum Aufenthalt stilles Wasser auf sandigem steinigem Boden und treibt sich hier scharenweise umher, von Würmern, Fischbrut, faulendem Fleische und Pflanzentheilen sich nährend. Im Frühlinge steigt er aus den Seen in die Flüsse, um im Mai oder Anfangs Juni an Steinen den Regen abzuessen, der aus sehr kleinen hellblauen Eiern besteht. Das Laichen erfolgt mit mehrfachen Unterbrechungen und dauert vier Wochen. Des wohl-schmeckenden Fleisches wegen wird er trotz seiner geringen Größe viel gefangen, meist im September und October mit Angeln und in Sacknetzen; wegen seiner großen Fruchtbarkeit wird er auch für die Fischzucht wichtig als Futter für Barsche, Schelen und Forellen. Er ist gestreckt-spindelförmig, mit hart convexem Stirnprofil, seitlichen Augen und großen Schuppen. Der schwärzlich-graue Rücken erscheint meist dunkelgrün gefleckt und auf den Seitenlinien liegen oft sieben große Rückenflossen. Die Rücken- und Schwanzflosse ist auf gelblichem oder rötlichem Grunde schwarzbraun gefleckt, die übrigen Flossen blass, die Fische gelben. Es kommen übrigens auch weisse, graue und schwarze Spielarten vor. Die Rückenflosse beginnt etwas vor der Körpermitte und ist höher als lang, von 10 Strahlen gespannt. Die etwas kleinere Afterflosse zählt 9 Strahlen, die unter der Rückenflosse stehende Bauchflosse 15, die Brustflossen 15, die Schwanzflosse 19 Strahlen. Der freie Rand der großen Schuppen ist kreisförmig und fein gekerbt; sie stehen zu 38 in Längs-, zu 13 in senkrechten Reihen, sind weich, auf dem freien Theile strahlend, auf dem verdickten concentrisch gestreift. Die Leber ist sehr ungleich zweilappig, der linke größere wieder vielfach gelappt und die Gallenblase sehr klein. Der weisse Schlund mündet in einen großen segelförmigen Magenlad, von welchem der Darm mit einer Windung zum After läuft. Die Schwimmblase ist getheilt, hinten walzig, die rothen Nieren vorn breit, hinten schmal. Männchen und Weibchen lassen sich äußerlich nicht von einander unterscheiden. Da der Gründling auch in den Flüssen Italiens gemein ist, so konnte er den Alten nicht unbekannt bleiben.

2) *G. obtusirostris* Cuv., der stumpfschnäuzige Gründling wurde erst neuerdings von dem gemeinen unterschieden durch die kurze dicke Schnauze, den größeren Kopf, die kleineren Augen, 9 Strahlen in der Rücken- und 8 in der Afterflosse. Die Färbung ist nicht eigen-thümlich.

3) *G. uranoscopus*. Auch diese Art ist erst durch Agassiz von der gemeinen unterschieden worden und scheint wie die vorige nur hier und da vorkommen. Sie ist sehr schlant, hat längere Bärteln und schwache, hoch an der Stirn gelegene Augen. Ihre Rückenflosse spannen 9, die Afterflosse nur 7 Strahlen. Rumpf und Flossen sind völlig ungeteilt oder längs des Rückens und der Seitenlinie tritt eine Reihe großer brauner Flecken hervor, die

Schwanzflosse ist dunkel gefärbt und die Rückenflosse zur Hälfte schwarz punkirt. Scheint nur im mittleren Europa vorzukommen.

4) *G. damascinus* Cuv. im Damas, stumpfschnäuzig, mit seinem Bärtel, sehr kleinen Schuppen, 14 Strahlen in der Rückenflosse, 7 in der Afterflosse, 19 in der Schwanzflosse, 20 in den Brust- und 9 in den Bauchflossen, oben bräunlich-grün, unten weiß, über 3 Zoll lang.

5) *G. cataraetes* Cuv. im Niagara, wird 5 Zoll lang, ist schlant und walzig, großäugig, mit dicken Lippen und kleinem Bärtel in jedem Mundwinkel, oben dunkel bleigrau, unten silberweiß und mit 9 Strahlen in der Rückenflosse.

6) *G. bendis* Cuv. In Indien hat 11 Strahlen in der After- und nur 13 in den Brustflossen, schwarz gerandete Rückenschuppen und eine schwarz gerandete, gelbe Schwanzflosse. Den kurzen Bärtel im Mundwinkel übersteigt man leicht.

7) *G. curcuma* Cuv. ist eine noch sehr zweifelhafte Art Indiens, oben dunkelgrün, unten weiß, mit ziemlich großen Schuppen, kleinen Bärteln, 11 Strahlen in der Rücken-, 8 in der After- und 16 in den Brustflossen.

8) *G. angra* Cuv. in Brahmputra, oben bläulich-schwarz, unten rötlich weiß, mit 10 Strahlen in der Rücken-, 8 in der After- und nur 10 in den Brustflossen.

9) *G. analis* Ag. Fossil in den Süßwassermergeln bei Denningen und nur nach der allgemeinen Ähnlichkeit auf Gründling gebrüht, da die Bärteln und Schwanzfischstrahlen nicht bekannt sind. (Giebel.)

GOBIODON nennt Bleeker in Natuurk. Tijdschr. van neederl. Indie XI, 407 eine Gattung in der Fischfamilie der Gobioiden (s. d. Art.) und charakterisirt dieselbe durch zwei an der Basis verbundene Rückenflossen, durch in eine Scheibe verbundene Bauchflossen, mehrreihige, gerade Kiefergähne, zwei große Kiefergähne vorn in der unteren inneren Reihe, fentrechtete Kiemenöffnung und vier Kiemenhaustriablen. Die Arten fanden bisher in der Gattung Gobius und waren hier schon von Valenciennes wegen des großen Kopfes, der kleinen Augen, des stumpfen Profils und des schuppenlosen Rückens in eine besondere Gruppe vereinigt. Es sind: Gobius Histrio K. v. II, G. quinquestrigratus CV. und G. coryphaenula CV., zu welchen Bleeker noch hinzufügt: G. erythrophaios und G. heterospiros von Buru (s. d. Art. Gobius).

GOBIOIDEI ist eine zuerst von Cuvier auf Rünch's Gattung Gobius (s. d. Art.) begründete Familie flachschaliger Knochenfische. In seinem Règne animal 1829. II, 236 führt sie Cuvier als die zwölfte zwischen den Mugiloiden und Pichaloiden auf und charakterisirt sie durch die dünnen, vielzähligen Dornenstrahlen ihrer Rückenflosse und die Uebereinstimmung der Baucheingeweide insbesondere durch den immer gleichen weiten Darmkanal ohne Vorformenanhänge und durch den Mangel der Schwimmblase. Als Gattungen wurden hier genannt: Blennius, Myxodes, Salarias, Clinus, Cirriabarbatus, Gobius, Opisthognathus, Centrotonus, Zoarcus,

Anarrhichas, Taenioides, Periophthalmus, Electris, Callionymus, Trichonotus, Comephorus, Platypterus und Chirus. In der großen Histoire naturelle des poissons 1836. XI, 187 wird die Familie in diesem Sinne aufrecht erhalten und näher beleuchtet. Besonders hervorgehoben ist hier die Einfachheit des Darmkanals, der sich nur wenig im Magen erweitert. Ihre Mitglieder sind kleine Fische sehr lebhaften Naturells, allernächst an seßigen Küsten lebend und unter Steinen sich verbergend. Einige gebären absonderlicher Weise lebendige Junge und das nöthige zu einer sehr aufmerksamen Untersuchung ihrer Geschlechtsorgane, allein deren Vap erklärt die nothwendig stattfindende Copulation nicht.

Die Familie der Gobioiden ist im Cuvier'schen Sinne allgemein anerkannt und erst Jos. Müller's umfassende Untersuchungen in der Abhandlung über den Bau und die Grenzen der Ganoiden (Berlin 1846) stellten derselben andere Grenzen. Der Charakter der biegsamen Rückenflossenstrahlen erwies sich als nicht stichhaltig, ebenso wenig der mangelnden Afteranhänge und der Schwimmblase. Dagegen stimmen die von Cuvier zu den Weißflossern verwiesenen Discoboli in ihrer gesammten Organisation mit Gobius überein und nicht minder die dorthin verwiesenen Echeneiden; andererseits müssen die Plennioideen mit rundlichem Körper und schleimiger Hautoberfläche und mit völlig getrennten, verklärten oder fehlenden Bauchflossen als besondere Familie ausgetrennt werden. So umfaßt nun nach Jos. Müller die Familie folgende vier Gruppen: 1) Eigentliche Gobien mit zu einer Scheibe verwachsenen Bauchflossen, deren Strahlen mit Ausnahme des ersten zerschliffen und mit vier ganzen Kiemen: Gobius Schn., Gobioides Lac., Periophthalmus Schn., Apocryptes Val., Trypauchen Val., Amblyopus Val., Roleophthalmus Val., Sicidium Val. — 2) Gobioiden mit getrennten Bauchflossen, im Uebrigen den vorigen gleich: Electris, Philypnus, Trichonotus, Callionymus, Hemerocoetes, Platypterus, Opistognathus. — 3) Discobolen mit in einer Scheibe verwachsenen Bauchflossen, deren Strahlen einfach und nicht zerschliffen sind, und mit 3/4 oder 3 Kiemen: Cyclopterus, Liparus, Gobiopsis, Sicyopterus, Cetylus, Lepidogaster. — 4) Echeneiden mit nur am Grunde verwachsenen Bauchflossen, vier Kiemen und einer Haftscheibe auf dem Kopfe: Echeneis. — Eigenthümliche vorwelsche Typen hat diese Familie nicht aufzuweisen.

GOBIUS. Schon Aristoteles beschreibt unter dem Namen *xuplos*, den Plinius mit Gobio übereinst, einen kleinen, an seßigen Ufern des Mittelmeers lebenden Fisch und Rondest schloß bios aus der Gobioiden der Namen, daß der So der jetzigen Venetianer derselbe Fisch sei. Doch die Notizen, welche Aristoteles über den anatomischen Bau seines Fisches gibt, sprechen ganz entschieden gegen die Identität mit dem So und die Stellen bei Plinius und Martial lassen vermuthen, daß Plinius den zu Karpfenfamilie gehörigen Würmling (Cyprinus gobio Lin. und Gobio *luviatilis* auctor) mit dem griechischen *xuplos* verwechselt hat und dieser ist vielmehr

nach Nisendus identisch mit unserer Gattung, der Gattung Cottus. Eindeutiger unter Gobius die Meergrundeln und charakteristischer dieselben als eigenthümliche Gattung durch die vereinigten Bauchflossen. In der Gmelin'schen Ausgabe des Natursystems werden 26 Arten derselben unterschieden, allein die Zahl derselben vermehrte sich in diesem Jahrhundert sehr bedeutend, so daß Cuvier bei seinen gründlichen und umfassenden Untersuchungen sich genöthigt sah, die Meergrundeln als eine große Familie mit zahlreichen Gattungen zu charakterisiren, die wir so eben in dem Artikel Gobioiden beleuchtet haben. Er beschränkte nun die Gattung Gobius oder die typischen Meergrundeln auf jene Art mit zwei Rückenflossen, mit in eine Scheibe verwachsenen Bauchflossen hinter den Brustflossen, fünf Kiemenhauffstrahlen und Sammet- oder Geschälthäuten. Auch in dieser engeren Begrenzung zählt die Gattung gegenwärtig noch eine ungeheure Menge von Arten in allen Meeren, die einer gründlichen systematischen Bearbeitung noch entgegenstehen. Man hat zwar bereits versucht, den einen und andern kleinen Formenkreis wieder als besondere Gattung abzuscheiden, jedoch ohne eine gründliche Revision und tief eingehende Vergleichung aller Arten bleibt der Werth dieser neuen Gattungen sehr fraglich. Und fehlt leider alles Material an natürlichen Exemplaren, um zur Lösung dieser Aufgabe irgend Etwas beitragen zu können und so beschränken wir uns denn auch hier darauf, die Mannichfaltigkeit der Arten im Allgemeinen anzudeuten und die wichtigsten derselben nach der Histoire naturelle des poissons Vol. XII. 1837 von Cuvier und Valenciennes zu charakterisiren.

I. Meergrundeln der europäischen Meere.

1) Gobius niger Lin. Die gemeine Meergrundel, Rodfisch der Engländer, Smörbuting und Kulring der Dänen, der Küdling an den teutschen Küsten, Smörbull der schwedischen und Kat der norwegischen Fischer, ist ein 4 Zoll langer Fisch, olivenbraun, mit großen dunklen Wellenflecken und schwarz gebänderten Flossen, bisweilen mit Reihen heller Flecken längs der Seiten. Die Schuppen, nur an der Schnauze und auf den Wangen fehlend, sind klein und rund, am freien Rande sehr gezähnt, auf dem bedeckten Theile gestreift, auf der Seitenlinie sammt besonders ausgezeichnet. Die erste Rückenflosse erhebt sich über den Brustflossen und zählt 6 dünne biegsame Strahlen, die zweite beginnt mit einem einfachen dünnen Strahle und hat 14 zerschliffene Strahlen; die ihr entsprechende Afterflosse wird von einem einfachen und 12 zerschliffenen Strahlen gespannt, die abgerundete Schwanzflosse von 13 und einigen kleineren, die ovale Bauchflossenscheibe aus 6 jederseits, die Brustflossen aus 6 bis 7 kurzen, freien, verborketen und 16 zerschliffenen Strahlen. Der deprimirte Kopf mißt den vierten Theil der Gesamtlänge, hat gewölbte Wangen, eine stumpf gerundete Schnauze und ovale Augen. Der schiefte Mund klappt bis unter die Mitte der Augen und besitzt in jedem Kiefer einen breiten Streifen Sammetzähne, deren äußere Reihe aus größeren hakigen besteht. Weber am Baumen

noch auf der freien breiten Zunge stehen Zähne. Der Vorderbedel ist halbkreisförmig, ohne Zähnelung und Dornen, der Riemendeckel klein, dünn und stumpf. Fünf Kiemenbautstrahlen. Wenn man die Bauchhöhle öffnet, fällt sogleich die große dreiseitige Leber mit sehr kleiner Gallenblase in die Augen. Der Magen bildet einen kurzen, wolgigen, dickwandigen Sack. Der Darm verläuft mit wenigen Schlingen zum After. Die Schwimmblase und Pfortneranbänge fehlen fast allen Meergrundeln. Der Schädel trägt keine hervorragenden Keisten und Kämme und die Wirbelsäule besteht aus 12 Kumpfen und 16 Schwanzwirbeln. Das Vaterland erstreckt sich von den spanischen bis zu den norwegischen Küsten.

2) *G. bicolor Gmel.* ist eine der gemeinen überaus ähnliche Art an der französischen Küste, von schlankem Habitus, mit 16 Strahlen in der zweiten Rückenflosse, eisförmig braun, nur an der ersten Rückenflosse mit breitem weißem Rande und solcher Einfassung an der zweiten.

3) *G. pagannellus Lin.* vertritt die gemeine im Mittelmeere und wird 5 Zoll lang, ist wider im Körper, mit längeren freien Strahlen in den Brustflossen, braun mit dunkeln Wolfenflecken und breit orangeflem Vorderende der ersten Rückenflosse, nur 14 Strahlen in der zweiten Rückenflosse und oft rothen Brustflossenstrahlen.

4) *G. capito Cuv.* erreicht die für Grundeln riesenhafte Länge von 10 Zoll und mehr, steht aber im Uebrigen der gemeinen Art noch sehr nahe, trägt sich olivenfarbten mit schwärzlicher Marmorirung und schwarzen Punkten, am Kopfe braun, an der Unterseite weißlich. Die Bauchflossenleiste theilt sich dreilappig. Die Leber liegt rechtsseitig mit einem kleinen Lappen nach links und mit kugelförmiger Gallenblase. Der sehr weite Schlund geht in einen engen cylindrischen Magen über. Auch die Harnblase ist röhrig.

5) *G. guttatus Cuv.* ebenfalls mittelmeerrisch und oft mit voriger verwechselt, mit Gledensreihen an den Rückenflossen und weissen runden Tropfen auf den Wangen und der Schulter. Die eisförmige Leber verbergt sich unter dem Schilde, welcher mit dem Magen einen einzigen Sack bildet. Der Darm legt sich in zwei Schlingen. Eine ganz kleine silberbäumige Schwimmblase ist vorhanden.

6) *G. limbatatus Cuv.* im Busen von Nizza, 7 Zoll Länge erreichend, mit schwärzlicher Marmorirung auf grauem Grunde und weiss punktirten Brustflossen.

7) *G. lota Cuv.* bewohnt die süßen Gewässer bei Bologna und auf Sicilien und marmorirt seinen gelblichen Leib dunkelbraun, zeichnet die erste Rückenflosse mit drei schwarzen Binden, die zweite und die Schwanzflosse mit vielen schwarzen Flecken, die Brustflossen mit braunen Linien.

8) *G. cruentatus Gmel.* weit verbreitet im Mittelmeere und leicht kenntlich an den schon rothen Flecken auf den Kiemen, Wangen und Flossen, am Leibe rötlichbraun mit dunkler Marmorirung. Erreicht über 6 Zoll Länge.

9) *G. auratus Risso* von 3 Zoll Körperlänge, lebt in seichten Tiefen bei Nizza zahlreich und wird als sehr wohlschmeckend geschätzt. Sie trägt sich ochergelb mit goldigem Schimmer und einigen dunkeln Wolfenflecken. Von der gemeinen Art unterscheidet sie sich überdies durch größere Augen, 7 Linien auf den Wangen und nur zwei oder drei freie Brustflossenstrahlen.

10) *G. geniporus Cuv.* von 6 Zoll Länge bei Neapel, zeichnet sich durch harte Schuppen aus, ist braun mit schwarzer Marmorirung längs der Seiten und mit weißspitzigen Flossenstrahlen. Unter den Augen ziehen sechs sehr markirte Vorenreihen hin und am Rande des Vorderbedels fünf große Poren. Der Unterkiefer steht etwas vor.

11) *G. Lesoucri Risso* von 2 Zoll Länge, ist fleischfarbten oder rosenroth mit drei gelben schiefen Linien auf den Wangen, queren gelben Linien auf den senkrechten Flossen. Der schlaffe Leib trägt die größten Schuppen unter allen Arten.

12) *G. joso Lin.* kennzeichnet sich vortreflich durch die sehr beträchtliche Höhe ihrer Rückenflosse. Sie misst 5 Zoll Länge und lebt sowohl im Mittelmeere wie an den atlantischen Küsten. Der dritte bis fünfte Strahl der ersten Rückenflosse zieht sich dünnförmig bis zu ein Drittel der Körperlänge aus, die zweite Rückenflosse hat nur 13, die Afterflosse 12, die Schwanz- und Brustflossen je 15 Strahlen. Die Färbung ist bläulichbraun, an den Flossen dunkler und gestreift. Exemplare mit etwas niedrigerer Rückenflosse, welche Risso unter dem Namen *G. longiradiatus* beschreibt, ist Cuvier geneigt für die Weibchen zu halten.

13) *G. minutus Penn.* ist gemein an den atlantischen Küsten, aber, wie es scheint, nicht im Mittelmeere zu finden. Bei 3 Zoll größter Körperlänge trägt sie sich graulich oder hellfahl, am Rücken mit feiner schwarzer Punktirung. Die erste Rückenflosse zählt 6, die zweite 11, die Afterflosse ebenfalls 11, die Schwanzflosse 13, die Brustflossen 19 und die Bauchflossen je immer 6 Strahlen. Der Kopf ist verhältnismäßig schmal und der Unterkiefer ragt etwas über den obern hervor. Trotz der geringen Größe ist diese Grundeln den Fischern wohl bekannt, an den Küsten der Normandie heißt sie Subotte, an der Seinemündung Burquette. Sie laicht im April und Mai auffallend große, schon gelbe Eier und nährt sich hauptsächlich von kleinen Krustern.

14) *G. quadrimaculatus Cuv.* unterscheidet sich von voriger Art nur durch den längern Kopf, die größeren Augen und vier runde schwarze Flecken längs jeder Seite. Im Busen von Nizza.

15) *G. Rathensparri Euphr.* von nur 2 Zoll Länge an den englischen Küsten, hat die spezifischen Eigenthümlichkeiten in den 7 und 11 Strahlen der Rückenflossen, dem kurzen, breiten Kopfe und der bläsröthlichen, am Kopfe grauen Färbung mit braunen Wackellinien auf den Schuppen des Rückens, kleinen weissen Flecken längs der Seitenlinie, einem schwarzen Fleck hinter den Brustflossen und an der Basis der Schwanzflosse.

16) *G. reticulatus* Cuv. vom Sicilien, steht der vorigen Art sehr nahe, misst nur 2½ Zoll Länge, unterscheidet sich besonders durch den merklich größern Kopf, vorn bidern Leib, nur 6 und 10 Strahlen in den Rückenflossen.

17) *G. Colonianus* Risso. im Mittelmeere, verhält sich durch die beträchtliche Reihe der Rückenflosse und einen schwarzen, weiß umrandeten Fleck auf derselben, ist fahl und ungemischt fein schwarz punktiert.

18) *G. fluviatilis* Bon. bewohnt die Binnengewässer Italiens und ist bei 3 Zoll größter Körperlänge bläß grünlichgelb, in Spiritu conservatum grau, sehr selten mit 8 bis 10 hellen senkrechten Streifen und schwarzer Binde auf der ersten Rückenflosse. Uebrigens hat sie eine stumpfe Schnauze, relativ kleine Augen, Bauchflossen von nur halber Länge der Brustflossen und in der Afterflosse gar nur 8 Strahlen. Nicht selten bemerkt man am Leibe und auf den Flossen kleine schwarze Punkte, die eine trauhafteste Erscheinung sind.

II. Außereuropäische Meergrundeln.

Die zahlreichen Arten in den außereuropäischen Meeren einzeln zu charakterisiren ist bei der noch ungenügenden Kenntniß vieler derselben eine sehr undankbare Arbeit. Curvier und Valenciennes führen in ihrem classischen Werke schon eine sehr große Anzahl auf und seitdem sind an den verschiedensten Orten viel neue noch beschrieben worden. Nur auf die wichtigsten derselben wollen wir besonders aufmerksam machen.

In den engen Formenkreis der gemeinen europäischen Art also mit stumpfem rundem Kopfe, aufgetriebenen Wangen und fadenförmigen obern Strahlen in den Brustflossen *G. maderensis* Cuv. Bei Madeira von 6 Zoll Länge, mit 6 und 14 Strahlen in den Rückenflossen und 13 in der Afterflosse, chocolatenbraun, mit 12 senkrechten schwarzen Streifen und mit schwarzen Flossen. Der 4 Zoll lange Mapo der spanischen Colonisten auf den Antillen, *G. soporator*, ist dunkel aubraun, unten graulich mit schwarzen Wollenflecken an den Rückenflossen und weißer Binde der Afterflosse, die 9 Strahlen zählt. In den Brustflossen 15 und 5 fadenförmige Strahlen. Der im indischen Ocean heimathende *G. albonotatus* von 3 Zoll Länge trägt sich graubraun, dunkel gewellt, unten weißlichgrau, überall weiß punktiert. Der ebenfalls indische, aber auch im rothen Meere heimische *G. nebulopunctatus* unterscheidet sich davon nur durch die schwarzen Flossen und die breite weiße Binde an der ersten Rückenflosse. Der schlank gebaute *G. elegans* am Java ist olivengrau, auf dem Rücken braun punktiert, längs der Seiten mit kleinen Linien. *G. cyclopterus* am Neu-Island, grau und braun marmorirt, fällt durch die große Breite seines Kopfes auf. — Andere Arten haben zwar denselben Habitus wie die gemeine europäische, aber keine fadenförmigen Strahlen in den Brustflossen. Dahin gehören z. B. der 6 Zoll lange indische *G. buccatus* mit so breitem wie langem Kopfe, fast verticaler Mundspalte und eiförmig dunkelbraun; die 3 Zoll lange *G. flavus* bei

Surinam von hellgelber Färbung und mit horizontaler Mundspalte, der olivengraue, braunlinirte *G. balurus* mit großen Schuppen und braunem Fleck am Grunde der Schwanzflosse; der indische *G. viridipunctatus* mit prachtvoll metallisch glänzenden grünen Punkten auf fahlem Grunde und kleinen feistlichen Gangzähnen; *G. Ehrenbergi* im rothen Meere, schwärzlich mit blauen Punkten auf den sehr großen Schuppen und mit ängstlich feinen Zähnen; *G. nudiceps* am Cap, olivenschwärzlich mit bläulich-schwarzem Streife über den Brustflossen und schuppenlosem Kopfe und Nacken; ferner *G. oplopomus* im rothen Meere und *G. semidolatus* von nur einem Zolle Länge und aubraun mit hellen Binden dazwischen.

Im indischen Ocean heimathen einige Arten vom Typus des europäischen *G. minutus*, die aber sämtlich größer sind. Der 8 Zoll lange *G. kokius* ist fahlbraun, am Kopfe fein braun punktiert, auf dem Rücken mit fünf großen brannen Wollenflecken und ebenförmig längs der Leibeseiten, mit großen fünfseitigen Schuppen, breitem viertem und fadenförmigem fünftem Kiemenstrahle. *G. giurris* bei Calcutta hat härtere Zähne und größere Augen. *G. biocellatus* ist graubraun, dunkel längsfleckig und mit sechs braunen Seitenflecken. Ferner gehören hierher *G. celebins* in den süßen Gewässern auf Celebes, *G. Russelli* an der Küste von Pondichery, *G. catobus* an der birmanischen Küste, *G. kora*, der einen Fuß Länge erreicht, und *G. klossus* mit sehr langem Fadenstrahle in der ersten Rückenflosse. — Andere Arten im indischen Ocean sondern sich als eigene Gruppe aus durch den völligen Mangel größerer Zähne und durch Verlängerung einzelner Flosenthelle. Der 4 Zoll lange *G. acutipennis* bei Malabar zieht die erste Rückenflosse und die Schwanzflosse in lange Spizen aus, trägt große Schuppen und weist seine fahle Grundfarbe schwärzlich. *G. setosus* unterscheidet sich durch lischgraue Färbung ohne dunkle Flecken. *G. criniger* an der Küste von Neu-Guinea, rundet seine Schwanz- und Brustflossen ab, zieht aber den zweiten Strahl der Rückenflosse in einen sehr langen dünnen Faden aus, ist bläß graubraun und braunfleckig. — Noch andere zeichnen sich durch starke Gangzähne aus. So der an Pondichery gemeine und wegen seiner großen Gangzähne irrtümlich für giftig gehaltene *G. venosus* von 5 Zoll Länge, mit sehr starken Unterschieden, fast mit brauner Seitenbinde. Ganz ähnlich ist *G. caninus* an der Küste Java's mit fünf großen braunen Flecken auf dem Rücken und ebenso vielen auf den Leibeseiten. *G. quadruporus* mit kleineren Zähnen und blaffen Linien; *G. unicolor* in den Flüssen Java's von 3 Zoll Länge, mit großen Gangzähnen im Unter- und Oberkiefer und weißer erster Rückenflosse. *G. bitolatus* mit sehr starkem steifem erstem Strahle in jeder Rückenflosse, im rothen Meere. *G. brevifilis* an Pondichery mit fadenförmig verlängertem zweitem und drittem Strahle der Rückenflosse und mit seinen Gangzähnen. *G. papilio* an Isle de France mit 15 Strahlen in der zweiten Rückenflosse, dunkelbraun mit schwarzen Linien. Ferner gehören noch in diesen engen Formenkreis *G. phalaena* bei Vancolo, *G. sphynx* bei

Reu-Guinea, *G. sinensis*, *G. quinqueocellatus* und *G. viridipallidus*.

Einige Arten fallen durch ihren verlängerten Kopf oder die weit nach hinten gerichteten Augen auf. So *G. ocellaris* in den süßen Gewässern auf Isle de France mit kegelförmigem Kopfe, etwas vorsehendem Oberkiefer, seinen Sammetzähnen und rufbraun, schwärzlich punktiert und gestreift, *G. nigripunctus* auf Isle de Bourbon mit ganz schwarzem Kopfe und solchen Flossen. *G. banana* bei St. Domingo, hellbraun mit dunkeln Flecken, weißer Afters- und solchen Bauchflossen, mit sehr langer Schnauze und nur kleinen Zähnen, wovon sich *G. martinicus* um Martinique durch kleinere Augen unterscheidet. — Noch andere Arten im indischen Oceane sondern sich durch ihren kurzen Körper und die sehr kleinen, kaum bemerkbaren Schuppen ab, so *G. filifer* mit Fadenstrahlen in der ersten Rückenflosse, *G. papuensis* mit sehr langer und spitziger Schwanzflosse und starken Zähnen im Oberkiefer, graubraun, dunkel gewölbt, *G. niveatus* aus Java, ungemein fischlich und schlant, dunkelgrau und nicht weiß punktiert, *G. bimaculatus* im rothen Meere, bläulichgrün, mit rothen und blauen Punkten und zwei blauen, langen Flecken über den Brustflossen, *G. Mertensi* grün und schwarz punktiert, *G. cryptocentrus* schwärzlichbraun mit hellen Binden und weißen Punkten, der prachtvolle *G. pavoninus* im rothen Meere grün, punktiert und Augenflecken, *G. ventralis* oben graubraun, unten weiß und mit zwei Reihen blauer Flecken längs der Seiten. — Die lang cylindrischen Arten mit spitzig ausgezogenem Schwanz sind: *G. lanceolatus* aus den Antillen, 20 Zoll lang und als Delicatsesse geschätzt, hell grünlichbraun, mit 5 und 14 Strahlen in den Rückenflossen, 15 in der Afters- und der Schwanzflosse; *G. bacalaeus* an der brasilianischen Küste, *G. smaragdus* an Cuba, intensiv grünlichbraun mit gelben Flecken, *G. brasiliensis*. — Endlich führen Guvier und Valenciennes noch als besonders eigenthümliche Arten auf: *G. mystacinus* von Java, mit sehr verlängerten Kiefern und sechs braunen Binden auf seinem Grunde; *G. macrocephalus* im indischen Meere, mit sehr großem, fast freistehendem und comprimiertem Kopfe, nur drei Strahlen in der ersten Rückenflosse, oben aschgrau, unten weiß; *G. tentacularis* aus Java, mit häutigen Fortsätzen über den Augen; *G. cristagallus* an den Moluden, von Karpfenabitus mit Hautfamm von der Stirn bis zum Scheitel und großen braunen Schuppen, nur 2½ Zoll lang; *G. coryphaenula* an den Marianen, welchen Bleeker neuerdings als *Gobiodon* (f. d. Art.) mit einigen anderen Arten gemeinsch. abgetheilt hat, ist stark comprimiert, mit punktförmigen Schuppen besetzt; *G. histrio* mit Warten auf der Stirn und einigen starken Gangzähnen vorn im Unterkiefer; *G. quinquestrigatus* röthlichbraun mit fünf weißen senkrechten Streifen; *G. echinocephalus* im rothen Meere, sehr did mit fast kugelförmigem Kopfe und dunkelbraun; *G. amnicensis* an den Freundschaftsinseln, *G. Commersoni* an Isle de France, *G. coerules* an Isle de Bourbon, *G. gutam* an der indischen Küste, *G. chinensis* an der chinesischen Küste.

Die Arten im Schwarzen Meere hat Nordmann in Demidoff's Reisewerke beschrieben unter den Namen: *G. lugens*, *ratam*, *syman*, *constructor*, *lacteus*, *Stevoni*, *macropterus* und *leopardinus*. Eine neue Art an den indischen Küsten, *G. fuliginosus* charakterisirt M'Goy in Ann. of nat. hist. 1840. VI, 403. Die schwedischen Arten untersucht Hr. Kiesel in Wiegmann's Archiv 1840. VI, 233. Ueber *G. lineatus* an den Galapagosinseln und *G. ophicephalus* an Chile vertheilt sich Temm in der Voyage of Beagle; über die chinesischen *G. luscipunctatus*, *ommatatus*, *Pigmothonus* Richardson in der Voyage of sulphur und über die ebenfalls chinesischen *G. platycephalus*, *riplepis*, *margaritatus* in dem Report of the XV Meet. brit. assoc. (Cambridge 1845), die australischen und neuseeländischen *G. hynocensis*, *G. lentiginosus* und *interstinctus* in der Voyage of Erebus, die japanischen Arten *G. flavimanus*, *brunneus*, *olivaceus*, *virgo*, *hastatus* schildert Temmin und Schlegel in der Fauna japonica, den *G. Bishopi* von den Barbados Trödel in Schomburgk's Reisewerke. Als neue Amerikaner beschreibt Girard in the Proceed. nat. hist. Philadelphia VII, 134. VIII, 136 *G. gracilis* und *G. Newberti* von San Francisco. Sehr wichtig sind Bleeker's Untersuchungen der indischen Arten in der Zeitschrift über niederländisch Indien und den Abhandlungen der holländischen Akademie, wo als neu charakterisirt werden: *G. sumatranus*, Voigti, *ophthalmotaenia*, *cocosensis*, *decussatus*, *xanthotaenia*, *oxypterus*, *hemigymnopomus*, *javaicus*. Die Arten von Mesambria wird Peters in seinem Reisewerke ausführlich beschreiben.

(Griebel.)

GOBIUS (Johannes), ein Dominikanermönch des 13. Jahrh., um das Jahr 1270 zu Alais in Niederlanguebec (im jetzigen Departement des Gard) geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Dominikanerorden und schwang sich alsbald zum Prior des Klosters zu Nîmogen empor. In den Streitigkeiten des Königs Philipp des Schönen mit dem Papste Bonifacius VIII. über die Bekräftigung der Geistlichkeit und der geistlichen Güter stand er auf der Seite des Königs und wurde deshalb im J. 1302, als der Prior des Klosters zu Montpeller, welcher sich für den Papst erklärt hatte, vertrieben worden war, an dessen Stelle gesetzt. Er unterrichtete auch die Berufung des Königs und der Stände an ein allgemeines Concilium gegen den Papst und wurde im J. 1312 zum Provincial seines Ordens in der Provence befördert, in welcher Stellung er im J. 1314 starb. — Johannes Gobius, ein jüngerer Bruder des vorhergehenden, gewöhnlich Joannes junior genannt, zu Alais am Anfang des 14. Jahrh. geboren, trat ebenfalls in den Dominikanerorden und lebte in dem Kloster seines Ordens zu Nîmogen, wo er um das Jahr 1350 ein moralisch-historisches Werk schrieb, welchem er den Titel *Himmelsleiter* (*Scala coeli*) beilegte. Welchen großen Erfolg es bei seinen Zeitgenossen fand, beweisen die zahlreichen Handschriften, welche sich noch in den Bibliotheken vorfinden; auch wurde es öfter

(Lubecae 1416. fol. Ulmae 1480. fol. Argentorati 1488. fol. Lovanii 1485. fol. Hiispiali 1496. 4.) gedruckt. Der Inhalt ist größtentheils dem Geschichtsbüchlein des Vincentius von Beauvais entlehnt und auf die Moral angewendet, aber in einer Weise, welche nur der Unwissenheit und dem Aberglauben jener Zeit zusagen konnte *).

GOBLER') (Justin), ein angelegener deutscher Rechtsgelehrter und Geschichtsschreiber des 16. Jahrh., im J. 1504 *) zu St. Goar'), einem der früheren niederen Großstätt Kapellenbezogen und dem jetzigen preussischen Regierungsbezirk Coblenz angehörigen Städtchen am Rhein geboren, widmete sich der Jurisprudenz und wurde nach der Beendigung seiner Studien Avokat zu Lübeck im J. 1530 Rath des Herzogs Erich zu Braunschweig und zugleich Hofrichter zu Minden und im J. 1549 nausänftlicher Rath. Eine ihm angebotene Professur der Jurisprudenz an der Universität Marburg schlug er aus, nahm aber gern die Stelle eines Syndikus zu Frankfurt am Main an, wo er am 21. April 1576 starb *). Bei seinen Zeitgenossen galt er nicht nur als ein ausgezeichnete Jurist, sondern auch als ein in jeder Beziehung tüchtiger Mann, und daß er außer seinen Amtsgeschäften, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte, sich fleißig mit der Literatur beschäftigte, beweisen zur Genüge seine zahlreichen Schriften in den Fächern der Rechtswissenschaft und der Geschichte. Zu den kritischen gehören: „Spiegel der Rechten“ (Frankf. 1552. fol. Ebdst. 1578. fol.); „Gerichtlicher Prozeß“ (Frankf. 1578. fol.); Collectio consiliorum variorum (Francof. 1565. fol., auch in den Responsa Jurisconsultorum germanorum. Francof. 1568. fol.); De gravatura militum non toleranda (Francof. 1564. 4.) und Oratio de lande et utilitate philosophiae morali et quid ea conferat jurisprudentiae (Francof. 1535. 8.); ferner seine deutschen Uebersetzungen der Institutionen („Sapienten Keyser Justinianus inbaltend die Summ Geistlicher und Weltlicher Rechten.“ Dillenburg 1551. 8. Augsburg 1564. 4. Mainz 1622. 8.) der Novellen („Novellae, das ist, neue Sapienten Keyser Justinianus. Sampt derselben Summarischen Auszug Herrn Juliant.“ Frankfurt 1566. fol.) und der Uebersicht des bürgerlichen Geset-

^{*)} Bergl. J. Eckard et J. Quetif, Script. Ord. Praedicatorum. T. I. p. 633.

1) Er selbst nennt sich Gieseler und Giesler, bei manchen Väter-
nachforschern heißt er auch Giesel, jedoch mit Lindeht. 2) Wie
aus seiner Grabinschrift zu sehen ist, lebte er vom 67. Jahre seines
Lebens; vgl. auch Wagn. 2. H. S. 89. 3) Die Angabe, dass er
am 10. März 1780 in Bonn starb, ist unrichtig; s. die Biographie
des Verstorbenen in der Zeitschrift für die Kunde des germanischen Altertums
und der Geschichte der Literatur, Bd. I, S. 109. 4) Die hiesigen
Bibliotheken besitzen von seinen Schriften nur zwei Bände, nämlich
den ersten Band der Geschichte der Literatur, Bd. I, S. 109. 5) Die
hiesigen Bibliotheken besitzen von seinen Schriften nur zwei Bände,
nämlich den ersten Band der Geschichte der Literatur, Bd. I, S. 109.
6) Die hiesigen Bibliotheken besitzen von seinen Schriften nur zwei
Bände, nämlich den ersten Band der Geschichte der Literatur, Bd. I,
S. 109.

71. *ANNUAL*, 3. 1902, N. 2. *THE SECTION*, **LXXI.**

nennt die „*Chronica der Kriegshandel des allergroßmächtigsten, unüberwindlichsten, hochlöblichsten Rhömischen Teutschen Kaysers und Fürsten, weyland Herrn Maximilian, des Namens der Erst, gegen die Venediger und Franosen, zu rettung ihrer Keyserlichen Mairstat Oesterreichischen Erblanden in Kärnten, Steyer, Crain, Tirol und anderer, durch weyland den durchleuchtigen Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Fridrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vnd Herrn Casimir Marggrauen zu Brandenburg, als Hochgemelter Kaiserlicher Mairstat der zeit obersten Feldthauptmann und Comissari, im Jar fünffhundert und acht geführt und verhandelt*“ (Frankfurt 1506. fol.), eine Sammlung officieller Actenstücke zur Geschichte des von dem Kaiser Maximilian I. gegen die Franzosen und Venetianer geführten Krieges aus dem braunschweigischen Archiv; ferner eine Sammlung von Biographien und Charakterisierungen (Prosopographiae Libri IV. Moguntiae 1537. 8.), einer der ersten Versuche dieser Art, die Biographien der Gelehrten *M. Fabricius und Petrus Mosellanus* (in J. Jäschke's *Vitae virorum*, qui superioris nostrae seculo eruditione et doctrina illustres atque memorabiles fuerunt. Francof. 1536. 4.), die lateinische Uebersetzung der von Herrn. Bonn in niederländischer Sprache geschriebenen *Chronik von Lübeck* (Chronicon Lubecense. Basil. 1543. 8.) und eine Fortsetzung der Geschichte J. Sleidan's (*Sleidani Commentarii cum continuatione*. Francof. 1568. fol.). Gobler versuchte sich auch als Dichter, seine Gedichte (*Carminum libri IV*) blieben aber ungedruckt; auch andere von ihm ausgearbeitete Werke liegen noch handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken, das bedeutendste derselben ist wol die von seiner eigenen Hand geschriebene *Historia de quadam filia regis Franciae*, quam ipse pater uxorem habere optabat, ab eo flagitio divinitus servata, e germanicis rhythmis Buheleri in latinam linguam conversa, ad Philippum Caroli quinti filium, eine lateinische Bearbeitung des von Hans von Büchel um das Jahr 1412 verfassten Gedichtes: „Von eines Königs Tochter von Frankreich, ein hübsches Leben, wie der König sie selbst zu d' Erwelt hon, des sie doch got vor im behüt und darum sie vil trübsal und not erlitt, zuletzt ein Königin in Engellant wart.“ (Straßb. 1500. fol. Ebent. 1508. fol.) (*Ph. II. Kält.*)

GOBRYAS, die griechische Form des persischen Eigennamens Gaudruva, der „einen mit Stierdranken Begabten“ bezeichnet; durch den Einfluß des Herodotischen Geschichtswerkes hat sich die ionische Form *Γοβρυας* auch bei attischen Schriftstellern behauptet. Es sind uns fünf Personen dieses Namens bekannt.

1) Sohn des Mardonius, einer der sieben Perser, die den falschen Emendios führten. Als die Verschworenen die beiden Magier in ihrer Burg überfielen, schloß sich der Eine von beiden in ein dunkles Neben-

zimmer; Gobryas stürzte ihm nach, faßte ihn mitten um den Leib und rief dem Andern zu, nur zuzusehen auf die Gefahr hin, ihn mit dem Nagel zu tödten: da durchbohrte Darioos den Magier, Gobryas blieb unverfehrt. Diese Probe von Entschlossenheit berichtete übereinstimmend *Her. III, 78*, *Justin. I, 9, 22* (aus Dinon) und *Plut. De adul. 4. p. 61*. Die Art indeß, wie Herodot den Gobryas in die Verschwörung gezogen werden läßt, ist schwerlich richtig; er behauptet nämlich, Darioos habe den Gobryas und den Mespithines zu Mitwissern gemacht und jeder von den Dreien habe sich dann noch einen Gehilfen gewählt, erst ganz zuletzt sei Darioos als siebenter hinzugekommen). Es leuchtet ein, daß dieser als der nächste zum Throne Berechtigte, der noch dazu in das Geheimniß mit dem Emendios besser eingeweiht war als alle übrigen Verschworenen, nicht eine bloße Nebenrolle gespielt haben kann; da nun Gobryas eine Schwester des Darioos zur Frau hatte⁴⁾ und eine seiner Töchter dem Darioos vermählt war⁵⁾, so wird man unbedenklich annehmen dürfen, daß Gobryas durch den Einfluß des Darioos unter die Verschworenen getreten war. Der Rang der sieben Perser war erblich; Krietas, der eine Niste derselben aus der Zeit des Ferres vor sich hatte, nennt statt des Gobryas seinen Sohn Marbonios⁶⁾ und nennt letzteren in Folge dieser Verwechselung bei der Thronbesteigung des Ferres „den Alten“. Gobryas befehligte unter Darioos das Amt des königlichen Bogenträgers und findet sich als solcher unmittelbar hinter dem Könige auf dem Denkmale von Bisutan abgebildet⁷⁾. Als die Eufriaten um das Jahr 515 zum dritten Male unter Führung eines gewissen ... imaima gegen Darioos aufstanden, ward Gobryas gegen die Rebellen geschickt, schlug sie und besam den ... imaima in seine Gewalt, der darauf in einer Gegend Eufriata's hingerichtet wurde⁸⁾. Auf dem Feldzuge gegen die Skythen (513) begleitete Gobryas den König. Er soll es gemein sein, der die symbolischen Geschenke, welche die Skythen dem Darioos schickten, Vogel, Maus, Frosch und Pfeil, richtig deutete: „die Perser würden, wenn sie nicht wie Vögel fliegen, wie Mäuse sich verziehen, wie Frösche untertauchen könnten, von den Skythen mit ihren Pfeilen erlegt werden;“ so Herodot (IV, 132), dagegen nennt Ptolemaios (fr. 133 bei Müller I, 98) statt des Gobryas einen sonst unbekannten Xiphodros. Wichtig ist, daß Gobryas durch seinen Rath, unter Verheißung der Maronen im Heere und der Samathier einen schleunigen Rückzug anzutreten, die Perser noch bei Zeiten rettete⁹⁾. Später, zur Zeit des ionischen Aufstandes und des Zuges gegen Athen, wird er nicht mehr erwähnt, war also vermuthlich bereits verstorben; da er schon um das Jahr 524 Großvater war, so wird er kaum später als etwa 560

1) Eryth im Journ. Asiatique IVIhm. Sér. XVIII, 358.
2) Plot. Axiolch. 12. p. 571 A. Pharetra. De adul. 4. p. 61 (ed. Diels). 3) Inschrift von Bisutan Taf. IV. §. 18.

4) *Her. III, 70*. 5) *Her. VII, 5*. 6) Sie hatte dem Darioos, als er den Thron bestieg, drei Söhne geboren (*Her. VII, 2*). 7) *Pers. §. 14*. 8) *Pers. §. 20*. 9) Es geht dies aus einer jüdischen Beischrift hervor; vergl. Bunder, Geschichte des Alterthums II, 166. 10) Inschrift von Bisutan Taf. V. §. 1. 11) *Her. IV, 134*.

geboren sein. Er hinterließ zwei Söhne, Markonios (Mardunaya) und Ariomandes ²⁾.

2) Einer der vier Feldherren des Artabrets II. in der Schlacht bei Kunara ³⁾, wahrscheinlich ein Nachkomme des Vorigen.

3) Eine der in Xenophon's Anabasis auftretenden Personen. Dieser Gobryas wird als ein angesehener Affirier geschildert, dessen einziger Sohn von dem Sohne des affirischen Königs aus Reid ermordet worden war und der daher, als der Mörder nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, mit seiner Tochter und zahlreichem Gefolge zum Kinos flüchtete ⁴⁾ und die Perser in seiner Burg aufnahm ⁵⁾. Bei der Einnahme von Babylon tödteten er und der ebenfalls schwer verlegte Sabatas den affirischen König ⁶⁾. Seine Tochter ward dem Hytades vermählt ⁷⁾. Dies letztere ist eine incorrecte Reminiscenz an die Verlobungsgeschichte des ersten Gobryas mit Hytades, dem Vater des Darios; im Uebrigen ist der Gobryas der Anabasis eine reine Erfindung, wie schon daraus hervorgeht, daß Gaubruva gar kein affirischer Name ist. Anlaß gab vielleicht, daß zu Xenophon's Zeit die Nachkommen des Gobryas in Affirien ansässig waren.

4) Gobryas war nach dem Dialoge Krioschos (12. p. 371 A) ein Perser, der beim Zuge des Xerxes nach Europa nach Delos gefandt wurde, um die Insel zu schenken, in der die beiden Götter geboren waren. Hier läßt ihn Sokrates aus ehernen Tafeln, die Epös und Gesänge aus dem Hyperboreerlande gebracht, Enthüllungen über die Unterwelt und die Belohnung und Bestrafung nach dem Tode erfahren. Natürlich ist die Sendung des Gobryas nur die Einkleidung für einen philosophischen Mythos, scheint aber trotzdem eine geschichtliche Thatsache zu sein; wenigstens wissen wir aus Herodot (VI, 97), daß Datis vom Könige Darios den Befehl erhielt, das „Land, in welchem die beiden Götter geboren waren“, und seine Bewohner zu schonen, und diesen Befehl gewissenhaft auszuführen: offenbar dielten die Perser den Apollon für Mithra, die Artemis für Anahita.

5) Onkel des Vorigen, ein Magier, von dem Sokrates die hyperboreischen Nachrichten des Großvaters erfahren haben will. Aus einem Fragmente des Platonikers Hermokoros ⁸⁾ lernen wir diesen Gobryas als das Haupt einer Magierschule (Magupati, neupers. möbed) kennen, der nach Astrampschos, aber vor Ptolemaios lehrte. Nach Athen kam Gobryas vielleicht mit Jozepros, dem Sohne des Megabyos (vergl. Her. III, 100).

(Aber von Guttschmid.)

GOCH, Stadt in der preussischen Provinz Pommern, Gocher Berg, im Herzogthume Cleve, am Flusse Niers

12) Kollithensia fr. 1 bei Müller p. 11. 13) Xen. Anab. I, 7, 12. 14) Xen. Cyrop. IV, 6, 1. 15) Xen. V, 2, 2. 16) Xen. Cyrop. VII, 6, 90. 17) Xen. Cyrop. VIII, 4, 26. 18) Bri. Diog. Laert. Prooem. 2, 2. Man sieht die Angabe mit dem Citate aus Kallisthos zu verbinden und muß deshalb, da hier von der Gründung der Herrscher die Rede ist, einen längeren Zeitraum annehmen; allein man darf überlegen, daß die Worte „ἡ πόλις ἡ ἀρχὴ αὐτῶν ἔκτισεν“ aus dem 1. oder 2. Jahrhunderte v. Chr. stammen und nicht aus dem 4. oder 5. Jahrhunderte n. Chr. stammen können.

oder Niers, 1 1/2 Meile von Cleve, über 3000 Einwohner, mit Nadel-, Seiden-, Woll-, Leder- und Zuckersfabriken und Brauereibetrieben. (H. E. Hoesler.)

GOCH (Johann von). Die äusseren Lebensumstände dieses bedeutenden christlichen Theologen, dessen eigentlicher Familiennamen Bupper ist, bieten nach dem Urtheile R. Wilmanns ¹⁾, dem wir als dem bis jetzt ausführlichsten neueren Biographen in den wissenschaftlichen Studien folgen, mehr das Bild eines in ruhigem Flusse der stillen Beschaulichkeit verlaufenden Lebens als das Interesse einer wechselvoll dramatischen Haltung. Sein Geburtsort ist die kleine Cleve'sche Stadt Goch, welche in neuerer Zeit auch durch einen berühmten Arzt, Nadesmacher, den „Alten von Goch“ bekannt geworden ist. Nach der Seite der Zeit wurde unser Theolog meist Johann von Goch, auch Johann Goch, genannt; er selbst scheint sich selten den Namen Bupper, welcher ihm ursprünglich zukam, beigelegt zu haben. Gocher ²⁾ nennt ihn einen Brabant, Fabricius ³⁾ einen Belgier, Guicciardini ⁴⁾ und Tertius ⁵⁾ einen Nechlinensis, allein die zuverlässigsten aller Angaben und die constante Bezeichnung „Goch“ deuten mit überwiegender Sicherheit auf die Stadt Goch als auf seinen Geburtsort. In Gochem hat er einige Zeit lang gelebt. Seine Familie kennt man nicht näher und deshalb mag sie wol keinem hervorragenden Stande angehört haben. Seine Geselschaft, namentlich in biblischen Dingen, seine gute Kenntnis der Kirchenväter, wol nur der lateinischen in der Grundsprache, namentlich des Hieronymus und des Augustinus, seine Velebenheit im Thomas von Aquinum und anderen Scholastikern, sein logisch geübter Verstand lassen schliessen, daß er eine gute Jugendbildung genossen habe, obgleich man Dti, Zeit und Lehrer nicht kennt. Es darf gemuthmaßt werden, daß er eine von den Schwestern der Brüder vom gemeinsamen Leben, deren Geist seine Schriften athmen, besucht habe, sowie daß er nicht ohne Universitätsbildung geblieben sei, obgleich er den Magistergrad nicht erworben hat. Wahrscheinlich hat er seine Universitätsstudien in Paris gemacht.

Es wird zwar in Delprat's „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“ neben Ostrifried von Kempen ein Johann von Goch als erster Vorsteher des um 1448 gegründeten Hauses der Brüder vom gemeinsamen Leben zu Harderwijk genannt; allein ob darunter unser Goch zu verstehen sei, ist zweifelhaft, sicherer ist, daß er um diese Zeit Priester wurde und als solcher zunächst wol zu Elsnig in Flandern seinen Wirkungskreis fand. Das erste ziemlich fest stehende historische Datum aus seinem Leben ist das Jahr 1451, wo er, etwa 50 Jahre alt, nahe bei Mecheln das Priorat Tabor der Canonikinnen des heiligen Augustinus gründete, in welchem Zwecke er aus dem Hause der heiligen Maria Magdalena zu Elsnig acht Jungfrauen dorthin brachte ⁶⁾. Unter seiner gewissen-

1) In seiner Bibliotheca Belgica p. 714.

Biblioth. lat. med. et anat. aetat. T. IV. p. 228.

seiner Description de tous les Pais-bas p. 214.

Anhang zu Gerv's Histor. liter. T. II. p. 187.

5) In

2) In seiner

3) In

4) In

6) In

48 *

haften Leitung wurde diese Congregation zu 60 Jungfrauen an¹⁾; er selbst besiedelte an derselben das Amt des Rectors oder Beichtvaters daselbst 24 Jahre lang, ward am 28. März 1475 und sein Leichnam ward in der alten Kirche des Stiffts beigesetzt. Nach Conrad Oederer ist er noch 1480 am Leben gewesen²⁾. Allein obiges Datum hat für sich ein besseres Zeugnis, nämlich dasjenige des Straphens, aufzuweisen³⁾.

Goch's allgemeiner theologischer Standpunkt charakterisirt sich als innere praktische Gromüdigkeit, welche gegen die Mythen des Scholastikismus Disposition macht. Dagegen dieses Streben aus einer der Scholastik entgegengelegten Nothiz hervorving, so sieht Goch doch zum Theil in der Scholastik, welche eben nur mit ihren eigenen Waffen am erfolgreichsten zu bekämpfen war. Es ist die Theologie der Liebe und der Schrift Wahrheit, wenn man seinen Standpunkt in positiver Weise bezeichnen will. Im Ganzen und gewöhnlich besetzt er bei der Argumentation seiner Theien die Methode, daß er zuerst den Begriff des Objectes aufstellt, diesen durch die heilige Schrift begründet und dann dialectisch entwickelt. Bildlich ist der Grundton seiner Theologie; diese ist daher antiphilosophisch, d. h. antischolastisch; speciell ist sie Augustinisch und daher antipelagianisch. Die positive biblische Richtung tritt in allen seinen Schriften auf; ihr Princip ist, daß alles Heilbringende nur von Gott kommt, was im Gegenlage zu jeder menschlichen Erkenntnis aus der Offenbarung Gottes in Christo abgeleitet wird, welche in der heiligen Schrift niedergelegt ist. Da Gott die höchste Vollkommenheit und Selbständigkeit hat, so muß sich der Mensch von dieser Autorität absolut leiten lassen⁴⁾. Als charakteristisch führt Ullmann folgende Äußerung an: „Mögen Andere sich in ihrem Geiste erheben und durch philosophische Schlüsse die Wahrheit nach ihrem Sinne drehen: ich habe kein anderes Streben, als aus dem dunklen philosophischen Beweise die nackte, einfache Wahrheit aus Licht zu bringen und sie den Einfältigen faßlich und annehmbar zu machen. Mögen Andere sich erheben in der Wissenschaft des Lebens, unsere höchste Philosophie ist die Wissenschaft des Lebens (abundant alii in scientia dicendorum, nobis sit summa philosophia habere scientiam faciendorum); denn nicht die Lehrer, sondern die Vollbringer des Gesetzes werden gerechtfertigt werden“⁵⁾. Die Schrift Wahrheit ist ihm das Maß von Allem und in dieser Hinsicht sagt er unter Anderem⁶⁾, das Häretische befinde darin, „einer Meinung hartnäckig anzuhängen, im Widerspruch mit der kanonischen Wahrheit, wie sie in der heiligen Schrift einfach und klar ausgeprochen ist.“

In seiner Polemik gegen die herrschende Zeitphilosophie leitete ihn der Grund, daß diese Aristotelische

Scholastik in ihrem todtten Formalismus die Objecte des Wissens in haarpaltenre Begriffe auflöste und im Besonderen ihre tathenpielerische List, wonach sie behauptete, es könne etwas zugleich theologisch wahr und philosophisch falsch sein und umgekehrt. Als auf ärgerliches Beispiel hiervon beruft sich Goch auf einen Vorfall in Paris vom Jahre 1376, wo die Sache so weit kam, daß der Erzbischof die philosophischen Studenten wegen dieser Doctrin öffentlich zurecht wies. Unter den 219 Theien, welche damals von diesen jungen Leuten aufgestellt wurden (Kernung der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Unsterblichkeit u. f. w.), kamen folgende vor: „Der Wille des Menschen wird mit Nothwendigkeit durch seine Erkenntnis bestimmt, ebenso wie die Begierde des Thieres; es ist nicht möglich, daß in den höheren Kräften der Seele eine Sünde sei; der Mensch sündigt nur vermöge seiner Leidenschaft, nicht vermöge des Willens; die Seligkeit findet statt nur in diesem Leben, nicht in einem andern; es gibt keine anderen Tugenden als erwerbene und angeborene; die Enthaltenskeit ist nicht wesentlich eine Tugend; einfache Güterlei, als Gemeinshaft eines freien mit einer freien ist keine Sünde; es gibt Häbeln und Unwahrheit im Evangelium, wie auch in anderen Schriften; man braucht nicht zu beten, weil, was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht und nicht geändert werden kann“⁷⁾. Goch ist kein Feind des Denkens; aber er verhorrescirt ein Denken wie dieses, durch welches die Grundlagen des Christenthums vernichtet werden.

Unter den theologisch-dogmatischen Schulen oder Richtungen ist es entschieden die Paulinisch-Augustinische, welcher er sich anschließt. Er citirt gern aus den Schriften des Hieronymus, Gregor's des Großen, Gerson's u. A., aber vorzugsweise geht er auf Paulus zurück, namentlich auf dessen Briefe an die Römer und die Galater, worin ihm die Rechtfertigung aus dem Glauben die Hauptsache ist. Nächst ihm ist Augustinus seine vorwiegende Autorität.

Als Goch's theologischen Fundamentalsatz stellte Ullmann diesen auf: aus Gott durch Gott zu Gott. Eine wirkliche rechte Gemeinshaft mit ihm hat der Mensch nur durch freie Liebe. Wenn man sage, daß, was der Mensch habe, entweder Natur oder Gnade sei, so dürfte nicht vergessen werden, daß aus jense von Gott sei. Zwar konnte der Mensch auch nicht sündigen, aber es ist Thatsache, daß er gesündigt hat und zwar durch freien Willensact. Die Sünde ist durch die Fortpflanzung von dem ersten Menschen auf die anderen übergegangen, aber auch nach dem Falle hat der Mensch den freien Willen, obgleich er nur durch die Gnade reinituiert werden kann, deren Vermittler ausschließlich Christus ist, indem dieser die Gottesliebe wieder in die Menschenbrust einpflanzt und die Liebe Christi durch den heiligen Geist in die Menschen ausgegossen wird. Gott dienen und sich von ihm abhängig wissen, ist die höchste Freiheit. In dem scholastischen Streite über das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen, oder der Frage, ob die Aides dem in-

erzählt Cornel. van Gemet, Hist. sacr. et profan. Archiepiscopatus Mechliniensis (Brag. Com. 1725.) S. 81.

6) J. Fr. Foppens, Biblioth. Belgica (Brüssel 1789.) 2. Bd. S. 74. 75.

7) Bei Wink, Monit. med. ser. T. I. Fasc. I. Praefat. p. XVIII.

8) Oederer T. II. Fasc. I. Praefat. p. XIV.

9) T. I. Fasc. IV. p. XVIII. XIX.

10) Oederer c. 22.

11) Oederer c. 22.

12) De libertate christiana I. c. 17. 18.

intellectus oder dieser jener vorbeigehe, sucht Goch durch folgende Erfindungen einen festen Standpunkt zu gewinnen. Das Höchste im Menschen ist ein Willensact (1); das Erkennen Gottes und das Sichergehen an Gott dienen dem Genießen Gottes und zwar durch einen Willensact, welcher Gott ergreift. Auch die Liebe ist ein Act des Willens und die sapientia im Grunde ein sapor, also ein Genießen. Die höchste Vollendung im Christenthume ist nicht die notitia Christi, sondern die Liebe zu ihm (2). Indem also Goch die Entstehung in das Gebiet des Willens legt, gibt er zu, daß der Wille das Erkennen voraussetze und so steht er wol auf Seiten Abldard's gegen Anselm's *credo ut intelligam*, obgleich er nicht wird leugnen wollen, daß die Erkenntnis durch den Glauben auch gefördert werde. Der Wille hinwiederum, welcher entweder die Furcht des Gefeches, oder die Liebe des Evangeliums ist (3), hat seine Wurzel im Gemüthe. Als letzte (ursprünglichste) Urkraft im Menschen setzt Goch die Liebe, auf welche er immer wieder zurückkommt (4). Sie macht das Bitterke süß. Da der Wille nur die facultät des Guten ist und ebenso das Böse wählen kann, so weist er an einer anderen Stelle der Liebe ausdrücklich die primäre Stellung gegenüber dem Willen als der secundärsten Potenz zu (5): „tamen caritas est multo principalior.“ Das Geheiß des Evangeliums ist das Geheiß der Liebe (6). Nur aus der Liebe stammt auch die Freiheit; Liebe und Freiheit sind die Grundelemente des menschlichen Wesens, sowie die Grundprincipien des Evangeliums (doch nur auf der Seite der psychologischen oder anthropologischen Voraussetzungen; denn auch die Rechtfertigung aus dem Glauben u. s. w. soll Fundament sein), doch ist die Liebe das höhere. Durch die Freiheit kehrt die Seele zu Gott zurück (7); die Liebe vereinigt mit Gott (ist beides nicht identisch) und ist in sofern auch die Grundlage des Glaubens an die Unsterblichkeit (8).

Folgen wir jetzt seinem Biographen Ullmann weiter in das Detail der Hauptschriften, so tritt und zuerst das Buch „De libertate christiana“ oder „De libertate christianae religionis“ entgegen. Aus demselben, einer christen literarischen Seltenheit, sind von den sechs Abschnitten nur noch drei vollständig erhalten und der vierte theilweise; in diesen ist das in den drei letzten Behandelte auch Gegenstand des „Dialogus de quatuor erroribus“, wie Ullmann urtheilt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Autorität und Auslegung der heiligen Schrift, sowie mit dem Verhältnisse der heiligen Schrift zu der Philosophie. Es gibt zwei Richter, nämlich die Philosophie und die heilige Schrift und zwar die kanonische; der letzteren kommt eine unüberlegliche Autorität zu; nur will sie richtig verstanden und ausgelegt sein. Man hat deshalb in ihr einen vierfachen Sinn zu unterscheiden: den buchstäblichen, den allegorischen, den tropologischen und den anagogischen.

Der buchstäbliche Sinn lehrt, was zu wissen nöthig ist, der allegorische, was zum Glauben gehört (nicht auch der buchstäbliche), der tropologische, was der Mensch vermöge seines durch die Liebe gebildeten Willens zu thun hat (aber auch der buchstäbliche), der anagogische, was zu hoffen ist. Die drei letzten Gattungen faßt Goch in den „geistigen“ Sinn zusammen, welchen er auch den „mythischen“ nennt. Wo der wörtliche Sinn dunkel ist, da muß man, meint er, auf den mythischen zurückgreifen. Manche Stellen lassen nur einen einfachen, andere einen zweifachen, wieder andere einen dreifachen, noch andere selbst einen vierfachen Sinn zu (was freilich der Willfür alle Schleißen öffnet). Die Paulinischen Briefe haben nach ihm vor den anderen Schriften das Eigenthümliche, daß man sie fast in allen Theilen buchstäblich auslegen muß (9). Aber auch der buchstäbliche Sinn, durch welchen allein eine vollständige Argumentation gewonnen werden kann, läßt eine verschiedene Deutung zu. Aus diesem Grunde sind Auslegungsgesetze notwendig, welche freilich keine absolute Gewißheit geben. Die Wortbedeutung ist die sicherste und man hat sie namentlich mit Hilfe der klarsten Parallelenstellen zu gewinnen, wobei überall der Zusammenhang sorgfältig zu berücksichtigen ist (10). Auch hat man sich mehr an die in der Kirche sanctionirte, als an die philosophische Auslegung zu halten (11), sowie an diejenige Bedeutung, welche die verhältnismäßig vernünftigste ist (12). Ferner will er dabei unterscheiden wissen, zwischen Dogmatischem und Moralischem, zwischen dem, was in der Bibel wesentlich und direct ausgesprochen ist und zwischen dem, was sich als abgeleitet ergibt. Der Christ ist, fährt er fort, nicht in gleicher Weise an alle Aussprüche der heiligen Schrift gebunden, wenn man nur glaubt oder glauben will, wie die Kirche glaubt (13). Es folgt hierauf (14) die Untersuchung dessen, was das Wesen der natürlichen Schrift oder der Philosophie sei. Die Schriften der Philosophie erklärt Goch hier für „Dächer des Todes“; sie machen stolz und kommen aus Stolz; sie werden keine Liebe und sind wider Gott; ihr Zweck ist lediglich die Erkenntnis; sie gewähren keinen Genuß des höchsten Gutes, nur einen Genuß des irdischen Lebens. Dagegen geben die kanonischen Schriften untrügelige Wahrheit und volle Gewißheit, weil sie göttliche Offenbarung enthalten. Die Philosophie gewährt nur eine abgeleitete, formelle Erkenntnis; an das Uebernatürliche kann sie nicht binan; sie verurtheilt sich selbst namentlich durch ihr eigenes Urtheil, daß es zwei Wahrheiten gebe, nämlich eine theologische und eine philosophische; denn die Wahrheit kann nur eine sein. Es klagt Goch bei dieser Gelegenheit darüber, daß in seiner Zeit immer mehr verschiedene, sich widerstrebende Wahrheiten aufsträuben, wobei der Glaube immer matter werde; der Eine sage, er sei Iohannis, der Andere, Scoti. Goch will die Philosophie (welche er ganz hart und abstract als eine zweite Erkenntnisquelle neben der heiligen Schrift hinstellt) zwar nicht gänzlich

13) Dialog. de quatuor erroribus c. 10. 14) Genba c. 9. 15) Genba c. 11. 16) Genba c. 16. 17) Genba c. 12. 18) Genba c. 11. 19) Genba c. 16.

20) III, 2. 21) c. 5. 22) c. 8. 23) c. 10. 24) c. 11. 25) c. 13—26.

verwerfen; aber das Gute in ihr werde durch das Schlimme überwogen; die Philosophen seien nie zur Gesundheit der Vernunft gelangt und auch Pelagius habe seine Irthümer nur aus der Philosophie geschöpft.

Der weitere Verlauf (2. Abschnitt) des Goch'schen Buches: *De libertate christiana* hat zum Hauptinhalte die Sünde und die Gnade. Natur ist — sagt er —, was einem Menschen von Gott gegeben wird, daß er sei; was ihm aber bei seiner Entwidlung aus übernatürlicher Güte zu Theil wird, ist Gnade. In diesen zwei Sünden kommt dann jenseits des Grabes noch die Herrlichkeit. Alle Natur ist gut; aber der Mensch thut Sünde, welche eigentlich Nichts ist und dann folgt die Strafe. Der Mensch ist daher ein malum bonum. Wenn man fragt, wie der Wille schlimm werden könne, so ist die Antwort (welche freilich Nichts erklärt): sofern er Thätigkeit ist ²⁶⁾. Gott hat dem Menschen den guten Willen, zugleich aber auch die Freiheit gegeben und durch letztere verlor er das Nichtabweichenwollen. Die schlechte Freiheit, welche dem Menschen nicht von Natur anerschaffen, sondern als Gottes donum gratuitum gegeben ist, hat der Mensch sammt anderen Gnadengütern durch die Sünde verloren; er ist somit in die Unwissenheit über gut und böse (1) und anderes Unglück verfallen ²⁷⁾. Auch nach dem Sündensalle, welcher dem Menschen die iustitia originalis nahm und eine Neigung zum Bösen gab (welche er aber schon vor dem Falle haben mußte), behielt er die Freiheit und durch sie die Erlösungsfähigkeit. Die erstere ist eine dreifache; und ebenso kommt die Sünde noch jetzt, wie im Paradiese, neben der von Goch ebenfalls gelehrtten Erbsünde, durch drei Factoren zu Stande: durch die Sinnlichkeit (Schlange), die niedere (Eva) und die höhere Vernunft (Adam). Trichotomisch ist auch die Seele: Gedächtniß, Vernunft und Wille. Die Ursache der Sünde liegt nur in dem geschaffenen Willen, welcher von der Gleichförmigkeit mit Gott abfällt, während der Teufel gar keinen bestimmenden Grund zum Abfalle hatte. Durch die Sünde Adam's hat auch der Leib gelitten und da die Nachkommen ihre Seele durch Neuschöpfung (nicht *tradux*) erhalten, so wird diese (auch) durch den kranken Leib fundabst ²⁸⁾. Die Gnade nun, als das Heilmittel gegen die Sünde, ist die durch den heiligen Geist eingesegnete Liebe, wodurch der begnadigte Wille entsteht, als eine übernatürliche Bewegung des Gemüthes oder als übernatürliche Freiheit. Die Sünde ist zwar dadurch nicht ganz vernichtet, aber sie schadet nicht mehr. Bei der Rechtfertigung thut der Wille nichts Anderes, als daß er der Gnade Gottes beistimmt und Almosen, Fasten u. s. w. haben nur Werth durch ihre Intentionen ²⁹⁾.

Im dritten Abschnitte nun bespricht Goch die Verdienstlichkeit der menschlichen Handlungen, namentlich bei den Mönchen, ausführlicher. Er bekämpft hier den Pelagianismus, bespottet die *merita digni, congrui et condigni* der Iohanniten und anderer gleichgesinnter

Scholastiker, welche der Gnade nichts Wesentliches übrig lassen, indem sie behaupteten, der Lohn komme aus der Gnade und dem Verdienste. Dies sei gegen die deutlichsten Aussprüche des Paulus; unser ganzes Heil beruhe nur auf dem Verdienste Christi ³⁰⁾. Die reinen und vollkommenen Merkmale eines Verdienstes, welches nur aus einem begnadigten Willen kommt (und diesen schreibt Goch dem Menschen zu), finden sich nur bei Christus, welcher sich, da Gott in ihm war, Gott für uns zum Opfer gebracht und dadurch die Geburt aus Gott verdient hat. Indem wir durch Christum anfangen Gott zu lieben, wird unsere Feindschaft gegen Gott aufgehoben und wir sind verlobt mit ihm. Nur Christus, dessen Liebe wir uns aneignen und nachahmen, kann ein Verdienst erwerben, weil er der Sündlose ist. Der Mensch könnte auch ein Verdienst haben, wenn seine Tugend eben so groß wäre wie die ewige Seligkeit, was nicht der Fall ist ³¹⁾. — Im 4. Abschnitte schließt Goch die Natur des evangelischen Gesetzes und zwar als eines Gesetzes der Freiheit, folglich auch der Liebe, gegen welche er nicht bloß hier, sondern auch anderwärts den Glauben in den Hintergrund treten läßt. Im Uebrigsten ist hier mancher reformatorische Gedanke ausgesprochen.

Wenn es sich um Goch's reformatorische Thätigkeit handelt, so ist besonders sein „*Dialogus de quatuor erroribus circa legem evangelicam exortis*“ ³²⁾ von Bedeutung, da er hier ausdrücklich auf die Gebrechen der Kirche seiner Zeit eingeht, obgleich wir Ulmann's Urtheil ³³⁾, daß er tiefer, umfassender und principieller als Willielm, Hup, Savonarola und Andere seine Kritik übe, nicht in allen Theilen unterschreiben möchten und Ulmann selbst gibt zu, daß er trotz der Betonung der Freiheit doch das Evangelium etwas zu sehr als Gesetz faßte. Die eben genannte Schrift eukhand aus der Aufforderung einiger Freunde, er möge die Meinung derer widerlegen, welche behaupten, daß die Freiheit des evangelischen Gesetzes durch die Gelüste gebunden sei und nur durch diese könne erfüllt werden. Indem er nun die Form des Dialoges wählt, wobei die Seele als das niedrigere Organ im Menschen durch den Geist als das höhere Organ sich belehren läßt, schickt er in der Einleitung unter Anderem die Bemerkung voraus, daß er nur aus den kanonischen Büchern schöpfen wolle, auch wenn er diesem und jenem Kirchenvater widersprechen müsse ³⁴⁾.

Unter den vier verderblichen Grundirrhümern in der Kirche bekämpft er zunächst die judaisirende, neuevangelische Gesetzhelike und sept dem Buchstaben des Gesetzes den Geist des Evangeliums entgegen. Das Gesetz droht, das Evangelium weßt Liebe, die da ist das Gesetz des Herzens. Im Uebereinstimmung mit Paulus, welcher die judaisirenden Christen bekämpft, ist zu behaupten, daß nicht das Werk an sich

26) II. c. 1 u. 2.
29) c. 23 seq.

27) c. 5 u. 6.

28) c. 7 seq.

30) II. c. 1 — 6.

31) c. 7 — 13.

32) Abgedruckt in

Walch, Monim. med. aevi Vol. I. Pass. IV. 33) Reformas

teren I. S. 92.

34) Dialogus bei Walch p. 75 — 79.

etwas gilt, sondern die Befinnung, nämlich der Freiheit und der Liebe. In Capitel 6 tadelt er besonders die „unerträgliche Strenge in äußerlichen Gebräuchen und Ceremonien, sowie den damit verbundenen „gänzlichen Mangel an Liebe gegen die schwächeren Brüder.“ „Die Liebe ihres Herzens“ — äußert er — „suchen sie rastlos zu befriedigen, die Ueberlieferung der Menschen umfassen sie mit großer Liebe, aber das Wesentliche des Gesetzes lassen sie dahinten. Es sind die Pharisäer und Heuchler, die der Herr schildert, die blinden Führer der Blinden. Dringt man tiefer ins Innere ein, so zeigt sich, daß das, was in den Augen der Menschen groß scheint, nicht aus dem Eifer des göttlichen Geistes, sondern aus den Wünschen der eigenen Leidenschaft stammt. Es scheint geistlich, was gethan wird, aber eigentlich haben es Fleisch und Blut eingegeben.“

Als zweiten Grundirrtum bekämpft Goch die freigeistliche Geseglosigkeit, welche zu seiner Zeit trotz der monchischen Gesegheiligkeit in mancherlei Gestalt auftrat. Gegen sie nimmt er das Gesetz als solches zur Hand und wagt denen gegenüber, „welche die Vollendung des christlichen Lebens allein in den Glauben (Geist, Innerliches) setzen, die Werke des Glaubens aber nicht für nöthig erachten“ und dann „alles Uebrige für erlaubt“ halten. Er erinnert sie nachdrücklich an Gal. 5, 13 und an die Worte, die Alles gelte. „Die Seligkeit,“ fährt er fort, „fordert nicht die Werke des Gesetzes, wol aber die des Glaubens.“

Das falsche Selbstvertrauen ist die dritte grundtöthliche Richtung, gegen welche er in dem Dialoge polemisiert und welcher er das Bedürfnis der Gnade entgegensetzt. Hier bekämpft er zunächst den Pelagianismus, beziehentlich den Thomas von Aquinum, welcher trotz seiner wiederholten Güte aus Augustinus doch vielfach pelagianisierte, namentlich mit der Lehre, daß durch den Sündenfall nur die iustitia originalis verloren sei, nicht aber die anderen höheren Kräfte und Eigenschaften des Menschen, das also eigentlich kein positiver Verlust im Sinne des Augustinus stattgefunden habe, daß, um den Menschen zu restituiren, die Freiheit des Menschen und die Gnade Gottes zusammenwirken müssen, daß diese menschliche Freiheit sich ein Verdienst, sogar eine u. s. w. zu verdienende Ueberverdienstlichkeit erwerbe. Goch bestritt diese Richtung, welche „mehr als gut ist“ auf die natürlichen Fähigkeiten neben der Gnade Gottes vertraut. Der ewliche Mensch könne durch sein Erkennen das Unmögliche nicht erreichen; es müsse die Gnade hinzutreten (also doch zu dem Thun des Menschen — Emergismus); die wahre Liebe des Guten könne nur durch die Liebe des höchsten Guten, Gottes, bewirkt werden.

Als eine vierte falsche Grundrichtung der Zeit spricht Goch das selbstgemachte Christenthum, das Mönchthum aus und setzt ihm das wahre Christenthum entgegen. Als Hauptvertreter der kirchlichen Gesegheiligkeit und Werthheiligkeit in der damaligen Zeit galten die Dominikaner, denen gegenüber, im Anschluß an Paulus und Augustinus, hauptsächlich die Augustiner

das mehr innerliche Christenthum repräsentirten. Es war ein Dominikaner, welcher die von Goch, welcher dem Orden der Augustiner angehörte, verfaßte Schrift über die evangelische Freiheit in einer Gegenchrift angriff, der Goch eine Epistola apologetica entgegnete. Der genannte Irrthum wird nun von ihm in dem Dialogus näher als die Meinung derjenigen bezeichnet, „welche zwar den wessischen Act des Glaubens, sowohl den des inneren Thuns, als auch den des äußeren Wirkens, zur Vollkommenheit des christlichen Lebens für erforderlich halten, aber dabei ohne Scheu behaupten, zur Vollbringung der vollkommenen Werke des evangelischen Gesetzes reiche die Freiheit des Geistes nach der inneren Bewegung des Glaubens nicht zu, sondern es sei hierzu auch die Verpflichtung des Gelübdes unumgänglich notwendig.“ Diese Meinung, welche die Gnade nicht für ausreichend halte, sei der (Grund-) Irrthum der Zeit. Vielmehr müsse das Gelübde, um Chätigkeit und Werth zu haben, durch die Gnade bewirkt sein; es könne also nicht ein Mehreres bewirken, als was die Gnade, auch außerhalb des Mönchthums, bewirke. Er führt hierbei das damals übliche, sehr charakteristische Sprichwort an: „Was ein Mönch zu thun wagt, würde der Teufel sich schämen zu denken,“ und sagt unerbötlich, es scheie sich, daß viele Mönche ein sehr scandalöses Leben führten. Selbst der Vorsteher einer Art von Kloster, behauptet er, die christliche Tugend müsse aus freier, nicht durch Gelübde gebundener Liebe hervorgehen. Wenn man ihm, sagt er, entgegenhalte, daß doch das Mönchthum mit seinen Gelübden von der Kirche selbst autorisiert sei, so müsse man bedenken, daß die Mütter oft mehr Liebe als Verstand hätten. Uebrigens sei nicht zu leugnen, daß das Mönchsgelübde Anregungen zum Guten geben könne, um es hervorzuheben, besonders in solchen, welche das Gute nicht aus Freiheit thun; für die Zügellosen sei das Gelübde nützlich, sowie für die Schwachen im Guten; die Kirche habe durch dasselbe nur ein äußerliches Zuchtmittel zu den Worten Gottes hinzugefügt, zumal ja auch der Papst davon dispensiren könne. Das Resultat ist, daß im Mönchsgelübde nichts Verdienstliches (an sich) enthalten sei.

Hierdurch tritt Goch einer Kritik der damaligen kirchlichen Einzelheiten überhaupt, im Besonderen des Episcopats und der Prieſterſchaft näher und auch hierüber läßt er sich in seinem Dialogus de quatuor erroribus aus. Er fordert, daß die Kirche, als die Verwirklichung des Lebens Christi, sich aus dem Principe der Liebe, welche in ihm war, gestalten soll, erklärt die damalige Kirche (und somit auch den Papst) für irthumsfähig und steht in den positiven kirchlichen Aussagen nur äußere ethische Gebräuche. Zwar lehrt er kein allgemeines Prieſterthum aller Christen und stellt den priesterlichen Stand als den höchsten in der Kirche hin, weil er derjenige der höchsten Vollkommenheit sei und im heiligen Abendmahl Leib und Blut Christi consecrirt; aber er erklärt jeden Priester seiner Würde nach für gleichstehend mit dem Bischof; es sei ihm Mönchs, worauf er durch göttliche Einſetzung ein Recht habe, durch Ge-

wohnheit oder Anordnung der Kirche (d. h. doch wohl: des Papstes und der Bischöfe) entgegen werden. Der Reichthum steht höher als der Mönch³⁵⁾.

Wenn nun Ullmann, um Goch's Aufnahme unter die „Reformatoren“ vor der Reformation zu recht fertigen, seine reformatorische Wirkung „tief“ nennt³⁶⁾, so ist dies ohne Zweifel dahin zu verstehen, daß seine reformatorischen Ideen tief waren; denn von Ullmann selbst wissen wir, daß seine Ideen wie seine Bücher bis auf die neueste Zeit sich nur in einem sehr kleinen Kreise hielten, folglich an reformatorischen Bewegungen wenig betheiligen konnten. Auch hat er, wie derselbe Gewährsmann annimmt, durch die Hierarchie seine Anschätzung erfahren und ist weder als Keger, noch als Härteiler, noch als Schismatiker zur Erde bestattet worden. Er spricht selten vom Reformiren und man hat seine Spur, daß er auf Wessel, Luther u. s. w. irgendwie eingewirkt habe; dennoch zählt ihn Ullmann unter dem obigen Gesichtspunkte zu den Reformatoren. Später ward sich die katholische Kirche ihres Gegensatzes zu ihm mehr bewußt, besonders nachdem die Reformatoren Veranlassung auf ihn eingelegt hatten. So septe das tridentinische Concil Goch in die erste Reihe der verbotenen Schriftsteller, deren Werke von Katholiken gar nicht gelesen werden sollen³⁷⁾ und der streng katholische Poppruss nennt ihn einen Freund Wessels, welcher wie er die Reformation bis zum Ubel gepredigt habe³⁸⁾.

Nach den von Ullmann mitgetheilten Excerpten ist der Charakter Goch's ein sehr ruhiger und stiller, ein wenig aggressiver. Sein Geist hat sich weit weniger als der eines Juss, Savonarola, Luther, Zwingli, Calvin mit Kühnheit von den traditionellen Ideen emancipirt. Seine Argumentationen sind zur Hälfte durchaus scholastisch; sie theilen und spalten gern, zuweilen nicht ohne Spitzfindigkeit, sie sind im Allgemeinen nicht von scharf einschneidenden Begriffen, ihre Begriffe haben etwas sehr Allgemeines und Unklares, etwas Weiches und Sentimentales; sie sind auch keineswegs von Selbstwidersprüchen frei; aber überall tritt aus ihnen das mit Liebe in die Wahrheit vertiefte Streben heraus. Man kann ihn nicht als einen überschwindlichen Mystiker bezeichnen, dazu ist er zu verständig; er gehöret mehr zu den contemplativen Naturen, welche in der Innerlichkeit arbeiten und ringen. So weit für und der Eindruck aus den Ausführungen bei Ullmann reicht, leidet Goch sehr an abstracten Allgemeinheiten, an Voraussetzungen dessen, was zu beweisen ist, an Prädicaten, welche nahezu ganz identisch mit den Subjecten sind, an dem Mangel eines festen Systems für Psychologie, Hermeneutik u. s. w., der Ausführungen concreten historischen Materials. Die Hauptgegenstände sind ihm Natur und Gnade; aber er hält außerordentlich viel auf die Freiheit und auf die Liebe, gegen welche der Glaube entschieden in den Hintergrund tritt. Er bewegt sich nur innerhalb eines

engen Kreises von Sankten und Edlen und diese lehren immer wieder. Sein lateinischer Styl (s. B. *flenduntur* statt *flacienduntur*) ist weit mehr mönchlich als classisch. Cornelius Graepheus, sein größter Verehrer und Herausgeber seiner Schriften, sagt von ihm: „Mirabar id aetatis hominem, tametsi stilo incultiori, tantum potuisse“³⁹⁾.

Ullmann entwirft folgende allgemeine Charakteristik. „Goch war ein Mann von großer Innerlichkeit, von Tiefinn und Scharfsinn, von lebendiger Frömmigkeit, verbunden mit feiner, eindringender Dialektik; er wußte die Erschütterungen des kirchlichen Lebens in ihrer Wurzel zu fassen, aber es fehlte ihm auch nicht an einem scharfen und richtigen Blick in das (menschliche) Leben. Seine Gemüthsneigung zog ihn mehr zur stillen Betrachtung hin und sein Umgang mit Frauen mag ihm etwas Jartes und Milde gegeben haben, aber durch die offenen und frei ausgesprochenen Resultate seiner Betrachtung griff er doch zugleich fruchtbringend und reformatorisch in die Wirklichkeit ein. Zunächst war es ihm um religiöse und geistige Verbesserung zu thun, aber wo er bei seiner Wahrheitsforschung auf herrschende Irrthümer stieß, da sprach er sich auf Klarheit und Unumwundenheit mit dem Ernste und Eifer der Liebe dagegen aus. Winter gelebt und umfassend, auch milder activ und reformatorisch als sein Freund Wessel, ist er dagegen tiefer und inniger als dieser und mehr von einer edlen Mystik ergriffen. Vergleichen wir ihn aber mit Thomas von Kempen oder ähnlichen Männern, so hat er wieder weniger mystische Elemente und dagegen mehr dialectische und wissenschaftliche Durchbildung, mehr Klarheit und Schärfe, überhaupt mehr Theologie und zugleich einen entschiedeneren Eifer für die unmittelbare Umgestaltung des religiösen und kirchlichen Lebens“⁴⁰⁾.

Unter Goch's Verehrern und Nachfolgern in der ersten Zeit nach seinem Tode ist hauptsächlich Cornelius Graepheus (Scribonius, Schryver, Schreiber), geboren 1482 zu Molt in Flandern, zu nennen. Es haben über ihn besonders geschriebene Daniel Gerdessius⁴¹⁾ und Joppens⁴²⁾. Er lebte und wirkte als Poet, Historiker, Sprachforscher u. s. w., und gab 1521 Goch's Buch: *De libertate christiana*, welches er nach seiner Angabe aufgefunden hat, mit einer begeisterten Vorrede heraus. Er wurde deshalb durch die Inquisition zu Brüssel eingekerkert und gezwungen, in einem vom 23. April 1522 datirten Briefe seine Vorrede zur Edition Goch's zu widerrufen. Er starb 76 Jahre alt 1538. In seiner Vorrede empfiehlt er die Rückkehr zum apostolischen Christenthum, die Verbreitung der heiligen Schrift in der Volkssprache, die Theilnahme der Laien an dem Regimente der Kirche, eifert gegen den Pölsismus im Christenthum, schilt die juchelnden Pfaffen und Prälaten, stellt mit feurigen Worten die Person Christi in den

35) c. 14 — 21.

36) E. 146.

37) Walch, Monim.

med. ev. I. 4. praef. p. XXV.

38) In seiner Biblioth.

Belg. T. II. p. 715.

39) Bei Walch, Monim. med. ev. Vol. II. Fasc. I. praefat. p. XIII. 40) Reformatoren I. E. 30. 31. 41) Hutor. Evang. reuov. Gron. et Brem. 1749. T. III. p. 20; Scribonius Antiquarius sive Miscellanea Groningiana. (Gron. et Brem. 1756.) T. V. P. I. 42) Biblioth. Belg. T. I. p. 201 seq.

unter dem Titel: Johann von Goch und Johann von Wesel u. s. w. S. 17 — 174. Einen kurzen Auszug aus dieser größeren Arbeit hat Ullmann zum Zwecke populärer Lectüre in Piper's evangelischem Kalender auf das Jahr 1853 S. 106 — 109 gegeben. Der Artikel „Johann von Goch“ von Sudhoff in Herzog's Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche 5. Bd. S. 219 — 221 ist ein kürzerer Auszug als der unsrige aus der Ullmann'schen Biographie. (J. Haemann.)

GOCHNATIA, eine von Humboldt, Bonpland und Kunth aufgestellte Gattung der Compositen, welche Endlicher im weiteren Sinne als *De Candolle* auffaßt, indem er die von Legierem nach Don's Vorgange unter dem Namen *Cyclolepis* und *Anastrophia* als eigene Gattungen eingeführten dazu zieht. Der Gattungsscharakter besteht in Folgendem: Die Blütenköpfchen sind mehr- oder vielblütig, gleichsig und strahlenlos oder verschiedenesig, indem die Randblüthen durch festschließenden weiblich, die Scheibenblüthen zweigeschlechtlich sind. Die Schuppen des freistielartigen, glöckchen oder cylindrischen Hauptfells stehen in vielen Reihen, decken sich nachgelagert und sind lederartig, mehrnervig. Der Blütenboden ist flach, nackt. Die Blumenkrone ist fahl, die der zweigeschlechtlichen Blüten regelmäßig, ihr Saum ist von der Röhre kaum deutlich getrennt, fünfzählig, die der weiblichen Blüten fünfzipfelig, die äußere Lippe ist bandförmig, an der Spitze dreizählig, die innere zweitheilig. Die Staubbeutel sind gesondert, glatt, die Schwänze der Staubbeutel sind lang, ganzrandig oder gezähnt, die Flügel sind elliptisch, kurz, spitzspitzig. Der Griffel ist fahl. Die Fruchtschen sind cylindrisch, schnabellos, wollig. Der Federfisch ist mehrreihig, lang, ungleich, borstig-spreublättrig, diese Spreublätchen sind an der Spitze ein wenig breiter, tiefer gesägt und kurz fiederig.

Die hierher gehörigen kraut- und strauchartigen Gewächse sind im südlichen America einheimisch und haben stielrunde Stengel, wechselständige, neig- oder über-, unterseits nebst den Hüllblättern flügelige Blätter.

De Candolle theilt diese Gattung in folgende drei Sectionen:

Erste Section. Vernonioides.

Die Köpfe sind gleichsig, vielblütig, scheibenförmig. Der Hauptfisch ist kürzer als die Blüten. Die Blumenkrone ist sämtlich fünfzählig. Hierher gehören Sträucher mit gehielten Blättern.

1) *G. vernonioides* Humboldt, Bonpland und Kunth. Die Blätter sind länglich, spitz, am Grunde abgerundet, ganzrandig, häutig, unterseits nebst den Nerven weispiglig; die Blütenköpfe stehen meist zu zwei.

Diese Art wächst in der Nähe des Amazonenstromes. Die Blumenkrone ist gelb. Der Federfisch ist weiß. Die Schwänze der Staubbeutel sind kurz gewimpert. Die Schuppen des Hauptfells sind an der Spitze fast stehend.

2) *G. rotundifolia* Lessing. Die Pflanze ist ganz fahl; die Blätter sind fast rundlich, beispitz, gezähnt, lederartig; die Köpfe stehen einzeln.

In Brasilien einheimisch. Die Köpfe stimmen in der Größe mit denen von *Cirsium heterophyllum* überein. Der Blütenboden ist sehr kurz borstig-faserig. Die Schwänze der Staubbeutel sind gefählig.

Zweite Section. Hedraiophyllum Lessing.

Der Hauptfisch hat mit den zweigeschlechtlichen Blüten gleiche Länge, seine Schuppen sind linealisch, angedrückt. Die Schwänze der Staubbeutel sind gefählig. — Krautartige Pflanzen mit fast holzigem Stengel und stehenden, gehäuften, ganzrandigen, lederartigen Blättern bilden die Repräsentanten dieser Section.

3) *G. cordata* Lessing. Der Stengel ist dicht flügelig; die Blätter sind eihersförmig, spitz; die scheibenförmigen Köpfe stehen in ährenförmigen Trauben.

Diese Art wächst in Brasilien, sowohl auf höheren Bergen als auf trockenen Ebenen. Der Federfisch ist gelblich.

4) *G. corymbosa* Lessing. Der Stengel ist fahl; die Ähre ist flügelig; die Blätter sind elliptisch oder sehr eihersförmig, spitz, am Grunde stumpf; die strahlenförmigen Köpfe stehen in Ehrentrauben.

In Brasilien einheimisch. Die Strahlen der Blumenkrone sind zwelfzipfelig, die äußere Lippe ist schmal, die innere zwelfzipfelig. Der Federfisch ist dunkel lilafarbig.

Dritte Section. Pentaphorus Hooker.

Die fünf- oder vielblütigen, gleichsigen und gleichblütigen Köpfe stehen gehäuft. Der Hauptfisch ist kürzer als die Blüten; die Schwänze der Staubbeutel sind nicht gefählig. Die Griffelschen sind sehr kurz. — Die hierher gehörigen Sträucher wachsen in Chili und haben stielrunde, am Grunde verschmälerte, zuletzt fahl und harzige Blätter.

5) *G. fascicularis* Don. Die Köpfe sind lanzettlich, spitz, gezähnt, beiderseits harzig-punktiert; die vielblütigen Köpfe stehen in Büscheln. Hierher gehört *Pentaphorus fascicularis* Don.

Diese Art findet sich auf den Anden in Chili.

6) *G. pyriformis* Don mit elliptisch-länglichen, fein gesägten, aberigen, spärlich wolligen Blättern und fünfblütigen, in Ehrentrauben stehenden Köpfen. Hierher gehört *Pentaphorus pyriformis* Don.

Diese Art wächst gleichfalls auf den Anden in Chili.

7) *G. nigra* Don. Die Blätter sind länglich, spitzspitzig, gezähnt, aberig, nebst den Nerven fünfzähligen Köpfen stehen in büscheligen Ehrentrauben; die Schuppen des Hauptfells sind eihersförmig, spitzspitzig oder lanzettlich und weispiglig. Hierher gehört *Pentaphorus foliolosus* Don.

Gleichfalls auf den Anden in Chili und bei Valparaiso einheimisch.

8) *G. glutinosa* Don. Diese Art ist sehr klebrig, ihre Blätter sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, ganzrandig, oberseits; die fünfblütigen, cylindrischen Köpfe stehen in Büscheln; die Schuppen des Hauptfells sind lanzettlich-pfriemlich.

Diese Art wächst bei Mendoza in Chili.

Endlicher steht zu dieser Gattung noch *Cyclolepis* mit einzelnen, vielblüthigen Köpfchen und zerstückelten Staubbeutelchwänzen, wohn *Gochnatia* genistoides *Hooker* und *Arnott* (*Cyclolepis* genistoides *Don*) gehört und *Anastrophia* mit einzelnen, vielblüthigen Köpfchen und ganzrandigen Staubbeutelchwänzen, wozu *Don* als einzige Art *Anastrophia ilicifolia* (*Gochnatia ilicifolia* *Lessing*), eine in Cuba vorkommende Pflanze, bringt.⁽¹⁾ (*Giercke*.)

GOCHSHEIM, 1) Stadt im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, am Kraichbache im Kraichgau, mit Mauern umgeben und mit einem 1700 erbauten Schlosse, das jetzt als Schulhaus dient. Die 1400 Einwohner treiben Feld-, Wiesen-, Weinbau und starke Viehzucht. Gochsheim gehörte Anfangs dem Kurfürsten von der Pfalz, wurde diesem aber im Auftrage des Kaisers Maximilian durch Herzog Ulrich von Württemberg im Wege der Creation abgenommen und dem Grafen Bernhard von Gerstein als Mannlehen gegeben. Nach dem Aussterben der Grafen von Gerstein fiel es im J. 1689 an Württemberg und wurde dem Herzoge Friedr. August von Neuchâtel, als dem Gemahle der letzten Gräfin von Gerstein, überlassen, der im J. 1742 starb. Im J. 1806 kam Gochsheim von Württemberg an Baden.

2) Dorf von 1500 Einwohnern im Untermainkreise in Baiern, eine Stunde südlich von Schweinfurt, ein ehemaliges Reichsdorf, welches unter würzburgischem Schutze stand. Es erwählte aus eigener Mitte einen Reichsschutzherrn, der von Würzburg zu befehligen war, einen Burgemeister und andere Rathsglieder und besaß auch seinen Pfarrer, den das Domcapitel in Würzburg befristete. — Die Einwohner treiben starke Viehzucht, Wein- und Gemüsebau. (*H. E. Hössler*.)

GÖCKEL oder **GÖECKEL** (Balthasar), teutscher Theolog, am 17. Nov. 1581 zu Neuchingen an der Lauhart in Schwaben (im jetzigen Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen) geboren, erhielt zu Neuchingen, Rothenburg am Neckar, Ulm und Ulm den ersten Unterricht in den Wissenschaften und wurde dann von seinem Stiefvater gezwungen, das Messgerhandwerk zu erlernen. Nur mit großer Mühe konnte er von demselben später die Erlaubniß und die Mittel erlangen, seine Studien fortzusetzen und sich auf der Universität Tübingen der Theologie zu widmen. Nachdem er sich hier die Magisterwürde erworben hatte, kam er im J. 1606 als Pastor an die Kirche zu Wörsingen, wurde aber schon im J. 1611 von dem Ernste zu Ulm als Prediger an die neu-erbaute Dreifaltigkeitskirche dieser Stadt berufen, in welchem Amte er sich während einer 31jährigen Wirksamkeit einen so ungetheilten Beifall erwarb, daß er im J. 1642 zum Prediger an der Hauptkirche befördert und im J. 1650 zum Senior der gesammten Geistlichkeit der Stadt und zum Scholarchen ernannt wurde. Er starb am 31. Oct. 1656. Er war bei seinen Zeitgenossen als tüchtiger Prediger berühmter und insbesondere fanden seine 19 „Kaiserpredigten aus dem ersten Capitel der Epistel an die Römer B. 28 sq.: von der Ungerechtigkeit, von der Gerechtigkeit, von dem Geiz, von dem Haß und Neid,

von dem Morde, von dem Hader, von der Eist, von dem Gift, von der Verdamnung, von den Gottesfeinden, von den Fressern, von der Hefart, von der Ruhmredigkeit, von dem Ungehorsam gegen die Eltern, von den Unvernünftigen, von den Treulosen, von den Eßtrigen, von den Unversöhnlichen und von der Unarmuthigkeit“ (Ulm 1640. 4.) große Verbreitung. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen die Predigt bei der Einweihung der ulmischen Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit (Ulm 1612. 4.), die „Mammons- oder Schacher-Predigt aus Matth. E. 6.“ (Ulm 1642. 4.), die „Martins-Predigt von D. Martin Luthero aus Apocalypf. 14. 6 sq.“ (Ulm 1641. 4.), die „Calvinischen Propheten, daß ich, Beweis, daß die Calvinisten falsche Propheten seyen aus Matth. 7. 15 sq.“ (Ulm 1644. 4.) und das *Compendium ethicum* (Ulm 1704. 12.). (*Ph. H. Küb.*)

GÖCKEL (Eberhard), Arzt in Ulm, wofür er auch 1636 geboren war. Sein Vater war Geistlicher in Ulm. Sprengel zählt ihn den berühmten praktischen Schriftstellern bei, die zur Ausbreitung des chemiatrischen Systems beigetragen haben. In den Schriften der *Societas Naturae Curiosorum*, der er unter dem Namen *Alector* angehört, findet man mehrere Mittheilungen von Godel, namentlich Beobachtungen von menschlichen Missbildungen, denen man auch in seinen Schriften begegnet, worin es aber auch nicht an abergläubischen Mittheilungen fehlt, als: *Orum solo signatum; facies humana in piro expressa, fetus idolum referens* etc. Ich finde folgende selbständig ersehene Schriften Godel's genannt, der wahrscheinlich in der zweiten Decade des 18. Jahrh. gestorben ist: *Fidus Achates*, oder Frauen- und Kinderbüchlein. (Ulm 1665.) Poltisch-historische und medicinische Betrachtung des Jerns und dertt daraus entstehenden Krankheiten. (Halle 1668.) *Epitome theoriae practicae de odontalgia*, oder Bericht von dem Zahne. (Nördlingen 1668.) *Enchiridion medicopracticum de peste aetne ejus origine, causis et signis prognosticis, quin etiam praeservationis ac curationis modo et antidotis etc.* Annexus est libellus de Venenis. (August. Vindel. 1669.) Von der wüthenden Hunde Bisse. (Augsb. 1670.) *Consiliorum et Observationum medicinalium Decades VI collectae et per experientiam comprobatae.* (Aug. Vindel. 1682.) *Curieuse Beschreibung des Anno 1694 und 1696 durch das Elbergländ verfaßten fauren Weins und der davon entstandenen neuen und vormalis unerhörten Weinkrankheit.* (Ulm 1697.) *Kurze und curieuse Beschreibung des Godelphabns und des sogenannten Fahren- oder Basiliskewees.* (Ulm 1697.) (Ein mit einer Schale umschlossenes Ei, das sich bei einem Fahren fand.) *Polyhistoricus magico-curiousus.* (Francf. 1699.) Bericht von dem Besessenen und Bergabern, auch denen daraus entstandenen Krankheiten. (Eipz. 1699. Frankfurt. 1717.) *Gallcinium medicopracticum, sive consiliorum, observationum et curationum medicinalium novarum*

¹⁾ *Bergl. P. Fischeri Theatrum virorum eruditissimorum clarorum* (Norimb. 1688. fol.) p. 593 seq.

centuriae duae cum dimidia etc. (Ulmae 1700. 4. Ib. 1722. 4.)

(Fr. Wilh. Theile.)

GOELENUS ¹⁾ (Rudolph), deutscher Philosoph, am 1. März 1547 zu Gorbach im Fürstenthume Waldeck geboren, widmete sich, nachdem er auf dem vorzüglichsten Gymnasium seiner Vaterstadt den vorbereitenden Unterricht erhalten hatte, vom Jahre 1568 bis zum Jahre 1570 auf den Universitäten Marburg und Wittenberg der Philosophie und Philologie und kehrte nach der Beendigung seiner Studien in seine Heimath zurück, um sich selbst mit dem Unterrichte junger Leute, wozu er einen besondern Beruf in sich fühlte, zu beschäftigen. Die Vorlesie aus akademischen Lehramte bewog ihn jedoch schon im folgenden Jahre (1571), wieder nach Wittenberg zu gehen, wo er die Magisterwürde erlangte und Vorlesungen über Philosophie hielt, bis er im J. 1575 zum Rectore des Pädagogiums zu Cassel ernannt wurde. Hier wirkte er mit gutem Erfolge und großer Anerkennung, folgte aber doch im J. 1581 gern einem Rufe als Professor nach Marburg, da er dadurch in die seinen Neigungen und Talenten am meisten entsprechende Stellung eintrat. Er lehrte zuerst die Physik, später aber (von 1589 an) auch die Logik, die Ethik und die Mathematik. Die Zeit seiner Wissenschaft fällt in eine der Glanzperioden der Universität Marburg und in die Regierung des gelehrten Landgrafen Moritz, welcher ihn mit besonderer Auszeichnung behandelte und den in seinem Amte unermüßlich thätigen Mann, welchem auch die Gabe der Unterhaltung und des schönsten Witzes nicht versagt war, gern in seine nächste Umgebung und an seine Tafel zog. Außerdem bediente er ihn nicht selten in wichtigen Angelegenheiten mit seinem besondern Vertrauen und nahm ihn im J. 1619 mit sich auf die Synode zu Dordrecht, um sich bei den verschiedenen Verhandlungen seines Rathes zu bedienen. Auch fand er an ihm bei seltenen Gelegenheiten einen Fleiß bereiten und nicht ungeschickten Gelegenheitsdichter, welcher sich zuweilen sogar aus dem Siegeire in wohlgedruckten lateinischen Versen hören ließ ²⁾. Dabei

1) Nach der damaligen Sitte, den christlichen deutschen Namen zu latinisiren; er hieß eigentlich Gödel. 2) Als einmal der Landgraf bei Tafel in guter Laune den vor ihm sitzenden vergessenen Bedienten demjenigen seiner Wähe versprach, der seine, seiner Gemahlin, seiner Bräutigam und seiner Prinzessinnen Gesundheit in einem einzigen Hexameter ausdrücken würde, stand Goelenus angestrengt auf und rief:

In Domini, Domine, Nat! Natseque salutem,

wobei darauf den Becher um stellte ihn in die Tafel. Als er einmal zu spät zur fürstlichen Tafel kam und man ihm in der Meinung, er habe schon seine Wohlthat eingenommen, seine Strafe, sondern nur einen Trank vorgesetzt, erobte er sich und äußerte, da man ihm sichtlich eine Stelle an der Mitte des Tisches angewiesen hatte, seine Unzufriedenheit in folgenden Versen:

Eurunt modis, primi salutantur et imi,

Non verum est lignis: medium tenuere beati.

Wenig brachte er, als er nicht sehr früh genug bei einer am fürstlichen Tische anberaumten Beratung erschien und ihn der Landgraf nach der Ursache seines Ausbleibens fragte, aus dem Eingeweise die treffliche Entschuldigung vor:

Bartholus et Baldus possumus intrare caballum,

Sed genus ut speciem cogitur ire pedes.

verfas er fast ein halbes Jahrhundert hindurch sein Lehramt mit rastlosem Fleiße und mit anglistischer Gewissenhaftigkeit und erstellte mehr als 600 Subscriben, welche unter seiner Leitung ihre Ausbildung erhalten hatten, die Magisterwürde, bei welcher Gelegenheit er eine Menge von Dissertationen über die verschiedenartigsten in die von ihm geleiteten Fächer einschlagenden Gegenstände schrieb. Obgleich sich darunter viele unbedeutende und jetzt völlig werthlos befinden, so verdienen doch manche immer noch Beachtung; zu den letzteren gehören unstreitig die physischen, welche man größtentheils in einer Sammlung unter dem Titel: Scholae s. disputationes physicae, more academico propositae et habitae pleraque omnes in schola illustri Cattorum. (Marburg. 1595. 8. Neue vermehrte Ausgabe Francof. 1598. 8. Marburg. 1602. 8.) vereinigt findet. Als Philosoph zählt Goelenus zu den Gegnern der Aristotelischen Richtung und zu der Schule des Petr. Ramus, dessen System der Logik er in Teufelsdand zur Geltung brachte; auch ist er Erfinder des umgekehrten Kettenlogik (sorites inversus), der nach ihm auch der Goelenianische heißt und den er zuerst in der Isagoge in organum Aristotelis (Francof. 1598. 8.) darstellte; überhaupt dürfen seine logischen Schriften (Questiones et disputationes logicae de ordine et methodo didascalicae. Marp. 1593. 8. Praxis logicae. Francof. 1598. 8. Ratio solvendi vitiosas argumentationes. Marp. 1597. 8. 1605. 8. Institutionum logicarum liber unus de inventione. Marp. 1598. 8. Institutionum logicarum libri III. Marp. 1600. 8. und Controversiae logicae. Marp. 1604. 8. Francof. 1602. 8.) am meisten auf die philosophische Bildung seiner Zeitgenossen eingewirkt haben. Von geringerer Bedeutung sind seine einleuchtenden Schriften in die gesamte Philosophie (Lexicon philosophicum, quo tanquam clave philosophiae fores operiuntur. Francof. 1613. 4. Marburg. 1615. 4. Francof. 1634. 4. und Conciliator philosophicus h. e. *insurgens* liber. Cassel. 1618. 4.), seine Erörterungen der Leben einzelner Philosophen (Oratio de vita Socratis, Philosophorum patris in den Panegyric. Acad. Marburg. Marp. 1590. 8.) und Idea philosophiae Platonicae. Marburg. 1612. 8.), seine Beiträge zur Metaphysik (Metaphysica. Francof. 1597. 8., Notae et scholia in Clem. Templeri metaphysicam. Hanoviae 1608. 8. Ibid. 1616. 8.), seine Sammlung philosophischer Abhandlungen (Psychologia, h. e. de hominis perfectione, animo et imprimis ortu huius (Marburg. 1590. 8. Ibid. 1597. 8.), seine Naturphilosophie (Philosophiae naturalis libri II. Francof. 1596. 8.), sein Versuch über Ethik und Politik (Exercitationes ethicae et politicae. Marburg. 1592. 8. Ibid. 1596, 1601 und 1607. 8.), seine Abhandlungen

Gine Sammlung seiner lateinischen Gelegenheitsgedichte erschien unter dem Titel: Liber selectorum carminum, uno primus in laeum editus. (Marburg. 1606. 8.)

3) Hierher gehören auch die Geldentzungen des von dem Landgrafen Moritz verfassten Lehrbuchs der praktischen Philosophie (Disputationes et questiones, quibus practica Philosophia Mauriana illustratur. Cassel. 1606. 8.). Goelenus hatte dieses von

über rationale Theologie (Prodromus spongiae errorum, quibus illovis chartas suas H. Buscherus. Lichae 1598. 8. Miscellanea theologica et philosophica. Marburg. 1607—1609. 3. Voll. Collegium philosophico-theologicum. Marburg. 1610. 4. Francos. 1616. 4. und Distribuae et metemata qua philosophica qua theologica. Marburg. 1617. 4.), sein Handbuch der Physik (Physicae completae speculum. Francof. 1604. 8.), seine Anleitungen zur Kosmographie (Geographia duplex. Francof. 1596. 8. und Cosmographiae seu sphaerae mundi descriptionis, h. e. Astronomiae et Geographiae rudimenta. Lemgov. 1603. 12. Marburg. 1607. 12.), seine grammatischen Leistungen (Observationum linguae latinae analecta. Marburg. 1598. 8. und Problematum grammaticorum libri V. Francof. 1601. 8. Lichae 1604. 8.; beide Werke zusammen Francof. 1601. 8. Halae 1610. 8. Francof. 1621. 8. Lipsiae 1624. 8.) und seine Biographien ausgezeichneter Zeitgenossen (Oratio de vita et morte Petri Nigidii habita 1585. in P. Nigidii Elencho Profess. Marburgens. und Oratio de vita et obitu Jo. Clotzii, bei R. Sirtini Oratio de vita et morte Jo. Clotzii. Marburg. 1589. 4.). Aus diesem Verzeichnisse der hauptsächlichsten Schriften, in welches seine kleineren Abhandlungen und überaus zahlreichen Dissertationen nicht aufgenommen sind¹⁾, läßt sich wenigstens der unermüdlische Fleiß dieses fast ausschließlich der Wissenschaft lebenden Mannes beurtheilen und will man ihn auch nicht mit seinen gleichzeitigen Vordrängern eine „Reude der Philosophen“ und einen „Marburger Plato“ nennen und kann man, abgesehen von seinen unbefruchteten Verdiensten um die Logik, sein sonstiges philosophisches Wissen, welches er größtentheils aus den Schriften einiger neueren Meister (J. E. Scaliger²⁾, Jabarella und Scheptius) schöpfte, nicht sehr hoch anschlagen, so muß man doch sein eifriges Streben, seine Schüler zu tüchtigen Männern heranzubilden, mit gebührendem Lobe anerkennen und ihm einen guten Theil des Aufsehens, in welchem damals die Universität Marburg stand, zuschreiben. Er erstreckte sich bis zu seinem hohen Alter einer ungetrübten Heiterkeit der Seele und einer fast ununterbrochenen Gesundheit und starb am 8. Juni 1624 unvermuthet, als er sich gerade aufschickte, zur Kirche zu gehen. Beigl. Wolsf. Loricace Panegyricus Rud. Goelenio recitatus. (Marburg. 1629. 4.) R. W. Sirtier a. a. D. E. 428—487. (Ph. H. Kähl.)

dem Landgrafen für die von ihm im J. 1596 zu Gießen gestiftete Hochschule verfaßte Handbuch (Philosophia practica Mauristiana. Cassel. 1604. 8. P. L.) herauszugeben angefangen; es erschien aber nur der erste, die Ethik umfassende Theil, die beiden andern, welche sich mit der Logik und Politik befaßten, blieben ungedruckt.

4) Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften gibt Hr. W. L. Sirtier in seiner Grundlage zu einer Geschichte Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. 4. Bd. E. 433—487. 5) Besonders liegt er großen Werth auf die Exorcisationes exotericas dieses Schriftstellers, welche er seine Väter, zu nennen pflegte, aus ihnen er auch einen Schmeitler (Adversaria ad exotericis aliquos Jul. Cass. Scaligeri exorcisationes. Marburg. 1594. 8. Ibid. 1599. 8. Ibid. 1606. 8.) schrieb.

GOELENUS (Rudolph), deutscher Arzt, ein Sohn des Vorhergehenden, am 22. Aug. 1572 zu Wittenberg geboren, widmete sich auf der Universität Marburg dem Studium der Naturwissenschaften und der Heilkunde und machte, nachdem er die Doctorwürde erlangt hatte, zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Italien und Dänemark. Nach seiner Heimkehr wurde er Leibarzt bei dem Grafen von Jfenburg zu Badingen und im J. 1608 Professor der Physik zu Marburg, wo er einige Jahre später (1611) zum Professor der Arzneiwissenschaft ernannt wurde und im J. 1613 auch die Professur der Mathematik erhielt. Er wirkte als Lehrer mit unermüdllichem Fleiße, folgte aber, da er sich von dem zu seiner Zeit allgemeinen Gange zum Aberglauben nicht frei zu halten vermochte, einer verkehrten Richtung und huldigte den alchemischen Fäseln des Paracelsus und der Rosenkreuzer. Die letztern besäßen nach ihrer Behauptung das Geheimniß, durch ein sympathetisches Pulver oder durch die berühmte sogenannte Wassenfallen Wunden, Blutungen, Geschwüre und alle andern Krankheiten augenblicklich zu heilen³⁾ und sandten lange nicht nur bei der großen Menge, sondern auch bei einem Theile der gelehrten Welt unbedingten Glauben. Goelenius, welcher noch in seiner zur Erlangung der Doctorwürde mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Abhandlung (Quaestiones mixtae in utraque parte controversae cum adjuncta disputatione de principis medicinae Paracelsicae, quod in arte mœdendi non habeant fundamentum. Marburg. 1600. 4.) in seinem Urtheile über die alchemische Richtung in der Arzneikunde schwankte, folgte derselben bereits in der von ihm beim Antritte der Professur der Physik gehaltenen Rede (Oratio, qua defenditur vulnus non applicato etiam remedio citra ullum dolorem curari naturaliter posse, si instrumenta tantum vel telum, quod sauciavit, seu quo vulnus est inflictum, peculiari unguento inunctum obligetur. Marburg. 1608. 8.) entschieden und versuchte in einer großen Aufsehen erregenden Schrift über die magnetische Heilung der Wunden (Tractatus de magnetica curatione vulneris citram ullam et superstitionem et dolorem et remedii applicationem. Marburg. 1609. 12. Francof. 1613. 12.)⁴⁾ die Wirkung der erwähnten Wassenfallen, die er als unbefruchtbare Thatsache annahm, auf natürliche Weise zu erklären, indem er eine der iberischen Natur bewohnende und als Heilmittel dienende Kräze voraussetzte, eine Theorie, welche Ant. Weimer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts weiter ausbildete und verbreitete. Goelenius verband übrigens, um mehr auf die Einbildung zu wirken, mit seinem Verfassen auch Zauberkünste und Beschwörungen und fand deshalb neben zahlreichen Anhängern auch eifrige Gegner. Am entschiedensten trat der gelehrte, aber in Vorurtheilen

1) Beigl. R. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. 4. Bd. E. 541. 2) Auch abgedruckt in dem Theatrum sympathiconum aeternum exhibens varios auctores de pulvere sympathetico et unguento armario (Norimb. 1602. 4.) und in Longini Caenaria Trinum magnum seu secretorum magicorum opus. (Francof. 1673. 12.)

anderer Art befangene Jesuit Joh. Roberti in einer heftigen Streitschrift (*Tractatus novi de magnetica vulnerum curatione auctore Rud. Goelenio anatome. Treviris 1615. 12. Lovanii 1615. 8.*) gegen die neue Theorie auf; er schrieb die Wirkung der Eisenfäße dem Teufel zu und erklärte die Rosenkreuzer sämmtlich für Zauberer, den Paracelsus aber, ihren Stammvater, für den größten aller Heilmeister. Goelenius verfaßte alsbald eine Verteidigungsschrift (*Synarthrosis magnetica, opposita infantiae anatomiae Joh. Roberti Jesuitae pro defensione Tractatus de magnetica vulnerum curatione. Marpurgi 1617. 8.*)³⁾, worauf aber Roberti mit einem noch heftigeren Angriffe (Goelenius heautotomurmenos, id est, curatiosis magneticae et unguenti armarii ruina. Luxemburgi 1618. 12.) antwortete. Auch der zweiten Verteidigung des Goelenius (*Morosopia Jo. Roberti in refutatione Synarthroses Goelenianae. Francof. 1619. 8.*)⁴⁾ ließ Roberti eine böhnische Erwiderung (Goelenius magus sive delirans. Duaci 1619. 12.) folgen und erklärte ihn für einen Sohn des Teufels; Goelenius versuchte zwar nochmals eine ausführliche Rechtfertigung seiner Theorie (*Mirabilium naturae liber, concordantias et repugnantias rerum in plantis, animalibus, animaliumque morbis et partibus manifestans. Adjecta est in fine brevis et nova defensio magneticae curationis vulnerum ex solidis principiis. Francof. 1625. 8. Ibid. 1643. 8.*), aber vergebens, denn Roberti behauptete durch seine tiefere Kenntniß der Physik und durch seine scharfe Dialektik das Schicksal und die magnetische Heilkunst geriebt allmählich in Vergessenheit, bis sie in neuerer Zeit mit noch größerem Lärm und auch größerem Erfolge wieder auftauchte. Noch lächerlicher war der mit seinen medicinischen Ansichten in enger Verbindung stehende Glaube an die Chiromantie und die Astrologie, welchen er in mehreren Schriften offen fund gab; die hauptsächlichsten derselben sind chiromantische Aphorismen (*Aphorismorum chiromanticorum tractatus compendiosus ex ipsius artis fundamentis desumptis; addita est praxis astrologica. Lichae 1597. 8. Neue umgearbeitete Ausgabe unter dem Titel: Uranosopia, Chirosopia, Metoposcopia et Ophthalmoscopia, h. e. coeli sen sphaerae coelestis syderumque ejus, lineamentum manus ac frontis contemplatio nova, eruditae et rationalis experientiae testimonio demonstrata, quae probatur divinationem ex astris lineisque manuum et frontis nec impiam esse nec superstitiosam. Lichae 1603. 8. Francof. 1618. 8. Ibid. 1621. 12. Ibid. 1668. 12.*); ferner gehören hierher seine Verteidigung der Astrologie (*Apologeticus discursus pro Astrologia. Marpurg. 1611. 4.*), seine astrologischen Traktatchen (*Acroteleutium astrologicum, cum Cypr. Leoviti tract. de conjunctionibus magnis insignioribus superiorum Planetarum, solis defectionibus et cometis. Marpurg. 1618. 4. und Urania cum geminis*

filibus, h. e. astronomia et astrologia specialia. Marpurg. 1621. 8.), seine Enthüllung der physionomischen und chiromantischen Künste (*Physiognomica et chiromantica specialia, hactenus tanquam secretissima suppressa, nunc vero primum in lucem emissae, cum experimentis memorabilibus. Marpurg. 1621. 8. Halae 1651. 8. Hamburgi 1661. 8. Deutsch Hamburg 1692. 8.*) und eine neue Ausgabe der Abhandlungen des Augustin Rhipus über die Bogelschau und die verhängnisvollen Tage (*De auguris libri II nec non de diebus criticis liber I nunc denovo excusci et a crassioribus mendis purgati. His accesserunt Uraniae divinatricis quoad astrologiae generalia libri II jam primum in lucem evolantes. Marpurg. 1614. 4.*). Weniger vertragen diese verfehrte Richtung seine Schriften über Dialektik (*Tractatus de vita proroganda, h. e. animi corporisque vigore conservando salubriterque produciendo. Moguntiae 1608. 8.*) Assertio medicinae universalis adversus universalem vulgo jactatam. Francof. 1620. 4. und Tractatus physicus et medicus de sanorum diacta, seu de septem rebus non naturalibus: aere, cibo et potu, somno et vigilia, motu et quiete, perturbacionibus, excretis et retentis. Marpurg. 1621. 8. Ibid. 1645. 8.), seine nach guten Vorgängern bearbeiteten Receptbücher (*Enchiridion remedium, olim per Q. Apollinarem vernacula lingua conscriptum, nunc e germ. in lat. sermonem versum. Francof. 1610. 8. Ibid. 1642. 8.*) und Erperimentbuch in mancherley Krankheiten verschüßten Arzneyen aus Diacorbis und Euphrasio Atheniensis vertentisch und mit eigener Erfahrung vermehrt. Frankfurt 1623. 8.), sein Handbuch der Physik (*Physicae generalis libri duo. Francof. 1613. 8.*) und einige satyrisch-fomische Aufsätze und Abhandlungen (*Physiologia crepitus ventris, item risus et ridiculi, et elogium nihili. Francof. 1607. 12.*)⁵⁾ und Oratio de luxu convivali nostri saeculi gaeanae artificibus, origine, auctoribus et aessia. Lichae 1604. 8. Marpurg. 1609. 12. Ibid. 1617. 8.)⁶⁾. Größeren Werth als alle diese bereits der Vergessenheit anheimgefallenen Schriften des Goelenius haben seine auf eigene Beobachtung und Erfahrung gegründeten Bemerkungen über die Pest (*De pestis febrisque pestilentialis causis, subjecto, differentiis et signis liber. Marpurg. 1607. 8. Weiß und Weg, sich vor der Pestillen, zu be-*

3) Sie ist auch in das schon erwähnte Theatrum sympathetico auctum aufgenommen. 4) Sie findet sich ebenfalls in dem Theatrum sympathetico.

5) Auch in G. Dornau's Amphitheatrum Sap. jocos. ser. (Francof. 1670. fol.) Tom. I. p. 349. Andere schreiben diese Aufsätze dem älteren Rud. Goelenius zu, jedoch, wie es scheint, mit Unrecht. 6) Die beiden letzten verbeserten und vermehrten Auflagen dieser für die Gittengeschichte jener Zeit nicht unwichtigen Schrift führen die Titel: Tractatus de portentosiss, luxuriosis et monstruosis nostri saeculi conviviis, eorumque artificibus, auctoribus, origine et aessis. Accessit in fine quaestio, an symposia homini christiano sint fugienda licetque huiusmodi conviviis convitari (Marpurg. 1608. 12.) und Tractatus de portentosiss et luxuriosis nostri saeculi conviviis et commensationibus, eorum auctoribus, origine, mensurarumque aessis, publice habitus, orationisque forma renovatus, syssitis elegantior pluribusque aliis locis nec indignis nec injunctis locupletior factus. (Marpurg. 1617. 8.)

wahren, und wie denen zu helfen, so damit beladen sind. Warburg 1611. 8. und Loimographia, in qua graves quaedam arduaeque quaestiones Medicorum quorundam ignorantiam et errorem in curanda peste detegentes explicantur, symptomata omnia, quae peste laborantes inquietare solent, enumerantur, contagionis quoque natura et causae eruntur et quid in specie in peste Marpurgensi Anno 1611 evenerit, passim inseritur. Francof. 1613. 8.). Er behandelt darin mit großer Umficht mehr wichtige Punkte der schwierigen Lehre von der Pest im Allgemeinen, beschreibt als scharf beobachtender Augenzeuge die Anzeichen, den Verlauf und den glücklichen oder tödtlichen Ausgang der Seuche und bezeichnet die besten und wirksamsten Heilmittel. Betrachtet man die Leistungen dieses sonderbaren Mannes in diesem Theile der Heilkunde, so muß man um so mehr bewundern, daß er sich in den übrigen Zweigen derselben nicht vor den Verirrungen einer ausschweifenden Einbildungskraft frei zu halten wußte. Goclenius starb am 3. März 1621. (Vergl. Strieder a. a. D. S. 488—500. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 539 seq.) — Sein Sohn Theodor Christoph Goclenius, am 25. März 1602 zu Warburg geboren, widmete sich auf den Universitäten zu Heidelberg, Warburg und Kassel ebenfalls der Arzneiwissenschaft, zog aber der ihm angebotenen Professur zu Warburg die praktische Ausbildung der Heilkunde vor und ging im J. 1634 als Stadtphysicus nach Cassel, von wo aus er noch in demselben Jahre den Landgrafen Wilhelm V. auf einem Feldzuge an die Ruhr begleitete. Später wurde er zum Leibarzt ernannt und ging als solcher mit dem Landgrafen Wilhelm VI. nach Frankreich. Er hatte als praktischer Arzt einen ausgebreiteten Ruf und starb am 14. Jan. 1673. (Vergl. Strieder a. a. D. S. 489.) — Sein Sohn Eduard Franz Goclenius, geboren am 20. Juli 1643 zu Goslar, wandte sich der Rechtswissenschaft zu und wurde, nachdem er zu Warburg und Kinteln seine Studien beendet hatte, auf der letzten Universität zuerst Professor der Logik und später (1680) Professor der Jurisprudenz. Er starb am 20. Juli 1721. Er verfaßte viele Promotionschriften, welche aber jetzt fast allen Werth verloren haben und von denen etwa noch die *Dissertatio de crimine concussiois in specie circa officiales in subditos*, von dem Zwange und Drude der Beamten wider die Unterthanen (Kinteln. 1696. 4.) zu erwähnen sein dürfte. — Sein Sohn Reinhard Goclenius, geb. zu Kinteln im J. 1678, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt ebenfalls der Jurisprudenz und lehrte dieselbe an der Schule zu Steinfurt, wo er im J. 1726 starb. Er versuchte sich in seinem Fache als Schriftsteller nicht ohne Glück und die Sammlung seiner Abhandlungen (*Opera juridica varia*. Osnabrug. 1715. 4.) wurde von seinen Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen. (Vergl. Strieder a. a. D. S. 501.) (Ph. H. Kälb.)

GODANA (Gódána) wird von Πότνάμος VI., 17, 5 unter den Städten und Dörfern (πόλεις καὶ κώμαι) in Ariana aufgeführt. (Krause.)

GODARD oder GILDARD, Bischof zu Rouen), soll um das Jahr 457 zu Salency bei Rouen in der Picardie geboren und der Sohn des Rectardus, eines fränkischen Edeln und der Protigia, welche einer alten nach Gallien übergesiedelten römischen Familie angehörte, gewesen sein. Diese Annahme beruht aber auf der sehr unzuverlässigen Behauptung, daß Godard der Zwillingbruder des heiligen Medardus, des ersten Bischofs von Rouen, war. Nach dieser Sage, welche erst nach dem 10. Jahrh. auftauchte, sollen beide Brüder an einem und demselben Tage getauft, zusammen von dem Bischofe von Bernand zu Priestern geweiht, zu gleicher Zeit mit der bischöflichen Würde beehrt und zu derselben Stunde von vieler Welt abgerufen worden sein). Zuverlässiger ist die Nachricht, daß er gegen das Ende des 5. Jahrh. zum Bischof von Rouen erwählt wurde, denn er bekleidete diese Stelle bereits unter der Regierung des Papstes Felix III., welcher im J. 492 starb; er unterrichtete noch die Aeten des ersten Conciliums zu Orléans, welches um das Jahr 508 abgehalten wurde und befand sich noch am Hofe des Königs Childeric, welcher im J. 511 die Regierung antrat und zu dessen Freunden der Bischof gehörte. Godard soll auch durch seine Belehrung und Thätigkeit zur Bekehrung Chlodwig's viel beigetragen, viele Heiden in der Umgegend von Rouen getauft und auf göttliche Eingebung den heiligen Landus (Saint Ló), als dieser kaum zwölf Jahre jährlte, zum Bischofe von Coutances geweiht haben. Er muß noch vor dem Jahre 514 gestorben sein, denn sein Nachfolger Glavinus wird bereits während der Regierung des Papstes Symmachus, welcher am 19. Juli dieses Jahres starb, erwähnt. Er wurde in der Marienkirche zu Rouen beigesetzt und diese Kirche führte später seinen Namen. Während der Einfälle der Normannen im 9. Jahrh. übertrug man seine Gebeine nach Seiffens und vereinigte sie mit denen des heiligen Medard, wodurch die oben erwähnte Sage entstanden sein mag, auch feiert die Kirche den Todestag beider am 8. Juni. (Ph. H. Kälb.)

GODARD (Claude), französischer Baumeister und Bildhauer, um das Jahr 1580 in der Umgegend von Orléans geboren, widmete sich der Kunst aus Neigung und zu seinem Vergnügen, trieb aber später die Architektur und Sculptur als Geschäft, ohne sich jedoch in beiden Zweigen der Kunst über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Er baute zu Orléans das westliche Portal des großen Friedhofes, welches später an den vor dem Thore Saint Jean befindlichen Friedhof verlegt wurde und steht noch als Eingang in denselben fort. Es war

1) Auch Gildard und Gildard genannt; Gildard scheint der richtige Name und Godard eine spätere Form desselben zu sein. Wir besitzen keine alte Biographie dieses Heiligen, die spätere Nachrichten über ihn hat Gottfr. Henken in den Act. SS. Junii Tom. II. p. 67—69 zusammengefaßt; Raballien's Behauptung, daß der bekannte gleichzeitige Dichter und Bischof Benardus Berthusnatus eine Biographie Godard's geschrieben habe, scheint auf einer Verwechslung mit der von diesem Schriftsteller verfaßten Biographie des heiligen Medard zu beruhen; vergl. *Histoire littéraire de la France*. Tom. III. p. 462. Biographie générale. Tom. XX. p. 876 seq. 2) Vergl. den Art. Medardus.

an dem Giebel mit zwei aus Stein gebauenen liegenden Skeletten geschmückt, welche Kenner als eine eben so genaue als zarte Arbeit rühmten. Da der Giebel im J. 1792 zertrümmert wurde, so läßt sich kein Urtheil über die Skulptur, welche von Anderen auch den Bildhauern Michel Bourdin und Hubert zugeschrieben wurden, feststellen, annehmen darf man jedoch nach den andern noch vorhandenen Arbeiten Godard's, daß diese Skulptur, wenn sie wirklich Meisterwerke waren, nicht von diesem Künstler herrührten, denn die ihm ohne Zweifel angehörenden, benfalls von den Zeitgenossen sehr gerühmten Figurengruppen an dem Portale und dem Giebelthore der Minoritenkirche (jetzigen Börse) zu Orleans verrathen seinen großen Meister. Er befaßte sich übrigens auch mit der Kriegsbaukunst und wurde deshalb zum königlichen Ingenieur ernannt. Godard starb um das Jahr 1672 zu Paris. Man findet ihn in der Geschichte der Kunst nur selten erwähnt, obgleich er andern, ebenfalls mittelmäßigen Künstlern, welche von ihr weitläufig besprochen werden, gleich kommt oder sie noch übertrifft*). (Ph. H. K. u. b.)

GODARD (Etienne), französischer Theolog, im J. 1748 zu Paris geboren, wurde, nachdem er im J. 1774 seine Facultäten im College de Navarre beendet hatte, Syndicus an dem geistlichen Gerichte zu Bourges und später Generalvicar, Canonikus und Erbkatholikus derselben Diocese. Obgleich seine Amtsgeschäfte ihn sehr in Anspruch nahmen, so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten, den größten Theil seiner freien Stunden den Wissenschaften zu widmen und lieferte die geistreichen Anmerkungen zu der von dem Fürsten Luigi Gonzaga di Castiglione in italienischer Sprache im J. 1776 in der Akademie der Medici gehaltenen und von Barraud unter dem Titel: *L'Homme de lettres bon citoyen* (Londres et Paris 1785. 12.) ins französische übersehten trefflichen Rede über die bürgerliche Stellung des Gelehrten standes. Nach der Wahl der Deputirten der Ständeverammlung wurde er Ergänzungsmitglied derselben und neigte sich entschieden zur liberalen Partei. Als der Geistlichkeit zu dieser Zeit von vielen Seiten der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nicht ernstlich genug den auf die geistlichen Güter und die bürgerliche Verfassung bezüglichen Maßregeln der Nationalversammlung entgegengetreten sei, suchte er sie in einer für die Geschichte der französischen Kirche nicht unwichtigen Vertheidigungsschrift (*Lettre de M. à M. sur la conduite du clergé dans l'Assemblée nationale ou histoire fidèle et raisonnée des décrets de l'Assemblée relativement aux biens ecclésiastiques et à la religion*. (Paris 1791. 8.) in rechtfertigen. Tropdem wurde er bald darauf der Vernachlässigung seiner Bürgerpflichten beschuldigt und im August 1792 mit mehreren seiner Collegen in Haft gebracht, aus welcher man ihn aber bald wieder entließ. Er arbeitete nach seiner Freilassung einige Zeit in einem Handlungsbüreau, wandte sich aber, da ihm diese Beschäftigung nicht entsprach, wieder der Poetik und der Vertheidigung seiner Standesgenossen zu

und trug nach dem 9. Thermidor durch Zeitungsartikel und Prokuren nicht wenig zur Abwendung der von einem Mitgliede der Hundshünder gegen die widerspenstigen Priester beantragten Maßregel bei. Als man in Folge der Constitution des Jahres VIII von den Priestern das Versprechen der Treue verlangte und die Meinungen über die Zulässigkeit dieser Forderung getheilt waren, gehörte Godard zu der Partei, welche sich für die Unterwerfung unter die Gewalt aussprach und vertheidigte diese Ansicht in seinem Rapport général des constitutions relatives à la promesse de fidélité à la constitution. (Paris an VIII. 4.) Gegen Bonaparte war er nicht freundlich gestimmt und mußte sich, als die Polizei bei ihm ein Verzeichniß der Mitglieder einer Verschwörung gegen denselben fand, längere Zeit verhaftet halten. Später begnadigte ihn der erste Consul und machte gegen seine Ernennung zum Generalvicar der Diocese Autun seine Einmündung. Godard starb aber schon am 1. April 1803 zu Paris, noch ehe er seine Stelle, wozu er durch die Verwendung seiner Freunde befördert worden war, antreten konnte*). (Ph. H. K. u. b.)

GODARD (Guillaume Lambert), ein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in Verviers praktischer Arzt, hat im Jour. de Méd., Chir. et Pharm. mehrfach Beobachtungen aus seiner Praxis mitgetheilt und außerdem zwei Abhandlungen veröffentlicht, deren erste den Kreis, die zweite aber das Arcifit von der Akademie in Tiszen erhalten hatte: *Sur la nature, la manière d'agir, les espèces et les usages des antispasmodiques proprement dits*. (Dijon 1765.) *Diss. sur les antiseptiques*. (Dijon 1768.) (Fr. Wih. Theile.)

GODARD (Jean), französischer Dichter, am 15. Sept. 1564 zu Paris geboren, war lange Zeit Oberichter in dem Gerichtbezirke von Ribemont in der Picardie (im jetzigen Departement des Aisne) und hielt sich später, nachdem er dieses Amt um das Jahr 1615 niedergelegt hatte, meistens zu Villefranche in Beaujolais (im jetzigen Departement der Rhone) auf, wo er auch im J. 1630 und zwar, wie man glaubt, in nicht glänzenden Verhältnissen starb. Seine ersten poetischen Versuche (*Les Premices de la flore ou des amours*. Lyon 1587. 8.), worin er seine Geliebte unter dem Namen Eucracia feierte, erwarben ihm großen Beifall, welchen er auch fortwährend durch seine Dben, seine Elegien, seine kleineren moralisch-didaktischen Gedichte (auf die Maßregeln, den Ehrgeiz, die Bosheit u. s. w.) und durch seine Sonette auf Heinrich IV. (*Les triomphes de Henri IV*. Lyon 1604. 8., auch unter dem Titel: *Les trophées de Henri IV*. Lyon 1594. 8.) nicht nur zu bewahren, sondern so sehr zu steigern mußte, daß man ihn Konrad, dem berühmtesten Dichter jener Zeit, gleichstellte. Er versuchte sich auch nicht ohne Glück in der dramatischen Poesie; seine Tragödie: *La Franciade* in fünf Acten und in Versen, deren Stoff er der fabelhaften Zeit der französischen Geschichte entlehnte, hat jedoch weniger Werth, als sein ebenfalls in Versen ge-

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 879.

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 861

schriebenes Puffspiel *Les Déguisez* in fünf Acten, eine geschickte Nachahmung der *Suppositi* Ariosto's. Für die Geschichte der französischen Sprache nicht unwichtige Bemerkungen legte er in seiner Abhandlung *L'H. française pour servir de supplément à l'art poétique de Ronsard* (Lyon 1618. 12.) nieder. Alle bis jetzt genannten poetischen und prosaischen Leistungen findet man in den Ausgaben seiner Werke, welche unter dem Titel: *Oeuvres poétiques* (Lyon 1594. 8. 2 Voll. N. Ed. Ibid. 1624. 8. 2 Voll.) und *La Nouvelle Muse ou les Loairs de Jean Godard* (Lyon 1618. 8.) erschienen. Der zweite Band der *Oeuvres poétiques*, welcher die Dramen enthält, wurde auch, vermuthlich weil er seinen genügenden Abzug fand, von dem Verleger ohne den Namen des Verfassers unter dem veränderten Titel: *Meslanges poétiques, tragiques, comiques et autres divers. De l'invention de L. P. F.* (Lyon 1624. 8.) ausgegeben. Viollet le Duc hat das Puffspiel auch in dem siebenten Bande seines *Ancien théâtre français* (Paris 1856. 16.), welches eine Abtheilung der von dem Buchhändler P. Jannet herausgegebenen *Bibliothèque elzevirienne* bildet, aufgenommen. In den Gesamtausgaben der Werke befinden sich nicht der erste (und einzig erschienene) Band des grammatischen Werkes *La langue française* (Lyon 1620. 8.) und *Le Gan* de Jean Godard (Paris 1588. 8.), ein didaktisches Gedicht, welches die Hand besingt und wichtige Beiträge zur Sittengeschichte jener Zeit liefert; da die Originalausgabe äußerst selten ist, so wurde es von Ed. Journeir in dem fünften Bande seiner *Variétés historiques et littéraires* (Paris 1856. 12.), welche ebenfalls zu der *Bibliothèque elzevirienne* gehören, aufgenommen. Godard's Gedichte zeichnen sich durch eine reine Sprache und Gemandtheit im Versbaue aus, man vermisst aber an ihnen Originalität und Lebendigkeit der Einbildungskraft. Man darf ihn übrigens nicht verwechseln mit Jacques Godard, einem älteren Dichter, welcher am Anfange des 16. Jahrh. lebte und unter der Regierung des Königs Franz I. Viceroy zu La Châtre in Berry (im jetzigen Departement der Indre) war. Seine Werke (*Petit traicté en vers, contenant la deploration de toutes les princesses de Rome depuis la fondation et constitution d'icelle, faicte par Romulus, jusques à la dernière prise des Espagnols arrivée le 6 mai 1527, qui a esté la plus cruelle de toutes les autres*. Paris 1528. 8. und *Dialogue sérieux et moral de Narcisse et d'Echo*. Poitiers 1639. 8.) sind, was ihren poetischen Werth betrifft, unbedeutend und geben nur Zeugnis von der damaligen verkehrten Richtung, die griechischen und römischen Schriftsteller auf eine möglichst dunkle und dem Laien unverständliche Weise nachzuahmen *).

(Ph. H. Kult.)

GODARD (Pierre François), französischer Hornschneider, am 21. Jan. 1768 zu Alençon (im Departement

ment der Orne) geboren, war der Sohn eines Druckers und fand in der Werkstatt, wo er mit seinem Vater arbeitete, bald Geschmack an der Holzschnedekunst, hatte aber, da ihm seine Armut nicht gestattete, sich die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen und Unterricht im Zeichnen zu nehmen, mit unsäglichem Schwierigkeiten zu kämpfen, welche er nur durch seinen unermüdblichen Fleiß und seine unerschütterliche Beharrlichkeit zu überwinden vermochte; kaum hatte er aber angefangen, seine Kunst zu üben, als die Revolution ausbrach, welche ihn zu dem Exile führte und ihn während der von Carrier zu Nantes verübten Gräueltthaten auf das Bürgerkräft gebracht hätte. Nachdem er dieser Gefahr glücklich entronnen war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und ließ sich daselbst als Hornschneider nieder. Seine Arbeiten fanden Beifall und Bestellungen floßen ihm von allen Seiten zu. Es erschienen jetzt von ihm rasch nach einander eine Menge von Landkarten, Abbildungen zu den *Gabeln* *Acop's* (Cambrai. An V. 12.), zu den *Gabeln* *Fontaine's* (Alençon. An IX. 12. 2 Voll.) und zu *Jouy's* beliebten historischen Kartenspielen, mehr Bignetten für das Wappenstein des Grafen Larac, das alte Wappen von Frankreich für die f. Drucker und das Wappen von Frankreich und Avarra auf dem Titel des großen Werkes *Sacré de Charles X.* Auch lieferte er einige Lithographien und Federzeichnungen, welche Beachtung verdienen. Godard starb am 21. Jan. 1838 zu Saint-Denis-sur-Sarthon. Lassen seine Leistungen in der Ausführung auch Wandel zu wünschen übrig, so verdienen sie doch die Anerkennung, welche ihnen von den Zeitgenossen zu Theil geworden ist, vollkommen. Eine für die Geschichte der Holzschnedekunst nicht unwichtige Sammlung seiner Werke wurde von ihm auf der öffentlichen Bibliothek zu Alençon niedergelegt *).

(Ph. H. Kult.)

GODARD D'AUCOUR (Claude), französischer Romanhdichter, am 26. Dec. 1716 zu Langres (im Departement der oberen Marne) geboren, beschäftigte sich nach der Beendigung seiner Studien ausschließlich mit der Literatur, ohne sich um irgend ein Amt zu bewerben, später aber bemühte er sich um eine einträgliche Stelle, wozu er auch bald durch die Vererbung seiner Freunde gelangte; er wurde im J. 1754 Generalpächter und im J. 1785 General-einnnehmer der Finanzen zu Alençon. Mit dem Eintritte in sein Amt gab er seine schriftstellerische Thätigkeit fast gänzlich auf, da er auf dem einschlagenden Wege, auf welchem er sich vielen Verdruß und mancherlei Verfolgungen zugezogen hatte, nicht länger fortzuschreiten konnte, ohne sich der Regierung unangenehm zu machen. Unter seinen Romanen, welche fast alle ohne seinen Namen erschienen und durch ihre scharfe Satyre und die eingeschobenen allzu üppigen Schilderungen großer Affekten erregten, nehmen die *Mémoires turcs, avec l'Histoire galante de deux Turcs pendant leur séjour en France, par un auteur turc* (Amsterdam [Paris] 1743. 12. 2 Voll.

*) Joh. Joh. Adelung, *Berichtigung und Ergänzungen zu Götting. Inst. d. Geschichtswissenschaften*. 2. Bd. S. 1498. *Biographie universelle*. Tom. XVII. p. 541. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 877 seq.

*) *Biographie générale*. Tom. XX. p. 881. *G. & R. Register's Künstlerlexikon*. 5. Bd. S. 246.

Constantinople 1758. 12. 3 Voll.) unstreitig die erste Stelle ein und erhielten, besonders in der sechsten Auflage (Amsterdam 1776. 12. 2 Voll.) eine ungewöhnlich große Verbreitung wegen der ihr vorgesetzten Zuweisung an Mademoiselle Duthé, eine damals berühmte Courtisane, welche Anfangs die Huldigung ernst nahm, aber den Verfasser mit Erbitterung verfolgte, als ihr endlich klar wurde, daß dieser darin nur unter dem Schleiер einer trefflichen und gut durchgeführten Ironie die unverkürzte Annäherung und Verschönerung der damaligen galanten Damen der Hauptstadt geschildert hatte. Diese Zuweisung wurde auch in den späteren Ausgaben (Londres 1785. 16. 2 Voll. Paris 1796. 18. 2 Voll. und Paris 1823. 18. 2 Voll.) wiederholt und läßt sich immer noch mit Vergnügen lesen, sowie auch der übrige allzu freie und sehr oft gegen den Anstand verstoßende Roman selbst, welcher in einem lebhaften, geistlichen und leichtem Stile die verderbten Sitten jener Zeit schildert, die durch die Revolution ihren Abschluß und ihre Strafe erlangte. Der nicht weniger durch die eingeflochtenen äpplichen Schilderungen berühmte Roman Thémidore (La Haye 1745 u. 1776. 12. Paris 1797. 12.), zugleich eine persönliche Satire gegen den Präsidenten Dnbois, brachte den Verfasser Kränze, welcher den Verfasser nicht nennen wollte, in die Besitz. Außer diesen beiden Romanen, welche hauptsächlich den Ruf Godard's begründeten, sind noch anzuführen: Lettres du chevalier Dantueil et de mademoiselle de Thélis, (s. l. 1742. 12.), der erste Versuch des Verfassers in der von ihm später festgehaltenen Darstellungsmethode, Histoire et Aventures de **, par lettres (s. l. 1744. 12.), Le Berceau de la France (La Haye [Paris] 1744. 12. Bruxelles et Paris 1788. 12.), Louis XV., Poème (Paris 1744. 4.), Le Bien-aimé, allégorie (Paris 1744. 12.), eine scharfe Kritik der lobhebenden Schriften, welche bei der Wiedergewinnung Ludwigs XV. erschienen, Naissance de Clingquant et de sa fille Mérope, conte allégorique et critique (Paris 1744. 12.), L'Académie militaire ou les Héros subalternes, par un auteur suivant l'armée (Paris 1745. 12. 2 Voll. nouvelle édition augmentée Paris 1777. 12. 2 Voll.), Gandriole, conte (La Haye 1746. 8.) und La Parisiade ou Paris dans les Gaules (Paris 1778. 8. 2 Voll.). Godard versuchte sich auch als Theaterdichter, aber ohne besonderen Erfolg; mit Dret und Billard arbeitete er für das Theatre français: Le Quartier d'Hiver, comédie en un acte et en vers (Paris 1745. 8.), und allein für das Theatre italien: La Déroute des Pamela, Comédie en un acte et en vers (Paris 1744. 8.) und L'Amour second, Comédie en un acte (Paris 1745. 8.). Er starb zu Paris am 1. Juli 1795.

(Ph. H. Kälb.)

GODARD D'AUCOUR (Claude, Baron de Saint-Just), ein Sohn des Berbergheden und vorzüglich als Operndichter bekannt, am 14. Juli 1769 zu Paris geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft und sollte grade zum Rathe am Parlament ernannt werden, als die Revolution ausbrach. Da seine glänzenden Vermö-

gensverhältnisse ihm erlaubten, eine unabhängige Stelle einzunehmen, so zog er sich gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und entging so um so leichter jeder Gefahr, da er sein Talent nur benutzte, um zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen; auch bot sein sanfter und liebevoller Charakter nicht leicht Jemandem Veranlassung, ihn auf irgend eine Weise zu verfolgen. Nach einem ungetrübten, sorgenlosen Leben befiel ihn eine lange schmerzhafteste Krankheit, welcher er am 17. März 1828 erlag. Er versuchte sich mit dem meisten Glücke in der dramatischen Poesie und viele seiner Opern, zu deren Erfolg freilich auch die ausdrucksvolle und rührende Musik eines ausgezeichneten Componisten, seines Freundes Boieldieu, nicht wenig beitrug, haben sich bis jetzt nicht nur auf der französischen Bühne, sondern auch auf den meisten anderen Bühnen Europas erhalten. Die bekanntesten und unstreitig die vorzüglichsten derselben sind: Le Calif de Bagdad, opéra en un acte et en prose (Paris 1801 et 1803. 8.), Le Famille Suisse, opéra en un acte et en prose (Paris 1797. 8.), Gabrielle d'Estrees ou les amours d'Henri IV, opéra en trois actes et en prose (Paris 1798. 8.) und Jean de Paris, opéra en deux actes et en prose. (Paris 1812. 8.) Ferner sind zu erwähnen: Jélicio, opéra en trois actes (Paris 1793. 8.), Les méprises espagnoles, opéra comique en un acte (Paris 1798. 8.), Zoraimo et Zulnar, opéra en trois actes et en prose (Paris 1798. 8.), L'Heureux malgré lui, opéra comique en deux actes et en prose (1802) und Le Nègre par amour, opéra en un acte et en prose (1805). Mit Longchamps dichtete Godard zur Feier des Friedens von Campo Formio die Oper: L'heureuse nouvelle en un acte et en prose (Paris 1798. 8.) und mit demselben und Jouv die komische Oper: La Prisonnière. (Paris 1799. 8.) In allen diesen Opern, welche sich durch eine geschmackvolle und gewandte Sprache auszeichnen, bewährt der Verfasser eine ungewöhnliche Kenntnis der Bühne und ein bewundernswürdiges Talent, aus dem Ernst und Rührenden in das Fröhliche und Begehrliche überzugehen und dadurch auf den Zuschauer unmittelbar zu wirken. Auch seine Lustspiele: L'Avare fastueux, comédie en trois actes et en vers (Paris 1806. 8.) und Les Protecteurs, comédie en trois actes et en vers, sowie seine Tragödie Mirza in drei Acten und in Versen zeichnen sich durch geistreiche Schilderung der Charaktere und durch anziehende Darstellung aus. Alle diese dramatischen Werke sind mit Ausnahme der im Vereine mit Anderen gedichteten Opern und seiner Schweigervfamilie in den von ihm zum Druck vorbereiteten, aber erst nach seinem Tode erschienenen Essais littéraires (Paris 1826. 8. 2 Voll.) vereinigt. Darin findet man auch das lyrische Drama: Ida ou le Tribunal secret in drei Acten und das dem bekannten englischen Dichter Young nachgeahmte Gedicht: La Mort de Jeanne Gray in drei Gesängen. Godard führte als Schriftsteller den Namen Saint-Just, hat aber mit dem berühmtesten Conventionsmitgliede dieses Namens Nichts gemein, obgleich man aus Unkenntnis diesem mehrere seiner Werke zugebeht

hat; dagegen gehört die fonsche Eper: Les Epoux indiscrets (1806), welche manchmal Godart zugeschrieben wird, nicht ihm, sondern Saint-Yon an*). (Ph. H. Kuhl.)

GODART (Jean Baptiste), französischer Naturforscher, am 26. Nov. 1775 zu Drigny-Sainte-Venote in der Picardie (im jetzigen Departement des Aisne) geboren, wohnte sich im Collège Louis-le-Grand zu Paris der Philosophie und ward bald nach der Beendigung seiner Studien Maître d'Etudes und darauf Unterdirector dieser Anstalt. Nach der Occupation des linken Rheins durch die Franzosen kam er als Proviseur an das Lyce zu Bonn, welches Amt er bis zur Vertreibung seiner Vandalen aus Deutschland bekleidete. Auf den Befehl des Generals Erskanian, sich mit seinen etwa 300 französischen Jünglingen nach Frankfurt zurückzuziehen, stellte er sich an die Spitze derselben, führte sie aus Lindegen, aus welchen er oft nur mit großer Mühe der ihm anvertrauten Jugend Nahrung und Nachtlager zu verschaffen vermochte, durch das feindliche Heer und brachte sie nach einer ebenso anstrengenden als gefährlichen Reise von 25 Tagen glücklich nach Bonn, von wo sie gesund und wohlbehalten nach ihrer Heimath gelangten. Godart wurde darauf zum Cenfor an dem Lyce zu Nancy ernannt, wo er zugleich die Stelle des Proviseurs versah. Während der 100 Tage unterzeichnete er nicht nur die Zusatzpunkte zu den Verfassungen, sondern verkaufte auch unter seinen Jünglingen eine Subscription zu einer patriotischen Gabe für den Kaiser, weshalb er nach der Zurückkehr der Bourbonen trotz seiner geleisteten Dienste und trotz seines Verdienstes um die Wissenschaft foglich in den Ruhestand versetzt wurde. Er benutzte nun seine unfeiwilige Muße, um sich dem seit vielen Jahren ununterbrochenen Studium der Naturwissenschaften und insbesondere des die Schmetterlinge umfassenden Theiles derselben gänzlich zu widmen. Schmerzlich vermehrte er jetzt seine prächtige Schmetterlingsammlung, deren Herstellung ihm 20 Jahre und eine große Geldsumme gekostet hatte und welche er bei seiner überlittenen Abreise von Bonn einem Naturforscher daseibst um einen geringen Preis hatte überlassen müssen, glücklicher Weise war er jedoch im Besitze der über diese Sammlung niedergeschriebenen Bemerkungen geblieben. Er begab sich nun nach Paris, wo ihn der bekannte Naturforscher Vatreille veranlagte, den Artikel Papillons für die naturhistorische Abtheilung der Encyclopédie méthodique zu schreiben, eine Arbeit, welche unstreitig zu den besten Leistungen in diesem Fache gehört; auch leistete er, da er der lateinischen Sprache vollkommen mächtig war, Vatreille bei der Ausarbeitung seiner Genera crustaceorum et insectorum wesentliche Dienste. Bald darauf aber wurde ihm eine weit wichtigere Arbeit, nämlich die Fortsetzung der von B. A. Genouville begonnenen Histoire naturelle des lépi-

doptères des environs de Paris anvertraut. Da bereits drei Lieferungen des Werkes ausgegeben waren, so konnte Godart an dem Plane Nichts mehr ändern, erhielt aber nach der Beendigung der 15. Lieferung von dem Verleger die Erlaubniß, die Schmetterlinge des ganzen französischen Reiches aufzunehmen, wodurch freilich die bereits erschienenen Lieferungen mit den späteren nicht mehr in Einklang standen, welchem Mangel durch eine systematische Uebersicht am Ende des zweiten Bandes nur unvollkommen abgeholfen werden konnte. Godart betrieb die Fortsetzung mit der ängstlichen Sorgfalt und mit unermüdlichem Eifer und suchte sich lebende Exemplare der verschiedenen Gattungen zu verschaffen, um sie selbst beobachten und genauer beschreiben zu können. Auf einem der zu diesem Zwecke unternommenen häufigen Ausflüge zog er sich jedoch in der glühenden Sonnenhitze eine Augenentzündung zu, welcher er am 27. Juli 1825 erlag. Er hatte bereits das Werk bis zum Ende des fünften Bandes geführt und die Tagfalter, die Abendfalter und einen kleinen Theil der Nachtfalter beendet. Sein Antheil an dieser Arbeit zeichnet sich ganz besonders durch gute Classification, klare und sorgfältige Beschreibung und genaue Benennung aus. Godart war auch Mitglied der Linnae'schen Gesellschaft zu Paris und vornehmlich in den Annalen derselben ein vortreffliches Mémoire sur plusieurs especes nouvelles de lépidoptères. Sein Freund P. A. J. Duponchel setzte die Naturgeschichte der Schmetterlinge fort und das ganze Werk (Histoire naturelle des lépidoptères ou papillons de la France. Paris 1820—1844. 8. 13 Voll.) ist jetzt beendigt*). (Ph. H. Kuhl.)

GODART (Roch), französischer General, am 30. April (nach Andern am 19. März) 1761 zu Arras, der Hauptstadt des Departements Pas de Calais, geboren, gehörte einer unbekannten und unbedienten Familie an und trat im J. 1779 als Soldat in das Infanterieregiment Orleans, nahm aber, da er in jener Zeit sich kaum zum Corporal empor zu schwingen vermochte, nach Ablauf seiner Dienstzeit im J. 1786 seinen Abschied und kehrte in seine Heimath zurück, um in einer anderen Laufbahn sein Glück zu versuchen; als jedoch die Revolution ausbrach, ergriff er die Sache derselben mit jugendlichem Eifer, trat im J. 1792 in das letzte Bataillon der Freiwilligen des Departements von Calais, welches sich später als 79. Linieninfanterieregiment in vielen Schlachten auszeichnete und ward alsbald zum Hauptmann und schon im folgenden Jahre zum Commandanten dieses Bataillons ernannt. Er versand sich mit denselben in den Jahren 1792 und 1793 bei der Rhearmee unter Dumouriez und nahm Theil an der Belagerung von Düren, wobei ihm eine Kugel das Pferd unter dem Leibe tödtete. Nach der Aufhebung dieser Belagerung wurde er der Sambre- und Maasarmee zugetheilt; er blieb bei dieser in den Jahren 1794 und 1795, führte unter Jourdan bei der Erstürmung von Rauberg drei Bataillone und

*) Uebrig über die beiden Godarts v'Arcour die Biographie universelle, Tom. XVII. p. 541 und Tom. LXXX. p. 364 seq., die Biographie générale, Tom. XX. p. 679 seq. und J. M. Quérard, La France littéraire, Tom. III. p. 338 seq.

*) Biographie universelle, Tom. LXX. p. 444. Biographie générale, Tom. XX. p. 862 seq.

wirkte mit unermüdlicher Thätigkeit bei der Belagerung von Maftricht. Zur Rhein- und Moselarmee versetzt, diente er bei der Besatzung von Mainz, worauf er zum Brigadeführer ernannt wurde und den Aufzug erhielt, das Rheinufer zwischen Neubrüssel und Straßburg zu bewachen. Auf dem Feldzuge in Schwaben und Tyrol unter Moreau (1796) hatte er mit seiner Brigade stets gegen einen überlegenen Feind zu kämpfen und verlor bis zu seinem Rückzuge über den Rhein bei Günningen fortwährend viele Leute. Nach der Belagerung und Eroberung der Festung Rehl führte er seine Brigade nach Italien und machte den Feldzug des Jahres 1796 mit. Nach der Beendigung desselben durch den Frieden von Campo Formio bekam er den Befehl, mit seinem Regimente nach den ionischen Inseln zu gehen, wo er während der Jahre 1797 und 1798 blieb und die Festung Korfu vier Monate lang gegen das vereinigte Belagerungsheer der Türken und Russen tapfer vertheidigte, sich aber gegen die Uebermacht des Feindes nicht halten konnte; er erzwang übrigens eine günstige Capitulation und während ein Theil seiner auf den Inseln Santa Marga, Cephalonia und Theaki gestreuten Brigade in die Gefangenschaft gerieth und nach Constantinopel in das Bagnu geschleppt wurde, gelangte er mit dem Reste seiner Leute glücklich nach Frankreich. Man beorderte ihn zuerst nach Lyon und von da nach Paris, wo seine wieder ergänzte Brigade an den Ereignissen des 18. Brumaire Theil nahm. Bald darauf rückte er mit ihr zur Westarmee, bei welcher er während der Feldzüge gegen die Royalisten in der Vendée unter Brune und Bernadotte in den Jahren 1800, 1801 und 1802 blieb. Während der Jahre 1803 und 1804 stand er unter Angereau in den Lagern zu Bayonne und Saintes und die von ihm daselbst geleisteten Dienste veranlaßten seine Ernennung zum Ritzele und bald darauf zum Officier der Ehrenlegion, auch betraf ihn der Kaiser in das Wahlcollegium des Departements Pas de Calais. Im J. 1805 erhielt er Befehl, mit seinem Regimente wieder nach Italien zu gehen, wo er sich in der von dem Marschall Massena gewonnenen blutigen Schlacht von Caldiero durch seine Tapferkeit und Umsicht auszeichnete und den vom Feinde hart bedrängten Divisionen Duhesme und Gardanne aus der Klemme half. Im J. 1806 folgte er dem Generale Molitor nach Dalmatien und erhielt den Auftrag, dem Generale Lauriston, welcher in Ragusa von den Russen und Montenegroinern belagert und hart bedrängt wurde, zur Hilfe zu eilen. Am 6. Juli griff er mit der ihm zu Gebote stehenden geringen, aber bewährten Mannschaft den weit überlegenen Feind mit dem Bayonette an und schlug ihn so vollständig, daß er die Belagerungsartillerie und die ganze Bagage im Stiche lassen und eiligst die Flucht ergreifen mußte. Nach der Entsetzung Ragusa's nahm er im September und October desselben Jahres an den Kämpfen gegen die Russen und Montenegroinern am Golfe von Catara und in den beiden folgenden Jahren an den Schirmzügen gegen die türkischen und dalmatischen Aufurgenten rühmvollen Antheil und machte darauf den Feldzug des Jahres 1809

in Teutschland mit. In dem Treffen bei Gochsich, wo sich die Oesterreicher dem Einmarche der Franzosen in Kroatien widersetzen, drängte er unaufhaltsam den Feind zurück, sodat dann bei Graz und bei Wagram und zeichnete sich in der Schlacht an dem letzten Orte so rühmlich aus, daß er am 11. Sept. desselben Jahres zum Brigadegeneral und bald darauf zum Reichsbaron ernannt wurde. Als Brigadegeneral der Armee des Herzogs von Abrantes zugeheilt, machte er in den Jahren 1807 und 1808 den Krieg in Spanien und Portugal mit und leistete bei den Belagerungen von Algora, Ciudad Rodrigo und Almeida gute Dienste. Als er gegen Ende des Jahres 1811 nach Frankreich zurückkam, wurde er zum Commandanten des Departements des Tarn und der Garonne ernannt, aber schon im folgenden Jahre mußte er sich zur großen Armee, welche nach Rußland vorrückte, versetzen, einging jedoch, da er als Gouverneur zu Wilna blieb, dem traurigen Schicksale, welches so viele seiner Kriegsgesährten traf. Nach dem Rückzuge erhielt er Befehl, die Vorhut eines Armecorps an die Grenzen von Böhmen zu führen, da er aber daselbst auf einen überlegenen Feind stieß, so war er gezwungen, nach einem härtnächtigen Kampfe nach Dresden zurückzukehren. Auf diesem Rückzuge wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und er selbst erhielt eine starke Quetschung am rechten Arme. In dem Treffen bei Dresden ging ihm eine Kugel durch den Schenkel und er mußte in die Stadt gebracht werden. Nach der Capitulation derselben führte man ihn als Kriegsgefangenen nach Ungarn, wo er bis zum Friedensabschlusse im J. 1814 blieb. Nach seiner Heimkehr wurde er vom Könige zum Ritter des heiligen Ludwig und zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt, aber seines Dienstes entlassen. Während der 100 Tage bestimmte ihn Napoleon, welcher ihm großes Vertrauen schenkte, wieder zum Commandanten des Departements des Tarn und der Garonne; nach der zweiten Rückkehr der Bourbonnen erhielt er deshalb sogleich Befehl, sein Amt niederzulegen und wurde in den Ruhestand versetzt, ohne jedoch wegen seiner Anhänglichkeit an Napoleon weiter verfolgt zu werden, da er sich vorher in seiner Stellung je länger je mehr die Erlaubnis hatte und bei allen Parteien als ein in jeder Beziehung rechtlicher Mann galt. Er ließ sich nach seiner Abkunft am Saint-Servan bei Saint-Malo nieder und starb am 8. Mai 1834 zu Rennes, wohin er sich in den letzten Jahren seines Lebens zurückgezogen hatte *).

(Ph. H. Kälb.)

GODASA (Godasa) ist von Ptolemaeus V, 7, 4 unter den Städten Klein-Armeniens aufgeführt worden.

(Krause.)

GODAVERY (Gadavari, Ganga Godavery oder auch Ganga Sona, d. i. kleiner Ganges), der längste Strom der vorberindischen Halbinsel, dessen Stromvertheilung von der Quelle bis zur Mündung über 150

*) Vergl. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 443. Biographie générale. Tom. XX. p. 893. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 244 seq.

geographische Reilen beträgt. Seine unzähligen Quellen entspringen im nordwestlichen Bergwinkel der Subah Aurungabad, auf der Grenze von Kandesh und Aurungabad, in der Nordostwendung, wo die Bergflüsse und Bindhyafetten zusammenstießen, auf den Berggehängen des höchsten Tafellandes Maharasschtra, ganz nahe an der Meeresküste bei Bombai, zwischen den Felsen Trimbuk und Dhanbur unter dem 20° nördl. Br. Von hier an durchschneidet er in fast gleichbleibender südöstlicher Normalrichtung, die dem directen Abhange der Quelle von der Mündung fast gleich ist, in unzähligen kleinsten Krümmungen, die größte Breite der Halbinsel fast vom Westmeere bis wieder zum Omeere von Masulipatam. Derghang gibt den directen Abhang der Quelle von der Mündung zu 97 trusschen Reilen, die größte Stromentwidelung zu 187 Reilen, die Größe der Stromkrümmungen zu 50 Reilen, das Verhältniß der Krümmungen zum directen Abhange = 9 : 10 und das Areal des Stromgebietes zu 5800 □ Meilen an. Das Areal übertrifft demnach das des Rheins um 1800 □ Meilen, steht aber hinter denselben in Beziehung auf günstige Oberflächengestaltung und Cultur jurad.

Der Godavery hat nur einen sehr kurzen oberen Lauf innerhalb wahrer Gebirgsnatur; er ist größtentheils nur Plateaustrom und wendet sich überall nur durch die einsinkenden, nackten, glückseligen Plateauebeneu Mittel-Defans hindurch. Auch alle seine Zuflüsse sind gleichartiger Plateauflüsse. Unterhalb seiner letzten Durchbrechungen der Randgebirge (oberhalb Rajamundry) erreicht er erst seine Niederung, steht da gleich der Küste ganz nahe, überschwemmt sein kleines Delta und fällt unmittelbar ins Meer. Da sein Mittellauf fast allein vorherrschend ist, konnten in seinem oberen, mittleren und unteren Laufe keine wesentlichen Verschiedenheiten hervortreten. Aus Mangel an günstigen Naturformen und weil er wegen seiner Ausbreitung in der Mitte des De-fansplateaus stets in alle Wässer- und Herrscherkämpfe verwickelt war, konnte er kein Culturstrom seiner Landschaft werden. Seit der Befestigung der Maharratten gehört fast sein ganzes Stromgebiet dem Territorium des Nizam von Hyderabad und des Rajah von Berar an. Zwischen beiden Gebieten ist der Wurda, ein Nebenfluß des Godavery, Grenzstrom, und zwar so, daß im Westen von ihm und am untern Godavery das Gebiet des Nizam, im Osten das des Rajah liegt. Vom Nordufer des Godavery an durch sein bergiges, klippiges Stromgebiet im Hochlande, von den West-Ghats bis zum Wurdafluß im Osten bleiben die halbwilden Gules (Coolies) und Ghils überall vorherrschend; östwärts vom Wurda und von seiner Vereinigung mit dem Godavery an dessen Odufer die Bölder der Gonds oder Soands, die rohen, raubstüßigen, ungebildeten und uncivilisirten Aboriginer Defans. — Erst mit den süßlichen Landschaften, dem süßlichen Aurungabad, Beber, Hyderabad und den Circars, längs den Südufern des Godavery und längs seines Mündungsgebietes sangen die bebauteren und civilisirteren Gegenden an bekannter zu werden.

Als den eigentlichen Quellstrom des heilig verehrten Godavery, dessen Ufer von Brahmanen bewohnt werden, betrachten die Hindu's denselben Hauptarm, der aus vielen Quellbächen, an den West-Ghats entspringen, sich bei Rumbhauri zu einem Flusse bildet. Von da strömt er gegen Südost zwischen der Stadt Aurungabad und den Clota-Grötenwerken an seinem Nordufer und Ahmednagar an seinem Südufer durch ein klippiges, unebenes, zerklüftetes Plateauland, voll Kluppen und niedriger Felsen und Regel. Zu Tola oberhalb des Uebergangsortes auf der Straße zwischen Aurungabad und Ahmednagar ist der Godavery noch fluthbar, nur fluthet tief; unterhalb der Stadt nicht mehr.

Der Strom durchfließt von der Provinz Aurungabad östwärts über Ranbeie (19° 3' nördl. Br., Flußspiegel 1074 parisi. Fuß über dem Meere) die weite Landchaft, die nun zu seinen beiden Seiten — wo ihn im Süden der Manjera, im Norden der ihm fast gleich große Pain-Gangakshi begleitet — den Namen Beber (Beber, Bider) führt.

Nach seinem Vereine mit dem Manjera steht der Godavery seinen Lauf östwärts durch ganz Beber im Nizam-Territorium fort, an Nirmul (19° 19' nördl. Br.) vorüber bis über des Nizams Dharange zum Berar-Territorium in ganz gleicher Richtung bis etwa zum Meridian von Madras (nach Derghang 13° 4' 9" nördl. Br., 77° 56' 57" östl. L. von Greenwich), wo Gondwana, das Land der Gonds, beginnt.

Hier nimmt der Godavery von Norden her, nahe unter 19° nördl. Br., zwischen Ghinnur und Mahadapur seinen nördlichen Hauptfluß, den Wurda, auf, der ihm seine Wässer aus den nördlichen Berar- und den Gondwarabergen zuführt, die das Südufer des Nerubda begleiten.

Das ganze Plateauland, südlich von den Bindhyafetten, welches der Godavery bis zum Wurdafluß durchzogen hat, erhielt im 13. Jahrh. den allgemeinen Namen Telingana, womit Sprache und Volk seitdem bezeichnet wird. Die alte Hindueintheilung nannte die Landchaft im Norden des Godavery Andhra, die Landchaft im Süden des Godaveryprathales und die Küstengebiete der fünf Circars Kalinga. Der nordöstliche Theil von Andhra, östwärts des Wurdaflusses, das heutige Gondwana, heißt in der alten Sanskritgeographie zur Zeit mächtiger Hindu-Kajahs (vergl. Ritt. Af. IV, 1. S. 563) Bidbarba, welches in seiner weiten Ausbreitung Maharrasschtra im Westen, von Nagadha im Osten und

1) Aurungabad, die moderne Capitale der Subah Aurungabad, liegt nach Hamilton nur 19° 54' nördl. Br., 75° 33' östl. L. von Greenwich, nach Dr. Young 19° 45' nördl. Br. und 76° 2' 15" östl. L., etwa 1700 Fuß oder 1800 Fuß über dem Meere. 2) Beber, die moderne Landes capitale, von welcher die Provinz den Namen führt, liegt am Manjera- (Manjara) Fluße, der in seinem ganzen Laufe unsichtbar bleibt, unter 17° 49' nördl. Br. Sie hier früher Ahmednagar, weil sie von Ahmed Schah, hait der schieren Heften in Kailasra, erbaut wurde. Der Eingriß der Manjera liegt bei Beber 1500 var. Fuß über dem Meer, also 400 Fuß höher als der des Godavery bei Ranbeie.

Malwa im Norden von Andhra und Telingana im Süden trennt.

Der Burda oder Warda (Varada, d. i. Erhöhrer der Gebete), der bedeutendste nördliche Zufluss zum Godavery, führt in seinen vielen Armen aus Berar und Gondwana diesem die Wässer Central-Indiens von Nordosten her zu, ist aber erst seit 1803 zum politischen Grenzstrom der erweiterten Rajasthümer des Nizam im Westen und des Dehkanats von Berar im Osten gemacht worden. — Er entspringt nahe den Lantiquellen, im Nordosten von Ellichpur (21° 14' nördl. Br.), der alten Kapitale von Berar, und im Osten des Forts Sawilgurt in einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß.

Nach einem Laufe von wenig Meilen fließt er im Westen des kleinen Odes Kachengau (809 par. Fuß über dem Meere) vorüber, wo sein Wasserpegel nur 703 Fuß über dem Meere liegt, dann nahe an Jingsanghat auf seinem Ostufer (619 par. Fuß) vorbei.

Vom Westen her nimmt der Burda den Pann-Ganga auf, der im weiten Laufe vom Ajuntapasse der Satpura Ketten auf der Grenze von Kandesh herabkommt und nicht fern im Nordosten von Kurnagabad entspringt. Er ist ein nördlicher Parallelstrom mit dem oberen Godavery und durchzieht gegen Südosten die Plateauläche bei Basien (Causum 1642 Fuß über dem Meere), in dessen Nähe sein Wasserpegel nur 1359 par. Fuß über dem Meere liegt.

Im Nordosten von da, auf dem Wege zu dem bezeichneten Wasserpegel des Burda, ist die Zivilstation Karanja (Karanja 1245 par. Fuß über dem Meere).

Der beste Hauptzufluss zum Burda ist der Wane, Wain oder Wam-Ganga (von Vana-Ganga, d. i. Bogen-Ganges). Er entspringt aus noch größerer nördlicher, wenig bekannter Ferne aus Chotighur in Dopeyarnen, nahe den Verbuddaquellen zwischen 22—23° nördl. Br., und wälzt von da direkt gegen Süden sein Wasser zum Burda. Bei Nagpur fällt der Kobragurfluß gegen Westen zum Wain-Ganga.

Nagpur (nach englischer Schreibweise Nagpoor), jetzt Kapitale des Rajah von Berar, der aus dem Mahratengeschichte stammt, liegt unter 21° 10' nördl. Br. und 79° 14' östl. L. von Greenwich, nahe an der Quelle des kleinen Flüßes Nag-Gabi (von ihm Nagpura, d. i. Festung am Nag), der seine Wässer nur aus einem Kunstteiche erhält und im Sommer vertrocknet. Nach einem Laufe von fünf geographischen Meilen fällt der Nag in den Kanhan, einen aus dem Dregah (d. i. Wetterbergen) kommenden Bergstrom, und beide vereinigt fallen in den Wun-Ganga, dessen Arm mehr von Nordost herkommt. Dessen Hauptquelle liegt nahe dem Ode Seoni (Seoni, 22° nördl. Br.), macht aber, genötigt durch die Erdspalten der dortigen Basaltbänke, einen großen Bogen gegen Norden und Osten über Chapparah, wo er ein von Basaltfäulen umstelltes Engthal als Wälder, solcher Bergstrom durchdringt und fließt in der Nähe von Rundhal am obern Verbudda erst wieder gegen den Süden zu seinem südlichen Normalaufse zurück. Bei Ambura unterhalb Nagpur vereinigt er sich mit dem

Kanhan (Kahan der Karlen) von Westen her; nach seinem Verlaufe mit dem Burda, unter der feste Chanda, verlieren beide Flüsse ihren Namen und heißen nun bei den Eingebornen Pranita (d. i. Hauptzufluß des Godavery), dem die Europäer den Namen Warda oder Burda gelassen haben. Im Norden der Stadt Nagpur fließt durch Felsengen der kleine Beshfluß zum Kanhan.

Seit einigen Jahren hat man von Nagpur aus auf dort gebauten Flößbooten die Schiffsahrt stromab bis zum Godavery und zur Meeremündung versucht. Die vielen Rapiden des Strombettes hofft man zu besiegen.

Der Unterlauf des Godavery ist wenig bekannt. Vereinigung des Burda mit dem Godavery findet statt unter 19° nördl. Br.; auf der einen Landspitze des Vereins liegt die weiter nicht bekannte Stadt Ghinnur (18° 53' nördl. Br., 79° 39' östl. L. von Greenwich).

Unmittelbar unterhalb des Vereins, bei Kalasur (Kalsapur Ghaut, 18° 38' nördl. Br.), ist das Bett des Godavery eine englische Meile breit, im Sommer der Strom so leicht, daß er nur einen kleinen Theil des Kinnfels mit 15 Zoll tiefem Wasser füllt, in der nahesten Jahreszeit volle Wogen wälzend. Am Zusammenflusse befindet sich ein Tempel der Kali, wo die Pilger ihr entzündendes Bad nehmen.

Der Godavery fließt dann bei den Ruinen von Mahadapur die Stromenge von Ritucota (engl. Mooty Gauty), eine der stärksten Passagen im wilden Waldlande der Gheds. Ufern von da liegt am linken Einflusse des Salair aus Gondwana die berühmte Pagode Budrachellum (Bhadrachalam, d. i. der heilige Berg), ein Wallfahrtsort für HinduPilger, der Eita geweiht, merkwürdig durch die einzige heisse Quelle der ganzen innern Halbinsel Hindostans, die noch dazu in der Mitte des Godaverystromes liegt.

Erst oberhalb Rajahmundry oder Rajahmundry (Rajahmundry, Stadt, 16° 59' nördl. Br., 10 geographische Meilen landeinwärts vom Meere) bricht der Godavery aus dem wenig bekannten, sehr wilden Berg- und Waldlande der Gondwana's, das er bisher in seinem todbenen Laufe durchschneidet, in die vorliegende Küstenebene, in die Niederung, in welcher er sich gleich in zwei Arme theilt und ein kurzes Deltaal bildet. Die von ihm hier durchbrochenen Grenzgebirgsketten sind eine Fortsetzung der gegen 1500 Fuß hohen primitiven Küstengebirge, die von dem untern Rajanabli, von Ghicacola und Wiganapalam (17° 42' nördl. Br.) über Cap Dolphinose (1500 Fuß hoch) hier vorüberziehen bis zu den Nordenden der Ralla Ralla. Der Godavery wälzt bis zu dieser Stromspaltung sehr viele grobe Kiesel, zumal runde Geschiebe von Galedon, Carnool, Akhat, Zoolithe und Korund (aus Spentigstein). Seine Wassermassen sind hier gewaltig, der Strom eine Meile breit, die Ufer romantisch, im Hintergrunde amphitheatralische Hochgebirge. (Höhlungen aus Gondwana mit den Teakbäumen geben den Wäldern Hauptbeschäftigung.) Der Godavery durchfließt in der Niederung einen ungemein fruchtbaren Boden, in dessen Mergellagern und schwarzer Erde der Strom sich 20—30 Fuß hohe Ufer einhauen

bei, an 8 geographische Meilen bis zum Ocean. Aber eben er diesen erreicht, theilt er sich noch in viele verschiedene Arme, die alle, durch das Eindringen der Meeresfluth begünstigt, auch Eerssiffe tragen, zwischen sich vielfache Inseln bilden, deren Bodenwechsel häufige Fehden der Bewohner erzeugt. An ihren Mündungen haben sie verschiedene Häfen, unter denen am nördlichsten Arme Coringa und Jegeram die bekanntesten sind.

(H. E. Hüssler.)

GODDAM * (Adam), englischer Theolog und Schriftsteller, gewöhnlich Anselmus genannt, wahrscheinlich zu Norwich in der Grafschaft Norfolk, nach Anderen in Irland geboren, studirte zu Paris unter Wilh. Orcam und folgte der von diesem erneuerten Secte der Rominalisten, weshalb er, gleich seinem Lehrer, mit den realistischen Scotisten in fortwährendem Streite lag und durch seine in dieser Richtung gehaltenen Disputationen zu ebenso großem Ansehen gelangte, obgleich er sich weniger derb als Orcam äußerte. Er war nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der Minoriten getreten und hielt sich den größten Theil seines Lebens in dem Kloster zu Norwich auf mit Ausnahme einer kurzen Zeit, während welcher er als Professor der Theologie zu Oxford großes Aufsehen erregte. Er starb im J. 1358 (nach Anderen schon im J. 1344) zu Babbelford bei Bury. Sein vorzüglichstes Werk ist sein Commentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus (Quaestiones in quatuor libros Petri Lombardi Magistri Sententiarum. Parisiis 1512. fol.); seine übrigen Schriften (Sententiae Oxoniensis concilii, De foro poenitentiarum fratrum, Commentarius super Cantica, Postilla in Ecclesiasticum, Contra Ricardum Wethersete und Determinationes undecim) sind noch ungedruckt. Handschriften derselben aber finden sich in vielen englischen Bibliotheken.

(Ph. H. Kieß.)

GODDARD (Jonathan), Arzt, Botaniker und Chemiker, war 1617 in Greenwich geboren. Er wurde 1642 in Cambridge Doctor der Medicin; 1646 nahm ihn aber das londoner ärztliche Collegium auf und im folgenden Jahre lehrte er in London Anatomie. Er nahm eine hohe ärztliche Stellung bei Cromwells Armee ein und erhielt unter dem Protector Vertrauens- und Ehrenstelle, da er nach erfolgter Restauration beraubt wurde; doch konnte er wenigstens noch medicinische Vorlesungen am Oxordam-College fortsetzen. Er starb am 24. März 1674. Außer einigen Mittheilungen in den Phil. Transact., worunter sich namentlich Beobachtungen über das Chamäleon befinden, verfasste er: Observations concerning the nature and similar parts of a Tree. (Lond. 1664. fol.) The fruit tree's secrets. (Lond. 1664. 4.) A discourse, setting forth the unhappy condition of Physic in London and offering means

*) Sein Name wird auch Godam, Goddeham und Wyddam geschrieben; spätere Aetizyn über ihn führt man bei J. Gale (Scriptorum illustrum majoris Britanniae catalogus. Basil. 1667. fol. Cont. V. c. 98. p. 447) und Wilh. Gaze (Scriptorum ecclesiasticorum historia literaria. Geneva 1694. fol. Append. p. 19). Die vielfache Schreibart seines Namens hat Manche veranlaßt, und ihm mehr verschiedene Schriftsteller zu machen.

to put in a better. (London 1669. 1670. 1678. 4.) Nach seinem Tode erschienen seine Recepte anfangsweise in der zweiten Ausgabe der Pharmacopoea Bataviana (Lond. 1681) unter dem Titel: Arcana Goddardiana.

(Fr. Wilh. Theile.)

GODDE (Etienne Hippolyte), französischer Architekt, am 26. Dec. 1781 zu Breteuil (im Departement der Dife) geboren, studirte die Architectur unter Delagardette und besuchte die Ecole des Beaux-Arts bis zum Jahre 1800, in welchem er den zweiten großen Architecturpreis erhielt. Er trat nach der Beendigung seiner Studien sogleich in den Staatsdienst und begann seine Laufbahn in dem Bureaux der Prefecture der Seine unter Molinos als erster Zeichner. Bald darauf (1806) erhielt er die Stelle eines Inspecteurs unter Legrand und wurde im J. 1813 zum ersten Architect-Inspecteur der zweiten Section der öffentlichen Arbeiten ernannt. In dieser Eigenschaft nahm er im Auftrage der Regierung die Pläne, Aufrisse und Durchschnitte der Kirchen zu Paris auf und vereinigte die vortrefflich ausgeführten Zeichnungen, über 300 an der Zahl, zu einem Atlas, welcher sich auf dem Bureau der Stadtpläne befindet. Die Verdienstlichkeit dieses Werkes veranlaßte auch seine Ernennung zum Architecten der Stadt und als solcher besorgte er im Vereine mit J. B. Reuaur, welcher ihm als Gehilfe beigegeben wurde, die Vergrößerung und den Ausbau des Stadthauses zur allgemeinen Zufriedenheit, während er zu gleicher Zeit in den von ihm aufgenommenen und studirten Kirchen zu Paris, sowie in der Kathedrale zu Amiens und in der Pfarrkirche zu Vorez zahlreiche Restaurationsarbeiten vornehmen ließ. Im J. 1852 legte er hochbetagt seine Stellen nieder. Zu den von ihm geleiteten vorzüglichsten Bauten zu Paris gehören die Kirchen Notre-Dame-de-Bonne-Nouvelle, Saint-Denis-du-Saint-Sacrement, Saint-Pierre-de-Chaillot, das Seminar Saint-Eulpie, die Kapelle und das Portal des Friedhofes Pere-Lachaise, das Portal an dem Elmetire du Sud und sieben große Hotels in der Condorstraße, das entwarf er die Pläne zu den Monumenten des Marichals Brignons und der Familie Frochot auf Pere-Lachaise und zu dem neuen Stadtviertel Etoile*).

GODEAU (Antoine) oder **GODELIUS**, geb. 1605 in Devent in der Diöcese von Chartres, wo sein Vater Assessor beim Unterstengerichte war, stammte aus einer angesehenen Familie. Früh erwachte seine Neigung zur Dichtkunst. In Paris genoß er den Umgang des gelehrten Conrart, der mit ihm verwandt war und ihn in seine Wohnung aufnahm. Durch einige poeische Versuche ward er auch dem Dichter Chapelain bekannt und dieser führte ihn in dem Hause der Mademoiselle de Rambouillet (Julie d'Angennes) ein, wo sich die vorzüglichsten Gelehrten und Dichtgeister versammelten. Als seiner von Natur kleinen und unansehnlichen Gestalt abging, ersuchte er durch seinen Geist und seine Gewandtheit im geselligen Umgange. Die erwachsen-junge Dame

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 885. G. R. Ragier, Künstlerlexikon. S. 50. S. 247.

scheint sich für ihn interessiert zu haben. Sie schrieb an Boileau: „Il y a ici un homme plus petit que vous d'une coudée; et je vous jure, mille fois plus galant.“ Er hieß damals ziemlich allgemein le Nain de Julie (Julie's Zwerg). Während seines Aufenthaltes in Paris trat er in den geistlichen Stand. Er beschloß sich seitdem viel mit der religiösen Poesie. Der Cardinal Richelieu, dem er sich durch seine Paraphrase des Gesanges: *Benedicite omnia opera Domini Domino* empfohlen hatte, verlieh ihm das Bisthum Grasse in der Provence, und zwar mit dem Vorspiele: Vous me donnez le Benedicite, et moi je vous donne Grasse (das Gitt). Nach seiner Weihe durch den Bischof von Chartres, Eleonor d'Empeles, nachherigen Erzbischof zu Rheims, begab sich Godeau in sein Eist, wo er seinen Functionen als Geistlicher unermüdet oblag und besonders in die Versall geartete Kirchenmusik verbesserte. Mit dem Bisthume Grasse vereinigte er durch das Patronatsrecht die Kirche zu Antibes. Auf seiner Versammlung des französischen Clerus im J. 1645 las er einen von ihm verfaßten Panegyricus des Petrus Aurelius vor, der die Gerechtsame der Bischöfe gegen einige Ordensleute mit Nachdruck vertheidigt hatte. Dieser Panegyricus erschien auch im Druck (Paris 1646. 4.). Den größten Theil seiner Zeit brachte Godeau in seinem Eist zu, beschäftigt mit der Inspection der unter ihm stehenden Kirchen und mit seinen vielfachen Amtverrichtungen als Kanzelredner und Seelsorger. Mit großer Gewandtheit wußte er geistliche und weltliche Handel seines Eistes zu schlichten. Ein Schlagfluß raubte ihm das Leben. Er starb am 17. April 1672 im 67. Jahre, gekrönt von seinen Zeitgenossen als Dichter, Redner und Historiker. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Seine literarische Laufbahn eröffnete er mit einem *Discours sur les Oeuvres de Malherbe*. (Paris 1629. 4.) Diesen Beifall fanden seine zu Paris 1633 in zwei Octavbänden herausgegebenen *Oeuvres chrétiennes*, die bereits im folgenden Jahre eine neue Auflage erlebten. Diefem Werke folgten mehr Umschreibungen einzelner Bücher des neuen Testaments, namentlich die Briefe des Apostels Paulus: Paraphrase sur les Epîtres de St. Paul aux Corinthiens, aux Galates et aux Ephésiens (Paris 1633. 4.); Sur l'Epître de St. Paul aux Romains (ibid. 1635. 4.); Sur l'Epître de St. Paul aux Hebreux (ibid. 1637. 12.); Sur les Epîtres canoniques (ibid. 1640. 12.) u. a. m. Er beschrieb auch das Leben des erwählten Apostels (Vie de St. Paul Apôtre. Paris 1647. 4.), später sogar in Versen (St. Paul, poëme chrétien. Paris 1654. 12.). Zu seinen erwählten Umschreibungen fügte er auch noch eine poetische Paraphrase des Psalms *aux vers*. Paris 1647. 4.). Den Standpunkt, aus welchem er den geistlichen Stand betrachtete, zeigte sein *Discours de la vocation à l'état ecclésiastique*. (Paris 1652. 12.) Von seiner *Histoire de l'Eglise*, eine seiner neuesten Werke, erschien zu Paris in Folio 1653 der erste und zweite Band, 1663 der dritte und vierte und 1678 der fünfte, mit welchem das Werk schloß. Nicht

frei von mannichfachen Irrthümern und selbst von einigen seiner Zeitgenossen als eine fabelhafte Chronik bezeichnet, behauptete dies Werk nur kurze Zeit sein Ansehen und ward gänzlich verdrängt durch Fleury's Kirchengeschichte. Das Schicksal der Bergessenheit traf auch Godeau als Dichter. Seine Poesies chrétiennes et morales fanden noch bei seinen Zeitgenossen nur wenige Leser. Enttäuscht soll sich Boileau über ihn in den Worten geäußert haben: „Je ne sais point s'il passera à la posterité, mais il faudra pour cela qu'il resuscite, puisqu'on peut dire qu'il est déjà mort, n'étant presque plus maintenant lu de personne.“ In einem grossen Ansehen erhielt sich, ihrer Ränge und Deutlichkeit wegen, die von Godeau 1709 zu Paris herausgegebene *Morale chrétienne pour l'instruction des Cures et Prêtres* *).

(Heinrich Döring.)

GODEAU (Michel), französischer Theolog und Schriftsteller, um das Jahr 1656 zu Paris geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien Priester an der Kirche Saint-Gôme, im J. 1684 Professor der Rhetorik an dem College des Grassins und im J. 1714 Rector der Universität. Da er sich in die jansenistischen Streitigkeiten mischte und als Gegner der Bulle Unigenitus auftrat, so wurde er im J. 1736 als 80jähriger Greis nach Gorbil verbannt und starb daselbst am 25. März desselben Jahres. Er erwarb sich hauptsächlich als Uebersetzer einen ausgebreiteten Ruf und insbesondere wurden von den Zeitgenossen seine Uebersetzungen der Grundsätze des geistlichen Lebens von Bartholomäus de Wartrivibus (*Abregé des Maximes de la Vie spirituelle, recueilli des sentiments des pères et traduit du latin de Dom Barthélemy des Martyrs*. Paris 1699. 12.) und der Abhandlung des heiligen Bonaventura von der Liebe Gottes (*De l'amour de Dieu, traité de St. Bonaventure*. Paris 1712. 12.) angepriesen. Die Uebersetzung der Grundsätze des geistlichen Lebens wird zuweilen auch Antoine Godeau, dem berühmten Bischof von Vence, zugeschrieben, aber fälschlich, denn ihm gehört nur die der Uebersetzung vorangehende Vorrede auf Bartholomäus de Wartrivibus an. Eine fonderbare Unternehmung ist eine erst nach seinem Tode herausgegebene metrische Bearbeitung mehrer Werke Boileau's in lateinischer Sprache (Perillustrius viri Nicolai Boileau Despreaux Opera e gallicis numeris in latinis translata. Parisiis 1737. 12.), welche die Anrede an den König, die zwölf Satiren, die zwölf Episteln und die vier Gesänge der Dichtkunst umfaßt und den Beifall des Dichters gehabt haben soll, weil er wahrnahm, daß sich seine Gedanken in dem lateinischen Gewande schärfer und deutlicher darstellten; bei näherer Betrachtung erscheint aber das müßsame Nachwerk als unnütze Zeitverschwendung; Godeau soll auch das Eingipfel (lutrins) desselben

*) Siehe *Perrault, Les Hommes illustres*. Tom. 1.° Du Bin in der Bibliothèque des auteurs ecclésiastiques. *Nicéron, Mémoires*. Tom. XIV. p. 61 seq. *La Madaillière, Dictionnaire des Poètes français morts p. 211. Jâcher's Gelehrtenlexikon*. 2. Th. S. 1092 ff. *Baur's Reces höher. biograph. u. literarisches Handwörterbuch*. 2. Bd. S. 464.

Dichters auf gleiche Weise mißhandelt haben, die Uebersetzung wurde aber nicht gedruckt; dasselbe Verth enthält dagegen die lateinische Uebersetzung einiger Gedichte des Abbe de Willers und ein kleines Gedicht des Abbe de Lavande unter dem Titel: *Umbra Godeli ad suum librum*. Gelungen ist die lateinische Uebersetzung der Dede des bekannten Dichters Pierre Charles Roy über das Studium in Sapphischen Versmaße (in den *Mémoires historiques et critiques*. Septembre, 1722.). Godeau hinterließ noch mehrere ähnliche metrische Uebersetzungen, welche jedoch seinen Herausgeber fanden, und angeblich auch eine französische Uebersetzung der Werke des heiligen Hieronymus, über deren Verth sich Urtheil möglich ist, da sie ebenfalls ungedruckt blieb *).

(Ph. H. Kuld.)

GODEBERT *), König der Longobarden, theilte nach dem Tode seines Vaters, des Königs Agilbert (661), mit seinem Bruder Bertari *) das longobardische Reich, sodaß dieser zu Mailand, er selbst aber zu Pavia seinen Sitz hatte. Als bald aber entbrannte, von schlechten Menschen angeführt, zwischen diesen früher einigen Brüdern Zwietracht und ein solcher Haß, daß jeder von beiden das andere Reich an sich zu reißen suchte. Godebert schickte zu diesem Zwecke den Herzog Garibald von Turin zu Grimald, dem tapferen Herzoge von Venedig und versprach ihm seine Schwester Theudetrata zum Weibe, wenn er ihm gegen seinen Bruder Bertari Hilfe leisten wolle; der Gesandte war aber ein Verräther und munterte Grimald auf, das durch den Zwist der beiden Brüder zerrissene Longobardenreich an sich zu dringen. Grimald, ein sonst sehr rechtlicher und kluger, aber über Gebühr ehrgeiziger Mann, ging auf das Anerbieten ein, brach mit einer ausgewählten Mannschaft gegen Pavia auf und verschaffte sich in allen Städten, durch die er kam, Freunde und Hülfsgegnen zur Erlangung der Herrschaft. Garibald, welcher von Pavia aus vorausgegangen war, um Grimald's Ankunft zu melden, stieß Godebert's Ritterskaren ein und gab ihm den Rath, nur mit einem Panzer unter dem Kleide angethan sich mit Grimald in eine Unterredung einzulassen, indem er ihm versicherte, daß dieser ihm nach dem Tode strebe, Grimald aber sagte er, Godebert werde bei der Zusammenkunft mit ihm einen Panzer unter dem Kleide tragen und bege die Absicht, ihn zu ermorden. Als nun beide am andern Morgen zu einer Unterredung zusammenkamen, umfalte Grimald bei der Begrüßung Godebert und da er merkte, daß dieser wirklich einen Panzer unter dem Kleide trug, zog er unverweilt das Schwert und stieß ihn nieder, worauf er ihm leicht gelang, dessen Reich und alle Gewalt an sich zu reißen. Godebert hatte kaum ein Jahr geherrscht und hinterließ einen minderjährigen

Sohn, Ramens Raginpert, welcher von den Betreuen Godebert's weggebracht und heimlich aufgezogen wurde, ohne daß Grimald ihn weiter verfolgen ließ. Als Bertari die Ermordung seines Bruders erfuhr, ergriff er eilrig die Flucht und begab sich zu dem Könige der an den Ufern der Donau wohnenden Avaren. Seinen minderjährigen Sohn Kuninpert schickte Grimald in die Verbannung nach Benevent, worauf er sich noch im J. 662 die longobardische Krone aufsetzen ließ; dem Verräther Garibald aber ward der verdiente Lohn. Als er nämlich zu Turin am Osterfeste die Kirche des heiligen Johannes des Täufers besuchte, stieß ihm ein zum Geschehliche Godebert's gehörender Jüngling, welcher auf dem Tausflein gestiegen war, von Oben das Schwert in den Rücken. Er wurde zwar sogleich von dessen Leuten niedergebunden, hatte aber doch seine Anverwandten auf eine glänzende Weise gerächt. Bertari ergab sich, da ihn die Avaren aus Furcht vor Grimald nicht in ihrer Mitte zu behalten wagten, diesem auf Gnade und Ungnade und wurde von ihm einige Zeit ehrenvoll behandelt, bis er durch hinterlistige Feinde, welche ihn bei Grimald verleumdeten, von Neuem in Gefahr kam, durch Mordanschlag sein Leben zu verlieren, er suchte nun Zuflucht bei den Franken und bewog diese durch große Versprechungen zu einem Feldzuge gegen Grimald; da diese aber im J. 663 bei Rivoli eine Niederlage erlitten, ging er nach England, von wo er nach des Kaisers Tode im J. 679 zurückkehrte und wieder den longobardischen Thron bestieg. Ihm folgte im J. 688 sein Sohn Kuninpert und diesem im J. 700 sein Sohn Kuitpert. Wegen dessen zog, als er kaum die Regierung angetreten hatte, Raginpert, Godebert's Sohn, zu Felde, schlug ihn bei Novara und riß das Longobardenreich an sich; er starb aber noch in demselben Jahre.

(Ph. H. Kuld.)

GODEBERTA, eine Heilige des 7. Jahrh., um das Jahr 640 zu Verona des Amicus geboren, stammte aus einer sehr alten Familie und sollte sich mit einem angesehenen Manne am Hofe Chlotar's III. verheirathen, sie wählte aber Gott zum Bräutigam und empfing am das J. 658 in Gegenwart des Königs den Heiligen Geist aus den Händen des heiligen Eligius, Bischofs von Noyon. Der König schenkte ihr bei dieser Gelegenheit einige Güter, um in dieser Stadt eine Genossenschaft errichten zu können, welcher sie mit Klugheit und großem Eifer vorstand. Sie übte die ihr anvertrauten Schwörmern im Stillschweigen und in der Abtöndung und theilte ihnen die Unterweisungen mit, welche sie von dem heiligen Eligius erhalten hatte, sie selbst aber lag Tag und Nacht inbrünstig Gebete ob und die Lebendigkeit ihres Glaubens wurde auch, wie die Legende erzählt, mit mehreren Wundern bezeugt. So löschte sie eine große Feuerbrunst durch das Zeichen des Kreuzes und verschärfte durch ihr Gebet und durch Buhdungen, die sie anordnete, eine Seuche, welche in Noyon große Verheerungen anrichtete, eine ungehorsame Schwester aus ihrer Genossenschaft aber strafe sie mit Blindheit. Sie starb am Ende des 7. oder am Anfange des folgenden Jahrh. und wurde in der Marienkirche zu Noyon, welche jetzt ihren Namen

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 545 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 888 seq.

1) Nach der gewöhnlichen Schreibart; Andere schreiben den Namen aus Godebert, Godebert aus Godebert; seine und seines Bruders Geschichte erzählt Paul Barnefrid (*De gothis Longobardorum* l. IV. c. 58; l. V. c. 1 seq.). Bergl. Sigeberti Chronicon ad ann. 660. 2) Nach anderer Schreibart Bertari und Partituri.

trägt, bezeugt. Ihre Reliquien, welche man in früheren Jahrhunderten, wenn man Regen oder das Aufhören einer Krankheit erbitten wollte, feierlich überzutragen pflegte, wurden während der Revolution zerstreut, das Andenken der Heiligen ehrt man aber jetzt noch zu Novon am 11. April. Eine Biographie derselben, welche wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. von Rabod, Bischof von Novon, verfaßt wurde, gab zuerst E. Surin in seiner Legendenammlung (unter dem 11. April) und später aus einer in Novon aufbewahrten Handschrift Dan. Papetoch (in den Act. SS. Aprilis Tom. II. p. 31—36) heraus, wobei er die trefflichen Illuminationen benutzte, welche Louis de Montigny, Erzbischof von Novon, seiner französischen Uebersetzung der Legende (Novon 1630. 8.) beigelegt hatte. (Ph. H. Kuhl.)

GODECHARLES (Guillaume), belgischer Bildhauer, am 30. Dec. 1750 zu Brüssel geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der Kunst von Laurent Desvaur, machte dann seine Studien auf der Akademie zu Paris und ging von da zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom, wo er im J. 1773 den großen Preis in der Sculptur erhielt. Nachdem er nun noch, um die Meisterwerke des von ihm gewählten Kunstzweiges kennen zu lernen, eine Reise durch Italien, Teutschland und England unternommen hatte, kehrte er nach einer zehnjährigen Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück, wo er sich alsbald durch seine Arbeiten großen Ruhm und allseitige Anerkennung erwarb. Zuerst ernannte ihn der Prinz Karl von Lothringen zu seinem Bildhauer und nach und nach zogen ihn der Herzog Albert von Sachsen-Teichen, der Kaiser Napoleon und der König der Niederlande in gleicher Eigenschaft in ihre Dienste. Ausserdem wurde er Mitglied des Instituts zu Amsterdam und Professor an der Akademie zu Brüssel. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören das große Basrelief an dem Giebel des Ständehauses zu Brüssel, welches bei dem Brande am 27. Dec. 1820 Schaden litt, aber von dem Künstler selbst wieder hergestellt wurde, die Giebelverzierung an dem Schlosse Laeken, die Statuen der Minerva und der Victoria in denselben Schlosse, die Büsten berühmter Männer aller Völker in der Villa Celsium zu Wespelaar zwischen Edwen und Mecheln, die Büsten Philipp's von Champagne und van der Neulen's auf der Bibliothek zu Brüssel, die Pet. Fr. Jakobs und Ferd. Mar. Desvaur in der Katharinenkirche errichteten Denkmäler, die Basreliefs und das Monument des Professors Jakobs in der Kirche zu Goudenberg, die sprechend ähnlichen Büsten der Naturforscher Lens, Kinné und Voederickx im botanischen Garten zu Gent, das Brustbild des Rates Devere in dem Universitätsgebäude derselben Stadt, das Brustbild des Königs Wilhelm I. und das Standbild desselben in dem Palaste der Generalstaaten, die Statuen älterer in der holländischen Geschichte berühmter Männer (des Prinzen Wilhelm I., des Grafen von Egmont, Oranien-Nassau's, de Ruiter's, Tromp's und Rarnie von St. Albegonde), die Büsten Wilhelm's von Oranien, des Fürsten von Sigmé und des Bildhauers Desvaur, seines Lehrers, ein Amor, den er für den Architekten

Wifson in Gent verfertigte und eine Venus in dem Museum zu Brüssel. Godecharles starb in dieser Stadt im Februar 1835. Er arbeitete ebenso fleißig als schnell und schien den Marmor gleichsam zu fletzen, er führte einen kräftigen Meißel, vernachlässigt aber nicht selten die Reinheit der Formen, mit einem Worte, er zeigt mehr Gewandtheit als Geschmack, mehr Kraft als Mäusath und seine Hand vermag mehr als sein Geist; auch trieb er seine Kunst mit einigem Aberglauben. Als einst ein Künstler, welcher ihm einen Besuch abbringen wollte, in sein Haus trat, stieß er auf etwa 30 Personen, Frauen, Kinder, Arbeiter und Nachbarn, welche auf den Knieen lagen und inbrünstig die Muttergotteslitanie beteten. Der Fremde, welcher glaubte, man bete für einen Hausgenossen, der mit dem Tode ringe, wollte sich entfernen. „Bleiben sie nur,“ rief man ihm zu, „das Gebet ist bald an Ende. Der Meister ist eben im Begriffe, einen Martermord in Angriff zu nehmen und man betet, daß er auf seine böse Ader und auf seine Mißthat stoßen möge.“ Godecharles begann in diesem Augenblicke, als man die heilige Jungfrau anrief, an der Venus Kallippos zu meißeln !). (Ph. H. Kuhl.)

GODEFREDUS (auch Gaufridus, Gottfridus, Theotfridus oder Goverus), ein Benedictinermönch des 12. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er Abt des berühmten Klosters zu Admont in Oberkärnten war und sich als Prediger großen Ruf erwarb. Seine noch vorhandenen Reden (Homilien in Dominicas et Festa anni ed. B. Pez. Aug. Vind. 1725. fol. 2 Voll.) rechtsfertigen den ihnen von den Zeitgenossen gespendeten Beifall. Er wird häufig mit Godefriedus (auch Theotfridus oder Thiesfrid, einem anderen älteren Benedictinermönch, welcher bereits im J. 1031 in der Abtei Epternach im Herzogthume Luxemburg lebte, vom Jahre 1083 an denselben als Abt versah und daselbst am 11. Dec. 1110 starb), verwechselt. Dieser schrieb eine Legende in vier Büchern (Flores epistoliarum Sanctuarum ed. et notis illustr. J. Robert. Luxemburg. 1619. 4.) und eine Biographie des heiligen Willibrod, des Stifters des Klosters Epternach, aus welcher Rabillon (in den Act. SS. Ord. S. Benedicti Saec. III. P. I. p. 629) eine Stelle mitgetheilt hat. Noch auffallender ist die Verwechselung beider mit Godefriedus (oder Theotfridus), einem dem 8. Jahrh. angehörnden Abte von Camerl oder St. Gausfer, welchem zwei Homilien über die Verehrung der Heiligen (Sermones de cultu et veneratione Sanctuarum, abgedruckt in der Bibliotheca Patrum, Lugduni, Tom. XII. p. 417 seq. und in Berengoni's Opuscula. Colon. Agrippi. 1555. 8. p. 127 seq.) zugeschrieben werden²⁾. (Ph. H. Kuhl.)

¹⁾ Vergl. Annales du salon de Gand. (Gand 1823. 8.) p. 91 seq. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 445. G. S. Ragler's Künstlerleben. 5. Bd. S. 247 ff.

²⁾ Vergl. Gottfried, Godefredus u. s. w.

1) Chronicon Epternacense in Martene's und Durand's Veterum Scriptorum amplissima collectio. Tom. IV. p. 510.

2) Vergl. W. Carr. Scriptorum ecclesiasticorum historia liter-

GODEFREDUS (oder *Geofrey*), Abt von St. Alban und erster bis jetzt bekannter dramatischer Schriftsteller Englands, in der Normandie geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris dem Studium der Theologie und wurde von da von Richard, dem Abte von St. Alban, nach England berufen, um die Leitung der Schule zu Dunsstable zu übernehmen. Hier verfasste er eine leider nicht mehr vorhandene dramatische Darstellung des Lebens der heiligen Katharina (Iudum S. Catharinae) in lateinischer Sprache und ließ sie von seinen Schülern aufführen, zu welchem Zwecke er sich von dem Sakristane der nahe Abtei St. Alban Chorvode leihen ließ. Da vorher nie von der Aufführung irgend eines Dramas die Rede ist, so darf man wohl voraussetzen, daß dieser Versuch der erste war, welcher in England gemacht wurde. Im J. 1119 wurde Godefredus zum Abte von St. Alban erwählt. (Ph. H. Kuhl.)

GODEFREDUS, Bischof von Amiens, im J. 1065 auf einem seinen Ältern angehörnden Landgute bei Soissons, nach Anderen zu Peronne geboren, stammte aus einem sehr angesehenen Geschlechte und wurde schon als fünfjähriger Knabe in das Kloster zu Saint-Denis gebracht, um daselbst eine fromme Erziehung zu erhalten. Der Abt dieses Klosters, sein Taufpathe, war ein Heim der Gräfin Ida von Bouillon, der Mutter Gottfried's und Baldwin's, welche Könige von Jerusalem wurden. Schon von seiner jüngsten Jugend an verabschiedete sich Godefredus fortwährend eines großen Theils der ihm gewöhnlichen Nahrung und vertheilte sie unter die Armen, oft sogar erschien er nicht in dem Episcopale, um sein Gebet nicht zu unterbrechen. Nachdem er im J. 1090 die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er zum Abte des Klosters Rogent, in der Champagne ernannt und bald darauf in derselben Eigenschaft nach dem Kloster zum heiligen Remigius in Rheims berufen. Als er im J. 1103 zum Bischofe von Amiens erwählt wurde, konnte man ihn nur mit Mühe bewegen, diese Würde anzunehmen, weil er die Unannehmlichkeiten voraus sah, welche ihm die Erfüllung seiner Pflichten zu jener Zeit bringen mußte, denn er hatte nicht nur wegen die Verderbtheit der Großen, sondern auch gegen die Eitelkeit und die Anmaßung der ihm untergebenen Geistlichkeit anzukämpfen. Mit dem Abte und den Mönchen des in seiner Diocese liegenden Klosters zum heiligen Valerius mußte er sogar einen langwierigen Rechtsstreit führen, in welchem alle möglichen Mittel, Verheugung und Urfundensfälschung nicht ausgenommen, angewendet wurden, um die Immunität des Klosters zu beweisen. Der Proceß, welcher auf einem Concilium nicht zur Entscheidung kommen konnte, wurde vor den römischen Stuhl gebracht und selbst hier vermochte Godefredus der bedrückten Richter wegen bei dem Papste kaum mit der Wahrheit durchzudringen. Ähnlichen Streitsigkeiten zwischen den ihr Recht behaup-

tenden Bischöfen und übermüthigen Mönchen der reich gewordenen Klöster begegnet man im 11. und 12. Jahrhunderte überall und nicht selten wurde der Versuch gewagt, durch falsche Urkunden die in Anspruch genommene Immunität zu beweisen. Ebenso, wie die Anmaßung der Mönche, bekämpfte Godefredus auch die Leppigkeit und den übertriebenen Prunk der Großen und als er einst zu St. Omer, wo der Graf Robert von Artois Hof hielt und wo er sich als Gast befand, am Weihnachtstage die Messe las, wollte er selbst von den Fürsten keine Opfergaben annehmen, weil sie in alzu prächtiger Kleidung und lang herabhängendem Haupthaare erschienen waren. Viele verließen die Kirche und kehrten in einfachen Kleidern und mit abgeschnittenem Haare zurück, um des Segens des frommen Bischofs nicht beraubt zu werden. Auf dem Heimwege wurde Adam, der Graf von Amiens, welcher Godefredus begleitete, von Guernund, dem Biedom von Picquigny, seinem Gegner, dem ein Theil der Stadt Amiens gehörte, niedergeworfen und trotz der Mahnungen und Bitten des Bischofs, dessen Vasaalen beide waren, in die Gefangenschaft geführt, worauf dieser den Biedom mit dem Banne belegte und in dem ihm gehörenden Theile der Stadt die Kirchen schloß. Bald darauf fiel Guernund auf einem Raubzuge in die Umgegend in die Hände des Grafen Wilhelm von Pontien, welcher ihn in enger Haft hielt. Da alle seine Bemühungen, die Freiheit zu erlangen, vergeblich waren, wandte er sich in der Noth an den Bischof Godefredus, bat diesen um Verzeihung und ersuchte ihn, seine Freilassung zu bewirken, was diesem auch alsbald gelang. Kaum befand er sich aber wieder auf freiem Fuße, als er die Feindseligkeiten gegen Adam erneuerte und die Bewohner von Amiens so sehr ängstigte, daß sie ihre Habe in das vor der Stadt befindliche Kloster St. Denis flüchteten. Guernund hatte seinen Sitz in einem stark besetzten Thurne, von wo aus er, wenn es ihm beliebt, die Bürger überfiel und so großen Schaden anrichtete, daß der König Ludwig sich endlich gezwungen sah, einzuschreiten und im Vereine mit Adam und dem Bischofe den Thurm zu belagern, welcher aber erst nach zweijähriger Anstrengung genommen und dem Boden gleich gemacht wurde, eine Thatsache, welche die traurigen Zustände jener Zeit und die Willkür der zahllosen Grafen und Herren zur Genüge bekräftigt. Bald darauf wurde Godefredus auf einer Reise nach Rheims, wo er sich mit seinem Metropolitane über wichtige Gegenstände berathen wollte, von einem heftigen Fieber befallen, an welchem er am 8. Nov. 1118 in der Abtei St. Eustachius zu Soissons starb. Die Kirche feiert sein Andenken an seinem Todestage. Seine von dem gleichzeitigen Mönche Nicolaus zu Soissons verfaßte Biographie hat L. Eutius in seiner Legendenammlung unter dem 8. Nov. mitgetheilt, die auf die Geschichte der Stadt Amiens bezüglichen Abschnitte sind auch in den *Recueil des historiens des Gaules et de la France*, Tom XIV. p. 174 seq. aufgenommen. (Ph. H. Kuhl.)

GODEFREDUS (auch *Goffridus* und *Galfridus*) von Angers (*Andegavensis*), auch *Godefredus* von

ria. Tom. II. p. 219. M. Ziegelbauer, *Historia ecclesiastica Ord. S. Benedicti*. Tom. IV. p. 116. J. G. Th. Gräff, *Litteraturgeschichte*. 2. Bd. 2. Abth. S. 265.

) Th. Warton, *History of english poetry*. Vol. I. p. 112.

Vendôme (Vindocinensis) genannt, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Angers geboren, soll ein Enkel des Herzogs Robert von Burgund gewesen sein und stammte jedenfalls aus einem der reichsten und angesehensten Geschlechter in Anjou. Er wurde in sehr früher Jugend in das Dreifaltigkeitskloster zu Vendôme gebracht, um daselbst seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen und entschied sich nach der Beendigung seiner Studien für das klösterliche Leben. Da er sich durch die Festigkeit seines Charakters und den Umfang seiner Kenntnisse vor allen seinen Genossen auszeichnete, so wurde er schon als Novize und Diacon zum Abte des Klosters gewählt und erhielt am 24. Aug. 1093 von Ivo, dem berühmten Bischofe von Chartres, die Weihe, gegen den er sich aber unvorsichtiger Weise durch einen Eid verbindlich machte, auf das Zönnmündigkeit, nach welchem die Abtei nur von dem Papste, abhing, zu verzichten. Die Wendungen überhäufte ihn deshalb mit Vorwürfen und veranlassten ihn schon im folgenden Jahre, nach Rom zu gehen und sich seines Eides entbinden zu lassen. Hier fand er den Papst Urban II., welchem die meisten Stimmen zugefallen waren, mit seinem Nebenbuhler Guibert, der den Namen Clemens III. angenommen hatte und sich im Besitze des Laterans und des Erbschatzthums (der Engelsburg) befand, im heftigen Streite begriffen und heilte sich, da er über ein sehr bedeutendes Vermögen zu verfügen hatte, dem rechtmäßigen Papste die nöthigen Geldmittel vorzuzusetzen, um die Pläne seines Gegners zu vereiteln und den päpstlichen Stuhl in Besitz zu nehmen. Urban zeigte sich für diese Gefälligkeit äußerst erkenntlich, ertheilte ihm, nachdem er ihn selbst zum Priester geweiht hatte, die Cardinalwürde, welche schon früher den Abten zu Vendôme verliehen, aber wieder entzogen worden war und bestätigte von Neuem alle Privilegien der Abtei durch eine am 14. März 1094 ausgestellte Bulle. Als der Abt nach Frankreich zurückkam, wurde er trotz seiner Jugend als ein einflussreicher Mann aufgenommen und geehrt, denn die ihm erworbene Gunst des heiligen Stuhles veranlasste die weltlichen und geistlichen Fürsten, seine Freundschaft zu suchen, auch war der stolze gewordene und von Natur herrschsüchtige Abt selbst keineswegs abgeneigt, die Vortheile, die ihm aus einer solchen Stellung erwachsen konnten, zu verschmähen und mißte sich unbedenklich sogar in Angelegenheiten, welche durchaus nicht in seinen Bereich gehörten, um ihnen eine seiner Vorliebe oder Abneigung entsprechende Wendung zu geben; war eine oder die andere Partei fest genug, seine Entscheidung zurückzuweisen, so schrieb er sogleich nach Rom und erwirkte dort ein mit seiner Ansicht übereinstimmendes endgültiges Urtheil. Kein Prälat seiner Zeit hat so viele Anklagen vor den apostolischen Richterstuhl gebracht, wie er, seiner war aber auch, da dieser Stes zu seinen Gunsten entschied, ihm so sehr ergeben, wie er. Im J. 1094 wohnte er der Versammlung zu Saumur bei, welche auf Befehl des Papstes dem Grafen Fulco IV. von Anjou vom Banne lossprach und im folgenden Jahre (1094) fanden wie ihn auf dem Concilium zu Clermont, wohnen ihn der Papst zur Ver-

treibung seiner Angelegenheiten geschickt hatte; im Februar 1096 besuchte ihn Urban II., der ihn wie einen Sohn liebte, zu Vendôme, befähigte wiederholt die Privilegien dieser Abtei und entband den Abt förmlich des Eides, welchen er Ivo von Chartres geleistet hatte. Im J. 1097 besuchte er das Concilium zu Sens, auf welchem die Verhältnisse seiner Abtei geordnet wurden, und geriet noch in demselben Jahre wegen der ihm gemähten Vorrechte in einen heftigen Streit mit Gottfried von Breuilh, dem Grafen von Vendôme, welchen Ivo von Chartres kaum bezwingen vermochte. Sein Ansehen war zu dieser Zeit so groß, daß selbst der König Ludwig VI. in einem Zwiste mit dem Grafen Fulco IV. von Anjou die Vermittelung des Abtes antrief und es gelang diesem auch in der That, die Versöhnung alsbald herbeizuführen. Bei einer anderen Gelegenheit ging er aber in seiner Annahme so weit, daß selbst der päpstliche Stuhl ihm Unrecht geben mußte; als nämlich Rainald von Narbonne zum Bischof von Angers gewählt werden sollte, begab er sich, von der Gegenpartei eingeladen, in diese in einem ihm fremden Sprengel liegende Stadt, um die Wahl Rainald's durch alle mögliche Mittel zu hintertreiben; da ihm dies aber nicht gelang, schrieb er nach Rom und schilberte den Gewählten als einen unfähigen, betrügerischen und gewalthätigen Mann, und als er auch hier nicht durchzubringen vermochte, erschöpfte er sich in mehreren Briefen an seine Freunde in Verwünschungen gegen die ganze Welt. Pascal II., Urban's Nachfolger, bewies sich nicht weniger wohlwollend gegen den Abt von Vendôme und berührte ihn sogar im J. 1107 auf einer Reise durch Frankreich mit einem längeren Besuche. Durch solche Auszeichnung wurde Godefredus sehr übermüthig und wagte sogar Ivo, dem ehrwürdigen Bischofe von Chartres, Raoul, dem Erzbischofe von Tours und dem tugendhaften Robert d'Arbrisselles, dem Gründer der Abtei Fontevrault, ungebührliche Vorwürfe über ihre Handlungsweise zu machen und sie streng zurecht zu weisen oder sogar Klage gegen sie zu führen. Selbst den Papst Pascal schonte er nicht, als dieser sich, um nicht großes Unheil über Rom und seine Bewohner zu bringen, in dem Inquisitionsreite nachgiebig zeigte und deutete ihm unumwunden an, daß er die Sache der Kirche ohne alle Rücksicht zu versehen habe und sich fernherhin nicht mehr beizehen lassen möge, den heiligen Stuhl durch eine ähnliche Freigebigkeit zu schänden, denn die kirchliche Macht dürfe nie und in keiner Weise der weltlichen weichen. Von diesem Grundsatze ausgehend, trat er auch in einem Zwiste mit dem bereits oben erwähnten Grafen von Vendôme mit solcher Festigkeit und so unerbittlicher Strenge auf, daß dieser sich genöthigt sah, vor ihm in der Kirche darzus zu erscheinen und Abbitte zu thun, woraus klar genug hervorgeht, wie weit zu dieser Zeit die geistlichen Fürsten den weltlichen, so sehr diese auch auf ihre Macht und Tapferkeit pochten, überlegen waren. Godefredus verfuhr übrigens gegen seine geistlichen Genossen nicht milder und ließ sie bei jeder Gelegenheit seine Gewalt fühlen; auch fürchteten Alle eine nähere Berührung mit ihm und der Bischof von Rans bat ihn, er möge ihn

mit seinem Besuche versehen, da er nicht im Stande sei, einen so reichen Abt nach Gebühr zu bewirthen. Das Gefolge des Abtes war stets glänzend und zahlreich und er betrachtete sich unftreitig als einen der ersten Kirchenfürsten nach dem Papste, weshalb er auch Umlauf, dem Legaten desselben, welcher ihn im J. 1128 zu einem Concilium nach Orleans einlud, stolz entgegenete, der Abt von Vendôme gehörte als Vasall des heiligen Stuhles nur den Befehlen des Papstes und nehme solche weder von einem Bischöfe, noch von irgend einem apostolischen Gesandten entgegen. Er besorgte auch wichtige Angelegenheiten an dem römischen Hofe stets selbst ohne Zwischenträger und ging wenigstens zwölfmal über die Alpen, wobei er einige Male den Gegnern des Papstes in die Hände fiel und in Lebensgefahr gerieth. Durch die persönliche Bekanntschaft mit den Päpsten Urban II., Pascal II. und Calixtus II. und die Anhänglichkeit, welche er gegen sie bewies, brachte er es auch dahin, daß den vielfachen und selbst von den angesehenen Männern der Kirche und des Staates an den römischen Stuhl gerichteten Beschwerden und Klagen fast nie Gehör geschenkt wurde. Auf der andern Seite kann man indessen nicht in Abrede stellen, daß Godefredus durch die glänzenden Eigenschaften seines Geistes das hohe Ansehen, zu welchem er es bei seinen Zeitgenossen gebracht hatte, verdiente und daß er trotz mancher Ueberrasse doch auch oft auf den Gang der Ereignisse sehr wohlthätig einwirkte. Dabei übte er seine geistlichen Pflichten mit gleich großem Eifer und sorgte in seiner Abtei für die strengste Zucht. Er starb daselbst am 26. März 1132. Obgleich seine Zeit fast stets durch die Besorgung wichtiger Angelegenheiten in Anspruch genommen war, so fand er doch noch Ruhe genug, um sich mit gelehrten Dingen zu beschäftigen und seine Ansichten über die wichtigsten Fragen, welche er zu lösen sich bestrehte, niederzuschreiben. Unter seinen Schriften nimmt die für die politische und kirchliche Geschichte seiner Zeit höchst wichtige Correspondenz (Epistolarum libri V.) die erste Stelle ein; ihnen zunächst stehen seine größtentheils kirchenrechtliche und dramatische Stoffe betreffenden Abhandlungen, welchen er übrigens die beste Strengung seiner Gesinnung mitgetheilt hat, die aber grade deshalb jetzt noch, wo das Interesse für die darin behandelten Gegenstände längst verschwunden ist, den Leser anziehen. Außer den bis jetzt bekannt gewordenen (De corpore et sanguine Domini nostri Jesu Christi; De ordinatione et investitura Episcoporum; De ordinatione Episcoporum et de investitura Laicorum; De simonia et investitura Laicorum ad Calixtus II. Papam; De possessionum ecclesiasticarum investitura, quod Regibus concedatur; Qualiter dispensationes debent fieri; De tribus, quae specialiter debent habere ecclesia catholica et libera et casta sit; De Arca foederis; De effectibus baptismi, confirmationis, unctionis infirmorum et sacrae coenae; De iteratione Sacramenti; De promissionibus, quas pro consecratione abbates sub nomine professionis faciunt episcopis; De clamantibus inordinate et respondentibus in capitula;

De tribus, quae pastori inesse debent, iustitia in judicio, discretio in percepto et providentia in consilio; Invectio in peccatorem; Peccatoris lamentatio und Oratio ad Jesum et ad S. Mariam virginem) scheinen noch manche in Handschriften verborgen zu liegen. Weniger bedeutend sind seine Predigten (Sermones XI. varii argumenti) und seine Hymnen (Promas de poenitentia Magdalene). Alle diese bis jetzt genannten Schriften hat Jac. Sirmund unter dem Titel: Goffridi Opuscula herausgegeben (Parisii 1610. 8.) und diese Ausgabe ist auch in Sirmund Opera (Venetia 1728. fol. Tom. III. p. 403 seq.) und in die Bibliotheca maxima Patrum (Lugduni 1677. fol. Tom. XXI. p. 1 seq.) übergegangen. Außer den in den fünf Bänden der Correspondenz enthaltenen Briefen sind noch zwei Briefe anzuführen, von denen der eine an die Mönche von Clugny (De inunda suffragiorum societate, von Sirmund und von J. Mabillon, Analecta, Tom. III. p. 481. N. Ed. p. 159 mitgetheilt) und der andere an den Abt Hugo von Clugny (Mart. Marrier's Bibliotheca Chamaensis. Paris. 1614. fol. p. 489 seq.) gerichtet ist. Godefredus schrieb auch ausführliche Commentare über die 50 ersten Psalmen und über die Briefe des heiligen Paulus, welche noch handschriftlich in mehreren Bibliotheken Frankreichs vorhanden sind, deren Veröffentlichung aber wohl ohne Nothwendigkeit für die Wissenschaft unterbleiben kann *).

(Ph. H. Kulp.)

CODEFREDUS (oder Galfridus), genannt Angelus, ein englischer Cisterciensermönch, welcher sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. in dem Kloster zu Hinchal (jetzt Hinfel) bei Durham befand, über dessen Lebensverhältnisse aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er eine Biographie des heiligen Godesch, eines Eremiten zu Hinchal, welcher am 21. Mal 1170 starb und zu welchem er in einem sehr vertrauten Verhältnisse gestanden hatte, schrieb und dabei außer seinen eigenen Erfahrungen eine von Reginald, einem Mönche des Cistercienserklosters zu Durham, verfasste, allzu weitläufige Biographie und eine Reihe dieser ergänzender und berichtender Bemerkungen des Abtes Cernmannus in demselben Kloster benutzte. Die bis jetzt einzige Ausgabe dieser für die englische Kirchengeschichte nicht ganz unwichtigen Biographie (in den Act. SS. Maji Tom. V. p. 68—85) ist von Gottfr. Henrich nach einer dem 13. Jahrh. angehörigen Handschrift besorgt.

(Ph. H. Kulp.)

CODEFREDUS (auch Galfridus oder Gaufredus, franz. Geoffroi) von Auxerre (Antissiodorensis), vortier Abt des Klosters Clairvaux und theologischer Schriftsteller, um das Jahr 1120 zu Auxerre in Burgund (der Hauptstadt des jetzigen Departements der Yonne) geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris unter der Leitung des zu dieser Zeit auf dem Höhe-

*) Bergl. Gallia christiana. Tom. VII. p. 1368 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. XI. p. 117. J. G. Gräff, Literaturgeschichte. 2. Th. 2. Abth. S. 195. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 117 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 13 seq.

punkte seines Ansehens lebenden Dialektiker Abtard der Theologie und befand sich noch dalebst, als der heilige Bernhart seine berühmte Rede über die Befehrung der Geistlichen (De conversione ad clericos) hielt und die Lehren Abtard's als kaiserlich zu bekämpfend anfang. Diese Rede machte auf Godefredus einen so tiefen Eindruck, daß er seinen Lehrer verließ und im J. 1140, als derselbe auf dem Concilium zu Sens verdammt wurde, dem heiligen Bernhart in die Abtei Clairvaux folgte. Er ward von nun an einer der eifrigsten Schüler Abtard's und der vertraute Freund des heiligen Bernhart, welcher ihn zu seinem Secretair ernannte und sich von ihm auf den häufigen Reisen, welche er zur Sammlung von Kreuzfahrern oder zur Befehrung der Heiden unternahm, begleiten ließ. Ueber eine solche Reise nach Kanguéber, um dem gefährlichen Treiben der irrgläubigen Heiden ein Ziel zu setzen, und über die bei dieser Gelegenheit von dem heiligen Bernhart gewirkten Wunder berichtet Godefredus in einem Briefe an den Bischof Hermann von Constanz, und eine andere Fahrt nach Teutschland, um dort einen Kreuzzug zu predigen, beschreibt er in einem Berichte an seinen Lehrer Archidifrid im Kloster Clairvaux; beide Berichte sind dem sechsten Buche der von Weiden verfaßten und oft am besten aber in J. Mabillon's Ausgabe der Werke des heiligen Bernhart und bei den Vollständigen unter dem 20. August) gedruckten großen Biographie Bernhart's, welches die Wunder des Heiligen enthält, eingeschrieben. Nach dem im J. 1153 erfolgten Tode Bernhart's schrieb er das dritte, vierte und fünfte Buch dieser auch in das Französische überlegten Biographie (Paris 1684. 8. und öfter) und ergänzte seinen sich in überschmänglichen Redeverhebungen erschöpfenden Bericht in einer am Gedächtnistage Bernhart's gehaltenen Rede (Sermō in anniversario obitus S. Bernardi, in Mabillon's Ausgabe der Werke des heiligen Bernhart, Paris. 1696. fol. Tom. VI. p. 1309 seq.) und in einem (von Steph. Baluze in den Miscellanea. Paris. 1678 seq. 8. Tom. V. p. 453 herausgegebenen) Briefe an Cösil, Erzbischof von Laud in Schweden. Er mehr aber seine Hingabe an den heiligen Bernhart zunahm, desto größer wurde seine Abneigung gegen Abtard und man hat ihn nicht ganz mit Unrecht der Undankbarkeit gegen seinen ersten Lehrer beschuldigt; auch macht man ihm, jedoch, wie es scheint, mit Unrecht, den Vorwurf, daß er in seiner Schrift gegen diesen (Epistola de transsubstantiatione aquae mixtae vino in sanguine Christi, abgedruckt in den Annalen des Baronius, ad ann. 1188. §. 28 seq.), welche wahrscheinlich von dem in Handschriften unter dem Namen des Godefredus vorliegenden Compendium de corpore Christi et sacramento Eucharistiae nicht verschieden ist, die Ansichten und Erörterungen desselben über die Eucharistie nicht unverfälscht und nicht ohne Parteilichkeit dargestellt habe, da er bei seiner Polemik offenbar mehr auf die von ihm gehörten Vorurtheile Abtard's, als auf dessen später niedergeschriebene und gemilderte Darstellung seiner Behauptungen Rücksicht nahm, keineswegs aber aus Haß gegen ihn seine Lehre abthätlich als

kaiserlich schilderte, wie Manche vorausgesetzt haben ¹⁾. Er wohnte auch im J. 1148 mit Bernhart dem Concilium zu Rheims bei, auf welchem die Irthümer Gilbert's de la Porree, Bischofs von Poitiers, in Bezug auf die Trinitätslehre verdammt wurden, und statte dem Cardinalen Albinus Bericht über den Verlauf der Verhandlung ab (Epistola ad Albinum Card. et Episc. Albanensem de condemnatione errorum Gilberti Porretani, in Bernardi Opp. P. VI. p. 319 seq. und in den Annalen des Baronius, ad ann. 1148. §. 20 seq.); auch bekämpfte er die Behauptung dieses Irthümers in einer besondern Schrift (Libellus contra Capitula Gilberti, in Bernardi Opp. Tom. VI. p. 1325 seq. und in Du Roulay's Historia universitatis Parisiensis, Saec. IV. p. 233 seq.). Nach dem Tode Bernhart's wurde er zum Abte des Klosters Igny in der Diocese von Rheims ernannt, bald darauf aber (im J. 1161 oder 1162) in derselben Eigenschaft nach Clairvaux versetzt. Die Wände dieser Abtei waren jedoch enger, wie man sagt, wegen seiner allzu großen Strenge oder aus andern und unbekannten Gründen mit ihm nicht zufrieden und verlangten von dem Papste Alexander III., welcher sich damals zu Sens befand, seine Absetzung, Godefredus entsagte, als er dies vernahm, freiwillig seiner Stelle und zog sich in das Kloster zu Cîteaux zurück. Im J. 1167 schickte ihn Gilbert, der Abt dieses Klosters, nach Italien, um eine Versöhnung zwischen dem Kaiser Friedrich I. und dem Papste Alexander III. zu bewirken, was ihm aber nicht gelang. Bessern Erfolg hatten im folgenden Jahre seine Bemühungen, den Frieden zwischen dem Könige Heinrich II. von England und Thomas Becket, dem Erzbischofe von Canterbury, herzustellen; er wagte sogar den König so sehr für sich einzunehmen, daß dieser ihn einige Zeit an seinem Hofe festhielt. Nach seiner Zurückkunft aus England wurde er im J. 1170 zum Abte des Klosters zu Hosa in Italien gewählt und im J. 1176 in derselben Eigenschaft in das Kloster zu Haute-Combe in Savoyen berufen. Da er aber der Leitung der Klostergeschäfte bald überdrüssig wurde, entsagte er seiner Würde und kehrte nach Clairvaux zurück, um dalebst als einfacher Mönch in Ruhe zu leben. Die Zeit seines Todes ist ungewiß, man hat aber seinen Grund, sie bis zum Jahre 1215 hinauszurücken, er scheint vielmehr gegen das Ende des 12. Jahres gestorben zu sein. Außer den bereits angeführten Schriften sind bis jetzt noch bekannt geworden eine von ihm auf das Verlangen des Papstes Lucius III. um das Jahr 1182 verfaßte Biographie des heiligen Petrus, Erzbischofs von Tarentais (Vita Sancti Petri archiepiscopi Tarentasianensis, in der Legendensammlung des P. Surinus unter dem 8. Mai und in den Act.

1) Es sagt Gaf. Dubin (Commentar. de scriptor. ecclesiast. Tom. II. p. 1495): „Quod Petrus Abbatidus dicitur a Gaudfrido male sensisse de sacramento altaris, pura monachalis calumnia est, quales non dubio plures inventas esse atque evulgatas invainisse apud Monachos Cistercienses, qui omnes noverant, infernum fuisse ab annis multis Abbatidum Bernardum et Bernardo Abbatidum.“

SS. Antwerp. Maji Tom. II. p. 320—348), ein sehr ausgedehnter Commentar über das Hohe Nieß (Commentarius in Cantica Canticoorum, sex libri), ein ebenfalls weitläufiger Commentar über die Apokalypse (Commentarius in Apocalypsin XLIX sermonibus), eine kurze Erklärung des Vaterunsers (Epistola ad Joabertum continens notulas in Orationem Dominicam, in Bernardi Opp. Tom. VI. p. 1339 seq.), Predigten über die Betrachtung der Welt (De contemptu mundi s. Declamationes de colloquio Simonis cum Jesu ex S. Bernardi sermon. collectae, in Bernardi Opp. Tom. V. p. 283 seq.), ein Buch über die zu Clairvaux begrabenen berühmten Männer (Liber sepulchrorum Claraevallis s. liber de personis illustribus in Claraevallis sepultis), zahlreiche Reden, von welchen bis jetzt nur die Reden am Feste des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Martinus (von Comberis in der Bibliotheca concionatoria) herausgegeben sind, und eine Abhandlung über die priesterlichen Kleider (De vestibus sacris seu sacerdotibus). Auch sammelte und ordnete er die Briefe des heiligen Bernhards und befasste sich eifrig mit der Abschrift und der Verbreitung der Werke dieses berühmten Kirchenlehrers. Mit einer Ausgabe der sämtlichen Werke, sowohl der gedruckten als auch der ungedruckten, beschäftigte sich bereits im 17. Jahrh. Bertrand Liffier, der gelehrte Prior von Bonnefontaine, der Lob überraschte ihn aber vor Vererbung der mit großer Umacht begonnenen Arbeit, welche D. de Bisèle forsetzte, aber ebenfalls nicht zum Abschlusse brachte; später wurde das mühsam gesammelte Material zerstreut. Bisèle soll sich durch die Schwierigkeit, die ersten Werke des Godefredus von den ihm fälschlich beigelegten zu unterscheiden, haben abschrecken lassen).

(Ph. H. Kälb.)

GODEFREDUS (auch Gausfridus oder Geoffroi) von Bar (de Barro oder de Barbo), französischer Prälat, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. geboren, wurde, nachdem er auf der Universität zu Paris seine theologischen Studien beendigt hatte, Pfarrer, Erzdiakon und zuletzt (1273) Dean an der Kirche Notre-Dame. Er wurde in Angelegenheiten dieser Kirche nach Rom geschickt, wo ihn der Paph Marin IV. im Jahre 1183 zum Cardinal ernannte und wo er am 21. Aug. an der Pest 1283 starb. Man hat von ihm zwei Briefe, von denen der eine die günstige Entscheidung einer ärgerlichen Streitsache zwischen der Universität und dem Capitel von Notre-Dame dem letzteren mitteilt (abgedruckt bei Cl. Hémert, De Academia Parisiens. Lint. 1637. 4. p. 80) und der andere an das von Robert Sorbon gestiftete Haus für arme Studierende ein ihm durch Robert's Testament zugesallenes Besitztum überträgt (mitgeteilt von Du Gange in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Histoire de Saint Louis von

Joinville. Paris. 1668. fol. p. 37). Beide für die Culturgeschichte jener Zeit nicht unwichtige Briefe hat auch E. d'Achery in sein Spicilegium (Paris. 1655. seq. 4. Tom. VIII. p. 247 seq.) aufgenommen).

(Ph. H. Kälb.)

GODEFREDUS (auch Gausfredus oder Galfredus) von Beaulieu (de Bello Loco), auch Godefridus Beaglerius genannt), ein französischer Dominikaner, am Anfange des 13. Jahrh. an einem der zahlreichen Orte dieses Namens in Frankreich geboren, nach Andern einer Familie Beaulieu angehörig und aus der Diöcese von Rouen oder Chartres stammend, trat in den Dominikanerorden und muß sich jedenfalls, obgleich sein früheres Lebensverhältnisse völlig unbekannt sind, durch große Frömmigkeit und andere hervorragende Eigenschaften ausgezeichnet haben, da der König Ludwig IX. ihn zu seinem Beichtvater erwählte und sich von ihm bis zu seinem Tode nicht mehr trennte. Godefredus begleitete den König auf dem Kreuzzuge, welchen dieser im J. 1248 in Folge eines Gelübdes unternahm, arbeitete auf seinen Antrieb auf der Insel Cypern während des kurzen Aufenthaltes an der Befreiung der abtrünnigen Griechen, wozu bei der Ermahnung von Damiette und auf dem Zuge nach Kairo nicht von seiner Seite und wurde mit ihm in der unglücklichen Schlacht bei Hattin (6. April 1250) gefangen. Nach dem Abschlusse eines zehnjährigen Gefangenenthums und nach der Befreiung des Königs schiffte er sich mit demselben nach Saint-Jean d'Acre ein, begleitete ihn auf einer Visitation nach Nazareth und hatte seinen ganzen Einfluß auf ihn auszuüben, um ihn über den schmerzlichen Verlust seiner unterdessen am 1. Dec. 1252 gestorbenen Mutter Blanca zu trösten. Während des Aufenthaltes in Palästina, wo man vergebens auf Verstärkungen aus Frankreich wartete, beschäftigte sich Ludwig mit der Befestigung der noch den Christen angehörenden Städte und Godefredus hauptsächlich mit der Befreiung der Ruhebedürftigen. Auf der Galere, welche am 24. April 1254 die Anker zur Heimfahrt lichte und einer Kirche gleich, hatte dieser die regelmäßige Abhaltung der Messen, Predigten und kanonischen Stunden zu leiten, wobei ihn sein Herr und Gebieter aus allen Kräften unterstützte und stets mit seinem guten Beispiele voranging. Daß Godefredus bei dem gottesfürchtigen Könige, welchen man nach seinem Tode den Heiligen beizählte, nach der Zurückkunft nach Frankreich als Beichtvater, Almosenier und Rathgeber großen Einfluß behielt, braucht wol kaum bemerkt zu werden, er benutzte ihn aber fast ausschließlich nur zu frommen und mildthätigen Zwecken und erwand sich durch

2) Bergl. Gallus christiani. Tom. VII. p. 206. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 820. Biographie générale. Tom. XX. p. 28.

1) G. J. Beiliss führt deshalb diesen Vörsitzer unter den beiden verschieden Namen (De historicis lat. I. II. c. 57. 59) doppelt an. Ob auch Gausfridus de pulchro loco, der Verfasser einer im J. 1273 zu Paris vor den Beguinen gehaltenen Rede, welche in Gausfridus vorkommt, mit Godefredus de Beaulieu eine und dieselbe Person ist, dürfte nicht leicht zu entscheiden sein.

2) Bergl. C. Oudin. Commentaries de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. M. p. 1494 seq. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 114. Biographie générale. Tom. XX. p. 27.

1) So genannt von der Barbe (bar, barbo) in seinem Wappenstein, wappen aber von der Stadt Bar für seine, wo er herkommen soll.

seine Rechtfertigung und Uneigennützigkeit die Liebe und Achtung der Großen und des Volkes. Als endlich Ludwig im Juli 1270 einen zweiten Kreuzzug unternahm, folgte er ihm auf der vorläufigen Expedition nach Tunis, tröstete ihn während der Krankheit, welche ihn im Lager vor dieser Stadt befiel, bereuete ihm zum Tode und verließ die Erde nicht, bis sie am 22. Mai 1271 in der Kirche zu Saint-Denis beigesetzt war. Nachdem er so seine Pflicht vollständig erfüllt hatte, entfernte er sich vom Hofe und zog sich, wie es scheint, in ein Kloster seines Ordens zurück, wo er am 9. Jan. 1274 starb. Den stillen Aufenthalt im Kloster benutzte er, um auf die Aufforderung des Papstes Gregor X. eine Biographie Ludwigs auszuarbeiten, wozu er allerdings durch seinen täglichen Umgang mit diesem vor allen Andern befähigt war, worin er aber hauptsächlich auf das innere Leben und die frommen Handlungen des Königs Rücksicht nahm und die politischen Verhältnisse nur flüchtig berührte, wodurch sie allerdings dem Geschichtsforscher weniger genügt, aber deshalb an ihrem Werthe Nichts verliert. Zuerst machte Laurentius in seiner Legenden-sammlung (unter dem 25. Aug.) einen Auszug derselben bekannt; die vollständige Biographie (Vita et sancta conversatio piae memoriae Ludovici IX. quondam regis Francorum) lieferten sodann El. Renard (als Anhang zu seiner Ausgabe der Histoire de Saint-Louis par Joinville. Paris 1617. 4.), A. Duchesne (in seinen Scriptores historiae Francorum. Tom. V. p. 444 seq.) und J. Eilling (in den Act. SS. Augusti Tom. V. p. 641 seq.), die beste, nach den vollständigsten Handschriften berichtigte Ausgabe findet man aber in dem Recueil des Historiens des Gauls et de la France. Tom. XX. p. 1 seq.). (Ph. H. Kuhl.)

CODEFREDUS (auch Gaufridus), von Blevés oder Blevet (de Blevello oder Blavello oder Blavemo), ein Dominikaner des 13. Jahrh., stammte aus Sens, lebte und lehrte aber zu Paris, wo er im J. 1238 an der von dem Bischöfe von Paris zusammenberufenen Versammlung der dem Dominikanerorden und der theologischen Facultät angehörenden Professoren der Theologie Theil nahm, welche den Beschluß faßte, daß kein Cleriker zwei Beneficien zugleich annehmen dürfe, wenn das Gesamteinkommen derselben eine bestimmte Summe übersteige. Er scheint auch der hebräischen Sprache mächtig gewesen zu sein, denn er erhielt im J. 1239 den Auftrag, die salomonischen Bücher durchzugehen, weil diejenigen, worin Fälschungen gegen die christliche Religion enthalten seien, verbrannt werden sollten. Innocentius IV. wählte ihn zu seinem Kaplan und er besand sich als solcher noch im J. 1248 bei ihm zu Lyon. Er starb am 16. Juli 1250. Bei seinen Zeitgenossen stand er als ein sehr gelehrter Mann in hohem Ansehen und unter seinen Schülern, bis jetzt ungedruckt gebliebenen Schrif-

ten wurden besonders seine Commentare über die Psalmen und über die Briefe des Apostels Paulus (Postillas super Psalmos und Distinctiones in Epistolas Pauli) geschätzt *).

CODEFREDUS, genannt Calvus (der Kahle, le Chauve), Biograph des 13. Jahrh., vermutlich zu Bourges geboren, widmete sich der Theologie und wurde später, wie es scheint, Erzbischof oder Bischof an der Kirche zu Saint-Brieux. Die Behauptung, daß er Erzbischof zu Bourges gewesen sei, beruht auf einem Irrthum, da er unter den dieser Zeit angehörenden und hinlänglich bekannten Erzbischöfen dieser Diöcese nicht vorkommt; auch die Vermuthung, daß er von Chaumont (Calvus mons) stamme und daher seinen Beinamen habe, läßt sich nicht rechtfertigen. Er verstarb am das Jahr 1247 eine Biographie des heiligen Wilhelm Bischof von Saint-Brieux (herausgegeben von Laurentius in seiner Legenden-sammlung unter dem 29. Juli und in den Act. SS. Antwerp. Julii Tom. VII. p. 120—127), eine auf höheren Befehl in anmaßendem Tone geschriebene Lobrede †).

CODEFREDUS (oder Galfredus) von Goldingham, englischer Kirchenhistoriker, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. zu Goldingham in der Grafschaft Berwick in Schottland geboren, lebte zuerst als Mönch zu Durham und erhielt später die Sacristankstelle in der Priorei seiner Vaterstadt, wo er auch wahrscheinlich um das Jahr 1220 starb. Er schrieb eine Geschichte der Kirche von Durham (De statu ecclesiae Dunelmensis), welche von dem Jahre 1152 bis zu dem Jahre 1214 reicht und zwar sehr kurz ist, aber zuverlässige Nachrichten enthält. Sie wurde zuerst von H. Wharton (in der Anglia sacra. Tom. I. p. 718) bekannt gemacht, eine bessere und vollständigere Ausgabe lieferte Raine in den Scriptores Historiae Dunelmensis tres. (Dunelm. 1839. 8. *).

CODEFREDUS (auch Gaufridus und Joffridus), genannt Hirschhals (collum cervi, cou de cerf), französischer Prälat, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. geboren, trat nach der Beendigung seiner theologischen Studien in den Benedictinerorden und ward bald Prior des Klosters Saint-Nicolas zu Rheims und im J. 1112 Abt des bei derselben Stadt liegenden Klosters Saint-Thierry, von wo er im J. 1118 in derselben Eigenschaft nach dem Kloster Saint-Nicolas zu Soissons überging. Als Abtstarb in diesem Kloster vertrieben wurde, ließ der Abt ihm eine sehr milde und ehrenvolle Behandlung angedeihen, welche auch der von der Geistlichkeit hart bedrängte Philosoph rühmend anerkennt. Codefredus, welcher eifrig bemüht war, nicht nur eine strengere Zucht in den Klöstern seines Ordens einzuführen, sondern auch

2) Vergl. A. Toussaint, Histoire des hommes illustres de l'Ordre de Saint-Dominique. (Paris 1743. 4.) Tom. I. p. 292 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. XIX. p. 294 seq. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 297 und Biographie générale. Tom. XX. p. 29.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. I. Bd. S. 1132. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 365.

†) Vergl. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 584.

*) G. Jöcher, Gelehrtenlexicon. II. Bd. S. 1066. Biographie générale. Tom. XX. p. 29.

die sehr erhaltene Liebe zu den Wissenschaften wieder zu werden, achtete in Abelard den Gelehrten, konnte aber trotz seiner Neigung nicht umhin, später auf dem Concilium zu Sens (1140) das gegen die theologischen Ansichten desselben ausgesprochene Verdammungsurtheil als Bischof von Châlons, zu welcher Würde er auf die Veranlassung des heiligen Bernhard, seines Freundes, im J. 1131 gelangt war, zu unterschreiben. Seine Milde wird übrigens von den Zeitgenossen einstimmig gerühmt und seine Wohlthätigkeit durch mehr von ihm ausgestellte Urkunden über verschiedene Einkünfte zur Genüge dargestellt. Er starb am 27. Mai 1143. Gleichwie er wissenschaftliche Bestrebungen aus allen Kräften förderte, so scheint er sich doch selbst nur wenig als Schriftsteller versucht zu haben, wenigstens sind von ihm bis jetzt nur drei Briefe durch den Trud bekannt geworden, den ersten findet man bei Andr. Duchesne (Bibliotheca Cluniacensis. Paris. 1614. fol. p. 720). den zweiten bei Luc. d'Akers (Spicilegium Tom. III. p. 163. Nov. Ed. Tom. III. p. 492) und den dritten bei Steph. Baluze (Miscellanea Tom. V. p. 48); ihr Inhalt ist jedoch nicht von großer Bedeutung. Ohne Werth sind für die spätere Zeit seine Reden (Sermones), von denen sich Handschriften in mehreren Bibliotheken Frankreichs erhalten haben *).

GODEFREDUS (oder Gaufridus) von Courlon oder Collon (de Colloane), französischer Chronist des 13. Jahrh., zu Courlon, einem Dorfe des Sprengzuges von Sens, geboren *), widmete sich dem geistlichen Stande und trat als Mönch in die von seiner Vaterstadt nicht weit entfernte Abtei Saint-Pierre-le-Bis, wo er auch am Ende des 13. oder am Anfange des 14. Jahrh. gestorben zu sein scheint. Er benutzte die Ruhe, welche ihm die Erfüllung seiner geistlichen Pflichten ließ, zu literarischen Arbeiten und stellte aus dem in seinem Kloster vorhandenen Material eine Chronik (Cronica) der christlichen Jahrhunderte bis auf seine Zeit zusammen, welche er dann nach der Erzählung älterer Klostergenossen und nach seinen eigenen Erlebnissen vom Jahre 1184 bis zum Jahre 1295 fortsetzte. Voraus schickt er die Reihenfolge der Erzbischöfe von Sens (welche schon mit dem von dem Apostel Petrus nach Gallien geschickten heiligen Savinian ihren Anfang nehmen), der Könige von Frankreich (welche mit Marcomir und Pharamond beginnen), der Päpste (bei welchen die Päpstin Johanna nicht vergessen wird), der Abte seines Klosters und der Kaiser von Detarion bis auf Friedrich II. Der größte Theil der Chronik selbst, welcher die ältere Zeit umfaßt, ist eine ungenaue und trockene Compilation ohne Werth, die Fortsetzung liefert dagegen einige nicht zu verachtende Bemerkungen zur Geschichte des 13. Jahrh. und insbesondere der Kreuzzüge. Die Sprache ist übrigens höchst

erbärmlich und der Ton der Erzählung düster, mißsinnig und nicht selten ungerecht; der Mönch ist mit Nichts und mit Nüchternem zufrieden, er fährt los gegen die Päpste, deren anstößliches Leben er mit grellen Farben schildert, gegen die Kaiser, die er als Feinde der Kirche betrachtet, und gegen die Könige von Frankreich, weil diese sich den ihm verhassten Gensindern gewogen zeigen; lobend spricht er nur von den Abten und Mönchen des Klosters Saint-Pierre-le-Bis, sowie von den Erzbischöfen, welche sich ihnen hold zeigten und den weltlichen Großen, die sie durch Ehrentitel bereicherten, ein Verfaßten, welches sich bei fast allen den Mönchsorden angehörenden Geschichtsschreibern gleich bleibt. Trotz aller dieser Mängel verdient aber doch diese von früheren Schriftstellern häufig erwähnte und benutzte Chronik, von welcher nur sehr wenige Handschriften (in der vatikanischen Bibliothek und in der Stadtbibliothek zu Sens) bekannt sind, gedruckt zu werden. Godefredus verfaßte nach seiner Aussage noch zwei andere, ebenfalls auf die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Klosters bezügliche Werke, nämlich über die zu Sens aufbewahrten Reliquien (De reliquiis, quae Senonis continentur) und über die Erhebung und Uebertragung des heiligen Savinian und seiner Gefährten (De translatione S. Saviniani sociorumque ejus). Handschriften des ersten im J. 1293 verfaßten und wahrscheinlich größtentheils in die Chronik übergegangenen Werkes waren noch im 17. Jahrh. vorhanden, beide liegen vielleicht jetzt noch irgendwo verborgen *).

GODEFREDUS (oder Gottfried) von Ensmingen, Chronist des 13. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen wir Nichts weiter wissen, als daß er Schreiber an dem bischöflichen Gerichtshofe zu Strassburg war und auf den Antrieb und mit der Unterstützung seines Mitbürgers Eberhard Groß, Pfleger der Münstersabrik und des Armenhospitals zum heiligen Geist, die in seiner Vaterstadt vorhandenen, zum Theil durch die Sorgfalt der fleißigen Dominikaner erhaltenen historischen Materialien zusammenstellte und durch die Berichte seiner Zeitgenossen und aus seinen eigenen Erlebnissen ergänzte. In der noch vorhandenen und jetzt im Stifte St. Paul in Kärnten aufbewahrten Originalhandschrift dieser Sammlung finden sich vier verschiedene Abschnitte, welche ohne Zweifel aus der Feder Gottfried's geflossen sind. Den Anfang macht eine kurze Chronik des Sprengzuges von Strassburg vom Jahre 1132 bis zum Jahre 1297 (Cronica de eis, quae acciderunt in dioecesi Argentiniensi), meist mitgetheilt unter der Ueberschrift: Notae historicae Argentinienses von Joh. Fr. Böhm in den Fontes rerum germanicarum (Stuttgart 1853. 8. 3. Bd. S. 113—117). Dieser folgt der jedenfalls wichtigste Abschnitt, welcher die Geschichte der teutschen Kaiser Rudolf I. und Albrecht I. erzählt (Gesta Rudolphi et Alberti regum Romanorum), herausgegeben von F. W.

*) Histoire littéraire de la France. Tom. XII. p. 183. Biographie générale. Tom. XX. p. 17.

1) Nach Wabern ist Collon der Name der Familie, aus welcher Godefredus stammt; ihre Vermuthung erhebt aber eines triftigen Grundes.

2) Suppl. I. B. v. R. 2te Section. LXXI.

2) Regg. J. Liron, Singularités historiques et littéraires. (Paris 1758. seq. 12.) Tom. III. p. 474. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 1 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 30.

Bezel unter dem falschen Titel: Magni Ellenhardi Chronicon, quo res gestae Radolphi et Alberti, Regum Romanorum, continentur. Pragae 1777. 8. und unter dem richtigen Namen des Verfassers von Böhmer, a. a. D. 2. Bd. S. 108—147. Gotsfrid zeigt sich als einen entschiedenen Anhänger des Hauses Habsburg und fällt sein günstiges Urtheil über Adolf von Nassau, bleibt aber im Allgemeinen der Wahrheit getreu. Auffallend treten schon die Spuren der in Deutschland beginnenden religiösen Bewegung und der reformatorischen Bestrebungen hervor und ganz unumwunden spricht sich der Hofs gegen die im Reiche wirtschaftenden und mit geistlichen Stellen handelnden päpstlichen Legaten aus. Nur auf Straßburg bezüglich, aber als ein Bild des sich fast vollständig entwickelnden städtischen Bürgerthums nicht weniger werthvoll ist die Darstellung des Kampfes der Straßburger gegen ihren Bischof Walter von Geroldsdorf in den Jahren 1260—1262 (Relatio de conflictu apud Habsbergom). Sie ist im J. 1291 nach der Mittheilung von Augenzeugen, besonders des Ellenhard Groß, der als Wächter eines Wartturms die Schlacht beobachtete, niedergeschrieben zur Verherrlichung des größten Ehrentages der Stadt Straßburg. Die erste nicht in den Buchhandel gekommene Ausgabe derselben besorgte Ad. Walt. Strobel (Straßburg 1841. 8.) aus einer zu Straßburg befindlichen ungenauen und vielfach veränderten Abschrift des Originalcodex, aus diesem wurde sie genau wiedergegeben von Ludwig Schmegeus (in dem Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Strasb. 1848. 4. Vol. I. P. 2. p. 221—239) und von Böhmer (a. a. D. 3. Bd. S. 120—136). Eine treue Uebersetzung fertigte schon im J. 1362 Hr. Glosener, ein Priester zu Straßburg, und nahm sie in seine Chronik auf, welche jetzt ebenfalls von Strobel im ersten Bande der Bibliothek des Stuttgarter literarischen Vereins. (Stuttgart. 1842. 8.) herausgegeben ist, nachdem sie bereits mit Königshovens's Chronik, in welche sie mit einigen Abänderungen überging, im J. 1608 von Schiller veröffentlicht worden war. Man hat diesen Schlachtbericht früher zuweilen auch Peter von Straßburg, einem Karmeliter, zugeschrieben, aber mit Unrecht, denn dieser Orden fand erst im J. 1326 in Straßburg Aufnahme. Von geringem Umfange ist Gotsfrid's Verzeichniß der Bischöfe von Straßburg (Series episcoporum Argentanensium, 346—1299; herausgegeben von Böhmer a. a. D. 3. Bd. S. 5—8), verdient aber Berücksichtigung, weil es mit anderen Verzeichnissen dieser Bischöfe nicht übereinstimmt. Der Stuhl Gotsfrid's ist übrigens ebenso schlecht und incorrect wie seine Sprache*). (Ph. H. Kütz.)

GODEFREDUS (oder Gaufridus) von Eu (de Ango), Bischof von Amiens, am Anfang des 13. Jahrh. zu Eu (im Bisthume von Dieppe) geboren, widmete sich auf

der Universität zu Paris dem Studium der Theologie und der Medicin und erlangte in beiden Fächern, die sich zu jener Zeit noch in einer Person vereinigen ließen, die Doctorwürde. Er wurde darauf zum Canonikus an der Kirche zu Amiens ernannt und einige Jahre später (1222) auf den bischöflichen Stuhl dieser Stadt erhoben. Er widmete seine ganze Aufmerksamkeit der Leitung seiner Diocese, stellte viele Mißbräuche ab und führte manche Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung ein. So entwarf er im J. 1233 neue Statuten für das Invalidenhaus zu Amiens, wozu er als Bischof und Arzt doppelt berufen war und welche auch im J. 1244 von dem Papste Innocentius IV. bestätigt und eingeführt wurden. Luc. d'Achery hat sie (in seinem Spicilegium Tom. XII. p. 54—61) mitgetheilt und sie verdienen jetzt noch gelesen zu werden. In demselben Jahre machte er auch Statuten für die Präbinder von Saint-Mathieu de Juvissey bei Corbie (ebenfalls in d'Achery's Spicilegium Tom. XIII. p. 339 seq. abgedruckt) und beschränkte die Zahl der Präbenden auf 15. Diese Reform scheint aber ungenügend gewesen zu sein, denn unter seinem Nachfolger unterlagte im J. 1240 ein Beschluß des Capitels den Präbendaren die Jagatzpiele und den Umgang mit verdächtigen Frauen. Gotsfredus starb am 25. Nov. 1236. Großes Verdienst erwarb er sich auch um die Kathedrale zu Amiens, deren Bau auf seinen Befehl von dem berühmten Baumeister Robert de Luzarches fortgesetzt, aber erst im J. 1288 vollendet wurde*). (Ph. H. Kütz.)

GODEFREDUS (Godefroi) von Fontaines (Fontanus oder de Fontibus), auch Godefroi von Gendé (Godefridus Condatusensis) genannt, zu Fontaine l'Évêque in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. geboren, ein Sohn Roger's, Herrn von Gendé im Hennegau, widmete sich der Theologie und wurde im J. 1219 zu Rheims zum Bischofe von Cambrai geweiht. Er saß 14 Jahre auf diesem bischöflichen Stuhle und wußte sich während dieser Zeit durch sein liebevolles Benehmen, sein Wissen, seine Frömmigkeit und seine Gerechtigkeitliebe die allgemeine Achtung zu erwerben, obgleich er die Rechte und Privilegien seiner Kirche auf das Gütigste verteidigte. Er hieß nur der gute Bischof (bonus episcopus) und verdiente diesen Beinamen durch viele heilsame Einrichtungen, die er in seiner Diocese traf. Einige Gesetze, welche er der Stadt gab, haben sich unter der Benennung Gotsfrid's Gies bis in das 17. Jahrh. erhalten. Die ihm nötig erscheinenden Reformen konnte er um so leichter einführen und seinem Wohlthätigkeitssinne um so besser genügen, da er über ein bedeutendes Vermögen gebot, was schon daraus hervorgeht, daß er im J. 1233 einem spanischen Ritter die Stadt Dünkirchen unter der Bedingung abkaufte, daß sie nach seinem Tode an die Grafen von Flandern zurückfallen solle. Er starb zwischen den Jahren 1234 und 1236. Das ihm gewöhnlich zugeschriebene, noch ungedruckte Werk: De divinis officiis

*) Vergl. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 1. Bd. S. 290—292. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 92—96. Joh. Fr. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. 1. Ed. Berr. S. XV. 3. Ed. Berr. S. XV, XXVIII und XXX fg.

*) Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 598 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 29.

in mehreren Büchern, welches auch unter den Ueberschriften: Tractatus de officiis ecclesiasticis et Summa de administratione sacramentorum vorkommt, soll nach Anderen Oulard von Eon, einem seiner Nachfolger, angehören und dieser auch in einer Handschrift zu Leiden am Ende des Werkes als Verfasser angegeben sein.

(Ph. H. Kùlb.)

GODEFREDUS (auch Gaufridus, Galfridus, Godfrei und Guitherus) von Fontaines (de Fontanis oder de Fontano) auch Godefredus von Lüttich (Leodiensis oder de Leodio), ein berühmter Theolog des 13. Jahrh., wahrscheinlich ebenfalls zu Fontaine l'Évêque geboren, studirte zu Paris und ward Professor an dem von Robert de Sorbon gestifteten Collège. Allmählig zum Pfürndner zu Lüttich, Geln und Paris ernannt, erscheint er um das Jahr 1280 als Kanzler der Kirche und Universität zu Paris und wohnte als solcher zwei Synoden im bischöflichen Palaste zu Paris bei, von denen die erste (im J. 1277) sich mit einigen von Thomas von Aquin aufgestellten und scheinbar der Lehre der Kirche widersprechenden Sätzen beschäftigte und die andere (im J. 1283) die gegen die Annahmen der Betselmonche zu ergreifenden Massregeln beriet. In der ersten verteidigte er eifrig die Lehre des Thomas von Aquin und in der zweiten sprach er sich entschieden gegen die Betselmonche aus. Er starb um das Jahr 1290. Seine Zeugnissen nannten ihn seines würdigen Bruchmens und seiner Gelehrsamkeit wegen den ehrwürdigen Doctor (Doctor venerandus). Seine Schriften (Tractatus contra mendicantes, Quodlibeta und Sermones) sind nicht gedruckt. Auch nennt man ihn fälschlich als Verfasser einer Erläuterung der Regel des heiligen Franziskus (Expositio Regulae S. Francisci), welche einem Minoritenmönche Galfred angehört, einer Schrift über die Kindheit des heiligen Edmund (De infantia S. Edmundi), deren Verfasser ein Godefredus mit dem Beinamen Anglus ist, einer Summe über die Decretalen (Summa in Decretales), welche Godefredus von Trano verfaßt hat, einer Sammlung und Erläuterung von Schriftstellen gegen die Betselmonche (Collectiones catholicae et canonicae, Scripturae), welche Godefredus von Trano zusammenstellte, und des schon bei dem vorhergehenden Godefredus von Fontaines erwähnten Werkes: De officiis divinis. Aus seiner Schrift gegen die Betselmonche, welche jetzt verloren zu sein scheint, hat Matth. Francovis (Hacius Wlricus) in seinem Catalogus testium veritatis (Genev. 1608. fol. p. 1721) einige Stellen mitgetheilt. Die Schreiber des Godefredus von Fontaines ist breit und auch sonst nicht besser als die aller Scholastiker seines Jahrhunderts*).

(Ph. H. Kùlb.)

GODEFREDUS (Geoffrey) Gaimar, normännischer Trouvère, welcher um die Mitte des 12. Jahrh. lebte, über dessen Lebensverhältnisse wir aber Nichts wei-

ter wissen, als daß er im Dienste des Raoul Fitz Eilbert, Herrn von Sampion in Lincolnshire, stand und für dessen Frau Genhauze und auf deren Verlangen zwischen den Jahren 1145 und 1147 eine Reimchronik (L'estorie des Engles) schrieb, welche von Gerdic's Krönung (405) bis zum Tode Wilhelm's II. (1100) reicht und wobei er gute ältere Quellen benutzte, namentlich aber die wallischen Geschichtsbücher, welche Robert von Glocester hatte überlassen (Robert, li quens de Gloucester fist translater icelle geste solum les livres aus Wales li aveient des bretons reis⁴⁾), des Archidiacons Walter Galesius Brut y Brenhinod (wahrscheinlich nach der im J. 1128 vollendeten Uebersetzung des Geoffroi von Monmouth) die lateinischen Annalen des Klosters von Winchester („Estoire de Winchester“) und ein Buch über die Thaten der römischen Kaiser und angelsächsischen Könige (De Wasingburga un liwero engleis), woraus klar hervorgeht, daß diese Chronik nicht, wie man früher geglaubt hat, eine Fortsetzung des erst im J. 1155 geschriebenen Roman du Brut von Robert Wace sein kann, obgleich sie in allen Handschriften als solche erscheint. Gaimar soll übrigens auch die römische Periode behandelt haben, dieser Theil aber durch die bessere Bearbeitung des Robert Wace verloren sein. Der Theil der Reimchronik, welcher jetzt als der erste gilt und die angelsächsische Periode enthält, ist mitgetheilt von H. Petrie in der Collection of the English historians edited by order of the Record Commission from the Mss. of the British Museum, the College of Arms and of the Cathedral Libraries of Durham and Lincoln (London 1838. 8. Vol. I. p. 764—829). Zu diesem Theile gehört auch die Sage von Havelok dem Dänen, welche von Fr. Madden mit der englischen Bearbeitung dieses Romans aus dem 15. Jahrh. (The ancient english romance of Havelok the Dane accompy. by the french text, with an introduction, notes and a glossary. London 1828. 4.) besonders herausgegeben wurde. Den zweiten, die normännische Periode umfassenden Theil findet man in Fr. Michel's Chroniques Anglo-Normandes, recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'Histoire de Normandie et d'Angleterre pendant le onzième et le douzième siècle. (Rouen 1835. 8. Tom. I. p. 1—64.). Die ganze Reimchronik hat freilich keinen poetischen Werth, ist aber in einem ansprechenden Style geschrieben und bleibt nicht durch die in sie eingeschachtelten historischen Uebersetzungen und Sagen für den Freund der Geschichte anziehend*).

(Ph. H. Kùlb.)

GODEFREDUS (oder Gaufridus) genannt Grossus (der Dide, le Gros), französischer Hagiograph der ersten Hälfte des 12. Jahrh., gegen das Ende des vorhergehenden Jahrhunderts geboren, widmete sich dem klösterlichen Leben und wählte die Abtei Ikon in der

*) Vergl. Cas. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. III. p. 583 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 547—565.

*) Histoire littéraire de la France. Tom. XIII. p. 63—66. 3. Th. 2. Abth., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Bd. 2. Abth. S. 1068. Biographie générale. Tom. XX. p. 25. Bière's Jahrb. Liter. 76. Bd. (1896) S. 268 fg.

Diocese von Chartres, wo er sein Geliübde in die Hände Bernard's von Abbeville, des Stiefers derselben, ablegte und einer der letzten Schüler dieses durch seine Frömmigkeit und sein heiliges Leben ausgezeichneten Mannes wurde. Nach dem Tode Bernard's (1126) schrieb er dessen Biographie und vollmete sie Godefredus, dem Bischof von Chartres. Sie gehört der Anlage und Durchführung nach unstreitig zu den vorzüglichsten Legenden des 12. Jahrh. und der Verfasser bezeugt bei Allem, was ihm heilig ist, daß darin nichts Anderes aufgenommen sei, als was er entweder selbst erlebt und gesehen oder von völlig zuverlässigen Zeugen gehört habe. Er theilt in der That auch nur wenige Wunder mit und behauptet geradezu, daß das Verdienst der Heiligen durchaus nicht von der Wirkung derselben abhängt; dagegen hält er viel auf Offenbarungen und erzählt einige dem frommen Aste gewordene, welche man wol als Exile der Abbatise betrachtet darf; auch bringt er oft bei einleitenden Widerwärtigkeiten, die sich sehr natürlich erklären lassen, den Teufel ins Spiel. Die Biographie (*Vita Sancti Bernardi de Abbatisvilla*) wurde zuerst von dem Canonikus Joh. Bapt. Suckert (Paris 1649. 4.) mit erläuternden Anmerkungen und Karten und dann nach guten Handschriften von Gottfr. Henschen (in den Act. SS. Aprilis Tom. II. p. 220—255) herausgegeben (*). (Ph. H. Kuhl.)

GODEFREDUS (Gotfrid) von Kappenberg, ein frommer weisfälliger Graf und der letzte eines eben so alt als angesehenen, von dem geprüften Sachsenherzoge Willelm abkommenden und mütterlicher Seits mit dem fränkischen und schwäbischen Kaiserthum in naher Sippschaft stehenden Geschlechts, im J. 1097 auf der Burg Kappenberg in der Nähe des Städtchens Eilen an der Lippe geboren, verlebte seine Jugendjahre in einer für Teutshland so unheilvollen Zeit eines fortwährenden Kampfes zwischen dem Kaiser Heinrich V. und den Fürsten des Reichs, welcher auch Weichalen nicht unberührt ließ. Gotfrid, welcher sich als Stammvater dem Waffendienste widmete, stand zwar auf der Seite des Kaisers, mußte aber doch an der Fehde gegen die kaiserlich gekrönte Stadt Münster, welche ihren Bischof Dietrich vertrieben hatte, Theil nehmen. Die muthwilligen Plünderungen und Verheerungen, durch welche die Gegner einander Schaden zufügen suchten, erfüllten ihn sehr, da sie gewöhnlich den schuldlosen Landmann trafen, mit so großem Abscheu vor dem Kriegshandwerke, daß nur ein äusserer Anstoß fehlte, um ihn denselben für immer zu entfremden. Ein solcher ward ihm alsbald durch Norbert, den Stifter des Prämonstratenserordens, welcher im J. 1121 auch am Niederrheine erschien, um Buße zu predigen. Als nämlich der junge Ritter den frommen Mönch zum ersten Male zu Cöln hörte, ward er von der begeisterten Rede desselben so mächtig ergriffen, daß auch in ihm der Entschluß reifte, sich freiwillig

ger Armut zu unterziehen und seine Burg in ein Kloster zu verwandeln. Er vertraute Norbert sein Vorhaben und dieser, nicht wenig darüber erstaunt, versprach ihm, ihn auf Kappenberg zu besuchen. Als Gotfrid nach der Heimkehr seinen Entschluß kund gab, ließ er auf nicht geringe Hindernisse; seine junge Gemalin, Jutta, eine Tochter des stolzen und mächtigen Grafen Friedrich von Arnberg, welche er erst seit Kurzem heimgeführt hatte, leistete entschiedenen Widerstand und sein jüngerer Bruder Otto schalt ihn zornig einen Thoren; da ritt im Frühlinge des Jahres 1122 eines Tages ein seltsamer Mönch in die Burg ein und wurde von dem Grafen mit wunderbarer Freude empfangen; es war Norbert, dessen einbringliche Predigt alsbald in Jutta und Otto denselben Entschluß hervorriefen, von welchem sich Gotfrid durch Nichts hatte abbringen lassen. Noch in demselben Jahre (1122) wurde die stolze Ritterburg Weichalen in ein Kloster umgestaltet, dessen Leitung Norbert, nachdem er aus seiner neuen Sesslung zu Prämonstrat tüchtige Mönche herbeigezogen hatte, als erster Probst selbst übernahm. Der Eintritt Gotfrid's erregte bei der Bevölkerung der Umgegend nicht geringes Aufsehen und bei der weisfälligen Mitternacht Unwillen und lauten Tadel, am heftigsten war aber der Groll seines Schwiegervaters, des unabhängigen Arnbergers, welcher sogar die Burg zu belagern und die Mönche zu vertilgen drohte. Der fromme Graf und sein Bruder schienen sich deshalb genöthigt, mit der halbgräflichen Tracht den Waffentod zu verbinden, um die neue Schöpfung zu schützen, sie entwaffneten aber bald ihre Gegner durch sanfte Vorstellungen und durch Geduld und selbst der Graf Friedrich ward versöhnt mit seinem Schwiegervater. Es begann nun für das Kloster eine ruhiger Zeit, so daß die Innere Einrichtung vollendet und der Bau der Kirche rasch gefördert werden konnte. Gotfrid's religiöses Leben war jetzt ernst, feierlich und still; er unterwarf sich allen geistlichen Übungen, unterzog sich der Pflege der Kranken mit eigener Hand und größter Hingebung, fastete viel, enthielt sich der Fleischspeisen und nahm häufig nur Brod und Wasser. Die Gräfin Jutta und Gotfrid's Schwester Beatrix und Gerberge wohnten in einem am Fuße der Burg gegründeten Frauenkloster und führten hier mit anderen Frauen, die sich ihnen angeschlossen hatten, ein frommes Leben, nur einmal getrübt durch eine gewaltsame Entführung Jutta's, welche aber von ihrem den Räuber verfolgenden Gemale eingeholt und zurückgebracht wurde. Nachdem sich Gotfrid zwei Jahre als Käte allen Übungen der Frömmigkeit gewidmet hatte, beschloß er gänzlich der Welt zu entsagen und in den geistlichen Stand zu treten. Er entäuerte sich deshalb sehr des oberirdischen Standes und übertrug die damit verbundene Lebens- und Aemtsamtschaft an die Bischöfe von Münster und Cöln und andere Große. Auf Norbert's Wunsch verließ er die Heimath und begab sich nach Prämonstrat in Frankreich, dem Normalhause des Ordens und legte daselbst das Geliübde ab. Er blieb hier ein ganzes Jahr und kehrte dann nach Kappenberg zurück, um dort das klösterliche Leben ruhig fortzusetzen.

*) Cas. Oudin, *Commentar. de scriptoribus ecclesiasticis*. Tom. II. p. 1113. *Histoire littéraire de la France*. Tom. XII. p. 163. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 22.

Als im J. 1125 in Westfalen eine gefährliche Hungersnoth ausbrach und durch die Seuchen, welche sie im Gefolge hatte, viele Menschen hingerafft wurden, ergriff Gotsfrid freudig diese Gelegenheit, mit den ihm immer noch zu Gebote stehenden reichen Mitteln die Armuth zu unterstützen. Er selbst suchte mit unermüdlichem Eifer die Armen in ihren Hütten auf, reichte ihnen Brod und andere Nahrungsmittel und weidete sich mit gänzlicher Hingebung der Pflege der Kranken. Das Andenken an dieses wohlthätige Wirken Gotsfrid's bewahren noch viele Gemälde in den Kirchen des Prämonstratenserordens, auf welchen er eine Schüssel mit Broden in den Händen tragend abgebildet ist. Zu dieser Zeit stiftete er auch das Hospital der Laidbrüder neben dem Kloster und die Krankenpflege blieb seitdem eine Hauptaufgabe der Mönche zu Kappenberg. Als im J. 1126 Robert zum Erzbischof von Magdeburg ernannt wurde, begab sich Gotsfrid gegen das Ende des Jahres zu ihm, um seinen Lehrer und Freund in seiner neuen Würde zu begrüßen; da er aber in Magdeburg von einem Unwohlsein befallen wurde, so trat er alsbald wieder die Rückreise an und nahm seinen Weg über Jmsstadt in der Wetterau, wo er ebenfalls aus seinen daselbst liegenden Gütern ein Prämonstratenserkloster gestiftet hatte. Hier wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, welchem er am 13. Jan. 1127 erlag, als er noch nicht das 30. Lebensjahr vollendet hatte. Er wurde vorläufig in Jmsstadt beigesetzt und als 20 Jahre später sein Bruder Otto seinen Leib nach Kappenberg wollte bringen lassen, wie Gotsfrid sterbend verlangt hatte, widerlegten sich die Mönche, welche ihn seither befüßen, so eifrig, daß man ihnen einen Theil desselben lassen mußte. Auf seinem Grabe zu Jmsstadt errichtete man ein Denkmal, welches jetzt noch vorhanden ist und zu den schönsten Werken der mittelalterlichen Sculptur gehört. Es stellt den Grafen liegend dar, eine kräftig gebaute Gestalt, mit offenen milden Gesichtszügen und herabwallendem Haupthaar, eingebüllt in das weite Ordensgewand; Halsberge und Schwert deuten auf die Zeit hin, wo er ritterliche Pflichten mit denen eines Klosterbruders verband und in der Hand trägt er das Modell einer Kirche im byzantinischen Baustyle. An Errögnissen von Bauern schloß es ebenso wenig bei seinem Tode als bei der Uebertragung seiner Gebeine; eine eigentliche Heiligsprechung erfolgte bei ihm ebenso wenig als bei Karl dem Großen; die Kirche ehrt ihn aber als gottesfürchtigen Bekenner und feiert sein Andenken am 13. Januar. Der Graf Otto überlebte seinen Bruder um mehr als 40 Jahre und starb im J. 1171 als Probst des Klosters Kappenberg. Außer dem Kloster Kappenberg nebst dem Hospitale und dem Nonnenkloster im Thale hatten beide Brüder auf ihren ausgedehnten Besitzungen noch drei andere Klöster gestiftet, nämlich Barlar bei Gochfeld, das Nonnenkloster Aernborn bei Wesel und das Kloster Jmsstadt nebst dem dabei gelegenen Frauenstifte in der Wetterau. Man hat das Verfaßene Gotsfrid's und seines Bruders, durch welches das tapfere, reiche und mächtige Geschlecht Kappenberg, welchem wahrscheinlich im teutschen Reiche eine große Zu-

kunft bevorstand, unterging und seine Stammburg in Pfaffenhände kamen, häufig und bitter getadelt; um aber diese keineswegs einzeln dastehende Erscheinung gebührend zu würdigen, muß man die Schilderungen der Zeitgenossen lesen, nach welchen fast ohne Ausnahme eine Ritterburg der Huld der Umgebung und ein ritterliches Leben nicht möglich war, ohne an den ärgeren Gewaltthaten Theil zu nehmen; der bessere und gebildete Mensch fühlte sich nur sicher und glücklich im geistlichen Stande und es trat deshalb der Nobilität des Ritterthums die in ihrer Art großartige Selbsterreignung des Mönchthums entgegen. Wir besitzen mehrere sowohl für die Kenntniß dieses Geistes als für die treusiche und besonders die werthvollste Geschichte nicht unwichtige Biographien des Grafen Gotsfrid von Kappenberg. Die vorzüglichste derselben ist die von einem unbekannten Mönche des Klosters Kappenberg (keineswegs aber, wie man zuweilen angenommen hat, von Otto, dem zweiten Probst dieses Klosters) zwischen den Jahren 1150 und 1155 geschriebene, welche zuerst Laur. Surius, nach einer ihm von Nic. Serarius aus dem Archive des Klosters Jmsstadt mitgetheilten Abschrift, in seiner Legendenammlung (unter dem 13. Jan.) bekannt gemacht hat; aus dieser ging sie mit Anmerkungen von Joh. Gamsang begleitet in die Act. SS. Antwerp. Januarii Tom. I. p. 846 seq. über, wo man auch zwei kürzere Biographien, eine in Versen, wahrscheinlich von demselben Schriftsteller und eine andere von Hermann, dem vierten Probst von Kappenberg, im J. 1204 verfaßte, welche aber nur als ein nur wenige Verbesserungen und Zusätze enthaltender Auszug aus der ersten Lebensbeschreibung betrachtet werden kann. Eine den jetzigen Anforderungen der Kritik entsprechende Ausgabe der letzteren lieferte Jassé in den von Berg besorgten Monumenta Germaniae historica Scripta. Tom. XII. p. 513—530. Kurze Lebensbeschreibungen besitzen wir von J. G. Gisel („Kappenberg, eine historische Skizze," im Taschenbuche für vaterländische Geschichte. Münster 1833. 8.) und von G. Weiberg („Das Leben des Grafen Gotsfrid von Kappenberg und seine Klosterstiftung," in der von G. H. Erhard und G. J. Rosenkranz herausgegebenen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Neue Folge. 2. Bd. Münster 1851. 8. S. 309—374). Das Kloster Kappenberg entsprach in den drei ersten Jahrhunderten seines Bestehens vollkommen dem Zwecke seiner Stiftung und wirkte sowohl zur Ausbreitung der Religion, als auch der allgemeinen Bildung, insbesondere aber zur Erziehung junger Geistlichen und Lehrer bei der großen Mangelhaftigkeit der Domschulen, durchgreifend mit; es legte eine vortreffliche Bibliothek an und förderte dadurch das Studium der Theologie und der anderen Wissenschaften; auch die schönen Künste fanden allmählig ihre Pflege, eine neue Kirche im eben byzantinischen Style erhob sich in Kreuzesform mitten auf der Burg und auf den Altären sah man herrliche Gemälde alter Meister. Durch den stets wachsenden Reichtum wich aber allmählig die erste Strenge und Zucht klösterlichen Lebens, man gestattete nur Abkömmlingen adeliger Geschlechter den Eintritt und der

Probst konnte bereits keine andere Beschäftigung als Klause, Jagd und Kegelspiel, als im J. 1203 durch den Reichsdeputationshauptschluss das Kloster secularisirt und königl. preussische Domainen wurde. Später erkaufte es der Reichsfreiherr von Slein von dem Könige als Eigenthum, förderte von da an in seiner Ruhe die jetzt schon weit gediehene Sammlung der Quellen teutscher Geschichte und beschloß hier auch sein thatenreiches Leben.

(Ph. H. Kähl.)

GODEFREDUS (oder Galfredus), auch Stephanus) von Landaff, ein englischer Kirchenschriftsteller aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh., welcher zu Landaff, einer kleinen Stadt der Grafschaft Glamorgan in Südwales, wo sein Bruder Urbau im J. 1107 Bischof wurde, wohnte und woher er auch vielleicht stammte. Seine sonstigen Lebensverhältnisse sind uns unbekannt. Er schrieb eine Biographie des heiligen Teilanus oder Teilo, welche H. Wharton in den zweiten Band seiner *Anglia sacra* (Lond. 1691. fol. Tom. II. p. 662 seq.) aufgenommen hat und eine Uebersicht der auf Gründung der Kirche zu Landaff bezüglichen Documente, welche erst in neuerer Zeit von W. J. Reed unter dem Titel: *The Liber Landavensis, Llyst Teilo, or the ancient register of the cathedral church of Llandaff, from 1100. in the libraries of Hengwrt and of Jesus College Oxford (Llandoverry 1840. 8.)* mit einer englischen Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben wurde).

(Ph. H. Kähl.)

GODEFREDUS (auch Gaufridus und Goffridus) de Pèves (de Leugis), Bischof von Chartres, in der Mitte des 11. Jahrh. in der Nähe von Chartres geboren, stammte aus einem sehr angesehenen Geschlechte, widmete sich der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Pfandherr oder Probst an der Kirche von Chartres, trat aber nicht, wie Manche annehmen, in den Cistercienserorden. Nach dem Tode des Bischofs Ivo im J. 1115 wurde Godefredus von dem Capitel zu dessen Nachfolger erwählt; da aber Thibaut, der Graf und Herr von Chartres, bei der Wahl nicht befragt worden war, so jagte er den neuen Bischof aus der Stadt und ließ die Häuser der Domherren, welche ihm ihre Stimme gegeben hatten, plündern und in Brand stecken. Bald darauf gelang es aber Robert d'Arbrisselles, dem frommen Stifter der Abtei Fontevrault, den Grafen zu besänftigen; Godefredus gelangte noch in demselben Jahre in den ruhigen Besitz seines Bisthums und erhielt im folgenden zu Rom vom Papste Pascal II. die Weihe. Er nahm von jetzt an den thätigsten Antheil an den kirchlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes und zeichnete sich auf fast allen zu seiner Zeit in Frankreich gehaltenen Concilien durch seine Beredsamkeit und durch unparteiische Behandlung der Geschäfte aus. So soll er auf dem Concilium zu Soissons (1121) der einzige Prälat gewesen sein, welcher den strengen Ausspruch gegen Heinrich mißbilligte, obgleich er dessen Ansichten durchaus nicht theilte und 20 Jahre später das gegen

diesen Philosophen erlassene Verbammungsurtheil unterschrieb. Im J. 1127 begleitete er den Erzbischof von Paris, Stephan von Senlis, nach Rom und im J. 1132 ernannte ihn Innocenz II. zum päpstlichen Legaten. In dieser Eigenschaft mußte er in Aquitanien die Anhänger des Gegenpapstes Anaclet bekämpfen und es gelang ihm im Vereine mit dem heiligen Bernbard, den Herzog Wilhelm, welchen der Bischof von Angoulême auf die Seite Anaclets gezogen hatte, wieder für den rechtmäßigen Papst zu gewinnen. Auch bei mehreren anderen Aufträgen, die er von dem römischen Stuhle zur Beilegung des kirchlichen Zwiespaltes und zur Ausrottung verschiedener Ketzereien erhielt, benahm er sich mit großer Umsicht und Milde, ohne im Geringsten seine Pflicht zu vernachlässigen. Wie ungern er sich im Streitthale einließ, bewies sein Briefwechsel mit dem staatsmännigen Abte von Vendôme, Godefredus von Angers (s. d. Art.), über einige die Abtei Vendôme betreffende Privilegien, welche er, um dem Zwiespalte ein Ende zu machen, in einem noch vorhandenen Briefe (abgedruckt in Zirkmond's Ausgabe der Werke dieses Abtes) anerkannte. Solches biederer Charakters wegen wurde er auch allgemein geliebt und geachtet und der mit ihm sehr befreundete Herzog Ludwig von Aquitanien vertraute, als er im J. 1137 unter dem Namen Ludwig VII. den französischen Thron bestieg und zur Verhinderung eines Aufstandes nach Paris eilen mußte, seine Jugend Guesbain, Eleonore von Guienne, mit welcher er sich erst kurz vorher vermählt hatte, seiner Obhut an. Godefredus besaß ein bedeutendes Privatvermögen und verfügte über einen großen Theil desselben zu Gunsten frommer Stiftungen, wie die von ihm ausgestellten Urkunden beweisen. Er starb am 24. Jan. 1149. Obgleich er sich nicht selbst als Schriftsteller versucht zu haben scheint, so förderte er doch gelehrte Arbeiten auf jede mögliche Weise*).

(Ph. H. Kähl.)

GODEFREDUS (Galfredus, Gaufridus und Geoffroi) von Limoges (Lemovicensis), ein französischer Chronist des 12. Jahrh., um das Jahr 1140 zu Clermont d'Uzerche in der Provinz Perigord geboren, wurde zu Limoges erzogen, trat daseibst im J. 1159 in den Benedictinerorden, kam dann in die Abtei Benevent in der Landschaft La Marche, wo er im J. 1167 die Priesterweihe empfing und wurde am 14. Juni 1178 zum Prior des in Niederlimousin liegenden Klosters Vigorot ernannt, weshalb er auch häufig unter dem Namen Godefredus von Vigorot (Vosiensis) vorkommt. Er scheint im J. 1184 oder kurz nachher gestorben zu sein und hinterließ eine vom Jahre 996 bis zum Jahre 1184 reichende Chronik (Chronicon a Roberto, Francorum rege ad sua tempora oder Chronicon de rebus in Gallia praesertim gestis ab anno 996 ad annum 1184), welche zwar, was die Darstellung betrifft, seinen besondern Werth hat, aber für die Geschichte der Provinzen Perigord und Limousin besonders wichtig ist, da sie viele

*) Regl. Gallia christiana. Tom. VIII. p. 1134 seq.; Histoire littéraire de la France. Tom. XIII. p. 82 seq.; Biographie générale. Tom. XX. p. 18.

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 17.

Italiäthen und Einzelheiten enthält, welche man anderwärts vergebens sucht. Bh. Kabbe hat sich durch die Herausgabe derselben (in der Nova Bibliotheca manuscriptorum librorum. Paris. 1657. fol. Tom. II. p. 279 seq.) den Dank der Geschichtsforscher erworben. Godefredus beabsichtigte auch ein Buch über die Wunder des heiligen Pardour zu schreiben, scheint aber an der Ausführung dieses Vorhabens durch den Tod gehindert worden zu sein *). (Ph. H. Kälb.)

CODEFREDUS (oder Gausfredus), genannt von Lorouar (de Loratorio) oder von Doral (de Oratorio), Bischof von Vordcaur, gegen das Ende des 11. Jahrh. zu Loroux in Touraine, nach Andern zu Doral in der Landschaft La Marche geboren, widmete sich der Theologie und soll diese Wissenschaft mit großem Beifalle zu Paris gelehrt haben. Wie hoch man sein Wort anseht, beweist ein Brief des heiligen Bernhart an ihn, worin ihn dieser auffordert, sich öffentlich für den Papst Innoenz II. zu erklären und dem Volke die Unrechtmäßigkeit des Gegenpapstes Anaclet darzulegen. Im J. 1136 wurde er zum Erzbischof von Vordcaur erwählt und als solcher segnete er im folgenden Jahre die Ehe Ludwigs VII. mit Eleonore von Guenene ein, führte aber auch im J. 1151 als päpstlicher Legat bei dem Concilium zu Vengency, auf welchem diese Ehe der nahen Unterverwandtschaft wegen wieder getrennt wurde, den Vorsitz. Auf dem Concilium zu Rheims (1148) nahm er den Bischof von Poitiers, Gilbert de la Porree, zu dem er in sehr freundlicher Beziehung stand, gegen seine Feinde, die ihn der Ketzerei angeklagt hatten, in Schutz und suchte die kirchliche Strafe von ihm abzuwenden; auch wohnte er im J. 1154 der Bekehrung desselben bei. Er selbst starb am 15. Juli 1158. Godefredus galt bei seinen Zeitgenossen als einer der gelehrtesten Männer des Jahrhunderts, über seine schriftstellerische Thätigkeit fehlen uns aber nähere Nachrichten und außer fünf an Euger, den Abt von Saint Denis, gerichteten Briefen, welche H. Duchesne (in den Scriptores historiarum Francorum. Paris. 1636. fol. Tom. IV. p. 500—506. 521. 542. 546) herausgegeben hat, läßt sich ihm kein anderes Werk mit Bestimmtheit zuschreiben, obschon man ihn gewöhnlich als Verfasser eines Commentars über die fünfzig ersten Psalmen (Commentarius in primos quinquaginta Psalmos Davidia) und mehrerer Predigten (Sermoes in nonnullis anni festivitibus et dominicis) betrachtet, denn diese Predigten erscheinen in den Handschriften gewöhnlich ohne Angabe des Namens und der Commentar trägt nur den einfachen Namen Godefredus an der Spitze und kann also auch einem anderen der vielen als Schriftsteller bekannten Godefreds des 12. Jahrh., etwa Godefredus von Auttre oder Godefredus von Vendome, angehören †). (Ph. H. Kälb.)

*) Cos. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 1628. Histoire littéraire de la France. Tom. XIV. p. 387. Biographie générale. Tom. XX. p. 21.

†) Vergl. Cos. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 1192 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 24.

CODEFREDUS (oder Gausfredus) von Massaterra, Geschichtsschreiber des Königreichs beider Sicilien, von dessen Lebensverhältnissen und aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er aus der Normandie stammte, dem Benedictinerorden angehörte, um die Mitte des 11. Jahrh. nach Apulien kam, um bei seinen Landesherrn, die sich hier als Eroberer feiergelobt hatten, sein Glück zu suchen. Nach diesen kurzen, aber zuverlässigen Angaben ist der Irrthum früherer Literaturhistoriker, die ihn zu einem Italiener oder Spanier machen, zu berichtigen. Godefredus scheint seinen Zerstreuungen zu haben und am Hofe sehr beliebt gewesen zu sein, denn er erhielt auf Befehl des Grafen Ruggieri eine Chronik von Sicilien in vier Büchern, welche von der Landung der Normannen auf dieser Insel bis zum Jahre 1099 reicht und besonders durch ihre Genauigkeit in der Chronologie großes Lob verdient, auch ist seine Darstellung ernst und würdig und der Wahrheit getreu. Die erste Ausgabe dieser Geschichte (Historia Sicula, s. de gestis Roberti Guiscardi Calabrisae ducis et Rogeri ejus fratris) besorgte G. Zurita (Caesaraugusta. 1578. fol.); sobald wurde sie in den Sammelwerken von Escott (Hispania illustrata. Tom. III. p. 232 seq.), Casinius (Bibliotheca historica Siculae. Tom. I. p. 40 seq.), Burmann (Thesaurus Antiquitatum Sicilicorum. Tom. V) und Muratori (Scriptores rerum Italicarum. Tom. V. p. 539 seq.) wieder abgedruckt. Man findet dabei auch die vom J. 1127 bis zum J. 1135 reichende Fortsetzung, welche Alexander, Abt des Klosters St. Salvatore zu Tellese im Neapolitanischen, auf Veranlassung der Ratibide, der Schwester Ruggieri's, verfaßt *). (Ph. H. Kälb.)

CODEFREDUS von Mierle (a Mierlo), auch Godefredus von Volbue genannt, Dominikanermönch und Bischof zu Gardone und Treverio, am Anfange des 16. Jahrh. zu Mierle in Brabant geboren, legte, nachdem er seine theologischen Studien zu Löwen beendigt hatte, in dem Kloster zu Volbue seine Gelübde als Dominikanermönch ab. Als gerade zu dieser Zeit die Reformation in jenen Gegenden Eingang zu finden anfing, bemühte er sich dieselbe und allen Kräften zu bekämpfen und erwarb sich in den Städten Brera, Löwen, Antwerpen, Mecheln und Brüssel, wo die neue Lehre täglich mehr Anhänger fand, durch seine Predigten großen Ruf. Mit gleichem Eifer setzte er seine Bemühungen als Prior des Klosters zu Utrecht, wohin er im J. 1552 berufen wurde, fort. Auf dem Generalscapitel zu Rom im J. 1558, welches er als Definitor seiner Provinz besuchte, erntete er für seine Bestrebungen großen Beifall und wurde zum Provinzial seines Ordens in Brabant ernannt. Er bekleidete diese Stelle unter den schwierigsten Verhältnissen und während der heftigsten Verfolgungen gegen seine Ordensgenossen, bis er im J. 1570 zum Bischofe von

*) Vergl. Muratori's Vorrede zu seiner Ausgabe. Cos. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 864. Gir. Tiraboschi, Storia della Letteratura Italiana. Tom. III. p. 314. Histoire littéraire de la France. Tom. VII. p. 481.

Hartem ernannt wurde. Auch hier suchte er dem unaufhaltsamen Strome entgegenzuarbeiten, jedoch ohne Erfolg und kaum gelang es ihm, als sich im J. 1572 die Calvinisten der Stadt bemächtigten, nach Brüssel zu entfernen, wo er sich in ein Kloster zurückzog. Kaum nach der Wiedereroberung Hartems durch den Herzog von Alba im J. 1573 zurückgekehrt, mußte er, als die Stadt dem Prinzen von Oranien in die Hände fiel, zum zweiten Male die Flucht ergreifen und das Land verlassen. Er begab sich nun nach Münster, übernahm hier, da der zum Bischofe bestimmte Sohn des Herzogs von Cleve noch minderjährig war, die Leitung der Diocese und ging in Angelegenheiten derselben im J. 1582 nach Rom, wo er bei dem Papste Gregorius XIII. eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand. Nach seiner Zurückkunft wurde er zum Bischofe von Deventer erwählt, wo er trotz seines vorgerückten Alters unermüdet für die Erhaltung der katholischen Religion wirkte, aber schon am 28. Juli 1587 starb. Er versuchte sich auch als Schriftsteller gegen seine Widersacher; seine Schriften (*Pro fide catholica adversus Lutheranos et Calvinianos, Kalendarium perpetuum, Sermones de tempore, quadragesimales et de sanctis*) blieben aber ungedruckt. (Ph. H. Kuhl.)

GODEFREDUS von Monmouth (Galfredus, Gaufridus, Arturius, Jeffrey, wälsch Grafudd ap Arthur, in Monmouth (Moanoga, Mommethia, wälsch Myrny) geboren, Adept seines Onkels Waldev, Bischofs von Landav, ward später Archidiaconus zu Landav und 1151 oder 1152 zum Bischofe von Mäp in Nordwales erhoben, in welchem Jahre seiner Erhebung er auch gestorben ist. Er war ein Zeitgenosse der britischen Historiker Wilhelm von Malmesbury, Heinrich von Huntingdon und Garabot von Monacraan und ist vorzugsweise durch seine *Historia Regum Britanniae* berühmt und bedeutend geworden, da nämlich von dem Erscheinen dieses Werkes eine neue Periode der romanischen Poesie des englischen und französischen Mittelalters datirt werden kann. Es ist ebenso einflussreich auf die poetische Literatur und die Geschichtschreibung der ihm nachfolgenden Zeit geworden, wie es gewichtiges Zeugnis ablegt und schätzbare Material birgt für die Völkergeschichte und Sagen Geschichte Alt-Britanniens vor Gottfried's Zeit. Fünf Jahrhunderte lang fruchtbarer Kern und Ausgangspunkt einer umfangreichen, vom Publikum verschlungenen französischen, englischen und lateinischen Literatur, war und ist noch jetzt dieses wunderbare Buch ein Zankapfel der Gelehrten, auf welches vormals sich englische Könige in Staatsverhandlungen mit dem Papste als Beweisstück beriefen und um welches wegen seines süßen Inhaltes sich tausend böse Dämonen sammelten,

wenn es einem Befessenen auf den Uterus gelegt wurde. (Thom. Walsingham, Hist. brevis ab Eduardo I. — Henr. V.; ap. Camden, Angl. libern. Norm. Francof. 1602. Giraldus Camb. Itinerarium Cambriae. L. I. c. 5; eod.)

Der Verfasser (Hist. L. I. c. 1) widmet seine Geschichte der britischen Könige dem Grafen Robert von Gloucester, dem natürlichen Sohne des Königs Heinrich I. von England, als dieser noch lebte, aber auch Heinrich I. schon geboren war. Da Heinrich I. 1135 starb und Heinrich II. 1132 geboren ward, so ist hiermit die Zeit der Abfassung ziemlich scharf begrenzt. Das siebente Buch, die Prophezeiungen Merlin's, hatte Gottfried abgesondert bereits früher als die übrige Geschichte geschrieben und dem Bischofe Alexander von Lincoln (L. VII. c. 1 u. 2) gewidmet, der 1122 dem Bischofe Robert von Lincoln folgte (Henr. Huntingd. Hist. Brit. ap. Savile p. 219) und dem auch Heinrich von Huntingdon seine Geschichte Englands gewidmet hat. Die obige Zeitbestimmung wird ferner noch dadurch bestätigt, daß Alfred von Deventer in seinen von Anstuf des Brutus in England bis 1129 reichenden Annales s. Hist. de gestis Britanniae (ed. Hearne. Oxon. 1716. 8.) bereits den Gottfried, ohne jedoch ausdrücklich den autor, den er nur Britannicus nennt, zu nennen, abgibt, und Alfred starb 1138 als Schatzmeister der Johannisstirche zu Cambridge; und daß Heinrich von Huntingdon auf seiner Reise nach Rom schon 1130 im Kloster Bec bei Rouen in der Normandie ein Manuscript von Gottfried's Geschichte fand und ercypirte (Epist. ad Varium ap. Dom. Morice, Histoire de la Bretagne I. p. 166; handschriftlich auf der Bibl. Harleiana zu London. In der Ausgabe G. von Huntingdon's von Savile steht jedoch dieser Brief an Varin).

Als seine Quelle bezeichnet Gottfried quendam Britannici sermonis librum vetustissimum, das Walther, Archidiaconus von Oxford, ex Britannia advexit, und das er ins Lateinische übersezte (L. I. c. 1. L. XI. c. 1. L. XII. c. 20). Häufig (Sur l'origine des épopées chevaleresques du moyen âge, Rev. des deux mondes V. VII) und der Verfasser der Britannia after the Romans I. p. XXII erklären diesen Walther mit Unrecht für Walther Mapes, der um 1197 Archidiaconus zu Oxford gewesen und bis 1210 gelebt hat. Es kann vielmehr nur Walther Calensis gewesen sein, der zur Zeit Heinrich's I. lebte, der Gottfried's Chronik unter dem Titel: „Auctarium annalium Britanniae“ von Gadowallab die auf seine Zeit fortgesetzt haben soll und an den auch ein Brief Heinrich's von Huntingdon gerichtet ist (Balcanus u. Pitaeus, Do script. Angl.). Im zweiten Bande der Myvrian Archaeology of Wales (London 1801) sind zwei verschiedene Chroniken von der Einwanderung des Brutus in England bis zum Tode des Gadowallab in wälscher Sprache parallel über einander abgedruckt, von denen die obere, kürzere „Brut Brenidodd Ynsi Priddan“, d. h. Chronik der Könige der britischen Insel, die Chronik des Tyffilo, und die untere: die Chronik des

¹⁾ Beryl. A. Ehard und J. Quetif, Scriptores ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 278. A. Tueron, Histoire des hommes illustres de l'ordre de S. Dominique. Tom. IV. p. 551 seq.

²⁾ Bale, Script. illustr. maj. Brit. catalogus (Basil. 1567) p. 194. Tanner, Bibl. Brit. Hibernica (London 1748.) Owen, Cambrian Biography (London 1805.) p. 143. Mathaeus Parisius ab ann. 1151 (Paris 1644.) p. 60. Du Chesne, Script. Rer. Norm. p. 996.

Gruffudd ap Artbur genannt wird. Die letztere ist wiederum mit zwei Handschriften, A und B, verglichen, die theilweise gleichfalls unter dem Terte mit abgedruckt sind. Die Chronik des Tysilio enthält am Schlusse die Worte: „Ich, Walther, Archidiaconus von Orford, übersehe das Buch aus dem Wälſchen (Gymraek) ins Lateinische, und in meinem höheren Alter übersehe ich es zum zweiten Male aus dem Lateinischen ins Wälſche.“ — In der Chronik Gruffudd's befinden sich die Schlussworte Gottfried's der lateinischen Historia L. XII. c. 20. Diese, sowie die Manuscripte A und B, stimmen so wörtlich und mit so unwesentlichen Abweichungen, Zusätzen und Auslassungen mit dem Inhalte der lateinischen Historia überein, daß diese wälſche Chronik für nichts Anderes als eine Uebersetzung der lateinischen angesehen werden kann, bei der jedoch die Uebersetzer oder Abschreiber sich einige Freiheiten in Zu- und Abstrichen genommen haben. Die Chronik des Tysilio (aus Englische übersezt von Roberts, London, Williams, 1811. 4., nach dem Manuscripte des Reichen Buchs von Hereford in der Bibl. des Jesus-College zu Orford) ist dagegen, wenn gleich dieselben Thatsachen berührend, bei weitem kürzer, trostloser, im Ausdruche einfacher als Gottfried's Historia, und erscheint vielmehr als ein Gerippe derselben, das Gottfried mit poetischem Schwünge und sprachlicher Eleganz aus einer dünnen Skizze zu einem blühenden Gemälde erhoben hat. — Ein Tysilio, Bischof und Sohn des Fürsten Brodmag Henricus von Powis, ein Heiliger, dem die Kirche zu Llanbysilio in Anglesea geweiht ist und von dem sich Gedichte in der Myr. Arch. I. XXIII finden, lebte zwar zwischen 660—720, allem es fehlt an allen Zeugnissen, daß ihm mehr als jene Gedichte zugeschrieben werden dürfen. Ein Bild aber in die wälſche Literatur selbst bis in das 10. Jahrh. hinaus zeigt die Unmöglichkeit, daß ein wälſcher Schriftsteller seiner Zeit sich so völlig frei von Vorurtheilen und religiös-druidischen Vorurtheilen erhalte: daß er das Groteske, Absurde und Monströse der Figuren, die in den altwälſchen Volkserzählungen und Mährchen erscheinen, in der Chronik jedoch als glatte, reinmenschliche, historische Personen auftreten, so abtheile, dagegen aber wieder ein schon ritterliches Wesen, romantischen Gehalt und feste ganz im Sinne des normannischen Ritter- und Hoflebens, das seit 1066 nach England hinüberwanderte, aufnehmen und widerpiegeln konnte. Daraus selbst kommt sogar mit seinen römischen Vätern ins Land gezogen, was seinem alten Wälſchen ohne Verleugung seiner Nationalität als Geschichte wieder zu erzählen einfallen konnte. Ein ganzes Alterthum würde ihn fügen gekostet haben. Ebenso steht mit dieser Theilnehmung die durchscheinende Kirchenverfassung in Widerspruch. Es ist vielmehr alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Walther von Orford diese Chronik des Tysilio wälſch niederschrieb, oder dieselbe, wenn sie schon wälſch vorhanden war, ins Lateinische übersezte und Gottfried unter Benutzung des sonst vorhandenen wälſchen Materials und unter Zugrundelegung der Walther'schen Arbeit seine Historia ausarbeitete, die dann später etwa Walther wieder als das Werk Gruffudd's ap Artbur ins Wälſche zurückübersezte, so daß bei

fudd's ap Artbur ins Wälſche zurückübersezte, so daß bei dem Rufe, den Gottfried's Werk erlangte, und wodurch Walther's Schrift ganz in Vergessenheit zurückgedrängt ward, Johannes Wallingford (Vita Sti. Guthlaci ap. Gale) mit Recht von der ersten sagen konnte: „Translatio historie Britonum ex translatores magis habet auctoritatem, quam ex editore.“

Graf Billemaurée (Contes populaires de la Bretagne. Paris 1842. II, 322) behauptet zwar, Walther's Buch sei bretonisch geschrieben gewesen, weil im Manuscripte des Reichen Buchs von Hereford (p. 230) zu lesen: „o brezonek en Gymraek.“ Roberts in seiner Ausgabe des Tysilio aber liest: „o ladin en Gymraek.“ und da der eitle Franzose anderweit sich sehr unverläßlich gezeigt (s. Rene Wittell. des thuring. sächs. Vereins. Bd. VII. S. 3. S. 117. 118. Halle 1845.), so ist seiner Behauptung um so weniger Glauben zu schenken, als in der bretonischen Literatur jede Spur fehlend oder eines ähnlichen Werkes fehlt, dagegen die vorhandenen Namen und Certificates durchaus wälſch und nicht bretonisch sind und in der wälſchen Literatur solche Bruts, auf die auch schon Rennius hindeutet (Annales Romanorum), einen eigenen Zweig bilden, der mit jedem Jahrhunderte neue Blätter trieb, zu denen auch der Brut-Tysilio gehörte, der jedenfalls nicht über 1066 hinaus zurückgelegt werden kann.

Ungeheuer war das Kausen, das dieses als reine wahrhaftige Geschichte hingeebene Werk machte. Die wälſche Nation sah sich darin in einer nie geahnten vormaligen Glorie darge stellt; ihre Geschichte war plötzlich weit über Cäsar bis zur Zerstörung Treia's zurückgeführt; was abgerissen und vereinigt in Volkssagen und Sagen, Chroniken und Legenden lebte, fand hier historischen Zusammenhang; Mährchenfiguren wurden lebthafte Personen, Localnamen und Erinnerungen fanden historischen Nachweis. Die blühende lateinische Sprache das dem Werke sofort reichste Verbreitung bei allen Gebildeten auch außerhalb Wales, in England und Nordfrankreich; es ward die Reizur der Höfe und der Großen in beiden Ländern, eine romantische Geschichte, die nur der Verbesserung bedurft, um als ein vollendetes Epos aufzutreten.

Ein Theil der Historiker von Fach nahm das Buch als nackte Wahrheit und schrieb es gläubig ab und ihm nach: so Alfred von Broctley (gest. 1135); Ponticus Birninus (gest. 1520) excerptirte es (Script. rebr. tit. Heidelb. 1542. 1587. London 1585. 1634. ed. Giles. London 1844.); Gottfried folgte Mathias von Westminster (Flores historiarum. Francof. 1601.), Johannes Wallingford (ap. Gale, gest. 1214), Robert du Mont in der Fortsetzung des Eigbert von Gemblours, Johannes Herdum (Hist. Scot. ap. Gale), Albericus trium fontium (Leibniz, Access. histor. T. II. Hannover. 1698.), Gervasius von Tilbury, Thomas Wallingham (Annal. Hibern. Normann. Francof. 1602.), Vincentius Bellouacensis in seinem Speculum histor., Buchanan (Histor. Scot.) u. a. m.

Während Heinrich von Huntingdon und Wilhelm von Malmesbury vielfach die von ihrem Zeitgenossen

Gottfried angeführten *Gada* aus anderweiten Quellen bekräftigen, erhoben sich andere ernster prüfende Historiker mit gewaltigem Zorne gegen diese tugae Britonum, Britonum argumenta und Zirkulationen der bruti Britonnes, wie Wilhelm von Reuburg (Rer. Angl. L. V. ap. Rer. brit. script. vetust. Heidelberg. 1587. p. 354), *Blount*, *Censura auct.* und neuerlich Pinkerton zu Bruce T. I. p. 26, indessen Giraldus Cambrensis einerseits ihn der Fabelkeit beschuldigt, andererseits jedoch diese und ähnliche Fabeln, auf die er bei jedem Schritte in Wales stieß, als Wahrheit in sein *Itinerarium* und seine *Descriptio Cambriae* einträgt, und selbst neuere Historiker, wie *Reland*, *Campdore Heynd*, *John Price*, *Dr. Cajus* und *Dr. Bower* schenken ihm noch einen starken, nur mitunter bedingten Glauben, des Verfassers der *Britannica* after the Romans zu geschweigen, dem trotz seiner ausgedehnten Gelehrsamkeit alles Organ für historische Kritik abzusprechen ist (Neue Mittheil. des thüring.-sächs. Vereins. Bd. VII. S. 3. S. 114).

Nicht minder wie auf die Geschichtsschreibung wirkte einflußreich Gottfried's Historia auf die Poesie. Der älteste Bearbeiter derselben in nordfranzösischer Sprache ist Robert Bace (Maistre Gasse, Waice, Gace, Gasee, Huistace, Wistace, Eustace, Extasse), im Anfange des 12. Jahrh. auf der Insel Jersey aus vornehmer Familie geboren, auch Verfasser des Roman de Rou (Gollie), ein Reimchroniken schreibender Cleric von Profession, zuletzt Kanonicus zu Bayeux und bald nach 1174 verstorben. Seinen Roman de Brut (schlieflich nach dem Anfangshelden Brutus sein Gedicht betitelt, da der wälsche Ausdrud Brut für „Chronik“ ihm offenbar unverständlich war) vollendete er 1150 (ed. Le Roux de Lincy. Rouen 1836. 1838). Dieses in kurzen Reimpaaren verfaßte Gedicht ist Nichts als eine Uebersichtung der Historia (mit Unrecht wird im Artikel Arthur dieser Encyclopädie Sect. I. Bd. 1. Gottfried zum Uebersetzer Bace's gemacht), worüber eine genaue Vergleichung beider Werke seinen Zweifel läßt (Neue Mittheil. a. a. D.). Hatte Gottfried der trocknen Chronik des Tyffio schon ein falterreiches romantisches Gewand umgehängt, so spann die Bace noch weiter mit poetischem Geiste aus und traf mit dieser Form und Auffassung den seiner Zeit entsprechenden Geschmack an romantischen Heldenerzählungen, was ebenso wol die zahlreichen vorhandenen Manuscripte seines Gedichtes als die mehrfachen Bearbeitungen und Erweiterungen desselben bekunden. Denn den Bace überstieg wieder ins Englische und in kurzen Reimpaaren Layamon, Priester zu Crutles (Layamons Brut, ed. Ed. Ferd. Madden); Kawul de Bohon zog den Bace wieder in französische Prosa (Le petit Brut) unter Edward's III. Regierung (1327—1377) aus, und von den englischen Reimchroniken stützen sich unmittelbar auf Gottfried: Robert von Gloucester, ein Mönch der Abtei Gloucester (1278—1297), der in langzeitigen Versen die ganze englische Geschichte von Brutus bis Edward I. befaß (ed. Hearne. Oxford 1724. London 1810); ferner Pierre de Langtoft, Kanonicus zu Bridlington in Yorkshire (1307) und Robert Manning de

Brunne (um 1338). Ein Anonymus führte Bace's Brut von Cadwalladr bis zum 25. Regierungsjahre Heinrich's III. (1241) fort. In ähnlicher Weise ist die Reimchronik, Chronicle of England von John Harbing (bei Ritson, Anc. metr. Rom. T. II. p. 270—313), und die mit Prosa gemischte Reimchronik des Robert Fabyan (gest. 1512) und der gereimte Brut des Arthur Roltzen verfaßt. Immer mehr wuchs die Sucht, den Brut nach Born und Hinten auszuweiten. William Warner (gest. um 1608) führte ihn in seiner Reimchronik das Geschlecht des Brutus bis zu Noah zurück, bis endlich der sogenannte „Große Brut“ oder Les grandes chroniques de Bretagne, der voluminöse Prosaroman des Alain Bouchard (ed. Paris 1514. 1518. 1531. 1541), wie ein Riesenstrom all' früher vorhandenen Bruts, sammt einem Theile der französischen Arthurothane in sich aufnahm und mit ihnen nach furem Laufe — sich in das Meer der Vergessenheit stürzte.

Hinter den Historikern und den Dichtern in englischer und französischer Sprache blieben auch die lateinischen Dichter nicht zurück. Das Bulletin de la Bibliophilie (Tobener. Paris 1837. p. 495—501) gibt Kunde und Inhalt von einer Historia Britannorum versificata, die anscheinlich im 13. Jahrh. den Gottfried in lateinische Hexameter übertrug. Ebenso theilt Usher (Primordia) sehr viele Aehnliche aus einer andern Bearbeitung Gottfried's gleichfalls in lateinischen Hexametern mit, deren Verfasser er Pseudo-Wilbus betitelt, und die, wie es scheint, häufig und lange, namentlich von Julius Giraldus (um 1450) und Ponticus Brunninus, für ein Werk des alten Historikers Wilbus gehalten worden ist, so evident auch der Inhalt das Gegentheil bezeugt. Eine ziemlich freie poetische Bearbeitung des Abschnittes der Historia Gottfried's von Diocletian und Maximian bis zu Arthur enthält P. XVIII des Pantheon's des Gottfried von Biterbo.

Die Mitte des 12. Jahrh. war die Epoche, wo der religiös-ritterliche Ehatendrang, der in den Kreuzzügen gegen die Heiden im Orient und in Spanien und Afrika sich ein neues unermessliches Feld erobert hatte, in der Phantasie fortwirkend und das Ritterthum mit einem neuen idealen Glorienhimmel verklärend in den Romanen wiederzuspiegeln suchte, was die großartige Gegenwart und nächste Vergangenheit mächtig bewegte. Heinrich II., Förderer der Poesie und Wissenschaft, ritterlicher Kriegsheld selbst und Herrscher über England, Bretagne und einen großen Theil von Frankreich, führte an seinem Hofe die Dichter und eminenten Geister aller drei Nationen zusammen, und in den poetischen Chroniken schienen sich Poesie und Wissenschaft zu vereinigen, um die Völker und ihre ruhmreichen Herrscher zu verherrlichen. Schon 20 Jahre nach Publication der Historia, seit 1150, wuchsen in zahlreicher Fülle die Romane von den einzelnen Tafelrundeitern in England und der Normen-

2) Ueber die reiche hierher gehörige Literatur s. die sehr vollständige Nachweisung bei Gräffle. Die großen Egentheile des Mittelalters (Dresden u. Leipzig 1842.) S. 95 fg.

die hervor; ihre Thaten wurden auf den Märkten durch Romandiantenbanden dramatisch aufgeführt und die Romane am Hofe und auf den Schloßern der Großen in feierlichen Kreisen vorgelesen. Die Rationalisten, Römer und wälschen und bretagnischen mündlichen Traditionen, die in dieser Weise sich den Weg zu den Gebildeten und in die Literatur bahnten, erhielten durch Gottfried's Chronik historischen Grund und Beglaubigung; der gelehrte Priester sprach in lateinischer Sprache zu drei Nationen zugleich verständlich, und selbstredend stieg mit der Vorliebe zu den Ritterepen und gereimten Chroniken und deren Verbreitung in der ganzen gebildeten Welt gleichmäßig das Ansehen Gottfried's. Seine Prophezeiungen Merlin's wurden das Urbild unzähliger anderer; sie wurden ins Französische, Englische, Spanische, sogar Isländische übersezt, gedruckt und wiedergedruckt, commentirt und erweitert und wurden in Verbindung mit den in der Historia erzählten Geschichten von Merlin die fruchtbarste Wurzel der zeitlichstigen Merlin-Romane (s. d. Art. Merlin).

Was aber dem Gottfried einen besondern Werth, nicht bloß für den Literaturhistoriker, sondern auch für den Geschichts- und Alterthumsforscher sowohl des Continents als insbesondere Großbritanniens gibt, ist, daß bei einer sorgfältigen kritischen Sichtung des von ihm gebotenen Stoffes er Beweis und Zeugniß über manche Begebenheiten liefert, über welche bisher die Geschichtsforschung sich vergeblich bemühte, Licht zu verbreiten. Die Vergleichung der vielen von Gottfried latinisirten Personennamen mit den wälschen im Brut des Ifflido gibt den Schlüssel zu den Verständniß, wo er sich an die reiche wälsche Rationaltradition und Literatur anschließt. Was er nur andeutet, findet hier seine besondere ausführliche Geschichte, und die mannichfaltigen Zeugnisse aus den verschiedensten Zeiten und Quellen schließen zusammen, um zur Gewißheit klar zu machen, daß Gottfried's Geschichte Nichts weniger als reines Phantasiegebilde hinsichtlich des Stoffes ist, daß dieser vielmehr in reicher Fülle ihn in historischen Schriften, in Legenden, Dichtungen und Traditionen umgab und schon vor ihm im Brut-Ifflido und ähnlichen Bruten in compendioser Form zusammengesetzt worden war. Es ergibt sich dies aus einer nähern Analyse seines Wertes und durch Vergleichung desselben mit den vielen erst in neuerer Zeit zugänglich gewordenen Schriften altwälscher Literatur (vergl. San-Marte, Gottfried von Monmouth. Halle 1854 mit ausführlichem Commentar), wovon hier ein kürzester Umriss gegeben wird.

Das erste Buch der Historia umfaßt die Geschichte des Brutus bis zur Gründung des britischen Reiches. Brutus ist ein ausgewandeter Trojaner und Gottfried folgt hier der in antiken Quellen zuerst sich findenden Trojanersage, die an Homer, Virgil, Livius und Sallust anknüpfend das ganze westliche Europa durchwanderte und selbst bis in die Snorra-Edda und Konaldsaga drang. Der nationalbritischen Tradition ist sie fremd, Kennius ihr erster britischer Zeuge (s. San-Marte, Kennius und Gildas. Berlin 1844.), der den

latein-schreibenden Chronisten des Continents, Ammian Marcellin, Gregor von Tours, Fredegar u. s. w., gefolgt zu sein scheint. Sie war, wie Gildas sich ausdrücken würde, eine *traditio transmarina*. Dieser Brutus hat weder mit dem wälschen Prydain, noch mit irgend einem Brutus der römischen Geschichte etwas gemein.

Im zweiten Buche wendet sich der Verfasser zu den echtheimischen Traditionen, wo und sofort Corrin (vergl. Shafespear's Drama, Estrildis die Egest, Holde der Romane), Ewendeolen, Ebraucus oder Efrax (Vater des Fredegar oder Parcial der Romane) mit dem auch in diesen vorkommenden castellum puellarum und mons dolorosus, ferner die aus den Mabinogien bekannten Hephadaden und Angarab, das Schloß Paladur mit dem weisagenden Ader und der selbst bei Shafespear noch heidnische Year (Ludd Llaw Erynt) mit der halb mythischen Gredidylad (Gordelia) entgegenzutreten; alles Figuren, die unabhängig von Arthur's Thaten, eine selbständige Existenz in der Sage hatten, daher in einer Königsreihe nach Cäsar, die den historischen Namen angeschlossen werden mußte, nicht mehr Raum fanden, dennoch aber nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnten, daher geschickt in eine Ueizt gesetzt wurden, der ihr drucklich mythisches Wesen, wie die Bardes es in wälschen Dichtungen dargestellt hatten, auch vollkommen entsprach. — Dann aber mit fähnem Anachronismus sucht er die Geschichte an den historischen Canabda Wiebig, den Megroproator Arthur's, den Vater der Anlaid, welche die Mutter der Eigr (Agnete der Romane), die wieder die Mutter Arthur's war, und an Rivallo, den Gründer des neuen armorikanischen Reiches, wie an den ersten britischen Gesetzgeber Dunwallo Molmutius anzuheften.

Im dritten Buche schwärmen in Eifrig und Guichilanus nordische Sagenreihen durch, die den sogenannten Nordseeagenkreis berühren: Draufzahrten, Entführungen, Heirathen, Herrfahrten britischer und nordischer Fürsten herüber und hinüber von und nach Britannien und Skandinavien und Jütland, welche über die uns bekannte Geschichte weit hinausgehen (vergl. San-Marte, Gudrun und über den Nordseeagenkreis. Berlin 1839. — und dessen Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage. Abth. Finn. Dordburg u. Leipzig 1847). — Mit Belin und Brennus erobert sich der Verfasser wieder historischen Boden und liefert hier ein druckliches Beispiel, wie er über die von ihm behaupten Duellen mit anerkennungswerthem Geschick dem celtisch-mythischen Beil seine Götterkräfte abrupfen und in den historischen Brennus, den Erschütterer Roms, sowie den Eginus und Belinus in die alten Keltensführer Eogorvus und Bellocvus des Iovius zu verpalten, resp. zu verschmelzen wußten. Noch bietet aber die Geschichte eine Rade zwischen Brennus und Cäsar, die sichtlich mit der aus Kennius entlehnten Bevölkerungsage von Irland, mit der Entstehung der angelsächsischen Lex Marcia und mit dem wälschen Könige der Martern Morvid, der in den Ueberschwemmungsempfänger von Ardane hineingestürzt, ausgefüllt wird.

Im vierten Buche sind es zunächst die bekannten

römischen Schriftsteller, die den Lebensdan geben, obwohl augenscheinlich aus ihnen unmittelbar weiter Gottfried, noch der Brüt Tyffilio geschöpft haben. Zene, besonders Cäsar, dann Sueton, mitunter Tacitus, öfter Drosius u. a. m., dienen zur Controle und Parallele; Beda und nach ihm Kennius und Niers Annalen sind ausführlicher benutzt. Was an wälischen Elemente sich einmischt, darf schwerlich als bloße Erfindung leichtfertig beiseite geworfen werden. Ob die schottische Bevölkerungslage und der Raub hibernischer Frauen grade hier am Plage, die Beda in die mythische Urzeit verlegt, ist zwar nicht wohl zu entscheiden, indessen gibt sie doch eine dunkle Andeutung von den Küstenanfällen und wahrscheinlich auch Einwanderungen der Nordländer nach den britischen Inseln, die mit jedem folgenden Jahrhunderte zunahmen. Auf die bekannten Hergänge des Plantius, Ostorius Scapula, Suetonius Paulinus, Gato und die Ausföhrte der Gartimandua und Boadicea wird nicht eingegangen, wahrscheinlich weil sie Wales nicht wesentlich berührten. Mit dem ersten getauften wälischen Könige Lucius bewegt die Historia sich auch zuerst auf dem wälischen Heiligen- und Legendenboden, der später noch oft betreten wird und in Wales und Irland wunderbar monströse Früchte getragen hat.

Im fünften Buche dienen von Severus bis Constantin, Sohn der Helena, vornehmlich Drosius, dann Aurelius Victor, Eutrop, Procopius Aquitanus und zum Theil die Panegyricer zur Vergleichung. Es ist nicht zu bezweifeln, daß über diese Periode noch eine Menge anderer Schriften existirt haben, die uns aber verloren sind, wie z. B. Gregor von Tours deren sechs oder sieben nennt, die wir nur durch seine Anskizze aus ihnen kennen. Mit Marimian (Macsen Wledig), Conan Meriadoc und Garadoc Briedbras beginnt jedoch wieder ein schwer zu entwirrender Anäuel vielfach verwickelterer Fäden, die anders in Bretagne, anders in Wales ausgesponnen sind. Von der Periode des Marimian und der Gründung seiner Militärcolonien in Armorica, in Verbindung mit den nach seiner Zeit noch oft wiederholten starken Auswanderungen aus Wales nach Bretagne darf mit Sicherheit die Hauptverpflanzung wälischer Sagen und Dichtungen nach Bretagne datirt werden. Die mit der Auswanderung nach Bretagne verknüpfte Legende der heiligen Ursula und ihrer 11,000 Jungfrauen gehört anscheinlich mehr der fränkischen Legende an und ist wol erst später nach Britannien hinübergetragen, nicht von dort ausgegangen.

Sechstes Buch. Mit dem Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrh. beginnt eine Periode des Glüds und Jammers für die alte Bevölkerung der britischen Insel, wovon ein Silbas ein, wenn zwar nur kurzes, doch herzerregendes Bild gibt. Scoten, Picten, Sachsen fallen ein; die gemauus Britannorum erschallen vergeblich nach Rom; beim Drängen der Völlerwanderung auf dem Continente blieb die Insel von den römischen Kaisern ihrem Schicksale preisgegeben. Die Angelsachsen kamen mit neuen Göttern, das ohnehin noch schwache Christenthum ward aufs Tiefste erschüttert, und je mehr

der Nationalgeist gegen den Feind gewekt werden mußte, desto eifriger griff der kämpfende Barb nach alten Götterhimmel zurück, um die Nation gegen den Nationalfeind zu wäffnen. Die Zeiten solcher Umpfärzung aller Verhältnisse sind zugleich die fruchtbarsten zur Ausfaat neuer Mythen und Sagen, und wie unsere teufliche Heldenlage ihren tiefen Wurzelgrund in der Völlerwanderung findet und um die Völlerstreiter Egel und Theobereich sich frostallirirt, wie die Karlslage in dem neuen Weltreiche Karls des Großen ihre Entstehung fand, so schossen auch um die historischen Figuren eines Vortigern, H. Gernannus, Hengist und Horsa, Aurelius Ambrosius, Merlin und Arthur die Strahlen des Wunderglaubens, heroischer Traditionen und Anschauungen eines in seinen Tiefen aufgetürmten Nationallebens zusammen, wovon die folgenden Bücher der Chronik berichten und die in Arthur und seiner Tafelrunde ihren die ganze gebildete Welt des Mittelalters erfüllenden Ausgang fanden. Die Bedeutung Gottfrieds für diese Periode hat Lappenberg in seiner „Geschichte Englands“ (Hamburg 1834.) mit Umsicht gewürdigt. Wenn andere Cuelien, besonders die angelsächsische Chronik, färreren Anhalt dabei zu gewähren scheinen, so bleibt letztere doch in soweit höchst einschläg, als sie über das, was hinter dem Schlachtfelde, im Lager der Bedrängten, im innern Verleber des britischen Volks vorging, gar Nichts berichtet. (Vergl. hierüber das höchst lehrreiche Werk von Walter: Das alte Wales. Bonn 1859.) Hengist aber mit Vortigern bildet den Kern einer reichen poetischen und historischen Literatur, deren Zeugnisse theilweise bis selbst in das 7. und 6. Jahrh. zurückdrängen. Mit Vortigern tritt und zuerst Merlin entgegen, schon bei Kennius im 9. Jahrh. ein dämonisches Weien, Prophet, mit speciellem Lebenslaufe, in den ältesten Bardengebüchten nur erst begeisterter Barb, Schlachtenjänger und Kämpfer selbst. Der Ruf Merlins ist nicht bloß in der schriftlichen Literatur bewahrt. Die mündliche Tradition, die daneben hergeht, gibt ebenso zahlreiche Zeugnisse von ihm, wie von den übrigen wälischen Helden und Zeitgenossen Hengists. Hier bei Gottfried hat er noch wenig mehr Thätigkeit als bei Kennius; er verschwindet mit Arthur aus der Geschichte und der Zauberer der Romane, der gebaute Liebhaber, der stete Begleiter Arthur's, der rastlose Hofschwärm, wie er endlich im Prosaromane von Merlin zusammengefaßt ist, kommt hier noch nicht zum Vorschein.

Was bei Kennius S. 42 und im Brüt Tyffilio noch einfach ein Theil der Geschichte war, hat Gottfried im siebenten Buche zu einem besondern Werke, der Prophetia Merlini, verarbeitet. In wiefern er dabei Aeltere benutzte, ist nicht zu ersehen, da die prophetia im Brüt Tyffilio, was wohl zu beachten, fehlt. Daß aber Ähnliches vor Gottfried schon existirte, beweisen gleichzeitige und ältere Zeugnisse. Dennoch aber hat er ziemlich frei gestaltet, denn sie läßt sich Sag für Sag aus der Historia erläutern. Nach dem Tode Cadwalladr's aber verläßt sie die Geschichte von Wales und folgt der der übrigen Insel. Im cap. 4 wird Canut erwähnt (1017—1035); es wird auf Wilhelm den Eroberer an-

gefasst (1006), selbst bis zur Zeit Gottfried's und Heinrich's I. sind die Parallelen aus der englischen Geschichte deutlich. Dann aber geht sie ganz ins Mystische und völlig Unklare bis zum Weltuntergang. — Sie gewann ein Ansehen, daß Dichter und Chronisten die beglaubigte Geschichte nach ihr umarbeiteten und sie für die nächsten vier Jahrhunderte als ein Zauberpflegel hingestellt ward, in welchen die Welt bald mit Freude und Triumph, bald mit Staunen und Entsetzen die Ereignisse ihrer Zeit sich abspiegeln sah, wenigstens die Väter des tridentinischen Concils die prophetia als ein Werk des Teufels verdammt und in den Katalog der verbotenen Bücher eintrugen.

Im achten bis zehnten und c. 1 u. 2 des elften Buches bewegen wir uns inmitten der Hülle der britischen Nationallegende. Elfrida, Beda, Kennius, die angelsächsische Chronik, Wilhelm von Malmesbury und Heinrich von Huntingdon, Kirchen- und Heiligeschichte geben Anhalt zu historischen Parallelen. Aber die reiche wälsche Literatur vor und neben Gottfried, örtliche Erinnerungen und eine Masse Anekdotalen in Gedichten und andern Werken eröffnen ein anderes Feld der Darstellung, das den angelsächsischen und normannischen oder römischgebildeten Schreibern verschlossen blieb. Es wird fast keiner der überaus zahlreichen Helden bei Gottfried genannt, der sich nicht auch in Triaden, Rabinogien und Liedern wiederfindet. In diesem Abschnitt ergibt sich auch Gottfried in bequämliger epischer Breite, während der übrige Theil des elften Buches in gedrängter chronikalischer Trodenheit merkwürdig dagegen absticht. Die harte in seiner Epistola von Wildas gescholtenen Fürsten: Constantinus, Muretus Cenanus, Bortimerius (Cuneglas wird übergangen) und Maglocunus (Mael-Gwyn, der Ranelod der Romane), gehören der Geschichte an, während Germund, Rudwig und Isembart in die Dichtung abführen, doch Augustin, Dinnoth, Brocmael wieder in Beda, der angelsächsischen Chronik u. a. m. historischen Gehalt gewinnen.

Im zwölften Buche schließt sich mit Cadwallader die Reihe der wälschen Könige; der britische Glanz verlor sich, die Angelsachsen gewannen die Oberhand und führten die Geschichte der Insel weiter, während die Fürsten von Wales unbedeutend in einem Winkel des Landes hinter ihren Bergen ziemlich abgeschlossen vom übrigen Europa verharren, nur ihre herabgebrachte Existenz durch heimtückische Kämpfe fristen.

So sehr dieses Werk die Kritik zu einer gründlichen Prüfung und Analyse herausfordert, so wenig ist dafür geschehen. Die Handschriften desselben finden ungemein häufig und im britischen Museum deren allein 30. Gedruckt ist die Historia in folgenden Ausgaben:

1) *Britanniae utriusque regum et principum origo et gesta insignia* ab Galfredo Monumetensi ex antiquissimis Britannici sermonis monumentis ex latinum sermonem traducta et ab Ascensio cura et impendio magistri Iovnis Cavellati in lucem edita. (Paris 1508. 4. Wieder gedruckt: Paris 1517. 4. in 8 Bänden.)

2) Ausgabe von Commelin f. 1 — 92 ap. Rerum Britannicarum i. e. Angliae, Scotiae, vicinarumque Insularum ac Regionum Scriptores vetustiores. (Heidelberg. 1587. In 12 Bänden.)

3) Galfredi Monumetensis Historia Britonum etc. ed. J. A. Giles. (London 1844. 8.) Als Anhang dazu: Pontici Virunnii Tarvisini Histor. Britann. L. VI.

4) Gottfried's von Monmouth Historia Regum Britanniae mit literar-historischer Einleitung und ausführenden Anmerkungen, und Brut Tysilio, altwälsche Chronik. Herausgegeben von San-Warte (H. Schulz). (Halle 1854.) Der Text nach Giles mit den Varianten der Drucke Nr. 1 u. 2. Die Anmerkungen verbreiten sich vielseitig über die wälschen Originalbildungen und weisen ihren Zusammenhang mit der Historia nach.

5) Die Prophetia allein ed. a) *Prophetia Anglicana*, h. e. Merlini Ambrosii Britanni Vaticinia a Galfredo Monumetensi latine conscripta una cum septem libris explanationum in eandem prophetiam *Alani de Insulis* (Francof. 1603. 8.); b) *desgl. cum Vaticiniis Calibri* (Francof. 1608. 1649. 8.); c) mit abgedruckt in: Galfredi de Monumeta Vita Merlini. Vie de Merlin (mit Unrecht), attribué à Geoffroy de Monmouth etc. p. Françoise Michel et Thomas Wright. (Paris 1837.)

6) Endlich gehört hier auch her: Die Sagen von Merlin, mit alt-wälschen, bretagnischen, schottischen, italienischen und lateinischen Gedichten und Prosabearbeitungen Merlin's, der Prophetia Merlini des Gottfried von Monmouth und der Vita Merlini, lateinischen Gedichte aus dem 13. Jahrh. Herausgegeben und erläutert von San-Warte (H. Schulz). Halle 1853; von der Kritik als das erschöpfendste Werk über Merlin erllärt.

7) Eine englische Uebersetzung der Historia: a) *The british history of Jeffery of Monmouth*, translated with a large preface by Aaron Thompson. (London 1718. 8.) b) *Dieselle lately revised and reprinted by J. A. Giles*. (London 1842. 8.)

8) Eine wälsche Uebersetzung in: *Myvrian Archaeology* Bd. II., deren sich oben gedacht ist.

Außer der Vita Merlini Caledonii (von William Henry Blunt für den Kerbourg-Club, London 1833, abgedruckt und besser edit von H. Michel und Wright, f. oben ad 3, c 6 und 6), die fälschlich Gottfried zugeschrieben wird, nennt man noch als Werke Gottfried's: *Commentaria in Merlini prophetias*; *Arturi regis gesta*; *Librum in fragmentum Gildae*; *Ad Gualterum Oxoniensem*; *Diversi generis carmina* und *De corpore et sanguine Domini*, Schriften, von denen allen jedoch Nichts auf uns gekommen und deren Existenz überhaupt nicht nachgewiesen ist. (A. Schulz [San-Warte].)

CODEFREDUS (Gottfried), Mönch des Benedictinerklosters Sancti Pantaleon zu Köln, Verfasser der sogenannten Königschronik, von dessen Lebensverhältnissen uns aber Nichts bekannt ist. Daß übrigens diese Chronik welche von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1238 reicht, diesem Mönche angehört, wird zwar nur von

Trithem¹⁾ kurz bemerkt, wir haben aber keine Ursache, an der Richtigkeit der Angabe dieses gelehrten Abtes zu zweifeln, wie man in der neuesten Zeit gethan hat, weil in einer zu Brüssel befindlichen Handschrift dieser Chronik, welche früher dem Liebfrauenstifte zu Nachen gehörte, der Schöffe Otto zu Neuss als Vollenber des Werkes genannt wird²⁾, da sich diese obenhin nicht klar andgedrückt Bemerkung wol nur auf die Beforgung einer Abschrift bezieht, was man um so eher annehmen darf, weil anernfalls diese Chronik das erste oder vielmehr einzige von einem Laien geschriebene Werk dieser Art wäre, denn sie unterrichtet sich fast durchaus nicht von den zu jener Zeit von Geistlichen verfaßten Chroniken; eine solche Thatsache ist aber zu auffallend, als daß man sie ohne einen härteren Beweis annehmen dürfte, auch ist bekannt genug, wie häufig solche Auffassungen kläuschen³⁾. Größeres Bedenken erregt der Titel Königs-Chronik (*Chronica regia*), welche man auf die Verherrlichung des Verfassers gründet, daß auf einer von ihm erwähnten Kreuzfahrt nichts Denkwürdiges, was in die königliche Chronik aufgenommen zu werden verdiene, sich eingetragen habe⁴⁾, da dieser damit nicht auf eine bestimmte Chronik, sondern überhaupt auf die Königs- oder Reichsgeschichte hindeuten wollte, wie sich aus ähnlichen Äußerungen anderer Schriftsteller jener Zeit nachweisen läßt⁵⁾. Keinem Zweifel unterliegt es, daß die Chronik am Niederrhein entstanden ist, da sie hauptsächlich die in dieser Gegend vorgefallenen Ereignisse berücksichtigt, im Sanct Pantaleonskloster zu Cöln wurde sie aber umgearbeitet und mit den Stellen, welche das Pantaleonskloster betreffen, vermehrt, wie aus zwei gleichzeitigen Handschriften, der schon erwähnten brüsseler, welche den ursprünglichen Text gibt und einer jetzt zu Wolfenbüttel befindlichen, welche früher dem Pantaleonskloster angehörte und die Umarbeitung enthält, klar hervorgeht. Nach dem der Umstand, daß bei dem Jahre 1220 der Tod des Abtes von Sanct Pantaleon in der letzteren Handschrift von einer späteren Hand nachgetragen ist, in der ersteren aber fehlt, dieses Verhältniß wahrcheinlich, so wird die Richtigkeit desselben durch den Zustand des Textes der Jahre 1167 und 1168 außer Zweifel gesetzt, indem der

ältere Text in der brüsseler Handschrift erhalten, in der Wolfenbütteler dagegen wegrabirt und statt dessen von späterer Hand eine andere etwas längere Stelle, welche sich auf römische Zustände bezieht, eingetragen worden ist; ebenso ist in der brüsseler Handschrift der Text der Jahre 1228, 1232 und 1233 vollständig, während dort in der Wolfenbütteler einzelne Stellen wegrabirt und nur noch so weit lesbar geschrieben sind, daß über die Gleichheit mit dem brüsseler Texte kein Zweifel obwaltet⁶⁾. Man hat früher nach einer von J. G. Eckart⁷⁾ aufgestellten, aber jedes Grundes entbehrenden Vermuthung angenommen, daß drei verschiedene Benedictinermönche in den Jahren 1000, 1106 und 1152 zu Cöln an dieser Chronik arbeiteten und daß dann Gotfrid sie bis 1237 fortgesetzt habe, jetzt aber zweifelt man nach genauerer Forschung nicht mehr, daß sie von einem und demselben Verfasser, der sie am Anfange des 13. Jahrh. vollendete, herrühre, mag dieser nun Gotfrid, unter dessen Namen Trithem das Werk benutzte, oder ein anderer Mönch jener Zeit gewesen sein⁸⁾. Man kann die Chronik dem inneren Werthe nach in zwei Abschnitte theilen; der erste, welcher mit der Erschöpfung der Welt beginnt und bis zum Jahre 1106 reicht, folgt Eckhard von Urach und enthält erst vom Anfange des 10. Jahrh. an eigenthümliche auf Cöln bezügliche Nachrichten, die einem Verzeichnisse der Erzbischöfe und der Abte von Sanct Pantaleon, Alostor's Leben Bruno's, den braunweller Annalen und anderen noch vorhandenen und gedruckten Quellen entlehnt sind. Der zweite Abschnitt zerfällt in zwei Hälften, von welchen die erste theils aus ursprünglichen, Cöln und den Niederrhein betreffenden Mittheilungen, theils aus Nachrichten besteht, welche sich in den hildesheimer Annalen und dem sächsischen Annalisten finden; die zweite Hälfte, besonders von Friedrich's I. Zeiten an, ist Urquelle ersten Ranges, ein Schatz reicher und trefflicher Nachrichten mit besonderer Beziehung auf die Reichsgeschichte. Auch die Darstellung wird, wo der Verfasser als Zeitgenosse der Ereignisse spricht, schön und lebendiger und in dieser Beziehung darf man wol die ergreifende Klage über den Tod Friedrich's I. beim Jahre 1190 und die für die deutsche Sagen Geschichte mündige Erwähnung König Dietrich's beim Jahre 1197 als Muster hervorheben. Mit entschiedener Vorliebe folgt er den Kreuzzügen und stellt mit großer Sorgfalt die darauf bezüglichen Nachrichten aufzusammen, welche er sowohl aus schriftlichen Verichten und Briefen, als auch aus mündlichen Erzählungen schöpft. Auch die Reichstage sind ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit und kein anderer gleichzeitiger Schriftsteller gibt uns genaueren Aufschluß über dieselben; überhaupt berücksichtigt er ängstlich Alles, was das Reich betrifft, und sieht aus Grundsatze bei den Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser stets auf der Seite des letzteren und was dieser that, ist wohlgethan. Im Allgemeinen liebt der Verfasser der Chronik eine ge-

1) Praef. ad Chron. Hirsang. p. VII. 2) Die in dem Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (7. Bd. S. 639) mitgetheilte Aufficht lautet:

*Cronica dicenda ego, memorata cuncta relogo,
Mundi principio temporis acta solo;
Non perfectio optus juxta nota scabinos
Nunulo precibus nostris, dilexit et hic juu.*

3) Vergl. B. Wallenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter S. 416 fg. 4) Nil quod regiae cronicae dignum est imprimi hoc actum est istius. Ad ann. 1148. 5) So drückt der Verfasser der Vita S. Hieronimi (bei Pertz, Scripta. Tom. IV. p. 742) seine Ansicht, daß Hieronim in Italien viele Thaten berichtet habe, die eine würdige Stelle in der Reichsgeschichte verdienen, durch die Worte aus: „potius regiae videtur in scribendum chronicae quam in laudum suorum violentior insecutore.“ Vergl. 3. Anstoss. Endlich über die ähnlichen Geschichtswellen, in den Annalen des hildesheimer Beters für den Niederrhein. (Cöln 1855. 8.) 1. Bd. S. 100 fg.

6) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 7. Bd. S. 612 fg. 7) Script. mod. nov. Tom. I. Praef. S. 11. 8) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde a. a. O. S. 644.

drängte Darstellung, er hält sich aber trotzdem doch mehr an die Meistlichkeiten und dringt nicht tief in den Zusammenhang der Dinge ein; eigene Urtheile erlaubt er sich nur selten und nur über Anekdotes, wie er denn häufig und offenbar mit Vorzug seine Ansicht verschweigt, um sich nicht der Gefahr aussetzen, von der Gegenpartei verfolgt zu werden. Wir besitzen die jetzt seine zusammhängende Ausgabe dieser zu den wichtigsten Quellen der mittelalterlichen Geschichte gehörenden Chronik. Den ersten Theil (vom Anfange bis 1162) nebst einer aus dem 14. Jahrh. herrührenden deutschen Uebersetzung (920—1162) gab zuerst Joh. Georg Edard (in dem Corpus historicorum medi aevi. Lipsiae 1723. fol. Tom. I. p. 683—1006) aus der weisenbüttelei Handschrift heraus und einen Abschnitt (964—1162) machte im Auszuge Hier. Würdwein (in den Subsidia nova diplomatica. Heideb. 1789. 8. Tom. XIII. p. 1—40) aus einer vatikanischen Handschrift bekannt, den zweiten Theil (1162—1237) theilte zuerst Marquard Freher (in den Scriptores rerum germanicarum. Francof. 1600. fol. Tom. I. p. 239 seq. Ed. Struv. p. 335) mit; aber weder Edard's noch Freher's Leistungen konnten den Geschichtsforscher befriedigen, erst Joh. Fr. Böhmer besorgte eine genügende, aber leider zerstückte Ausgabe in seinen Fontes rerum germanicarum, indem er zuerst den zweiten Abschnitt in den zweiten Band (S. 329—372) und sodann auch den ersten Abschnitt in den dritten Band (S. 408—440) aufnahm. Eine vollständige, nach den besten Handschriften bearbeitete Ausgabe soll in der von Berg veranstalteten Quellenammlung erscheinen. Auch eine neue Ausgabe der deutschen Uebersetzung wäre wünschenswerth, denn der Abdruck bei Edard ist ungenau und voll willkürlicher Aenderungen der Orthographie). (Ph. H. Küb.)

GODEFREDUS von Paris (Godefroi de Paris), ein Chronist des 14. Jahrh., über welchen Nichts weiter bekannt ist, als daß er um das Jahr 1311 Herausgeber zu Paris war und sich nebenbei mit der Poesie beschäftigte. Das bedeutendste seiner Gedichte ist die Chronique métrique de Philippe-le-Bel (1300—1316) in 8277 Versen, zum ersten Male aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek herausgegeben von J. A. Buchen in der Collection des chroniques nationales françaises. (Paris 1827. 8.) Vol. IX. p. 1—304. Hier. Paulin Paris, der gelehrte Conservator der Handschriftensammlung der kaiserlichen Bibliothek, will zwar (in seinem Werke: Les Manuscrits français de la bibliothèque du Roi. Paris 1836 seq. 8. Vol. I. p. 336) Godefroi nicht als Verfasser dieser Chronik anerkennen, die Gründe, worauf er diese Behauptung stützt, sind jedoch nicht überzeugend. Ein anderes Gedicht Godefroi's, welches den Titel: Le Pastorelet führt, behandelt die Geschichte des Streites zwischen Johann, Herzog

von Burgund und den Armagnacs; Proben und Auszüge aus demselben haben Anbr. van Hasselt (in dem Essai sur l'histoire de la poésie française en Belgique. Bruxelles 1838. 4. p. 222 seq.) und Sub. Basc. Amiel (in den Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Paris 1787 seq. 4. Tom. VII. p. 426—440) mitgetheilt. In der Handschrift, welche die Chronik enthält, finden sich noch mehrere Gedichte Godefroi's, nämlich: Avisements pour le roy Loys (Ermahnungen an Ludwig X., 1314—1316), aus welchen Buchen einige Stellen abdrucken ließ; Du roi Philippe qui ores règne, gute Lehren an diesen König; Un songe, politischen Inhalts; Des Allées, ebenfalls an Philipp gerichtet; L'éclipse de la lune et du soleil, wovon er auch in der Chronik spricht und Disputation de l'église de Rome et de l'église de France pour le siège du pape. Unter diesen kleineren Gedichten verdienen nur die Ermahnungen an den König Ludwig einige Beachtung). (Ph. H. Küb.)

GODEFREDUS von Peronne, Abt und theologischer Schriftsteller des 12. Jahrh., um das Jahr 1120 zu Peronne in Belgien (in der Provinz Hennegau) geboren, besand sich unter den 29 durch ihre Geburt und ihre Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern, welche der heilige Bernhard im J. 1146 auf seiner Reise durch Flandern um sich sammelte und bewog, sich dem klösterlichen Leben zu Clairvaux zu widmen. Godefredus ward später Prior dieser Abtei, lebte aber die Wahl zum Bischofe von Tournay ab. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt, gewiß ist aber, daß er im J. 1171 noch lebte. Er schrieb einen noch ungedruckten Commentar über das hohe Lied (Commentarius in Cantica Canticoorum) in sechs Büchern, welchen Godefredus von Auzerre vermehrte und fortsetzte, weshalb er jurellin auch diesem, aber mit Unrecht, zugeschrieben wird). (Ph. H. Küb.)

GODEFREDUS (Geffroi) de Tort oder le Tort (de Tortis oder Tortus), französischer Jurist, um die Mitte des 13. Jahrh. in Evryen geboren, ließ sich auf der Insel Cypern nieder, wo er ein von dem Könige Heinrich I. ihm übertragesenes Leben besch, um das Hofe in großem Ansehen gestanden zu haben scheint, da ihn der König zum Reichskammerer ernannte und ihm zwei wichtige Sendungen, die eine (im J. 1232) an den Kaiser Friedrich II. und die andere (im J. 1233) an den päpstlichen Stuhl, übertrug, deren er sich mit großer Gewandtheit entledigte. Wir begegnen ihm zum letzten Male im J. 1247, in welchem er noch als Kanzler ein Kleinod unterzeichnete. Er verfaßte eine Uebersicht der Geschichte des Königreichs Jerusalem und einen Auszug aus dem Werke des berühmten Juristen Jean d'Idelin über denselben Gegenstand. Von beiden Werken Geoffroi's

9) Vergl. Joh. Fr. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. 2. Bd. Vorrede S. XXXIV—XXXVII. 3. Bd. Vorrede S. LXI—LXIV. Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 692—694. W. Wallenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (Berlin 1858. 8.) S. 416—418.

*) J. Buchen's Vorrede zu der Ausgabe der Chronik; J. G. Th. Graff's, Handbuch der Literaturgeschichte. 2. Bd. Abtheil. II. S. 1075 ff.

†) Histoire littéraire de la France. Tom. XIV. p. 426. Biographie générale. Tom. XX. p. 27.

besitzen wir nur noch einige unbedeutende Fragmente, welche Arthur Brugiott in seine Ausgabe der *Assises de Jerusalem* ou recueil des ouvrages de jurisprudence composés pendant le XIII. siècle dans les royaumes de Jérusalem et de Chypre (Paris 1841. fol. Tom. 1. p. 435—456) aufgenommen hat *).

(Ph. II. Kùlb.)

GODEFREDUS (auch **Gaufridus** und **Goffredus**) von **Trani** (de **Trano** oder **Travo**), Rechtsgelehrter des 13. Jahrh. und Schüler **Agò's**, war Professor des kanonischen Rechts, Kaplan und Subdiakon des Papstes und starb im J. 1247 als Cardinal. Er ward sich als Lehrer und als Schriftsteller einen weit verbreiteten Ruhm, von seinen Schrifften, die er nur auf dringendes Verlangen seiner Schüler verfasste, die sich aber durch Klarheit und Bündigkeit auszeichnen, ist nur seine Erläuterung der *Decretalen* (*Summa super titulis Decretalium*) gedruckt (S. L. et a. [Coloniae] fol. S. L. et a. fol. [Andere Ausgabe: Cum introductione in titulos juris. Basil. 1487. fol. Venetiis 1491. fol.]). Sie zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste von den Constitutionen, Rescripten und Cicerionen, das zweite von den Urtheilen, das dritte von dem Leben und den Sitten der Cleriker, das vierte von der Verlobung und der Ehe und das fünfte von dem Verfahren vor den gerichtlichen Gerichten handelt. **Godefredus** schrieb auch, wie er selbst in seiner Summe bemerkt, einen *Apparatus juris*, welcher aber nicht mehr vorhanden zu sein scheint. Ein anderes ihm zugeschriebenes Werk (*Collectarius juris novum primum impressus. Prima pars aurea et subtilis lectionae Johannis Gaufridi canonici de corona, quem passim doctores collectarium vocant, super quinque libris Decretalium Gregorii IX. Lugduni 1514. fol.*) kann ihm unmöglich angehören, da die späteren Juristen **Johannes Andrea** und **Gonnus** darin verkommen †).

(Ph. II. Kùlb.)

GODEFREDUS von **Sancti Victor** (de **Sancto Victore**), theologischer Schriftsteller des 12. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen wir aber weiter Nichts wissen, als daß er längere Zeit an der Universität zu **Paris** als Lehrer der Theologie und Philosophie thätig war und sich dann, des weltlichen Treibens müde, als Mönch in die Augustinerabtei **St. Victor** zu **Paris** zurückzog, wo er bis zum Jahre 1186 die Stelle des Subpriori bekleidete und am 21. Nov. 1194 starb. Unter seinen Schrifften, die er hauptsächlich während seines ruhigen Klosterlebens verfaßt zu haben scheint, ist sein *Microcosmus*, worin der Mensch als die Welt im Kleinen dargestellt und die Begründung seines wahren Glückes untersucht wird, wol die bedeutendste. Einen ähnlichen Zweck verfolgt sein *Fons Philosophiae* in vier Büchern und in leoninischen Versen, worin er den Weg durchführt, daß die wahre

Philosophie nur in der Ausrottung der Laster und in der Erwerbung der Tugenden besteht. Wir besitzen von ihm auch noch 52 Briefe, welche **Edm. Martene** und **Ursin Durand** (in ihrem *Thesaurus novus anecdotorum. Paris 1717. fol. Tom. I. p. 494—555*) herausgegeben haben. Die beiden bereits genannten und die übrigen ihm noch zugeschriebenen Werke (*Canticum in Desiparam Virginem, Planctus Beatae Mariae Virginis, Praeconiū de S. Augustino Episcopo in leoninischen Versen und Sermones in variis anni solemnitatibus*) sind nicht gedruckt, haben sich aber in Handschriften erhalten *).

(Ph. II. Kùlb.)

GODEFREDUS (**Gotfrid**) von **Viterbo**, einer der fleißigsten Geschichtsschreiber des 12. Jahrh., jedenfalls ein geborener Teutscher, da er selbst seinen Namen **Gotfrid** auf eine Weise erklärt, wie man es nur von einem Teutschen voraussetzen kann †). **Den** **Deinamen** von **Viterbo** führt er von seiner Mutter und von seinem längeren Aufenthalte in dieser Stadt; er ist aber keineswegs hier geboren, wie man zu beweisen sich vergebens bemüht hat ‡). Vermuthlich war er ein Sachse, da er die Sachsen vor allen anderen und ganz besonders den Erzbischof **Wichmann** von **Magdeburg** lobt, dagegen beruht wol die Annahme, daß er zu **Wittenberg** geboren sei, nur auf einem die Namen der Städte **Viterbo** und **Wittenberg** verwechselnden Versehen §). Gewiß ist, daß **Gotfrid** seine erste wissenschaftliche Bildung und namentlich seinen Unterricht in der Grammatik zu **Bamberg** erhielt ¶). Nach der Beendigung seiner Studien kam er frühzeitig (um 1156) an den Hof und lebte hier als Kaplan und Retor **Konrad's III.**, **Friedrich's I.** und **Heinrich's VI.**; daß er aber Erzieher des Letzteren war, ist eine gewagte Vermuthung †), die nur auf der Uebersieferung beruht, daß **Friedrich** seine Kinder sorgfältig erziehen und unterrichten ließ. Da er seiner Stellung gemäß stets dem Hofe folgte, so befand er sich im J. 1160 mit dem Kaiser in **Italien** und im J. 1162 in **Burgund**. Im J. 1167 nahm er wieder Theil an dem

*) *Cat. Udin. Commentarius de Scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 1566 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. XV. p. 69. Biographie générale. Tom. XX. p. 18.*

1) *Nomen auctoris libri est Gotfridus, quod interpretatur Pax Dei; in lingua namque teutonica Got dicitur Deus et Frid dicitur Pax. Proem. ad Panth. p. 10 ed. Struv.* 2) *Wessendens Entw. Ant. Wäroleri in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Pantheon (Script. rer. Ital. Tom. VII. p. 349). Er sagt sich hauptsächlich darauf, daß **Gotfrid** sich in der Dedicatio seines Pantheons einen Briefen von **Viterbo** (*Viterbionis sacerdos*) nennt, wodurch er aber keineswegs seinen Geburtsort bezeichnen will.*

3) *Wessendens Barones (Annal. eccles. ad ann. 1186. §. 14) zuerst begangen zu haben scheint.* 4) *Er sagt sich in seinem Pantheon F. XVII. p. 330. 331 ed. Struv.:* „Cetera de . . . civitate et ecclesia Babenbergensi ego, qui ibi prima documenta grammaticae artis didici, tanquam eorum alumnus veritus explicavi.“

Laude vacans ista recole mihi tempora prius, Prica fuit puero mihi Babenbergi magistra, Mens mea quae didici, reddidit amica sibi.“

5) *Wessendens. Wittenberg's Originalquellen (S. 357) aufstellt.*

*) *Histoire littéraire de la France. Tom. XXI. p. 456 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 29.*

†) *J. G. Th. Kräfft, Lehrbuch der allgemeinen Pötreir- geschichte. 2. Th. Abth. III. S. 636. Biographie générale. Tom. XIX. p. 661.*

italienischen Feldzug, der durch die in diesem Jahre um sich greifende Pest ein so trauriges Ende nahm und Gotsfrid selbst in die Gefangenschaft des Markgrafen von Montserrat brachte, welcher ihn ungebührlich behandelte, aber dafür nicht, wie der Kaplan es wünschte, geschädigt worden zu sein scheint⁶⁾. In den Jahren 1174—1177 hielt sich Gotsfrid wieder in Italien auf und war Kononius zu Verona. Zuletzt erhielt er eine feste Stellung zu Viterbo an der Kirche des dortigen Kaiserpalas, welche aber nicht einträglich gewesen zu sein scheint, denn er lobt zwar den Ort wegen seiner angenehmen und gesunden Lage, klagt aber zugleich, daß für die alten Diener des Kaisers, welche hier von ihren Ansehnungen ausruhen sollten, nicht besser geforgt werde. Er starb wahrscheinlich bald nach dem Jahre 1190. Gotsfrid scheint erst in seinen alten Tagen als pensionirter Kaplan an der Hofkirche zu Viterbo sich mit der Bearbeitung des Materials befaßt zu haben, welches er in einem Zeitraum von 40 Jahren auf seinen Reisen in den Bibliotheken verschiedener Länder aus den Mittheilungen seiner Zeitgenossen und aus seinen eigenen Erfahrungen eingesammelt hatte, wobei ihm die Kenntniß der griechischen, römischen, hebräischen und mehrerer neueren Sprachen, sowie seine Stellung am Hofe und die Umgang mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit gute Dienste leisteten⁷⁾. Vor Allem scheint er eine Chronik geschrieben zu haben, die sich aber nicht erhalten hat, das früheste Werk, welches wir von ihm besitzen, ist ein aus 1221 Versen bestehendes Gedicht über die Thaten des Kaisers Friedrich in Italien, welches manche bei den andern Historikern fehlende Mittheilungen über den verunglückten Feldzug von 1167 und über die Verheerungen, welche die Pest in dem Heere anrichtete, enthält, die um so schätzbarer sind, da der Erzähler als Augenzeuge spricht. Das im J. 1181 verfaßte Gedicht (*Carmina de gestis Frederici I in Italia*), dessen bei den gleichzeitigen Schriftstellern niegenbes Erwähnung geschieht, wurde von B. J. Doen in einer Handschrift der Staatsbibliothek zu München,

welche früher dem bekannten Chroniken Haetmann Schedel angehörte, entdeckt⁸⁾ und von Fider (Annstede 1853. 8.) herausgegeben⁹⁾. Ein Zweifel an der Echtheit dieses Gedichtes kann nicht obwalten, da Gotsfrid beinahe 200 Verse desselben in seine späteren Werke aufgenommen hat und in seinem Pantheon klar darauf hinbrutet¹⁰⁾; auch die Zeit der Abfassung ergibt sich aus einer Stelle desselben¹¹⁾. Im J. 1185 benutzte der fleißige Historiker ein umfassendes Werk unter dem Titel: *Memoria Saeculorum*, welches eine in Versen geschriebene allgemeine Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum 35. Regierungsjahre Friedrich I. enthält und zwar in derselben Ordnung, wie das Pantheon, doch sind die Verse bald mehr, bald weniger, bald anbere. Die Zeit, zu welcher Gotsfrid dieses Werk abschloß, gibt er selbst in der Dedication an Heinrich VI. an¹²⁾, in welcher er auch sehr interessante Nachrichten über sein Leben, seine Stellung am Hofe, seine Reisen und seine Studien mittheilt. Diese Grundlage der übrigen Werke Gotsfrids ist bis jetzt nicht gedruckt, doch sind mehrere gute Handschriften desselben bekannt, von denen sich eine, ein Autograph des Verfassers, zu Paris und eine andere zu Montpellier befindet¹³⁾. Der Verfasser machte aus diesem größeren Werke einen Auszug, welchem er den Titel: *Spiegel der Könige (Speculum regum)* gab, der aber nur bis zu dem Tode Karls des Großen reicht und zur Einführung in die Schulen bestimmt war, wie aus der Dedication an Heinrich VI. hervorgeht¹⁴⁾; er ist übrigens sehr mager und gehalten, hat aber das Eigenthümliche, daß dem verkürzten Texte ein erklärender Commentar in Prosa beigegeben ist. Auch dieser Spiegel der Könige ist nicht gedruckt, man findet aber Handschriften desselben zu Wien und München¹⁵⁾. Den vollständigen Text der *Memoria saeculorum* unterwarf Gotsfrid einer theilweisen Umarbeitung und schob zwischen die metrischen Abschnitte prosaische Bemerkungen ein, die großen Theil aus Otto von Heising genommen sind. Dieses Werk,

6) Daraus ergibt sich wahrscheinlich eine Ansetzung in dem Pantheon (P. XVII. p. 356 ed. Struv.).

Si mea vincula prius subito punita fuissent,
Nulla Moguntia tibi capto damna dedisset,
Crimina nos fieri regia poena facit.

Das aber Gotsfrid auch von Gregorius, dem Erzbischof von Mainz, einige Zeit gefangen gehalten werden sei, geht aus dieser Ansetzung keineswegs hervor.

7) Wie er selbst in seinem Pantheon (P. XVII. p. 344 ed. Struv.) bemerkt: „Hucusque tam ex libro Orsini quam Eusebii et aliorum, qui post eos scripserunt, authoritatibus fulti, scripta nostra promissum. Cetera autem, quae sequuntur, quia recentis memoriae et quasi nostrorum temporum sunt, nos ea nobis a viris probabilibus tradita et partim a nobis oculis deae conspecta et auribus nostris audita, quanto veracius possumus (favente Domino) lectoribus proponemus. Nota: nos Gotsfridum, hujus libri auctorem, capellatum et notarium fuisse regis Conradii tertii et Friedrici Imperatoris et filii ejus Henrici sexti, quorum temporibus haec omnia eis citraque mare per annos quadraginta sum. percuratibus ex omnibus armariis et latinit et barbaris in graeco et iudaeis et chaldaeis.“

8) Guesph. d. B. u. A. Erste Section. LXXI.

8) Vergl. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte. 4. Bd. S. 352 ff. 9) Der Text ist übrigens noch sehr fehlerhaft; einige Verheerungen gibt das literarische Genialität. 1856. Nr. 9. S. 136. Eine zweite Handschrift hat sich bis jetzt nicht gefunden.

10) „Alibi de actibus suis (Friedrici I.) omnia fere principalia, quae gessit in Italia, versifico dictata posuimus, ubi de Mediolani destructione et de aliis suis compendiosis narramus.“ Pantheon P. XVII. ed. Struv. p. 351.

11) Bei der Dedication: Quot annis vixit Alexander in scholasticis et quot in pace, huius est. „Annus bis hinc et pauci temporis vixit.“ fol. 117. nämlich, anno 1185.

12) „Anno Domini nostri Jhesu Christi 1185 incipit liber memorie saeculorum compositus a Gotsfredo Viterbiensi transmissus domino Henrico sexto Romano Imperatori.“ 13)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 7. Bd. S. 559—569. 11. Bd. S. 322 ff. Die Mittheilung der Dedication, welche Nachrichten über Gotsfrids Leben enthält, wäre sehr verdienstlich gewesen.

14) „Si placet, in paucorum oculis facias lectionari, quam sit honeste, historiarum regum antiquorum, quibus mondas instruat et ornatur, aulico per legentis imprimere, quam fabulas Cordonia vel pueros Melibee memoriae commendare.“

15) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 7. Bd. S. 580—594.

welches er im J. 1186 beendete und dem Papste Urban III. widmete, nannte er *Pantheon*, wahrscheinlich weil es von allen Fürsten, den Vätern der Erde, spricht. Man hat früher geglaubt, diese Handschrift rühre von den späteren Abschreibern her und der eigentliche Titel habe *Memoria saeculorum* geheißen¹⁶⁾, beide Werke sind aber, wie man sich aus der genaueren Ansicht der Handschriften überzeugt hat, wesentlich verschieden. Das *Pantheon*, welches aus 20 Abschnitten besteht und bis zum Jahre 1186 reicht, wurde zuerst von Joh. Gerold aus einer nicht mehr vorhandenen vollständigen Handschrift herausgegeben (Basileae 1509. fol.) und ist in allen Ausgaben der von J. Pistorius gesammelten: *Illustres veteres scriptores, qui rerum a Germanis gestarum historias vel Annales posteris reliquerunt.* (Francof. 1583. fol. Hanov. 1613. fol. Ratisbon. 1726. fol.) Vol. II. p. 1 seq. abgedruckt in der dritten von Burs. Gotth. Struve besorgten Ausgabe mit Varianten, welche ihm der bekannte Historiker J. D. Köhler aus einer näherer Handschrift mittheilte und mit Anmerkungen J. N. Schamels. Die letzten, auch auf die Geschichte Italiens bezüglichen Abschnitte (vom 16. an) nahm L. A. Muratori in seine *Scriptores rerum Italicarum* (Tom. VII. p. 353—519) auf. Gossifid unterwarf das *Pantheon* nochmals einer Durchsicht; er begann diese zweite Ausgabe gegen Ende des Jahres 1187 und widmete sie dem Papste Gregor VIII. und dem Kaiser Heinrich VI., benutzte sie aber erst unter der Regierung Clemens' III. und Friedrich's I. im Sommer des Jahres 1190, wie aus einer von ihm selbst beigefügten Bemerkung hervorgeht¹⁷⁾. Sie unterscheidet sich von der ersten Ausgabe weniger durch Zusätze, als vielmehr durch Auslassungen und kürzere Bearbeitung, vorzüglich aber durch eine übersichtliche Einleitung, durch eine vielfach umgestaltete Vorrede, durch den Mangel einer Zersäulung des Werks in in einander greifende Abtheilungen und durch beinahe durchgängige Verschiedenheit der für die einzelnen Terzablässe gebrauchten Rubriken und Ueberschriften. Handschriften dieser zweiten Ausgabe sind nicht selten und finden sich in vielen Bibliotheken, namentlich zu Paris, München, Würzburg, Prag und Wien¹⁸⁾. — Der geschichtliche Werth dieser Chronik in allen ihren Umarbeitungen ist äußerst gering und die Darstellung überaus geschmacklos. Die poetische Form ist eine dem Verfasser eigenthümliche, indem je zwei gereimte Hexameter mit einem Pentameter abwechseln¹⁹⁾, ein seltsames

Reimgebäude, wodurch er auf der einen Seite das Entbehrn der römischen Sprache beliebig vertreibt und verfehrt und doch auf der andern Seite die Schönheiten der gereimten Versarten des Mittelalters nirgends zu erreichen vermag und woraus außerdem der unklare, verschrobene Ausdruck in allen verschrittenen Theilen des Werks entspringt. Ueberdies zeigt diese Behandlungsweise der Geschichte noch den Nachtheil, daß sie eine Menge von Fabeln, wie den Kreuzzug Karls des Großen, allerlei Sagen über die Ottonen und Anderes dieser Art in sich aufnimmt und dadurch einen höchst schädlichen Einfluß auf die späteren Chronisten Deutschlands und Italiens ausübte, indem Gossifid's Werk die weiteste Verbreitung fand und was in seinen Versen mehr als bloße Erfindung oder Aushöhlung erscheint, später, in Prosa umgelegt, sich als geschichtliche Thatfache geltend zu machen suchte. Eine Ausnahme macht jedoch das Gedicht über die Thaten des Kaisers Friedrich in Italien, welches den Feldzug von 1167 und insbesondere den eiligen, in völlige Flücht übergehenden Rüdzug und die Verheerungen der Pest mit anschaulicher Lebendigkeit und der Wahrheit gemäß schildert und unter den Schriften Gossifid's fast die einzig historisch brauchbare ist²⁰⁾.

(Ph. II. Kält.)

GODEFREDUS von Cambrai, Prior von Winchester (Wintonensis), lateinischer Dichter des 12. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen wir nur dürftige Nachrichten besitzen. Er war zu Cambrai geboren, trat als Mönch in das dem Benedictinerorden angehörende Kloster des heiligen Schwindin zu Winchester, wurde später Prior desselben, erwarb sich als solcher (1082—1109) durch das Gedicht, welches er in seinem Kloster für Reisende einrichtete, großen Ruhm und starb im J. 1107, nach Andern aber erst im J. 1141, welche Angabe jedoch nicht wahrscheinlich ist. Er versuchte sich in verschiedenen Dichtungsarten und beschästigte sich eifrig mit Martial, welchen er nicht ohne Glück nachahmte. Seine sämtlichen Gedichte (Epigrammata satyrica; Disticha moralia; Tetrasticha moralia; Octosticha moralia; De Primatum Angliae laudibus; De diversis hominum moribus und Nummi descriptio), sowie auch seine sehr anziehend geschriebenen Briefe (Epistolae familiares) sind noch nicht gedruckt, aber in guten Handschriften in mehreren Bibliotheken Englands vorhanden. Eine mit Umflist und Geschmack getroffene Auswahl seiner Werke dürfte nicht überflüssig sein²¹⁾. (Ph. II. Kält.)

16) Edm. Ant. Muratori in der Vorrede zu Gossifid in den Script. rer. ital. Tom. VII. p. 360. 17) Incipit liber pantheon gossifredi... finitus autem est anno domini M. C. X. C. 18) Bergl. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 7. Bd. S. 570 fg. 11. Bd. S. 332 fg. 19) Als Probe diene, was der Verfasser über die Reise Karls des Großen nach Jerusalem sagt (Pantheon P. XVIII. p. 313 ed. Struv.): Carolus Amalae tandem lucratu honores, Iude Hierosolymam subit cum pace labores, Jam crucis amissionis solvere vota volens. Visitas illorum vestigia sancta locorum, Quis natus, quae pauper erat deus ipso doctum, Quis tulit aethiopum virgo Maria thorum.

Bex ut adoravit, Jordano lavandus haurit, Rebus honoravit regalia moenia David, Tunc regnum Siculi naus reversus adit.

20) Bergl. die Einleitungen zu den Ausgaben des Pantheon von Struve und Muratori. J. B. Th. Gräff, Handbuch der Literaturgeschichte. 2. Bd. Arch. III. S. 1024 fg. W. Meitzenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (Berlin 1868. 8.) S. 357 fg.

21) Cas. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 1002 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. IX. p. 352.

GODEFREDUS (auch **Gaufridus** und **Galfri-**
dus) de Winesalf oder Winesau (*de Vino salvo*),
 ein lateinischer Dichter des 13. Jahrh., um das Jahr
 1170 in England von normannischen Eltern geboren,
 erhielt, da er wahrscheinlich einer sehr reichen und ange-
 sehenen Familie angehörte, eine vorzügliche Erziehung,
 machte nach der Beendigung seiner Studien zu seiner
 weiteren Ausbildung eine Reise durch Frankreich und
 folgte dann, von der Begierde, fremde Länder zu sehen,
 getrieben, im J. 1190 dem Könige Richard auf dem
 Kreuzzuge nach Palästina. Auf der Heimreise wurde er
 während seines Aufenthaltes zu Rom von dem Papste
 Innocenz III. mit Auszeichnung behandelt und begab sich
 dann nach Bologna, wo er, wie man aus einer Andeu-
 tung zu seiner Poesie schließen zu dürfen glaubt¹⁾, längere
 Zeit die schönen Wissenschaften lehrte. Später lehrte er
 in sein Vaterland zurück, wo er sich mit der Poesie und
 mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, insbesondere
 aber wendete er seine Aufmerksamkeit der Naturgeschichte
 und Cultur der Weinrebe und der Bereitung und Auf-
 bewahrung der Weine zu, wie sein diesen Gegenstand
 behandelndes Werk (*De modo inserendi arbores aro-*
maticas, fructus conservandi, vina et vites cognos-
cendi, vina inversa seu deteriora reformandi et
restituendi, tam pro sanis quam pro infirmis, ac-
etum mutandi et conditiones cujuscunque vini et
ceterorum liquorum pretiosorum et pigmentorum
faciendi), welches bis jetzt nicht gedruckt ist, aber sich
 handschriftlich in der Universitätsbibliothek zu Cambridge
 befindet und sein Pseudonym Winesalf, den er wol von
 seiner liebsten Beschäftigung erhielt, zur Genüge beweisen.
 Er erreichte ein hohes Alter, denn er muß noch im J.
 1245, in welchem auf dem Concilium zu Lyon den Car-
 dinälen erlaubt wurde, den rothen Furt zu tragen, gelebt
 haben, da er in einem seiner Gedichte diese Kreuzung
 erwähnt. Manche wollen freilich dieses als 1026 ele-
 gische Versen bestehende und Innocenz III. (1198—
 1216) gewidmete Gedicht (*Carmen de statu curiae*
Romanae), welches zuerst Matth. Francovius (Flavius
Illyricus) als eine Satyre gegen den päpstlichen Stuhl
 (in seinem Sammelwerke: *De corrupto ecclesiae statu*.
 Basil. 1557. 8. p. 418—454) und J. Mabillon als
 eine Apologie desselben ohne den Namen des Verfassers
 (in seinen *Analecta vetera*. Paris. 1685. 8. Vol. IV.
 p. 535 seq., nov. ed. Paris. 1723. fol. p. 369 seq.)
 herausgegeben haben²⁾, Godefredus von Winesalf ab-
 sprechen, der von ihnen vorgebrachte Grund, daß der
 Verfasser das Gedicht in seinem 75. Jahre mißge-
 geschrieben haben, ist jedoch kein hinreichender Beweis,
 da dieses Nachwerk durchaus keine jugendliche Abantasse
 verräth. Unter den übrigen poetischen Werken des Gode-
 fredus fand seine Poesie (*Poetria nova sive carmen*
de arte dictandi, versificandi et transferendi), ein

auf 2138 Hexametern bestehendes, zugleich gegen kirch-
 liche Mißbräuche gerichtetes Gedicht, den größten Beifall
 und die größte Verbreitung, wie die noch in bedeutender
 Anzahl vorhandenen Handschriften desselben beweisen. Es
 ist ebenfalls Innocenz III. gewidmet und enthält die
 allgemeinen Regeln der Dichtkunst, scharf aber vor Allem
 den Dichtern ein, den gewählten Gegenstand erst nach
 allen Seiten hin zu erwägen und zu durchdenken, ehe
 sie die Feder ergreifen³⁾. Im Allgemeinen ist das Nach-
 wert sehr langweilig und in einem schlechten, gekünstelten
 Style geschrieben und nur deshalb beachtenswerth, weil
 es anderen Dichtern des 13. Jahrh. als Muster diente
 und nachtheilig auf den Geschmack einwirkte. Es hat
 drei Epiloge, von denen der erste den Papst Innocenz III.
 preist, der zweite, an den trübschen Kaiser gerichtete, um
 die Freilassung des Königs Richard bittet und der dritte
 sein Werk dem Bischofe Wilhelm von Cantebury empfiehlt.
 Früher wurden diese Epiloge für besondere Gedichte ge-
 halten und der zweite wurde unter dem Titel: *Ad Cae-*
sarem Henricum de liberando Richardo rege von
 Th. Gale (in den *Scriptores Historiae Anglicanae*.
 Oxon. 1687. fol. Tom. II. p. 430) herausgegeben.
 Andere Bruchstücke des Gedichtes machten Matth. Fran-
 rowitz (in dem bereits angeführten Werke: *De corrupto*
ecclesiae statu p. 398 seq.) J. Seiden (Praef. ad
X Script. Angl. p. XXXIX seq.; auch in seinen
 Opp. Tom. II. p. 1166) und Hahn (in der *Sylloge*
Monument. Tom. I. Praef.) bekannt, der letztere als
 Theile eines Gedichtes unter dem Titel: *Ars dictaminis*,
 welches aber kein anderes ist, als die *Poetria nova*,
 welche in manchen Handschriften diese Ueberschrift führt.
 Eine vollständige Ausgabe liefert zuerst Polycaep Leyser
 (in der *Historia Poetarum et Poematum mediæ ævi*.
 Halae Magdeb. 1721. 8. p. 862—978) und in einem
 besonderen Abdrucke (Helmstadt. 1724. 8.). Für die Ge-
 schichte ist, da der Verfasser als Augenzeuge spricht, nicht
 unwichtig das Gedicht über den Kreuzzug des Königs
 Richard (*Historia seu itinerarium Richardi Anglorum*
regis in Terram sanctam ab anno 1177 ad 1190),
 welches zuerst J. Bongars (in den *Gesta Dei per*
Francos. Haanov. 1611. fol. Tom. I. p. 1150 seq.)
 nach einer unvollständigen und verhältnismäßig Ab-
 schrift, Th. Gale aber (in den *Scriptores Historiae Anglicanae*.
 Tom. II. p. 247) nach einer besseren Handschrift heraus-
 gab; zugleich theilte dieser auch eine Elegie auf Richard
 (*Carmen elegiacum in Richardi gloriosi regis lau-*
dem) mit, scharf aber beide Gedichte, jedoch ohne hin-

1) Die betreffende Vorchrift mag hier zugleich als Probe der
 Schreibart und des Stils eine Stelle finden:

Si quis habet fundare domum, non curat ad actum
Imperitiam manus, latetruca linea cordis
Præmittitur opus, ætenuque sub ordina certo
Interior præscribit homo, totamque figurat
Ante manus cordis, quam corporis et status ejus,
Et prius archetypus quam sensilis. Ipsa poësis
Spectat in hoc speculo; quæ lex sit danda poësis:
Non manus ad calamus præcepit, non lingua sit ardens
Ad verbum

reichenden Grund, Waither von Coutances zu. Andere von den Literaturschriftstellern angegebene Werke des Codefridi (Medulla grammatica oder De arte dicendi seu de praeceptis dialecticis et rhetorica liber; De rebus ethicis liber; De promotionibus et persecutionibus Galfridi Eborensensis episcopi) sind bis jetzt nicht herausgegeben und es läßt sich deshalb kein Urtheil über ihren Werth und über ihre Echtheit fällen, doch dürfte kein Nachtheil für die Wissenschaft daraus erwachsen, wenn die Handschriften derselben in den Bibliotheken Englands, wo sich die meisten befinden, ungedruckt liegen bleiben *).

(Ph. H. Kuhl.)

CODEFRIDI (Peter), theologischer Schriftsteller, im J. 1492 zu Antwerpen geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in die Congregation der zu dem dritten Orden des heiligen Franziskus gehörenden Begarden in seiner Vaterstadt, ward zuerst Prior in dem dortigen Kloster und später General der Congregation. Er war ein ebenso frommer als gelehrter Mann und stand bei seinen Zeitgenossen in so hoher Achtung, daß ihn der Erzbischof von Cambrai zu seinem Suffragan erwählte, welche Stelle er jedoch ausfinden ablehnte. Mit desto größerem Eifer besorgte er aber die Geschäfte seines Ordens und ging einige Male in Angelegenheiten desselben nach Rom. Er hielt sich fest, wenn er nicht in Antieigenschaften abwesend sein mußte, in seinem Kloster zu Antwerpen auf und starb daselbst im J. 1558. Er versuchte sich auch als abendländischer Schriftsteller und seine Werke, welche jetzt freilich vergessen sind, fanden früher viele Leser. Als die bedeutendsten derselben gelten: Desertum seu eremus Domini, de quadraginta mansionibus in solitudine (Antverp. 1561. 8.); Chlamis Sponsi, sive de interna imitatione vitae et crucis Christi (Antverp. 1563. 8.); Panis Angelorum sive de SS. Sacramento Altaris (Lovanii 1562. 8.); Concio de Resurrectione Salvatoris nostri (Antverp. 1551. 8.) und Thalamus Sponsi, d. i. Ruhe-Betteln des allerliebsten Bräutigams Jesu Christi. (Eosn 1725. 12.) Alle zeichnen sich durch tiefe Frömmigkeit aus, neigen aber ein wenig zur Mystik hin *).

(Ph. H. Kuhl.)

CODEFROY (Jacques), Cleur de Ra Commune, französischer Rechtsgelahrter, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Garentan (im jetzigen Departement der Manche) geboren, war Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und zeichnete sich nicht nur durch seine genaue Kenntniß der Gesetze, sondern auch durch große Rednergabe und eine scharfe, von seinen Gegnern gefürchtete Dialektik aus. Er starb im J. 1624 zu Garentan. Von der umfassenden Kenntniß in der seinem Vaterlande geltenden Geographie und hergebrachten Gebräuche zeugen seine Commentaires

sur la Coutume reformée du pays et duché de Normandie, welche erst nach seinem Tode von seinem Kassen, dem Parlamentarischen J. Codefroy (Rouen 1626. fol. 2 Voll.), herausgegeben wurden *).

CODEFROY (John), Kupferstecher und Maler, im J. 1771 zu London von französischen Eltern geboren, kam frühzeitig nach Frankreich und erblieb von J. P. Elmon seinen Unterricht in der Kunst. Er ließ sich zu Paris nieder, wo er auch im J. 1838 starb. Seine Arbeiten ernteten großen Beifall, da sie sich durch geniale Auffassung und echt künstlerische Behandlung des Gegenstandes auszeichneten. Seine vorzüglichsten Kupferstiche sind nach Gerard das Bildniß des Generals Bonaparte (1798), das Bildniß der Madame Barberie de Walbonne (1799), welches auf der Anstellung von 1800 einen Preis erster Classe davontrug, Amor und Psyche (1802), eines seiner werthvollsten Blätter, Oßian im Mondschine mit der Harfe am Bache in Grabbüchel- und Buzenmanier (1804), das Bildniß D'Onnor's, die Schlacht von Austerlitz (1812) und die Blätter für Didot's Ausgabe des Romans Daphnis und Chloë, nach Chaudet Aeneas (1809), die Allegorie auf den Ruhm Bonaparte's, Carlin's Erziehung in punktirter Manier und der Abend, nach Rafael das Bildniß Valdfasar Castiglione's und St. Michael, nach Schalle der falsche Schein und die Gefahr der Uebereilung, nach Aubert die acht Geliebten Rafael's in acht Blättern, nach Jaber das Bildniß des ersten Consuls Bonaparte zu Raimaison, das Bildniß der Maria Louise und der Congress zu Wien (1819), nach Collet die von Amor geleitete Schlinge, nach E. Bernet der Sturz des Hippolyt in Grabbüchel- und Buzenmanier (1803) und die Rückkehr vom Streifzuge (1807), nach Baldard die Casuben von Tivoli, eine große Landschaft, nach Correggio Jupiter und Antiope (1808), nach Annibal Carracci Christus auf dem Schooße der heiligen Jungfrau (1806), nach Madame Biliers die Treue, nach einem eigenen Gemälde die Erkenntlichkeit und nach G. Devaria eine betragliche Familie nach einer Feuerbrunst (1837, sein letztes Werk t.).

(Ph. H. Kuhl.)

CODEFROY (Pierre), französischer Rechtsgelahrter, am Anfange des 16. Jahrh. geboren, von dessen Lebensverhältnissen man weiter Nichts weiß, als daß er königlicher Schatzkammer in Glaubensangelegenheiten an dem Inquisitionstribunale zu Carraffonne war und daselbst im J. 1557 zum Obertrichter der untern Stadt ernannt wurde. Er starb am 19. Dec. 1573. Unter seinen Schriften fanden sein: Dialogus de Amoribus tribus libris distinctus (Lugd. Batav. 1546. 16.), welcher in vielen Auflagen (Lugd. 1552. 18. Antverp. 1554. 16. Lugd. 1664. 8. und öfter) verbreitet wurde und seine Sprichwörterammlung (Proverbiorum liber. Paris. 1563. 8.), welche auch vielen Ausgaben der Adagien des Erasmus von Rotterdam angehängt ist,

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 906.

†) G. A. Wagner's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 250. Biographie générale. Tom. XX. p. 907.

4) Vergl. Cas. Ouden. Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. II. p. 1677 seq. 3. G. Th. Gräffe, Lehrbuch der Literaturgeschichte. 2. Bd. Th. 3. S. 833 ff. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 296 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 25 seq.

7) Vergl. Valer. Andrae Bibliotheca belgica (Lovanii 1645. 4.) p. 740 seq.

den meisten Besatz. Seine juristischen Schriften (Annotationa in tractatus primi libri Justiniani Codicis de haereticis, ne s. baptismi iteretur de apostatis, nemini licere signum etc. Lugd. 1552. fol. Parisiis 1555. 8. und Remonstrance au Roy très-chrestien Charles IX. Roy de France. Paris 1569. 8.) find weniger bekannt*).

(Ph. H. Kälb.).

GODEFROY (Denis), gewöhnlich Gothofredus (Dionysius) genannt, wurde 1549 in Paris geboren und stammte aus einer angesehenen Familie. Er besuchte nur niederländische und deutsche Universitäten, wahrscheinlich wegen der Religionskriege. Im J. 1585 wurde er Professor in Genf; eine Anstellung in der Nähe durch König Heinrich IV. von Frankreich war nicht von Dauer, sondern seit 1591 war er bis an seinen Tod 1622 abwechselnd in Strassburg und Heidelberg. Von seinen Büchern sind mehr der Rechtswissenschaft fremd, wie die Scriptores linguae latinae und Seneca. Auf die Rechtswissenschaft haben Bezug seine Ausgabe der griechischen Institutionenparaphrase des Theophilus, Genf 1587, und mehrmals, 1598, 1608, 1620, und seine Ausgabe des Manuale legum des Haramonopolis, Genf 1587 (über beide vergl. den Artikel Griechisch-römisches Recht), ganz besonders aber seine Ausgaben des Corpus juris civilis (vergl. den Artikel Corpus juris civilis). Niemand hat so vielerlei Ausgaben des Corpus juris civilis besorgt, als er, was wol durch buchhändlerliche Verhältnisse herbeigeführt wird. Zuerst gab er dasselbe 1583 zu Lyon in Duart mit seinen Anmerkungen, besonders mit zahlreichen Parallelsstellen, heraus; diese Anmerkungen sollten ungefähr in Ansehung der Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh. das sein, was Accursius in Ansehung der Glossatoren gewesen war (vergl. die Artikel Corpus juris civilis und Glosse zum Corpus juris civilis). Außer vielen davorstehenden fallenden Nachdrucken erschienen diese zum vierten Male in Folio und zum fünften Male überhaupt zu Genf 1624. Dann ließ er 1589 die Glosse mit eigenen Randanmerkungen dazu und mit allerlei Zusätzen von Troffe und Sennequin, welche einen schönen Folianten ausmachten, zu Lyon drucken; die dritte Ausgabe dieser Art erschien daselbst 1612, Seite für Seite ein Nachdruck der Ausgabe von Corrius von 1576. Nach seinem Tode erschien noch 1627 eine Ausgabe zu Lyon 1627 in 6 Foliobänden, besorgt von Job. Gehlud (Gebn), die neueste und beste mit der Glosse überhaupt, welche Vieles aus Eujacius enthält. Endlich erschienen seit 1589 mehrere Handausgaben ohne alle Anmerkungen unter dem Namen von Dion. Gothofredus. Die Auswahl der Lesarten ist schlecht. Daß der Name Corpus juris civilis vorher auf seinem Titelbilde einer Ausgabe vorkommt, hat den Fehler bei Koch, De ordine legum in Pandectis, 1784, welcher genauer von diesen Ausgaben spricht, veranlaßt, daß Gothofredus diesen Namen erfinden habe. (C. W. E. Heimbach.)

GODEFROY (Theodore), französischer Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher, Sohn des berühmten

Rechtsgelehrten Denis Godefroy, am 17. Juli 1580 zu Genf, wohin sich seine der Reformation huldigenden Väter der Religionswirren wegen zurückziehen mußten, geboren, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt den vorbereitenden Unterricht genossen hatte, zu Strassburg dem Studium der Rechtswissenschaft und kam nach der Verlegung desselben im J. 1602 nach Paris, wo er dem Protestantismus entsagte und die katholische Religion annahm, worauf er als Anwalt bei dem Parlamente zugelassen wurde. Er erschien jedoch nur selten vor Gericht, da er sich vorzugsweise mit dem Studium der französischen Geschichte befaßte und in diesem Fache bald einen ausgedehnten Ruf erlangte. Seine Schrift über den Vortrag der Könige von Frankreich vor den Königen von Spanien (Mémoire concernant la présentation des rois de France sur les rois d'Espagne (Paris 1613. 4. Ebend. 1618. 4. und bei Denis Godefroy's Histoire de Charles VI. Paris 1633. fol.) erwarb ihm eine Pension von 600 Livres, welche bereits im J. 1617 verdoppelt wurde. Durch seinen unermüdlischen Fleiß auf dem Felde der vaterländischen Geschichte verdiente er sich den allgemeinen Beifall und im J. 1632 erfolgte seine Ernennung zum Historiographen von Frankreich mit dem für jene Zeit bedeutenden Gehalte von 3600 Livres. Im J. 1634 wurde er als Rath an das Obergericht von Nancy versetzt mit dem Auftrage, die Urkunden der Archive der Provinz Lothringen zu ordnen und ein Verzeichnis derselben anfertigen zu lassen. Er entledigte sich dieses Geschäftes mit dem größten Eifer und Schickte, wie ihm befohlen war, die wichtigsten Documente nach Paris. Nach der Verlegung dieser mühsamen Arbeit begleitete er im J. 1636 den Cardinal von Lyon auf den Congreß zu Göln und im J. 1643 begab er sich als rechtskundiges Mitglied mit den königlichen Bevollmächtigten auf den Friedenscongreß zu Münster. Während desselben führte er ein genaues Tagebuch über die Verhandlungen, welches in die Bibliothek des Kanzlers Sequier überging, aber nicht veröffentlicht wurde. Schon beim Beginne des Congresses ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsrathes und zum geheimen Rathe und nach dem Abschlusse des Friedens blieb er als königlicher Bevollmächtigter zu Münster, wo er am 5. Oct. 1649 starb. Er hat sich jedenfalls durch den unermüdlischen Fleiß, womit er alle ihm erreichbare Materialien sammelte, große Verdienste um die französische Geschichte erworben, wenn auch die Bearbeitung derselben in Bezug auf die Darstellung Vieles zu wünschen übrig läßt, besonders verdient jedoch seine Sorgsamkeit, stets die Wahrheit aufzusuchen und sie unumwunden mitzutheilen, um so mehr hervorgehoben zu werden, da sie bei den gleichzeitigen Geschichtsschreibern nicht selten vermist wird. Von seinem Fleiße geben seine zahlreichen literarischen Arbeiten hinlängliches Zeugniß; außer den bereits erwähnten sollen hier noch in chronologischer Reihenfolge angeführt werden: Traité de l'origine des Roys de Portugal, yssus en ligne masculine de la maison de France, qui regne aujourd'hui (Paris

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 397.

1610. 4. 2. Ausg. ebend. 1612. 4. 3. Ausg. ebend. 1614. 4. 4. Ausg. ebend. 1616. 4. 5. Ausg. ebend. 1624. 4.), worin er die gewöhnliche Annahme, welche den Ursprung des Grafen Heinrich, des Begründers der portugiesischen Dynastie, von den byzantinischen Kaisern herleitet, widerlegt und darthun will, daß Heinrich von den alten Grafen von Burgund, den Nachkommen Hugo Capet's, welchem auch das französische Königthum seinen Ursprung verdankt, abstamme. *Entrevue de Charles IV., empereur, de son fils Wenceslas, roi des Romains, et de Charles V., roi de France à Paris l'an 1378, plus l'entrevue de Louis XII., roi de France et de Ferdinand, roi d'Aragon, à Savonne en 1507, avec des Mémoires concernant la dignité des rois de France.* (Paris 1614. 4.) *Histoire de Charles VI. et des choses mémorables advenues durant quarant-deux ans de son Règne, par Jean Juvenal des Ursins, Archevesque de Reims, mise en lumière par Th. Godefroy.* (Paris 1614. 4., mit vielen Eclaircissements. Neue, mit ungebrudten Tagebüchern und andern geschichtlichen Notizen vermehrte Ausgabe von Denis Godefroy. Paris 1653. fol.) *Histoire de Louis XII. et des choses advenues de son Règne depuis l'an 1498 jusqu'en 1515, par Claude de Seyssel, Jean d'Auton et autres Auteurs contemporains, mise en lumière par Th. Godefroy, avec des Notes et des Preuves.* (Paris 1615. 4.) *Histoire du Chevalier Bayard et de plusieurs choses mémorables advenues en France, en Italie, ou Espagne, par un Auteur contemporain, avec des Remarques et des Annotations de Th. Godefroy* (Paris 1616. 4. ebend. 1619. 4. Avec le Supplément à cette Histoire par Claude Expilly et les Annotations de Th. Godefroy, augmentées par Louis Videt. Grenoble 1651. 4.), die werthvollste Quelle für die Geschichte des Ritters Bayard. *Histoire de Charles VIII. par Guillaume de Jaligny, André de la Vigne et autres Historiens de ce temps là, où sont découvertes les choses mémorables arrivées pendant ce Règne, depuis l'an 1483 jusqu'en 1498, mise en lumière par Th. Godefroy.* (Paris 1617. 4. ebend. 1619. 4. Neue, mit vielen Zusätzen und wichtigen Documenten vermehrte Ausgabe von Denis Godefroy, dem Enkel des Herausgebers, Paris 1684. fol.) *Le Cérémonial de France.* (Paris 1619. 4.) Godefroy widmete, nachdem er diese erste Probe bekannt gemacht hatte, diesem Gegenstande fortwährend den angestrengtesten Fleiß, indem er das betreffende Material aus allen ihm erreichbaren Geschichtswerken, aus den Urkunden des Parlaments, der Rechnungskammer und des Stadthauses zu Paris und aus den Berichten der Ceremonienmeister, der Anführer von Gesellschaften, der Secretaire des Königs, der Waffenhörde und anderer sich mit dem Ceremoniel besessenden Beamten sammelte, und was grade im Begriffe, eine zweite vermehrte Ausgabe seines Werkes der Presse zu übergeben, als er den Befehl erhielt, sein Sohn Denis übernahm ihn die

Arbeit und besorgte die zweite Ausgabe unter dem Titel: *Le Cérémonial François* (Paris 1649. fol. 2 Voll.), ohne sie jedoch zu Ende zu führen, weshalb man die ältere neben ihr nicht anerkennen kann). *Histoire du roi Louis XII. par Jean d'Anton, avec des notes et de preuves.* (Paris 1620. 4.) *Histoire de Messire Jean de Boucicaut, Marechal de France, et de ses mémorables faits sous les Roys Charles V. et Charles VI. jusqu'en 1408, escripte du vivant du dict Marechal et mise en lumière par Th. Godefroy.* (Paris 1620. 4.) *Histoire du Roy Louis XII., Père du Peuple, et des plusieurs choses mémorables advenues en France et en Italie, jusqu'à l'an 1510, par Jean de S. Gelais, mise en lumière avec les Traités et Actes, qui concernant cette Histoire, par Th. Godefroy.* (Paris 1622. 4.) *Histoire d'Arthur III., duc de Bretagne, connétable de France.* (Paris 1622. 4.) *De la véritable Origine de la Maison d'Autriche* (Paris 1624. 4.), worin der Verfasser durch Urkunden aus dem Archive der Abtei Engelberg in der Schweiz nachweist, daß das Haus Oesterreich nicht von Meroving, sondern von dem Grafen Werner III. von Habzburg abstammt. *Généalogie des Ducs de Lorraine, fidèlement recueillie de plusieurs histoires et titres authentiques* (Paris 1624. 4.), worin der Beweis geführt wird, daß das Haus Lotharingen seinen Ursprung nicht von Karl dem Großen, sondern von Gerard von Eliaß herleitet. *L'ordre et les cérémonies du double mariage conclu en 1615 entre la France et l'Espagne.* (Paris 1627. 4.) *Généalogie des Comtes et Ducs de Bar jusqu'à Henri, Duc de Lorraine et de Bar en 1608, recueillie des titres et histoires anciennes, par Th. Godefroy.* (Paris 1627. 4.) *Vie de Messire Guillaume Maréscot, Conseiller d'Etat, in den Opuscules tirés des mémoires d'Ant. Loisel par Cl. Joly.* (Paris 1652. 8.) *Traité touchant les droits du roy très-chrestien sur plusieurs États et seigneuries possédés par plusieurs princes voisins* (Paris 1655.

1) Der erste Band enthält: Les Cérémonies observées en France aux nocces et Couronnemens de Roys et Reynes et de quelques anciens Ducs de Normandie, d'Aquitaine et de Bretagne, comme aussi à leurs Entrées solennelles et à celles d'aucuns Dauphins, Gouverneurs de Provinces et autres Seigneurs dans diverses villes du Royaume. Der zweite Band: Les Cérémonies observées en France aux Mariages et Festins, Naissances et Baptêmes, Majorités des Roys, États Généraux et Particuliers, Assemblées des Notables, Lieux de Justice, Hommages, Serments de Fidélité, Réceptions et Entrées, Sermons pour l'observation des Traités, Processions et Te Deum; der dritte Band, welcher enthalten soll: Les Chevaleries, Foyes funèbres et quelques autres matières, avec un Recueil de divers Traités, Discours et Actes de prestances, Pièces justificatives, Raisons alléguées, Protestations, Decisions de rangs, Arrêts rendus à ce sujet et les Règles et Maximes principales en fait de cérémonies, erziehen nicht, weil der Herausgeber so viele und so bedeutende Widerprüche erfuhr, daß er es vorzog, das Werk unbedruckt zu lassen. Beide Ausgaben sind übrigens jetzt selten geworden. *Bergl. Duc. Clement, Bibliothéque curieuse historique et critique.* Tom. IX. (Lips. 1760. 4.) p. 199 seq.

fol.), welches Werk zwar auf dem Titel den Namen Dupuy trägt, aber, wenigstens zum größten Theil, Th. Godefroy angehört. Außerdem hinterließ Godefroy noch eine Reihe umfangreicher Handschriften, unter welchen sich eine Sammlung der *Litis de justico* depuis l'an 1364 jusqu'en 1627 (4 Voll. fol.) und eine *Table alphabétique des Registres du Parlement* depuis l'an 1378 jusqu'en 1627 befinden. Sie bestehen aus 88 Bänden und werden in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt. (Ph. H. Kütz.)

GODEFROY (Jacques), französischer Rechtsgelahrter, der jüngere Bruder Theodor Godefroy's, am 13. Sept. 1587 zu Genf geboren, blieb dem vaterlichen Aelttern angenommenen Calvinischen Glaubensbekenntnisse und ihrem Adoptivvaterlande getreu und widmete sich der Jurisprudenz, worin er seinen berühmten Vater noch weit übertraf. Nach der Beendigung seiner Studien ließ er sich als Anwalt in seiner Vaterstadt nieder und erwarb sich hier durch seine Kenntnisse und sein Wirken bald einen so großen Ruf, daß er im J. 1619 zum Professor der Rechtswissenschaften ernannt wurde. Er entsprach in dieser Stellung vollständig den von ihm bezeugten Erwartungen und unter seiner Leitung bildete sich eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Rechtsgelahrten, welche den Ruhm ihres Lehrers weithin verbreiteten. Im J. 1622 in den Rath der Stadt gewählt und im J. 1629 in den kleinen Rath berufen, versah er fünf Jahre hindurch die Functionen eines Staatssecretärs und gelangte im J. 1637 zur Stelle des Syndicus, dem höchsten Amte der Republik, welches er darauf noch dreimal in den Jahren 1641, 1645 und 1649 bekleidete. In der Zwischenzeit berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zu verschiedenen diplomatischen Sendungen nach Frankreich, Piemont, Teutschland und nach verschiedenen Theilen der Schweiz und er erliefte sich derselben, besonders der wichtigen Sendung an den Hof Ludwig's XIII. im J. 1643, zur allgemeinen Zufriedenheit. Diese Reisen brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit in Verbindung und wiederholt wurden ihm von verschiedenen Universitäten Anträge gestellt, wieder eine Stelle im Lehrfache zu übernehmen. Seine letzten Lebensjahre, welche durch Unwohlsein getrübt wurden, widmete er ausschließlich gelehrten Beschäftigungen. Er starb am 24. Juni 1652. Godefroy beschränkte seine gelehrte Thätigkeit nicht auf die Jurisprudenz, sondern machte auch in der Philologie, in der Theologie und in der Geschichte tief gehende Studien, und eine Zusammenstellung seiner Schriften nach diesen Fächern wird die beste Uebersicht seiner Leistungen und seiner Verdienste gewähren. Unter seinen Leistungen im Fache der Rechtswissenschaft nehmen unstreitig seine Arbeiten über das Theodosianische Gesetzbuch die erste Stelle ein; er widmete diesem Werke mehr als 30 Jahre, konnte aber nicht zur

Herausgabe desselben gelangen. Ant. Marville, Professor der Jurisprudenz zu Valencia, fand das vollständig ausgearbeitete Manuscript in der von ihm angekauften Bibliothek Godefroy's und gab es unter dem Titel: *Codex Theodosianus, cum perpetuis commentariis Jacobi Gothofredi; praemittuntur chronologia accuratior, cum chronico historico et prolegomenis; subiunguntur notitia dignitatum, prosopographia, index rerum et glossarum nomicum; opus posthumum, diu in foro et schola desideratum* (Lugduni 1665. fol. 6 Voll.) heraus. Diese Ausgabe übertrifft, obgleich sie noch in manchen Theilen an nicht unbedeutenden Mängeln leidet, bei weitem alle frühere und ist jetzt noch jedem Rechtsgelahrten und jedem Geschichtsforscher, der die bürgerliche und politische Organisation des römischen Reiches vom 3. bis zum 6. Jahrh. genauer kennen lernen will, unentbehrlich. Da Godefroy's Ausgabe bald selten wurde und in hohem Preise stand, so erwarb sich Joh. Ritter, Professor zu Leipzig, durch die Besorgung eines nach guten Handschriften verbesserten und mit Anmerkungen späterer Commentatoren vermehrten neuen Abdruckes derselben (Lipsiae 1736—1745. fol. 6 Voll.) ein großes Verdienst. Ebenso werthvoll ist Godefroy's Restauration des Zwölfartikelgesetzes nach den noch vorhandenen Fragmenten und den spärlichen Andeutungen der alten Schriftsteller über dasselbe, welche unter dem Titel: *Fragmenta Duodecim Tabularum, suis nunc primum tabulis restituta, probationibus, notis et indice munita* (Heidelberg. 1616. 4. Ibid. 1653. 4. Genevae 1653. 4. Wetzlariae 1724. 12. und verbessert in des Verfassers weiter unten anzuführenden *Fontes quatuor juris civilis*) erschien und bis auf die neueste Zeit ihre Geltung behielt; selbst G. Ditsch, durch dessen Forschungen (in der „Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der XII Tafeln.“ Leipzig 1824. 8.) erst ein sicherer Standpunkt zur Behandlung dieses wichtigen Monumentes gewonnen wurde, stimmt im Wesentlichen der Anordnung Godefroy's bei, obgleich sich andere Forscher auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte dagegen erklären. Von den übrigen juristischen Schriften Godefroy's sind noch zu nennen: *Fragmenta Legum Juliae et Papiae collecta et notis illustrata* (Genevae 1617. 4.); *Fontes quatuor juris civilis* (Genevae 1638. 4. Ibid. 1653. 4.), welche die *Fragmenta Legis XII Tabularum, Legis Juliae et Papiae et Edicti perpetui* enthalten; *Dissertationes de iure de tutela et cura* (Genevae 1625. 4.); *Discursus historicus ad Legem: Quisquis, Cod. ad L. Juliam Majestatis* (Genevae 1654. 4. Helmstad. 1732. 4.); *De imperio maris et de jure naufragii colligendi legeque Rhodia, iniquum ex jure Romano* (Genevae 1637. 4. Ibid. 1654. 4. Ibid. 1669. 8. Helmstad. 1732. 4.); *Dissertationes duae de mutatione et augmento monetarum aurearum et De functione et aequalitate in mutuo* (Genevae 1654. 4. Helmstad. 1732. 4.); *Dissertatio de electione magistratus inhabilis seu incapax facta* (Genevae 1654. 4. Helm-

2) Vergl. J. P. Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres*. (Paris 1729 seq. 12.) Tom. XVII. p. 56. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 554. Biographie générale. Tom. XX. p. 901 seq.

stad. 1732. 4.); De velandis mulieribus deque exuvia capitis dissertatio (Genevae 1654. 4. Helmstad. 1732. 4.); De interdicta Christianorum cum Gentilibus communione Epistola, deque Pontificatu maximo, num christiani imperatores eum aliquando gesserunt (Genevae 1654. 4. Helmstad. 1732. 4.); De famosis latronibus investigandis dissertatio (Genevae 1652. 4. Helmstad. 1732. 4.); die letzteren sieben Abhandlungen zusammen unter dem Titel: Opuscula varia juridica, politica, historica, critica (Genevae 1654. 4. Herausgegeben von Fr. Conradi. Helmstad. 1734. 4.); Diatriba de jure Praecedentiae (Genevae 1627. 4. Ibid. 1664. 4.); Animadversiones Juris civilis, pro vero nonnullarum legum intellectu et genuina eandem lectione (Genevae 1628. 4.); Diatriba de cenotaphio (Genevae 1634. 4. Helmstad. 1732. 4.); Dissertationes duae juridicae De nuptiis sobriorum und De testamento tempore pestis condito (Genevae 1642. 4.); Dissertationes quinque juridicae (Genevae 1645. 8.); Novus in titulum Pandectarum de diversis regulis juris antiqui commentarius (Genevae 1653. 4.); Tractatus practicus de Salario, eine nachgelassene, von Jfsl. Gelland herausgegebene Schrift (Genevae 1656. 4. Ibid. 1669. 4.) und Manuale juris seu parva juris mysteria (Genevae 1652. 8. Coloniae 1652. 8. Lngd. Batav. 1676. 12. Genevae 1695. 12. Augustae Taurin. 1713. 12. und öfter), eine ebenso kurz gefasste als brauchbare Einleitung in die Rechtswissenschaft, welches jetzt noch nach dem Urtheile des berühmten Juristen d'Aguesseau von Rechtsgelahrten bei dem Beginn ihrer Laufbahn mit Nutzen gebraucht werden kann und deshalb auch in neuerer Zeit von J. B. Periboleto unter dem Titel: Manuale juris ubi quatuor sequentia continentur: Juris romani historia, bibliotheca, florilegium sententiarum ex corpore Justiniano desumptarum et aeries librorum et titulorum in institutionibus, digestis et codice (Parisii 1803. 8. Ibid. 1806. 8.) wieder aufgelegt wurde. Die meisten kleineren Abhandlungen Godefroy's aus dem Rache der Jurisprudenz hat G. H. Iezig unter dem Titel: J. Gothofredi Opera juridica minora (Lugd. Batav. 1733. fol.) nebst einer Biographie des Verfassers herausgegeben, und Eberh. Otto hat mehrere seiner Schriften (die Fontes juris civilis, die Animadversiones juris civilis und die Diatriba de cenotaphio) in seinen Thesaurus juris civilis (Ultraj. 1733 seq. fol.) aufgenommen. — Aus dem Felde der philologischen Literatur*) hat Godefroy durch die Beforgung der ersten Ausgabe mehrerer Aeden des Epiphani Libani (Libanii Sophistae, Oratoris Antiocheni quatuor constitutionum imperatoriarum, quales ntroque codice, Theodosiano et Justiniano, occurrunt, anper magistratuum officio asnaorae; gr. et lat. Genevae 1631. 4. Libanii Antiocheni pro templis Gentilium non excindendis ad Theodosium M. Impe-

ratores oratio; gr. et lat. Genevae 1634. 4.), durch den Versuch, den griechischen Text eines unter dem Namen Ampijs bekannten Geographen nach einer alten lateinischen Uebersetzung wieder herzustellen (Vetus orbis descriptio: graeci scriptoris; gr. et lat. Genevae 1628. 4.), durch die Mittheilung eines von dem Patriarchen Rhethos herrührenden und früher nicht gedruckten Ausgusses aus der Kirchengeschichte des Cappadociers Philostorgos (Philostorgi Cappadocii Ecclesiasticae Historiae a Constantino M. Arique initii ad sua usque tempora libri XII a Photio Patriarcho Constantinopolitano in Epitomen contracti; gr. et lat. Genevae 1643. 4.) und durch den ersten Abdruck einer Schrift des Kirchenvaters Tertullian (Tertulliani ad nationes libri II cum notis J. Gothofredi. Aurelianopoli 1625. 4.) seinen unermüdblichen Fleiß bewährt und zur Erläuterung der von ihm herausgegebenen Schriftsteller Christlicheren beigetragen, für die Kritik des Textes aber Nichts oder nur sehr wenig geleistet, da er, wie ihm zur Genüge nachgewiesen wurde, der griechischen Sprache nicht hinlänglich mächtig war?). Wie sehr sich übrigens Godefroy bemüht, die politisch-sichenden Verhältnisse richtig aufzufassen und gründlich zu erörtern, beweisen seine hierbei gehörenden Schriften: De statu Paganorum sub imperatoribus christianis (Lipsiae 1616. 4.), Exercitationes duae de ecclesia et incarnatione Christi (Genevae 1643. 4. Ibid. 1649. 8.) und Conjectura de suburbicariis regionibus et ecclesiis sen de praefectura et episcopo urbis Romae dioecesi. (Francof. 1618. 4.) Ueber die zuletzt genannte Abhandlung entspann sich ein heftiger Streit zwischen P. Sirmond, von welchem sie angegriffen wurde, und Cl. Saumaise, der sie verteidigte, weshalb sie auch, da sie ohne den Namen des Verfassers erschien, häufig dem letzteren zugeschrieben wurde. Sehr theilhaft und gütig ist Godefroy's Werth über die Jesuiten (Le Mercure jesuite ou recueil de pieces concernant les progrès des jésuites, leurs écrits et différends. Genève 1628. 8. Neue vermehrte Ausgabe ebendaf. 1631. 8. 2 Voll.), was um so mehr auffallen muß, da er sich sonst in kirchlichen Dingen sehr kalt und ruhig zeigt, als Sammlung von wichtigen und seltenen Arienstücken verdient jedoch seine Arbeit Anerkennung. Größeren Werth behalten seine Forschungen auf dem historischen Gebiet der früheren Jahrhunderte, insbesondere seine Annales gallicanae historiae centum annorum ex constitutionibus codicis Theodosiani ab anno 312 (in der Ausgabe des Codex Theodosianus. Tom. VI. p. 425) und seine Orationes politicae tres: Ulpianus seu de majestate principis legis soluta; Julianus seu de arcanis Juliani imperatoris artibus ad religionem christianam prosigandam; Achaica seu de causis interitus republicae Achaearum. (Genevae 1634. 4.) Diese politischen Aeden sind in seinen Opuscula histo-

*) Die ihm öfter zugeschriebenen Bemerkungen zu Cicero's Werken (1696) gehören seinem Vater Denis Godefroy an.

2) Bergl. J. G. Joch. Programma de meritis jurisconsultorum, speculim J. Gothofredi in historia ecclesiastica. (Erfordiae [1722] 4.)

rica, politica, juridica nova (Genevae 1644. 4.) weiterholt, in welchen man ausserdem die fünf Reden des Libanius, die von ihm zuerst herausgegebene Schrift Tertullian's und mehrere seiner kleineren Abhandlungen findet. Godefroy hatte auch die Absicht, eine Geschichte der Stadt Genf im Mittelalter zu schreiben und sie unter dem Titel: Genève Bourguignotte herauszugeben; man fand unter seinen hinterlassenen Papieren den Plan dazu und eine reiche Sammlung von Urkunden und andern bis zum Jahre 1627 reichenden Materialien in drei starken Bänden, welche noch J. Spon kannte und in seiner Geschichte von Genf benutzte, die aber jetzt nicht mehr vorhanden zu sein scheint. Godefroy gehört jedenfalls zu den gelehrtesten Schriftstellern seiner Zeit, und wer Uebervinding genug besitzt, sich an seine juristisch-rechtliche Darstellung zu gewöhnen, wird sich durch den Reichthum des in seinen Werken niedergelegten Wissens hinlänglich entschädigt finden?). (Ph. H. Kuhl.)

GODEFROY (Denis), Historiker, ein Sohn Theodor Godefroy's, am 24. Aug. 1615 zu Paris geboren, widmete sich unter der Leitung seines Vaters ebenfalls dem Studium der vaterländischen Geschichte und erhielt bereits im J. 1640 von Ludwig XIII. die Anwartschaft auf die Stelle eines königlichen Historiographen mit einem entsprechenden Einkommen. Ludwig XIV. erhöhte bedeutend seinen Gehalt und ernannte ihn im J. 1668 nach der Einnahme von Lille zum Vorfeser der Archive der Rechnungskammer von Flandern. Im J. 1678 erhielt er den Auftrag, ein Verzeichniß der im Schlosse von Genf befindlichen Urkunden und Actenstücke anzufertigen und entledigte sich dieses Geschäftes mit vielem Geschick. Er setzte darauf wieder in seine frühere Stellung zu Lille zurück und starb hier am 4. Juni 1681. Ausser den neuen Ausgaben mehrerer Werke seines Vaters (nämlich der Geschichte Karls VI. von Juvenal des Ursins, der Geschichte Karls VIII. von Guillaume de Bassano und des französischen Ceremoniells) verdienen insbesondere die Mémoires et instructions pour servir dans les négociations et affaires concernant les droits du Roi (Paris 1665. fol. Amsterdam 1665. 12. Paris 1689. 12.) Erwähnung; er schrieb sie auf Befehl des Königs Equier, und da sich das Manuscript in dessen Bibliothek fand, so hielt man ihn häufig für den Verfasser derselben. Ausserdem sind zu erwähnen: Histoire de Charles VII., Roi de France, qui contient les choses mémorables advenues depuis l'an 1422 jusqu'en 1461 (par Jean Chartier, Jacques Rouvier, Matthieu de Coucy et Jacques Doublet), mise en lumière et enrichie de plusieurs titres, mémoires, traités et autres pièces historiques (Paris 1631. fol.); Histoire des Connétables, Chanceliers et Gardes de Sceaux, Maréchaux, Amiraux, Surintendants de la Navigation et des Généraux des Galères, Grands-Maitres de la Maison du Roi et de Prévôts du Pa-

ris avec leur Armes et Blazons, depuis leur origine jusqu'en 1555, par Jean le Feron, revue et continuée jusqu'à présent par Claude Collier et augmentée de Recherches et Pièces curieuses, qui ont rapport à ce Recueil, par Denys Godefroy (Paris 1658. fol.) und Mémoires de Philippe de Comines, Seigneur d'Argenton, contenant les principaux faits et gestes de Louis XI. et de Charles VIII., son fils depuis l'an 1464 jusqu'en 1498, en huit livres, revus et corrigés sur divers manuscrits et anciennes impressions, augmentés de plusieurs traités, contrats, testaments, autres actes et diverses observations par Denys Godefroy. (Paris 1649. fol.) Diese schon von Theodor Godefroy vorbereitete, aber erst von seinem Sohne zu Stande gebrachte Ausgabe der Mémoires Philipps von Comines ist noch immer eine der vorzüglichsten. Godefroy hatte auch die Absicht, die von Ducheine begonnene Sammlung französischer Historiker fortzusetzen, der Tod hinderte ihn aber an der Ausführung dieses erst im folgenden Jahrhunderte wieder aufgenommenen Planes?). (Ph. H. Kuhl.)

GODEFROY (Denis), Rechtsgelehrter und Historiker, ein Sohn des vorhergehenden Denis Godefroy, im J. 1656 zu Paris geboren, widmete sich der Jurisprudenz und wurde nach der Vermählung seiner Studien Advocat an dem Parlamente und später Vorfeser der Archive der Rechnungskammer zu Paris, wo er am 6. Juli 1719 starb. Er hatte von seinem Vater die Vorliebe für geschichtliche Forschungen geerbt, und dem Geist, womit er die Muse benutzte, welche ihm die Versorgung seines Amtes lieg, verdanken wir mehrere gediegene Arbeiten, unter denen eine vorzügliche Ausgabe der in der Geschichte der Ligue merkwürdigen Satyre Menippée die erste Stelle einnimmt. Sie führt den Titel: Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des états de Paris en 1593, par MM. de la sainte Union, avec des remarques précédentes et des nouvelles, augmentée de plusieurs pièces de ce temps-là (Ratisbone [Bruxelles] 1709. 8. 3 Voll. Ratisbone [Köln] 1711. 8. 3 Voll.) und liegt allen folgenden Ausgaben zu Grunde. Sehr verdienstlich ist auch die mit mehreren wichtigen Actenstücken vermehrte neue Ausgabe der von Pierre Dupuy zusammengestellten Traités, concernant l'histoire de France, savoir la condamnation des Templiers, l'histoire du Schisme des Papes tenant le Siège à Avignon etc. (Paris 1617. 4.) Von seinen eigenen Schriften sind zu nennen: Abrégé des trois états, du clergé, de la noblesse et du tiers état (Paris 1682. 12.) und Remarques sur l'addition à l'histoire du roi Louis XI. de Gabriel Nauvé in der von seinem Bruder Jean Godefroy besorgten und unter dessen Aufsicht stehenden Ausgabe der Memoiren Philipps von Comines. Godefroy war auch Mitglied der Commission, welche die

3) Bergl. Nicéron, Mémoires. Tom. XVII. p. 69. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 555 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 902 seq.

X. Godefroy, d. Ed. u. d. 2te Section. LXXI.

*) Nicéron, Mémoires. Tom. XVII. p. 75. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 557. Biographie générale. Tom. XX. p. 904.

Regierung" ernannte, um die von Louis du Four de Conquerant verfaßte Description historique et géographique de la France ancienne et moderne (Paris 1719. fol.), worin die Ansprüche des deutschen Reichs auf einige Bezirke von Burgund und Arelas anerkannt waren, von den missliebigen Stellen zu reinigen und eine neue Ausgabe (Paris 1722. fol.) zu besorgen *).

(Ph. H. Kälb.)

GODEFROY (Jean), Sieur d'Amont, Jurist und Historiker, ein jüngerer Bruder des vorhergehenden Denis Godefroy, im J. 1656 zu Paris geboren, folgte seinem Vater als Director der Archive der Rechnungskammer zu Lille und war zugleich Sachwalter des Königs an der Kassenkammer dieses Bezirkes. Trotz der vielfachen und ansehnlichen Arbeiten, womit dieses doppelte Amt verbunden war, fand er doch noch Ruhe genug, um die Studien seines Vaters und Großvaters auf dem Gebiete der französischen Geschichte zu verfolgen und die Literatur mit einer Reihe werthvoller Arbeiten zu bereichern. Dabin gehören: Lettres du Roi Louis XII. et du Cardinal d'Amboise, avec plusieurs lettres, mémoires, instructions, écrites depuis l'an 1504 jusqu'en 1514 (Bruxelles 1712. 12. 4 Voll.), worin man außer den Briefen Ludwig's XII. auch viele Briefe des Kaisers Maximilian I., seiner Tochter Margaritha von Oesterreich, des Königs Ferdinand von Aragonien, des Königs Heinrich VII. von England, der Päpste Julius II. und Leo X. und mehrerer Gelehrten und Feldherren findet, die sich vorzugsweise auf die Unternehmungen der Ligue von Cambrai gegen Venedig und auf die von dem Herzog Karl von Geldern angeregten Streitigkeiten beziehen; Mémoires de la Reine Marguerite sur divers événements de sa vie, avec son éloge et celui de Bussi d'Amboise par Brantôme et de la Fortune de la cour (Lüttich 1713. 8.), welche wichtige Beiträge zur Geschichte des französischen Hofes unter der Regierung Karls IX. und Heinrich's III. enthalten; Mémoires de Michel de Castelnau, Seigneur de Mauvissière, contenant les choses remarquables qu'il a vues et négociées en France, en Angleterre, en Ecosse, sous les Roys François II. et Charles IX. depuis l'an 1559 jusqu'en 8 Août 1570, mis en lumière par Jacques de Castelnau, son fils, illustrés et augmentés de plusieurs Commentaires manuscrits et de lettres, négociations et autres pièces secrètes et originales par Jean le Laboureur; nouvelle Edition, revue avec soin et augmentée de plusieurs Manuscrits (Bruxelles 1731. fol. 3 Voll.), eine sehr werthvolle Geschichtsquelle, da die nicht für die Öffentlichkeit, sondern zur Belehrung seines Sohnes bestimmten Memoiren Castelnau's streng und rücksichtslos der Wahrheit huldigen; Journal des choses mémorables advenues durant le Règne de Henry III., Roi de France et de Pologne, depuis l'année 1574 jusqu'à l'an 1589, par un Audientier du Roi (Pierre de l'Estolle). Edition augmentée de plusieurs pièces

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 557. Biographie générale. Tom. XX. p. 905.

curieuses et enrichie de figures et de notes pour éclaircir les endroits les plus difficiles (Cologne [Bruxelles] 1720—1726. 8. 3 Voll.); Mémoires de Philippe de Comines, augmentés de la chronique scandaleuse et de nouvelles preuves et notes historiques (Bruxelles 1713. 8. 4 Voll. Rouen 1714. 8. 4 Voll. Beste Ausgabe Bruxelles 1723. 8. 5 Voll.); Satyre Menippée, avec des Remarques précédentes et des nouvelles, augmentée de plusieurs pièces de ce temps-là (Ratisbonne 1726. 8. 3 Voll.); ferner drei andere kleinere auf die Ligue bezügliche und auch in seiner Ausgabe des Journal de Henry III. par P. de l'Estolle befindliche Schriften, nämlich: Notes sur la confession catholique du Sieur de Sancy, eines sehr unheimlichen, von einer Partei zur andern übergehenden Mannes; La véritable Fatalité de S. Cloud, au R. P. Religieux Jacobin (s. l. 1715. 8.), gegen den Jacobinermonch Bern. Enpari gerichtet, welcher in einer mit Unmuthen angefüllten Schrift (La Fatalité de Saint Cloud. S. l. 1674. fol.) die Ernennung des Königs Heinrich III. von seinem Erbengenen Jacob Clement abwenden und einer unbedeutenden Person zuschieben wollte, und L'Isle des Hermaphrodites, nouvellement découverte, avec les moeurs, loix, coutumes et Ordonnances des Habitans d'icelle (quart S. l. et a. 16. S. l. 1612. 16. Colograd [Bruxelles] 1724. 8.), eine sehr seltene und anmüthige Schilderung der verderbten Sitten Heinrich's III. und seines Hofes. Endlich verdankt man noch dem Hefse Godefroy's ein Supplément à l'Histoire des Guerres de Flandre par Strada, contenant les Procès criminels des Comtes d'Egmont et de Horn. (Bruxelles 1729. 8. 2 Voll.) Er starb am 23. Febr. 1732 zu Lille. Verzeichnisse der Urkunden der Grafschaft Hennegau und der Rechnungskammer zu Lille von seiner Hand (Inventaire des titres du pays et comté de Hainaut, 2 Voll. fol. und Inventaire des titres de la Chambre des Comptes de Lille. fol.) werden auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt *).

(Ph. H. Kälb.)

GODEFROY (Jean Baptiste Achille), Sieur de Raillart, ein Sohn des vorhergehenden Jean Godefroy, im J. 1697 zu Lille geboren, folgte seinem Vater als Director der Archive der Rechnungskammer zu Lille, auf welche Stelle er schon im J. 1726 die Anwartschaft erhalten hatte. Er wurde auch im J. 1748 zum königlichen Commissair zur Regelung der Grenzen ernannt und starb im J. 1759 zu Lille. Er beschaffte sich ebenfalls mit der französischen Geschichte, seine Schriften blieben aber ungedruckt †).

(Ph. H. Kälb.)

GODEFROY (Denis-Joseph), Sieur de Raillart und de Hautpont, der Sohn des vorhergehenden J. B. Achille Godefroy, im J. 1740 zu Lille geboren, erhielt auch Rückicht für die Verdienste seiner Familie schon in seinem 19. Jahre die Anwartschaft auf die Stelle

*) Nicéron. Mémoires. Tom. XVII. p. 79. Biogr. universelle. Tom. XVII. p. 558. Biogr. générale. Tom. XX. p. 905.

†) Biographie générale. Tom. XX. p. 905.

seines Vaters und folgte ihm nicht nur als Director der Archive der Rechnungskammer, sondern auch als königlicher Commissair zur Regelung der Grenzen. Als Mitglied des im J. 1782 unter dem Präsidium des Siegelbewahrers und unter der Leitung des Historiographen Moreau zur Aufnahme der Archive sämtlicher Provinzen gebildeten Ausschusses entwarf er die systematischen Verzeichnisse der Urkunden von Flandern und Artois, welche großen Beifall fanden und von dem Ausschusse wegen ihrer Methode und Genauigkeit und wegen des reichen wissenschaftlichen Inhaltes als Muster aufgestellt wurden. Sie waren bereits zum Drucke vorbereitet, als durch den Ausbruch der Revolution der Ausschuss außer Thätigkeit gesetzt und auch die kostbaren Materialien, welche Godegron für eine Geschichte von Flandern gesammelt hatte, zerstreut wurden. Godegron wanderte aus, kehrte aber im J. 1800 nach Lille zurück, wo er im J. 1819 starb. Abschriften seiner Urkundenverzeichnisse befinden sich auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Sein Sohn Denis-Charles, Marquis Godegron de Menilgalle, im J. 1795 zu Frankfurt a. M. geboren, ist der jetzige Stammhalter der berühmten Familie. Er war während der Restauration Unterrichts- und hat sich gleich seinen Ahnen den historischen Studien zugewendet, wie seine gelungene neue Ausgabe der Chronik Lambert's von Ardres (*Chronique de Guines et d'Ardres; Textes latin et français en regard. Revue sur huit manuscrits, avec notes, cartes, glossaires et tables.* Paris 1855. 8.) beweist*).

(Ph. H. Kält.)

GODEGISEL (Godegiselus bei Gregor. Tur. II; 9), 1) König der Bandalen, um das Jahr 400 n. Chr. Nach aufreibenden Kämpfen gegen die Gothen im 4. Jahrh. blieben die Bandalen in Pannonien, welches sie besetzt hatten, mehrere Jahrzehnte hindurch verhältnismäßig ungestört und erreichten wieder eine bedeutende Volkszahl. In diese ruhiger Periode fällt ihre Christianisirung; wenn in dieser Hinsicht auf der einen Seite der Umstand, daß der Bischof Theophilus die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Nicäa unterzeichnete, dafür spricht, daß sie Katholiken geworden waren, so ist es auf der anderen Seite kaum zweifelhaft, daß sie im 5. Jahrh. größtentheils Arianer gewesen sein müssen. In wiefern aber dieser Religionswechsel dem Godegisel zuguschreiben sei, ist nicht zu bestimmen. Nach Procop. Vand. (I, 3) war es Nahrungsmangel, was die Bandalen und die ihnen benachbarten Alanen veranlaßte, auszuwandern. Stilicho hatte von der Rheingrenze die römischen Befestigungen nach Italien berufen und so konnten die Bandalen hoffen, mit Leichtigkeit in Gallien neue Wohnsitze zu erobern. Unter Godegisel's Führung traten sie den Zug nach Westen an. Daß sie nicht von Stilicho, wie Oros. VII, 40 und andere Schriftsteller jener Zeit meinen, zu diesem Zuge eingeladen worden sind, wird nicht nur durch die thatsächlichen Zeitverhältnisse (besonders durch die damit zusammenhängende Durchkreuzung der Pläne Stilicho's), sondern auch durch die entgegen-

stehenden Zeugnisse des Zosimos (V, 32) und Olympiodoros (in Phot. Biblioth. p. 178 ed. Hoeschel) dargelegt. Im J. 406 drang Godegisel nach Nordwesten vor und erreichte unterhalb Mainz fränkisches Gebiet. Ein fränkischer Herr schloß sich ihm hier entgegen und besiegte ihn in einer Schlacht, in welcher 20,000 Bandalen den Tod fanden; auch Godegisel fiel in derselben. Sein Herr wäre vernichtet worden, wenn nicht die Alanen sich mit denselben vereinigt und das weitere Vordringen nach Südgallien und Spanien ermöglicht hätten. Vergl. Marcus (L), Hist. des Wandalen p. 54 seq.

2) Sohn des Burgunderkönigs Guntich. Vergl. unter Gundobald. (Dr. H. Brandes.)

GODEGRAND oder Chrodegang¹⁾, Bischof von Metz, um das Jahr 712 im Hagedeng²⁾ in Brabant geboren, war der Sohn Sigarimm's, eines der vornehmsten und angesehensten fränkischen Edlen und Landtrados, welche nach freilich späteren und nicht sehr zuverlässigen Nachrichten eine Schwester Pipin's des Kleinen gewesen sein soll³⁾. Jedenfalls stand seine Familie dem königlichen Hause, wenn sie auch nicht mit demselben verwandt war, sehr nahe, wie schon daraus hervorgeht, daß Chrodegang, nachdem er seine erste Erziehung in der Abtei St. Tron und seine gelehrte Bildung ebenfalls und in Metz erhalten hatte, an den Hof Karl Martell's kam, um sich daselbst mit den zur Verwaltung des Staates gehörenden Geschäften vertraut zu machen. Er verfaßte die Stelle eines Referendars oder Kanzlers und wurde dann im J. 737 erster Minister des Königs. Gleich ausgezeichnet durch umfassende Kenntnisse, glänzende Beredsamkeit, seine Eitten und Schönheit der Gestalt, änderte er doch fast Nichts an der Lebensweise, an die er sich in dem Kloster gewöhnt hatte; er legte nie das schlichte Gewand ab und fuhr fort, seinen Leib durch Fasten, Wachen und andere Bußübungen abzuweiden; dabei konnte seine Wohlthätigkeit gegen die Armen keine Schranken und Wirren und Wästen durften stets seines Schutzes gewiß sein. Seine Tugenden und Verdienste fanden auch so allgemeine Anerkennung, daß man ihn, als der bischöfliche Sig von Metz durch den Tod Sigibald's erledigt wurde, zum Nachfolger desselben wählte, obgleich er zu dieser Zeit vermuthlich noch ein einfacher Laie war. Pipin, Karl's Nachfolger, gab aber seine Einwilligung zu der Wahl nur unter der Bedingung, daß der unentgeltlich geworbene Staatsmann sein bisheriges Amt auch ferner verwalten müsse und die Weishe fand dann am 1. Oct. 742 statt. Chrodegang versetzte die Pflichten seiner doppelten Würde auf das Beste mit einander zu vereinigen und neben der gewissenhaften Erfüllung derselben auch seinem frommen Sinne zu genügen. Nachdem er sich auf diese Weise während eines Zeitraumes von zehn

* 1) Der Name wird auch gewislen Troctegang und Kudogang geschrieben und in allen diesen Schreibarten noch auf mancherlei Weise variiert. Der Schreibart Chrodegang scheint die richtige zu sein.

2) Pagus Hasbaniensis, die heutige Grafschaft Hasbain. 3) Andere hielten sie für eine Tochter Karl Martell's, eine noch deutlicher ausweichende und der Chronologie widersprechende Angabe; vergl. Act. SS. Martii. Tom. I. p. 463.

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 906.

Jahren die Zufriedenheit und Hochachtung seines Oberrats und die Liebe des Volkes in gleich hohem Grade erworben hatte, erhielt er den Auftrag, sich nach Rom zu begeben und den von den Longobarden hart bedrängten Papst Stephan III. nach Frankreich einzuladen, um dieselbst bis zu einer besseren Wendung der Dinge ungestört leben zu können. Stephan folgte der Einladung und gelangte, von Ehrgeiz begleitet, glücklich über die Alpen nach Pont-sur-Yonne, von wo er sich nach einer Unterredung mit Pipin in das Kloster St. Denis wendete; Ehrgeiz aber, welchem der Papst unterdessen zur Anerkennung seiner Verdienste und Bemühungen das Pallium und die erzbischöfliche Würde verliehen hatte, warnte im J. 754 zum Longobardenkönig Aistulf gehend, um ihn zu bewegen, die Feindseligkeiten gegen die Stadt Rom zu unterlassen, die dem Papste entziffenen Verfügungen zurückzugeben und den Römern seine irden Gesetzen widerstrebende Gebräuche aufzudrängen; er fand jedoch an Aistulf einen unbegierigen Fürsten und mußte ihn verlassen, ohne einen Erfolg seiner eindringlichen Vorstellungen hoffen zu dürfen. Nach seiner Heimkehr wandte er seine ganze Aufmerksamkeit der sehr im Augen liegenden Kirchenwacht zu und suchte vor Allem diese in seinem Bisthume wiederherzustellen, was er am besten dadurch bewirken zu können glaubte, daß er die Geistlichen seiner Kathedrale zu einer religiösen Gesellschaft vereinigte und ihnen eine von ihm zu diesem Zwecke verfaßte Regel vorles, nach welcher sie leben sollten. Man findet schon im 6. und 7. Jahrh. Spuren dieser Einrichtung, denn die aus dem sich immer mehr verbreitenden und aufblühenden Benedictinerorden hervorgegangenen zahlreichen Bischöfe trugen aus Vorliebe für ihre frühere Lebensweise an, unter ihrer Geistlichkeit eine Art des gemeinschaftlichen Lebens einzuführen, welches darin bestand, daß sie zwar einzeln in ihren Privathäusern wohnten, aber sich öfter versammelten, gemeinschaftliche Tische hielten, mit dem Bischofe den Gottesdienst in der Hauptkirche versahen und an den wichtigsten Angelegenheiten der Diocese Theil nahmen. Sie hießen Kanoniker (canonici), entweder weil sie nach der von den Kirchengelehrten (canones) vorgeschriebenen Weise lebten oder weil sie in das Verzeichniß (canon) der zu der Kathedrale gehörenden Geistlichkeit eingeschrieben waren. Dieses gemeinschaftliche Leben nun suchte Ehrgeiz nach der Mönchsverfassung zu formen und einzurichten. Er baute ein geräumiges, einem Kloster ähnliches Haus (domus), worin alle zusammen wohnten, wirkten, beteten und schlafen mußten und aus welchem sich Keiner ohne Erlaubnis entfernen durfte. Zu gewissen Zeiten versammelten sie sich in einer Stube, worin ein Capitel aus der heiligen Schrift oder den Werken der Kirchenväter vorgelesen wurde¹⁾. Die Regel, welche Ehrgeiz ihnen vorles, ist im Allgemeinen die des heiligen Benedict mit Auslassung der nur für Mönche tauglichen Bestimmungen und mit Zusätzen, welche auf

die Obliegenheiten der Kanoniker berechnet waren. Das Oberhaupt der Genossenschaft war der Bischof und ihm allein stand es zu, neue Mitglieder aufzunehmen. Der neuen Aufgenommene mußte die Verwaltung seines Vermögens und Besitzthums der Genossenschaft übertragen, zog aber die Auspziehung und behielt das Eigenthumrecht. Nach seinem Tode fiel die eine Hälfte der Hinterlassenschaft an die Kirche und die andere an die Armen des Sprengels. Dem Bischofe zunächst stand der Archidiacon, welcher auch in Abwesenheit desselben die Geschäfte besorgte; er hatte zugleich die Oberaufsicht über die einzelnen Mitglieder, ordnete den Gottesdienst und die inneren Einrichtungen und ermahnte und bestrafte die Genossen, welche gegen die Regel fehlten. Jeder mußte zweimal im Jahre, nämlich beim Anfange der Fasten vor Oftern und vom halben August bis zum 1. Nov. dem Bischofe seine Sünden bekennen; wer in dieser Beichte aus Eurch oder Eigennutz²⁾ eine Sünde verschwie, um sie einem anderen Priester zu beichten, wurde, wenn diese Lüge entdeckt wurde, schwer, ja sogar tödtlich bestraft, das Abendmahl mußten alle jeden Sonntag empfangen. Die Tagesordnung war streng und unabänderlich vorgeschrieben; am frühen Morgen erhoben sie sich von ihrem Lager, um der Messe beizuwohnen und nach der Prim, welche an Vortagen gebetet und des Sonntags gesungen wurde, versammelten sie sich in der Capitelsstube, um ein Stück aus der Regel oder auch irgend eine erbauliche Gemüthe anzuhören; darauf nahmen sie des Sonntags Antheil an dem öffentlichen Gottesdienste und an den übrigen Tagen beschäftigten sie sich mit dem Abschreiben der ihnen nöthigen Bücher und mit Handarbeiten jeder Art. Darauf begaben sie sich zur Mittagsstunde in den Speisesaal, wo sie sich an sieben Tischen, je nach ihrem geistlichen Range, niederließen. Die Speisen waren sehr einfach und je zwei erhielten ein Gericht Fleisch und eine Schüssel Gemüße oder Brei, an Fasttagen aber nur Gemüße und Käsestücken oder Hüllensfrüchte oder auch Fische, der Bischof konnte jedoch den Genuß des Fleisches an Fasttagen und sogar am Charfreitage erlauben. Die Priester und Diakone bekamen des Mittags drei und des Abends zwei Becher Wein, die Uebrigen nach Verhältnis weniger; war der Wein nicht gerathen oder theuer, so mußten sich Alle mit Bier begnügen. Ein Kellermeister (cellarius) führte die Aufsicht über Küche und Keller und sorgte für die Herbeischaffung und Aufbewahrung der Früchte und des Weins, sowie für die Reinhaltung des Küchengefäßes; die Versorgung der Küche wechselte wöchentlich unter den Kanonikern und nur die Altersschwachen waren ausgenommen. Der Nachmittag ging wieder mit mancherlei Beschäftigungen und mit frommen Uebungen verüber bis zum Abendgottesdienste, nach welchem sich jeder auf sein Zimmer begab und das strengste

1) Aus diesen Einrichtungen erklären sich die Anordnungen Dom, Tomcapitel, Capitelsstube, Capitular, Tomcapitular u. s. w.

5) Quia timeat, ut removeat eum episcopus de gradu, et si adhuc in gradu non est, non accedat ad gradum, Si episcopus hoc per quodlibet ingenium investigare potuerit et adprobatum ei fuerit, corporalem disciplinam et carcerem patietur. Cap. 14. Wie trägt sich diese Vorschrift mit den katholischen Ansichten den dem Reichthum?

Stillschweigen beobachtete, so daß seine Stimme nicht einmal aus dem anstossenden Zimmer seines Nachbarn gehört wurde; zugleich wurden die Thüren des Hauses von dem Wächter sorgfältig geschlossen und die Schlüssel an den Wächter abgeliefert, ohne dessen besondere Erlaubniß überhaupt weder Ausgang noch Eingang gestattet war. Bald darauf kamen sie wieder in dem Schlafsaal zusammen, wo jedoch jeder sein eigenes Bett hatte. Die Bettstellen der jüngeren standen zwischen denen der alten, damit diese bemerken konnten, was jene thaten. Die Kleidung aller Genossen war völlig gleich und bestand aus einem Oberkleide (einer sogenannten Kappe), einem Unterleide, einem Hemde (Kamistle), Socken und falschedernen Schuhen; die älteren erhielten jährlich neue Oberkleider, die jüngeren mußten sich mit den abgelegten begnügen. Verhöre oder Verbrechen gegen die Regel wurden nach der Größe des Vergehens und nach dem Range der sündigenden Person bestraft. Zuerst wurde der Schuldige von dem Bischofe unter vier Augen ermahnt und gewarnt, blieb dies ohne Erfolg, so fand eine Zurechtweisung in Gegenwart der anderen Genossen statt, befierte er sich auch dann noch nicht, so erhielt er während einer bestimmten Zeit als Exile nur Wasser und Brod und blieb ebenso lange von dem Tische und Chöre der Uebrigen ausgeschlossen; brachte auch diese Strafe seine Besserung hervor, so schritt man zur körperlichen Züchtigung; half auch diese Nichts, so wurde er aus der Genossenschaft entfernt. Diese Vorschriften Chrodegang's, welche anfänglich nur für die Kanoniker an der Kathedrale von Metz bestimmt waren, fanden großen Beifall und wurden bald weiter verbreitet, gelangten aber erst durch die Vermählung Ludwig's des Frommen in einer mehr für jeden Ort berechneten und im J. 818 gesetzlich sanctionirten Fassung zu allgemeinem Ansehen und ihre Einführung in allen Bisthümern wurde beschlossen; bereits im 10. und 11. Jahrh. jedoch gefiel den Capitularen das strenge Mönchsleben nicht mehr; sie fingen wieder an, ihre eigenen Wohnungen zu beziehen und nannten sich nicht mehr Genossen oder Brüder, sondern Domherren. Chrodegang's Regel (Regula) wurde zuerst von Rabbi (in seiner Conciliensammlung Tom. VII. p. 144 seq.) bekannt gemacht und ging dann in die späteren Conciliensammlungen von Harduin, Coletus und Ruffin und in andere die kirchlichen Disciplinen betreffende Sammelwerke über. Die Regel, welche Luc. d'Achery (in sei-

nem Spicilegium Tom. I. p. 205 seq. Ed. nov. Tom. I. p. 565) und nach ihm Jos. Hartzheim (in den Concilia Germaniae. Tom. I. p. 96 seq.) als das Werk Chrodegang's herausgegeben haben, ist eine spätere Uebersetzung derselben, welche das zunächst auf die Kirche von Metz Bisthümliche hinwegließ und andere, besonders von dem Concilium zu Aachen (817) herrührende Bestimmungen hinzusetzte; auch gegen die Echtheit eines angeblich zu Chrodegang's Regel gehörenden Epilog, welchen Ang. Mai (in der Collectio Scriptorum veterum nova. Tom. VI. p. II. Romae 1832. 4. p. 127) herausgab, dürften gegründete Zweifel zu erheben sein. — Schon aus dem eifrigen Bestreben Chrodegang's, die Kanoniker in einem gemeinsamen Leben zu bewegen, läßt sich seine Vorliebe für die künstlerischen Einrichtungen abnehmen, er bewährte sie auch dadurch, daß er drei der Regel des heiligen Benedikt unterworfenen Klöster stiftete und sie mit reichen Einkünften versah, nämlich das später durch seine Schule so berühmte gewordene Kloster Gorze), das Kloster St. Peter (oder St. Hilarius), welches der Stadt Saint Avold ihren Ursprung gab, beide in der Diöcese von Metz, und die Abtei Verch bei Worms. Im J. 755 führte er den Vorstoß auf der Synode zu Aitzing an der Aisne, auf welcher außer anderen Beschlüssen auch unter den anwesenden Bischöfen die kirchlichen Gebete und Feiertage bestimmt wurden, welche bei dem Tode eines jeden von ihnen verrichtet werden sollten. Chrodegang war der erste, bei welchem diese Bestimmungen in Anwendung kamen, denn er starb bereits am 6. März 766 und wurde nach der Vorlesung seines Testaments in dem Kloster zu Gorze begraben. Die Kirche ehrt sein Andenken an seinem Todestage. Er soll außer seiner Regel auch noch andere Schriften verfaßt haben, bis jetzt ist aber keine derselben bekannt geworden⁹⁾. Wir besitzen eine alte Biographie Chrodegang's, als deren Verfasser Johann, Abt von C. (960—973), anzunehmen sein dürfte; sie enthält das Nichts, was wir nicht aus anderen noch vorhandenen Quellen wüßten und ist nur eine langweilige moralisirende Paraphrase der von Paul Warnefrid (in seiner Geschichte der Bischöfe von Metz), sowie von den Verfassern der Gesta pontificum Romanorum und einiger Heiligenlegenden mitgetheilten Nachrichten¹⁰⁾. Sie wurde nach der einzigen noch vorhandenen, dem 11. Jahrh. angehörenden, aber unvollständigen Handschrift zuerst von Joh.

6) Die Kanoniker durften sich übrigens auch an dem Gottesdienste in andern Kirchen theilnehmen, und was ihnen für eine Rasse oder für das Ansehen der Kirche oder für den Besuch eines Kranken geben wurde, annehmen und darüber nach Belieben verfügen; eine Bestimmung, welche als eine der ersten Spuren dieser später allgemein gewordenen Societät und Gebührens führt. 7) Ueber die Kanoniker, das gemeinschaftliche Leben derselben, die Regel Chrodegang's und die Modificationen derselben findet man Näheres in Mai. Jos. Binterim's Denkwürdigkeiten der christlichen Kirche. 3. Bd. I. Th. (Mainz 1838. 8.) S. 317 fg. 8) Auch in Le Gointe's Annales ecclesiast. ad ann. 757 (Tom. V. p. 567). Unvollständige Fragmente nebst Erläuterungen geben Binterim in seiner Histoire ecclésiastique liv. XLIII. (Tom. IX. p. 37) und Binterim a. a. D. S. 323 fg.

9) Das von ihm angegebene, auf dem Concilium zu Eaffons (757) bestrittene Privileg für dieses Kloster (Privilegium pro Constanti Abbati) nebst der Stiftungsurkunde findet man in den Conciliensammlungen und bei Le Gointe a. a. D., auch bei Marini, Histoire des évêques de l'église de Metz. (Metz 1634. fol.) Beide scheinen aber in ihrer aus uns gekommenen Fassung nicht echt zu sein, da die Zeitbestimmung nicht die zu jener Zeit gebräuchliche ist. 10) Vergl. über Chrodegang's Leben und Schriften Act. SS. Martii. Tom. I. p. 452 seq. Histoire littéraire de la France. Tom. IV. p. 128 seq. Biographie universelle. Tom. VII. p. 492 seq. Joh. Chr. Fel. Auzer, Geschichte der römischen Literatur im kirchlichen Zeitalter (Leipzig 1840. 8.) S. 297 fg. 11) Vergl. W. S. Papp. Ueber die Vita Chrodegangi in den Abhandlungen der Berliner Akademie. 1852. S. 507.

Georg von Ekhart (in den *Commentarii de rebus Franciae orientalis*. Tom. I. p. 912—936) und mit einigen Verbesserungen von G. F. Perz (in den *Monumenta Germaniae historica Scriptt.* Tom. X. p. 552—572) herausgegeben. (Ph. H. Kälb.)

GODEGRAND oder **Chrodegang**, Bischof von Seez, stammte aus einer sehr vornehmen Familie, nach Einigen sogar aus dem Geschlechte der fränkischen Könige und wurde am Anfange des 8. Jahrh. zu Erms, einem in der Normandie an der Dive nicht weit von Seez liegenden Marktflecken, geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er längere Zeit als Priester an der Kirche von Seez gewirkt hatte, um das Jahr 756 zum Bischofe dieser Stadt erwählt. Er hatte schon lange den Wunsch gehegt, eine Pilgerfahrt nach Rom zu den Gräbern der Apostel zu unternehmen und übergab deshalb die Verwaltung seines Bisthums Godebert, dem Vorfichte von Erms, einem seiner Verwandten, der sich sein Vertrauen zu erschleichen gewußt hatte, nach der Abreise des Bischofs aber die Diöcesanen auf eine schonungslose Weise quälte, die Einkünfte des Bisthums vergeudete und sich endlich selbst zum Bischofe weihen ließ. Als Godegrand nach einer Abwesenheit von sieben Jahren wieder zurückkam, überließ er ihm zwar scheinbar die usurpirte Würde, beichtete aber, ihn aus dem Wege zu räumen und ließ ihn bald darauf (um das Jahr 770), als er von einem Besuche bei einer Abtverwandten in dem Kloster Almenesches zurückkehrte, bei Monant ermorden. Godegrand's Schwester Dportuna, Abtissin zu Montreuil, welche ebenfalls als Heilige verehrt wird, brachte den Leichnam nach dem erwähnten Kloster, in welchem er auch begraben wurde. Die Kirche ehrt sein Andenken am 3. Sept. Eine von Gerard, Bischof von Tours (855—870), verfaßte, kurze und unbedeutende Biographie Godegrand's hat J. Stilling den Act. SS. Septembris Tom. I. p. 763 seq. herausgegeben und erläutert. (Ph. H. Kälb.)

GODEHARD (oder **Gothard**), Bischof von Hildesheim, im J. 960¹⁾ zu Reichersdorf unweit der Abtei Kloster-Altaich in Baiern geboren, war der Sohn Ratmund's, eines Dienstmannes der Abtei, worin der strebsame Knabe unter der Leitung des Priesters Udalgis, eines sehr gebildeten und einflussvollen Lehrers, aus dessen Schule noch mehrere andere berühmte Männer jener Zeit hervorgingen, seinen ersten Unterricht erhielt. Er wurde bald der Lieblichkeits seines Lehrers, da er sich durch Gehorsamkeit, Fleiß, Frömmigkeit und Enthaltensamkeit vor allen seinen Mitschülern auszeichnete und alle Reizung, welche diese nach Knabenart Werten, Reizung und überflüssigem Kleiderprunk zuwandten, unausgesetzt lesend, singend oder schreibend, dem göttlichen Dienste widmete. Ganz besonders aber fühlte er sich von dem Leben und den Thaten der heiligen Väter angezogen, so daß er

häufig ganze Tage ohne körperliche Erquickung mit fortgesetztem Lesen zubrachte. Als er eines Tages aus von den Wundern der Einsiedler las und wie diese Vaterland, Weltern, Reichthümer und Vergnügungen verließen und in Hoffnung künftigen Lohnes sich von der Welt zurückzogen, fühlte er in sich ein unwiderstehliches Verlangen, ihnen nachzuahmen und betrat eine seiner Altersgenossen, mit ihm heimlich das Kloster zu verlassen und eine Einside aufzusuchen. Durch seine unvermuthete Entfernung gekränkt, durchstreifen seine Väter und Verwandten Gebirge und Wald und fanden endlich beide Knaben in einer Bergsamkeit, wo sie eifrig betend und Psalmen singend bereits zehn Tage ihr Leben von Baumblättern, Wurzeln und Kräutern kümmerlich gestiftet hatten. Trotz seines Widerstrebens gezwungen, in das Kloster zurückzutreten, widmete er sich hier mit erneuertem Eifer den Studien und wandte der Kunst zu schreiben eine besondere Sorgfalt zu. So brachte er schon in seiner Jugend eine große Zahl theologischer und philosophischer Bücher zusammen und schrieb eine Bibel von wunderbarer Schönheit, zu welcher er sogar das Vergemint zurichtete und die man noch lange zu Altaich bewahrte. Als um diese Zeit der Erzbischof Friedericus von Salzburg einmal das unter seiner Obhut stehende Kloster besuchte und bei der Nachfrage über die Keuschheit der Mönche so viel Kühnliches von Godehard hörte, führte er ihn mit sich und ließ sich von ihm auf einer Reise nach Italien begleiten, um ihn genauer kennen zu lernen. Da der Jüngling sich in jeder Beziehung nach seinen Kräften brauchbar zeigte und besonders als Schreiber nützliche Dienste leistete, so wählte ihn der Erzbischof nach seiner Heimkehr zum Subdiacon und übergab ihn Rudfried, einem angesehenen Lehrer zu Salzburg, zum Unterrichte in den Künsten und Wissenschaften. Godehard übertraf bald alle seine Mitschüler an Gelehrsamkeit und eilte, als seine Ausbildung Nichts mehr zu wünschen übrig ließ, mit Erlaubnis seines Gönners nach Altaich zurück, wo er, nachdem er das geistliche Alter erreicht hatte (um das Jahr 985), von dem Bischofe Willigim von Passau zum Diakon geweiht und zum Probst der Abtei bestimmt wurde. Als bald darauf (um das Jahr 990) der Herzog Heinrich von Baiern sich auf den Rath frommer Männer entschloß, das Stift in ein Mönchskloster nach der Regel des heiligen Benedict zu verwandeln und Erlaubniß, einen ausgezeichneten Mann aus Schwaben, dahin als Abt berief, wurde den Bewohnern freie Wahl gelassen, entweder Mönche zu werden oder zu gehen, wohin sie wollten. Von den Reigen dieser Welt umstrickt, suchten sich Anfangs alle gemeinschaftlich zu widersetzen, wurden aber einer wie der andere aus dem Kloster ausgewiesen und zogen in die Welt, wohin jeder konnte und wollte; nur der Probst blieb zurück, übertraf, obgleich er noch ein Jüngling war, Alle an Frömmigkeit und an Weisheit und legte am 21. Dec. 990 das Mönchsgelübde ab. Von Erlangen, der seine in die größte Beidenheit gehaltenen Vorzüge alsbald entdeckte, zum Prior ernannt und bei allen Anordnungen zu Rathe gezogen, befaßte er sich auf das Eifrigste mit

1) Nicht im J. 965, wie Andere annehmen, denn Godehard hand noch seiner eignen Angabe im 21. Lebensjahre, als er am 21. Dec. 990 sein Klostergeleube ablegte. Wölher, Vita altera Godehardi c. 6.

den Angelegenheiten des Klosters und ließ die nur für Kanoniker angemessenen Gebäude niederreißen und andere den Bedürfnissen der Mönche vollkommen entsprechende dafür aufbauen. Sich selbst machte er Küchernerbeit und Enthaltensamkeit so sehr zu eigen, daß er nicht nur unerlaubte, sondern sogar erlaubte Speisen und Getränke seinem Körper häufig verweigerte und mit Wasser und Brod sich begnügte. Nachdem er sich auf diese Weise zum Empfang der Priesterweihe vorbereitet hatte, wurde er im J. 991 von dem Bischofe Wolfgang von Regensburg mit dieser Würde besetzt. In Altaich wollte inebem das kaiserliche Leben nicht recht gedeihen; den meisten Mönchen behagte die löstige Zucht nicht, sie setzten sich deshalb nach dem Tode des Herzogs Heinrich (995), bei dessen Lebzeiten sie sich auf Fürst zu seiner ehrfurchtgebietenden Strenge nicht öffentlich auszusprechen wagten, mit den früheren Kanonikern, die über ihre Ausklopfung heftig erbittert waren, in Verbindung, erschlichen vor dem jungen Herzoge Heinrich mit Klagen und Beschuldigungen gegen Erzbischof und ließen nicht von ihren läghafsten Einküsterungen ab, bis der Herzog anß Höchste gegen den Abt aufgebracht war und ihn ohne irgend eine gegründete Ursache seiner Würde entsetzte. Darauf beschloß er, Godehard, den er als vertrauten Freund seines Vaters kannte und von dessen strenger Lebensweise das Zeugniß der angesehenen Männer und seine eigene Wahrnehmung ihm überzeugt hatten, auf die Witten der Genossenschaft und auf den Rath der zu einer Belsprechung nach Regensburg berufenen bedeutendsten Männer der Provinz zu dieser Würde zu erheben, Godehard aber, von dem Unrath, welches Erzbischof widerfuhr, überzeugt, weigerte sich entschieden, die ihm jugendliche Würde anzunehmen und konnte erst, nachdem Erzbischof seine Wiedereinküsterung abgelehnt und freiwillig seinem Amte entzagt hatte, durch den ausdrücklichen Befehl der Bischöfe bewegen werden, dem Wunsche des Herzogs zu entsprechen und sich am 27. Dec. 996 zu Kateshofen, wohin er mit dem Herzoge zur Feier des Weihnachstestes gegangen war, von dem Bischofe Christian von Passau zum Abte weihen zu lassen. Nachdem er das lange abgelehnte Amt übernommen hatte, war er auch eifrig bedacht, die Pflichten desselben zu erfüllen; vor Allem aber stellte er, was in den verfloßenen zwei Jahren durch den Mangel eines Oberhauptes durch Nachlässigkeit Schaben gelitten hatte und insbesondere die Kirche und die übrigen Gebäude, wieder her und ersetzte den Brüdern reichlich, was ihnen an Kleidern und Nahrung entzogen worden war. Da er wußte, daß der Ort, wo das Kloster lag, häufig durch das plötzliche Anschwellen der Donau von Ueberfluthungen zu leiden hatte und man dort zu solchen Zeiten die Leiden entweder gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit bekaffen konnte, begann er auf einem östlich vom Kloster im Walde am Ufer der Schwarzau liegenden Berge, Helmgereberg genannt, den Bau einer mit einer festen Zug verbundenen Kapelle zu Ehren der heiligen Maria, legte ringum Weinberge, Obstplantagen, Gärten und Fischteiche an und versammelte dort

eine Genossenschaft von Kanonikern, welchen er eine ihm gutdünkende Lebensweise vorschrieb. Auf gleiche Weise suchte er andere Stellen der noch mit düdtem Walde bedeckten Gegend für die Cultnr zu gewinnen. So hatte Godehard bereits acht Jahre mit großem Erfolge gewirkt, als der Abt Bernhard von Hersfeld in Hessen, ein Mann, welcher sich in seinem Alter wenig um das ihm anvertraute Kloster bekümmert hatte, (im J. 1005) starb. Da die Mönche schon lange ihrer Regel nicht mehr folgten und ein üppiges Leben führten, so wurde Godehard von dem Kaiser Heinrich II. und dem Erzbischofe Willigis von Mainz ausgerufen, auch hier wieder die nöthige Zucht herzustellen. Er griff das Uebel sogleich an der Wurzel an und stellte es den Mönchen frei, entweder der Regel des heiligen Benedict zu folgen oder sich aus dem Kloster zu entfernen. Nur zwei oder drei blieben, die übrigen, etwa 50 an der Zahl, zerstreuten sich, da sie die gewohnte Lebensweise nicht aufgeben wollten, nach allen Seiten hin; da sie aber nirgend einen Zufluchtsort fanden, lebten sie einzeln nach längerer oder kürzerer Zeit jurüd und unterwarfen sich der Vorkrist, sobald nach Ablauf der sieben Jahre, während welcher er dem Kloster vorstand, nur noch drei fehlten. Während seiner Verwaltung stellte Godehard die verfallenen Klostergebäude wieder her, vollendete ein von seinem Vorgänger zu Ehren des Hofsärfürsten Petrus begonnenes Kloster jenseits der Zubra und versammelte dort eine Genossenschaft von Geistlichen, welche er mit allem Nöthigen hinreichend versah. Auf den verschiedenen Höfen der Abtei errichtete er mehre Getreidshäuser und andere schöne Gebäude und erhob so in kurzer Zeit durch seine Weisheit und Sorgfalt das Kloster zur höchsten Stufe der Freiheit und Ehre. In diese Zeit fällt auch die von ihm betriebene Befestigung Günther's, eines Thüringer aus von vornehmer Herkunft, welcher seine Jugendjahre in Auskweifungen verbrachte. Von Genossenshöfen getrieben nahm er zu Godehard seine Zuflucht, schenkte seine Güter dem Kloster Hersfeld und ward als Laienbruder in Altaich eingeführt. Später bekam er, nachdem er eine Pilgerreise nach Rom unternommen hatte, das Ordenskleid und lebte 37 Jahre in einer Einside des Böhmerwaldes, von wo aus er als Bussprediger nach verschiedenen Gegenden Teutschlands, sowie auch durch Böhmen und Ungarn zog und obgleich er aller gelehrten Bildung entbehre, durch seine Predigten die Zuhörer zu Thränen zu rühren wußte. Unter dessen war Godehard der Auftrag geworden, auch in dem Kloster Tegersee in der Diöcese Freisingen die vernachlässigte Ordnung wieder herzustellen; er unterzog sich bereitwillig dieser schwierigen Aufgabe mit ebenso großem Eifer als Erfolge; daß er aber in der Abt Ansmünster im Bisthume Passau eine ähnliche Umgestaltung vorgenommen habe, scheint auf einer unbegründeten Sage zu beruhen. Gewiß ist, daß die vielenfachen Verdienste, welchen er sich in seiner Stellung unterziehen mußte, ihm allmählig zur Last wurden, da sie ihn in seinen frommen Uebungen hinderten, welche ihm mehr als alle weltlichen Dinge am Herzen lagen. Er stellte deshalb dem Kaiser vor, daß er mit der Leitung der Abtei zu Altaich hin-

länglich zufrieden sei und er der Verwaltung der übrigen Klöster entziehen zu werden wünsche. Nachdem seine Bitte endlich auf wiederholtes dringendes Verlangen gewährt und die Leitung der Klöster Hersfeld und Tegernsee denwürbigen Prioraten übergeben worden war, zog sich Godehard nach Altluß zurück, um sich abschließend der Ehre Gottes und dem Wohle seiner Heerde zu widmen und blieb dort neun Jahre, während welcher er sich nur zuweilen an den Hof begab, da seine Begleitung und Unterhaltung dem Kaiser stets willkommen waren. Als er auch im J. 1022 den Kaiser auf einer Reise von Bamberg nach Sachsen begleitete und mit demselben einige Zeit zu Grona (Grona bei Göttingen) verweilte, ließ die Nachricht von dem Tode des durch seine Frömmigkeit, seine Gelehrsamkeit und seinen Kunstsinne weit und breit berühmten Bischofs Bernward von Hildesheim ein und sogleich wurde auf den Rath des Kaisers durch die einstimmige Wahl der Geistlichkeit und des Volkes Godehard zum Nachfolger Bernward's erhoben; seine Weihe fand am 2. Dec. desselben Jahres zu Grona durch den Erzbischof Aribio von Mainz statt und betriff am 5. Dec. hielt er unter großem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Hildesheim. Aber schon am Tage seiner Weihe sollten ihm die Unannehmlichkeiten des übertragene Amtes klar werden, indem Aribio einen schon lange zwischen den Würdenträgern von Mainz und Hildesheim schwelenden Streit über den Besitz des Klosters Gandersheim in einer so kränkenden Weise wieder anregte, daß der Kaiser ihm Rührung und Ruhe gebieten mußte. Nach dem Tode des Kaisers Otto III. (1024), bei welchem Godehard in großer Gnade stand, entbannete der Zwist von Neuem und der Kaiser Konrad II. mußte während seiner Anwesenheit zu Goslar (1025) beiden Bischöfen die Ausübung ihrer bischöflichen Rechte in Gandersheim bis zur Entscheidung des Streites durch eine alsbald zu veranlassende Synode untersagen. Als aber dennoch Godehard während der Anwesenheit des Kaisers zu Gandersheim die Messe am Hauptaltare der Kirche feiern zu dürfen glaubte, erschien Aribio und vertrieb ihn mit heftigen Schmähreden, wodurch er den Kaiser und die anwesenden Bischöfe so sehr erzürnte, daß bald nachher auf einer Versammlung zu Grona das Recht des Bischofs von Hildesheim über Gandersheim so lange anerkannt wurde, bis eine allgemeine Synode eine endgültige Entscheidung fällen würde. Auf zwei Synoden, zu Seligenstadt (1026) und zu Frankfurt (1027), welchen noch viele von beiden Bischöfen veranlaßte ärgerliche Auftritte vorausgingen, konnte aber der Streit ebenso wenig zu Ende geführt werden und erst auf einer Versammlung zu Wölbe (1029) wurde er von dem Kaiser und den übrigen Fürsten dahin entschieden, daß Godehard das gandersheimer Kloster ehrenhalber verbleiben, um des Friedens willen aber eine Vertheilung der unliegsamen Dispositionen zwischen den beiden Bischöfen vorgenommen werden sollte. Im folgenden Jahre (1030) schenkte sich diese auf einem Hofstage zu Werburg aus und Aribio soll nicht nur das Recht Godehard's anerkannt, sondern auch diesen um Verzeihung gebeten und ihm Ganders-

heim nebst allem dazu gehörenden Gebiete überlassen haben¹⁾. Der Bischof verbrachte übrigens während dieses Streites, der einen großen Theil seiner Zeit und seine ganze Aufmerksamkeit für die Wahrung der ihm zuhebenden Rechte in Anspruch nahm, in seiner Weise die übrigen Pflichten seines Amtes und entwickelte nach allen Seiten hin eine rastlose Thätigkeit. Schon im ersten Jahre nach seiner Weihe begann er an der Südseite des Domes an der Stelle einer ihres Alters wegen abgetragenen Kirche den Bau eines neuen herrlichen Münsters, welches er im J. 1026 einweichte und bei welchem er eine Schule errichtete, für die er während seines ganzen Lebens die größte Sorgfalt trug. Ueberhaupt widmete er dem Schulwesen und der Erziehung der Jugend eine zu jener Zeit seltene Aufmerksamkeit und schickte talentvolle Jünglinge nach allen Seiten hin in berühmte Anstalten, um sie in den Wissenschaften und Künsten gründlich unterrichten zu lassen²⁾, denn er verlangte von den Geistlichen, daß sie wenigstens im Lesen, Dictiren und Schreiben geübt waren und suchte es dahin zu bringen, daß sie sich auch mit der Musik und Malerei beschäftigten. Er selbst fand großes Vergnügen an der Ausübung dieser Künste, sowie an der geschmackvollen Ausschmückung der Altäre, der Westbächer und der zur Aufwahrung kirchlicher Geräthschaften bestimmten Kisten, wozu er sich Steinern von weißer, schwarzer, rother oder bunter Farbe bediente, die er allenthalben einsammeln ließ und so geschickt zu bearbeiten und zu glätten wußte, daß sie Edelsteinen täuschend ähnlich waren³⁾. Von seinem Kunstsinne zeugen jetzt noch die prächtigen Thürme und Portale mehrerer der von ihm erbauten und jetzt noch vorhandenen Kirchen seiner Diocese. Auch zur Verschönerung und Befestigung von Hildesheim trug er nach Kräften bei; so erbaute er auf einem im östlichen Theile der Stadt liegenden Sumpfe, von einer dort riesenden Salzaquelle Kälse genannt, wo nach dem Volksglauben Gespenster hausten und die Vorübergehenden erschreckten, eine Burg und eine andere im westlichen Theile der Stadt auf dem Sipfel eines schönen

¹⁾ Der Streit zwischen den Bischöfen von Mainz und Hildesheim begann übrigens bald von Neuem, auch schritt eine Veränderung des Gebietes von Gandersheim fortgeschritten zu haben. Einzigstei, welcher sich der Bischof Aribio von Hildesheim in das Besitzthum des Klosters erlauben wollte, führte endlich zu einem Prozeß vor dem päpstlichen Stuhle, welcher (1028) den Zweifelsfall dadurch entgalt, daß er das Kloster für frei und unantastbar erklärte. Nach der Information wurde bekanntlich das Kloster ein säkularisiert weltlich-inhabendes Stift, dessen Aribio ein freier Stand des Klosters war und auf der rheinischen Weltaltarbau Sig nach Stimme hatte. ²⁾ Juvenis quoquo et pueros, quos inibi bonae indolis et sapidos invenit, per diversa scholarum studia circumquosque dispersit, quorum certe potius servime variam ac multiplicem sacra ecclesiae utilitatem in lectione, scriptura et pictura ac plurali honestiori clericali officii disciplina conquisit. Vet. secund. c. 4. §. 23. ³⁾ Constatuendo namque dilecto nostro Pontifici fuit, ut puerulos vel cilius pauperes validiores ascepius per plateas vel per decussas pistrinum forent ageret, qui sibi lapillos minutos quosdam nivos coloris vel nigri vel rubri lateris vel varii deferrent, quos ipso eliminatos et politos varisque collisione vel consecratione in similitudinem pretiosorum lapidum reductos aut in altariis aut libris aut in capsis honeste collocavit. Ibid. c. 7. §. 52.

suchte schon in seiner Jugend und noch bei Lebzeiten seines Gebietes und Wohlthäters dessen Leben zu beschreiben, ließ aber diesen ersten Versuch unvollendet und gestaltete ihn nach dem Tode des Bischofs zu einem neuen Werke um. Die früher unbekante, viel Eigenthümliches enthaltende erste Biographie, welche bis zum Jahre 1035 reicht, hat zuerst nach der zu Wien aufbewahrten Handschrift des Verfassers G. H. Verc (in den Monumenta Germaniae historica. Scripta. Tom. XI. p. 167 seq.) mitgetheilt, die zweite umgearbeitet und abgekürzt, aber durch die Schilderung der letzten Lebensjahre Godehard's ergänzte Biographie ist öfter herausgegeben, zuerst einzeln in einem schlechten Abdrucke (Lipsiae 1518. 4.), sodann von Christ. Brewer (in den Sidera illustr. viror. Germaniae. Mogunt. 1616. 4.), von Laur. Surius (in seiner Legendenammlung unter dem 4. Mai), besser von Gottfr. Henrich (in den Act. SS. Antverp. Maji Tom. I. p. 501 seq.), von J. Mabillon (Act. SS. Ord. S. Benedicti. Saec. VI. P. I. p. 395 seq.), von G. Leibniz (Scripta. rer. Brunsvic. Tom. I. p. 182 seq.) und am besten von G. H. Verc (l. c. p. 192 seq.). Eine gute deutsche Uebersetzung der ersten Biographie lieferte Herr. Häuffer (Berlin 1858. 8.). (Ph. H. Kalk.)

GODELBERT, theologischer Schriftsteller der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er aus Britannien stammte und Priester zu Rom war. Er brachte die Gesandtschaft des alten Inkamentes und die allegorischen Deutungen derselben in Verse und zwar, wie Sigebert von Gemblour (De script. ecclesiast. c. 23) und Joh. Tiliheim (De script. ecclesiast. c. 198), die einzigen Literaturhistoriker, welche von diesem Schriftsteller sprechen, behaupten zu können glauben, in flüchtigen Hexametern. Er soll zugleich in der heidnischen Literatur sehr bewandert und ein vortrefflicher Redner gewesen sein. Weder sein Gedicht (Allegoriae scripturarum in vires Buchern), noch irgend eine seiner anderen Schriften hat sich, wie es scheint, erhalten, obgleich ihn noch im 17. Jahrh. C. du Fresnoy in seinem Glossar für die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters unter den Quellen nennt, die er benützt haben will. (Ph. H. Kalk.)

GODELEVA *), Märtyrerin des 11. Jahrh., um das Jahr 1045 zu Pierre-Etfoir in der Picardie (im jetzigen Kronbisthum Doulogues) geboren, stammte aus einem ebenso angesehenen als reichen Geschlechte und war die Tochter Hensrid's von Kongfort. In ihrem 16. Jahre wurde sie mit Vertuis, einem lapidaren, aber äußerst rohen, von einem normannischen Seeräuber abstammenden flandrischen Ritter zu Ghisfel im Bezirke von Brügge, verlobt, welcher jedoch durch die Einsäuerungen seiner Mutter, welche das Mädchen eifriger Abkunft mit rabenschwarzem Haare und feinerer Bildung nicht leiden mochte, sogleich eine so große Abneigung gegen sie faßte, daß er sich schon während der Vermählungsfeierlichkeiten entfernte und nach seiner Heimkehr nicht mit ihr unter einem

Dache wohnen wollte. Godeleva suchte sich ihre Einsamkeit durch Arbeit und Gebet und durch die ängstlichste Erfüllung ihrer Pflichten erträglich zu machen und durch kluges und beschwerendes Bedenken das Herz ihres Gemahls zu gewinnen. Der hartnäckige Sinn desselben änderte sich aber keineswegs, vielmehr vermannte sich seine Abneigung allmählig in Haß und er suchte nun jedes Mittel auf, um die ihm unerträglichen Bande zu zerreißen. Er fügte seiner Gattin alle erdenklichen Unbilden zu, stellte sie unter die Aufsicht eines Anekthes und ließ ihr nur sehr spärliche, kaum zur Erhaltung des Lebens genügende Nahrung reichen. Lange unterwarf sie sich dieser harten Prüfung mit unerfährlicher Geduld und betete für ihre Verfolger; als aber die Mißhandlungen zuletzt unerträglich wurden, entloß sie heimlich zu ihrem Vater, welcher bei dem Grafen Balduin von Flandern gegen Vertuis Klage erhob, wodurch die Sache vor das geistliche Gericht des Bischofs von Reims gelangte. Da dieser ein für Godeleva unbedingt günstiges Urtheil sprach, so mußte Vertuis, welcher den gerechten Zorn des Grafen von Flandern fürchtete, seine Gemahlin wieder zu sich nehmen und eine bessere Behandlung derselben versprechen. Godeleva genas aber sogleich, daß die Veröhnung nur Heuchelei war und sah sich nach kurzer Zeit noch weit ärgeren Mißhandlungen ausgesetzt. Da diese indessen nicht zum Ziele führten, so faßte endlich Vertuis den Entschluß, sie durch eine schnelle Gemalthat aus dem Wege zu räumen; um jedoch jeden Verdacht von sich abzuwälzen, benahm er sich einige Tage freundschaftlicher gegen seine Gemahlin und machte dann eine Reise nach Brügge. Während seiner Abwesenheit erdrosselten zwei gedungene Mörder Godeleva des Nachts, tauchten sie, da sich an den Augen und Ohren Spuren der Erdrosselung zeigten, in einen Brunnen, legten sie wieder in das Bett und sprengten das Gerücht aus, sie sei eines jähen Todes gestorben. Die Schandthat, welche am 6. Juli 1070 verübt wurde, blieb jedoch nicht verborgen und die Heiligkeit der Venerin Gottes wurde, wie die Legende sagt, durch viele Wunder an ihrem Grabe bestätigt. Zu diesen gehört auch die Heilung der blinden Tochter Vertuis's aus einer zweiten Ehe durch das Wasser des Brennens, in welchen Godeleva getaucht worden war. Vertuis soll dadurch bekehrt und, nachdem er seine Mißthat durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gesühnt, Monch zu Bergues-Saint-Vinor geworden sein, die gescheite Tochter aber neben dem wunderthätigen Brunnen ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedict erbaut und darin als Nonnissin ihr Leben beschloßen haben. Godeleva ist jetzt die Patronin von Ghisfel und ihr Fest wird am 6. Juli gefeiert. Wir besitzen eine gleichzeitige, für die Culturgeschichte jenes barbarischen Jahrhundertes nicht unwichtige Biographie von Drogo, einem Mönche zu Ghisfel, welche J. B. Solmer (in den Act. SS. Antv. Juli Tom. II. p. 359 seq.) mit einer vortrefflichen Einleitung und auch einzeln unter dem Titel: Acta S. Godelevae M. et V. patronae Ghistellensium. Antverp. 1720. 4.) herausgegeben und welchser er eine weit jüngere, mit vielen Fabeln ausgeschmückte

*) Gewöhnlich Godelieve, Godeliro (Gottliche, Theophila) und Godelaine genannt.

Ergende eines unbekannten Verfassers aus dem 14. Jahrh. beigelegt hat. Es gibt auch eine attel beigelegte Uebersetzung der letzteren unter dem Titel: Godelive-Boeck (s. l. et a. 4.), welche Louis de Boeck in einer neuen französischen Bearbeitung wieder vorgeführt hat. (Bruges 1849.) Vergl. auch Vie de Sainte Godelaine, née à Wierre-Estroy, en Boulonnais. (Boulogne 1845. 18.) (Ph. H. Kailb.)

GODELEVAEUS (Wilhelm), deutscher Historiker und Philolog des 16. Jahrh., dessen Lebensverhältnisse uns nicht näher bekannt sind. Seine Geschichte der Abdankung des Kaisers Karl V. und der Wahl seines Nachfolgers Ferdinand I. (Historiola de abdicatione et renunciatione imperii et regnorum a Carolo V. Imperatore anno 1555 et electione Ferdinandi Imperatoris anno 1558 facta rebusque, quae inter utramque acciderunt, in Wd. Ein. Eshard's Historicum opus. Basil. 1574. fol. Tom. II. p. 1593 seq. Nov. Ed. Gissae 1673. fol. Tom. II. p. 638 seq.) enthält manches Brauchbare für den Geschichtsforscher. Großen Beifall fanden seine Anmerkungen zu der römischen Geschichte des L. Aelius (In T. Livii historiae libros omnes observationes ex variis scriptis collectae. Francof. 1578. 8. Ibid. 1619. 8. Ibid. 1676. fol.) und auch jetzt dürfen sie, was die historische Erläuterung betrifft, nicht gänzlich auf die Seite geschoben werden; überflüssig geworden ist dagegen seine lateinische Uebersetzung der Description de la Cour du Grand Turc von B. A. Gouffroy, welche er unter dem Titel: Aulae Turcae Othomanicae imperii descriptio, qua Turcarum palatina officia, mores, sectae item Mahometicae imperiorumque ex ea prodeuntium status luculenter enarrantur (Basil. 1573. 8.) herausgab und welcher er einige kleinere Schriften Pietro Bizarri's ähnlichen Inhalts beifügte. (Ph. H. Kailb.)

GODELHEIM, eine Stunde von Hörter im Beseferthale gelegen, besitzt zwei in ihrer Zusammenlegung nicht sehr von einander abweichende Quellen (die Trink- oder Salzquelle und die Bade- oder Stahlquelle), die durch ihren bedeutenden Gehalt an zweifach kohlensaurem Eisenoxyd (mehr als im pyrmont- und drüberger Wasser) und Kochsalz ausgezeichnet sind. Das Wasser hat eine Temperatur von + 8° R., ist klar, wegen des reichen Kohlenstoffgehaltes stark perlend und besitzt einen säuerlich-salzigen zusammenziehenden Geschmack. Die Quellen wurden 1747 entdeckt und bereits 1749 durch Scriba in einer besonderen Monographie empfohlen. Der bekannte Hofrath Himly in Göttingen brachte die Godelheimer Stahlquelle nach 1830 küsslich an sich.

Das Godelheimer Wasser wird getrunken und in Bädern benutzt zur Stärkung und Kräftigung der Schleimhäute in den Unterleibsorganen, bei Unterleibschmerzen, bei rheumatischen und gichtischen Zuständen, bei chronischen Nervenleiden, bei Dystrophien. (Fr. Wlk. Theile.)

GODELMANN (Johann Georg), geboren am 12. Mai 1559 zu Durlingen im Württembergischen, verdankte seine Clementarbildung dem Gymnasium zu Stuttgart. Um die Rechte zu studiren, begab er sich nach

Tübingen, wo er im J. 1574 Baccalaureus der Philosophie ward und zwei Jahre nachher die Magisterwürde erlangte. In Wittenberg setzte er seit dem Jahre 1578 seine juristischen Studien mit Eifer fort. Auf einer Reise, die er um diese Zeit (1579) unternahm, besuchte er Magdeburg, Braunschweig, Helmstedt, Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock und Kopenhagen. In Rostock habilitirte er sich noch im J. 1579 als Privatdocent der Rechte. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall. Auf einer Reise in seine Heimat begab er sich nach Basel, wo er die juristische Doctorwürde erlangte. Verheiratet mit einer Tochter des Professors Chytrius in Rostock, ward er bei seiner Rückkehr dahin zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Sein Amtsantritt fällt in das Jahr 1581. Als Docent und Schriftsteller hatte er einen Ruf erlangt. Mehrere Anträge zu auswärtigen Beförderungen ergingen an ihn. Von der Stadt Riga aufseherd, begab er sich dorthin, um ihre Angelegenheiten mit der Krone Polen zu ordnen. Mit reichen Geschenken kehrte er aus Holstein zurück, wohin ihn der Statthalter Heinrich Kanzaus gerufen hatte, um einige wichtige Landesstreitigkeiten zu beilegen. Im J. 1589 ward er von dem Herzoge Ulrich von Wiedenburg in wichtigen Angelegenheiten an den polnischen Hof gesandt. Auch dies Geschäft beendete er zu allgemeiner Zufriedenheit. Mit dem Titel eines Rathes ward er 1592 von dem Kurfürsten von Sachsen nach Dresden gerufen. Auch hier empfahl er sich als ein vielseitig gebildeter Jurist und gewandter Diplomat. Mehrmals ward er als Gesandter an den kaiserlichen Hof geschickt, wo er die Würde eines kaiserlichen Palgrafen erlangte und in den Adelsstand erhoben ward. Die Stadt Rostock, wo er im J. 1595 seinen hochbejahrten Schwiegervater besuchte, sah er seitdem nicht wieder. Er starb in Dresden am 20. März 1611. Seine wenigen Schriften, meistens juristische Abhandlungen, hatten nur ein Localinteresse und wurden bald vergessen. Ein Verzeichniß derselben enthält das „Etwas von gelehrten Rostockerischen Sachen“ (Rostock 1737—1742. 8.) 6 Bde. In längerem Ansehen und durch mehr Aufträge verbreitet erhielt sich sein zu Frankfurt am Main 1591 in Duart gedruckter Tractatus de magis, veneficiis et laiciis deque his recte cognoscendis et puniendis. Sein Widmungs befindet sich in dem von B. Trichter herausgegebenen Theatr. viroz. erudit. clarorum p. 979 *.) (Heinrich Döring.)

GODENSTAG ist der in Westfalen noch heute übliche Name für Mittwoch, der sonst noch in den manichäischen Formen erscheint, die indeß alle ihren Ursprung auf Babylon zurückleiten. Im skandinavischen Norden hieß er Frödnedag, in Truttschland Wednesdage oder Wonsdag, wie er sich noch im Englischen als Wed-

*) Vergl. Adami Vitae Germ. Icons. et Polit. p. 205, wo sich auch eine Friedrich Taubmann in Berlin verfaßter Lebenslauf befindet. G. v. Laddel in den Genevener Berichten von gel. Sadern (Rostock 1766. 8.) S. 389 fg. Kees, Andelen an die Rostockerischen Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten (Rostock 1815.) St. 6. S. 33 fg. Jächer's Gelehrtenlexicon. 2. Th. S. 1034

nesday und im Hellsändischen als Woensdag erhalten hat¹⁾. Die Formen des Stammnamens f. bei Jac. Grimm, Deutsche Mythologie (Göttingen 1835. 8.) S. 94, aus denen sich im Vereine mit einer Vergleichung der noch in Deutschräumen vorkommenden Spuren von der Verehrung jenes Gottes ergibt, wie die verschiedenen Bildungen des Namens unter einander zusammenhängen. Nachweise und Sammlungen von vergleichbaren sind bei Böhmisch, Die Götter Deutschlands S. 56; Breucker, Oberlaus. Alterthümer S. 73; Egis, Handbuch S. 100; Grimm a. a. D. S. 103 und 107; Roel, Mythologie der Völkervagen S. 242 fg.; Finn Magnusen, Lex. mythol. p. 648. Begründet ist die Warnung vor falschen Etymologien, die Grimm, Handbuch der germanisch. Alterthumskunde (Leedsen 1836. 8.) S. 241. Anmerk. 3 ausspricht. Doch geben Formen wie: Wodenswege, später Wutenswege, und Wodenswege, ein Dorf bei Magdeburg, Wodensdoo umweit Santwich in Kent, Wodensburg in Stafordshire, Wodensfeld daselbst, Wodensham in Cheshire u. s. w. Analogien genug an die Hand; f. auch darüber Meutlich, Cimbrisches Heidenthum I., 73; Korte Fragen aus der Kirchenhistorie des Neuen Testaments II., 159; sowie Leibnitz, Theodicee, Verre de 3 und The II. S. 177. Die Verwandlung des W in ein G beständig sich durch viele Fälle. Wilhelm Mannhardt, Germanische Mythen (Berlin 1858. 8.) S. 285, nimmt Osde als eine weibliche Form von Wodan. Wie grade der vierte Wochentag, feria quarta oder Dies Mercurii, noch heute im Französischen mercredi, dazu kam, Wodens- oder Godenstag zu heißen, ergibt sich aus Folgendem. Es steht nach Allem, was man von Wodan wie von Wotter oder Hermes weiß, fest, daß sie sich entsprachen. Grimm a. a. D. S. 95 und Nachträge dazu S. 692, hat die Identität beider Gottheiten unbestreitbar nachgewiesen, eine Identität, die sich bis auf Einzelheiten erstreckt, z. B. auf das Amt der Todtenleitung, ja sogar auf Beinamen. Und intersectirt hier zunächst der Umstand, daß mit Ausnahme des Sonnabends, der im Englischen und Hellsändischen nach Saturnus heißt, die Namen der Wochentage nordischen Gottheiten entspringen, die den lateinischen entsprechen. Gewiss sind sie älter als nach der Angabe, daß die christlichen Bekehrer sie gegeben haben sollten, in dem sie mit Nachahmung der römisch-heidnischen Namen den Wochentagen gleichfalls heidnische Namen aus der nordischen Mythologie sollten verliehen haben. Das Zeugnis des Wilhelm von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte und dem zufolge die Angeln bei ihrer Ankunft in Britannien Wodan und Freia verehrten und schon damals zwei Wochentage nach ihnen benannten, wird unterstützt durch Geschichtsregister der Könige in der handschriftlichen Fortsetzung des Reginus, bei Leibnitz, Scriptores rerum Brunswic. I.

1) Bei Schiller und Götters heißt er: Onastag oder Gudonstag; in dem christlichen Kanonalendern auf sieben buchten Städen (aufbewahrt im Naturalienkabinett des Wissenschafts u. Halle a. S.): Onastag; dänisch und schwedisch: Onastag; englisch: Wodnesday; isländisch: Onastagur; altsächsisch: Wodnesday.

Der Bischof von Holum auf Island (1105), Jonas Eyvundeson, verbietet den Gebrauch dieser heidnischen Tagennamen als böse Ueberbleibsel heidnischer Sitten. Nach einem Gotte, mit dem Wodan oft verwechselt wird, weil auch ihm die Kraft liegt zu verleihen und die Erfindung der Kriegskunst beilegt wird, nach dem eigentlichen Schlachtengetöse zu oder Tyr ist der Dienstag, im Englischen Tuesday, benannt, analog dem lateinischen Dies Martis, wie denn der Donnerstag seinen Namen (englisch noch Thursday) von Ivoe hat. Die Erhebung der Götter wechselte aber und wenn nach Nam von Bremen die Bildsäulen zu Upsala so standen: Wodan, Thor, Frisco, so spricht für die Mitte die Stellung Wodan's zwischen Tyr und Sarnote in der Abrenunciatio, einem nicht rein sächsischen, doch niederdeutschen, vielleicht, wie Grimm urteilt, cipuallischen Sprachdenkmale des 8. Jahrh.; f. Grimm a. a. D. S. 109. Noch ist zu erwähnen, daß der vierte, ebenso wie der zweite und dritte Wochentag nach dem mittelalterlichen, mit seinen weit verbreiteten Resten bis in unsere Zeit hineinragenden Aberglauben nicht im besten Rufe standen, sondern als besonders bösem Zauber günstig verschrieben waren²⁾. Es mag dies seinen Grund zum Theil mit darin haben, daß dem Montage (luna) und dem Freitage (Venus, Freia) weibliche Gottheiten vorstanden. Heutzutage noch gelten beide Tage als ensichene dies nefasti. Der Wotter, nach der Dvidischen Fabel der Vater des Hermaphrodit, also einer Art mannweiblichen Gottheit, ist als Planet unzuverlässig, und das Quecksilber trägt seinen Namen. Der Gott selbst verleiht sich nach der Mythologie auf Nichts besser als auf Trug und Zauberkunstwerk. Dazu mag noch kommen, daß die geraden Zahlen bei allen Völkern als ungünstig, die ungeraden als günstig angesehen sind. Ueber die Wochenzahl im Besonderen und über ihren verhängnisvollen Charakter vergl. Roel, Sitten und Gebräuche der Deutschen S. 762 und 763. Den Aberglauben des Landvolks in Betreff aller an der Mittwoch vorgenommenen Verrichtungen findet man belegt bei Mannhardt a. a. D. S. 15 und 16. Auch Grimm a. a. D. S. 105 führt an, daß z. B. auf Wodensdag kein Fein gejätet werden soll³⁾. (Dr. F. L. Bösigk.)

2) Nach dem Aberglauben von der Umgegend bei Hirschheim sind Mittwoch und Freitag verwerfene Feiertage. Aechst, Mittwoch zuerst angetrieben, führen nicht ein Kind, das Mittwoch die Schule zum ersten Male bringt, lernt Nichts; seine Mago weicht Mittwoch ihren Dienst; Mittwochs läßt sich kein Brautpaar trauen; f. Journal von und für Deutschland. 1787. II, 341—345. Bei Wodensham im Spierischen halt man ein Weib, das Mittwoch Butler plump, für eine Hec; f. Journal von und für Deutschland. 1787. I, 454—456. Im Württembergischen glaubt man, daß, wenn man Mittwoch Nichts von Herrn redet, sie es hören und sich rächen; Journal u. s. w. 1788. II, 183—184. Am Wodensmittwoch jagt der Teufel das Heilmittel im Walde; f. Rosenphilosophie VI, 82. 3) Des schon in der ältesten Zeit sich an den vierten Wochentag, Dies Mercurii, allenthalben Aberglaube hing, erhebt man aus einer Erzählung des heiligen Olgis (arb. 598, gr. 659), mitgeteilt von Audomus, Vita Elgii, angeführt bei D'Achery, Spicag. ed. Paris. 1661. Tom. I. p. 215—219 und neuerdings bei Grimm a. a. D. S. XXX, wo im Indici-

GODESBERG, am Rheine, im kónigl. preussischen Regierungsbezirke Cöln, dem Drachensberg gegenüber, Dorf am Fuße des gleichnamigen Berges mit herrlichen, durch freundliche Anlagen verschönernten Umgebungen, 1000 Einwohner, dem Mineralbrunnen Drailich (dessen Wasser dem berühmten schwabacher am nächsten kommt) und Weinbau. Der Berg Godesberg liegt 1½ Stunde südlich von Bonn. Ursprünglich stand auf ihm ein Römercastrum, von dessen Architektur noch unverkennbare Spuren vorhanden sind. Bei diesem Castell ist später, nach der Befestigung der hier hausenden Uiber die St. Michaelskapelle erbaut worden, die jetzt ebenfalls in Trümmern liegt. Den Namen Godesberg nimmt man gleich Gottesberg oder Wobansberg, weil der Sage nach auf dem Gipfel des Berges ein Woban- oder Werlurtempel gestanden habe. — Auf den Ruinen des alten Römercastells erbaute umfänglich der Erzbischof Theoderich von Cöln im J. 1210 ein festes und prachtvolles Schloß und Kurfürst Friedrich II. von Cöln verpfändete 1375 dessen Befestigung. In dem Kriege, welchen der Uebertritt des Erzbischofs Eberhard von Cöln zum protestantischen Glauben und seine Verheirathung mit der schönen Gräfin von Mansfeld veranlaßte, legte derselbe eine Besatzung holländischer Truppen hinein. Eberhard wurde dabei abgesetzt und sein Nachfolger Ernst aus dem Hause Baiern ließ im J. 1563 die Feste durch Pulver sprengen. Auf die Zinne des noch vorhandenen Thurmes, der eine schöne Aussicht bietet, führt jetzt eine Treppe.

(H. E. Hüssler.)

GODESBERG (Mineralquelle), eine Stunde von Bonn in einem reizenden Thale gelegen, besitzt eine seit dem Jahre 1789 gefasste Quelle, deren Wasser zu den erd-alkalischen Eisenwässern gehört. Die Quelle ist kalt; das Wasser verliert nur wenig, hat einen zusammenziehenden Geschmack und außer einem mäßigen Gehalte an freier Kohlensäure finden sich hauptsächlich kohlen-saures Eisen-, Kalkerde-, Kalkerde-Natron, sowie salzsaures und schwefelsaures Natron darin. Das Wasser findet im Ganzen mehr eine äußerliche Anwendung bei Gicht und anderen Nervenleiden, bei chronischen Leiden des Uterinsystems, bei Chlorose, bei anomaler Menstruation, Fluor albus, Hemonorrhöen der Hammerkegse; s. Dr. B. Hundebagen, Der Heilbrunnen und Badort Godesberg bei Bonn am Rhein. (Cöln 1833.) (Fr. Wih. Theile.)

GODESBERG, an der von Coblenz nach Cöln führenden Herstrasse, eine Stunde von Bonn in der reizendsten Landschaft gelegen, besteht eigentlich aus drei Theilen, aus der Burg, dem Heilbrunnen im Hintergrunde und dem zwischen und an beiden liegenden Dorfe. Der Schloßberg, ein stumpfer runder Berg, von einem tüchtigen Fußgänger in einer starken Viertelstunde zu umschreiten, kann als der südwestlichste Auslauf des langgedehnten Vorgebirges betrachtet werden, das sich hier kaum eine halbe Stunde vom Rheine etwa 400, an einigen Stellen

wol 500 Fuß über die Ebene erhebt. Der Kegel mag nun 275 Fuß die Herstrasse überragen, diese Höhe scheint aber wegen der scharfen Abhüßigkeit über die Straße und wegen des prächtigen Thurmes auf ihrem Schiefel von fern gesehen viel betrüßlicher, als sie an sich ist. Der Berg ist vom Norden bis zum Südwesten mit Obelisk besätzt, scharf abgeschnitten und nur auf kleinen Fußspaten zu erklimmen. Die westliche und südliche Seite, theilweise mit Rebem bepflanzt, ist weniger abhüßig und es läuft von Westen gegen Osten von dem höheren Bergkette ab, wovon dies ein einzeln auslaufender Ast ist, im Abstande von etwa 800 Schritten eine tiefere Senkung gegen die Spitze des Kegels hinan, auch geht hier von der Seite hinauf ein bequemer gepflasterter Stationsweg und ein Paar Fußspate führen, der eine aus dem Dorfe von Süden hinauf, der andere aus westlicher Richtung durch Gebüsch zu dem Wallfahrtskirchelein und zu dem Kirchhofe hinan, dieser theilweise die Ruinen der Burg einnehmend. Das Kirchelein zu St. Michael, ursprünglich wol dem Anfange des 13. Jahrh. entstammend, ward durch Kurfürst Joseph Clemens im J. 1696 prächtig hergestellt, um für Niederdeutschland die Metropole der von diesem Kurfürsten gestifteten Erzhof-Brüderschaft zum heiligen Michael zu sein, was für Süddeutschland die Josephsburg bei München war. Mehrmals im Jahre wallfahrte nach dem Godesberge von Bonn die gesammte Erzhof-Brüderschaft, besonders am 8. Mai, dem Tage der Erleuchtung des Erzengels Michael auf dem Berge Gargano, welches ihr Hauptfest war. Ein Zweig dieser Brüderschaft ist der St. Michaelorden, dessen Großmeister nach einander gewesen sind: die beiden Kurfürsten von Cöln, Joseph Clemens und Clemens August, der Cardinal von Baiern, Johann Theodor Fürstbischof von Lüttich, erwählt den 8. Mai 1761, gestorben den 27. Jan. 1763, der Herzog Clemens Franz von Baiern, erwählt den 8. Mai 1763, gestorben den 6. Aug. 1770, der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph, erwählt den 18. Aug. 1770, gestorben den 30. Dec. 1777, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, erwählt den 28. Febr. 1778, gestorben den 1. April 1795. Dessen Bruder und Erbe Herzog Maximilian Joseph, der nachmalige Kurfürst und König von Baiern, hat dem Orden die Form eines Hausordens gegeben, seine Einrichtung jedoch wesentlich durch das Statut vom 6. Aug. 1810 modificirt. Er zählte 20 Großkreuze und 32 Ritter im J. 1821. Die von dem Ordensmeister gegebene Regel erliefen zu Elle 1704 unter dem Titel: Explication de l'institution des regles et des usages de la Confrérie Electorale de St. Michel Archange, pour les agonisants. 8. p. 56, mit 7 Abbildungen, das Ordenszeichen, den Habit, den Habitus sollemnis, ordinarius, poenitentia, lugubris und peregrinationis darstellend. Von dem Kirchelein aus führt ein stiler Pfad, mit Kies besätzt und mit Rasendünen und Rubenpflanzen versehen, rings um die überhangenden Mauern herum und zuletzt durch eine Öffnung in den Trümmern auf die Platte, woben man inessen auch, nur mühsamer, durch mehr andre Riffe

luc superstitionum et paganarum re hñt sub VIII: de sacris Mercurii vel Jovis, et sub XX: de feriis, quas faciunt Jovi vel Mercurio.

auffteigen kann. Aus den Trümmern läßt sich erkennen, daß die Burg von einer doppelten Mauer umgeben gewesen ist; die äußere an der Nordseite ist theilweise noch ziemlich erhalten. Oben angelangt erblickt man mehrere halbabgeriffene Thürme, welche noch die einzelnen Vertiefungen und Zerschnitten der Räume zeigen, so daß die Phantasie sich die Säle und Gemächer der Vorgesetzten, den Marfchall, die Kammern der Knechte und Dyben, Vertiefe und Marterkammern denken kann. Inmitten der Mauer aber prangt der schöne runde Thurm, die Krone des Burgbaues und der ganzen Gegend eine Zier. Er müßt bis an seine Spitze etwas über 100 Fuß und würde auch bei minderer Höhe, auf minder günstigem Standpunkte durch die Wichtigkeit der Verhältnisse, durch seine schlanken, mit Stärke gepaarte Gestalt auffallen. Von dem Ursprunge des Namens Godesberg hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt. Hermann von Neuenar, der Dompstift zu Köln im 16. Jahrh., veröffentlichte eine auf Godesberg aufgefundenen Steininschrift, laut welcher hier ein dem Aechulap und seiner Tochter Hegera gewidmeter Altar gestanden hat. Soviel den Erbauer betrifft, scheint die Cronica van der billiger Stat van Gölle genugsame Auskunft zu geben. Dort heißt es S. 184: „Item der selve Bischof Dietrich der eyrte van dem Berge windt ynnen Joeden indbrach dem so groissen Schatz of, dat he Godesberch daz mit liess buwen umbkint anno 1209. Da var sent Michaels Capelle plach tzo stain also dat men den dairmae niet so gemynlichen geeren erkunde as men var dede. Ouch was geyn Buschoff var eme so koene, der dairup eyn vestunge endorst setzen.“ Erzbischof Walram von Jülich, erwähnt 1334, stärkte die Burg mit Thürmen und Zinnen, so daß sie also eine der vier Hauptfesten des Erzbistums gelten, zur Aufbewahrung des Schatzes, des Archivs und der Staatsgefangenen dienen konnte. Dem hohen Rufe von ihrer Festigkeit verdankte sie es ohne Zweifel, hierin dem Ehrentitel gleich, daß sie das ganze Mittelalter hindurch unangefochten blieb. Die erste und letzte Belagerung hat Godesberg in dem Truchsessischen Kriege auszuhalten gehabt. Michael van Iffelt, aus dem man einen Zeulien gemacht hat, weil er der Wahrheit Zeuge war, der aber, reformirter Prediger zu Zwoll und Nimwegen, als der italienischen Kaufleute zu Hamburg Prediger, daselbst den 17. Dec. 1597 gestorben ist. Michael van Iffelt schreibt von jener Belagerung in seinem Werke De bello Coloniensi p. 413: „Des Erzbischofs Ernst leiblicher Bruder, Ferdinand von Bayern, hatte schon früher die auf der Höhe des Berges gelegene Burg durch eine Belagerung eingeschlossen. Der Berg hat den Namen, wie Georg Bruin, ein fleißiger Durchforscher des Alterthums annimmt, von dem Götzen Mercurius, der an dieser Stelle unter dem Heilenthum mit großer Andacht verehrt wurde. Den, welchen die Lateiner Mercurius nennen, pflügen die Germanen Godes zu heißen, daher auch die Uiber und die umliegenden Völter den Tag Mercurus Godesdag nannten. Nachdem die Uiber zum Christenthum sich bekehrt, haben sie, nach des Mercurius Andeuerung,

auf diesem Berge eine Kirche zum heiligen Michael erbaut. Endlich soll, wie einige schreiben, Erzbischof Dietrich von Köln um das Jahr 1214 aus den Strafgebern eines Juden, den er in Banden hielt, diese Burg hinzugefügt haben. Dieser Berg ist sehr hoch und steil, der Ausgang raub und beschwerlich, durchaus felsicht, daß nur mit der äußersten Schwierigkeit Gefüge hinaufgefahren, Laufgräben geführt werden mögen. In der Burg lag eine Besatzung aus niederländischen Räufern und Schiffleuten zusammengelesen, verrückte Gesellen, aber beherzte Streiter, welche die Burg wider vertheidigten. Anfangs wurden die Gefüge dem nächsten Hügel aufgesetzt und mit gewichtigen Kugeln die Mauern beschossen, aber der große Aufwand fruchtete wenig oder gar nicht, indem die Vertheidiger in der Nacht wieder herstellten, was etwa den Tage zerfchossen oder eingefügt war. Deshalb hat Herzog Ferdinand anders sich besonnen und Bergleute herangezogen: die mußten sich, wo der Berg am wenigsten felsicht war, eingraben, was für mehrere Tage Arbeit. Als es damit so weit gekommen, daß Minen fertig und daß ein guter Theil des unterwühlten Schlosses zitterte, wurden die Minen mit Pulver gefüllt und um die erste Nachmittagsstunde angelündet, das Thürme, Mauern und Außenwerke von ihrer Stelle gerückt und hoch in die Luft zerfchleudert auseinanderbrachen und an der Burg eine Öffnung sich ergab, weit genug, dem Sturm Raum zu geben. Die Vertheidiger insofern, wissend, daß es ihrer Haut gelte, führten mitten in den Trümmern ihre Gefüge auf, richteten sie gegen die dichtesten Haufen der Stürmenden und vertheidigten sich eine Weile nach Kräften. Allein die Bayern, an Zahl und Gehalt überlegen, drangen unaufhaltsam vorwärts und bemehrten sich der Dresche, daß die Besatzung anfang zu weichen, endlich ganz und gar erlag, daß die Burg für die Bayern gewonnen. Man fand darin beläufig 72 Mann, die alle niedergemacht wurden. Denn Herzog Ferdinand wollte nicht eines verschont wissen, weil es die schlimmsten Räuber und Gaudie, von denen nie Gutes zu hoffen, sie auch von ihm und dem Grafen von Krenberg geborene Gnade auf das strekste mit ungeziemenden Worten zurückgewiesen hatten. Den Abt von Heisterbach, welcher vor einigen Monaten von diesen Freibeutern niedergeworfen und hiehin gebracht worden, fand man lebend und unverletzt und hat er, eingedenk des Wohlwollens, so in seinem Verliese der Hauptmann der Bande ihm angedeihen lassen, sich für denselben bei Herzog Ferdinand verwendet und ihm das Leben erbeten. Es wurde durch diese Eroberung auch der Hauptmanns Rinuccini, Florentiner, befreit; er war gelegentlich der Zerstörung der Abtei Deuz in die Gefangenschaft gerathen. Der Weihbischof von Hildesheim hingegen war kurz vorher in Baden geflohen.“ Genommen wurde Godesberg, oder vielmehr die Ruine, den 17. Dec. 1583. Eine der Mauer eingefügte Blatte mit der Aufschrift: Anno Dei MCCC Gudenberg inundatum e. a. Teoderico Ep. die Mavror. mr (martyrum), wurde als Siegelzeichen nach München gebracht

und ist dort noch zu sehen. Wenn wir nicht irren, so wurde den folgenden Kurfürsten durch die Wahlcapitulation unterlagt, jemals die Feste herzustellen. Godesberg, das Dorf, zählt etwas über 200 Wohnhäuser und über 1100 Einwohner, welche an Ackerland keine 2000, an Wald und Busch 1540 Morgen besitzen. Den ungemein reizend gelegenen Ort suchte der letzte Kurfürst von Köln, Erzbischof Maximilian Franz, zu heben, wozu ihn vornehmlich die Heilquelle, wenige Minuten von dem Dorfe am Ausgange des nach Marienfort führenden Abales Ganges, angetrieben haben wird. Die Einwohner des Dorfes haben von jeher viel auf den sogenannten Draitsch gehalten und sein Wasser wird seit undenklichen Zeiten in der Umgegend getrunken. Kein Hirt unterließ, wenn es nur immer möglich war, seine Herde zur Quelle zu treiben, in der Meinung, sie durch das Wasser gegen Seuchen zu schützen, ein Gebrauch, der es sehr wahrscheinlich macht, daß der Name Draitsch weder von Draitsch, ein grüner Acker, noch von Dreis, eine Mineralquelle, sondern von Drätsche, Viehschwemme, hergeleitet ist. Schon Kurfürst Clemens August hatte dem Brunnen eine hölzerne Einfassung gegeben. Maximilian Franz ließ die fünf süßen Quellen, die mit dem Heilbrunnen in einem Behälter gefaßt waren, ableiten (1789), dem nahen Bache einen anderen Lauf, dem Brunnen eine kleinere Umfassung geben und das Wasser chemisch untersuchen. Die umliegenden Grundstücke kaufte der Kurfürst an, um sie in Acker und Spaziergänge umzuwandeln. Im J. 1790 verließ er den Brunnen an eine Gesellschaft von Speculanten, die im Angesichte des Siebengebirges, wenige Minuten von der Landstraße den schönen Rebenensaß anlegten. Der Kurfürst selbst baute ein großes Haus und verschenkte die übrigen Grundstücke unter der Bedingung, sie mit Häusern nach dem vorgezeichneten Plane zu bebauen und diese zu Wohnungen für Kurgäste einzurichten. Auch wurden einige 1000 Gulden zu Prämien ausgesetzt für diejenigen, welche ihre Bauten am meisten beschleunigen würden. Es entstand eine Spielbank, die, nachdem sie die Stürme der Revolutionen überlebt hatte, im J. 1819 wegen der Nähe der Universitätsstadt besetzt wurde. Mit diesen Gebäuden ist der Brunnen durch eine Doppeltalle von herrlichen Platanen und Pappeln verbunden. Auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel im Hintergrunde des Brunnens stehen fünf Lauben um das Brunnengebäude her. Dieses, ziemlich tief gelegen, ist von Terrassen umgeben und mit sorgfältig behauenen Steinen eingefast. Von dem Brunnen eine halbe Stunde aufwärts, in einem herrlichen Thale, gelangt man zu den Ruinen des Klosters Marienfort, die sich theilweise in ein elegantes Landhaus verwandelt haben. Auf der Stelle stand ein Augustiner-Nonnenkloster, Kottenfort genannt, dessen Bewohnerinnen sich gegen die Annahme der von dem Erzbischof Theodorich von Metz vorgeschriebenen Reform sträubten. Zur Strafe wurden sie in andere Klöster vertheilt und das verlassene Haus, von nun an Marienfort genannt, vergab der Kurfürst den 12. Juni 1450 an den Orden der heiligen Brigitta und setzte dahin als Äbtissin

Hildegard Holthausen und als Beichtvater den P. Jacob Reppert, beide aus dem Kloster Marienfort bei Straßburg berufen. In der letzten Zeit lebten in dem hiesigen Kloster gegen 40 Schwestern und 20 Brüder. Etwa 1000 Schritte von Godesberg abwärts, an der Gasse der Herrstraße und des nach Frieddorf führenden Feldweges, steht den Blick des Wanderers durch die romanisch-phantastische Buntheit und schlanken Jungfräulichkeit seiner Gebilde das sogenannte Hochkreuz von 35—40 Fuß Höhe. Erzbischof Walram von Jülich, schreibt die Cronica van der hilliger Stat van Cöllen, „liess dat steynen Cruytz setzen tuschen Godesberch ind Bunne dat noch steyt anno 1295. Doch schryven eynde deyl dat Buschoff Wilhelm van Genep syn naevolger dat selvo have doin machen.“ Dagegen hieß es in einem Mißsale der Pfarrkirche Frieddorf, das jedoch vorläufig verkommen ist, Erzbischof Theodorich von Hensberg habe dem Alter von Hochkreuz auferlegt, jenes Kreuz an die Stelle zu setzen, wo er einen andern Ritter im Zweikampfe erlegte und es habe deshalb ursprünglich das hochkirchliche Kreuz geheißen. Zu der Bürgermeisterei Godesberg, Kreis Bonn, gehören die Gemeinden: Frieddorf, Godesberg, Kannesdorf und Wehlern, Ruffensdorf und Wattendorf, Blittersdorf, Kängsdorf. Vordem gab Godesberg, mit Wehlern combinirt, einem kurfürstlichen Amte den Namen.

(n. Stramberg.)

GODESCALC (oder Gottschalk), Hagiograph des 8. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem geistlichen Stande angehörte und seinen Wohnsitz in der Diöcese Lüttich hatte. Er verfaßte eine Biographie des heiligen Landbert oder Lambert, Bischofs von Lüttich, welcher im J. 708 den Märtyrertod erlitt. Da er seine Nachrichten von einem gewissen Theobodus schöpfte, welcher viele Jahre in dem Dienste Landbert's geknaben und ihn im J. 674 nach Navelot in die Verbannung begleitet hatte, in der Biographie aber nicht auf die Uebertragung der Gebeine des Heiligen, welche im J. 720 statt fand, sondern auch den Tod Hucbert's, des Nachfolgers desselben, welcher im J. 727 starb, erwähnt, so ergibt sich daraus, daß die Biographie etwa um das Jahr 730 verfaßt sein muß und nicht, wie Manche annehmen, erst um das Jahr 773 unter dem Bisthume Agilfrid und aus dessen Geheiß, oder gar erst im 13. Jahrh. geschrieben sein kann. Sie wurde zuerst von Heint. Canisius (in den Antiquae Lectiones. Ingolstadt. 1601 seq. 4. Tom. I. P. 2. p. 171 seq.) bekannt gemacht und in die späteren Ausgaben der Legenden-Sammlung des Laur. Surius (unter dem 17. Sept.), sowie auch von J.-Chapeauville in seine Quellen-Sammlung zur Geschichte der Bisthümer Tongern, Utrecht und Lüttich (Qui gesta pontificum Tungrensium, Trajectensium et Leodiensium scripserunt, auctores praecipui. Leodii 1612 seq. 4. Tom. I. p. 321 seq.) aufgenommen. Einen besseren, nach Handschriften berichtigten Abdruck lieferte J. Mabillon (in den Act. SS. ord. S. Benedicti. Parisiis 1668 seq. fol. Saec. III. P. I. p. 59 seq.), welchen Jac. Sabage de seiner

neuen Ausgabe der *Lectiones antiquae* des Cassianus (Antwerp, 1725. fol. Tom. II. p. 135 seq.) benutzte und mit einigen neuen Anmerkungen ausstattete. Die für die Geschichte der Diöcese Nîmes nicht unwichtige Biographie würde einen noch weit größeren Werth haben, wenn der Verfasser sich mehr in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse als in der Erzählung von Wundergeschichten und in einem Uebermaße moralischer Betrachtungen gefallen hätte. Der Styl ist ziemlich roh, breit und unfklar. (Ph. H. Kuhn.)

GODESCARD (Jean François), französischer Theolog und Schriftsteller, am 30. März 1728 zu Rocquemont in der Diöcese von Rouen geboren, stammte aus einer geachteten Familie und ward von seinen Vätern, welche vom Landbau und Handel lebten, einem benachbarten und mit ihnen verwandten Pfarrer zur Erziehung übergeben. Da man an dem Knaben sehr glückliche Anlagen wahrnahm, so schickte man ihn im J. 1743 in das unter der Leitung der Jesuiten stehende Colleg von Rouen, in welchem er sich unter seinen Mitschülern durch unermüdelichen Fleiß und durch eine einschließende Vorliebe für die schönen Wissenschaften auszeichnete. Nach der Beendigung seiner Studien verschaffte er sich die zu seinem Unterhalte nöthigen Mittel als Repetitor an einer Pensionatsanstalt und durch Privatunterricht in der lateinischen Sprache und hatte, da er sich allmählig den Ruf eines sehr geschickten Lehrers erwarb, die Mangel an Schülern. Während er Andere so vorzüglich unterrichtete, studirte er selbst Theologie und Philosophie mit glänzendem Erfolge, übte sich in den Obliegenheiten der praesentischen Seelsorge in der Pfarrei Saint-Nicolas und empfing im J. 1756 im Seminar Saint-Nicolas die Priesterweihe. Unmittelbar darauf wählte ihn von Acquis, Präsident des Parlaments von Rouen, zum Requiresser seines einzigen Sohnes und schickte ihn im J. 1758 mit demselben nach Paris in das Colleg von Vieilles, um darin die im älterlichen Hause begonnene Erziehung fortzusetzen. Während er die Studien seines Zöglings leitete und überwachte, besuchte er die theologischen Vorlesungen in der Sorbonne und legte sich mit großem Eifer auf die Erlernung der englischen Sprache und die Lecture und Uebersetzung englischer Schriftsteller. Seine Sanftmuth und Leutseligkeit erwarben ihm bald auch die Liebe und das Vertrauen der übrigen Zöglinge des Collegs, welche ihn daher vorzugsweise zu ihrem Gewissenrath erwählten; dieses Vertrauen pflanzte sich auf die späteren Zöglinge dieser Anstalt fort und auch Godescard ließ sich später durch die wichtigsten Amtsgeschäfte nicht abhalten, lange Jahre hindurch das Colleg zu besuchen und sein geistliches Amt zu verwalten. Seine Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung und im J. 1769 ernannte ihn der Erzbischof von Paris, von Beaumont, zu seinem Privatsecretair. Später stellte er ihn an die Spitze des erzbischoflichen Secretariats und übertrag ihm, um ihn fester an sich zu binden, ein Canonical an der Kirche St. Louis-du-Louvre. Godescard besaß bereits ein klei-

nes Priorat bei Parilly im Besitze von Rouen, welches ihm von Acquisum verschafft hatte, als ihm dieser aber die von seiner Herrschaft abhängende Pfarrei Gremontville als Beweis seiner Dankbarkeit für die Erziehung seines Sohnes verleihe wollte, schlug der gewissenhafte Mann diese reiche Früchte aus, weil er die ihm erst übertragene Stelle nicht aufgeben zu dürfen glaubte. Der Erzbischof ernannte ihn jedoch, um ihn für dieses Opfer schädlos zu halten, zum Canonicus von St. Honoré. Unter Herrn von Julagui, Beaumonts Nachfolger, genoss Godescard dasselbe Ansehen und Vertrauen und wurde zugleich zum Vorsteher mehrerer zu Paris errichteten Gemeinden englischer Klosterfrauen bestimmt. Auch verlieh ihm der König im J. 1785 als Anerkennung seiner Verdienste eine ansehnliche Pension, ferner ließ ihm die französische Geistlichkeit bei ihrer letzten Versammlung im J. 1788 ein bedeutendes Geldgeschenk überreichen und die Akademie der Wissenschaften und Künste zu Rouen ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Godescard fasste um diese Zeit den Entschluß, seine Stelle bei dem Erzbischof niederzulegen, sein Canonical von St. Honoré abzutreten und sein Priorat von Parilly mit jenem von Bon Repos zu vertauschen, welches im großen Parke von Versailles lag und wo er seine übrigen Lebensjahre in Ruhe zubringen gedachte, die Revolution hinderte ihn aber nicht nur an der Ausführung dieses Planes, sondern brachte ihn um seine sämmtlichen Stellen und Einkünfte. Da er schon früher bei dem Tode seines Vaters die ihm zukommende Erbschaft seinen Verwandten überlassen und auch, was er von seinem Einkommen erübrigen konnte, zu ihrer Unterstützung hingegeben hatte, so besand er sich unvermuthet in der düstern Lage, so daß er sich seinen kümmerlichen Unterhalt durch Correктuren für einen Buchhändler verdienen mußte und doch sein Leben nicht zu fristen im Stande gewesen wäre, wenn ihn nicht einige ihm treu gebliebene Freunde unterstützten hätten. Der frühliche Geist ertrug übrigens sein unverhofftes Unglück mit unerwarteterlicher Muth und verkaufte allmählig seine aus besseren Zeiten herüberbrachten Geräthschaften, nur von seiner wertvollen, mehr 1000 Bände zählenden Bibliothek, die er seit seiner frühen Jugend zusammengebracht hatte und die ihn für allen ertlittenen Verlust tröstete, konnte er sich nicht trennen; er behielt sie bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens, obgleich die dringendsten Bedürfnisse ihn oft mahnten, sie zum Opfer zu bringen. Allzuprobe literarische Anstrengung, besonders bei der Ausarbeitung des vielfach verlangten Ausgusses aus dem Leben der Heiligen, zog ihm endlich eine Krankheit zu, an welcher er nach kurzem Lager am 21. Aug. 1800 zu Paris im Colleg von Boncourt starb, von Allen, die ihn kannten, aufrichtig betrauert. Godescard war ein Geistlicher im wahren Sinne des Wortes, ausgezeichnet sowohl durch ein tadelloses Leben und strenge Grundsätze, als auch durch seinen sanften und einnehmenden Charakter. Von seinem gelehrtten Fleiße zeugen die von ihm herausgegebenen zahlreichen Werke, unter welchen die nach Miban's Unterarbeitete Heiligenlegende die erste Stelle einnehmen

dürfte. Sie erschien unter dem Titel: Vies des pères, des martyrs et des autres principaux Saints, tirées des actes originaux et des monumens les plus authentiques; ouvrage traduit librement de l'Anglais d'Alban Butler par Godescard (Villefranche et Paris 1763 seq. 8. 12 Voll.) und wurde im vorigen Jahrhundert nur ein einziges Mal wieder gedruckt (Maastricht 1794. 8. 12 Voll.), erlebte dagegen in dem jetzigen bis auf die neueste Zeit viele Auflagen; bei der ersten derselben (Toulouse 1808. 8. 13 Voll.) befindet sich noch eine Abhandlung Butlers über die beweglichen Feste, übersetzt von Naget, Director des Seminars von St. Sulpice. Diese Abhandlung sowohl als auch das Leben des Erlösers und der Jungfrau Maria und andere Aufsätze geben den späteren Auflagen eine immer größere Ausdehnung. Sie erschienen in kurzen Zwischenräumen: Toulouse et Versailles 1811. 8. 12 Voll. Lyon et Toulouse 1818—1819. 8. 14 Voll. Versailles et Paris 1818—1821. 8. 13 Voll. Paris 1825. 8. 20 Voll. Lille 1824—1825. 12. 16 Voll. Besançon et Paris 1826. 8. 14 Voll. Paris 1827. 12. 20 Voll. Lyon 1833. 12. 14 Voll. Paris 1833—1834. 8. 10 Voll. Lille 1834—1835. 8. 20 Voll. Lyon 1842. 12. 13 Voll. Besançon 1844. 8. 10 Voll. und Lyon et Paris 1844. 12. 12 Voll. Auch wurden einige der bedeutendsten Biographien besonders gedruckt. Eine deutsche Bearbeitung erschien unter dem Titel: Leben der Väter und Märtyrer nebst anderer vorzüglichster Heiligen, ursprünglich in englischer Sprache verfaßt von Alban Butler. Nach der französischen Uebersetzung von Godescard für Teutschland bearbeitet und sehr vermehrt von Adf. und Weis (Münch 1823—1827. 8. 21 Bde.). Godescard und sein Mitarbeiter Marin, Professor der Mathematik am College Mazarin, welcher sich hauptsächlich der Bearbeitung der sehr zahlreichen Anmerkungen unterzog, überseht das englische Original nicht wörtlich und ändert es sogar, wo es nicht ihren Ansichten entsprach, mit welchen Änderungen Butler, welchem die Uebersetzung vor der Herausgabe mitgetheilt worden, nicht immer zufriden gewesen sein soll. Im Allgemeinen haben zwar Butler und Godescard viele fabelhafte und alberne Ausschmückungen der früheren Regentenammlungen hinweggeschmitten, aber doch noch eine erschreckliche Verrath von Unfau unangefochten gelassen und überhaupt dem Stoffe die wissenschaftliche Seite nicht abzu-

gewinnen gewußt und eine mit Rücksicht auf Culturgeschichte und Kunst bearbeitete Regente ist bis jetzt ein unbefriedigtes Bedürfnis. Der von Godescard begonnene, aber nur bis zum 18. Juli geführte Auszug wurde von dem Jesuiten Bouthier-Depuis vollendet und unter dem Titel: Abrégé des vies des Pères, des Martyrs et des autres principaux Saints, depuis le 1^{er} Janvier jusqu'au 18 Juillet, achevé et publié après la mort de l'auteur (Paris 1802. 12. 4 Voll.) herausgegeben. Diese erste Ausgabe ist noch immer die beste, aber selten geworden; die spätere Radbrücke (Lyon 1815. 12. 4 Voll. Avignon 1815. 12. 4 Voll. Nancy 1824. 12. 4 Voll. Lyon et Paris 1826. 12. 4 Voll. Avignon 1845. 12. 4 Voll. Saint-Brieux 1846. 12. 4 Voll.) sind sehr nachlässig besorgt. Aus dem Englischen übersehte Godescard ferner die von B. Dodd in seiner Kirchengeschichte niedergelegten Bemerkungen über die Aufhebung der Klöster in England (Essais historiques et critiques sur la suppression des monastères et autres établissements pieux en Angleterre. Paris 1791. 8.), die Abhandlung über den Zwiespalt von Geddes (Reflexions sur le duel et sur les moyens les plus efficaces de le prévenir; opuscule traduit de l'Anglais et publié après la mort de l'auteur par Boulard. Paris 1801. 8.) und mehrere andere Werke (das Leben des Cardinals Pelus von Philippe, die Grundzüge der christlichen Religion von Gallener, die Geschichte des Sacilegus von Evelmanns und Sherlocks Freigebten), welche aber ungedruckt blieben; aus dem Lateinischen übertrug er die Schrift des Kirchenvaters Lactantius über den Tod der Christenverfolger (De la Mort des persécuteurs de l'Eglise, avec des notes historiques. Paris 1797. 8.), jedoch nicht mit besonderem Glücke; größeren Werth haben seine Ausgaben der älteren, in der theologischen Literatur berühmten Christen von G. Holden (Analysis fidei. Parisiis 1767. 12. Nova editio cum auctoris vita. Ibid. 1786. 12.) und von Andr. und P. Aulemburgh (Tractatus generalis de controversiis contracti, cum Fr. Veronii tractatu de regula fidei catholicae. Parisiis 1768. 12.) und des neuen Testaments. (Novum Testamentum. Parisiis 1785. 12.) Zu erwähnen sind endlich noch die Vorträge auf die Theologie Vergier, Kanonicus an der Kirche von Paris, und Legros, Probst des Capitels von Saint Louis-du-Loire (in den Annales catholiques 1767) und ein bis zum Jahre 1740 reichendes Register zu den Mémoires de Trévoux, welches aber nicht gedruckt wurde?). (Ph. H. Kallb.)

GODET DES MARAIS (Paul de), Bischof von Chartres, im Juni 1649 zu Talcy bei Blois geboren, widmete sich, da er schon als Knabe die Abtei Gap in der Diocese von Reims erhalten hatte, der Theologie und machte seine Studien zu Paris im Seminare Saint-

1) Die Ausgabe Paris 1763 seq. beruht auf einem Irrthume, denn nur die beiden ersten Bände der ersten Ausgabe wurden mit einigen Einsätzen und Verbesserungen wieder abgedruckt. 2) Vie de St. Francois de Sales (Troyes 1829. 18. Tours 1838. 32.); Vie de St. Charles Borromeo (Troyes 1829. 18.); Vie de St. Louis, roi de France (ibid. 1829. 18.); Vie de St. Vincent de Paul (ibid. 1829. 18.); Vie de St. Ignace de Loyola (ibid. 1829. 18.); Vie de Ste. Thérèse, fondatrice des carmélites déchaussées (ibid. 1829. 18.); Vie de St. Augustin (ibid. 1830. 18.); Vie de St. Bernard, abbé de Clairvaux (ibid. 1831. 18.); Vie de St. François de Borgia (Tours 1838. 12.); Vie de Notre Seigneur Jésus-Christ (Troyes 1830. 18.); Vie de la sainte Vierge (ibid. 1830. 18.); Traité de la sanctification des di-manches (ibid. 1829. 18.).

H. Guppli. v. III. n. 2. Erste Section. LXXI.

3) Vergl. Notice sur la vie et les ouvrages de l'abbé Godescard, vor den Vies des Pères etc. (Paris 1803. 8.), welche auch in die folgenden Ausgaben überging. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 560 und Biographie générale. Tom. XX. p. 910.

Sulpice. Nach Beendigung derselben wurde er im J. 1677 Prior des Seminars von Trinité-royale und bald darauf wählte ihn Frau von Maintenon zu ihrem Beichtvater. Er ließ sich jedoch nur mit Mühe und nur durch die Vorstellungen seines Lehrers und Freundes Tronson bewegen, diese zwar sehr einschränkende, aber ebenso schwierige Stelle anzunehmen, auch war er Nichts weniger als ein Hofmann, sondern zeigte sich vielmehr in seinem Aeußeren ernst, kalt und düster; die von gleich großer Weisheit, Frömmigkeit und Mäßigkeit zeugenden Rathschläge aber, welche er bei der Einrichtung der weiblichen Erziehungsanstalt Saint-Cyr, als deren Gründerin Frau von Maintenon zu betrachten ist, theilte, bezogen diese, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Im J. 1690 wurde er zum Bischof von Chartres ernannt, erhielt aber, da die zu dieser Zeit zwischen dem päpstlichen Stuhle und Frankreich obwaltenden Streitigkeiten noch nicht geschlichtet waren, erst am 31. Aug. 1692 die bischöfliche Weihe und im folgenden Jahre, in welchem große Noth herrschte, überwies er seine sämmtlichen Einkünfte den Armen seines Sprengels. Obgleich er streng an der Erfüllung seiner Pflichten hielt, oder vielmehr weil er den ganzen Umfang derselben kannte, stimmte er zuerst für die Theilung seiner allzu ausgedehnten Diocese, um aus der einen Hälfte derselben das Bisthum Blois zu gründen. Als die untrüglichen Streitigkeiten über den Jansenismus eine ernsthafte Wendung zu nehmen angingen, war er darauf bedacht, Madame Guyon, die bekannte Schwärmerin und entschiedenste Anhängerin desselben, aus Saint-Cyr zu entfernen, um die übrigen mit ihr als Lehrerinnen wirkenden Können vor ihrem verderblichen Einflusse zu bewahren, auch verdammt er durch eine Verfügung vom 21. Nov. 1695 mehr von ihr und ihrem unglücklichen Beichtvater Lacombe aufgestellte Sätze. Als auch der berühmte Jansenist Ibr in seiner Explication des Maximes des Saints sur la vie intérieure (1697) das Wort reden zu müssen glaubte, suchte ihn Gobet durch gütige Vorstellungen von diesem gefährlichen Wege abzuhalten und dieser ließ auch, obgleich er seinem Rathe nicht folgte, doch seiner wohlgemeinten Absicht Nichts Gerädigtes widerfahren. Gobet sah sich endlich, da er mit der Prüfung der erwähnten Schrift Jansen's beauftragt war, genöthigt, am 6. Aug. 1697 vor dem Cardinalen von Noailles und mit Dornet ein schriftliches Gutachten über die darin ausgesprochenen Grundätze zu unterzeichnen, welches an den päpstlichen Stuhl geschickt wurde. Als sich jedoch Jansen der gegen ihn lautenden Entscheidung des Papstes mit der größten Sanftmuth fügte, beillie sich Gobet, ihm zu seiner Unterwerfung Glück zu wünschen und ihr früheres freundschaftliches Verhältniß wieder anzuknüpfen. Ebenso sanft und verschölich benahm sich Gobet gegen die Jansenisten, obgleich er die Ansichten derselben keineswegs billigte und sich gegen die von der Sorbonne ausgehende Entscheidung des Gewissensfalles (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution ertheilen könne, unumwunden aussprach. Er mißbilligte das Vernehmen des den Jansenisten nicht abholten Erzbischofs von Paris, des

Cardinals Noailles, veranlaßte aber, was ihm wenig Mühe gekostet hätte, keinerlei ernsthafte Maßregeln gegen denselben, sondern suchte ihn durch sanfte Vorstellungen zu andern Ansichten zu bringen, was ihm auch vielleicht noch gelungen wäre, wenn ihn nicht am 26. Sept. 1709 der Tod hinweggerafft hätte. Gobet hinterließ den Ruhm eines ebenso einsichtsvollen als sanftmüthigen Brälaten; Uebrig war ihm völlig fremd und er soll die Ernennung zum Staatsrath und die Erhebung zum Cardinal abgelehnt haben. Er stiftete vier Seminare und Anstalten zur Erziehung der Jugend und benutzte fast seinen Einfluß nur zur Erreichung wohlthätiger Zwecke. Seine bischöflichen Rundschreiben, sowie seine über Gewissensangelegenheiten an den Papst, an Ludwig XIV., an den König von Spanien und an Frau von Maintenon geschriebenen Briefe können als Muster in diesem Zweige der kirchlichen Literatur gelten. (Ph. H. Kuhn.)

GODETIA. Diesen Namen gab Spach einer zu der natürlichen Familie der Dnotherten gehörigen Pflanzengattung, welche er in folgender Weise charakterisirt: Die Kelchröhre ist unterwärts fast cylindrisch oder vierkantig, mit dem Fruchtknoten ver wachsen und über denselben hinaus verlängert, trichterförmig, innerhalb bärtig, der vierseitige Kelchsaum hat zurückgekrümmte Zipfel. Die vier verticillirten, eiförmigen, an der Spitze ausgebreiteten Kronblätter sind der Kelchröhre an der Spitze eingefügt und wechseln mit deren Zipfeln ab. Von den acht zugleich mit den Kronblättern eingefügten, einreihigen Staubgefäßen sind die ersten gegenüberstehenden kürzer, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel sind nach Innen gewandt, zweifächerig, länglich und springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist unterständig, vierfächerig. Die zahlreichen, aufsteigenden oder horizontalen Fäden stehen in dem Centralwinkel in einer Reihe. Der Griffel ist fadenförmig, die viertheilige Narbe hat eiförmige oder linealische Zipfel. Die leberartige, fast cylindrisch vierkantige, vierfächerige Kapfel springt fadenförmig in vier Klappen auf, die Placenten ist vierkantig, frei. Die zahlreichen, samtigen Samen haben eine frugige Schale und einen breiten, an der Spitze stehenden Keimfleck. Der Samenleim ist eiweißlos, reichflüssig, die Keimblätter sind dick, fadenförmig, das Würzelchen ist sehr kurz, dem Keim zugewandt.

Hierher gehören einjährige, ästige, in Californien und Chili einheimische krautartige Gewächse mit wechselständigen, am Grunde in den Blattstiel verschmälerten, ganzrandigen oder sehr gezähnten Blättern und achselständigen, einzeln, rosen- oder purpurothosen, oft schon weiß, gelb oder blutroth gefärbten Blüten.

Folgende Arten. sind aus dieser Gattung bekannt:

- a) Die Zipfel der Narbe sind linealisch (gelb); die Kapfel ist lang, am Grunde verschmälert, grau oder weißhaarig; die Samen sind aufsteigend; die Blüten sind groß.

1) *G. Lindleyana* *Spach*. Der Stengel ist aufrecht, aufsteigend, ästig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, meist ganzrandig, an beiden Enden spitz, ziemlich fahl; die Kelchröhre ist verkehrt-kegelförmig, weit kürzer als die Zipfel; die großen, lilafarbig-purpurothen, am Grunde undeutlich gefleckten Kronblätter sind zweimal dreimal länger als die Staubgefäße und der Griffel; die Kapseln sind lang, an beiden Enden verschmälert, weichhaarig. Hierher gehören *Oenothera Lindleyi Douglas* und *Oenothera macrantha Nuttall*.

Diese Art wächst in Californien und im Dregon-Gebiete.

2) *G. rubicunda* *Lindley*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind linealisch oder lanzettlich, fein gezähnt oder ganzrandig, spitz, fahl; die Kelchröhre ist verkehrt-kegelförmig, weit kürzer als die Kelchzipfel; die großen, purpur-rosenrothen, nicht gefalteten, am Grunde bläsafranzfarbig, röthlichen Kronblätter sind doppelt oder dreimal größer als die Staubgefäße und der Griffel; die Staubbeutel sind safranfarbig, an der Spitze hellgelb; die Kapseln sind linealisch, abgestutzt. Hierher gehört *Oenothera rubicunda Torrey und Gray*.

In Californien einheimisch.

3) *G. vinosa* *Lindley*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind linealisch-länglich, schwach gezähnt, fahl; die Kelchröhre ist dreimal kürzer als die Zipfel; die Kronblätter sind rundlich-fleisig, ungefleckt, weiß und purpuroth geädert; die Staubbeutel sind scharlachroth, an der Spitze dick, gelb; die Narben sind blaß; die Samen sind einfarbig schwarzbraun.

Diese Art wächst auch in Californien.

4) *G. amoena* *Garcke*. Die ganze Pflanze ist grau; die Blätter sind gestielt, eiförmig, länglich, gezähnt; die röthlich-weißen, am Grunde gefleckten Kronblätter sind länger als der Fruchtknoten; die Kapseln sind vierkantig, weichhaarig, gekrümm. Hierher gehören *G. Lehmanniana Spach*, *Oenothera amoena Lehmann* und *Oenothera roseo-alba Bernhardt*.

Diese Pflanze kommt nach Reichenbach in Amerika vor.

5) *G. grandiflora* *Lindley*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind lanzettlich, schwach gezähnt, grünlich, ziemlich fahl; die Kelchröhre ist verkehrt-kegelförmig, doppelt länger als die Zipfel; die weissen, am Grunde röthlichen, kaum gefleckten Kronblätter sind weit länger als der Kelch; die linealischen Staubbeutel sind blaß; die Zipfel der Narben sind linealisch, gelblich; die Frucht ist linealisch, vierfurchig, fieselfund, weichhaarig.

In Nordamerika einheimisch.

6) *G. albescens* *Lindley*. Der Stengel ist einjährig, am Grunde halbtrockig; die Aeste sind sehr kurz, gebüßt; die Blätter sind weißlich-meergrün, lanzettlich, ganzrandig, fahl; die stiellosen Blüten stehen zwischen den obersten Blättern sehr dicht gebüßt; die trichterförmige Kelchröhre hat mit den Kelchzipfeln gleiche Länge; die verkehrt-bergförmigen, ungeflechten Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch; die Lappen der Narbe

sind eiförmig, grünlich; die Frucht ist länglich, achsfurchig, zugespitzt, rundlich, wellig.

Sie wächst am Columbia-Flusse in Mexico.

b) Die Zipfel der Narben sind eiförmig, kurz, meist schwach purpuroth; die ungeflechte Kapsel ist in der Regel nach der Spitze zu verschmälert; die Samen sind aufsteigend.

7) *G. viminea* *Spach*. Die ganze Pflanze ist meergrün und ziemlich fahl; die Stengel sind aufsteigend oder aufrecht; die Zweige schlank; die Blätter sind lanzettlich oder länglich-lanzettlich, fast ganzrandig, beinahe stiellos; die trichterförmige Kelchröhre hat mit den Kelchzipfeln fast gleiche Länge; die lilafarbenen oder rosenrothen Kronblätter sind doppelt länger als die Staubgefäße; der Griffel ist länger als die Staubbeutel; die Zipfel der Narbe sind eiförmig; die Kapseln sind cylindrisch, fast vierkantig, an der Spitze verschmälert, grau-weichhaarig. Hierher gehört *Oenothera viminea Douglas*.

Diese in Californien bei St. Francisco einheimische Art ändert mit weit kleineren Blüten, längerer Kelchröhre und mit Kelchzipfeln von der Länge der Blumenkronen ab.

8) *G. Arnottii* *Walpers*. Die ganze Pflanze ist ziemlich fahl, meergrün; der Stengel und die Aeste sind steif aufrecht, oberwärts kantig, an der Spitze dichtblättrig; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, undeutlich gezähnt; die breit trichterförmige Kelchröhre ist ungefähr so lang als der ziemlich lichte Fruchtknoten und kürzer als die Zipfel; die lilafarbenen, nach der Mitte zu purpuroth-geflechten Kronblätter sind länger als die Staubgefäße und doppelt länger als die Kelchzipfel; der Griffel ist länger als die linealisch-lanzettlichen Staubbeutel; die Zipfel der Narbe sind eiförmig und sehr kurz; die Kapseln sind cylindrisch-kegelförmig, etwas gefurcht, fahl. Hierher gehört *Oenothera viminea* var. *Hooker und Arnott*.

Diese Art wächst gleichfalls in Californien.

9) *G. Romanzowii* *Spach*. Die Pflanze ist fast seidenhaarig, meergrün; der Stengel ist unterwärts niederliegend; die Blätter sind lanzettlich-länglich, stachelspitzig, in den Blattstiel verschmälert; die Kelchröhre ist sehr kurz, der Kelchsaum doppelt kürzer als die Blumenkrone; die Kronblätter sind breit-verkehrt-eiförmig, gekerbt, violett; die Staubgefäße sind weit kürzer als die Blumenkrone; die Staubbeutel sind grün, die Narben fast sitzend, eingeschlossen, schwarz-purpuroth; die Kapseln sind länglich-cylindrisch, fast vierkantig, behaart; die Samen sind fast cubisch, mit kleinen Schuppen besetzt, grau.

In Nordamerika einheimisch.

10) *G. quadrivulnera* *Spach*. Die ganze Pflanze ist weichhaarig; die Stengel sind einfach oder ästig, aufsteigend, hoch und schlank; die Blätter sind linealisch oder lanzettlich-linealisch, meist ganzrandig; die trichterförmige Kelchröhre ist um die Hälfte kürzer als die Kelchzipfel; die blaß lilafarbenen, nach dem Grunde zu purpuroth-geflechten Kronblätter sind doppelt länger als die Staub-

gefäße und der Griffel, letzterer hat mit den Staubgefäßen ungefähr gleiche Länge; die Zipfel der Narbe sind sehr kurz; die Kapfeln sind länglich-linealisch, beipfist, ein wenig behaart.

Diese Art findet sich im Oregon-Gebiete.

11) *G. tenella Garcke*. Der einjährige Stengel ist steif, aufrecht; die Blätter sind linealisch-spätelig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ganz stumpf, violett; der Griffel ist länger als die aufstehenden Staubgefäße, aber etwas länger als die Kronblätter; die Narben sind verkehrt-eiförmig, kurz; die Kapfeln sind cylindrisch-verticillat, filzig und länger als das Deckblatt. Hierher gehören *Godekia Cavanillesii Spach* und *Oenothera tenella Cavanilles*.

Diese Art wächst bei Tacabano in Chili und ändert mit schmalen Blättern und grau-weichhaarigen Kapfeln ab.

c) Die Zipfel der Narben sind kurz, purpuroth; die Kapfel ist klein, stiellos, behaart, vom Grunde bis zur Spitze verschmälert; die Samen sind horizontal.

12) *G. purpurea Garcke*. Die ganze Pflanze ist meergrün; die Blätter sind lanzettlich, zu beiden Enden verschmälert, an der Spitze ziemlich stumpf; die Kelchröhre ist kurz; die Kronblätter sind breit verkehrt-eiförmig, fein gelber, purpuroth; die Staubgefäße ragen aus der Blumentrone hervor; die Narben sind dick, kurz, schwarz-purpuroth; die Staubbeutel haben eine gelbe Farbe; die Kapfeln sind eiförmig-verticillat, ungestielt, behaart; die Samen sind unregelmäßig fangig, fein punktiert-ringelig. Hierher gehören *G. Willdenowiana Spach* und *Oenothera purpurea Willdenow*.

In Nordamerika einheimisch.

13) *G. lepidia Lindley*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind länglich-lanzettlich, ganzrandig, fahl oder weichhaarig; die Kelchröhre ist verkehrt-kegelförmig, weit länger als der kegelförmige Fruchtknoten und etwa halb so lang als die Kelchzipfel; die Blätter sind purpuroth, an der Spitze mit einem keilförmigen, dunkel purpurothen Flecken bezeichnet, abgerundet-keilförmigen Kronblätter sind dreimal länger als die Staubgefäße; die Staubbeutel sind purpuroth; die Kapfeln sind verkehrt-eiförmig-länglich, wollig. Hierher gehört *Oenothera lepidia Torrey und Gray*.

Diese Art wächst in Californien.

14) *G. decumbens Spach*. Die Stengel sind aufsteigend, ausgebreitet, sehr ästig; die Blätter sind meergrün, meist ganzrandig, weichhaarig, die unteren sind eiförmig, die oberen eiförmig-lanzettlich, kurzgestielt; die Kelchröhre ist verkehrt-kegelförmig, halb so lang als die Kelchzipfel und weit länger als der grau-weichhaarige Fruchtknoten; die lilafarbenen, ausgedehnten Kronblätter sind länger als die Staubgefäße; die Zipfel der Narbe sind zurückgeschlagen; die Kapfeln sind länglich-kegelförmig, stumpf verticillat, grauwollig.

Gleichfalls in Californien einheimisch.

15) *G. tenuifolia Spach*. Der Stengel ist ästig, die Aeste sind aufsteigend; die Blätter sind linealisch oder

verkehrt-eiförmig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, abgestutzt, an der Spitze gelber, gelblich-röthlich und von dunklen Adern durchzogen; der Griffel ist länger als die aufstehenden Staubgefäße und länger als die Kronblätter; die Narben sind eiförmig, kurz; die Kapfeln sind cylindrisch. Hierher gehört *Oenothera tenuifolia Cavanilles*.

In Chili einheimisch.

16) *G. Gayana Spach*. Die Stengel sind aufrecht, ästig, ruthenförmig, weichhaarig; die Blätter sind spatelig-länglich oder oft linealisch-spätelig oder schmal linealisch, länglich, stumpf, ganzrandig oder unebenlich gerähmt, am Rande weichhaarig; die Kelchzipfel sind doppelt oder dreimal länger als die trichterförmige Röhre, aber fast dreimal länger als die Blumentrone; der Griffel wird von den längeren Staubgefäßen ein wenig überragt; die Narben sind elliptisch; die Kapfeln sind grau-weichhaarig, lang.

Diese Art kommt auch in Chili vor.

d) Die kurzen Zipfel der Narbe sind verkehrt-eiförmig; die Kapfel ist deutlich gestielt; die Samen sind aufsteigend.

17) *G. bottae Spach*. Der Stengel und die Aeste sind ruthenförmig, ziemlich fahl; die Blätter sind linealisch oder linealisch-lanzettlich, am beiden Enden lang verschmälert, spitz, tief gerähmt, gestielt, ziemlich fahl; die Kelchzipfel sind weit länger als die becherförmige Röhre und ein wenig länger als die Kronblätter; der Fruchtknoten ist kaum länger als sein Stielchen.

Diese Art wächst im südlichen Californien. (*Garcke*.)

GODFRED, 1) ein jütischer König, folgte seinem Bruder Sigfred. Als er die Sachsen, seine nächsten Nachbarn, durch Karl den Großen bedrängt und dadurch sein eigenes Reich gefährdet sah, rüstete er im J. 810 zu einem Kriegszuge, um den deutschen König in Sachsen zu überfallen; er wurde jedoch an der Ausführung durch Meuchelmord verhindert. Er soll, um die Sachsen zu weiteren Vordrängen zu verhindern, zur Beschützung der Landesgrenze einen Wall, den sogenannten Kurwite, errichtet haben, der sich freilich als unzureichend bewies und Gorm's Frau, Thore, zur Ausführung des späteren Danerwits veranlaßte.)

2) Sohn des Inar, ein norwegischer Wiking, eine Zeit lang König in Dublin, von seinem Bruder Sigfrid 883 ermordet. Er wird in den ältesten Annalen (*O'Connor III. p. 238*) als Siöfith mac Ivair, rex Nordmannorum aufgeführt, während ihn Na-Geoghegan (*Hist. d'Irlande I. p. 396*), ungenau nach welcher Quelle, obgleich wie es scheint richtiger, Godfred nennt.)

(*Th. Möbius*.)

GODFREY (Thomas), englischer Dichter, ein Sohn des bekannten Mathematikers Thomas Godfrey,

1) Siehe *Eyrik. Vita Caroli M. n. 14*; *Chronolog. Anachronica* (Laugbe, I.) ad a. 810; *Adam. Brem. I. 13*; *Saxo VIII. p. 166—167*. 2) Anders Norwegisch dieses Namens siehe unter Gudrüd.

im J. 1736 zu Philadelphia geboren, sollte, nachdem er den gewöhnlichen Schulunterricht genossen hatte, das Universitätsstudium beginnen. Da er aber dazu nicht die geringste Lust verspürte und ihm seine Eltern nicht die nöthige Unterstützung gewährten, um sich der Malerei, wozu er große Neigung fühlte, zu widmen, so trat er im J. 1758 als Lieutenant in den Landsturm Pennsylvaniens, welcher dazu bestimmt war, das Fort du Duquesne zu belagern. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Unternehmens begab er sich nach Nordcarolina und erhielt eine Anstellung als Factor in einem Handelsbause. Hier dichtete er in seinen Pausen die Tragödie: *The Prince of Parthia*, wahrscheinlich das erste in America geschriebene dramatische Werk und schickte es im J. 1759 an eine zu Philadelphia befindliche Schauspielergesellschaft, welche es aber der Aufführung nicht werth hielt. Nach dem Tode seines Principals (1761) kehrte er nach Philadelphia zurück, da er aber hier keine seinen Wünschen entsprechende Anstellung finden konnte, so ging er als Supercargo an Bord eines nach der Insel New Providence bestimmten Fahrzeuges. Von hier kam er wieder nach Nordcarolina zurück, wo er bald darauf am 3. Aug. 1763 starb. Godfrey schrieb außer seiner Tragödie noch ein didaktisches Gedicht in fünfhundert Versen, welches den Titel führt: *The Court of Fancy* (Philadelphia 1763. 4.) und als eine Nachahmung des *Honno* of *Famou Chaucer's* zu betrachten ist, ferner eine Uebersetzung eines Theils der *Assembly* of *Fowles Chaucer's* in das neuere Englische, mehr Sentenzgedichte, welche Gattung von Gelehrten damals sehr beliebt war und viele kleine Gelegenheitsgedichte, welche meist zuerst in dem zu Philadelphia erscheinenden *American Magazine* gedruckt wurden und aus diesem zum Theil in das *London Monthly Review* übergingen. Eine Gesamtausgabe der Gedichte Godfrey's wurde von seinem Freunde R. Evans (Philadelphia 1767. 4.) besorgt*).

(Ph. II. Kälb.)

GODFREY (Sir Edmondbury), ein englischer Friedensrichter in der Provinz Wiltshire, welcher durch seinen geheimnißvollen Tod während der Religionswirren eine traurige Berühmtheit erlangte. Er war nach der einstimmigen Aussage seiner Zeitgenossen ein sehr rechtsicher Mann und wurde wegen des Mordens, welchen er während der im J. 1665 zu London furchtbar wüthenden Pest bewies, von Karl II. in den Ritterstand erhoben. Er wird von seinen Zeitgenossen zwar als ein eifriger Protestant, keineswegs aber als ein sanftmüthiger und verfolgungsfähiger Mann geschildert und scheint ohne seine Schuld und nur durch sein Amt in den großartigen Betrug, welcher allgemein unter dem Namen der papistischen Verschwörung (popish plot) bekannt ist, verwickelt worden zu sein. Als nämlich Titus Oates, zuerst Weber und dann Theolog, ein in jeder Beziehung vollkommenes und niederträchtiger Mensch, seine „Erzählung“ (narrative) von einer Verschwörung der Jesuiten, welche Nichts weniger als die Ermordung des Königs und die Vertil-

gung der Protestanten zum Zwecke haben sollte, erdacht und so weit ausgeschmückt hatte, daß er gerichtlich genommen werden mußte, wurde Godfrey mit diesem Gesandten beauftragt. Er nahm am 6. Sept. 1678 die eidliche Aussage des Oates, welche dieser sechs auf falsche Zeugnisse und nachgemachte Briefe stützte, entgegen und bemühte sich, die verdächtigen Personen ausfindig zu machen, war aber nicht wenig erstaunt, den Namen seines Freundes Coleman, der allerdings für die katholischen Interessen des Herzogs Jakob von York arbeitete, auf der Liste der Verschwörer zu finden. Er zog diesen in das Geheimniß und dieser säumte nicht, es dem Herzog von York mitzutheilen, welcher sogleich einfiel, daß die angebliche Verschwörung von Vorn herein darauf angelegt sei, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Seit der Verhaftung Coleman's bemerkte man an Godfrey, welcher ohnehin von seinem Vater, der sich selbst um Leben gebracht, ein trübseliges Wesen geerbt hatte, eine große Niedergelassenheit und eines Tages wurde er plötzlich in seiner Familie vermißt. Er war am 12. Oct., nachdem er seine Geschäfte und Rechnungen geordnet und eine Menge von Papieren verbrannt hatte, am frühen Morgen aus seinem Hause fortgegangen und während des Tages in verschiedenen Theilen der Stadt gesehen worden, wie er eiligen Schrittes und ohne sich um das, was um ihn vorging, zu kümmern, seinen Weg fortsetzte. Noch am demselben Abende verbreitete sich das Gerücht, Godfrey sei von den Papisten ermordet worden und am 17. Oct. fand man seine Leiche an einem etwa eine Meile von London entfernten Orte, welcher Primrose-hill heißt, in einem trocknen Graben unter niedrigem Gesträuche. Er lag vorwärts auf den Knieen, der Brust und der linken Gesichtseite; sein eigener Degen war mit solcher Gewalt durch das Herz gestochen, daß die Spitze mehrere Zoll an dem Rücken hervorragte, sein Stod stand am Rande des Grabens und seine Handschuhe lagen nahe bei ihm im Grase, er hatte noch die Klinge an seinen Fingern und das Geld in der Tasche; weder an seinem Hemde, noch an seinen Kleidern fand man die geringste Spur von Blut und dieses floß erst, als man den Degen herauszog, bei der Entdeckung der Leiche aber bemerkte man einen tiefen rothen Einschnitt um den ganzen Hals herum. Unter diesen Umständen hatte Godfrey sich entweder selbst entleibt und in diesem Falle ließ sich die Röhre des Halses durch die eng anliegende Binde erklären, oder er war erdört und darauf von den Wörtern durchschossen worden, um die Vermuthung zu erwecken, daß er sich selbst das Leben genommen habe. Nach einer Untersuchung vor dem Todtenbeschauer (Coroner), welche zwei Tage währte, gaben die Geschworenen auf das Entschieden zweier Wundärzte, die übrigens in Bezug auf die bei plötzlichen und gewaltsamen Todesfällen vorkommenden Erscheinungen große Unwissenheit verriethen, den Bescheid, daß er erdörtet oder ihm der Hals umgedreht und der Degen ihm erst lange nach seinem Tode, als er bereits kalt gewesen, in den Leib gestochen worden sei. Praktische Aerzte, welchen der Spruch nicht gefiel, suchten um die Erlaubniß nach, die Leiche öffnen zu dürfen,

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 912.

erhielten sie aber nicht, da die Brüder des Todten nicht zu bewegen waren, ihre Einwilligung zu geben, weil sie das Erb Godfrey's eingebracht haben waren, sobald nachgewiesen worden wäre, daß dieser durch Selbstmord umgekommen war; sie bemühten sich deshalb auch während der Untersuchung eifrigst, die entgegengegesetzte Uebersetzung bei den Geschworenen zu befestigen. Durch das Ergebniß der Leichenbeschaung geriet das Volk in unbeschreibliche Aufregung, welche man noch dadurch steigerte, daß man die verblümmelte Leiche des angeblichen Märtyrers und ersten Opfers der Verschwörung in feierlichem Zuge nach seiner Wohnung brachte, zwei Tage darauf öffentlich ausstellte und dann mit großem Pompe zur Erde bestattete. Obgleich nun Godfrey, welcher Coloman und seiner Partei den ersten Wink von der den Katholiken drohenden Gefahr gab und also keineswegs als Feind, sondern eher als Freund derselben betrachtet werden mußte, auch außerdem überhaupt kein Grund vorlag, der sie zu einer solchen That hätte verleiten können, so wurden doch die ablestesten Lügen nicht nur von dem Volke, sondern auch von dem Parlamente geglaubt, allenfalls den Vorsichtsmasregeln getroffen und die ungerathenen Gesetze gegen die Katholiken erlassen und mit unbarmherziger Strenge vollzogen. Der König versprach in einer Proclamation demjenigen, der die Mörder Godfrey's entdecken würde, eine Belohnung von 500 Pfund und wäre es ein Mitschulbiger, Schatz und volle Verzeihung. Alsbald wurde ein gewisser Bedloe, welcher bereits wegen mancherlei Betrügerien längere Zeit im Kerker gewesen und sogar in der Normandie als Straßenräuber zum Tode verurtheilt worden war, auf sein eignes Verlangen und auf seine Versicherung hin, daß er wichtige Enthüllungen in Bezug auf die Ermordung Godfrey's zu machen im Stande sei, verhaftet. Bei dem ersten Verhöre sagte er aus, daß er den Leichnam Godfrey's im Palaste zu Somerset gesehen, wo man ihm erzählt habe, daß der Friedensrichter in den Palast geleitet, daßelbst von zwei Jesuiten zwischen Kissen erstickt und durch drei Leute von der Dienerschaft fortgebracht worden sei, bei dem zweiten Verhöre änderte er aber schon seine der Leichenbeschaung widersprechende Aussage dahin ab, daß Godfrey nicht zwischen Kissen erstickt, sondern mit einer leinernen Halbbinde erstodet worden sei. Obgleich er sich in den folgenden Verhören immer mehr in Widersprüche verwickelte und offenbare Unwahrheiten behauptete, so wurde doch ein Proceß eingeleitet und an mehreren Jesuiten, die man ohne jeden hinreichenden Beweis als Hochverräther erklärte, am 24. Jan. 1679 das Todesurtheil vollzogen. Ferner bezeichnete Bedloe den Edelbrüder Brance, einen Katholiken, welcher zufällig wegen einer anderen Sache mit ihm vor Gericht erschien, als einen der Mörder. Dieser unglückliche Mann wurde sogleich festgenommen und durch Verprügelungen und Drohungen veranlaßt, sich schuldig zu bekennen und Hill, Green und Berro, drei Diener zu Somerset-hause, als Mitschuldige anzuklagen. Obgleich er nun einige Tage später auf den Knien und mit allen Zeichen der Reue erklärte, daß an seinem Gehändnisse kein wahres Wort

sei und er durchaus Nichts von dem Morde und den Mördern wisse, so schrie man diesen Widerruf doch nur dem Einflusse der Jesuiten zu und brachte ihn durch eine höchst grausame, seinen Verstand verwirrende Behandlung dahin, daß er seine erste Aussage wiederholte. Hill, Green und Berro wurden vor Gericht gestellt und obgleich ihre Schuld nicht erwiesen werden konnte, zum Tode durch den Strang verurtheilt. Unbegreiflich widerstanden sowohl Hill und Green, welche katholisch waren, als auch Berro, ein Protestant, jedem Veruche, ihnen ein Gehändniß der Schuld zu entlocken und erklärten muthig ihre ungerechte Strafe. Man schrieb übrigens zu dieser Zeit allgemein die Ermordung Godfrey's den Jesuiten zu; als später aber die Verhältnisse sich änderten und die Katholiken ungeachtet reden durften, so beschuldigten ungefehrt diese die Protestanten des Mordes oder behaupteten, Godfrey habe sich selbst entleibt und zwar aus Furcht, gehangen zu werden, weil er die ihm gemordenen Enthüllungen nicht zeitig genug an die betreffende Behörde gebracht habe. Uebrigens wurde durch falsche Zeugen, Lügen und andere Mittel die Sache so verwirrt, daß eine vollständige Klärung wol sehr nicht mehr möglich ist und von den Geschichtsschreibern gewöhnlich ein ihrer politischen und religiösen Uebersetzung entsprechendes Urtheil gefällt wird; vergl. *Memoirs of the Life and Death of Sir Edmondbury Godfrey* (London 1682. 12.), eine ebenfalls nicht unparteiische und gegen die Katholiken gerichtete Schrift. (*Ph. H. Kuhl.*)

GODI (auch de Godis oder Gudis), Antonio, italienischer Historiker des 14. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man weiter Nichts weiß, als daß er aus einer alten und angesehenen Familie von Vicenza stammte und noch im J. 1344 im Dienste seiner Vaterstadt thätig war. Die Behauptung, daß er zu Venedig als Rechtsgesichter und Redner glänzte, beruht auf einer Verwechselung mit einem etwa zwei-hundert Jahre jüngeren Enrico Antonio Gobi, welcher demselben Geschlechte angehört. Antonio's Geschichte von Vicenza (*Chronica rerum Vicentinarum*) wurde zuerst von Rd. Odo mit Albertino Rustico's *Historia Augusta Henrici VII. Caesaris* (Venetis 1636. fol.) herausgegeben und nach diesem von Pet. Burmann in dem *Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae* (Tom. VI. P. I. Lugd. Batav. 1722. fol.) wieder abgedruckt. Eine bessere, nach zwei Handschriften derbügste Ausgabe lieferte Guf. Wat. Cassi in Koben. *Muratorii's* *Scriptores rerum italicarum* (Tom. VIII. p. 68—90), welche von Ang. Gabr. de Santa Maria in seiner *Biblioteca degli Scrittori Vicent.* (Tom. I. p. 183 seq.) wiederholt wurde. Die vom Jahre 1194 bis zum Jahr 1260 reichende Chronik enthält, obgleich sie die Thatfachen nur sehr kurz erzählt, doch manches Brauchbare für die Geschichte der Gegend, hat sich jedoch nicht vollständig erhalten oder wurde theilweis auch von dem Verfasser nicht benützt, denn sie bricht in der Mitte eines Satzes ab. (*Ph. H. Kuhl.*)

GODIGNO (oder Godinus), Nicolao, portugiesischer Jesuit, im J. 1559 zu Lissabon geboren, trat im J. 1573 zu Coimbra in den Jesuitenorden und erwarb

sich durch seine umfassende Gelehrsamkeit großen Ruhm. Er wirkte viele Jahre hindurch in verschiedenen Collegien seines Ordens als Lehrer der Theologie, der Philosophie und der schönen Wissenschaften und wurde im J. 1606 als Censor der von seinen Ordensgenossen geschriebenen Bücher nach Rom berufen, wo er am 7. Dec. 1616 starb. Sein Werk über Abyssinien (*De Abyssinorum rebus deque Aethiopiae Patriarchis Joanne Nonio Barreto et Andrea Oviedo libri tres*. Lugduni 1615. 8.), welches gegen die von Lügen und Fabeln strotzende äthiopische Geschichte des Dominikanermönchs Lugo de Urrea (*Historia ecclesiastica, politica, natural y moral de los grandes remotos reynos de la Etiopia, monarchia del emperador llamado Preste Juan de las Indias*. Valencia 1610. 4.) gerichtet ist, liefert, abgesehen von den langweiligen und unfruchtbaren Streitigkeiten zwischen den Orden der Jesuiten und Dominikaner, nicht unwichtige Beiträge sowohl zur Kirchengeschichte, als auch zur Länder- und Völkerkunde; eben so enthält seine Biographie des am 5. März 1561 zu Ronomotap von den Eingeborenen hingerichteten Missionairs Gonzales Epiteria (*Vita Patris Gonzali Sylveriae, Societatis Jesu Sacerdotis in urbe Ronomotapa martyrium passi*. Lugduni 1612. 8. Coloniae Agripp. 1616. 8.), obgleich sie mehr erbauenden Inhalts ist, in dieser Beziehung manches Brauchbare *).

GODIN (oder Godien), Guillaume Pierre de, Cardinalbischof und päpstlicher Legat, zu Bayonne um die Mitte des 13. Jahrh. geboren, genoss in dem ältesten Hause eine sehr sorgfältige Erziehung und trat dann in das Dominikanerkloster seiner Vaterstadt, nach der Beendigung seiner theologischen Studien wirkte er längere Zeit und mit großem Erfolge als Prediger und als Lehrer der Philosophie und Theologie in den Klöstern seines Ordens zu Bayonne, Comdom, Bordeaux und Montpessier und hielt darauf an der Universität zu Paris, nachdem er vorher noch die berühmtesten Lehrer derselben gehört hatte, öffentliche Vorlesungen, bis er zum Provinzial seines Ordens zuerst in der Provence und sodann in Toulouse (1303) gewählt wurde. Den Antritt des letzteren Amtes bezeichnend er durch eine Handlung großer Besonnenheit und Mäßigung, indem er die in diese Zeit fallende Anwesenheit des ihm in hohem Grade geneigten Königs Philipp des Schönen keineswegs benutzte, um den bekannten Irrelehrer Bernard Delicieux, den größten Feind seines Ordens, für immer unschädlich zu machen, sondern sich vielmehr ernstlich bemühte, ihn auf einen besseren Weg zu leiten. Bald darauf ernannte ihn der Papst Clemens V. zu seinem Kaplane und Theologen, im J. 1306 zum Meister des heiligen Palastes (Censor) und im J. 1309 zum Mitgliede der aus dem Bisthofs von Paris und einigen Cardinälen bestehenden Commission, welche die Anklagen gegen das Andenken des Papstes

Bonifacius VIII. zu prüfen hatte. Er unterzog sich dieser mühslichen Arbeit, welche erst auf dem allgemeinen Concilium zu Vienne (1311) zum Abschluß kam, mit unermüdbarem Eifer und erhielt zur Belohnung der dabei bewiesenen Umsicht und Unparteilichkeit im J. 1312 den Cardinalsbit. Während der beiden letzten Regierungsjahre des Papstes Clemens V. suchte der neue Cardinal aus allen Kräften und nicht ohne Erfolg dem sich immer mehr verbreitenden Unfuge der Begehren Halt zu thun und die Irregelmäßigkeiten von ihrem pietätischen Treiben zur wahren Frömmigkeit zurückzuführen. Um diese Zeit schrieb er auch wahrscheinlich zu diesem Zwecke seine Abhandlung über die Vermählung unseres Herrn Jesus Christus mit der Kirche (*De nuptiis Christi Domini et Ecclesiae*). Johannes XXII. beförderte nach der Beisehung des päpstlichen Stuhles am 12. Sept. 1317 den Cardinalpriester Gobin zum Cardinalbischof von Sabina und schickte ihn drei Jahre später als Legaten nach Spanien, um dieselben die in Verfall gerathene kirchliche Zucht wieder herzustellen, die Sitten des Volkes und der Geistlichkeit zu bessern und die Zwistigkeiten, welche unter den castilischen Prinzen wegen der Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs Alfons XI. entstanden waren, zu schlichten, eine höchst schwierige Aufgabe, da die Prinzen sich wechselseitig mit der größten Erbitterung anfeindeten und dadurch eine gründliche Verwirrung im ganzen Lande und unter allen Ständen hervorriefen. Das Volk, eifrig und allein darauf bedacht, aus dem Zwiste der Großen Vortheil zu ziehen, verkaufte seine Dienste dem, der sie am besten bezahlte, wodurch Diebstahl, Raub, Mord und andere Verbrechen mit jedem Tage häufiger wurden; die Geistlichkeit fröhdte, hatt das Volk zurechtzuweisen und ihm die christliche Liebe zu predigen, der Trägheit und Unmuth und ließ die verderblichen Irthümer ungehindert um sich greifen. Als der Cardinal am Anfange des Jahres 1321 in Castilien eintraf, fand er die Zustände noch weit schlimmer, als man sie dem päpstlichen Stuhle geschildert hatte, statt aber an dem Erfolge seiner Sendung zu verzweifeln, verdoppelte er seinen Eifer und berief vor Allem eine Versammlung der Reichskände nach Palencia; man ließ hier auch der Keckheit seiner Mächtigen und der Wichtigkeit seiner das Wohl des Landes bezweckenden Vorschläge Gerechtigkeit widerfahren, die Gemüther waren jedoch durch den Parteihass noch zu sehr aufgereg, als daß eine Einigung hätte zu Stande kommen können und erst auf dem im J. 1322 zu Valladolid versammelten Nationalconcilium gelang es ihm, zwischen den Prinzen, welche auf die Regentschaft Anspruch erhoben, einen Vertrag zu vermitteln, nach welchem sich diese durch einen Eid verbindlich machten, die Waffen niederzulegen und nicht vor dem Christen desselben Jahres wieder zu ergreifen. Auf bemselben Concilium erzwang er durchgreifende Gesetze zur Wiederherstellung der Kirchenzucht, zur Hebung der wahren Frömmigkeit und zur Unterdrückung des Aberglaubens und schon das strenge Verbot gegen die Reinigung von Verbrechen durch glühendes Eisen und siedendes Wasser, sowie gegen ähnliche Rituale

*) Bergr. Joh. Georg Mueel, Bibliotheca historica. Vol. III. P. I. p. 116. Aug. und Al. de Backer, Bibliotheca des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. I. p. 340.

Gerechtigkeit verhöhrende Gebräuche, welche in Spanien allgemein geworden waren, geben hinlänglich Zeugniß von der Einsicht des apostolischen Legaten. Den größten Kummer verursachte ihm die unzüchtige Geistlichkeit, welche ungescheut mit jüdischen und maurischen Verschläferinnen hauste und erst später durch die Wacht des weltlichen Armes wieder in die gebührenden Schranken zurückgebracht werden konnte. Weit mehr als dieser verderbten Geistlichkeit des Landes lag dem fremden Legaten das Wohl der Bewohner desselben am Herzen und als die Muren, auf die unter den Spaniern herrschende Uneinigkeit banend, die kleine Stadt Lerca im Königreiche Murcia belagerten, versammelte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ein kleines Heer, welches die Absichten der Muren vereitelte und den Einwohnern von Lerca Leben und Freiheit rettete. Als der Legat Spanien verließ, glück das Land zwar noch dem nach einem heftigen Sturme nicht völlig zur Ruhe gekommenen Meere, aber der Sturm hatte sich doch gelegt und der allmählig heiter werdende Himmel versprach eine bessere Zukunft unter Alfons XI., welcher im J. 1325 die Regierung antrat. Auf seiner Reise nach Avignon an den päpstlichen Hof sorgte der Legat für die Vollendung der Kathedrale zu Bayonne und der zur Ehre des berühmten Lehrers Thomas von Aquin zu Toulouse erbauten Kirche, sowie für den Aufbau mehrerer Klöster seines Ordens durch Aneinanderfügen der nöthigen Geldmittel. Zu Avignon trat Gobin wieder in seine früheren Aemter ein und widmete sich mit rastloser Thätigkeit den Obliegenheiten derselben; besonders aber leistete er Johannes XXII. während seines Exiles mit dem teutschen Kaiser Ludwig und dem von diesem aufgestellten Gegenpapste wichtige Dienste und schrieb zur Vertheidigung des rechtmäßigen Papstes sein Buch über die Macht der Kirche (*De iuribus, concessionibus et privilegiis romane ecclesiae* oder *De principe et praedatorum ecclesiae potestate*), welches sich durch kluge Abwägung auszeichnete und selbst an die Gegner Eindrud machte. Daß sich übrigens der Cardinal nicht von allen Verurtheilen seiner Zeit loszureißen vermochte, beweisen die von ihm im J. 1327 erlassenen Verordnungen gegen die Zauberer und Heten, an deren gefährlichen Einfluß er ernstlich glaubte, seine Maßregeln stifteten indessen großen Nutzen, da mancherlei Verbrechen unter dem Schutze der Zauberei ungestraft verübt worden waren. Gobin zog sich jetzt, da er die Schwächen des Alters zu fühlen anfing, von den Geschäften zurück, um seine letzten Lebensjahre ausschließend den Uebungen der Frömmigkeit zu widmen und starb am 4. Juni 1336 zu Avignon. Ausser seinen bereits erwähnten Abhandlungen, welche nur handschriftlich vorhanden sind, hinterließ er noch eine Reihe trefflicher Predigten, welche er in früheren Jahren vor seiner Ernennung zum Cardinal an verschiedenen Orten gehalten hatte; sie blieben ebenfalls ungedruckt; die von ihm auf dem Concilium zu Valladolid erlassenen Verordnungen und Vorschriften findet man in den Concilienpfehlungen; die Berichte über seine Wirksamkeit als Legat in Spanien dürften jedoch, wenn sie sich

erhalten haben, hauptsächlich die Veröffentlichung verdienen *).

(Ph. II. Kuhl.)

GODIN (Louis), französischer Astronom, am 28. Febr. 1704 zu Paris geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien gegen den Wunsch und die Vorstellungen seines Vaters, welcher ihn auf eine einträglichere Laufbahn zu lenken wünschte, unter der Leitung Jos. Nicol. Delisle's ausschließlich der Astronomie. Unter diesem berühmten Lehrer machte er so schnelle und so bedeutende Fortschritte, daß ihn die Akademie der Wissenschaften im J. 1725, obgleich er erst 21 Jahre zählte, in ihren Schoß aufnahm. Bereits im folgenden Jahre las er in einer öffentlichen Sitzung seine Bemerkungen über das Nordlicht, welches sich um diese Zeit öfter zeigte und vielen Lesern große Furcht einflößte. Seine Erklärung dieser in der neueren Zeit mit der Geometrie in Verbindung gebrachten Erscheinung ist zwar falsch, trug aber nicht wenig zur Beruhigung der Gemüther bei. Gobin entwickelte von nun an im Dienste der Akademie eine unermüdete und wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit, führte im Auftrage und zur vollen Zufriedenheit derselben die von Fontenelle begonnene Geschichte des ersten Zeitraums der Akademie zu Ende (*Histoire de l'Académie des sciences depuis 1680 à 1699*, Paris 1733 seq. 4. 11 Voll.), fertigte ein Inbaltverzeichniß der von ihr bis zum Jahre 1730 herausgegebenen Abhandlungen (*Table alphabétique des matières contenues dans l'Histoire de l'Académie depuis son établissement jusqu'en 1730*, Paris 1734 seq. 4. 4 Voll.) und half Gallon bei der Redaction des ebenfalls zu den Schriften der Akademie gehörenden *Recueil des machines approuvées par l'Académie des sciences* (Paris 1735 seq. 4. 6 Voll.). Zu derselben Zeit bereitete er eine neue Ausgabe der *Tables astronomiques* Lohre's (Paris 1727. 4.) mit einem Anhang, besorgte die Jahrgänge 1730, 1731, 1732 und 1733 der *Connaissance des temps* (Paris 1728 seq. 8.) und lieferte eine Reihe werthvoller astronomischer Abhandlungen für die *Mémoires* der Akademie und zwar im J. 1726: *Sur le météore qui a paru le 19 oct. 1726 und Observation de l'éclipse de soleil du 26 septembre 1726*, faite à l'Observatoire royal, im J. 1729: *Observation de l'éclipse de lune du 13 février 1729 au soir*, faite à l'Observatoire royal und *Observation de l'éclipse totale de lune du 8 août 1729*, im J. 1730: *Solution fort simple d'un problème astronomique d'où l'on tire une méthode nouvelle de déterminer les noeuds des planètes*, im J. 1731: *Du quart de cercle astronomique fixe und (im Verein mit Granjean) Observation de l'éclipse partielle de lune du 20 juin 1731*, im J. 1732: *Sur la paralaxe de la lune und Observation de l'éclipse totale de lune du 1^{er} decembre 1732*, faite à Paris, et

*) Vergl. A. Teubner, *Histoire des hommes illustres de l'ordre de Saint Dominique*. Tom. II. (Paris 1745. 4.) p. 174 — 194.

Comparaison de cette observation à celles qui ont été faites à Madrid, à Seville et à Chandernagor au royaume de Bengale, d'où résulte la différence des méridiens entre Paris et ces villes, in J. 1733: Des apparences du mouvement des planètes dans un épicycle, Addition, qu'il faut faire aux quarts-de-cercle fixes dans le méridien, Observation de l'éclipse de soleil faite à Paris le 13 mai 1733, Observation de l'éclipse de lune du 28 mai 1733, Méthode pratique de tracer sur terre un parallèle par un degré de latitude donné, et du rapport du même parallèle dans le sphéroïde oblong et dans le sphéroïde aplati und Des apparences du mouvement des planètes dans un épicycle und in J. 1734: Méthode nouvelle de trouver la hauteur du pôle, Que l'obliquité de l'écliptique diminue et de quelle manière, et que les noeuds des planètes sont immobiles und Méthode d'observer la variation de l'aiguille aimantée en mer. Ganz besonders siffelte die damals von den Gelehrten aufgeworfene Frage über die Gestalt der Erde seine Aufmerksamkeit und auf seinen Bericht befaßte die Regierung, Astronomen nach dem Äquator und nach dem Pole zu schicken, um das Maß der Erde auf eine zuverlässige und genaue Weise zu bestimmen. Er wurde nebst Bouguer und la Condamine gewählt, um nach Peru zu gehen, begab sich aber, ehe er die Reise antrat, nach London, um daselbst Halley's Rath und Anweisung entgegen zu nehmen. Nachdem er auch die noch sonst nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, schiffte er sich am 16. Mai 1735 in la Rochelle ein und landete vorerst auf Saint-Dominge, um auf dieser Insel einige Beobachtungen anzustellen; auch schrieb er hier die in den Memoiren der Académie (1735) mitgetheilte Abhandlung über die Pendelschwingungen (La longueur du pendule simple, qui bat les secondes du temps moyen, observée à Paris et au petit Goave, en l'île Saint-Domingue). Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten setzte er seine Reise nach Lissao fort, wo die Akademiker ihre Arbeiten begannen. Auch von hier aus schickte er zwei Abhandlungen Méthode de déterminer la parallaxe du soleil par observation immédiate und Observation de l'éclipse de lune du 8 sept. 1737, faite à Quito) an die Académie, welche man in den Memoiren derselben (1738 und 1739) findet. Die Aufgabe der Akademiker war bereits gelöst, der König von Lima hatte ihnen aber die Heimreise nur unter der Bedingung gestattet, daß Godin noch einige Zeit zu Lissao bleibe, um an der Schule dieser Stadt Unterricht in der Mathematik zu erhalten. Er war hier Zeuge des schrecklichen Erdbebens, welches im J. 1746 den größten Theil von Lima zerstörte und gab sich alle Mühe, bei dem Wiederaufbau der Häuser ein Verfahren in Anwendung zu bringen, welches die Gefahren bei einem ähnlichen Unglücksfalle wenigstens vermindern mußte. Erst im J. 1751 erhielt er die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren, da aber hier während seiner langen Abwesenheit seine Stelle als besoldeter Akademiker bereits von einem Anderen einge-

nommen war und ihm keine sonstigen Erfindungsmittel zu Gebote standen, so sah er sich genöthigt, nach Spanien zu gehen und die ihm angebotene Direction der Cadetten-school zu Cadix zu übernehmen. Hier erlitt er das furchtbare Erdbeben, welches im J. 1755 Lissabon zerstörte und lebte auch hier durch seine Rathschläge treffliche Dienste, sodaß ihn die Vererbung überall hingeführt zu haben scheint, wo seine Talente nützlich werden konnten. Im folgenden Jahre machte er eine Reise nach Paris und erhielt hier zu seiner nicht geringen Freude seine Stelle als besoldeter Akademiker wieder. Er kehrte nun nach Cadix zurück, um daselbst seine Angestrebten zu ordnen, wurde aber alsbald nach seiner Ankunft von einer schleichenden Krankheit befallen, welche allmählig seine Kräfte aufzehrete und welcher er, da ihm der Schmerz über den Verlust seiner Tochter einen Schlagfluß zuzog, am 11. Sept. 1760 erlag, ohne sein Vaterland, an welchem er mit ganzer Seele hing, wieder gesehen zu haben. Godin, unstreitig einer der vorzüglichsten Mathematiker seiner Zeit, war Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu London, Berlin und Stockholm und stand mit vielen der bedeutendsten Männer seines Faches in Verbindung. Die Académie betrachtete ihn mit Recht als eines ihrer fleißigsten Mitglieder. (Ph. H. Kalk.)

GODIN (oder Goddin), Nicolas, französischer Arzt, welcher am Anfange des 16. Jahrhunderts zu Arras, wo er wahrscheinlich auch geboren war, lebte und als Chirurg großes Ansehen genoß. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts Näheres bekannt und sein Name ist nur durch zwei von seinen Zeitgenossen sehr geschätzte Werke auf die Nachwelt gekommen, nämlich durch seine von ihm in lateinischer Sprache geschriebene und von Jacques Blondel, einem Chirurgen zu Lille, ins Französische übersezte Feldchirurgie (La chirurgie militaire, très utile à tons ceux qui veulent suivre un camp en temps de guerre, pareillement à tous autres en condition pestilente ou dysentérique, Gand 1553. 12. Anvers 1558. 8.) und seine Bearbeitung der praktischen Chirurgie des berühmten italienischen Chirurgen Giovanni de Vigo unter dem Titel: La Chirurgie pratique de maistre Jean de Vigo, docteur en médecine, divisée en deux parties, dont la première est nommée la copieuse, contenant neuf livres particuliers, et la seconde, dite compendieuse, contenant cinq livres, avec les aphorismes et canons de la chirurgie (Paris 1531. 8. S. l. 1532. 8. Lyon 1537. 8.). In der ersten Schrift von nur geringem Umfange spricht er vorzugsweise von den durch Feuerschloß verursachten Wunden, von der Pest und von der Ruhr, aber nur im Allgemeinen und nach den von Galenus aufgestellten alten Grundsätzen; dabei beklagt er sich bitter über die unverständige Redheit der Quacksalber und empfindlichen Pfuscher seiner Zeit, preist jedoch ebenfalls oft

*) Fouchy, Eloge de Godin, in der Histoire de l'Académie des sciences (1760). Biographie universelle. Tom. XVII p. 563 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 915 seq. J. M. Quéraud. La France littéraire. Tom. III. p. 391.

Mittel an, zu deren Anwendung man sich jetzt nicht leicht versehen dürfte“). (Ph. H. Kùlb.)

GODIN DES ODONAIS (Jean), französischer Reisender, im J. 1712 zu Saint-Amand (im Departement des Oher) geboren, widmete sich dem Studium der Literatur und Philologie und erwarb, da er einige noch wenig bekannte Sprachen des neuen Continents an der Quelle zu erforschen wünschte, mit Vergnügen der Aufzucht seines Alerwandlers, des Astronomen Louis Gobin, welcher an der Expedition nach Südamerika zur Bestimmung der Gestalt der Erde Theil nahm, ihn als Gehilfen zu begleiten. Er schiffte sich mit diesem im J. 1735 zu La Rochelle ein und gelangte mit ihm glücklich nach Quito, wo er den Akademikern bei ihren Arbeiten Beistand leistete und sich nach der Vereingung derselben im J. 1741 häuslich niederließ, da er durch seine Heirath mit dem aus einer zu Rio-Bamba angehörenden französischen Familie kommenden Bräutlein von Grandmaison v. Bruno über ein ansehnliches Vermögen verfügen konnte. Er verlor dieses jedoch bald durch gewagte Speculationen und da seine Frau große Sehnsucht nach Frankreich fühlte und ihn selbst die Nachricht von dem Tode seines Vaters zu Heimreise drang, um seine Angelegenheiten zu ordnen, so ging er zuerst allein ohne seine grabe schwangere Frau im März 1749 den Amazonenstrom herab bis nach Para und kam von hier im April 1750 nach Cayenne, wo er sich damit beschäftigte, die zur Abholung seiner Familie nöthigen Anstalten zu treffen. Während seines Aufenthaltes in Cayenne sendete er die Samenförner mehrer werthvollen Pflanzen (insbesondere der Cassiparille und der Butua) an den botanischen Garten zu Paris, an den berühmten Naturforscher Buffon eine zu Lima gedruckte Grammatik der Incaisprache und an den Minister Choiseul einen Plan zur Einrichtung einer freien Schifffahrt auf dem Amazonenstrom. Um wieder auf diesem Strome zurückzugehen und seine Frau in Empfang zu nehmen, bedurfte er wegen des inzwischen in diesen Gegenden ausgebrochenen Krieges Pässe und Empfehlungsbriefe von dem portugiesischen Hofe, die er aber erst im J. 1765, nachdem er 15 Jahre hindurch sein Gesuch vergebens wiederholt hatte, erhielt, zugleich wurde ihm jedoch eine mit 30 Kubikern be- mannte und von einem portugiesischen Schiffsapitalne befehligte Galiote zur Verfügung gestellt, welche ihn auf Kosten des Königs von Portugal den Amazonenstrom hinauf bis zur ersten spanischen Niederlassung bringen, daselbst auf ihn warten und ihn dann mit seiner Familie nach Cayenne führen sollte. Unglücklicher Weise wurde er aber schon zu Despot, wo er wohnte und seine Sachen an Bord bringen wollte, krank und müde, da er sich nicht selbst einschiffen konnte, notgedrungen einem gewissen Trifan von Dreaawal sein Vertrauen schenken, der sich desselben aber unwürdig zeigte, indem er die ihm übergebenen Briefe, statt sie nach Lagana, dem Hauptorte der spanischen Missionen, von wo sie an Godin's

Frau geben sollten, zu besorgen, unzuverlässigen Händen anvertraute und in den portugiesischen Missionen blieb, um daselbst mit dem ihm anvertrauten Gelde aus seine eigene Rechnung Handel zu treiben. Uebrigens war doch ein in der Provinz Quito über die Abholung der Frau Godin's verbeitertes dunstes Gerücht dieser zu Ohren gekommen; da sie aber aus ein unbekanntes Gerüchte hin seinen Entschluß fassen konnte, so schickte sie einen zuverlässigen Keger nach den Missionen, welcher nach Ueberwindung vieler Hindernisse Trifan zu Loreto auffand und aus dessen Munde vernahm, daß eine Galiote bereit liege, um sie nach Cayenne zu bringen. Sie jögerte auf diese Nachricht nicht länger, ließ alles nicht unbedingt Nöthige im Eiche und brach am 1. Oct. 1769 von Rio-Bamba auf nach Canelos, einem kleinen, an einem Nebenflusse des Amazonenstromes liegenden Städtchen, wo sie sich einschiffen wollte, welches sie aber verlassen fand, da die Furcht vor den erst seit Kurzem durch die Europäer in diese Gegenden gebrachten Blattern die Einwohner verschreckt hatte; auch die 30 Indianer, welche sie geleiten sollten, zerstreuten sich allmählig und die ganze Reisegesellschaft bestand nur noch aus acht Personen, ihre selbst, ihren beiden Brüdern, einem Bruderssohne und vier Dienern. Zwei Bewohner von Canelos, welche den Muth gefaßt hatten, dahin zurückzukehren, versprachen ihr ein Canot zu bauen und sie nach der etwa 150 Meilen entfernten Mission von Andoa zu bringen, von wo sie, mit Hilfe der Missionaire, den Ort, wo das portugiesische Fahrzeug sie erwartete, erreichen konnte. Nachdem das Canot fertig war, schiffte man sich guten Muthes ein und gebachte alsbald den Amazonenstrom zu erreichen; als man aber nach einer Fahrt von zwei Tagen ans Land ging, um daselbst die Nacht zuzubringen, schickten sich die beiden Indianer, welche bereits den bedingenen Lohn in Empfang genommen hatten, heimlich davon und überließen die Reisenden ihrem Schicksale. Diese setzten nun noch eine Strecke weit ihre Fahrt ohne Führer und mit der größten Lebensgefahr bis zu einem nicht weit entfernten Landungsplatze fort, wo sie einen in seinem Canot liegenden, kaum von einer Krankheit genesenen Indianer fanden, der sich bereiten ließ, sich ihnen anzuschließen und das Streueruder zu führen, aber schon am dritten Tage durch einen unglücklichen Zufall ins Wasser stürzte und ertrank. Da Niemand das Canot zu lenken verstand und dieses sich bald mit Wasser füllte, so sah man sich genöthigt, ans Land zu steigen. Einer der Diener erbot sich mit dem Canot nach Andoa zu gehen und versprach, innerhalb 14 Tagen von dieser Mission aus Indianer mit dem Canot zurückzuführen. Da aber weder dieses zuträffe, noch Indianer erschienen, so entschlossen sich die Reisenden, welche bereits 25 Tage in dieser unberechneten Gegend in einer schrecklichen Lage zugebracht hatten, den Weg zu Lande fortzusetzen und dem Ufer des Flusses zu folgen, verirrten sich jedoch, da sie die Krümmungen desselben abschneiden wollten, in dem dichten Walde, welcher sich an ihm hingog. Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, konnten sie bald nicht mehr weiter und warfen sich hoffnungslos zu Boden.

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 563. Biographie générale. Tom. XX. p. 913.

Einer Nacht nach dem Andern und nach dem dritten Tage sah die unglückliche Frau nur noch Leichen um sich; sie selbst lag 48 Stunden lang befeunungslos unter diesen, bis sie, von brennendem Durste geplagt, sich aufraffte und wie durch ein Wunder wieder an das Ufer des Flusses gelangte. Nachdem sie ihren Durst gestillt und sich wieder ein wenig erholt hatte, irrte sie in dem Walde, durch welchen sie sich nur mit Mühe über die Baumwurzeln und Schlingpflanzen Bahn brechen konnte und in steter Gefahr, von wilden Thieren gefressen zu werden, mehrere Wochen lang umher, bis sie von Mangel und Hunger dem Tode nahe und nur noch mit einigen Fetzen ihrer Kleider kaum bedeckt, das Ufer des Bobonasa, eines in den Amazonenstrom mündenden Flusses, erreichte. Sie war bereits einige Tage demselben gefolgt, als sie eines Morgens beim Erwachen in geringer Entfernung Geräusch vernahm. Sie näherte sich vorsichtig dem Orte, woher dieses kam und fand alsbald vor zwei Indianern, welche damit beschäftigt waren, ein Canot in das Wasser zu stoßen; auf die inkrandigen Bitten und gegen die Versicherung einer guten Belohnung versprachen ihr diese, sie nach Andoa zu bringen und hielten auch Wort. Von da kam sie ohne weitere Schwierigkeit, aber elend und krank nach Laguna, wo sie von dem nicht wenig erschauerten Superior der Missionen bereitwillig aufgenommen und durch sorgfältige Pflege bald wieder hergestellt wurde; vergebend war aber alle Mühe, Trüsten zur Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit zu bewegen. Die bereits an alles mögliche Ungemach gewöhnte Frau, welcher noch eine Strecke von wenigstens 600 Meilen zurückzulegen blieb, verlor auch jetzt den Muth nicht, befragte ein von Indianern geführtes Canot und gelangte glücklich nach Loreto, wo die portugiesische Galiote sie an Bord nahm und nach Oiapoko zu ihrem daselbst immer noch wartenden Gemahle brachte. Die nach einer Trennung von so vielen Jahren wieder vereinigten Gatten gingen nun nach Gurupa und von da nach Cayenne, wo sie sich nach Europa einschifften. Am 26. Mai 1773 landeten sie glücklich zu La Rochelle und begaben sich von da nach Saint-Amand, wo sie ein sehr schönes Landgut besaßen, auf welchem sie ruhig den Rest ihrer Tage verlebten. Godin arbeitete hier an einer Grammatik und einem Wörterbuche der Quichuasprache, farb aber, als das Werk bereits druckfertig war, im J. 1792; durch die eingetretenen unglücklichen politischen Verhältnisse blieb es auch später ungedruckt. (Ph. H. Kuhl.)

GODINELLA, ein von Lessiboudé eingeführter Name für die dritte Section von *Lysimachia*, einer zu den Primulaceen gehörigen Pflanzengattung. Die erste

Section dieser Gattung, *Lysimandra* genannt, hat zehn Staubgefäße, von denen die den Kelchspalten gegenüberstehenden Staubbeutellos sind, gegenüber- oder quersförmig stehende Blätter und achselständige Blütenstiele; die zweite, *Lysimastrum*, hat fünf ganz unten am Grunde in einen Ring verwachsene Staubgefäße, eine absteigende Blütenkrone, eine füsffappige Kapsel, gegenüberstehende oder quersförmige Blätter, einen achsel- oder endständigen, einfachen oder zusammengefügten Blütenstand und gelbe Blüten; die dritte Section, *Godinella* oder *Lerouxia*, hat fünf freie Staubgefäße, eine absteigende Blütenkrone, eine zweifappige Kapsel, wovon die eine Klappe zuerst an der Spitze zweitheilig, die andere dreitheilig ist, gegenüberstehende Blätter und einzelne, achselständige, gelbe Blüten; die vierte Section endlich, *Ephemera*, hat fünf freie, hervorstehende oder eingeschlossene Staubgefäße, eine absteigende oder zusammenneigende Blütenkrone, eine füsffappige Kapsel, deren Klappen ungetheilt oder zuletzt zweitheilig sind, wechselseitige Blätter und endständige, ährenförmige oder ährenförmig-traubig stehende, weisse, rosen- oder purpurrothe Blüten. (Gardner.)

GODINEZ (Miguel), Jesuit und theologischer Schriftsteller, im J. 1591 zu Waterford geboren, trat im J. 1609 in den Jesuitenorden und ging nach der Beendigung seiner Studien nach den Missionen von Mexico, wo er seinen Familiennamen Wabing mit dem Namen Godinez vertauschte, welchen er auch fortan stett führte. Er wirkte längere Zeit als Glaubensprediger in der Mission von Cinaloa und lehrte später die Philosophie in den Collegien zu Mexico und Guatimala. Er starb am 12. Dec. 1644 zu Mexico. Als Schriftsteller erwarb sich Godinez durch sein erst nach seinem Tode bekannt geordnetes Lehrbuch der mystischen Theologie (*Practica de la Theologia mystica*) einen weit verbreiteten Ruhm; es erschien zuerst in Neuspanien (Puebla de los Angeles 1681. 8.), erlebte in Europa viele Auflagen (Sevilla 1682. 8. Ibid. 1690. 8. Pamplona 1704. 8. Madrid 1780. 8.) und wurde auch von einem Ungeannten als Italienische (*Practica della Theologia mistica. Venezia 1738. 8.*) und von Emmanuel Jgn. de la Reguera ins Lateinische (*Praxis Theologiae mysticae. Romae 1740 und 1745. 2 Voll. fol.*) übersetzt und von dem Letzteren mit einem weitsäufigen Commentare versehen. Andere Werke dieses gelehrten Jesuiten (*El gobierno religioso, Horologii descriptio hexametris latinis, Declamationes poeeticae in laudem B. Virginis Mariae*) finden sich handschriftlich zu Mexico in der Universitätsbibliothek und in der Bibliothek des Marquis de Casañaya. (Ph. H. Kuhl.)

GODINHO (Christovam), portugiesischer Theolog, am Ende des 16. Jahrh. zu Evora geboren, trat im J. 1617 in den Orden der Hieronymiten und wurde wiederholt zum Prior der Klöster seines Ordens zu Benha-Longa und Espinho gewählt. Er farb am 17. Juni 1671. Sein in einem geistlichen Style geschrie-

1) Orig. Lettre de M. D. L. C. (de la Condamine) à M., sur le sort des astronomes qui ont eu part aux dernières mesures de la terre depuis 1735, et Lettre de M. Godin et l'aventure de M. Godin dans un voyage de la province de Quito à Cayenne par le fleuve des Amazonas. (Paris 1775. 8.) *Zeitsch. f. Natg. Hist.* Schöler's Briefwechsel. (Weingen 1775. 8.) 1. Bd. S. 156 ff. 2) Biographie générale. Tom. XX. p. 914. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 564 seq. J. M. Quérard, La France littéraire. Tom. III. p. 391.

*) Aug. und Al. de Bocher, Bibliothèques des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. II. p. 246.

benes aetischeres Brief: Poderes de amor em geral e horas de conversação em particular (Lisboa 1657. 8.) entsprach dem Geschmack seiner Zeitgenossen und fand deshalb bei ihnen großen Beifall. (Ph. H. Kùlb.)

GODINHO (Manoel), portugiesischer Jesuit und Reisender, im J. 1633 oder 1634 (nach Anderen im J. 1630) zu Mentalvaon in der Provinz Alentejo geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien der Theologie und trat im J. 1645 zu Coimbra in den Orden der Jesuiten. Bald darauf wurde er nach den portugiesischen Besitzungen in Indien geschickt, wo durch die Befreiung des Mutterlandes von der spanischen Oberherrschaft mancherlei Veränderungen sowohl in dem weltlichen als auch in dem geistlichen Regimente nöthig waren. Er wußte sich in seiner schwierigen Stellung durch seinen Eifer und seine Umflucht des Vertrauens des Bischofs in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser in einer höchst wichtigen Angelegenheit, welche die Sendung eines zuverlässigen Boten auf dem Landwege nöthig machte, ihn allen Anderen vorzog. Godinho verließ Bagaim, wo er wohnte, am 15. Dec. 1662, kam über Tapan und Surate nach Persien, folgte den Ufern des Euphrat, wo er zuerst die noch völlig unbekannten Ruinen des alten Babylon besuchte und gelangte glücklich nach Aleppo, wo er sich nach Marseile einschiffte. Er landete nach einer schnellen Fahrt in diesem Hafen, wo er so gleich ein portugiesisches Fahrzeug besaß, welches ihn am 16. Oct. 1663 zu Cascaes an der Mündung des Tejo ans Land setzte. Nach der Erhebung seiner Aufträge fühlte er seine Lust mehr, nach Indien zurückzufahren und da ihm auch das Kleisterleben nicht mehr behagte, so ließ er sich seines Glühdess entbinden. Er erhielt nun zur Belohnung der geleisteten Dienste mehrere gute Pfründen, wurde zuletzt apostolischer Protonotar und starb im J. 1712. Die Beschreibung seiner Reise (Relação do novo caminho que fez por terra e mar vindo da India para Portugal no anno de 1663 o padre Manoel, da companhia de Jesus, enviado a Magestade del rey D. Afonso VI. pelo seu vice rey Antonio de Mello de Castro a Luiz de Vasconcellos e Souza, conde de Castel-Melhor. Lisboa 1665. 4. N. Ed. Ibid. 1842. 8.) kann jetzt noch mit Nutzen über die von ihm durchzogenen Länder Afriens und besonders über das Flußgebiet des Euphrat zu Rathe gezogen werden; auch die von ihm mitgetheilte Schilderung der Ereignisse zu Constantinopel nach der Rücklage des türkischen Heeres vor Wien im J. 1683 (Noticias singulares de algumas causas succedidas em Constantinopola depois da rota de seu exercito sobre Vienne enviadas de Constantinopola a hum cavalheiro maltez. Lisboa 1684. 4.) gilt für damalige Zustände des türkischen Hofes nicht unwichtige Aufschlüsse und für die Kriegsgeschichte brauchbar ist seine Biographie des Josepha Soares, welcher nach seiner Befreiung als Dominikanermonch den Namen Antonio von den Wunden (das chagas) führte. (Vida e morte do veneravel padre Fr. Antonio das Chagas, missionario apostolico neste reino da ordem de São-Francisco, fun-

dador do seminario de Varatojo. Lisboa 1687. 4. N. Ed. Ibid. 1729. 4. und 1762. 8.) Seine aetischeren Schriften, unter welchen das Horario evangelico, demonstrador de quarenta horas (Lisboa 1683. 12.) die vergrößlichte Zeit dürfte, sind jetzt vergessen. — Auch in neuerer Zeit lebte ein um die Geographie verdienter Portugiese desselben Namens, Godinho de Heredia, zu Goa, wo er als Kosmograph angestellt war; seine Beschreibung der Halbinsel Malacca (Informação da auren Chersoneso ou Peninsula alem de Gangoes. Lisboa 1807. 8.) gibt jetzt noch den besten Aufschluß über diesen wenig bekannten Theil Hinterindiens. — Weiter als beide ist der sonst nicht näher bekannte portugiesische Reisende Manoel Godinho Cardoso, welcher auf seiner Fahrt nach Indien am 15. Aug. 1685 Schiffbruch litt und nach seiner Heimkehr einen Bericht über das Schiffsal und die Abenteuer der getretenen Mannschafft (Relação do naufragio da nau Santiago e itinerario da gente que delle se salvou. Lisboa 1601. 4.) herausgab *).

GODINHO DE SEIXAS (Manoel), portugiesischer Dichter, am 15. Aug. 1678 zu Santarem geboren, widmete sich den schönen Wissenschaften und machte zu seiner Ausbildung mehrere Reisen, gerieth aber, da das Schiff, auf welchem er sich von Lissabon nach Lagos begeben wollte, am 26. Juni 1725 von algierischen Seeräubern aufgebracht wurde, in Gefangenschaft, aus welcher er erst nach fünf Jahren befreit werden konnte. Nach seiner Zurückkunft nach Lissabon im J. 1731 trat er in den geistlichen Stand und gab Unterricht in der Literatur. Sein rausgerichtetes Gedicht auf den Tod des Königs João V. (Penthetria pathetica em a morte do senhor rey D. João V. Lisboa 1750. 4.) fand, obgleich es nicht frei von Schwulst ist, großen Beifall. Sein Gedicht auf den König Joseph I. (Anaphora anagogica da aclamação do Senhor rey D. Joze I.) und seine poetische Epistel, worin er seine Gefangenschaft erzählt (Epistola ripartida da sua vida, captiveiro, cidade de Alger e fim de Mafoma) blieben ungedruckt. Er starb um das Jahr 1759. — Zu derselben Zeit lebte zu Lissabon, seinem Geburtsorte, ein Historiker und Rausgewrist gleichen Namens, Jeronymo Godinho de Riza; seine gelungene Rede auf Joseph da Pestana (Elogio funebre na morte do senhor Joze do Cout Pestana) findet man in den im J. 1735 erschienenen Reden der Akademie für portugiesische Geschichte, deren Mitglied er war †).

GODINOT (Deo-Gratius-Nicolas), Baron, französischer General, am 1. Mal 1765 zu Evon geboren, trat nach der Beendigung seiner militairischen Vorbereitungsstudien im J. 1787 in ein Cavallerieregiment, verließ dieses aber im J. 1790, um eine andere Laufbahn zu wählen, bis der Rufus zu den Waffen gegen die

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 566 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 916 seq.

†) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 567. Biographie générale. Tom. XX. p. 917.

Frankreich angreifenden fremden Mächte ihn hinweg, im J. 1792 wieder bei dem Gerre Dienst zu nehmen. Zum Hauptmann eines Jägerbataillons ernannt, machte er in der Armee des Centrums den Feldzug von 1792 mit, worauf er im J. 1793 zum Bataillonschef befördert und in dieser Eigenschaft zuerst bei der Meislarmer und sodann bei der Armee der Sambre und Maas in Teutschland und Italien verwendet wurde. Im J. 1799 zeichnete er sich in der Schweiz durch einen glücklichen Angriff auf einen verhassten Posten der Oesterreicher bei Wesen am wallenfäbiger See aus, worauf seine Beförderung zum Brigadeführer erfolgte. Im folgenden Jahre leistete er bei der Vertheidigung von Genua, wo er in Gefangenschaft gerieth, aber sogleich wieder ausgewechselt wurde, gute Dienste und errang einige Vortheile über die österreichischen Truppen am Bolsero und auf einem Streifzuge nach Rivolo hin. Einige Male nicht unbedeutend verwundet, sah er sich genöthigt, nach Frankreich zurückzuführen und seine Gesundheit wieder herzustellen, aber schon im J. 1804 stand er wieder als Oberst eines leichten Infanterieregiments im Felde und socht an der Spitze desselben tapfer bei Ulm und Austerlitz. Zum Brigadegeneral ernannt, nahm er an dem Feldzuge gegen die Preussen im J. 1806 als Chef des Generalstabes Theil und ging nach dem Frieden von Tilsit in derselben Eigenschaft nach der pyrenäischen Halbinsel, wo er unter dem Marschall Mortier während der Feldzüge der Jahre 1808, 1809, 1810 und 1811 eine unermüdlche Thätigkeit entwickelte. In der Schlacht bei Almonacid am 9. Aug. 1809 trug er durch die Ermüdung der von den Spaniern besetzten Anhöhen nicht wenig zur siegreichen Entscheidung derselben bei, auch in den Treffen bei Toledo, Segurao, Santa-Maria und Villalba zeichnete er sich aus und rückte im J. 1811 zum Brigadegeneral vor. Er würde übrigens bei meisten Gelegenheiten noch weit größere Vortheile errungen haben, wenn ihn nicht seine an Anstrenglichkeit grenzende Vorsicht häufig den rechten Augenblick hätte verzaumen lassen. Der Marschall Soult, mit welchem er seine ersten Kriegsdienste gethan hatte, suchte ihn allenthalten vorzuschieben und vertraute ihm die wichtigsten Operationen an, um die Aufmerksamkeits Napoleon's auf ihn zu lenken. Er entsprach aber häufig seinen Erwartungen nicht und verleierte sogar in dem Treffen von Albuera (16. Mai 1811) und bei Venta de Babil (im August desselben Jahres) die von ihm getroffenen guten Dispositionen. Seine letzte gelungene Waffenthat war die Erstürmung des verschanzten Lagers von St. Roque bei Otrastar am Anfange des Octobers; als er aber von hier aus nach dem kleinen Hafen Tarrifa, wo eine starke Abtheilung englischer und spanischer Truppen gelandet war, zur Vertreibung derselben vordrückte, gerieth er auf seinem Marsche an der Küste hin unter die Kanonen der an dieser freuzenden englischen Schiffe und mußte sich mit einem bedeutenden Verluste an Menschen zurückziehen. Er begab sich darauf nach Sevilla, wo er sich nach einem heftigen Austritte mit dem Marschalle Soult am 26. Oct. 1811 eine Kugel durch den Kopf schoß. Man verbreitete in der Armee

das Gerücht, er habe sich in einem Anfälle von Wahnsinn, wozu ihn die heftigen Schmerzen eines ihn schon lange quälenden Nervenleidens brachten, das Leben genommen, die nähere Umgebung dieses in vielen Beziehungen sehr achtbaren, aber in seinen Operationen oft nicht glücklichen Generals war jedoch überzeugt, daß er den letzten Unfall und den Tadel, welchen er darüber von seinem erzürnten Gönner hatte entgegen nehmen müssen, nicht überleben wollte *). (Ph. H. Kuhl.)

GODINOT (Jean), französischer Theolog, im J. 1661 zu Abbeins geboren, erhielt nach der Beendigung seiner Studien ein Kanenkat an der Kathedrale seiner Vaterstadt und trieb neben der nicht sehr anstrengenden Verrichtung seiner Amtspflichten einen nicht unbedeutenden Weinhandel, der ihn durch glückliche Speculation bald in den Besitz großer Reichthümer brachte. Ueberzeugt, daß diese den Besizer nur glücklich machen, wenn er sie zum Wohle seiner Mitmenschen benutzte, verwendete er, nachdem er sein väterliches Erthheil seiner Familie doppelt zurückgegeben hatte, einen großen Theil derselben zum Vortheile seiner Vaterstadt, indem er gutes Trinkwasser in dieselbe leitete und die schmutzigen, die Luft verpehenden Gassen pflasterte, mehr Krankenhäuser erbaute, neue Schulen einrichtete und den Ubor der Kathedrale verschönern ließ. Obgleich ihm diese Thatkrafte mit Recht den Titel eines Vaters und Wohlthäters seiner Geburtsstadt erworben, so wollte ihm doch die Geistlichkeit, weil er sich der Bülle Unigenitus widersetzt hatte, das kirchliche Begräbniß verweigern, mußte aber dem allgemeinen Verlangen seiner Mitbürger nachgeben und ihn mit allen ihm gebührenden Ehren bestatten. Er starb am 15. April 1749. Man verdankt Godinot vortheilhafte Bemerkungen über den Anbau und die Behandlung der Rebe und die Bereitung des Champagners, welche der Abbé Noël Antoine Bluche in seinen *Spectacle de la Nature ou Entretiens sur l'histoire naturelle et les sciences* (Paris 1732. 12), welcher in vielen Auflagen und auch in teutscher Uebersetzung große Verbreitung fand, als die damals vorzüglichste Unternehmung über diesen Gegenstand aufnahm †). (Ph. H. Kuhl.)

GODIVA hieß die Gemahlin des Herzogs von Norwic in England, der im 11. Jahrh. unter Edward dem Bekenner lebte, welche sich durch einen Heroismus eigener Art in der Geschichte dauernd erhalten hat. Ihr Gemahl hatte den Einwohnern von Coventry, welche sich gröblich gegen ihn vergangen hatten, die Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes als Buße auferlegt, von deren Erlasse oder Milderung er Nichts hören wollte. Die Einwohner von Coventry nahmen ihre Zuflucht zu der jungen und schönen Gemahlin ihres strengen Gebieters

*) Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VII. p. 183 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 918. Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Français de 1792 à 1815. Tom. XI. p. 174. XII. p. 179 seq. XIX. p. 296. XX. p. 236 seq. 264. 270 seq.

†) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 567. Biographie générale. Tom. XX. p. 918.

und suchten durch sie zu erreichen, was ihren eigenen Bitten nicht gelungen war. Allein auch ihrem Dankschreiben sollte es anfänglich nicht gelingen, den Gemüth zur Zurücknahme der Straffentens zu stimmen, bis er endlich, bei der Wiederholung ihrer Fürbitte, mit einem wohlgefälligen Blide, den er über ihre anmuthige Gestalt gleiten ließ, im Anbuge einer sonderbaren Laune die Bebingung stellte, daß er denen von Coventry die ganze Strafe erlassen wolle, wenn sie völlig nach durch die Stadt ihrer ganzen Länge nach reiten wolle. Die Zumuthung des Grafen war kein Geheimniß geblieben; die müthige Frau aber, von Dienstbedürfe für ihre Unterthanen entbraunt, war entschlossen, ihrem natürlichen Schamgefühl das schwere Opfer abzurufen. Mit dem Vorbehalte, ein Verbot erlassen zu dürfen, daß sich in der Stunde der Ausföhrung ihres Vorhabens bei Todesstrafe keine Mannsperson auf der Straöe oder an den Fenstern bilden lasse, vollendete sie ganz nackt, nur von ihren langen Haaren umwallt, ihren Ritt durch die Stadt. Doch konnte ein Bäder, als welchen die Sage ihn bezeichneth, dem Gefühle nicht widerstehen, gegen das strenge Verbot sich anzuschleichen und seinen Hals zu streichen, wie denn auch wirklich die strenge Gräfin dieses Opfer sich nicht habe eingeben lassen. Der Verfasser des Artikels über die müthige Godiva in *Wichand's Biogr. Univ. Tom. XVII. p. 26* meint hierzu: „La rigueur, que Godive, déploya dans cette occasion, aurait bien dû tempérer les louanges excessives, qui lui ont été prodiguées par quelques historiens anglais.“

Uebrigens feierte die von einer drückenden Sorge befreite Stadt Coventry längere Zeit das Andenken an den in seiner Art einzigen Ritt ihrer gütigen Gräfin durch ein großes Fest. In feierlicher Proceßion trug man ihr mit Blumen bekränztes Bildniß durch alle Straßen der Stadt unter unermesslichem Jubrange des Volkes aus der ganzen Umgebung; aber auch das Bild des unglücklichen Baders fehlte nicht an dem Besten, wo ihn die Strafe für seinen Leichtsinu erlitt hatte. Vieles ist diese Begebenheit von englischen Dichtern besungen worden und auch in Nachbildungen derselben hat sie in teufflichen Blumenkiesen ihre Stelle gefunden. (Dr. I. E. Volbeding.)

GODMAN (John D.), Reclor der Anatomie und Physiologie am Philadelphia Museum in Nordamerika, Mitberausgeber des Philadelphia Journ. of the med. and phys. Sciences, starb noch ziemlich jung im J. 1830. Außer mehrfachen kleinen Journalartikeln sind von ihm erschienen: *Neurological table, exhibiting a view of the head.* (Philad. 1823.) *Analytic Anatomy; an introductory lecture.* (Philad. 1824.) *Anatomical investigations, comprehending a description of various fasciae of the human body etc.* (Philad. 1824.) *Anatomy taught by Analysis; an introductory lecture.* (Philad. 1826.) *Introductory lecture to the course of Anatomy and Physiology in Rutgers's medical College, Nov. 1826.* (New-York 1827.) *Introductory lecture etc., Nov. 1827.* (New-York 1828.) *Adresses delivered on various public occasions, with an appendix, containing a brief expla-*

nation of the injurious effects of tight lacing upon the organs and functions of respiration, circulation, digestion etc. (Philad. 1829.)

Godman besorgte ferner englische Uebersetzungen von *Cooker's Handbuche der chirurgischen Operationen* (Philad. 1825), sowie von *Clequet's Handbuche der Anatomie.* (Boston 1827.) Auch besorgte er amerikanische Ausgaben von: *Asstley Cooper, On Dislocations* (Philad. 1825.), sowie von: *Bell, Anatomy and Physiology of the human body.* (New-York.)

(Fr. Wih. Theile.)

GODO oder GAO, ein fränkischer Mönch des 7. Jahrh. zu Verbun oder in der Umgegend geboren, stammte aus einer der ersten Familien Austrasiens und war der Neffe des heiligen Vandregisil's, eines mit dem Majoromus Pipin von Landen nahe verwandten und am Hofe des Königs Dagobert I. sehr angesehenen Mannes, welcher sich später von dem öffentlichen Leben in die Abtei Saint-Romans an der Röhre zurückzog. Godo genoss hier den ersten Unterricht unter der Leitung seines Oheims und aus dieser im J. 645 die später so berühmte gewordene Abtei Fontenelle im Lande Gaur (Departement der unteren Seine) an einem ihm von dem Statthalter Nechinoald überlassenen, quellensreichen und früher wohlangebauten, aber zu dieser Zeit unwohneten Orte stiftete 1), folgte er ihm, um ihm bei dem schwierigen Werke Beistand zu leisten. Er wurde nach Rom zum Papste Vitalian (656—671) geschickt, um von diesem Reliquien und Gremplare der heiligen Schrift für die neu erbaute Kirche zu erbitten und einkaufte sich seines Auftrages mit dem besten Erfolge. Bald nach seiner Heimkehr verließ er, entweder freiwillig oder von Vandregisil veranlaßt, Fontenelle und begab sich nach Augia (Dye) in der Diöcese von Trojes, wo er ein Kloster baute, dem er bis zu seinem Tode als Abt vorstand. Er starb um die Mitte des 7. Jahrh. und sein Andenken wird von der Kirche an seinem Todestage (26. Mai) geehrt. Das von ihm erbaute Kloster wurde nach seinem Tode von Alkuin (oder Alkuaf), dem Anführer einer wilden in Gallien eingefallenen Horde 2), zerstört, aber von einer frommen Gräfin 3) wieder hergestellt und wurde später St. Godo, in der Volkssprache St. Gaud genannt, weshalb auch der heilige Godo,

1) . . . Largiente Erichinaldo praefecto non modicum soli partem, . . . quom locum veterum traditio ob copiam fontium in eo flumini hoc nomine vocitatur. Monstrabantur namque in eodem loco vestigia aedificiorum priscorum seculorum industria olim patrata sed externorum hostium feritate belluina funditus solo conqueata, in quo magis lustra ferarum quam habitatio hominum videbatur tunc temporis. Vita §. 4. Untere den auswärtigen Reichen sind wol normannische Herrscher zu verstehen. 2) Wahrscheinlich Hasting, der berühmte Hängling der Normannen, welcher im 9. Jahrh. verberend durch dies Grenzland Frankreich zog; die Abtei hatte nicht lange vorher dieses Schicksal mit einer drückenden Geldsumme, welche sie Dider, einem anderen Anführer normannischer Plünder, bezahlte, von ihm abgemerkt; vgl. §. 3. 3) Emma, die Herrscherin der Normannen. (Samburg 1829. S. 1. Bd. S. 108. 109.) Der Biograph nennt sie Hwa, wahr scheinlich ist Emma, Gräfin von Chartres und Blois gemeint.

wahrscheinlich wegen der Bedeutung des Namens (Sand, Sandfuß), als Patron der Sandschuhmacher gilt; in der Diöcese von Treves ruft man ihn gegen die Pest an. Als man am 16. Sept. 1621 seine Reliquien erhob, fand man zum allgemeinen Erstaunen an dem hinteren Theile seines Schädels keine Naht. Wir besitzen zwei Biographien dieses Heiligen, welche wenig von einander abweichen und aus einer und derselben nicht mehr vorhandenen älteren Quelle geflossen zu sein scheinen; die eine wurde von Gelfr.-Senschen (in den Act. SS. Antverp. Maji Tom. VI. p. 444 seq.), die andere von Edm. Martine und Ursin Durand (in der Collectio veterum scriptorum. Tom. VI. p. 793 seq.) herausgegeben. Claude d'Espence, ein berühmter Theolog des 16. Jahrh. und Lehrer der Theologie an der Sorbonne, besang das Leben und die Thaten Godels in einem lateinischen Gedichte, welches man in der Ausgabe seiner Werke (Parisius 1619. fol.) findet, einen Auszug gibt auch J. Mabillon (in den Act. SS. ord. S. Benedicti. Saec. III. P. II. p. 465 seq.). — Ein anderer Heiliger desselben Namens, dessen Andenken am 8. Mai gefeiert wird, war Bischof von Metz (642—660); wir wissen aber von ihm Nichts weiter, als daß er bei dem anstrengenden Könige Sigebert in großem Ansehen stand und diesen veranlaßte, das Kloster Congon (Monasterium Casacongundinense) in der Diöcese von Turenburg zu erbauen. (Ph. H. Kälb.)

GODOLPHIN in Cornwall war um die Zeit der normannischen Eroberung der Eig eines Johann Godolphin und derselbe hat sich auf eine lange Reihe von Abstammungen vererbt, bis David's einzige Tochter, Eleonora, das ganze Bräutthum ihrem Ehemann, John Rufen, zubrachte. Da sie aber „a great Heiress“ war, so mußte ihr Sohn Thomas den Namen Godolphin annehmen. Dieser Thomas Urenkel, Johann Godolphin, Herrsch von Cornwall, Heinrich VII. 19 und 23, erhielt Begnadigung „for all forfeitures, penalties etc., relating to the tin-works and courts“ und wurde in der Ehe mit Margaretha Trenouth Vater von zwei Söhnen, Wilhelm und Johann. Wilhelm, mit einer der drei Erbtochter von John Olstone aus Morval und Lomewater verheiratet, erzeugte die Söhne Wilhelm und Thomas. Wilhelm Godolphin, Ritter, Warden und chief Steward of the Stannaries, Herrsch von Cornwall, hat diese Auszeichnungen durch sein tapferes Verhalten in der Belagerung von Boulogne, 1544, und bei andern Gelegenheiten verdient. „He demeaned himself very valiantly beyond the seas, as appeared by the scars he brought home; no less to the beautifying of his fame, than the disfiguring of his face.“ Er hinterließ nur Töchter, die Güter fielen daher an seinen Bruders Thomas Sohn, Franz Godolphin. Dieser, mit dem Ritterschlage beehrt den 20. Nov. 1580 und nochmals zum Parlamente berufen, war in der Commission of the peace and of the quorum und in der Lieutenantcy von Cornwall der erste, Oberst eines Regimentes von zwölf Compagnien und Gouverneur von Exeter, wo er die Festungswerke namhaft verbesserte.

„This most ingenious Knight, having always the good of his country in his thoughts, entertained a Dutch mineral man, and taking light from his experience, built thereon far more profitable conclusions, practising a more saving way to make tin of what was, before, rejected for refuse. He likewise undertook the coining of silver out of mines in Wales and Cornwall; and Charles I. (for he was living on his accession to the throne) for his encouragement, and saving of expence, granted him the power of winage at Abernasky, in Cornwall; and the pence, groats shillings, half crowns etc., of this silver, had the ostrich feathers (the cognizance of the Prince of Wales) for distinction, stamped on them. — By his labours and inventions in tin matters, not only the whole country hath felt a general benefit, so as the several owners have there by gotten very great profit out of such refuse works, as they before had given over for unprofitable; but her Majesty hath also received increase of her customs by the same at least to the value of 10,000 L. Moreover, in those works, which are of his own particular inheritance, he continually keepeth at work 300 persons, or thereabouts; and the yearly benefit, that out of those his works accrue to her Majesty, amounteth, communibus annis, to 1000 l. at the least, and sometimes to much more.“

Franz Godolphin, mit Margaretha Killigrew verheiratet, starb 1625. Von seinen neun Kindern sind zu merken Wilhelm und Johann. Der jüngere, Johann, widmete sich dem Studium der Rechte. Doctor im J. 1643 und ein eifriger Puritaner, wurde er im J. 1653 Admiraltätsrichter, unter der Restauration Kronanwalt. Er starb den 4. April 1678. Er hat Mehreres geschrieben: The holy Limbeck, ein Extract des Spiritus aus dem Buchstaben der heiligen Schrift; The holy harbour, ein kurzer Begriff der christlichen Lehre; Abhandlung von der Gerechtigkeit eines Admirals; Das Vermächtniß einer Waise (in Bezug auf Testament), 1674. 4.; Repertorium canonicum, 1678. 4. Sein ältester Sohn, Wilhelm, hinterließ Nachkommenschaft, die vielleicht noch blüht. Des Wilhelm Godolphin und der Margaretha Killigrew ältester Sohn, Wilhelm, socht unter des Grafen von Essex Befehl gegen die Irländer, 1599. Bei Arklow verdiente er sich den Ritterschlag. In dem Gefechte bei Kinsale, den 24. Dec. 1600, führte er des Lord-deputy Reiterregiment, an dessen Spitze er der Spanier Schlachtlinie durchbrach und ihren Anführer Ramo zum Gefangenen machte. Im J. 1603 hatte er das Commando in Kenilworth. Er starb 1613, aus der Ehe mit Thomasia Sidney, Tochter und Erbin von Thomas Sidney aus Wighiam in Dorset, die Soöhne Franz Sidney und Wilhelm, „all eminent for their valour, conduct and sobriety“, hinterlassend. Wilhelm besetzte ein Regiment in des Königs Dienste und socht mit Auszeichnung in den verschiedenen im Westen vorgeschrittenen Treffen, namentlich bei Stratton 1643, wo eine ganze Division ihm untergeben war. Sidney fiel

benfalls in des Königs Streik zu Chagford in Devonshire. „A young gentleman of incomparable parts,“ schreibt Clarendon, „who being of a constitution and education more delicate and unacquainted with contentions, upon his observation of the wickedness of those men in the House of Commons, of which he was a member, out of the pure indignation of his soul against them, and conscience to his country, had, with the first, engaged himself with that party in the west; and though he thought not fit to take command in a profession he had not willingly chosen, yet as his advice was of great authority with all the commanders, being always one in the council of war, and whose notable abilities they had still use of in their civil transactions, so he exposed his person to all action, travel and hazard; and by too forward engaging himself (in this action at Chagford) received a mortal shot by a musket, a little above the knee, of which he died in the instant, leaving the misfortune of his death on a place, which could never other wise have lade a mention in the world. — He was buried in the chancel of the church of Okehampton, in Devonshire, on Feb. 10. 1642—3. He was one of the most eminent poets of his time, and among other his compositions, he translated, into English verse, The Passion of Dido for Aeneas, as it is incomparably expressed in the fourth book of Virgil, printed at London 1658, and published by the celebrated Edmund Waller, Esq.“ Der älteste Bruder Franz, geb. 1605, benutzte den Einfluß, welchen das reiche Besitzthum ihm verschaffte, um ein Infanterieregiment aufzustellen, welches sein Bruder Wilhelm befehligte. Er selbst erhielt die Schlüssel in den des Königs Ocherfam, bis der vollständige Sieg der Empörer ihn nöthigte, sie auf ehrenvolle Bedingungen zu übergeben, den 16. Sept. 1646. „The Commons voted, on Jan. 4. 1646—7, That Mr. Godolphin, Governor of Scilly, upon his surrender of that island, with all forts etc. should enjoy his estate, and be free from arrests for any acts of war.“ R. Karl II. verleiht ihm bei seiner Krönung den Bathorden. Aus seiner Ehe mit Dorothea Verden kamen 10 Kinder, darunter die Söhne Wilhelm, Sidney, Heinrich und Karl. Wilhelm, als Erstgeborener Inhaber der reichen Güter, blieb unvermählt, allen öffentlichen Angelegenheiten fern und starb den 17. Aug. 1710. Heinrich, Doctor der Theologie den 11. Juli 1686, Probst des Collegiums zu Eton den 30. Oct. 1695, Dechant von St. Paul zu London, starb zu Eton den 29. Jan. 1732—1733, in dem 84. Jahre seines Alters, in dem Vollgenuße seiner Fähigkeiten. „He was very exemplary for his piety and charity; a great encourager of learning and virtue, without distinction of party; and so careful in the choice of the persons he preferred, that he was hardly ever deceived in any instance.“ Mit des Obersten Sidney Godolphin, des Gouverneurs von Scilly, Tochter Maria verheirathet, hinterließ er zwei Kinder.

Die Tochter, Maria, wurde 1730 an Wilhelm Owen auf Berkington verheirathet, der Sohn, Franz Lord Godolphin, wird unten verkommen. Des Franz Godolphin und der Dorothea Verden's fünfter Sohn, Karl, geb. 1651 und mit Elisabeth Godolphin von Goulsen verheirathet, war zu K. Wilhelm und der Königin Anna Zeiten einer der Commissarien of the Customs und Register-general of all trading-ships belonging to Great-Britain. Er starb den 10. Juli 1720; eine von ihm beabsichtigte Stiftung für die Erziehung von acht nubemittelten Mädchen hat seine Witwe, gest. den 29. Juli 1726, zur Ausführung gebracht. Sein einziges Kind war in der Wiege gestorben. Sein Bruder Sidney, von des Franz Godolphin Söhnen der dritte, wurde von K. Karl II. gleich bei der Restauration zum Groom of his bedchamber ernannt, vertrat auch in dem langen, den 8. Mai 1661 eröffneten Parlamente das borough Glaston, gleichwie späterhin St. Mary's, wie er denn bis zu seiner Standeserhöhung stets im Unterhause gesessen hat. Seine erste diplomatische Sendung fällt in das Jahr 1678, wo er zweimal nach Holland ging, die Stimmung der Generalstaaten in Beziehung auf das Friedensgeschäft zu erforschen. Am 26. März 1679 wurde er in die Zahl der Commissarien von der Schatzkammer aufgenommen, am 4. Febr. 1680 als Mitglied des geheimen Rath's verordnet, und er gelangte in denselben zu solchem Einflusse, daß Temple ihn, Hyde und den Grafen von Sunderland bezeichnet als diejenigen „esteemed to be alone in the secret management of the King's affairs, and looked upon as the ministry.“ In der Angelegenheit des Herzogs von York, seiner Ausstiehung von der Thronfolge, 1680, zeigte Sidney sich mit dem Parlamente einverstanden. Bei den Debatten im geheimen Rathe über die Frage, ob der Herzog bleiben oder nach Schottland zurückkehren solle, sprach er sich entschieden für die Exsternung aus, und als er beauftragt wurde, dem Unterhause des Königs Vorstakt, „that he could never consent to the exclusion of the Duke,“ mitzutheilen, verbat er sich gradezu das unbeliebte Geschäft. Am 17. April 1684 als Staatssecretair verordnet, geht er sich jedoch keineswegs in der neuen Stellung, daher ihn der König am 21. Aug. n. J. zum ersten Commissarius der Schatzkammer ernannte; wenige Tage darauf, den 8. Sept., wurde er mit der Würde eines Baron Godolphin von Rialton in Cornwall begnadigt. R. Jacob II., kam zum Throne gelangt, befestigte seinen Freund, den Grafen von Rochester, zum Lord-Schatzmeister, womit Godolphin seines Amtes eines ersten Commissarius des Schatzes verlustig wurde. Er hatte wenig Anspruch auf die Dankbarkeit des neuen Königs, wurde jedoch von diesem, in Anerkennung seiner Verdienste um den vorigen Monarchen, zum Lord-chamberlain der Königin bestellt. Deren Achtung hat er sich zeitig erworben und er vergalt das ihm geschenkte Vertrauen durch lange und ergiebige Anhänglichkeit. Selbst nach der Revolution, und von der neuen Dynastie zu den höchsten Ehren erhoben, unterhielt Godolphin mit Maria von Eton fortwährend und bis zu ihrem Ableben einen geheimen Brief.

wechsel. Nach Rochester's Sturze wurde ihm auch sein Amt bei der Schatzkammer wiedergegeben, den 5. Jan. 1687. Als der König sich nach Salisbury erbot, den Fortschritten des Prinzen von Oranien zu begegnen, befaß sich Godolphin unter den Mitgliedern der für die Dauer dieser Abwesenheit angeordneten Administration. Bald darauf unterhandelte er, dem Halifax und Nottingham beigegeben, in Hungerford mit dem Prinzen, den 8. Dec. 1688. Nach London zurückgekehrt, sandten sie den König nicht mehr; das Schreiben, wodurch Godolphin ihm anrieth, sich in Sicherheit zu begeben, scheint seine Wirkung gethan zu haben. In den Verhandlungen am die Erledigung des Thrones stimmte Godolphin, als Legitimist, für eine Regentschaft, was doch den K. Wilhelm nicht abhielt, ihn zum Lord-Commissair für den Schatz zu bestellen und ihm die Leitung der Finanzen beinahe ausschließlich zu überlassen. Als Geheimrath vereidete den 16. Febr. 1689, erhielt Lord-Commissair von der Schatzkammer im November 1690, war er 1695, 1696, 1701 einer der sieben Lords-Justices, welchen während der Abwesenheit des Königs die Regierung anzuweisen war. Die Königin Anna, zum Throne gelangt, ernannte ihn am 6. Mai 1702 zum Großschatzmeister, Lord High-Treasurer of England. Lord Godolphin, der in dem Rufe eines redlichen und fleißigen Mannes und durch eine lange Freundschaft in genauer Verbindung mit dem Grafen von Marlborough stand, wurde jetzt sehr gnädig von der Königin aufgenommen und von Jedermann für den geschicktesten Mann, sowohl für den Hof, als für die Verwaltung dieses Amtes gehalten; denn er verstand sich sehr gut darauf, die eine Sache gern und willig zu thun und der andern Schwierigkeiten in den Weg zu legen, das eine wohl und das andere äbel aufzunehmen, und er wußte sich gut in alle Umstände zu schicken, wie es die Gelegenheit erforderte, besonders wenn Jemand Ansprüche an ihn zu machen hatte. Das Schlimmste, was man ihm schuld gibt, ist, daß er die Königin überredet haben soll, keinem von den Gläubigern K. Wilhelm's seine Forderungen zu bezahlen, dieselben ausgenommen, die er für gut fand; daher er einige von ihnen bezahlte, solche vornehmlich, die das meiste Interesse hatten, und andere abwies; obgleich der König genug hinterlassen hatte, ohne einmal das in Anspruch zu bringen, was in seiner Erbschauer übrig blieb, um alle Forderungen an ihn zu befriedigen, wie es sich zeigte, als man eine Verrechnung von dem Privatvermögen Sr. Majestät anstellte. Sowie aber diese Art von Sparsamkeit eines guten Mannes ganz unwürdig ist, ebenso wenig ist sie der bürgerlichen Verfassung Englands gemäß, nach welcher jeder ein Recht auf den Schutz der Gesetze hat." Godolphin war der umhätigste und getreue Rathgeber, auf dessen Anrath die Königin im Conseil erklärte: „That she judged: the selling of offices and places in her household and family to be highly dishonourable to her, prejudicial to her service, and a discouragement to virtue and true merit, which could and should recommend persons to her royal approbation; and that her

Majesty was resolved to prevent such selling etc.“ Es wird auch von ihm getrüht, daß er die Union der beiden Königreiche sehr befördert habe, eine Ansicht, der indessen A. Cunningham nur bedingungsweise beipflichtet: „Es beschwerten sich in beiden Reichen Viele über den Grafen von Godolphin, welche behaupteten, daß, seitdem er von den Schwierigkeiten frei wäre, in welche er durch die Sicherheits-Akte in Schottland wäre versetzt worden, er dasjenige um Untergange des Staates anzuwenden suchte, was Gottes Vorsehung zum Besten desselben geführt hätte. Er hatte in der That das Glück zur Seite, wenn er sich nur dessen zu bedienen gewußt hätte; da er aber die Erhaltung seines eigenen Ansehens zur Absicht hatte, so betrachtete er beinahe alle Andern mit eifersüchtigen Augen. Daher fragte er bei Anordnung der Regierung in Schottland weder Somers, Halifax, Montrose, Kerburgh, noch sonst Jemanden, außer Duvenhörn, Seafield, Marr und einige wenige seiner Creaturen um Rath.“ Bei Gelegenheit der Befestigung der im Moment der Union in Schottland vorhandenen Kaufmannsgüter erhob sich im Parlamente eine sehr lebhafte Debatte, veranlaßt durch des Staatssecretairs Harley Ansicht. „Da diese Sache fast gefährlich wurde, begab sich Godolphin von seinem Lande in die Stadt, um die Gemeinen zu vermögen, dem Entschlusse der Peers beizutreten. Seine Rückkehr veranlaßte eine große und plötzliche Veränderung in den Meinungen, und als man zum Stimmen schritt, fiel solches nach dem Willen der Peers und gegen Harley's Meinung aus. Nach diesem wurde Godolphin Herrn Harley verdächtig und dieser im Gegentheil dem Grafen. Die Nachsicht auf beiden Seiten stieg zu einem solchen Grade, daß sie gegenseitig insgeheim ihr äußerstes Interesse und ihre äußersten Kräfte anboten, um einander zu beschimpfen und fast gänzlich zu stürzen.“ Zum Lord High-Treasurer von Großbritannien ernannt, mußte dem Grafen die in England geltende Methode für Erhebung der Steuern auch in Schottland einzuführen eine dringende Angelegenheit werden. Viele Creaturen des Ministeriums wurden dahin versetzt, elendes Volk, Vansträuter, Trunkebolden, Gauner aller Art, sodaß sich über Godolphin im Lande ein Zetergeschrei erhob. Er habe, hieß es, die londoner Kloaken ausräumen lassen, um Peasants nach seinem Sinne zu finden. Auch in England erhoben sich Stimmen, die den Groß-Schatzmeister zwar nicht des Unterschleisses, aber doch einer sträflichen Nachsicht für Diebstahlen und Generale beschuldigten. „Diese Sache beinträchtigte den Herzog von Marlborough und den Lord-Schatzmeister nicht weniger als das Parlament. Aber der Herzog glaubte jetzt seine schicksale Zeit zu Untersuchungen zu haben; auch gehend er aus Achtung für den Ruhm und die Tapferkeit einiger Beschlußgeber, die sich des Verbrechens, weßhalb man sie im Verdachte hatte, schuldig gemacht hatten, verschiedene Nachsicht zu, und verschob die Untersuchung dieser ganzen Sache, wie solches auch Godolphin that.“ Dieser scheint auch nicht die ganze Wichtigkeit von der Herzogin von Marlborough Ansehens vom Hofe erkannt zu haben. „In eben dieser Zeit

soll sich der Graf von Godolphin, dem die Höflinge schmeichelten, eben nicht über die Abwesenheit der Herzogin bei Hofe betrübt haben: denn wenn sie zugegen war, so quälte sie ihn mit weiblichen Klagen und Gejähne, oder beunruhigte ihn unaussprechlich mit Unterbrechungen in den Geschäften des Staates, da doch jetzt die Leitung aller Angelegenheiten bloß in seinen Händen war.“ Der Herzog von Queensberry, der Graf von Rarr und Andere, deren das Ministerium durch Gunstbezeugungen sich verschürt zu haben wähnte, „brachten die Schottländer in ihrem Reiche auf und vernachlässigten sie außer demselben; im Geheimen verurtheilten sie dem Grafen von Godolphin genug Unruhe und öffentlich waren sie ihm gehorsam und befolgten seine Maßregeln; sie stifteten Uneinigkeit und machten keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht: zuletzt trieben sie dem Grafen, die Regierung durch eine Partei zu verwalten, an deren Spitze sie sich zu stellen suchten.“ Dem arbeiteten entgegen Lord Somers, in England der Hauptvertechter der Union, und der Großkanzler von Großbritannien, Lord Cowper. „Diese gaben den Rath, das neu vereinigte Königreich auf eine andere Art zu regieren, und wünschten, daß die Regierung lieber durch Gesetze geschützt würde, als daß man Alles dem Willen des Fürsten überlasse. Hätte Godolphin ihrem Rathe damals Gehör gegeben, so würde er in der Folge den Versuch einer mächtigen Partei widerstanden und endlich die britische Regierung vereinbart haben; er würde sich seines Postens bis auf den letzten Tag seines Lebens erfreut und bei seinem Tode sich ein immervährendes Denkmal gestiftet, die Regierung der Nachwelt ungekränkt und sein Leben unsterblicher Ehre überliefert haben. Ob man gleich, außer seiner Demuth, die ihn nothwendig zur Herablassung geneigt machte, nichts Verdächtiges, nichts Kleines, nichts Niedriges an ihm bemerkte, so waren doch seine Kräfte und seine Geistesz Größe zur Gründung von Königreichen nicht hinreichend, und in Rücksicht des unsterblichen Ruhmes fand die gesammte Nachkommenschaft, die seine Augen genommen, sein Interesse an ihm. Die Unterstützung, welche er von einigen Schottländern erwartete, wurde die Grundlage zu seinem Untergange, und kaum waren zwei Jahre vorüber, so betruete er seinen Rath und seine Rätthe.“ Was aber dem allgemeinen Mißvergnügen die rechtliche Nahrung gab, war das immerwährende Steigen der Ausgaben, welche man aller Orten dem Minister zur Last legte, während es allein durch die schweren Kriegskosten veranlaßt wurde. Unter diesen Umständen war das Ableben des Prinzen von Dänemark ein Ereigniß, welches die Schwierigkeiten von Godolphin's Lage nicht wenig steigerte. „Wenn diejenigen, welche zu den wichtigsten Whigs gehörten, um Aemter anhielten, so wurden sie entweder nur selten von Godolphin zugelassen, oder vielmehr gänzlich von ihm abgewiesen: denn Niemand war bei ihm angenehm, wenn er nicht nach seinem Willen und seiner Vorchristi Stimme und nach den Zeitumständen sich mehr nach ihm als den Landesgesetzen richtete. Zu diesem kam noch die wahre und alte Meinung von ihm, daß er von seiner

Jugend an unter den Regierungen der letzten Könige, Karl's und Jacob's, den Whigs abgeneigt war, da Harley im Gegentheil von Jugend auf von Whigs war erzogen worden. Weil daher Lord Godolphin die Partei der Whigs zu nehmen schien, so erfanden die Tories die unterscheidenden Ausdrücke von alten und neuen Whigs, deren sich zuerst Doctor d'Avenant bediente, in der Hoffnung, einige Whigs dadurch zu seiner Partei zu ziehen. Als die alten Whigs bemerkten, daß sie nicht gleichen Antheil an den Vortheilen mit den neuen hatten, sondern von dem Grafen von Godolphin gehaßt wurden, so waren sie ihm um diese Zeit im Parlamente entgegen und wollten die Schande nicht haben, die Größe Anderer zu unterstützen. Die neuen Whigs standen bei dem gemeinen Volke in äblem Rufe, da man sie als Leute betrachtete, welche sich auf öffentliche Kosten nährten, um den Krieg zu verlängern. Man sagte von ihnen, daß sie Alles nach ihrem eigenen Vortheile und Nutzen, ohne einige Rücksicht auf das Verdienstliche einer Sache, beurtheilten. Als Godolphin selches gewahr wurde, gab er den Rath, die alten Whigs mit ihnen auszusöhnen; und wenn irgend einer von jenen, es sei nun wegen der allgemeinen Benennung oder aus Privatabsichten, einer solchen Vereinigung auf irgend eine Art entgegen sein sollte, so glaubte er doch, die gemeinsame Gefahr oder ein Blick auf das Beste des Staates würden ihn gewinnen. Aber eine plötzliche Wendung des Glückes wird es bald zeigen, wie unerschütterlich die Treue der Whigslinge ist: denn Godolphin fand in der Folge, daß diejenigen, welche er nur neuerlich hartnäckig, unerträglich und unänderlich zu nennen pflegte, die Einzigen waren, welche Credit und Vertrauen verdienten.“ Gewiß ist, daß diese Spaltung der Partei, in deren Namen mit so vielem Ruhme Marlborough und Godolphin herrschten, nicht minder verderblich geworden ist, als der Königin Anna verpöbte Neue für die an dem Vater begangene Sünde, als Harley's Künste, die kirchliche, nicht lediglich von Sachverrell ausgehende Bewegung und das allgemeine Sehnen nach Frieden. Im Parlamente gab sich eine bedeutende Opposition kund. „Man klagte, daß das Geld, welches man zum Dienste der Matrosen und der Schiffsahrt erhoben hätte, zur Unterhaltung des spanischen Krieges aus dem Schätze wäre bezahlt worden: und in dieser Rücksicht wurde dem gemeinen Volke fälschlich beigebracht, daß Godolphin jenes Geld in seinen eigenen Nutzen verwendet hätte. Hierauf antworteten die Freunde Godolphin's, daß, wenn man den Erseuten Geld schuldig wäre, wie es von einem großen Theile gewiß sei, selches nicht dem Lord-Schatzmeister, sondern dem Gemeinen selbst belagern wäre, weil sie das Geld nicht zu jenem Zwecke angewiesen hätten. Da jedoch aus den öffentlichen Rechnungen erhellte, daß man den Lord Godolphin hierin, daß nämlich das für die Flotte bestimmte Geld zu andern Kriegsdiensten wäre verwendet worden, seiner Verantwortung oder Beträgerei beschuldigen konnte, so war es ihm vollkommen gleichgültig, wenn überführte Leute angetroffen und bestraft wurden.“ Die Einberufung eines neuen Parlaments

gab die Forderung zur Auflösung des Ministeriums. „Um das Volk zu überzeugen, daß Friede der Hauptzweck aller Maßregeln Harley's und seiner Verbündeten wäre, wurde der Lord-Großschatzmeister, Graf von Godolphin, von seinem Posten entsetzt,“ den 8. Aug. 1710. Eine Reaction trat sofort ein. „Godolphin, der seiner Unterschlagungen schuldig und sich nicht im Geringsten irgend eines schändlichen Schrittes bewußt war, widerlegte die Beschuldigungen seiner Gegner mit großer Bereitwilligkeit, und verteidigte sich unter dem Beistande einiger übrig-gebliebenen Freunde, mit einem edeln Vertrauen auf das Haus der Lords, gegen alle Angriffe seiner Feinde. Sie behaupteten, daß er, weil er Schatzmeister gewesen wäre, als Urheber der Nationalschuld und der übeln Anwendung der öffentlichen Gelder müßte angeklagt werden. Obgleich Godolphin's Unschuld und Sparsamkeit dem Volke durch feierliche Erklärungen des Parlaments schon längst waren bezeugt worden, so erklärte er sich doch jetzt bereitwillig, dasselbe durch die öffentlichen Rechnungen der Leistungen und Zahlungen und sogar durch die Originalrechnen derjenigen, an welche die Zahlungen geschehen waren, zu bestätigen. Und wenn diese verschiedenen Rechnungen noch nicht durch die Hände der Rechnungsrevisoren und Zeller der Erchequer und anderer Bedienten gegangen waren, so mußte die Schuld auf diese und die Einrichtungen und Verfabrungsarten in der Erchequer und seinesweges auf ihn geschoben werden. Zu gleicher Zeit verteidigten die Freunde des Grafen von Godolphin, deren es jetzt nur wenige in dem Hause der Gemeinen gab, seine Sache mit vielem Nachdruck.“ Gegen ihn sprach in sehr entscheidender Weise St. John, für ihn Rob. Walpole. „Bei Entwerfung der Rechnungen über das öffentliche Geld fand man, daß der Herzog von Queensberry von 20,000 Pfund, welche für Schottland im J. 1707 waren bestimmt worden, 12,000 in die Erchequer zurückgegeben hatte, und hierüber wurde jetzt Untersuchung angestellt. Der Graf von Godolphin fing an, Entschuldigungen zu machen, indem er sagte, daß solches seinem Gedächtnisse entfallen wäre, und unter andern Umständen die Schwäche seines hohen Alters verteidigte; doch, sagte er, er wolle versuchen, das Haus auch im Betreff dieser Sache zu befriedigen. Hierauf griffen viele Glieder den Grafen mit äußerster Bitterkeit an, und der Ordo schien in eine Art von Epilepsie gefallen und ganz von Betäubung hingerissen zu sein. Als er endlich die Stimmung des Hauses und die Gefinnung desselben gegen ihn hindurch untersucht und entdeckt hatte, betrauerte er die Vollmacht und Unterthrift Ihrer Majestät, die er wegen der 12,000 Pfund, wovon jetzt die Rede war, hervorbrachte. Als man dies sah, gerietben seine Gegner, da sie bemerkten, daß man ihn gespothet hatte, in Verwirrung, und wurden zum Stillstehen gebracht.“ Seinen Triumph überlebte Godolphin nicht viel über ein Jahr, seit längerer Zeit an Gries und Stein leidend, starb er in des Herzogs von Marlborough Hause zu St. Albans den 15. Sept. 1712. Es schreibt Saint-Simon: „On apprit la mort de Godolphin, naguère grand trésorier d'Angleterre, espèce de

premier ministre, et le chef du parti wigh, dont le fils avait épousé la fille du duc de Marlborough, chez qui il mourut de la taille à la campagne, et ces deux hommes ne furent jamais qu'un. Ce fut un grand soulagement pour la reine et pour le nouveau ministre, un grand abatement pour le parti qui lui était opposé, et le dernier coup du revers de la fortune pour le duc de Marlborough.“ Er war des Hosenbandordens Ritter seit dem 6. Juli 1704, Lord-Récomant und Custos Rotulorum der Grofschast Cornwall seit dem 16. April 1705, Graf von Godolphin und Viscount Rialton seit dem 29. Dec. 1706. Von seinen Leistungen in dem Grofschatzmeisteramt wird gerühmt, „that under his Lordship's administration public credit revived, which before was in a sinking condition and the war was carried on with success, and the nation entirely satisfied with his prudent management. He omitted nothing that could engage the subject to bear the burthen of the war with cheerfulness. He was a great encourager of literature, and a good judge of poetry.“ Seine Gemahlin, Margaretha, Tochter und Wittbin von Thomas Blague, starb in ihrem ersten Kinbette im September 1678, und der Winder blieb ehelos. Sein einziger Sohn, Graf Franz Godolphin, geb. den 3. Sept. 1678, „war nicht viel über 18 Jahre alt, da er das Glück hatte, im J. 1698 mit des berühmten Feldherrn Herzog von Marlborough ältesten Tochter, Henriette, vermählt zu werden. So lange sein Vater und Schwiegervater bei der Königin Anna in Gnaden standen, bestiegte er die Stelle eines Schatzmeisters (Cofferer) des königlichen Hauses, seine Gemahlin aber hatte die Ehre, eine von den königlichen Staatsdamen zu sein. Allein nach dem Falle der obgedachten Herren verloren sie beide im J. 1711 ihre Bedienungen.“ Im J. 1722 succedirte des Grafen Gemahlin, kraft einer Parlaamentsacte, in dem herzoglichen Titel von Marlborough und einem Einkommen von 50,000 Pf. St. Am 23. Jan. 1735 wurde der Graf zum Baron von Helfton in Cornwall ernannt, und es sollten in diesem Titel, in Ermangelung männlicher Nachkommenchaft, die männlichen Erben von Heinrich Godolphin, Dekan zu St. Paul, succediren. Am 16. Mai 1735 als Lord Privy-seal verdrückt, legte Franz 1740 diese Stelle nieder, wegen er Constable des Tower geworden ist. Er starb den 17. Jan. 1766, seine Gemahlin, die Herzogin, den 24. Dec. 1733. Sie war eine Mutter von fünf Kindern geworden. Der Sohn, Wilhelm, Marquis von Blandford, als designirter Nachfolger in dem Herzogthume Marlborough, war den 24. Aug. 1731, kinderlos in seiner Ehe mit Maria Katharina de Jonghe, gestorben, sodas demnach die Aussicht auf die große Erbschaft verschwand war. Von den zu Jahren gekommenen Töchtern heirathete Henriette den Herzog von Newcastle, Thomas Pelham Holles, und Maria den Herzog Thomas von Leeds. Sie haben sich in die väterlichen Güter getheilt. Verglichen sind Godolphin oder Godolman, das wegen seiner reichen Auechte berühmte Zinnbergwerk, Tilshead in Wiltsh., Hogmages

Hills bei Cambridge, Bancks in Berkshire. Der Titel eines Barons Godolphin von Helfton vererbte sich auf Franz Godolphin, Heinrich's, des vormaligen Deschamps von St. Paul einzigen noch lebenden Sohn. Zum Gouverneur der Sclavinien ernannt im J. 1766, ist derselbe, kinderlos in zwei Ehen, mit Tode abgegangen 1785, sodas demnach der Titel Godolphin gänzlich erloschen ist. (v. Stramberg.)

GODOLPHIN (John), ein ausgezeichnete englische Rechtsgelehrter, am 29. Nov. 1617 in dem seiner Familie angehörenden Schlosse Godolphin auf den Scilly-Inseln geboren, kam im J. 1632 nach Orford in das Clouetreecollegium, in welchem er unter der Leitung William Sandbrooke's seine Studien in der Logik und Philosophie, sowie in der Jurisprudenz mit glänzendem Erfolge vollendete und im J. 1642 die juristische Doctorwürde erlangte. Er begab sich darauf nach London, um die juristische Laufbahn zu beginnen, befaßte sich aber zugleich mit der Theologie und huldigte den Grundfägen der Puritaner. In diese Zeit fallen seine beiden theologischen Schriften: Der heilige Desillusiofen (The Holy Limbec. London 1650. fol.) und: Die heilige Laube (The Holy Arbour; a body of Divinity. London 1651. fol.), in welchen er eine umfassende Kenntniß der heiligen Schrift und eine große Kunst in der verheuten Deutung derselben verräth. Während der Revolution hielt er zu der republikanischen Partei und machte sich durch sein feindliches Auftreten gegen die königliche Gewalt so bemerkbar, daß Cromwell ihn auszeichnete und im J. 1653 zum Richter der Amicalität ernannte, welche Stelle ihm übrigens seiner juristischen Tüchtigkeit wegen gebührte. Die Restauration mußte ihn Alles befürchten lassen, Karl II. versah aber dem gelehrten Juristen das gegen ihn verübte Unrecht und ernannte ihn zum Advocaten der Krone. Godolphin starb am 4. April 1678. Seine juristischen Werke: Admiralty Jurisdiction (London 1661. 8.; zweite vermehrte Ausgabe London 1685. 8.; zuletzt unter dem Titel: Lawes, Ordinances etc. of the Admiralty. London 1766—1767. 8. 2 Voll.), The Orphan's Legacy; a Testamentary Abridgt (London 1674, 1677, 1685 und 1701. 4.) und Repertorium Canonicum, or, an Abridgment of Ecclesiastical Laws (London 1678, 1680 und 1687. 4.), worin er die Unabhängigkeit der Könige von England von der päpstlichen Gewalt verteidigt, genossen in England lange eines wohlverdienten Ansehens *).

(Ph. II. Kuhl.)

GODOMAR, 1) König der Burgunder, dessen nur in der L. Burgund. Lit. 3 gedacht wird als eines der Vorgänger des Gundobald.

2) Sohn des Burgunderkönigs Gundobald, scheint die fränkischen Könige Chlodomer, Chilperich und Chlotar gehindert zu haben, den Sieg, welchen sie über seinen Bruder, den König Sigismund, errungen hatten, zu versoh-

gen; während Sigismund fliehend in Gefangenschaft gerieth, sorgte Godomar für die Sicherstellung des Reiches. Den burgundischen Thron bestieg er, nachdem im J. 524 n. Chr. Sigismund als Chlodomer's Gefangener hingerichtet worden war *). Noch in demselben Jahre erneuerten die Franken den Krieg gegen die Burgunder, erlitten aber bei Besenconne eine entscheidende Niederlage, bei welcher Chlodomer den Tod fand *). Indem sich noch Godomar der Franken mit Wähe erwehrt, unternahm der Ostgothenkönig Theodorich gleichzeitig einen Angriff auf die südlichen Grenzen seines Reiches und bemächtigte sich der Städte Genf und Martigny. Auf diese schweren Kriege bezieht sich im Addit. 2 ad Leg. Burgund. der Ausdruck: „tempus excidii.“ Die Franken waren in der nächsten Zeit theils durch den Angriff Theodorich's, theils durch ihre Kämpfe in Thüringen zu sehr beschäftigt, um nicht dem burgundischen Reiche einige Jahre der Ruhe zu lassen. Berücksichtigt man nun, daß das zweite Additamentum zur Lex Burgund. verzugsweise Bestimmungen enthält, wie sie am besten geeignet erscheinen, die im Verlaufe eines vorhergehenden Krieges erlittenen Einbußen wieder zu ersetzen (s. B. Aufrechthaltung der Besitzrechte der aus Gefangenschaft Zurückkehrenden, Festhaltung der Ansiedelung an Niedburgunder u. a.), so läßt sich nicht füglich zweifeln, daß dieser Abschnitt des burgundischen Gesetzes dem Godomar seine Entstehung verdankt. Mit Zustimmung der Vornehmen seines Volkes (optimates) wurden jene 13 gesetzlichen Bestimmungen erlassen. Nur wenige Jahre erzeute sich Burgund des Friedens. Schon im J. 532 erneuerten die Frankenkönige Chilperich und Chlotar ihren Angriff und zwar mit solchem Erfolge, daß mehrte seine Städte (Augustodunum u. a.) in ihre Gewalt kamen. Noch weniger war Godomar im Stande, den fränkischen Waffen zu widerstehen, als im J. 534 den beiden genannten Frankenkönigen noch Theodorich *) sich anschloß. Das burgundische Heer wurde geschlagen und Godomar, der letzte König der Burgunder, verkwündet seitdem aus der Geschichte; das burgundische Reich (abgesehen von dem südlichen Theile, welchen die Ostgothen erobert hatten) wurde von den fränkischen Siegern getheilt *).

3) Sohn des Burgunderkönigs Gundobald. Vergl. unter Gundobald.

(Dr. H. Brandes.)

GODONESCHE (Nicolas), französische Graveure, gegen das Ende des 17. Jahrh. zu Paris geboren, widmete sich der Kunst, ohne jedoch die Wissenschaften zu vernachlässigen und erwarb sich den Ruhm eines ebenbürtigen Graveurs als kunigen Numismatikers, weshalb er zum Aufseher des königlichen Münzcabincts ernannt wurde; da er sich aber übertreiben ließ, zu einer satirischen Schrift des durch seine Opposition gegen den päpstlichen Stuhl und die Regierung bekannten Abbe Laur. Je. Bourcier (Explication abrégée des princi-

*) J. G. de Chausseid, Nouveau Dictionnaire historique et critique. Tom. II. p. 38. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 568. Biographie générale. Tom. XX. p. 919.

1) Vergl. Martii Chron. ad ann. 524. 2) Vergl. Gregor. Tur. III. 6. Agathias I. 11. 3) Vergl. Fourier, Hist. de la Gaule méridionale etc. II. p. 133 seq.; doch nennt er hier irrthümlich Theodorich. 4) Vergl. Martii Chron. ad ann. 534.

pales questions qui ont rapport aux affaires présentes. Paris 1731. 12.) die Kupfer zu stechen, so mußte er im J. 1732 in die Bastille wandern; er wurde zwar bald wieder aus derselben entlassen, verlor aber seine Stelle, von welcher er fast ausschließlich lebte. Die Proscheur Beaufrier's wird jetzt noch, obgleich die satyrischen Anspielungen jetzt ihre Spitze und Bedeutung völlig verloren haben, wegen der Kupfer Godonische's gesucht. Von größerm Werthe für die Geschichte ist Godonische's Werk über die unter der Regierung Ludwig's XV. auf wichtige Ereignisse geschlagenen Münzen (Médailles du règne de Louis XV. Paris 1727. fol.), welches in der zweiten bis zum Jahr 1735 reichenden Ausgabe (Paris 1736. fol.) aus 54 Kupfertafeln besteht und von G. R. Fleumont in einer dritten Ausgabe (Paris 1746. fol.) bis zum Frieden von Aachen fortgesetzt und mit 24 Tafeln vermehrt wurde. Godonische starb zu Paris am 20. Jan. 1761 in dürftigen Verhältnissen. Der Herzog von La Vallière ließ in seiner Bibliothek eine von Godonische auf Pergament ausgearbeitete und mit schönen Zeichnungen versehene Handschrift, welche einen von dem Künstler entworfenen Plan zur Einrichtung des königlichen Münzkabinet's, die Köpfe der zwölf ersten römischen Kaiser nach alten Münzen und Abbildungen aller geschmückten Steine aus dem königlichen Cabinet enthält *).

(Ph. H. Kuhl.)

GODOUIN oder GODOUIN (Jean), französischer Philolog, am 1. Dec. 1620 zu Paris geboren, machte seine Studien an der Universität zu Paris und wurde, nachdem er längere Zeit an dem College des Cardinaux Lemoine Unterricht erhalten hatte, um das Jahr 1660 zum Professor der hebräischen Sprache an dem College de France ernannt. Als er Anspruch auf den Titel eines Decans der französischen Landmannschaft erhob, widersetzte sich Gasse du Ronlan, der einem andern Candidaten gewogene Rector der Universität, unter dem Vorwande, daß ein verheiratheter Lehrer auf die akademischen Würden keinen Anspruch machen könne; Godouin widerlegte diesen Grund in einer im J. 1677 an den königlichen Rath gerichteten Beschwervenschrift, worin er eine Menge aus die Universität bezüglicher auffallender Thatfachen mittheilte; die Rücksichtslosigkeit aber, womit er sich über religiöse Gegenstände ausließ, hätte ihm leicht großen Verdruß verursacht können, der Erzbischof von Paris, François de Harlay, begünstigte sich aber damit, ihm einen Verweis zu geben. Godouin soll auch der Lehrer des berühmten Orientalisten Antoine Galland im Hebräischen gewesen sein. Er starb zu Paris am 8. Oct. 1700. Er hatte sich längere Zeit mit der Ausarbeitung einer hebräischen Grammatik befaßt, welche aber nicht gedruckt wurde. Seine Ausgabe der Denkwürdigkeiten des Julius Cäsar (Commentarii, interpretatione et notis illustrati in usum Delphini. Parisiis 1678. 4.) ist eine der besten und wurde öfter wieder aufgelegt (Lond. 1693. 1697. 1719 und 1815. 8.

Basani 1786. 4. Edinburg. 1806. 8.), weniger gelungen ist seine von einer französischen Uebersetzung begleitete Ausgabe der vermischten Briefe Cicero's (Seize livres des épîtres familières de Cicéron, nouvellement trad. en françois; avec le Texte. Paris 1663. 12. 2 Voll.). Seine Geistesgeistesgedichte in lateinischer Sprache (In secundum rectoratum Petri Lalemant, extemporale et subitum carmen. Paris 1653. 4. Ad Pomponium Believraeum, supremi Galliae senatus principem, postquam ad hoc munus erectus esset, carmen. Parisiis 1657. 4. u. [u.] beweisen eine nicht gewöhnliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und der Metrik *).

(Ph. H. Kuhl.)

Godoya, f. Godoya.

GODOY (Diego), einer der spanischen Conquistadoren des 16. Jahrh., welcher Hernando Cortes auf seinem Eroberungszuge gegen Mexiko begleitete und über die ihm übertragene Expedition nach dem Districte Tabasco in der Provinz Chiapa an den Feldherrn einen noch vorhandenen Bericht (Relacion al H. Cortes que trata del Descubrimiento de diversas ciudades y provincias y guerras que tuio con los Indios) erstattete, welchen Andr. Gonzalez Barcia im Originale zuerst in seinen Historiadores primitivos de las Indias occidentales (Madrid 1749. fol.) herausgab und früher in einer italienischen Uebersetzung unter dem Titel: Relacion fatta per Diego Godoy a Fernando Cortese. Lettere di Diego, nelle quali tratta dello scoprimento et acquisto di diverse città et provincie, delle guerre et battaglie che per tal causa furon fatte, la maniera dell' arme da combattere et da coprirsi che usano quelli della provincia di Chamula in Gioy. Battista Ramusio's Navigazioni et viaggi. Tom. III. p. 300 seq. (Venetia 1565. fol.) mitgetheilt wurde. (Ph. H. Kuhl.)

GODOY (Don Manuel), Herzog von Alcudia, geb. 1764 *) zu Badajoz, stammte aus einer adeligen, aber verarmten Familie. Ohne Vermögen war er früh genöthigt, sich eine Erwerbsquelle zu suchen. Er benutzte dazu sein musikalischs Talent. Begleitet von seinem älteren Bruder Louis, begab er sich aus der dunklen Wohnung seines Geburtsortes in das Gewühl der Hauptstadt des spanischen Reichs. In Madrid verschaffte ihm sein Gesang und sein ausgezeichneter Guitarterspiel einige Gönner, deren Verwendung ihm zum Eintritt in die königliche Garde verhalf. Bitter empfand er jedoch den Druck der Armut. Mit einem Solde von 6 Ggr. hatte er an manchem Tage, aus Mangel an Wäsche, den Kranken geholfen. Seine Fertigkeit auf der Guitarre erwarb ihm mitunter ein Auenessen bei gutmüthigen Wirthen. Neben der Musik hatte er sich aber auch einige Kenntnisse in der französischen Sprache erworben. Durch Jugend und Schönheit begünstigt, öffnete ihm sein Guitarterspiel nach und nach die höchsten Stufen. Er gewann

*) Biographie universelle, Tom. XVII. p. 570.

1) Nach dem Nachtrage des New Monthly Magazine vom Jahr 1818; nach einer andern, minder verlässigen Angabe war Godoy 1768 geboren.

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 570. Biographie générale. Tom. XX. p. 222.

dadurch selbst die Gunst der Gemahlin König Karls IV., der 1788 den spanischen Thron bestiegen hatte. Leicht ward es Godoy durch Talent und Gewandtheit zu höheren Stellen zu gelangen unter einem Fürsten, der schwach an Willenskraft wie an Verstand fast allein seiner leidenschaftlichen Jagdlebe sich hingab und die Regierungsgeschäfte gänzlich seiner Gemahlin Louise Marie von Parma und ihrem Günstlinge Godoy überließ. Dieser ward in kurzer Zeit zum Garderobier und nicht lange nachher zum Staatsrath und ersten Minister erhoben. Der spanische Hof neigte sich jetzt vor ihm wie vor einer aufgehenden Sonne. Ueberall entzündete er, wie durch sein Spiel und seinen Gesang, so durch seine blühende, frästige Gestalt und seine unbefangenen und dabei klugen Benehmen. Nichts weniger als hofmännlich klingt die Aeußerung eines französischen Hofmannes, des Abbé de Brant über Godoy. „Er habe“, sagt dieser von ihm, „seine Schönheit nicht sowohl von sich selbst als von der Vergleichung mit seinen Landsleuten gebozt, bei welchen die äußeren Vorzüge, besonders in den höheren Classen, seltener wären.“ Abgesehen von der Unwahrheit dieser Behauptung, ist so viel gewiß, daß Godoy am spanischen Hofe mehrthat und in der glänzendsten Weise ausgezeichnet wurde. Nicht bloß zum Staatsrath, wie bereits erwähnt, auch zu seinem Generaladjutanten hatte ihn Karl IV. ernannt und ihm im J. 1791 den Karlsorden verliehen. Die Königin, bei der Godoy in besonderer Gunst stand, ließ sich herab, den Keuling zu unterrichten, ihn von allen Verhandlungen des In- und Auslandes in Kenntniß zu setzen und ihn in alle Staats- und Familienverhältnisse einzurweihen. So bedurfte es von seiner Seite keines ausgezeigneten Verstandes, um auf Menschen und Umstände mit Nachdruck einzuwirken.

Mitten unter den Staatsmännern und Großen des Reiches, ihrem Stolz und Ränken gegenüber, wußte sich Godoy, so unerfahren er auch war, in seiner hohen Stellung zu behaupten. Seine Beredsamkeit und das Gebietende in seinem Wesen begünstigten ihn. Gewandt im Entwurf von Plänen, scharf und nicht gemöhnliche Fähigkeiten zu entwickeln, als über Krieg und Frieden mit Frankreich nach der dort ausgebrochenen Revolution zu entscheiden war. In dem Staatsrath, der sich am 14. Oct. 1792 versammelt hatte, stimmte der Graf Aranda gegen den Krieg, weil es an Geld, an Truppen, an Schiffen fehle, ein entscheidender Sieg nach den mehrfachen Niederlagen kaum mehr zu hoffen, dagegen der Ausfall Südamerikas und nicht unwahrscheinlich auch der nordamerikanischen Staaten aus triftigen Gründen zu befürchten sei. Dieser Ansicht, welche fast alle Mitglieder des Staatsrathes theilten, trat Godoy aus Einsicht entgegen. Die spanische Nation, meinte er, sei zu sehr erbittert, um nicht aufs Bereitwilligste Alles herbeizuschaffen, was zur Kriegserhaltung fehle. Noch in höherem Grade als in Spanien herrsche ein solcher Mangel in Frankreich und sehr zu bezweifeln sei es, ob dieser Staat den vereinten Angriff von Spanien, Großbritannien und Rußland werde aushalten. Die Erfahrung habe gelehrt, wie Frankreich allen Unterhandlungen ausge-

wichen und abgeschlossene Verträge gebrochen. Spanien habe nicht mehr zu wählen, ob es Krieg, sondern ob es ihn gemeinschaftlich und mit Hilfe, oder allein und auf sich selbst verlassen, führen wolle. Den Grafen Aranda, im Staatsdienste unter manchen Mühen und Beschwerden ergraut, verdroß dieser Widerspruch eines jungen Mannes, der sich von einem Guiratsenlager in so kurzer Zeit bis zum Staatsrath emporgeschwungen. Er erlaubte sich einige bittere Aeußerungen, verlor jedoch noch an demselben Tage seine Stelle.

Wenn auch Godoy's Ansicht vielleicht nicht die richtige war, so hatte er sich doch nicht geirrt, als er auf den Patriotismus des Volkes reduirte. Ueber 18 Millionen Thaler wurden an freiwilligen Gaben von der Nation zum Kriege herbeigeschafft. Ihre Erbitterung war jedoch so groß, daß sie sich auch auf die in ihrer Mitte lebenden friedlichen Franzosen erstreckte, von denen mehrere als Opfer der Volkstheus fielen. Durch ein mit England abgeschlossenes Bündniß theilte Spanien die Ehre der Eroberung von Toulon. Im Innern des spanischen Reiches waren manche wesentliche Veränderungen eingetreten. Mehr Kraft und Einheit hatte die Staatsverwaltung erhalten, seit der bisherige Zwiespalt auf der Geschäftsabrechnung mit den Ministern und ihren Günstlingen beseitigt worden war. Die Mittel zur Verbesserung, sowohl am Hofe als in der Verwaltung, lagen in den Händen eines einzigen Mannes, des ersten Ministers und diese hohe Stellung nahm Godoy ein. Nur zu bald zeigte sich jedoch, wie wenig er ded in ihm gelegten Vertrauens würdig war. Die dringendsten Geschäfte blieben liegen und zu den wichtigsten Aemtern wurden Personen berufen, die denselben durchaus nicht gewachsen waren. Er wußte sich in seiner Stellung ein solches Ansehen zu geben, daß Alles in Madrid vor ihm zitterte. Aber auch ihn selbst ergriffen Furcht und Schrecken, als die französischen Heere den Ebro überschritten und Madrid bedrohten. Der von ihm bekämpften Ansicht des Grafen Aranda beistehend, schloß er am 22. Juli 1795 den Frieden zu Basel, in welchem Karl IV. den spanischen Antheil von San Domingo an Frankreich abtrat. Godoy hatte übrigens ein besseres Schicksal als der Graf Aranda. Statt wie dieser seiner Stelle entfist und verwiesen zu werden, erwartete ihn eine neue Auszeichnung. Für den Abschluß des bayerischen Vertrags erhielt er den Titel eines Friedensfürsten (Principe della Paz). Ein neuer Plan beschäftigte ihn um diese Zeit. Den französischen Thron, der über kurz oder lang hergestellt werden mußte, wollte Godoy für den zweiten Sohn Karls IV. zu erlangen suchen. Am 19. Aug. 1796 schloß er wirklich mit Frankreich ein Schut- und Trugbündniß. Es sollte vielleicht auch ihm zum Schutze dienen, um im Nothfalle von Frankreich Hilfe erwarten zu können, weil kein Gefühl ihm sagte, daß der Haß der Nation auf seinem Haupte ruhe.

Unter dem besseren Theile des Volkes hatte sich längst ein heimliches Murren erhoben über die Geschickswände des Königs, der einen so verdienstvollen Mann fortwährend mit Ehren und Gnadenbezeugungen überhäufte, die,

indem sie ihn fast erdrückten, seinen Stolz und Uebermuth nährten. Seine reichen Einkünfte gestatteten ihm einen beinahe königlichen Aufwand. Die kostbarsten Kunstwerke schmückten seine Wohnung. Von Gold und Silber sprockten alle seine Zimmer. Er hatte eine eigene Leibwache und seine zahlreiche Dienerschaft vornehmer und geringerer Art lauschte seinen Worten, wo es irgend eine Veranstaltung zu Festlichkeiten galt. Von Staatsdienern und Großen des Reiches, wie von dem Clerus ward ihm in einer Weise gehorcht, wie dies kaum der König von seinen Unterthanen erwarten konnte. Berichtet wird, daß der Erbprinz von Parma, der sich 1795 mit einer Tochter Karl's IV., der Infantin Marie Louise vermählt hatte, ihm, wenn er zu Pferde stieg, den Steigbügel gehalten habe. Seine Aemterung zeigte Godoy besonders der Geistlichkeit gegenüber, deren Oberhaupt er selbst nicht verschonte. Dem Papste machte er 1797 in einem Schreiben die bittersten Vorwürfe, indem er ihm den Bruch des Waffenstillstandes schuld gab und ihn ermahnte, statt um weltliche Angelegenheiten sich zu bekümmern, sich nur mit geistlichen Sachen zu befassen. Selbst den Großinquisitor soll Godoy zum Gegenstande seines Spottes gemacht haben. In moralischer Hinsicht konnte er sich keine Achtung erwerben. Die Einbildunglichkeit beherrschte ihn. Nicht ohne Grund waren die in Madrid allgemein verbreiteten Gerüchte, daß er sich immer bereit gelte, die Bitten schöner Mädchen zu gewähren. Um seine heimliche Vermählung mit Josephine Gudo wußte sogar die Königin. Dessenungeachtet geschah es mit Zustimmung des Hofes, als er eine Heirath schloß, die ihn sogar zu einem Verwandten des königlichen Hauses machte. Vermählt hatte er sich 1797 mit der 15jährigen Tochter eines Brudersohns Karl's III., Ludwig von Bourbon, Grafen von Ghinon. Bei dieser Verheirathung ereignete sich jedoch ein unangenehmer Austritt. Wegen seiner geheimen Verbindung mit Josephine Gudo hatten die Cardinale Dapuz und Lorenzana die Einsegnung des Brautpaares verweigert. Da fürzte, als der Cardinal Semlant sich dazu bewegen ließ, Josephine Gudo von Angst und Verzweiflung ergriffen, in das königliche Schloß, mit den heiligsten Bedrückungen, daß Godoy ihr Gatte und der Vater ihrer Kinder sei. Es war am Vorabend des Hochzeitfestes, als dies geschah. Unter Thränen und Gebet brachte die Unglückliche die Nacht im Schlosse zu, ohne jedoch durch ihren Einspruch es verhindern zu können, daß die Vermählung wirklich am anderen Tage statt fand.

Von Karl IV., dessen naher Verwandter er nun geworden, war Godoy neben seinen übrigen Aemtern und Titeln auch zum Generalissimus der spanischen Landmacht, zum Großadmiral von Spanien und Indien und zum Beschützer des spanischen Seehandels ernannt worden zu einer Zeit, wo dieser Handel in Folge des Krieges mit England gänzlich darniederlag und durch die Sperrung der amerikanischen Seehausfahrt das spanische Reich bei der schlechten Staatsverwaltung immer mehr in Armuth und Noth gerieth. Godoy besaß zu viel Egoismus, um sich darum viel zu bekümmern. Immer mit neuen An-

schlägen entwarf er einen Plan, nach welchem Spanien den Portugiesen, Englands Bundesgenossen, den Krieg erklären sollte. Dazu versagte aber Karl IV., so hoch auch Godoy in dessen Gunst stand, seine Zustimmung in so nachdrücklicher Weise, wie es Godoy schwerlich erwarten konnte. In diesen Krieg würde Karl's IV. eigene Tochter, die nachherige Königin von Portugal, verwickelt worden sein. Einen Beweis, wie wenig er irgend einen Widerspruch ertragen konnte, gab Godoy, als er um diese Zeit (1798) das Portfeuille niederlegte. Der Jubel des Volkes hierbei war jedoch von kurzer Dauer, da seine beiden Nachfolger Sanabria und Arzujo bei ihrem guten Willen, der Vergeudung der Staatseinkünfte zu steuern, doch wenig ausgerichtet vermochten bei dem Einflusse, den Godoy noch immer behauptete.

Kaum konnte sich die Staatsverwaltung, als er wieder an das Ruder derselben getreten war, in schlechteren Händen befinden, als in den seinigen. Die Einsichtsvolleren der Nation hatten nicht Unrecht, wenn sie ihm, abgesehen von seiner Charakterlosigkeit, alles Talent absprachen und ihn als einen mittelmässigen Kopf bezeichnen, der den Ursprung seines Glücks durch seine Anwendung von Mitteln, die das Gemeinwohl förderten, in Vergessenheit zu bringen verstand. Es bedurfte nur der Rückertimmerung an die Regierung Karl's III., um sich zu überzeugen, wie tief die unter dem damaligen Ministerium mühschaftlich geordnete und geregelte Staatsverwaltung gesunken war. Godoy's unerfahrlische Habsucht verschlang die Gelder, welche das mit Frankreich abgeschlossene Bündniß noch übrig gelassen hatte. In der Rechtspflege herrschte die grenzenlose Willkür. Der frechen Art, womit er Aemter und Ehrenstellen verkaufte, ist bereits früher gedacht worden. Diß geschah dies zur Befriedigung seiner Lüste. Dadurch beförderte er das Sittenverderbniß nicht blos in den höheren Ständen, selbst in den niedrigsten Volksschlassen. Schon durch sein Verhältniß zur Königin, das dem Volke nicht unbekannt bleiben konnte, gab er ein verführerisches Beispiel. An Schmeichlern, die sich im Lobe seiner Staatsverwaltung erschöpften, konnte es einem so mächtigen Manne kaum fehlen. Um einiger süchtigen Begünstigungen, oft nur bloßer Hoffnungen willen priesen seine Anhänger selbst seine Sorge für die Geistbildung der Nation, als er einst auf den Empfall kam, die Pestalozzi'sche Lehrmethode in den spanischen Unterrichtsanstalten einzuführen. Selbst die Geistlichkeit, wie bereits früher erwähnt wurde, beugte sich vor ihm. Er verstand es, sie in Furcht zu halten, ohne ihrem Hass einen Kampfplatz zu eröffnen. Selbst den früheren Anschlag gegen Portugal setzte er durch. Aus Oliva, wo er im J. 1800 eingerückt war, sandte er der Königin einen Drangenzweig voll Blüthen und Früchte als Siegeszeichen. Die Feindlichkeiten wurden jedoch an andrädlichen Befehl Karl's IV., den ein Schreiben seiner Tochter gerührt hatte, bald wieder eingestellt und ein Friede mit Portugal kam zu Stande. Auch für dies Unternehmen ward Godoy reichlich belohnt. Außer mehreren werthvollen Geschenken erhielt er eine Gehaltszulage von 100,000 Piaßtern.

Immer reicher und mächtiger geworden, accommo-
dierte sich Godoy, wie in seiner Staatsverwaltung, so
auch in seiner Politik, dem Geiste des Jahrhunderts.
Das Beispiel einer angeklärten Staatsweisheit, die sich
über verjährte Vorurtheile erhob, hatten die Anhänger
der französischen Revolution darin erblickt, daß Godoy
sein Bedenken getragen, seinen Herrn, den König Karl IV.,
der aus dem Hause Bourbon stammte, zum Basallen der
französischen Republik, die sich durch einen Königsmord
geschändet hatte, zu erniedrigen. Mehr Jahre waren ver-
flossen, seit Spanien sich in dieser Abhängigkeit befunden
und eine eben so unwürdige als sokipielige Rolle gespielt
hatte. Dieser Abhängigkeit schien Godoy endlich selbst
müde geworden zu sein. Im October 1806, in dem
Augenblicke, wo Preußen sich gegen Frankreich rührte,
erließ Godoy plötzlich einen Aufruf an die spanische Armee.
Der Feind, gegen den sie die Waffen ergreifen sollte,
konnte allen Verzeichnungen nach niemand Anderes sein
als der französische Kaiser. Leßhaft theilte die Königin
Marie Louise mit Godoy die auf Napoleon's Verberben
gerichteten Wünsche. Dieser ließ sich jedoch nicht täuschen,
als Godoy nach der für Preußen unglücklichen Schlacht
bei Jena jener plötzlichen Rüftung und dem damit ver-
bundenen Aufreife an die Truppen eine Denkung gegen
England zu geben suchte. Napoleon durchschaute die
Wahrheit um so leichter, da er die ungeheuren Opfer
kannte, welche Spanien zu bringen hatte. In der Un-
besonnenheit, womit der sarkastische Baubegünstiger seine
Gedanken verrathen hatte, sah er einen willkommenen
Vorwand, mit welchem er einst den Sturz seines Allir-
ten beschönigen könnte. Das spanische Cabinet, vor dem
er seine Absichten schlau zu verbergen wusste, war schwach
genug, durch das gegen Portugal geschlossene Bündniß
einem Theile der französischen Armee den Weg nach
Spanien zu öffnen. Der Nation aber drang sich eben
dadurch die Ueberzeugung auf, von wie unwürdigen Ge-
biethern sie beherrscht ward.

Durch sein unverdientes und maßloses Glück, wie
durch den Mißbrauch seiner Gewalt hatte sich Godoy in-
dessen eine Menge von Reldern und Feinden zugezogen,
denen es jedoch, obgleich sich unter ihnen die meisten
Großen des Reiches befanden, doch an Mitteln gebrach,
ihn zu stützen. Leßhaft theilten sie mit dem Kronprinzen
Ferdinand die Besorgniß, daß von Seiten des mächtigen
Ministers, der über die ganze bewaffnete Macht des
Reiches gebot und alle Stellen mit seinen Kreaturen be-
setzt hatte, selbst die Thronfolge gefährdet werden könnte.
Auf ihm aber ruhten die Hoffnungen der Nation. An
Wuchs und Anstand glich Ferdinand seinem Vater, in
den Gesichtszügen seiner Mutter, deren italienische Ab-
kunft sich darin verrieth. Wenn das Vaterland und seine
Zukunft theuer war, der suchte auf des Kronprinzen
Bildung einzuwirken. Deto sorgfältiger aber suchte ihn
Godoy zu bewachen und ihn seinen Reldern zu entfern-
den, wodurch nach und nach sogar ein feindseliger Ver-
hältnis zwischen diesen und ihrem Sohne eintrat. Dieser
musste sich besonders in Allem dem Willen seiner Mutter
fügen. Sie bestand darauf, daß Ferdinand, der im

Mai 1806 seine Gemahlin verloren, mit Godoy's Schwä-
gerin, einer Tochter des Infanten Don Ludwig, sich ver-
mählen sollte. In dieser Verlegenheit ertheilte ihm Beau-
harnois, der französische Gesandte, den Rath, sich um
Napoleon's Günst zu bewerben und ihn zu dem Ende
um eine Gemahlin aus seiner Familie zu bitten. Ein
in dieser Begirhung abgefaßtes Schreiben fandte der
Kronprinz am 11. Oct. 1807 an den französischen Kai-
ser ab, dessen Antwort sich jedoch verzögerte. Indessen
ließen es Ferdinand's Freunde nicht an mannichfachen
Plänen fehlen, ihn zu ermuntern und seine Hoffnung
aufrecht zu erhalten. Sie thaten ihm unter Anderem den
Vorschlag, er solle seinem Vater, dem Könige, eine
Anklageschrift gegen Godoy und dessen schlechte Staats-
verwaltung überreichen. Auf die Unterstützung der ange-
sehesten Personen seiner Partei konnte er dabei sicher
rechnen. Diesem Rathe gemäß, schilderte der Kronprinz
in einem eigenhändig von ihm abgefaßten Aufsatze mit
den lebhaftesten Farben den Mißbrauch, den der allgemein
gehaßte Minister von der ihm verliehenen Gewalt ge-
macht hatte.

Indessen hatte Godoy durch einen der verschmiste-
sten Unterhändler, den Staatsrath Aquiaro, den er nach
Paris gesandt, den Antrag erhalten, Portugal mit Na-
poleon zu theilen, wovon er selbst mit völliger Souve-
rainetät Alentejo und Algarbien bekommen sollte. Er
hatte jedoch nicht bloß den Antrag, sondern zugleich den
von Napoleon zu Fontainebleau am 27. Oct. 1807 unter-
zeichneten Tractat erhalten, mit dem Ais, daß 28,000
Mann französischer Truppen in Spanien einrücken und
40,000 außerdem bei Bayonne bereit stehen sollten. Erst
als er ihn abgeschlossen, entdeckte Godoy diesen Vertrag
der Königin Louise Marie, während er ihn vor dem
Ministerium geheim hielt. Indessen hatte er einige
Kunde erhalten von dem bereits erwähnten Aufsatze, den
der Kronprinz seinem Vater gesandt hatte. Diesem Ent-
wurfe zu seinem Entzge mußte er zuvorkommen. Noch
ehe Godoy den Vertrag mit Napoleon aus Paris besom-
men haben konnte, meldete er in einem Schreiben vom
29. Oct. 1807 dem französischen Kaiser: „Der Kronprinz
Ferdinand habe einen Plan entworfen, seinen Vater vom
Throne zu stoßen und seine Mutter zu tödten. Daffür
solle Ferdinand bestraft und der Erbfolge für verlustig
erklärt werden.“ Diesen, nebst seinem Vertrauten, Es-
coiquiz, Herzog von Infantado, hatte Godoy bereits am
29. Det., an demselben Tage, wo er sein Schreiben an
Napoleon ablandte, im Securiat verhaften lassen. Dort
waren elf Mitglieder der Junta zusammenberufen wor-
den, um Gericht über ihn zu halten. Gewarnt ward
Godoy jedoch durch den französischen Gesandten, Napo-
leon's Namen in der Anklage nicht zu nennen, an den
der Kronprinz, wie früher erwähnt, sich schriftlich gemein-
det und ihm seine verzweiflungsvolle Lage vorgestellt hatte.

Unter den Papieren des verhafteten Kronprinzen
fand man außer der gegen Godoy gerichteten Anklage-
schrift auch ein Commisfionsur für seinen Vertrauten, den
Herzog von Infantado, als Generalissimus aufzutreten,
falls nach des Königs Tode irgend Jemand sich der

Thronfolge des rechtmäßigen Erben widerlegen sollte. Des Prinzen Mutter, die Königin Louise Marie, versagte ihrem Sohne das erbetene persönliche Gehör. Sie sandte den Minister Cavañero zu ihm, welchem Ferdinand sein Schreiben an Napoleon nebst seinen sämtlichen Papieren übergab. Unter den heiligen Beschwörungen erklärte Ferdinand, daß weder er noch irgend einer seiner Verbündeten, die er ohne Vorbehalt nannte, auch nur im Entferntesten die Enthronung seines Vaters oder die Ermordung seiner Mutter beabsichtigt habe. Diese Erklärung verschlehte nicht ihre Wirkung auf die Mitglieder der Junta, die über den Kronprinzen Gericht hielten. Weder ihm noch seinen Freunden könne man es zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich über den Zustand des Landes berathen und gegen die bisherige Verwaltung sich bei dem Könige beschwert hätten. Die Anklage ward demgemäß von dem Gerichte einstimmig verworfen und die Freisprechung des Kronprinzen in ganz Spanien zugleich als ein Verdammungsurtheil des Mannes gefeiert, der all dies Unheil gestiftet hatte.

Allgemein war die Bestürzung, als die französischen Truppen in immer größeren Heeressmassen in Madrid anlangten und Quartier und Verpflegung fordernten oder nahmen. Wenige desanben sich unter diesen Umständen in einer peinlicheren Lage als Godoy. Er gleich, wie sich ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, „einem falschen Spieler, der im Vertrauen auf seine Kunst Hab und Gut auf eine Karte gesetzt und nun plötzlich die Karten wechseln, von Neuem mischen und nicht ohne Verdacht des Betruges abschlagen sieht.“ Daß der französische Gesandte und sein Anhang sich mehr um den Kronprinzen als um Godoy beschäftigte, war für diesen ein bedenkliches Zeichen. Mit steigender Unruhe sah er, wie die französischen Truppen, statt nach Portugal zu ziehen, in Spanien sich festsetzten. Ueber Napoleon's Absichten blieb er in völliger Dunkelheit. Auch von Isidoro, seinem bereits erwähnten Gefährtsknecht in Paris, hatte er lange Nichts gehört, bis derselbe plötzlich in sein Zimmer trat, von Napoleon gesendet mit mündlichem Auftrage an den König, zu mündlicher Antwort und schleuniger Rückkehr nach Paris. Godoy führte ihn sofort zu Karl IV. Ihre beläufigste Unterredung ist nicht bekannt geworden.

In seinem anfänglichen Entschlusse, dem Kronprinzen jeden Weg zur Versöhnung mit seinem Vater abzuschneiden, war Godoy durch diese Vorgänge immer wankender geworden. An die Stelle seiner bisherigen Keckheit traten mancherlei Besorgnisse, welche die Königin mit ihm theilte. Gerathen schien es ihm, unter diesen Umständen der Sache eine mildere Wendung zu geben und den Vater wieder mit seinem Sohne zu versöhnen. Seiner Ueberredung gelang es, den Kronprinzen zu einem schriftlichen Eingeständnisse der Verbrechen, deren man ihn anklagte, zu bewegen. In einer öffentlichen Bekanntmachung hieß es unter Anderem: „Die Stimme der Natur entwaffnet den Arm der Rache. Wenn die Unferonnenheit um Nachsicht bittet, kann ein jährllicher Vater

nicht widerstehen. Angst und Reue hat dem Prinzen demüthige Bittschriften an seine Aeltern eingegeben, in deren Folge aus seiner Mutter Fürbitte der König ihm vergeibt u. s. w.“

Noch ehe 40,000 Mann französischer Truppen unter dem Oberbefehle Murat's, des Herzogs von Berg, sich Madrid gendert hatten, waren die Festungen Bampelona, S. Sebastian, Figuera und Barcelona von den Franzosen in Besitz genommen worden. Godoy befand sich jetzt in einem Zustande der furchtbarsten Unruhe und Verzweiflung. Sein böses Gewissen sagte ihm, daß er, gebelnd durch das Besprechen Napoleon's, ihn nach dem Sturze Karl's IV. zum Herzoge von Algarbien und Alentejo zu ernennen, die französischen Heeressmassen selbst nach Spanien geführt habe. Seine Unruhe erlaubte ihm nicht, einen festen Entschluß zu fassen, irgend einen bestimmten Befehl zu ertheilen. Sein Ruhi, seine Besonnenheit verließen ihn gänzlich. Der König und ihrem Gemahle ertheilte er den Rath, das Beispiel des Prinzregenten von Portugal zu befolgen und über Sevilla und Cadix sich nach Amerika zu begeben. Zu Kranjuz traf man wirklich die nöthigen Reiseankalten. Dorthin waren die Garden beordert worden, um das fliehende Königspaar zu decken. Der Kronprinz, von der Abreise benachrichtigt, soll zu denen, die bei ihm den Dienst hatten, die Worte geäußert haben: „Wir sind verloren! Mein Vater ist von Godoy betrogen. Er ist im Vergriffe, Spanien zu verlassen und uns nach Amerika zu schleppen.“

Die Längst unter dem Volke herrschende Gährung ward noch durch die Gerüchte vermehrt, die sich über diese ungewöhnlichen Ereignisse verbreiteten und die in jedem Falle etwas Außerordentliches erwarten ließen. Von der Partei des Kronprinzen ward ausgepflegt: „Godoy bringe Madrid um seine Nahrung; er beschimpfe durch die Flucht des Königs die ganze Nation.“ Diese Auslassungen floßen von Mund zu Munde. Sie waren das Lösungswort zum Fluche und Verderben des Mannes, der Spanien in so namenloses Elend geführt hatte. Jedes Mittel ward ergriffen, das zu seinem Sturze dienen konnte. Zu den Landleuten, die aus entfernten Dörfern in großen Scharen nach Kranjuz zogen, hatte sich ein nicht kleiner Theil des Militärs gesellt. Es war in der Mitternacht des 18. März 1808, als die Menge nach dem königlichen Schlosse vordrang. Karl IV. fand schon auf der Treppe, um mit seiner Gemahlin in den Wagen zu steigen. Da erscholl der vielstimmige Ruf: Halt! — Es lebe der König! Es lebe die Königin! Mit diesem Schrei stürzte die Menge nach Godoy's Wohnung. Das Feuern seiner Leibwache nicht beachtend, drang sie über die Leichen hinweg und erstürmte seinen Palast. Das Gold und den Schmutz in seinen Zimmern berührte der wüthende Pöbel nicht. Nur seiner Person wollte man sich bemächtigen. Mit genauer Noth entramm Godoy einem schmachvollen Tode. Er war vernunmt mit einem seiner Diener über das Dach aus dem Boden eines benachbarten Hauses gesteuert. Drei Tage brachte er

dort in Todesangst zu, während die Hüthe der Suchenden ihm zu Ohren drangen. Sie stillten ihre Wuth an seinem Bette, dessen Wärme ihnen verrieth, daß er es erst vor Kurzem verlassen haben mußte.

Bei dem Gedanken, daß ihr Lieblich gefunden und hingewürgt worden möchte, ergriß die Königin Louise Marie eine wahrhafte Todesangst. Sie bestimmte ihren Sohn, den Kronprinzen, mit Bitten, das Leben des Unglücklichen zu retten. In dem Augenblicke, wo Godoy von brennendem Durste gequält sich aus seinem Versteck herauswagte, fiel er am Morgen des 19. März 1808 seinen Verfolgern in die Hände. Unter Mißhandlungen ward er von ihnen auf die Straße geschleppt. Sie würden ihn umgebracht haben, wenn nicht Ferdinand, von einem Theile der Leibwache begleitet, herbeigerufen wäre. Der Jutrus des Kronprinzen, den Verbrecher leben zu lassen, um ihn nicht den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, that der Volkswuth für einen Augenblick Einhalt. Doch blieb Godoy nicht verschont von Steinwürfen und Gegenständen, als er zwischen den Pfeilen der Garbisten nach einer Caserne abgeführt ward. Er blutete aus mehreren Wunden und sammelte vor Todesangst, als ihm Erklärungen über seine Staatsverwaltung abgefordert wurden.

In die tiefste Betrübniß versetzte sein Schicksal den König und die Königin, jenen vorzüglich deshalb, weil er, durch Godoy bisher aller Gesährs überhoben, sich gar nicht vorstellen konnte, wie er ohne ihn regieren sollte. Es bedurfte daher seiner Pistole, die ihm nach einer Notiz in einem französischen Blatte auf die Brust gefeßt worden sein soll, um den schwachen Fürsten zur Ausfertigung einer Urkunde zu bewegen, nach welcher er, unter dem Bewande seiner leidenden Gesundheit, zu Gunsten seines Sohnes dem Throne entsagte. Dies geschah am 19. März 1808. Nicht ohne Besorgniß hatte jedoch der Kronprinz unter dem Namen Ferdinand VII. den Thron bestiegen. Es mußte ihn bestreben, daß Murat, der Herzog von Neapel, die Freigabe Godoy's von der Junta in Madrid forderte, deren Vorstand, der Infant Antonio, sich dazu nur gezwungen verstand, weil eine geheime Ahnung ihm sagte, daß dies die Entthronung des jungen Königs zur Folge haben könnte. Noch auffallender war der Ton in einem damaligen Schreiben Napoleon's, worin Ferdinand als bloßer Prinz angeredet und über die Vorfälle zu Aranjuez wie von einem Gebieter jurethgewiesen ward.

Dies Schreiben war vom 18. April 1808 datirt. Napoleon äußerte darin unter Anderem: „Ich bin nicht Richter über das, was in Aranjuez vorging, noch über die Aufführung des Friedensfürsten. Aber so viel weiß ich, daß es gefährlich für einen König ist, die Völker daran zu gewöhnen, Blut zu vergießen und sich selbst Recht zu verschaffen. — Es ist nicht dem Interesse Spaniens gemäß, einen Fürsten übel zu behandeln, der eine Prinzeßin aus königlichem Gebüde geheiratet und das Königreich so lange verwaltet hat. Godoy hat seine Freunde mehr. Em. Königl. Hoheit werden deren eben-

falls keine mehr haben, wenn Sie jemals unglücklich sind. Wie konnte man übrigens dem Friedensfürsten den Proceß machen, ohne ihn auch zugleich der Königin und dem Könige, Ihrem Vater, zu machen? Dieser Proceß wird den Haß und die Parteilichkeit nähren; das Resultat aber wird für Ihre Krone sehr traurig sein. Em. Königl. Hoheit haben drauf seine Rechte, als die, welche Ihnen Ihre Mutter übertragen hat. Wenn der Proceß dieselbe entsetzt, so vernichten Sie diese Rechte. Verschließen Sie schwachen und treulosen Rathsblättern Ihr Ohr. Sie haben nicht einmal ein Recht, über den Friedensfürsten zu richten. Seine Verbrechen, wenn man ihm dergleichen vorwirft, verlieren sich in den Rechten des Thrones. — Was die Abdankung Karls IV. betrifft, so hat dieselbe stattgefunden in einer Zeit, wo meine Waffen ganz Spanien bedeckten. In den Augen Europas und der Nachwelt wird der Schein auf mir ruhen, so viele Truppen nur nach Spanien' geschickt zu haben, um meinen Bundesgenossen und Freund vom Throne zu stoßen. Als benachbarter Souverain ist es mir erlaubt, die Abdankung kennen zu wollen, bevor ich sie anerkenne. Ich sage es Em. Königl. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: Wenn die Abdankung des Königs Karl aus seiner eigenen Bewegung geschähe, wenn er dazu nicht gezwungen worden durch den Aufstand von Aranjuez, so mache ich seine Schwelgerlichkeit, sie zuzulassen und erkenne Em. Königl. Hoheit als König von Spanien an. Ich wünsche daher mit Ihnen über diesen Gegenstand zu sprechen. Noch schwanke ich zwischen verschiedenen Ideen, die irrit werden müssen. Sie können aber überzeugt sein, daß ich mich auf jeden Fall mit Ihnen, wie mit dem Könige, Ihrem Vater, verständigen werde.“

Diesen Versicherungen entsprach jedoch der Empfang sehr wenig, den Napoleon dem jungen Könige bewies, den er nach seinem Vater und seiner Mutter im April 1808 nach Bayonne berufen hatte, um angeblich den Streit zwischen Ferdinand und seinen Aeltern zu schlichten. Bei dieser Zusammenkunft wurden nur wenige und unbedeutende Worte gewechselt. Noch vor der Ankunft des Königs und der Königin hatte sich Godoy nach Paris begeben und dort in einer langen Unterredung mit Napoleon schon Zeit zu allerlei Versicherungen gehabt, deren Folgen sich zeigten, als das Königspaar eintraf. Karl IV. deutete seinem Sohne an, er werde ihn und seine Räte als ausgewanderte betrachten, wenn nicht vor Andbruch des folgenden Tages die Krone unbedingte in stichtlicher Urkunde zurückgegeben würde und Napoleon erklärte, daß er dem unglücklichen Vater gegen seinen aufrührerischen Sohn Beistand versagen weiter wolle noch dürfe. Er schauerte jedoch zusammen, als Karl IV. seinen Sohn, der etwas erwidern wollte, Kronenräuber und Vätermörder nannte und die unnatürliche Mutter ihn verfluchte. Es war Godoy's Stimme, die aus ihm und ihren Verwünschungen sprach. Ihm machte übrigens der Gram seines Herrn, die Verwüstung seiner Lande, das Unglück seines Vaterlandes seine Sorgen. Er hatte die Todesangst in Aranjuez überhoben und suchte

nun, mit gehöriger Pflege seines Leibes, sich seinen Aufenthalt in Bayonne so behaglich als möglich zu machen. Vereinstwillig that er, was ihm geboten ward, ohne auf die Stimme der Moral zu hören. Völlig gleichgültig blieb er, als Ferdinand durch den General Savary im Namen Napoleon's die Anzeile erhielt: die Dynastie der Bourbons in Spanien habe aufgehört und an ihre Stelle solle die Napoleonische treten. Unter diesen Umständen sei Nichts weiter für ihn zu thun, als zu Gunsten der letzteren allen Rechten auf die spanische Krone zu entsagen. Godoy soll bei dieser Gelegenheit gekauert haben, Ferdinand, der Retter seines Lebens, habe von Glück zu sagen gehabt, daß er das Väterthum nicht betreten. Nicht minder trübe Schicksale trafen den König Karl IV. Den Vertrag, nach welchem dieser sein Reich an Napoleon abtrat, schloß Godoy mit dem Generalleutnant an demselben Tage (am 5. Mai 1808), an welchem die Nachricht in Bayonne eintraf, daß das spanische Volk sich bewaffnet und in Madrid schon Blut geflossen sei.

Das Schicksal Karl's IV. theilend, begleitete Godoy ihn nach Frankreich und von da nach Rom. Seine Gemahlin blieb mit ihrer Tochter in Spanien zurück, so auch Josephine Luise mit ihren Kindern. In der Hoffnung, seine dort eingezogenen Güter wieder zu erhalten, sah er sich getäuscht. Bei seinem Sturze sollen nach vorzugesunden Rechnungen seine Einkünfte sich jährlich auf 5 Mill. Piaster belaufen haben, auf seinab 100 Mill. Piaster aber das ganze Vermögen, das er sich, mit Unbegreif seiner Kostbarkeiten und Kunstsammlungen, in dem Räume von 16 Jahren erworben hatte. Sein Reichthum bestand weniger in Grundbesitz als in Baarschaften, die er im Anstalten der Wechselhäuser untergebracht hatte. Jedenfalls war er der reichste Mann seiner Zeit. In Rom hatte er sich die Villa Mattei gekauft, wo er sich zuweilen an dem Genusse der schönen Künste ergötzte. Dafür hatte er einiges Gefühl, wenn ihm auch das moralische abging. Den größten Theil seiner Zeit brachte er bei der Königin Josephe Marie zu. Sein Charakter war im Wesentlichen sich völlig gleich geblieben. Immer soll er noch eine Freude empfunden haben, geheime Aufschläge zu entwerfen, daß und Zwietracht unter Ältern und Kindern zu verbreiten und Missethätigkeiten jeder Art unter den Hofleuten zu erhalten. Bei aller Leidenschaftlichkeit äusserte er sich nie bitter über seine Feinde, aber Napoleon und Murat und freute sich nicht über ihren Fall. Sein höchster Wunsch war, von dem Könige von Frankreich, dem Haupte des Hauses Bourbon, als dessen Verwandter anerkannt zu werden. Nach der Entlassung eines seiner Zeitgenossen war ihm von der Vergangenheit keine andere Erinnerung geblieben, als an den Genuß von Spiel und Gesang, von Werken der Malerei und Sculptur. Die Wissenschaften hatten für ihn kaum ein Interesse. Auch dem Gange der politischen Ereignisse zu folgen unterließ er in den letzten Jahren seines Lebens fast gänzlich. Er hatte viele Menschen gesehen, das Ungeheuerliche entwickeln und volbringen gesehen, ohne einen der Handelnden nach seiner Indi-

vidualität zu schämen. So viel Geschäfte er auch betrieb, vermochte er doch von seinem betrübenden Ausblick zu geben. Ebenso wenig verstand er, den Gang irgend einer Begebenheit und ihre Folgen zu beurtheilen. Mit ungemeiner Schwachhaftigkeit ergoß er sich in Schilderungen kleinlicher Ränke nach Untertreibe, wenn er über Staatsangelegenheiten sprach, in die er verwickelt gewesen war. An die Stelle seiner früheren Leidenschaftlichkeit war ein ruhiger Gemüthszustand getreten. Den Titel eines Friedensfürken hatte er in Rom mit dem eines römischen Fürken, den ihm der Papst ertheilte, verwechselt. Im J. 1847 wurde ihm die Rückkehr nach Spanien gestattet; er machte aber keinen Gebrauch davon und starb den 7. Oct. 1851 in Paris, wohin er sich nach der Juli-revolution gewendet hatte. Die von ihm geschriebenen *Memorias originales del principe della Paz* wurden in mehrer Sprachen übersezt, ins Französische, ins Englische und ins Deutsche. Von den meisten dieser Uebersetzungen befinden sich außer Godoy's Bildnisse auch die Portraits Karl's IV. und der Königin Marie Louise. (Heinrich Döring.)

GODOY (Piedro y), spanischer Theolog, zwischen den Jahren 1615 und 1620 zu Alcanueva in Extremadura geboren, trat zu Salamanca in den Dominikanerorden und lehrte an mehreren spanischen Universitäten die Theologie. Philipp IV. wählte ihn zu seinem Reichsvater und beförderte ihn im J. 1664 zum Bischof von Orense. Später erhielt er das Bisthum Sigüenza und starb um das Jahr 1680. Er galt als einer der vorzüglichsten Prediger seiner Zeit und erwarb sich durch seine Disputationen über die Thomistische Theologie (*Disputationes theologicae* in D. Thomam. Venetiis et Parisiis 1686. fol. 7 Voll.) den Ruf eines ausgezeichneten Kanonikers *).

(Ph. H. Kälb.)

GODOY (Juan Gil), ein naher Verwandter des Vorhergehenden und ebenfalls Dominikanerorden, lebte um die Mitte des 17. Jahrh. und fand als Prediger bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen. Näheres über seine Lebensverhältnisse ist nicht bekannt; seine Ver-

2) *Mémoires du prince de la paix, Don Manuel Godoy, Duc d'Alcañova, Prince de Bassano etc. traduits en français d'après le manuscrit espagnol par J. G. d'Ermenard, (Paris 1836. 8. 2 Voll. Bruxelles 1836. 4. Tome in 18., nachgedruckt zu Leipzig 1836 in 2 Octavbänden.)* 3) *Memoirs of the Prince of Peace, Translated under the superintendence of his Highness from the original manuscript. By I. G. d'Ermenard. With portraits (London 1836. 8. 2 Voll.)*

4) *Mémoires du Prince de Bassano (Don Manuel Godoy) Duc de Bassano, Fürken von Bassano u. s. w. Nach der in London in englischer Sprache erschienenen Uebersetzung der spanischen Handschrift ins Französische übertragen von J. S. Ungewitter. (Berlin 1836. gr. 8. 2 Bde. Mit drei in Kupfer gestochenen Abbildungen.) Eine andere Uebersetzung von H. Diezmann erschien zu Leipzig 1836—1837 in 4 Octavbänden.* 5) *Bericht, antier den erwähnten Mémoires im Allgem. Zeitung 1817. Nr. 317. New Monthly Review, März 1818. Zeitgenossen. 4. Bd. 1. Heft. S. 55 fg. Preder's Allgem. Weltgeschichte. 13. Th. S. 528 fg. 2. Bauer's Allgem. Weltgeschichte. 6. Bd. S. 277 u. 433 fg.*

*) J. Eckard und J. Quetif, *Scriptores ordinis Praedicatorum* Tom. II. p. 673. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 924.

digten sind dem dritten Bande seines Werkes über den Stifter seines Ordens (El mayor Guzman de los buenos nuestro padre Santo Domingo (Salamanca 1684. fol. 3 Voll.) beigelegt *).

GODOYA, der Name einer von Ruiz und Pavon aufgestellten, zu der Familie der Ternstroemiaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Person Godoya nannte und deren Charakteristik in Folgendem besteht:

Die Blüthen des vielblüthigen, abfälligen Reicks sind gefärbt, abgeraubt, dachziegelig, mehrreihig, die inneren allmählig länger. Die fünf Kronblätter sind unterständig, verkehrt-eiförmig, länglich, stumpf, in der Knospenlage zusammengerollt und stehen während der Blüthezeit ab. Von den zahlreichen, unterständigen, in mehreren Reihen stehenden Staubgefäßen haben die äußeren keine Staubbeutel, sind frei oder in fünf getrennte, mit den Kronblättern abwechselnde Bündel verwachsen, die 10–40 inneren frei und mit Staubbeuteln versehen, die Fäden sind kurz, pfriemlich, die Staubbeutel sind nach Außen gewandt, zweifächerig, am Grunde angeheftet, lang linealisch und springen an der Spitze mit einem doppelten Loch auf. Der Fruchtknoten ist frei, kurzgestielt, drei- bis fünfkantig, an beiden Enden verschmälert, drei- bis fünfzählig, die Scheidewände tragen am Rande die Placenten. Die zahlreichen Eichen sind dem Centralwinkel der Fächer in doppelten Reihen eingefügt und decken sich dachziegelig. Der Griffel ist kurz, an der Spitze verdünnt, die Narbe einsach. Die boige, drei- bis fünfzählige Kapsel springt schiedewandspaltig auf, die Ränder der Klappen sind einwärts gebogen und tragen die linealischen, sich ablösenden Placenten. Die zahlreichen Samen sind länglich, geflügelt.

Zu dieser Gattung gehören Bäume des tropischen America mit wechselfächerigen, gestielten, leberartigen, glänzenden, quer gestreift-gerippten, ganzrandigen oder ein wenig gekielten Blättern, fehlenden Nebenblättern und gelben, in Trauben stehenden Blüthen.

Hierher gehören als Arten:

1) *G. spatulata Ruiz und Pavon*. Die Blätter sind spatelig, gefleckt; an Staubgefäßen sind ungefähr 40 vorhanden.

Diese Art wächst in Peru.

2) *G. obovata Ruiz und Pavon*. Die Blätter sind verkehrt-eiförmig, gefleckt; die Trauben und die Blüthenstiele haben vor der Blüthezeit keine Deckblätter; die Kapsel ist eiförmig, am Grunde stumpf, fast stiellos.

Diese Art wächst gleichfalls in Peru.

3) *G. antioquiensis Planchon*. Die Blätter sind verkehrt-eiförmig; die fast einsachen Trauben sind endständig; die Blüthenstiele sind während der Blüthezeit mit zwei Deckblättern besetzt, welche später abfallen; die Kapsel ist linealisch-länglich, an beiden Enden verschmälert.

Diese Art wächst in Neu-Granada auf den höchsten Bergen der Provinz Antioquia. Der vorigen sehr ähnlich.

*) J. Eckard und J. Querf, L. c. Tom. II. p. 702.

lich unterscheidet sie sich durch die größeren, 3–4 Zoll langen Blätter mit angedrückt-brandig-flacheispizigen Edgelähnen. Die ausgebreiteten Blüthen sind im Durchmesser ungefähr 3 Zoll breit, die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, häutig, in der Trockenheit gebüht.

4) *G. splendida Planchon*. Die Blätter sind mit dem unpaarigen vierpaarig, die Blüthen sind eiförmig-elliptisch, am Grunde stumpf, gefärbt; die Kapsel ist endständig, vielblüthig, während der Blüthe deckblattlos; die Blätter sind eiförmig-länglich, ausgepilt.

Die Heimat dieser Art ist Neu-Granada.

5) *G. gemmiflora Martius und Zuccarini*. Die Blätter sind länglich, stumpflich, undeutlich gekielt; die zusammengefügten, langen Blüthentrauben sind achsel- und endständig; die Kelche sind zehnbüthig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien. (Garcke.)

GODRAN (Charles), neuerer lateinischer Dichter, am Anfange des 16. Jahrh. zu Dijon geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt durch den Einfluß seiner Familie, zu welcher auch der Präsident Godran, bekannt als Stifter des seinen Namen tragenden Collegs, gehörte, sehr frühe ein Kanonicat an der Schloßkapelle seiner Vaterstadt, welches ihn in den Stand setzte, seiner Neigung zu den Wissenschaften zu folgen. Mit besonderem Glücke verwich er sich in der lateinischen Poesie und an ihn wandten sich vorzugsweise seine Mitbürger, um durch ihn bei festlichen Gelegenheiten ihre Gefinnung und ihre Gefühle ausdrücken zu lassen. So verfaßte er ein Klagegedicht auf den frühzeitigen Tod des im J. 1563 von dem kanaischen Jean Boitrot auf seine Weise ermordeten Herzogs Franz von Guise (Epicedium in praenatum et omnibus saeculis deplorandum mortem Francisci a Lotharinga, Guisiani ducis, adjectis aliquot ex iis quae non ita pridem scripsit episcopus Regiensis. Divione 1564. 4.), einen Glückwunsch bei der Anwesenheit des Königs Karl IX. zu Dijon (De auspicio regis Caroli IX. in urbem Divionem bene atque feliciter excepti ingressu Euphemia sive gratulatorium carmen. Divione 1564. 4.) und ein Hochzeitgedicht auf die im J. 1569 erfolgte Vermählung desselben Königs mit Elisabeth, Tochter des Kaisers Maximilian (Tobias Nephtali, Raphaelae Archangelo praenuntio, felix Epithalamium in argumentum felicissimi Epithalamii Caroli IX. ac Isabellae Austrasiae. Divione 1571. 4.). Außer diesen sehr gut geschriebenen Gelegenheitsgedichten besitzen wir von Godran noch ein größeres Gedicht auf das Leben Christi in wohlklingenden Hexametern (Historia Crucis dominicae, quam Passionem vocant, versibus heroicis expressa ex D. Joannis 18 et 19 capitibus, adjectis aliquot per transannam ex sacris literis. Divione 1565. 4. Neue vermehrte Ausgabe unter dem Titel: Eucomium Crucis. Ibid. 1566. 4.), eine Erzählung der Geschichte Judith's in derselben Versart (Judith viduae Historia, heroicis versibus expressa. Divione 1569. 4.), eine poetische Zusammenstellung des

Inhalt des Evangelien (Mysterium Evangelicum veribus descriptum et in dialogis distinctum. Divione 1569. 4.) und zwei dramatisirte Erzählungen des alten Testaments (Susanna Helochiae filiae, Tragicomœdia, ex cap. XIII Danielis. Divione 1571. 4. und Sacrificii Abrahami Hypotyposis sive imaginaria representatio. Ibid. 1572. 4.). Alle diese Gedichte sind nicht ohne Verdienst und beweisen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Behandlung der Sprache und des Gedankes. Godric starb im Februar 1577 zu Dijon; seine weiteren Lebensverhältnisse sind nicht näher bekannt *).

(Ph. H. Kälb.)

GODRICK, berühmter englischer Einsiedler, gegen das Ende des 11. Jahrh. zu Walpole in Norfolkshire geboren, war der Sohn armer Eltern, wanderte in seiner Jugend als Krämer in den Dörfern umher, bis er sich die zum Kaufe eines Schiffes nöthige Summe verdient hatte und trieb dann einen einkräftigen Handel nach verschiedenen Küstenpunkten Englands und Schottlands. Auf einer dieser Fahrten landete er auch auf den Farn Isles, wo er durch die Frömmigkeit der daselbst wohnenden Mönche so sehr erbaute wurde, daß ihn große Lust anwandte, sich ebenfalls einem beschaulichen Leben zu widmen. Als er einr, während er sich an der Küste ein Stück von einem gestrandeten Delphin als Nahrung abschnitt, von der Fluth überfaßt wurde und nur wie durch ein Wunder dem Tode entging, reifte sein Entschluß zur That und er begann seine neue Lebensweise mit einer Pilgerreise nach Jerusalem. Am Jordan, worin er sich badete, ließ er seine Schuhe zurück und ging von nun an bis zu seinem Lebende barfuß; auf seiner Rückreise besuchte er die heiligen Orte in Rom und zu Compostell und kam durch Frankreich nach seiner Heimath zurück, wo er als Verwalter in die Dienste eines sehr reichen Herrn trat; da aber die ihm untergebenen Knechte nicht nur ein ausschweifendes Leben trieben, sondern auch den größten Betrug und schreiende Ungerechtigkeiten verübten und seine Mahnungen ohne Erfolg blieben, so legte er, um sich nicht fremder Sünden theilhaftig zu machen, seine Stelle nieder und unternahm eine zweite Wallfahrt nach Rom. Nach seiner Zurückkunft beschloß er sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen, vertheilte seine ganze Habe unter die Armen und begab sich als Einsiedler in eine nördlich von Carlisle befindliche Wüste, wo er Eitelrich, einen Mönch des Klosters zu Durham, welcher sich ebenfalls hieher zurückgezogen hatte, antraf und ihm, da dieser bereits ein Greis war, diente. Beide lebten von Wurzeln, Rüssen und Honig und stillten den Durst an einem in der Nähe ihrer Klause vorüberfließenden Bache. Nach dem Tode Eitelrich's machte Godric eine zweite Reise nach Jerusalem, blieb dann einige Zeit in der Einöde Strengbalds (Jeht Witthyn) und zog zuletzt nach der etwa drei Meilen von

Durham entfernten Wüste Finghal, welche er nicht mehr verließ. „Die Bußwerke, welche er hier unternahm,“ sagt sein Biograph, „waren außerordentlich, fast seine ganze Zeit war dem Gebete und den Abingen der Psalmen gewidmet; Einsalt, Sanftmuth und Demuth sprachen aus allen seinen Werken und sorgfältig verbergte er Alles, was ihm in den Augen der Menschen Hochachtung erworben konnte; gegen Alles, was von Eitelkeit zeugte, fühlte er einen unüberwindlichen Abscheu und nie sprach er von sich selbst anders, als von dem größten Sünder; sein Körper glück durch die Feste Kastration desselben einer Leiche, auf seinem Antlitze aber bemerkte man eine bewunderungswürdige Hebel, welche durch eine außerordentliche Lieblichkeit und Milde noch mehr hervorhimmerte.“ In den letzten Jahren seines Lebens wurde er von verschiedenen Krankheiten heimgesucht, welche er aber in seiner verlassenem Lage mit wunderbarer Geduld ertrug. Er starb im J. 1170 am 21. Mai, an welchem Tage auch die Kirche sein Andenken feiert. Godric wurde in früherer Zeit von den Engländern eifrig verehrt und Viele wallfahrten zu der Kapelle, welche an dem Orte, wo seine Klause stand, erbaut worden war. Wir besitzen eine von Galfrie, einem gleichzeitigen, aber nicht näher bekannten Mönche, verfaßte und mit mancherlei altherren Mährchen ausgeschmückte Biographie Godric's, welche Gelfr. Henken aus einer Handschrift des 13. Jahrh. (in den Act. Sanctorum Maji Tom. V. p. 70 seq.) zuerst herausgab. Die Angabe, daß Godric ein Buch: De vita et visionibus Ornae geschrieben habe, dürfte wahrscheinlich auf einer Verwechslung mit einem späteren Schriftsteller desselben Namens. (Ph. H. Kälb.)

GOD SAVE THE KING! (Gott erhalte den König!) ein nach diesem Refrain genanntes englisches Volkslied, das eine nicht geringe Berühmtheit erlangt hat. Ueber den Dichter, wie über den Componisten herrschen verschiedene Meinungen. Daß Heinrich Catey in der Mitte des 18. Jahrh. das erdachte Lied verfaßt habe, scheint ziemlich erwiesen. Auch die Melodie soll von ihm herrühren, wenigstens im ersten Entwurfe, der bei seinen mangelhaften Kenntnissen der musikalischen Theorie von Anderen verbessert worden und namentlich der Bass hinzugefügt worden sein soll. Dr. Harrington in Bath soll sich dieser Mühe unterzogen haben. Nach einer anderen ebenso wenig durchaus verbürgten Annahme war es Christoph Smith, der Schreiber des berühmten Händel, an den sich Catey in dieser Hinsicht gewandt hatte. Aus dieser Angabe entstand wahrscheinlich die Sage, daß die Melodie von Händel selbst herrühre. Zur allgemeinen Kenntniß des Publicums gelangte dies Volkslied, wie es scheint, im J. 1745. Um diese Zeit ward es, zugleich mit der Melodie, im Gentleman's Magazine herausgegeben und machte um so größere Sensation, da die Ermunterung zur treuen Anhänglichkeit an den herrschenden Königshaus, bei der damals drohenden Landung des jungen Stuart, sich in jenem Liede lebhaft ausdrückte. Zu einem beliebten Volksliede ward dies zeitgemäße Product, als es von Dr. Arne, dem Componisten

*) Phib. Papillon, Bibliothèques des auteurs de Bourgogne. (Dijon 1742. fol.) Tom. I. p. 258. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 445. Biographie générale. Tom. XX. p. 930.

des bekannten Liedes: „Rule Britannia“ auf die Bühne gebracht ward. Die Melodie ward seitdem von verschiedenen Tonkünstlern verändert und in Bezug auf die Harmonie des Gesanges wesentlich verbessert. Der Rhythmus blieb jedoch der ursprüngliche. Nach einer Notiz von Burney in seiner Geschichte der Musik soll dies Volkslied nicht zu Ehren König Georg's gedichtet worden sein, sondern in der ältesten Gestalt gelaunt haben:

God save great James our King (Gott segne unsern großen König Jacob). Merkwürdig ist ein ohne Zeitangabe von Rilen und Williams beigezogter Abdruck jenes Liedes, in welchem Arthur Young, Organist in London, als Componist genannt wird *). (Heinrich Döring.)

*) Siehe New Monthly Magazine. Vol. IV. p. 389 seq. Burney in seiner History of Music.

Ende des einundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

56320833





